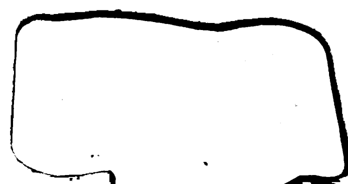


721.



JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG
VOM JAHRE
1807.

VIERTER JAHRGANG.

ERSTER BAND.

MIT EINER KUPFERTAFEL.



JANUAR, FEBRUAR, MÄRZ.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,
1807.

UNTERHALTUNGEN
ÜBER
GEGENSTÄNDE DER BILDENDEN KUNST
ALS FOLGE DER NACHRICHTEN
VON DEN WEIMARISCHEN KUNSTAUSSTELLUNGEN.

Obschon aus verschiedenen Ursachen unsere Preisaufgabe und Ausstellung für dieses Jahr unterlassen worden, und auch für's künftige noch ausgesetzt bleibt: so kann der gewohnte Verkehr mit dem Publicum dennoch fortdauern, und wird für kunstliebende Leser in Hinsicht auf Mannichfaltigkeit der Gegenstände wenig einbüfsen. Denn manches Bedeutende ist im Verlauf des Jahres bey uns eingekehrt, anderes vorübergezogen, und über noch Anderes werden wir uns sonst zu reden veranlasst finden. Mancher wird vielleicht meinen, der Drang äusserer Umstände, die Erschütterungen der Staaten und Völker gebieten jetzt andere, ernstere Sorgen, als kritische Betrachtungen über Kunstwerke anzustellen: allein je unruhiger die Umstände von aussen sind, desto wohlthuender mag es eben darum für Viele seyn, sich an dem ewigen Frieden der Künste einen Augenblick zu ergötzen: und also beginnen wir ohne weitere Einleitung mit

I. Nachrichten von einer Sammlung meistens antiker geschnittener Steine.

Dieselbe besteht aus mehr als 60 Stücken, worunter sich verschiedene Gemmen des ersten Ranges befinden, manche, welche nebst guter Kunst merkwürdige Gegenstände enthalten, und nur von Wenigen möchten strenge Kunstrichter urtheilen, dass sie nicht eben von vorzüglichem Werthe sind. Fünf der preiswürdigsten Stücke dieser Sammlung sind auf beygefügter Kupfertafel in vergrösserter Gestalt abgebildet, worauf wir, so wie solche an die Reihe kommen, hindeuten werden.

1. Kopf des Herkules. Bewundernswürdig in Betracht des edeln freyen Geschmacks der Arbeit, und noch mehr zu bewundern, in Hinsicht auf die herrlichen Idealformen, welche mit keinem der bekannten Herkules-Köpfe ganz genau übereinkommen, und eben dadurch die Merkwürdigkeit dieses herrlichen Denkmahls noch vermehren helfen. Mit A bezeichnet ist dasselbe auf der Kupfertafel abgebildet und seine wahre Grösse zugleich angezeigt.

2. Kopf eines jungen Herkules, mit kurzen krausen Haaren und einem Lorbeerkranz, vortrefflich gearbeitet und unter dem Kinn im Grunde mit dem Namen ONHCAC bezeichnet; wobey zu bemerken ist, dass es auch *der Helfende* heissen, und sich auf den vorgestellten Herkules beziehen könnte.

3. Herkules bändigt den Cerberus. Die bekannte Darstellung, wo der Alcide das dreyköpfige Ungeheuer zwischen seine Schenkel gepresst fest hält, und ihm einen Strick umlegt; beträchtlich geringer an Verdiensten als die beiden vorigen Stücke, jedoch immer noch das Werk eines tüchtigen Künstlers.

4. Das Haupt der Medusa. Es ist solches der bekannten Medusa des Sosokles dergestalt ähnlich, dass die geringen Abweichungen kaum zu bemerken sind, und allerdings eine der vortrefflichsten neueren Nachahmungen nach antiken Werken. Denn für eine solche möchte er, ungeachtet seiner grossen Verdienste, doch zu halten seyn, da die Behandlung etwas weniger Freyheit hat, und überdiess unter dem Abschnitt des Halses ein W eingegraben ist, womit vermuthlich *Flavius Sirletti*, ein berühmter römischer Steinschneider aus dem Anfange des vergangenen Jahrhunderts, und vorzüglich geschickter Nachahmer antiker Arbeiten, seinen Namen andeuten wollte.

5. Brustbild des Bacchus. Arbeit, wie auf den Stein gehaucht, und in Hinsicht auf die idealen Formen eines der edelsten antiken Werke. Es finden sich in verschiedenen Sammlungen mehrere diesem ähnliche Stücke, und zwar, wenn wir uns recht erinnern, sowohl hoch als tief geschnitten; doch ist uns noch keines bekannt geworden, welches vor dem gegenwärtigen den Vorzug verdiente. Auf der Kupfertafel zeigt Lit. C. die Abbildung dieser Gemme, nebst dem beygefügten Mass ihrer wahren Grösse.

6. Ein sitzender Faun, die rechte Hand in den Schoos gelegt, und mit der Linken das Kinn stützend; zwey Flöten liegen zwischen seinen verschränkten Beinen. Im Grunde steht der Name des Künstlers NICOMC (*Nicomachus*). Dieser Stein ist aber verschieden von demjenigen mit gleichem Namen und Darstellung, und, wie aus Vergleichung der Abdrücke erhellet, noch edlerer Kunst, welchen *Stosch Tab. XLIV* hat abbilden lassen.

7. Bacchantin. Hoch ein kleines Götzenbild emporhaltend, kniet sie vor der Bildsäule des Priapus auf niedrigem Altar in sehr angestrengter Stellung;

hinter ihr bemerkt man ein grosses Gefäfs, worinn ein Faunchen sitzt, und begierig seinen Krug leert. Unter mehreren ähnlichen Darstellungen, welche wir theils im Original, theils durch Abdrücke kennen, ist die gegenwärtige zwar nicht die allervortrefflichst gearbeitete, aber sie schliesst sich doch zum wenigsten den besten nahe an, und kann auf jeden Fall für ein Werk von vorzüglichem Verdienst geachtet werden.

8. Ein Centaur. Das Löwenfell über die Schulter geworfen, trägt er einen Thyrsusstab und bacchische Cista, unten im Abschnitt liest man LAVR. MED. Erfahrne Kenner wissen, dass es viele, gröfstentheils vortreffliche, geschnittene Steine giebt, welche vormals zur Sammlung des *Lorenzo de Medici* gehörten, der solche mit seinem Namen hat bezeichnen lassen. Für ein Stück dieser einst so berühmten Sammlung wäre also auch unser Stein zu halten, wenn die Ächtheit der erwähnten Inschrift erweislich seyn sollte. Soviel können wir versichern, dass das Original in Florenz gegenwärtig nicht mehr vorhanden ist, wohl aber findet sich daselbst noch die Spur von dessen ehemaligem Daseyn; denn in der dortigen Sammlung moderner Metallarbeiten nimmt man einen Stempel oder Art von Siegel wahr, auf welchem dieser Centaur von der Hand eines guten Künstlers copirt erscheint.

9. Zwey Bacchantinnen. Eine mit der Schellentrommel und schön bekleidet, geht voran, die andere, fast nackend, folgt nach; neben beiden her leitet Amor einen gebändigten Löwen. Vortrefflich gruppirt und gut, jedoch nicht besonders ausführlich gearbeitet. (Ganz dieselbe Composition findet man bey *Stosch Tab. VI* abgebildet nach einem Cameo, welcher vom Steinschneider *Alexander* verfertigt ist.)

10. Faun, welcher einer Bacchantin das Gewand rauben will. Vortreffliche und auf alten Monumenten mehrmals vorkommende Composition, ebenfalls gut gearbeitet.

11. Der auf antiken Münzen und geschnittenen Steinen oft dargestellte bacchische Stier, der wild und stösig über einen Thyrsusstab rennt. Auf dem trefflichsten der geschnittenen Steine dieser Art, durch Abdrücke vielfältig bekannt (bey *Stosch Tab. XL* abgebildet), lieset man den Namen des Steinschneiders ΥΛΛΟΥ (*Hyllus*), und eine gleiche Inschrift befindet sich auch auf unserem etwas kleineren Stein, den wir aus inneren Gründen seines Kunstverdienstes für antike Arbeit zu halten uns befugt achten, wie es auch übrigens etwa mit der Inschrift beschaffen seyn möchte.

12. Silenus: stehend, bläst auf zwey Flöten, und ist ausser einem über die Schulter geworfenen kurzen Mantel ganz nackt. Den Charakter hat der Künstler im Kopf, so wie in den übrigen Theilen der Figur, sehr wohl und passend mit reiner Zeichnung ausgedrückt, überdem ist das Ganze fleissig behandelt.

13. Ein nackter Jüngling giesst opfernd seine Schale in die Flamme des Altars aus, während Silenus hinter ihm eine verdächtige unternehmende Stellung annimmt. Beide Figuren sind mit Geist und Kunst in sehr gutem Stil gearbeitet, Silenus vorzüglich.

14. Liegende Bacchantin, um den Unterleib bekleidet, wird von einem ebenfalls um die Schenkel und Beine bekleideten alten Satyr überrascht. Man könnte sich auch den Jupiter mit der Antiope auf diese Weise dargestellt denken. Ein Werk von vortrefflichem Geschmack der Formen, und mit derjenigen Meisterschaft und fliessenden Art der Alten geschnitten, die nie einer der neueren Künstler sich ganz aneignen konnte.

15. Eine umgestürzte Leyer, deren Hörner zwey Delphine darstellen, der Körper, oder wenn man will, der Fuss, Amors Haupt mit Rosen bekränzt; zu derselben ist Bacchus Panther, in der Vorderpfote den Thyrsusstab haltend, zierlich gruppirt. Die Ausführung dieses Steins befriedigt den Kenner; wer aber mehr auf den Sinn achtet, und sich erinnert, dass durch Delphine eine heitere Ruhe, durch Amors bekränztes Haupt Freuden der Liebe, durch die Leyer Gesang, und durch die bacchischen Attribute Wein bedeutet werden, muss auch die Allegorie so deutlich als vollgehaltig finden.

16. Haupt eines Silenus. Trefflich gearbeitet, voll Charakter Geist und Leben. Der Name des Künstlers CΕΛΕΥΚ (*Seleucus*), ist sehr zart im Grund eingegraben. (Diesen oder einen ähnlichen Stein hat *Stosch Tab. XL* abbilden lassen.)

17. Maske mit grossem Bart und weitgeöffnetem Mund, eine Epheuranke umschlingt die kahle Stirn. In seiner Art mag dieser Stein einer der allervorzüglichsten seyn, und eben so schätzbar ist auch

18. Eine andere Maske mit langem Bart und zierlich aufgebundenen Haaren; ungewöhlich tief gearbeitet.

19. Noch eine Maske, mit spitzigen Ohren, reichlichem Bart und auf dem Haupt eine Art Mütze oder vielleicht gar Schellenkappe. Wenn der in diesem Werk herrschende Geschmack, die etwas fratzenhaften Züge ohne Widerrede florentinische Arbeit aus dem 16ten Jahrhundert verkünden: so giebt uns die feste Zeichnung, das Belebte im Ausdruck, die meisterhafte Behandlung mit vielem Fleiss verbunden, das Recht einen der vorzüglichsten Künstler jener Zeit als Urheber dieses Werkes zu vermuthen.

20. Tanzender Faun, gegen welchen ein beträchtlich kleineres Todtengeripp die Arme emporhält. Was der eigentliche Sinn dieser Darstellung seyn mag, ist schwer zu begreifen, und da das Geripp auf Handlung und Gebährde und Ausdruck des Fauns keinen Einfluss zu haben scheint, so möchte es allenfalls wohl erlaubt seyn, solches für einen späteren Zusatz zu halten. Der Faun ist gut gearbeitet.

21. Fünf Figuren, die vor einer Herme des Priapus opfern. Nur leicht behandelt.

22. Ein etwas kleinerer Stein mit eben demselben Gegenstand. Etwas ausführlicher, als der vorige.

23. Mars und Venus, zart ausgeführt und niedlich gruppirt.

24. Venus tränket den Amor. Eine der lieblichsten Gruppen, die man sehen kann, geistreich behandelt, doch ohne grossen Aufwand von Fleiss.

25. Amor, stehend: nebenan ist der Name des Künstlers ΣΟΛΩΝΟΣ (*Solon*) eingegraben; eine gute zwar, doch keineswegs ausgezeichnet vortreffliche Arbeit.

26. Amor, auf einem Meerpferde reitend, mit der Linken hebt er ein Körbchen voll Früchte in die Höhe; fein gearbeitet.

27. Amor, die Leyer spielend, reitet auf einem Löwen. Die bekannte anmuthige Darstellung, von guter Hand geschnitten.

28. Ein Winzer, sich an die neben ihm stehende kleine Herme lehnend, hält eine Traube in der Hand, welche dem über ihn rankenden, mit Früchten noch beladenen Weinstock abgenommen scheint. Naiv gedacht, und von Seiten der Ausführung nicht ohne Verdienst.

29. Neptun sitzend auf drey Delphinen, den Dreyzack in der Hand. Wenn das Alterthum dieses Werkes in Zweifel gezogen werden sollte, möchten wir darum nicht streiten; denn wiewohl die Formen einen tüchtigen Künstler und Nachahmung des Alterthums zu erkennen geben, so hat doch die Erfindung und Anordnung des Ganzen unverkennbar moderne Züge.

30. Apollo, an einen Baumstamm gelehnt, trägt in der linken Hand seine Leyer, nach welcher ein kleiner Liebesgott, von der Erde hinaufhüpfend, zu verlangen scheint. Dieser gefällige Gedanke ist von geschickter Anordnung und gutem Stil der Figuren begleitet.

31. Anderer Apollo, gebückt über einem niedrigen Pfeiler gelehnt, in der Linken den Bogen, und mit auf den Rücken gelegter Rechten das Gewand haltend. Ein Werk von gutem Geschmack, aber ohne besondere grosse Sorgfalt ausgeführt.

32. Merkur, stehend, mit Beutel und Stab in den Händen; an den Füfsen ist er beflügelt; zu seiner Rechten sieht man einen Hahn, zur Linken einen Altar, worauf der Kopf eines Opferthiers liegt. Die Figur hat zarte fliessende Formen, und das Ganze ist fleissig behandelt.

33. Cybele, auf dem Löwen reitend, tief geschnitten, und ein Werk, welches als vortrefflich den Liebhabern durch Abdrücke, die fast in allen Sammlungen zu finden sind, genugsam bekannt ist.

34. Gigant, der einen Greif aus seiner Felsenhöhle hervorzieht. Ein Werk von sehr vielem Kunstverdienst, und als Darstellung vielleicht ganz einzig. Die vergröfserte Darstellung desselben finden unsere Leser vor dem Vossischen Programm zu der *Jenaischen A. L. Z.* 1804. IV Band.

35. Theseus, den marathonischen Stier bändigend; eine bekannte, auf alten Monumenten vielfältig vorkommende, und hier gut gearbeitete Darstellung.

36. Ein junger rüstiger Jäger, vermuthlich Hippolytus, steht nackt, mit zwey Lanzen in der Linken, die Rechte in die Seite gestützt, an einem Altar, vor dem Bild der Diana, welchem Kopf und Hals einer Hindin zum Fufsgestelle dienen. Bey dem Jäger warten zwey Hunde, von denen der eine seine Füfse zu belecken scheint. Alles dieses ist sehr fleissig ausgearbeitet, besonders aber die Hauptfigur.

37. Diomedes, auf der linken Ferse sitzend, hält in der einen Hand das geraubte Palladium, in der anderen das Schwerdt. Unser Stein ist schräg mittendurch in zwey fast gleiche Hälften gebrochen, und mit der Inschrift ΔΙΟΣΚΟΥΡΙΔΟΥ (*Dioscorides*) versehen; wir bemerken indess, dass dieses nicht der schon bekannte Diomedes des erwähnten Künstlers ist, (bey *Stosch Tab. XXIX* abgebildet); aber er hat beynahe dieselbe Gröfse, und nicht viel geringeres Kustverdienst.

38. Eine mit langem flatterndem Gewand und Schleyer bekleidete weibliche Figur, schmiegt sich an den bey ihr stehenden nackten Helden. Er hat liebend die Hand über ihre Schulter gelegt, sie umfasst ihn auf eben die Weise, und beyde haben den Blick, die Frau schüchtern, der Mann mit ruhiger Aufmerksamkeit, auf einen Gegenstand gerichtet, der ausser dem Raum des Steins liegend, angenommen werden muss: wodurch sich also das Werk als eine partiale Nachahmung einer ursprünglich reicheren Composition zu erkennen giebt. Beide Figuren, so wie sie hier dargestellt sind, erinnern wir uns auch sonst auf geschnittenen Steinen gesehen zu haben. Die Arbeit an dem gegenwärtigen ist übrigens von guter Art; leicht zwar, aber mit Geschmack und Geist ausgeführt.

39. Gruppe von zwey Kriegern, deren der Eine nach der Linken zu in angreifender Stellung, mit Helm, Schild und Lanze bewehrt, heftig ausfällt; der andere, nach der entgegengesetzten Seite gekehrt, scheint verwundet; schon ist er auf das eine Knie niedergefallen, und hält mit der Linken den Schaft eines Pfeils oder einer Lanze, die ihm in den Leib gedrungen ist, mit der Rechten schwingt er das Stück eines Bogens über dem Haupt, im Begriff zuschlagend sich zu vertheidigen. Kein Attribut giebt Anleitung, was für Helden oder welche berühmte That hier bedeutet seyn soll, und weil die Handlung ohne die Ursache derselben, Angriff und Vertheidigung ohne Gegner dargestellt ist, so mag man glauben, der Steinschneider habe, wie vermuthlich oft geschehen, auch diessmal nur ein paar Figuren aus einem gröfseren und vollständigeren plastischen oder gemahlten Werk nachgebildet. Die Arbeit an unserem Stein ist keck, mit Verstand, aber etwas flüchtig behandelt.

40. Ein Priester mit Hülfe zweyer dienenden Figuren opfert ein Lamm; die Arbeit hat Deutlichkeit und Charakter.

41. Anderes Opfer, wo der Priester und zwey dienende Figuren einen Stier zum Altar führen; vortrefflich geordnet: die Ausführung hingegen könnte zarter seyn.

42. Behelmter Kopf im Profil mit grossem Bart. Vielleicht ist's eine Maske; indessen hat sie im geringsten nichts Carrikaturmäfsiges, sondern ein gedrungenes heldenmäfsiges Angesicht, und ist vortrefflich gearbeitet.

43. Homer, als Herme, fast ganz von vorne dargestellt und sehr tief geschnitten. Der Dichter erscheint hier jünger als gewöhnlich, kaum im Anfange des Greisenalters: daher dieses Werk nicht allein von Seiten der Kunst, sondern auch wegen des Gegenstandes schätzbar ist.

44. In Sammlungen von Abdrücken geschnittener Steine wird oftmals der Kopf eines ehrwürdigen bejahrten Mannes mit langem Bart und Haaren angetroffen, der (jedoch ohne dass Gründe dafür angegeben werden) das Bildniss des Aristophanes seyn soll. Ein ähnlicher, nur durch unbedeutende Abweichungen von jenem sich unterscheidender Kopf ist in unserer Sammlung anzutreffen, und in der That eins ihrer besten Stücke.

45. Brustbild, wahrscheinlich eines Philosophen mit grossem Bart. Das Haupthaar ist in einen Wulst gewickelt, und wird vermittelst eines Bandes festgehalten; die Züge sind edel, der Ausdruck geistreich, die Arbeit überhaupt löblich.

46. Das auf der beygefügten Kupfertafel *Lit. D.* abgebildete Profil eines Unbekannten ist vermuthlich über der Augenbraune abgebrochen gefunden, und in neuerer Zeit wieder zum Ringstein zugeschliffen worden. Grossartiger und lebenvoller haben wir nie menschliche Gestalt auf dem kleinen Raum einer Gemme dargestellt gesehen, selten den Fall, wo der Künstler ein so unbeschränktes Vermögen gezeigt hat. Von ähnlichem Gehalt ist auch

47. Der auf der Kupfertafel *Lit. E.* abgebildete, uns ebenfalls unbekannte Portrait-Kopf mit übergezogener Löwenhaut: derselbe war auch, so wie der vorige, über dem Auge abgebrochen, allein das Fehlende ist mit Gold ergänzt.

48. Kopf eines bejahrten Mannes von gedrungenem kräftigem Charakter mit kurzgeschornen Haaren; ausserordentlich geistreich und meisterhaft gearbeitet; besonders ist die kühne Behandlung des Barts zu bewundern und vielleicht einzig in ihrer Art. Dieses Stück ist auf der Kupfertafel *Lit. B.* abgebildet, und so wie bey den 4 übrigen, die wahre Grösse des Steins dabey angezeigt.

49. Männlicher Kopf oder Brustbild ohne Bart, um das Haar eine Binde gelegt, das reichgefaltete Gewand auf der rechten Schulter geheftet. Es ist ein geistreicher kräftiger Ausdruck in diesem Werk und Züge, wie man gewohnt ist dem Julius Cäsar zuzuschreiben.

50. Männlicher Kopf ebenfalls ohne Bart, die Toga, wie bey Opfern gebräuchlich war, über das Haupt gezogen. Ausserordentlich viel Wahrheit und Charakter ist in diesem Gesicht, und kein Zweifel, dass die Arbeit ächt alt und aus den Zeiten der ersten römischen Kaiser ist.

51. Brustbild einer römischen Dame; um das Haupt doppelte Flechten von Haaren gewunden, das Ganze bewundernswürdig fleissig ausgeführt, und in Hinsicht des Charakters voll Wahrheit, Behaglichkeit, Naivetät, Leben.

52. Ein männlicher Kopf ohne Bart mit verschnittenen Haaren und der Umschrift ΟΤΗΙΔΙΟΣΝΑΣΩΝ. Was gegen die Ächtheit der Inschrift etwa einzuwenden seyn möchte, lassen wir, wie billig, den Gelehrten über. Die Arbeit aber am Kopf selbst ist zwar nicht vortrefflich, doch gut und achtbar.

53. Kopf einer jungen römischen Dame, mit glatten, gescheitelten, im Nacken zusammengebundenen Haaren; anmuthiges Gesicht und Arbeit eines guten Künstlers.

54. Anderer Kopf einer Dame, ungefähr in gleichem Costüme, doch weniger reizend als der vorige, auch von geringeren Kunstverdiensten.

55. Männlicher Kopf, welcher den Bildnissen des jüngeren Brutus einigermassen ähnlich ist.

56. Würdiger Kopf eines königlichen Alten, das Haar mit einem Lorbeerkranz gefasst; fleissig behandelt.

57. Kleiner behelmter Kopf, mit starkem Bart und kräftigem Charakter, ganz von vorne dargestellt und schätzbare Arbeit.

58. Brustbild eines Jünglings mit kurzen lockigen Haaren; das Gewand über die rechte Schulter geworfen umgiebt ihn dergestalt, dass die linke Schulter sammt der Brust unverhüllt bleibt; mit dem ausgestreckten Zeigefinger der erhobenen rechten Hand scheint er die Spitze der Nase zu berühren; im Gesicht ist eine verdriesslich ernste Stimmung des Gemüths ausgedrückt. Ob dieses mit Absicht des Künstlers geschehen, oder zufällig, wollen wir nicht entscheiden, denn die Arbeit ist mehr von guter Manier als vorzüglicher Kunst und Geist: das Werk mag also aus einer Zeit herrühren, die dem Verfall des Geschmacks nahe war; inzwischen gehört dasselbe unter die mit Inschrift versehenen Steine, man liest nämlich im Grunde ЄΛΛΗΝ (*Hellen.*) *).

59. Heroisches Brustbild, behelmt, die Chlamys auf der rechten Schulter geheftet, ohne allen Zweifel nach einem idealen schönen Original verfertigt in einer bloss oberflächlichen flüchtigen Manier, und schwerlich früher als zu Constantins Zeit gearbeitet. Auch auf dieser Gemme sind folgende Buchstaben eingegraben ЄΛΛ·Ι·ΤΩΝ.

60. Ein liegender Stier der eben sich erheben will, mit dem Namen des Künstlers — ΑΠΟΛΛΩΝΙΔΟΤ (*Apollonides*) in der Exerge. Man kennt aus Abdrücken sowohl, als aus der in Kupfer gestochenen Abbildung bey *Stosch Tab.* XI das schöne Fragment einer ähnlichen Darstellung mit eben solcher Inschrift: daher denn über die Ächtheit unseres Steins leicht einige Zweifel entstehen möchten; inzwischen kann ihm vorzügliches Kunstverdienst wenigstens nicht abgesprochen werden, wenn auch die besagte Inschrift wirklich verdächtig befunden werden sollte.

Ausser diesen angezeigten sämmtlich tiefgeschnittenen Steinen, enthält die Sammlung auch noch ein paar hochgeschnittene oder Cameen, welche indessen nicht von der Beschaffenheit sind, dass sie einer näheren

*) Diesen oder einen anderen ähnlichen Stein findet man bey *Stosch Tab.* XXXVII abgebildet.

Beschreibung bedürften. Aus inneren Gründen der Kunst sehen wir uns berechtigt, wo nicht alle, doch bey weitem die gröſste Zahl Steine der vorgedachten in mehrerer Hinsicht merkwürdigen Sammlung für ächt antike Denkmale zu halten. Wenn auch die Darstellung manches Stücks mit anderen antiken Gemmen zusammen trifft, so ist dieser Umstand noch keineswegs erheblich genug, um sogleich an moderne Copie zu denken. Der Bacchus Nr. 5, die Bacchantin Nr. 7, die Darstellungen Nr. 9. 10. 13. 27 u. a. m., kommen selbst in den gröſsten Sammlungen bekanntlich öfter vor; welcher vernünftige Alterthumsforscher aber wollte wohl so sehr miſstrauisch und eigensinnig seyn, um von einer jeden mehreremale wiederholten Darstellung nur ein einziges Exemplar für ächt antik, die übrigen aber alle für moderne Nachahmungen auszugeben? Es ist also bloſs darum zu thun, ob die in unserer Sammlung befindlichen Steine, wo ähnliche Darstellungen auch noch anderwärts zu finden sind, denselben an eigenthümlichen Merkzeichen des Alterthums, so wie an Kunstgehalt gleichzustellen sind; und wir glauben solches wenigstens von dem Bacchus Nr. 5, dem sogenannten Aristophanes Nr. 44, den bacchischen Scenen Nr. 9. 10. 13 und noch mehreren anderen versichern zu dürfen. Was die zweifelhaft seyn mögenden eingeschnittenen Namen der Künstler: Aulon, Solon, Apollonides u. s. w. betrifft, so vertheidigen wir solche darum nicht, indem von denselben Meistern wirklich bessere Stücke desselben Gegenstandes vorhanden sind, als wir unter ihren Namen aufzuzeigen haben; wollen aber auch nicht gegen die erwähnten Inschriften streiten, theils weil das Urtheil in solchen Fällen weniger dem Kunstrichter, als dem Gelehrten zusteht, theils weil bloſse Namen doch nur literarische Merkwürdigkeiten sind, und den Werth eines Kunstwerks eigentlich nicht vermehren, wie denn eine bekannte gröſsere Gemme mit dem Diomedes, ohne Namen des Künstlers, die ähnlichen Darstellungen vom Dioscorides, Solon und Polyklet bey weitem übertrifft, folglich auch um so viel höher zu schätzen seyn wird.

II. Hr. *Weiſser*, dessen Arbeiten schon verschiedene Male mit gerechtem Lob erwähnt worden sind, hat nach dem hier erfolgten Absterben Sr. Durchl. des Herrn Herzogs von Braunschweig-Oels das Brustbild desselben mit ungemein wohlgetroffener Ähnlichkeit modellirt und solches nachher nicht weniger glücklich in schönen carrarischen Marmor ausgearbeitet. Dieser wackere Künstler wuſste den harten Stoff sich völlig unterwürfig zu machen, und hat daher dem ganzen Werk eine fleiſsige Ausführung gegeben. Haut, Haare, Drapperie u. s. w. erhielten jedes den gehörigen und unterscheidenden Charakter. Die Zeichnung aller Theile ist gut, die Züge übereinstimmend, die Bewegung des Kopfs naturgemäſs. Geht man vom Ganzen auf's Einzelne über, so befriedigt im Gesicht vornehmlich die Stelle um den Mund und das Kinn, ferner sind die an der linken Brust herabfallenden Falten des Mantels mit Geschmack gelegt und schön ausgeführt.

III. *Schillers* Büste, von eben diesem Künstler modellirt, verdient gleichfalls hier einer rühmlichen Erwähnung. Sie kann, wenn man die wenigen Hülfsmittel erwägen will, deren Hr. *Weiſser* sich bedienen konnte, bloſs als das Product seiner kräftigen Erinnerungsgabe angesehen werden; es fehlt ihr aber demohngeachtet gar nicht an Ähnlichkeit. Schillers Charakter, sein gerades Tragen, das Hochgerichtete und gleichsam Weitumherrschende seines Blicks haben wir in keinem anderen Bildniſs unseres verewigten Freundes so richtig bedeutet angetroffen.

IV. Schillers Bildniſs noch einmal, (Kopf mit wenig Anfang von der Brust), aus weiſsem Marmor gearbeitet durch Hrn. Professor *Dannecker* und im Besitz des Hrn. geheimen Raths von Wolzogen zu Weimar.

Dieses Werk verdient wegen zwey vorzüglicher Eigenschaften, nämlich Ähnlichkeit und sehr fleiſsiger Behandlung, die Aufmerksamkeit, ja die Hochachtung aller Kunstfreunde. Die Ähnlichkeit der Züge ist nicht allein groſs, sondern man kann behaupten, kaum zu übertreffen; von welcher Seite der Beschauer das Bild betrachten mag, sprechen ihn, falls er Schillern lebend gekannt hat, überall bekannte Formen an, äuſserst fein nüanzirt und durch das ganze Gesicht in lobenswürdiger Übereinstimmung. Von der Behandlung des Marmors läſst sich eben so viel Gutes melden; denn sie ist überaus gefällig, weich und vollendet. Wenige Künstler möchten gegenwärtig gefunden werden, welche dieſsfalls mehr zu leisten im Stande sind. Hingegen ist es dem Charakteristischen im Allgemeinen der Darstellung nicht besonders günstig, daſs der Kopf ein wenig zu sehr vordringt; die Brust scheint sich zu flach anzukündigen, und ein freyerer Wurf der Haarlocken wäre vielleicht für die Seitenansicht wünschenswerth gewesen.

V. Verschiedene treffliche Gemählde, welche Ihro Majestät, die verwittwete Kaiserin von Ruſsland im Ausland hatte kaufen lassen, sind im verflossenen Jahre auf dem Wege nach St. Petersburg über Weimar gekommen, und ausgepackt worden, um von Ihro der Frau Erbprinzessin Kaiserl. Hoheit besichtiget zu werden. Einige Nachrichten und Bemerkungen über dieselben können darum den Freunden der Kunst nicht anders als angenehm seyn, und mögen also hier Platz finden.

No. 1. Heliodor, von *Bertolet Flamael* *), ein beträchtlich groſses Bild, mit ohngefähr 18 Zoll hohen Figuren. In Hinsicht auf den Ausdruck überaus geistreich, die Anordnung ist nach Kunst und Regeln gemäſs. Rechts im Gemahlde erblickt man die Soldaten, welche den Tempelschatz rauben, zur Linken das Volk und den Priester betend, zuvorderst in der Mitte sind die eigentlichen Hauptfiguren angebracht; Heliodor zur Erde geworfen, der erscheinende Jüng-

*) War zu Lüttich 1614 geb., soll des Jacob Jordaens Schüler gewesen seyn, und studirte einige Jahre in Italien. Er war ein von seinen Zeitgenossen geschätzter Künstler, und starb in seiner Vaterstadt 1675.

ling zu Pferd, und die beiden anderen, welche herbeyschweben, den Räuber zu züchtigen. Alle diese Figuren haben lebhafte Bewegungen und sind mit kräftigem Colorit, grosen wohlangelegten Massen desselben und bewundernswerther Technik gemahlt. An die Formen und Charaktere dürfen freylich die höheren Foderungen nicht gemacht werden, zu denen Raphaels berühmtes Werk von eben diesem Gegenstande den Masstab gegeben; denn man muss sich erinnern, dass der Künstler zur niederländischen Schule gehört. Inzwischen ist seine Zeichnung doch besser als bey vielen anderen seiner Landsleute, wie auch sein Geschmack im Wurf der Gewänder etc.

No. 2. Meerhafen von *Thomas Wyck* [1]). Das mit nicht genug zu lobender Simplicität angelegte Ganze dieses höchst schätzbaren Gemähldes besteht in zwey Hauptmassen, einer gemäsigt hellen der entfernteren Gegenstände, und einer sehr kräftigen, des nahe vor Augen liegenden Details. Jene zeigt, in blauem duftigem Tone gehalten, ein steil in's Meer niedersteigendes Gebirg, ungemein zart und ausführlich behandelt. Diese stellt einen im Schatten hoher Mauren gelegenen Ufer-Platz dar, wo Kaufmannsgüter ausgeladen sind, und wo Figuren von verschiedenen Nationen, verschiedenem Costume ihr Wesen treiben; ruhig, warm, klar, zart und geistreich in hohem Grade.

No. 3. Carnevals Scene von *Joh. Lingelbach* [2]). Ebenfalls ein sehr geistreiches, sehr gefällig ausgeführtes Bild. Die ächten italiänischen Maskenmotive sind vom Künstler mit geschmackvoller Wahl benutzt worden; er ordnete zum Hauptgegenstand in die Mitte des Gemähldes den noch jetzt geltenden Hauptspass, nämlich eine Policinells-Maske, die auf hohen Stelzen geht und eine Angelruthe hält, an deren Schnur Zuckerwerk befestigt ist, wornach die Jungen lustig emporhüpfen; auch der Doctor ist nicht vergessen, der Advocat und andere dergleichen Carricaturen. Das Colorit ist frisch und gut, die Haltung wohl beobachtet, der Pinsel frey, die Architectur edel; mit einem Wort, man wird selten anziehendere Darstellungen von dieser Art finden.

No. 4. Der heil. Franciscus, von dem spanischen Mahler *Morales* [3]), mit groser Kraft und klaren saftigen Schatten; in Hinsicht des Ausdrucks vortrefflich.

No. 5. Zwey halbe Figuren von *Mieris* [4]). Einer von den gemüthlichen, stillen Gegenständen, welche der niederländischen Mahlerschule allein angehören, und ganz durch sie und auf ihrem Gebiet erzogen sind. Sie stehen an sich zwar nicht hoch, sind aber, auf der anderen Seite betrachtet, ganz für die Kunst geeignet, nicht vom Wort veranlasst, sondern aus dem Leben selbst mit mahlerischem Sinne empfangen. Ein liebliches Mädchen in weissen Atlas gekleidet, knapp geschnürt, niedlich aufgesetzt, sitzt und trinkt aus kristallnem Glas klaren Wein, den ein ältlicher reich gekleideter Herr, welcher ohngefähr das Verhältniss eines Onkels zu ihr zu haben scheint, auf silbernem Credenzteller dargereicht. Sie trinkt mit reizender Zucht und Bescheidenheit. Er blickt mit herzlichem Wohlgefallen auf sie. — Doch wir wollen es nicht unternehmen, zu beschreiben, was von seinem Ursprung an bloss für die Darstellung erdacht worden, und sagen daher nur noch, dass die Scene in einem Garten vorgeht, und die Ausführung den grosen Fleiss und die Zartheit hat, welche man an den Werken des Mieris gewöhnlich findet.

No. 6. Landschaft, von *Wynants* [5]), mit baumreichem Vordergrund, wo besonders an einem Baumstamm, an Blättern und Pflanzen, der Mahler seine Kunst gezeigt, und diese Dinge musterhaft ausgeführt hat. Die Figuren des barmherzigen Samariters und des von ihm gepflegten Beraubten und Verwundeten, womit das Werk staffirt ist, sollen von Lairesse herrühren, und sind mit vielem Geist behandelt, auch gut colorirt.

No. 7. Landschaft von *Jacob van Artois* [6]). Ein kleiner, spiegelheller, mit Wald umgebener See, an dessen Ufer in reizender Einsamkeit, halb zwischen Bäumen versteckt, ländliche Wohnungen liegen; den Horizont begrenzen blaue, in der Ferne sich hinter einander verlierende Gebirge.

No. 8. Landschaft angeblich von *Francisque* [7]). Wir hätten dieselbe sogar für ein beschädigtes und wieder ausgebessertes Werk von Caspar Poussin halten mögen, so vortrefflich ist sie erfunden; aber die Ausführung ist hingegen nicht von gleich grosem Verdienst.

No. 9. Das Gastmahl des reichen Mannes, an dessen Thüre der arme Lazarus liegt, von *Nic. Vleughel* [8]), mit gewandtem Pinsel und muntern Farben gemahlt, die Wirkung des Ganzen ist freundlich.

No. 10. Eine Landschaft von *le Prince* [9]), die zwar nur gewöhnliche Gegenstände enthält, aber ungemein glatt und fleissig ausgeführt ist.

1) *Thomas Wyck*, um 1616 zu Harlem geb., mahlte Seehafen, Gestade mit Schiffen, Jahrmärkte, Taschenspieler, Seiltänzer etc., und gilt für einen der geschicktesten Meister dieses Fachs. Starb 1686.

2) *Lingelbach* ist zu Frankfurt a. M. geb. 1625, reiste nach Italien, und starb zu Amsterdam, wo er sich niedergelassen, 1687. Er behandelte Gegenstände wie *Wyck*, und besass auch nicht geringere Geschicklichkeit als derselbe.

3) Man hält diesen Künstler für einen der besten seiner Nation. Er war 1509 zu Bajados geb., und starb daselbst 1586.

4) Franz *van Mieris*, Gerhard Douw's Schüler und Nebenbuhler, war von Leiden gebürtig, und starb daselbst 1681, 46 Jahre alt. Sein Sohn, Wilhelm, war beynahe eben so berühmt, lebte 83 Jahre, und starb 1747.

5) *Joh. Wynants* geb. zu Harlem um 1600. Seine Arbeiten sind geschätzt, übrigens ist von seinem Leben und Schicksalen wenig bekannt.

6) *Jacob von Artois* aus Brüssel blühete um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, mahlte vornehmlich Waldgegenden, und hat sich in diesem Fach berühmt gemacht.

7) *Joh. Franciscus Millet*, genannt *Francisque*, war zu Antwerpen 1648 geb., ahmte den Poussin nach, und galt für einen grosen Landschaftsmahler. Starb zu Paris 1680.

8) *Nicolaus Vleughel* von Antwerpen, lebte zu Paris, wo er den Ruhm eines vorzüglichen Künstlers in historischen Darstellungen genoss, und 1737, 68 Jahr alt gestorben ist.

9) *Joh. Bapt. le Prince*, berühmter französischer Zeichner, Mahler und Kupferätzer, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts geblühet hat.

VI. *Lessings Bildniss* in Öhl gemahlt, beynahe Halbfigur, doch ohne Hände, ist uns vom Hrn. Domvicar Körte in Halberstadt gefällig mitgetheilt worden. Von welchem Künstler dieses Werk herrührt, wissen wir nicht zu sagen; allein es ist zuverlässig die Arbeit eines tüchtigen Mahlers; frey mit Geist und Kraft behandelt, frisch von Farbe und lebhaftem Ausdruck. — Wenn gleich Lessing hier in dem nicht mehr gefallenden, und wriklich etwas steifen Modecostum der 1760er Jahre dargestellt ist, so erscheint er uns darum doch als eine anziehende Gestalt. Ein volles behagliches Gesicht, das Auge ganz ungemein lebhaft, die festen Theile, besonders die Stirn, schön und regelmäsig gebaut. Auch ohne weitere Nachricht würden aufmerksame Beschauer sogleich einen ausgezeichnet klaren, geistreichen, fähigen Mann in diesem Bild erkennen.

VII. *Dr. Martin Luthers Verherrlichung*, auf zwölf Blättern, erfunden und gestochen von *Erdmann Hummel*. Nachdem die dramatische Poesie Luthers Leben und Thaten zum Gegenstand ihrer Bemühungen gemacht hatte, war es leicht vorauszusehen, dass auch die bildende Kunst bald in ähnlichem Bestreben auftreten werde, und wirklich liegen in der Geschichte von Luther grosse und interessante Momente genug, welche der bildende Künstler zur Darstellung benutzen kann. Hr. *Erdmann Hummel* verdient darum, dass er es unternommen, die bedeutendsten Scenen aus Luthers Leben mit dessen Verherrlichung oder Apotheose auf 12 Blättern, in Kupfer gestochene Umrisse, herauszugeben, gerechtes Lob. Ihm gelang verschiedenes in Hinsicht auf Erfindung, mehreres hat er mit Geschicklichkeit und mit Geist ausgeführt, auch ist die Arbeit im Ganzen sehr reinlich.

Wir halten übrigens die Aufgabe, Luthers Leben und Thaten cyklisch zu bearbeiten, für ungemein schwer. Denn das Herrlichste und Folgenreichste, was dieser grosse Mann vollbracht hat, betraf die Freyheit des Glaubens, und ist demnach als etwas nicht Sinnliches, bloss vermittelst treffender Symbole, glücklicher Allegorien u. s. w. deutlich zu machen. Es giebt aber auch ausser diesem noch andere der mahlerischen Darstellung bequemere Umstände, welche Luthers Persönlichkeit näher berühren, auf der anderen Seite aber doch auch wieder in sein öffentliches Leben und Wirken eingreifen, und wovon der Künstler, besonders wenn sein Plan weitläuftiger angelegt wäre, guten Gebrauch würde machen können. Auf genügende Entwickelung und Anzeige dieser Gegenstände, auch in wie ferne dieselben einen grossen Cyklus deutlicher und vollständiger zu machen im Stande seyn möchten, können wir uns, ohne in ungebührliche Weitläufigkeit zu verfallen, nicht einlassen: allein wenn wir unserer Absicht gemäss Hrn. *Hummels* Umrisse nun näher betrachten, wird sich wohl beyläufige Gelegenheit finden, einiges Bezügliche zu sagen.

Erstes Blatt: Luther nach seinem Hingang wandelt über dem Erdball auf Wolken, begleitet von der religiösen Freyheit und zwey Engeln, deren einer die Bibel, der andere den Katechismus hält. Ihm entgegen tritt die Gnade, eine Siegespalme darreichend, und hinter ihr Glaube, Liebe und Hoffnung. Höher im Halbkreise sitzen sieben Engel, sie singen und spielen das von Luther verfasste Lied: *Eine veste Burg ist unser Gott.* Die Einfassung dieser Figuren besteht unten und zu beiden Seiten aus einem verzierten Basement und zwey dergleichen Pilastern, woran die nach beschriebenen 11 Darstellungen aus Luthers Leben verkleinert als Basreliefe angebracht sind. Oben wölbt sich von einem Pilaster zum anderen ein breiter Gurt, überaus geschmackvoll mit verschränkten Palmenzweigen geziert, in deren Zwischenräumen Blumen, Leuchter, das Lamm Gottes, die vier Evangelien, nebst den Zeichen der Evangelisten angebracht sind.

Überhaupt betrachtet ist dieses Blatt reich und wohlgefällig componirt; nur können wir das allegorische Zeichen der Religionsfreyheit, nämlich einen Stab, der oben mit dem Kreutz endigt, welchem eine Freyheitsmütze aufgesetzt ist, nicht billigen, es werden verdriessliche Nebenbegriffe dadurch erregt; und so ist auch die Liebe nicht auf die gewöhnliche schöne Weise als eine Mutter mit Kindern, sondern mit einem Kelch in der Hand dargestellt. Vermuthlich eine undeutliche Anspielung auf das gemeinsame Liebesmahl des Sacraments.

Zweytes Blatt: die Geburt. Hans Luther, ein Bergmann, empfiehlt seinen neugebornen Sohn der besonderen Obhut der Jungfrau Maria. Die Wöchnerin stimmt in das Gebet mit ein. Weiber sind beschäftigt, ein Bad für das Kind zu bereiten.

Drittes Blatt: dem Luther wird an seiner Seite ein Freund vom Blitz erschlagen; St. Augustin erscheint in den Wolken. Die Nebenumstände von der Empfehlung des Kindes in den Schutz der Jungfrau Maria und von der Erscheinung des heil. Augustinus sind unzweckmäsig. Zwar ist es wahr, die Geburt eines Kindes wie Luther, scheint in der Darstellung des Schmucks poetischer Umstände zu bedürfen. Es ist nicht minder wahr, dass der Vorfall, da Alexius, Luthers Freund, vom Blitz erschlagen wurde, auf sein Leben den bedeutendsten Einfluss gehabt hatte, indem er dadurch veranlasst worden, dem Studium der Rechte, welchem er sonst, seiner Eltern Willen gemäss, oblag, zu entsagen, ins Kloster zu gehen und sich der Theologie zu widmen, woraus in der Folge seine Lehre und kirchlichen Verbesserungen sich entwickelten. Man kann also auch diese Begebenheit aus einer cyklischen Darstellung von Luthers Leben füglich nicht weglassen. Aber die beiden poetischen Fictionen unsers Künstlers, von der Empfehlung in den Schutz der Jungfrau Maria, so wie von der Erscheinung des heil. Augustinus, werfen auf Luthern, den Reformator, ein sehr ungünstiges Licht; ja er wird darüber dem Scheine nach zum Ketzer und Empörer gegen die Himmlischen.

Viertes Blatt: Luther läst die Thesen gegen den Ablass an der Schlosskirche zu Wittenberg anschla-

gen. Gute Köpfe und viel Abwechselung im Charakter der Figuren. Schade, dafs Luther selbst gerade am wenigsten gelungen ist. Mit Hinsicht auf das ganze Werk ist dieser Gegenstand zwar an sich bedeutend, doch vermifst man den anschaulichen Zusammenhang mit der vorigen Darstellung, und doch ist es bey cyklischen Bildern unerläslich nothwendig, dafs ein jedes Stück mit dem vorhergehenden sowohl als mit dem nachfolgenden in anschaulicher Verbindung stehe, so dafs sie einander wechselseitig erklären.

Fünftes Blatt: Luther übergiebt dem Cardinal Cajetani seine Protestation. — Dieses Bild giebt zu keinen Einwendungen Anlafs. Luthers kühne That, da er zu Wittenberg die päbstliche Bulle und wider ihn erlassenen Decretalien öffentlich verbrannte, ist auf dem sechsten Blatt abgebildet. Unseres Ermessens hat der Künstler nicht wohl daran gethan, das Verbrennen auf einer Art von Altar verrichten zu lassen, wodurch die Schriften, welche Luther dem Feuer übergiebt, ganz gegen den Sinn der Sache scheinen geehrt zu werden; und obschon diese Handlung Luthers in Bezug auf das Reformationswerk sehr wichtig war, so könnte die Darstellung derselben doch ohne Nachtheil für die Deutlichkeit des Ganzen aus einem Cyklus, wie der gegenwärtige ist, weggelassen werden, und der Künstler an ihrer Statt mit besserem Vortheil für seinen Zweck von den vielen Nachrichten über mislungene Nachstellungen gegen Luthers Person einigen Gebrauch machen. Im übrigen ist das gedachte sechste Blatt wegen vieler geistreicher, durch grofse Mannichfaltigkeit anziehender Köpfe sehr lobenswerth.

Siebentes Blatt: Luther vertheidigt seine Lehrsätze auf dem Reichstage zu Worms. Gegenstände, wie dieser, machen es oft schwer die Einförmigkeit in der Anordnung zu vermeiden: im übrigen findet man hier manchen guten Kopf; auch ist Dr. Luthers Figur wohl gelungen und vornehmlich der hinter ihm stehende Advocat Dr. Schurf.

Achtes Blatt: Luther wird auf der Wartburg vom Teufel versucht. Die Figuren sind gut genug, aber der Gegenstand ist nicht wohl gefafst, auf eine magere unpoetische Weise behandelt. Der Teufel verbirgt sich hinter des Doctors Schreibepult, und zeigt ihm auf einem Gemälde Bischofsmütze und Stab, einen Cardinalshut und ein nackend im Bette liegendes Weib. Luther, der alles dieses betrachtet, sitzt und hält in der einen Hand ein Buch, mit der anderen ergreift er das Dintenfafs. Es fehlt dieser Darstellung an Bewegung, an Leben und selbst am Bedeutenden. Soll Gebrauch von einem solchen Mährchen gemacht werden, so mufs es mehr scherzhaft geschehen. Luther mufs wirklich nach dem bösen Geist ausholen, dieser aber dem Wurf ausweichend zu entfliehen suchen u. s. w.

Neuntes Blatt: Luther legt seinen gelehrten Freunden die Übersetzung der Bibel vor, damit sie dieselbe prüfen möchten. Fast alle Köpfe dieses Blatts haben Charakter, Ausdruck und Lebendigkeit: Luther selbst ist nicht der gelungenste und seine Figur erscheint durch die übrigen zu sehr gedrängt.

Zehntes Blatt: Er läfst sich mit Catharinen von Bora trauen. Das Ganze ist nicht zu tadeln, und jede Figur für sich allein betrachtet gut gerathen.

Elftes Blatt: Luther thut den Bilderstürmern Einhalt. Wir hätten diese Darstellung lieber vermifst, indem sie weder angenehm in die Augen fällt, noch den Zweck der Deutlichkeit im Ganzen begünstigt. Wenn Luther aller Möncherey feind war, Orden und Klöster hafste und verdammte, wie sollte er sich dem Wegschaffen der Bilder von Ordensstiftern und andern Klosterheiligen aus den Kirchen widersetzt haben? Ja wenn solches auch unter bedingenden Umständen wirklich geschehen seyn sollte: so wird doch durch die Darstellung ein scheinbarer Widerspruch gegen Luthers Lehre in den Cyklus gebracht.

Zwölftes Blatt: Luthers Tod zu Eisleben. Der Sterbende könnte besser gezeigt, und der Ausdruck des Schmerzens der Traurigkeit in den umstehenden Figuren kräftiger angedeutet seyn; im übrigen findet man auch hier, so wie in allen angezeigten Blättern dieses Werks der Fall war, manches geistreich gebildete Gesicht.

Schliesslich bemerken wir noch, dafs Hr. Hummel seine Figuren zuweilen etwas kurz, und nach Verhältnifs die Köpfe derselben ein wenig zu grofs gehalten hat.

VIII. Vier grofse Blätter in Kupfer, stehend Folio, Umrisse nach Hn. *Philipp Otto Rungens* Zeichnungen.

Wenn man diese Kunstwerke mit anderen vergleichen will, so mufs man sie zum Geschlecht der Arabesken zählen. Wenn aber bey diesen beynah alles Denkbare, was Formen hat, mit Geschmack angewendet werden kann, so halten sich gegenwärtige Compositionen in dem Kreise der Blumen, Kinder und Frauen. Auch hat der Künstler, gewifs einer der geistvollesten unsres Zeitalters, einen Sinn in die Folge, so wie Bedeutung ins Einzelne gelegt, dergestalt, dafs die Blätter nicht allein angenehm fürs Auge, sondern auch zugleich aufregend für den inneren Sinn zu wirken, geeignet sind; ja die Bedeutung geht durchs Allegorische ins Mystische hinüber.

Ob wir uns gleich nicht anmafsen, den ganzen Sinn dieser mitunter räthselhaften Blätter zu entfalten: so läfst sich doch im Ganzen davon sagen, dafs sie sich zunächst auf die vier Tagszeiten beziehen, und alle Empfindungen, die mit diesem vierfachen Wechsel in Verbindung stehen, hervorrufen. Vergebens würde man eine Beschreibung versuchen, da hier das Hauptvergnügen darinn besteht, dafs nach befriedigtem äusseren Sinn der innere aufgefodert wird. Es wäre daher zu wünschen, dafs der Künstler, der sich gegenwärtig in Wolgast aufhält, wegen seiner Platten mit irgend einer zuverläfsigen Kunsthandlung einen Contract abschlösse, welche das Publicum damit auf Erfodern versähe. Niemand von Gefühl wird seyn, dem diese Blätter zur guten oder schlimmen Zeit nicht zur Erheiterung und Erquickung dienen.

Sollen wir etwas vom Einzelnen sagen, so kann man behaupten, dass die weiblichen drappirten Figuren ganz im Geiste des Correggio angegeben seyen, lieblich, weiblich, zart, so wie die Kinder in süsser Naivetät. Die verschiedenen Blumen und Blätter sind mit einfacher Zeichnung meisterhaft bedeutend dargestellt. Endlich macht die Erfindung sehr guter, vorhin noch nie gebrauchter Motive und neuer Combinationen ihm vorzüglich Ehre; so wie man auch rühmen muss, dass, wo er in seinen meist ruhigen und gelassenen Compositionen Affecte nöthig findet, er sie lebhaft auszudrücken weiss.

Schon so viel Beyfall erwerben sich diese Darstellungen im blossen Umriss, da doch eigentlich ihre Hauptwirkung auf die Farbe berechnet ist. Wäre es möglich, dass der Künstler aufgefordert würde, in grösserem Masstabe mit Oelfarben diese Werke auszuführen: so würde gewiss daraus für die Gegenwart ein grosser Genuss, und für die Nachwelt ein würdiges Denkmahl unseres deutschen Zeitsinnes entstehen, der, wenn er sich auch von der grossen Strasse, den die alte Kunst wandelte, nach Seitenwegen ablenkt, durch die Anmuth des Pfades und die Liebenswürdigkeit, womit er uns führt, selbst den strengen Forderer zu versöhnen und einzunehmen weiss.

IX. Hn. *Friedrich Gmelins* grosses Blatt mit dem Venus-Tempel nach Cl. Lorrain wurde schon früher von uns angezeigt (s. das Intelligenzblatt der Jenaischen allgem. Lit.-Zeitung 1806. Nr. 54). Aber ein Meisterstück wie dieses, ist eine viel zu erfreuliche Erscheinung, als dass man seiner nicht gerne nochmals gedenken sollte. In der That ist der Fall selten, wo ein in jedem Betracht, besonders aber in Hinsicht auf mahlerische Erfindung und Anordnung, vollkommenes Kunstwerk, wie jenes Gemälde des Cl. Lorrain ist, so völlig befriedigend nach Massgabe billiger Forderungen in Kupfer gestochen worden. Mag man die Eigenschaften dieses trefflichen Blatts auch abgesondert würdigen wollen, das Kraftvolle der Behandlung, die Massen, die Haltung, den abwechselnden und richtig dargestellten Charakter der Gegenstände: alles ist gut und meistermässig, selbst die staffirenden Figuren sind von löblicher Art, gefälligem Geschmack, wohlgezeichnet und gruppirt. Welche Aussicht auf schönen Genuss bietet sich den Liebhabern der Kunst in der Hoffnung dar, dass Hr. *Gmelin* immer mehrere Werke des grössten der Landschaften-Mahler auf ähnlich würdige Weise bekannter machen werde, und wie sehr ist es zu beklagen, dass vor ihm die bewundernswerthe Technik von manchem vortrefflichen Meister seines Fachs auf geringhaltige Vorbilder umsonst ist verwendet worden! Indessen fängt man an einzusehen, und wird sich bald vollends überzeugen, weil der Geschmack überhaupt diese bessere Richtung annimmt, Kupferstiche seyen nur dann erst vorzüglich schätzenswerth, wenn sie nach einem Vorbilde von wahrem innerem Gehalt verfertigt worden, da im Gegentheil, wenn solches nicht ist, ihnen das Beste abgeht. Wir glauben darum schon voraus sagen zu können, die Kupferstecherey würde strengeren Bedingungen folgen müssen, und das bloss glänzende Linienwesen und die bloss zarten Puncte werden künftig nicht mehr hinreichen, ein Blatt zu empfehlen. Ja wir sind überzeugt, dass manches noch vor Jahren berühmte Stück, woran der Gegenstand falsch, die Erfindung ohne poetischen Gehalt ist, wenig mehr geachtet und in den Sammlungen wird zurückgelegt werden.

X. Das Bildniss des jüngst verstorbenen Prinzen August von Sachsen Gotha Durchl., von *Backofen* gemahlt, und in punctirter Manier gestochen von *Bock*. Der Mahler, so scheint es, hat an mehreren Stellen gegen die erforderliche Richtigkeit in der Zeichnung verstossen und dem Ganzen keine gefällige Wirkung zu geben verstanden. Der Arbeit des Kupferstechers wäre mehr Kraft und mehr Abwechselung zu wünschen, welches letztere indessen bey allen Blättern in punctirter Manier der Fall ist. So wenig man aber das Werk von Seiten seines Kunstverdienstes loben kann, denn nicht einmal steht das Bild in der Mitte des Ovals: um so mehr ist die auffallende Ähnlichkeit zu bewundern, und wir gestehen offenherzig, es nicht recht begreifen zu können, wie bey so lose bedeuteten Formen solche Ähnlichkeit zu erzielen möglich gewesen.

XI. *Mittheilungen eines Künstlers an Künstler.* — Oft habe ich klagen hören, das Mahlen sey so schwer! selten wisse jemand den Pinsel gehörig zu handhaben! und wusste mir die Ursache davon nicht zu erklären. Ich erfuhr, dass Mengs oft zu seinen Schülern soll gesagt haben, beym Zeichnen müsse man an's Mahlen, beym Mahlen an's Zeichnen denken, und legte diesen Spruch von der Verbindung des Gerundeten, des Weichen, Verschmolzenen des Pinsels mit dem Bestimmten und äusserst Genauen der Form, oder der Umrisse aus. Ich las endlich ein altes Wort von den Carracci: Schattenpartien, versicherten sie, seyen leicht zu mahlen, doch um einen einzigen Pinsel voll Weiss aufzusetzen, bedürfe es hundertfältiger Überlegung. Dieses Wort verbunden mit Nachdenken über mein eigenes und mancher anderer lebender Künstler Verfahren beym Mahlen, besonders aber beym Zeichnen, haben mir zu einer mich und vielleicht auch andere befriedigenden Erklärung des Räthsels verholfen, welche ich gegenwärtig mitzutheilen gedenke.

Den Anfang in der Kunst habe ich wie fast ein jeder mit Zeichnen gemacht, die Werkzeuge waren die gewöhnlichen: Bleystift, Kreide, Tusche u. s. w., alsdann mit den Aquarellfarben gemahlt, endlich auch ohne viele Anweisung mich der Öl-un[illegible] Leimfarben bedient. Nun geschahe es zufolge diese[illegible] mir eingeschlagenen Weges, dass allemal, we[illegible]h natürliche Gegenstände, sey es mit einer Fa[illegible] oder colorirt, nachahmen sollte, ich vornehmlich nur ihren Schatten, Halbschatten u. s. w. vom tiefsten Drucker bis zur leisesten in's volle Licht sich verlierenden Nüanze derselben zu verfolgen pflegte, und so Ge-

stalt und Rundung der Gegenstände hervorzubringen suchte. Das Licht kam mir bisher nicht als ein wirkendes thätiges meine Gegenstände überströmendes Ding, sondern bloss als Abwesenheit des Schattens vor, und so ist es ganz ohne Zweifel auch mit dem Verfahren aller mir bekannten Künstler beschaffen. Sie bilden nämlich ihre sämmtlichen Gestalten vom Schatten nach dem Licht heraus, nicht aber von diesem nach dem Schatten herein, und geschieht es auch mitunter, dass einer den Pinsel mit Dreistigkeit zu führen versteht, das heisst, mit fertiger Hand im Lichte kecke Striche aufsetzt: so ist darum die Form der Lichtpartieen nicht desto richtiger dargestellt. Es mag vielleicht im Charakter der neueren Mahlerey einer der bedeutendsten Züge seyn, dass von ihr jede Erscheinung der Form beständig nur als vom Schatten bewirkt angesehen worden; ob dieses auch bey den Antiken der Fall war, getraue ich mir freylich weder bestimmt zu behaupten, noch bestimmt zu verneinen; doch ist es wenigstens sehr wahrscheinlich, das Licht sey von ihnen besser, als von den Neueren, erkannt worden, weil ihre Mahlerey unmittelbar von der Plastik ausgegangen, welches aber bey der unserigen der Fall nicht war. Man kann sogar annehmen, dass alle Bildhauer neuerer Zeit den Schatten mehr als das Licht beachtet haben und noch beachten, denn ihre Aufmerksamkeit auf die von Hell und Dunkel zeigt sich (wie aus ihren Werken nachzuweisen ist) vornehmlich nur beym Zeichnen thätig; das Zeichnen aber geschieht vom plastischen Künstler, wie vom Mahler, durchgängig mit dunkeln Mitteln auf hellem Grund, und dieser Umstand ist unzweifelhaft von höchst bedeutendem Einfluss auf die Kunst überhaupt. Schon die ersten Anfänge aller Kunstjünger geschehen, wie gedacht, mit Bleystift, Kreide, Tusche u. s. w., lauter dunkeln Mitteln auf weisses oder wenigstens helleres Papier: daher sieht der Künstler sich schon von frühe an genöthigt die verschiedenen Grade und Verstärkungen des Schattens zu beobachten, während er für das Licht oder die beleuchteten Partieen gleichgültig bleibt und solche unbeachtet läst. Geschieht es auch zuweilen, dass er auf gefärbtes Papier zeichnen und sich der weissen Kreide zum Aufhöhen bedienen soll, so ist dieselbe besonders in den leise verfliessenden Tönen schwer zu behandeln, und er ermüdet bald über dem Kampf mit Schwierigkeiten, von denen er weder weiss noch ahndet, welchen Nutzen ihm ihre Beseitigung gewähren könnte. Ich an meinem Ort bin darum sehr geneigt zu glauben, dass, wenn die Materialien, deren wir uns zum Zeichnen zu bedienen pflegen, hellfarbig wären, wie sie das Gegentheil sind, und das Papier hätte eine dunkele Farbe, wie es gewöhnlich eine weisse hat: so müsste der Geschmack der Behandlung in der Mahlerey, vermuthlich auch das, was wir den Effect in derselben zu nennen pflegen, eine durchaus von der gegenwärtig üblichen unterschiedene Richtung erhalten haben.

Ich möchte keinesweges vorschlagen, dass Mahler oder junge der Mahlerey beflissene Künstler alles Herrliche übersehen sollen, was die grossen Meister neuerer Zeit in Nachbildung des Schattens erforscht und geleistet haben, dass sie sich einzig damit befassen sollen, das Licht zu studiren, wie es sich über die Gegenstände ergiesst: denn die Vernachlässigung des Schattens würde eben sowohl Einseitigkeit bewirken, als Einseitigkeit daraus entstanden ist, allein dem Schatten, seinen Abweichungen, seinen Unterbrechungen durch Reflexe u. s. w. nachzuspüren.

Aber könnte man die Aufmerksamkeit gegen die beleuchteten Partieen nicht gehörig schärfen, um für die Kunst diejenigen Vortheile zu gewinnen, welche aus einer deutlichern Erkenntniss und richtigern Nachahmung der Wirkung des Lichts hervorgehen müssten, ohne Einbusse der anderen Vortheile, welche auf die bisher geübte vorzügliche Beachtung des Schattens gegründet sind? — Mich dünkt, eine verneinende Antwort auf diese Frage oder auch nur Schwierigkeit gegen dieselbe sey gar nicht zu erwarten, indem der geübte tüchtige Künstler ohne Zweifel nur Anregung bedarf, um einem offenbaren Mangel, wie die bisherige nicht genugsame Beachtung des Lichts ist, nach Vermögen zu begegnen; und das erprobte Gute, wie die genaue Nachahmung des Schattens, ist nichts desto weniger zu bewahren; den Anfänger hingegen muss man zur Beobachtung des Lichts so wie zur Beobachtung des Schattens anweisen, gleich nachdem er einige Fertigkeit im Umriss erlangt hat. Ihn getuschte und gewischte Zeichnungen verfertigen zu lassen, ist, von dieser Seite betrachtet, zweckwidrig: warum soll der junge Mahler erst spät mahlen lernen? warum plagt man ihn Jahre lang mit dem beschwerlichen pünctelnden Tuschen oder mit Wischen, und lässt ihn nicht lieber mit weissen und schwarzen Farben in Öl oder *en gouache* arbeiten, deren Behandlung doch keine grösseren Schwierigkeiten hat? Nachtheilig könnte ein solches Benehmen auf keinen Fall werden, wohl aber der Kunst überhaupt bedeutende Vortheile gewähren. Das Studium der Formen würde nicht allein keinen Schaden erleiden, sondern wenn man wirklich auf die besagte Weise zum deutlicheren Anschauen des Beleuchteten gelangen könnte, so würde alsdann ohne Zweifel auch die Nachahmung dieses Theils der Gegenstände wahrhafter werden, und das Unbestimmte, Verblasene, worüber man nicht ohne Grund klagt, müsste aufhören. Denn dasselbe kann bloss im Schatten, Halbschatten oder Dämmerung füglich Statt finden; wo aber die Bedingung gesetzt ist, alle Effecte des Lichts genau zu beobachten und nachzuahmen, da wird das Zweydeutige, Ungewisse und Nebulistische von selbst wegfallen. Ich bin auch ferner noch überzeugt, dass alsdann gegen keinen der besseren Künstler der Vorwurf eines verzagten Pinsels, einer gequälten trockenen Behandlung mehr könnte geltend gemacht werden, weil nach dem geschehenen Vorschlag ein Jeder schon von frühe an Gelegenheit hätte, zur gehörigen Fertigkeit und Einsicht in den aufgesetzten Strichen des Lichts zu gelangen.

XII. *Über den Landschaften-Mahler Paul Brill.*

Nachstehendes sind Auszüge oder vielmehr ausgehobene Stellen aus der Handschrift eines wackern und denkenden Künstlers, welcher sie zwar anfänglich nicht für den Druck bestimmt hatte; da uns aber die öffentliche Mittheilung, wenigstens eines Theils derselben, wünschenswerth geschienen, so geschieht solches nun mit Bewilligung des Verfassers.

Paul Brill *) bleibt immer ein würdiger Vater der Landschaftsmahlerey, ein Künstler, der die Naturgegenstände in einer grofsen eigenthümlichen Manier aufgefafst hat.

Er strebte in seinen Gemälden die Fülle, den Reichthum der Natur an einzelnen Theilen erschöpfen zu wollen. Offene weite Aussichten von ihm enthalten unglaublich Vieles, so zu sagen eine Welt von Dingen in der auffallendsten Zusammenstellung. Die nahen oder vorderen Gründe sind mit ganz scharfer Deutlichkeit behandelt.

Zurückweichende Gegenstände behalten jedesmal ihren vollen Reichthum und Genauigkeit in der Darstellung der einzelnen Theile, und dieses gehet weiter bis auf die letzten Berge, wo noch alle Formen bestimmt und deutlich erscheinen.

In seinen Entwürfen liebte er vornehmlich das Seltene in den Formen, und kühne Zusammenstellungen. Abgründe, Wasserstürze, enge Thäler, himmelansteigende Gebirge, gewagte Brücken und Stege, Mühlen in den wunderbarsten Lagen, Schlösser, die, Zauberwohnungen ähnlich, auf unzugänglichen Felsen trotzen; neben an breiten sich dann weite fruchtbare Ebenen aus, von Flüssen durchzogen, mit Städten und Dörfern belebt.

Gebüsche und Bäume haben in *Brills* Darstellungen eine gefällige äufsere Gestalt, sind künstlich gruppirt und so fest bezeichnet, dafs in diesen Gruppen die einzelnen Bäume und deren Partieen allemal deutlich und geltend bleiben. Selbst in Darstellungen waldiger Anhöhen (wo es nicht sehr zu wünschen ist,) herrscht diese strenge An- und Auseinandersetzung. Alles hat bey unserem Meister eine entschiedene Gestalt. Pflanzen und sonstige Auszierungen erfüllen ihren Platz allemal sehr wahr und passend.

In den Staffagefiguren zeigt sich ein Haupttheil von Brills Kunstvermögen: das Menschenleben erscheint in den mannichfaltigsten Ereignissen; wir sehen fast alle Stände, Männer, Frauen, Bürger, Bauern, Soldaten, Hofleute etc., alle nach dem Üblichen der damaligen Zeit gekleidet.

Die Gewalt des Lichts und die Wirkung der Schatten hat Brill aus einem grofsen Gesichtspunct betrachtet, und pflegt in seinen Bildern Hauptabsonderungen anzubringen.

Das Hauptlicht, oder vielmehr die Hauptlichter, sind bey ihm gut vertheilt; sie leiten auf diejenigen Gegenstände, welche sich zur ausgezeichnetesten Ansicht eignen, oder, welche im Voraus die ganze Einrichtung des Bildes dazu bestimmte. Wenn er indessen mit Vereinzelung des Lichts zuweilen Misbrauch trieb, so mufs man ihn alsdann mit Mäfsigung beurtheilen, weil seine volle Anordnung ihn leicht hiezu verleiten konnte.

Die Schatten verringern sich nach Verhältnifs der Entfernung und nach dem Zwischenraume der Theile. Nicht so richtig ist hingegen die Abweichung der Lichter, welche sich in der Haltung des Ganzen oft zu sehr herandrängen.

Alles erwogen, verstand Brill bey weitem besser zu beschatten als zu beleuchten. Die Vertheilung seiner Farben geschiehet öfters in Partieen von zu grofsem Umfange, das ist: er bringt gar zu vieles unter eine Farbe oder einerley Farbenarten. Ist Brill z. B. im Blauen, oder Grünen, oder im Gelben, so verliert er sich in einer jeden dieser Farben, und kann nicht wohl wieder herauskommen; die blauliche Farbe der Fernungen tritt oft allzuweit in die Bilder hervor, und nun erscheint unmittelbar darauf ohne Übergang alles gelb gehalten. Die näheren Gegenstände haben die ihnen zukommende Farbe, auch die Schatten derselben richten sich mehr nach der Wahrheit als nach einem angenommenen Ton. Betrachtet man endlich Brills Anwendung der Farben im grofsen Ganzen, so ist solche nicht schmelzend weich, aber auch nicht unharmonisch; durchaus nicht kalt, öfters in hoher Wärme. An einzelnen, nahe liegenden Gegenständen gelang ihm das Colorit zuweilen ganz vortrefflich.

Unser Künstler führt den Pinsel fest und entschlossen, wagt aber doch nie die Linien seiner bestimmten Zeichnung zu überschreiten.

So sehr in Brills Arbeiten jeder Gegenstand vom Nächsten bis zum Entferntesten scharf bezeichnet ist; so fehlt doch jedem einzelnen Theil das eigenthümlich Charakteristische der Form. Was er uns giebt, ist blofs Deutlichkeit der Gestalten, nicht aber giebt er ihren Charakter, und diesen zu erzielen, scheint auch nicht einmal seine Absicht gewesen zu seyn. Seine Bilder erreichen aber in ihrem Ganzen einen höheren Charakter, und dieser gründet sich auf die künstliche Zusammenstellung aller Theile, welche so gedacht und geordnet sind, dafs hieraus ein bestimmter Charakter des Ganzen entsteht, welcher alles, was die Formen und sonstigen kleineren Merkmale leisten können, bey weitem übertrifft.

Im Gewaltsamen eignet sich alles zu diesem Zweck; das Kühne zeigt sich in einer Fortsetzung von Wagestücken.

Im Ruhigen befinden sich edle stille Schönheiten, welche gerade das erforderlich einfach Ruhige erzeugen, ohne je in's Leere zu gerathen.

Diesen Bemerkungen mag man vielleicht zur Last legen, dafs man aus ihnen immer noch nicht fasse, wie eigentlich ein von Paul Brill gemahltes Bild aussiehet. Ich beabsichtigte auch nicht Werke dieses Mei-

*) Paul Brill ist um 1554 zu Antwerpen geb., bildete sich zu Rom unter seinem Bruder Mattheus, den er übertraf, ein ruhmvolles Leben von 70 Jahren gröfstentheils in Italien zubrachte, und 1626 starb.

ſters zu beſchreiben, oder ihn in einem einzigen gelungenen Bilde zu betrachten; ſondern auf mehrere mir ſeit langer Zeit bekannte und auf die jüngſtgeſehenen Bilder *), wie auch auf Kupferſtiche, habe ich meine Aufmerkſamkeit gerichtet, um die ganze Summe von Brills Kunſtverdienſten auszumitteln.

Brill zeigt uns einen ſichern Weg zur wahren Kunſt, der aber verlaſſen worden, und gar verloren zu ſeyn ſcheint, wenn nicht prüfende Künſtler denſelben von Neuem in Brills Werken aufzuſuchen ſich bemühen wollen. Nicht ſeine Handgriffe, ſeine Manier zu mahlen, müſste man ſtudiren, ſondern den Geiſt ſeiner Erfindungen, die treffliche Auswahl der Gegenſtände zum Zweck eines charakteriſtiſchen Ganzen. Dieſes ſcheint mir wünſchenswerth und aller unſerer Aufmerkſamkeit würdig zu ſeyn.

*) Der Verfaſſer war vor Kurzem in Dresden.

Mittheilungen dieſer Art hoffen wir künftig auf eine oder die andere Weiſe fortzuſetzen.

Weimar, den 1 Januar
1807.

W. K. F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 JANUAR, 1807.

THEOLOGIE.

Halle, in der Waisenhaus-Buchhandlung: *Commentar über den Pentateuch*, von *Johann Severin Vater*, Prof. der Theologie und der morgenländischen Sprachen zu Halle. Mit Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten, der eingeschalteten Übersetzung von *Dr. Alexander Geddes's* merkwürdigeren critischen und exegetischen Anmerkungen, und einer Abhandlung über Moses und die Verfasser des Pentateuchs. Erster Theil. 1802. VIII und 332 S. Zweyter Theil. IV und 332 S. Dritter Theil. 1805. VI und 728 S. 8.

Es ist ohne Zweifel zunächst die Obliegenheit und das Geschäft öffentlicher, die Schriften unserer Zeitgenossen beurtheilender Blätter, das Neue, wovon jedes neue Product der Literatur nach einer ganz billigen Forderung wenigstens Etwas enthalten sollte, für die Leser auszuheben, und die Fortschritte der Literatur selbst darzulegen. Der vorliegende Commentar über den Pentateuch ist, wie er selbst bemerkt, kein originales Werk. Der Vf. desselben hat das Pensum übernommen, die Bemerkungen eines Engländers von der Episcopal-Kirche über das fünffache Buch Mosis auf deutschen Boden zu verpflanzen (S. IV der Vorrede zum ersten Theil). Diese Bemerkungen des Engländers Geddes, welcher für das biblische Studium in seinem Vaterlande allerdings zu früh gestorben ist, dessen Übersetzung der heiligen Bibel aber, zu welcher die *Critical Remarks on the Hebrew* gehören, der deutschen Literatur keine grosse Ausbeute gewährt, machen den unbedeutendsten Theil des Vater'schen Werkes aus. Von grösserer Bedeutung sind die Berichtigungen und Zusätze des Hn. *Vater*, seine eigene Kritik und Exegese über den Pentateuch. Die Vorzüge seiner Kritik sind eine sorgfältige und gelehrte Benutzung aller für dieselbe vorhandenen Hülfsmittel, besonders der mancherley Versionen, weniger der verwandten Dialekte; diese Kritik zeichnet sich aber dadurch aus, dass sie nicht sowohl dieses, als vielmehr Skeptik ist. Der Exegese gebührt der Ruhm des Fleisses, des Scharfsinns und einer glücklichen Combinationsgabe, aber das Eigenthümliche derselben ist gleichfalls ein übertriebener Pyrrhonismus. Der ganze Commentar enthält eine ununterbrochen fortlaufende Reihe von Belegen zu dieser Charakteristik desselben; und unsere Recension müsste ein neuer Commentar werden, wenn wir diejenigen vorlegen wollten, welche wir uns ausgezeichnet haben. Nur ein Paar heben wir zur Begründung unseres Urtheils aus. Wenn unter den vier Flüssen, welche aus Eden sich ergiessen, *Gen.* 2, 10. ff. פרת seine bestimmte Bedeutung hat, so ist dieses ein Datum, mit welchem zur Hand wir die Bedeutung der übrigen Namen von Flüssen und diese selbst bestimmen können, wenn auch die Namen derselben uns keine weitere Auskunft geben sollten. Der Euphrat entspringt in Ararat oder in Armenien: nach Angabe des hebräischen Textes haben die drey übrigen Flüsse in dem nämlichen Lande ihren Ursprung; nun sind es aber gerade noch drey Flüsse, Tigris, Oxus und Phasis, welche nebst dem Euphrat aus Armenien in die grosse Ebene Asiens sich ergiessen; hat man wohl Ursache daran zu zweifeln, ob es gerade diese Flüsse seyen, von welchen im hebräischen Texte die Rede ist? Überdiess entspricht הדקל, wie ohne Zweifel nach dem samaritanischen Texte zu lesen ist, ganz den arabischen, syrischen und chaldäischen Benennungen des Flusses Tigris, alle alten Übersetzer stimmen hierin überein, auch fliesst er durch Assyrien, wie es im hebräischen Text heisst: פישון hat unverkennbare Ähnlichkeit mit Phasis, und die griechische Angabe, dass die Argonauten auf dem Phasis nach einem Goldlande geschifft seyen, ist übereinstimmend mit der hebräischen Beschreibung dieses Flusses: גיחון ist der Name, mit welchem auch die arabischen Geographen den Oxus bezeichnen, und an diesem Flusse wohnen wirklich, wie der hebräische Text angiebt, die Kuschäer; diese Flüsse sind endlich, wie der Augenschein lehrt, geographisch beschrieben. Wenn nun demungeachtet der Vf. bemerkt, man erhalte durch dieses Alles keine Vereinigung dieser Flüsse zu einem Hauptstrom (zu Einem Hauptstrom freylich nicht, aber zu Einem gemeinschaftlichen Ursprunge der genannten vier Flüsse), man erhalte kein Bild, das einem geographisch erweislichen Falle völlig entspräche; wenn er sogar sagt, es sey weder unmöglich, noch auch nur unwahrscheinlich, dass für unseren Vf. diese Namen andere Bedeutungen hatten: so kündigt er sich uns nicht sowohl als Kritiker, sondern — gelinder können wir uns gewiss nicht ausdrücken — als Skeptiker an. So sind insbesondere auch die Bemerkungen über die Völker-Genealogie Gen. 10 eher skeptisch, als kritisch. Wenn der Vf. Bethel, Zoar, Hebron, Sichem und andere Städte-Namen für solche erklärt, welche erst in spätern Zeiten entstanden seyen, da doch die Genesis uns nicht blos mit Familien und Stämmen, sondern auch mit Völkern bekannt macht, welche doch wohl auch Wohnörter gehabt

gen, dafs in diesen Büchern die Geschichte des hebräischen Volkes unter Mose, dessen Geburt und Jugendgeschichte die Einleitung in dieselbe ist, in einer ununterbrochen fortlaufenden, in der genauesten chronologischen Ordnung, ohne irgend eine Abweichung von derselben, erzählt wird. Auch in dem zweyten Theil der Genesis, welcher, nachdem in dem ersten Theile von 1—11 Kapitel die Universalgeschichte vorangestellt worden, die Specialgeschichte der Hebräer von ihrem Anherrn Abraham an bis auf Josephs Tod enthält, ist ja die Erzählung der Geschichte ganz zusammenhängend. Diesen Zusammenhang möchte man etwa — was allein zugestanden werden kann — in dem ersten Theile der Genesis vermissen. Allein in der That nur bey dem ersten oder bey einem flüchtigen Anblick. Kap. I, 1—2, 3 und 2, 3 bis zum Ende, mögen allerdings zwey Beschreibungen der Schöpfungsgeschichte seyn; allein sie wurden zusammengestellt, weil man sowohl die eine als die andere aufbewahren wollte, und das um so mehr, da eine die andere erläutert und ergänzt. K. 3 ist eine Vorstellung der alten Welt vom Ursprunge des Uebels. K. 4 enthält eine kurze Geschichte von den beiden ersten Menschensöhnen. Allein der dritte Sohn Adams, Seth, ist der eigentliche Stammhalter; deswegen seine Genealogie bis auf Noah, K. 5. Unter diesem trug sich eine Totalrevolution auf der Erde zu; diese wird beschrieben K. 6—9. Durch seine drey Söhne und ihre Nachkommen wird die Erde aufs Neue bevölkert; nun folgt also der Stammbaum Sems, Hams und Japhets im 10 Kap. Sems Geschlecht und Nachkommenschaft ist aber hauptsächlich merkwürdig der Geschichte der Hebräer, da Abraham, ihr Stammvater, von Sem abstammte; daher im 11 Kap. Sems Stammtafel bis auf Abraham, durch welche von der allgemeinen Geschichte der Übergang auf die Geschichte der Hebräer gemacht wird, welche nun mit dem 12 Kap. anfängt. Es ist alles planmäsig an einander geknüpft: sowohl ursprünglich, als jetzt noch, findet zwischen den einzelnen Stücken, aus welchen der Pentateuch besteht, ein Zusammenhang Statt. Dritter Abschnitt. Beweis, dafs von den einzelnen Aufsätzen, oraus die Bücher *Genesis*, *Exodus*, *Leviticus*, *Numeri*, *Deuteronomium* bestehen, wenigstens viele von verschiedenen Verfassern herrühren, und Folgerungen aus den Resultaten dieses und des vorigen Abschnitts. Dieser Abschnitt hat viele Ähnlichkeit mit dem vorhergehenden. Der Vf. sagt, es wäre willkührlich, ohne besondere Gewähr die Identität der Verfasser dieser einzelnen Stücke anzunehmen. Diese Gewähr ist theils die vollkommene Übereinstimmung des Alterthums, ja der ganzen Geschichte, mit welcher der Pentateuch dem Moses, als Verfasser, zugeschrieben wird, theils die sich immer gleich bleibende Schreibart, und der sich immer gleich bleibende Charakter in allen Büchern des Pentateuchs. Man hat also äussere und innere Gründe, die Identität des Verfassers, nicht *der* Verfasser, der einzelnen Stücke, aus welchen der Pentateuch besteht, anzunehmen. Welche Gründe hat man nun für Verschiedenheit der Verfasser? Der äussere oder historische Grund für Moses, als den Verfasser des Pentateuchs, ist auch von dem vorliegenden Commentar nicht in Anspruch genommen worden: er urgirt hauptsächlich den inneren Grund, die Schreibart und den Charakter des Pentateuchs. Aber wenn der Commentar auch noch einmal so voluminös geworden wäre, als er geworden ist; wenn der Vf. desselben noch so vielen Fleiss auf diesen Theil desselben verwendet hätte, so müsste man ihm am Ende doch zurufen: *operam et oleum perdidisti.* Denn die Sache, welche er zu beweisen unternommen, ist gar keines Beweises fähig; die entgegengesetzte Meinung kann auf keine Art widerlegt und umgestossen werden. Es ist hier der Fall, wie bey kritischen Conjecturen über einen Text, oder bey Erklärungen desselben. Der eine sagt, diese Lesart ist leichter, als die recipirte, der andere behauptet das Gegentheil; der eine hält eine Erklärung für natürlicher, der andere giebt diesen Vorzug einer anderen; jeder beruft sich auf sein kritisches und exegetisches Gefühl: welcher von beiden wird nun seine Meinung gegen die andere geltend machen können? *De gustibus non est disputandum;* und so auch über dergleichen Dinge nicht. In diese Kategorie gehört nun auch die Frage über die Schreibart und den Charakter des Pentateuchs: was kann in aller Welt das Resultat von dem mühsamen Fleisse seyn, welchen der Vf. angewendet, um die Verschiedenheit hievon darzuthun?

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Giessen*, b. Tasché und Müller: *Paulus und Gamaliel.* Ein Beytrag zur ältesten Christengeschichte von *Karl Christian Palmer*, Prof. der Theologie (zu Giessen). 1806. 8. 8. (4 gr.). Wir sehen nicht recht ein, warum der Vf. diesen kleinen Aufsatz nicht lieber in einem theologischen Journal abdrucken liess. Er würde dann wahrscheinlich mehr Leser gefunden haben, als es bey solchen Piegen gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt. Am Schluss S. 28 steht: „Es war übrigens hier nicht auf Erläuterung jedes Umstandes in der Bekehrungsgeschichte *des* Paulus abgesehen. Diese erläutert *Schulze*, *Ammon*, *Ebermann* und *Eichhorn* [die Titel der Schriften sind nach diesen Namen vollständig angegeben]. Die Absicht war vielmehr, den Antheil zu beschreiben, welchen der Lehrer des Paulus an seiner *Entschliessung, ein Christ zu werden*, den er an dem neuen *Lehrbegriff* und an der *Lehrart* desselben hat. Dass die Entwickelungen des Paulinischen Lehrbegriffs von *Meyer*, *Lenz* und *Bauer* diesem Versuch hier und da begegnen, habe ich nach Beendigung desselben nicht ohne Vergnügen bemerkt." Rec. gesteht übrigens aufrichtig, dass er nicht recht einsieht, was Hr. *P.* mit diesen „Entwickelungen" eigentlich will. Vergebens sah er sich nach eigentlichen *Gamalielismen*, worauf es doch hier allein ankam, um; er fand nur einige schwach angedeutete Paulinismen. Denn wenn der Vf. S. 6 sagt: „Alles was Gamaliel unter Leitung (?) des A. T. und der Tradition vom Messias lehrte, trägt Paulus mit hoher Zuversicht über auf Jesus" — so ist diess und alles übrige der Art doch offenbar weiter nichts, als eine mit hoher Zuversicht vorgetragene unerwiesene Vermuthung, die ungefähr eben so viel für sich hat, als wenn man behaupten wollte: das wenige, was Hr. *P.* hier vorträgt, hat er daher, *weil er einst zu den Füssen eines Ernesti oder Morus sass* — „eine im syrochaldäischen Dialekt gewöhnliche Redensart, deren Ursache man (nach S. 3 n. a.) nicht genau angeben kann!" Es thut uns leid, von dieser kleinen Schrift nichts weiter sagen zu können. N.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 JANUAR, 1807.

THEOLOGIE.

Halle, in der Waisenhaus-Buchhandlung: *Commentar über den Pentateuch* von *Johann Severin Vater* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wären auch die Beyspiele, welche der Vf. anführt, überzeugender und einleuchtender, als sie es in der That sind, wie z. B. die neben einer niedern Prose stehenden hochpoetischen Stücke, als wenn ein prosaischer Schriftsteller nicht auch ein Gedicht verfertigen, und dasselbe seinem prosaischen Werke einverleiben könnte; oder wenn er die zwey Erzählungen von der Schöpfung Gen. 1 und 2 als ganz verschieden erklärt, und uns doch keine Abweichung der einen von der anderen vorlegt; oder wenn er eine je und je vorkommende Wiederholung als Beweis anführt, dass die zweyte Angabe von einem anderen Verfasser herrühren müsse, als ob ein Verfasser nicht auch einen Umstand zweymal vortragen könnte, sey es nun, dass er ihm besonders wichtig geschienen, oder dass er denselben gerade auch bey einer anderen Veranlassung absichtlich habe anführen wollen, oder dass er es ohne Absicht, und sich's unbewusst, dass er es schon erzählt, gethan habe; oder wenn er Widersprüche bemerkt, welche in Wahrheit bey weitem es nicht in dem Grade sind, in welchem sie in den Evangelien bemerkt werden können, wobey aber jedoch eine Harmonie möglich ist: so würde der Vf. doch bey dem Rec. und anderen, welche eine andere Ansicht des Charakters und der Schreibart des Pentateuchs haben, nichts ausrichten. Aber es ist gewiss auch kein grundloser und obstinater Unglaube, welchen der Rec. dem Vf. entgegengesetzt. Von den vier letzten Büchern des Pentateuch einen anderen Verfasser, als Moses, oder ausser ihm noch einen anderen und mehrere anzunehmen, den Beschluss des Werks, welcher die Nachricht von seinem Tode beyfügt, ausgenommen, dazu hat man keinen Grund; die Ereignisse derselben waren nicht nur gleichzeitig mit Moses, sondern er ist auch der Hauptheld dieser Geschichten, in welche seine eigene eingewebt ist, und niemand konnte sie überdiess so treu und umständlich erzählen, als er: der Charakter und der Styl ist durchaus der nämliche; Ein Geist und Eine Grammatik ist in allen, wie auch in den übrigen historischen Schriften vor dem Exil, welche sich nach den mosaischen gebildet haben. Nur bey der Genesis ist die Entscheidung schwerer. Der erste Theil derselben, die Periode von der Schöpfung bis auf die grosse Fluth, ist gar zu weit von dem Zeitalter Mosis entfernt; auf welche Weise und in welcher Form er die historische Urkunden erhalten, welche in diese Periode fallen, wird immer ein Problem und Geheimniss bleiben: aber der Fall ist doch denkbar, dass diese Urkunden, in Symbole abgefasst, in die Hände Mosis gekommen seyen, und dass er sie mit seinen eigenen Worten in Buchstabenschrift übergetragen habe: die Geschichte von Abraham bis auf ihn ist ihm wahrscheinlich durch Tradition bekannt, und von ihm schriftlich aufgezeichnet worden. Diese Bemerkungen mag der Vf. gegen die kategorische Behauptung halten, es fehle ganz an Beweisen, dass der Pentateuch von Einem Verfasser abzuleiten sey, S. 468. Die Hauptsache ist aber ohne Zweifel in dem vierten Abschnitte enthalten, welcher die Frage: ist die Abfassung dieser einzelnen Stücke, und ist die Sammlung derselben in diese Bücher den hier dargestellten Begebenheiten gleichzeitig? zur Beantwortung sich vorlegt. Es ergiebt sich aus dem Bisherigen, dass sie verneint wird. Der Verf. glaubt, aus seinen Recherchen sey der Schluss begründet genug, dass der Pentateuch, so wie er jetzt vor uns liegt, nicht von Moses und nicht aus dem Zeitalter der darin erzählten Begebenheiten, sondern aus einem weit späteren Zeitalter herrühren muss, und dass nicht bloss die Zusammenstellung einzelner Stücke, sondern dass die schriftliche Aufzeichnung sehr vieler Theile des Pentateuchs nur das Werk einer so späten Zeit seyn kann; er ist selbst noch ungewiss, ob in einem vor-davidischen oder in einem nach-davidischen Zeitalter diese Sammlung das geworden sey, was sie jetzt ist, S. 677. Die Basis dieser Untersuchung ist die Schreibkunst: die Entscheidung hängt davon ab. Der Vf. eröffnet daher auch die Beantwortung der Frage dieses Abschnitts mit einer anderen: Ob die Schreibkunst im mosaischen Zeitalter bekannt gewesen; und bemerkt ganz richtig, dass bey einer Untersuchung über schriftliche Aufsätze aus der uralten Welt die Vorfrage zunächst liege, wie früh man überhaupt geschrieben habe. Ist Moses der Schreibekunst unkundig gewesen, und war die Kunst in seinem Zeitalter unbekannt: so ist die Frage entschieden; es ist ausgemacht, dass sowohl die Abfassung als die Sammlung der Stücke, aus welchen der Pentateuch besteht, den erzählten Begebenheiten nicht gleichzeitig sey, sondern in spätere Zeiten gesetzt werden müsse. Der Vf. räumt dem mosaischen Zeitalter die Bekanntschaft mit der Schreibekunst und der Buchstaben-

schrift ein §. 48, wie man sie auch dem Ägyptier Moses, welcher weit später lebte, als der Ägyptier Thoth, und ein Zeitgenosse des Phönicier Kadmus war, von welchem also schon zu Mosis Zeit die Griechen die Buchstaben erhalten haben, nicht wohl absprechen kann. Nur unterscheidet er von der Bekanntschaft mit dieser Kunst den Gebrauch derselben bey der hebräischen Nation im mosaischen Zeitalter §. 49. Es ist eine ganz andere Frage, sagt er, ob von diesem mosaischen Zeitalter das Niederschreiben grosser Aufsätze und ganzer Bücher erwartet werden könne, und setzt hinzu, dass diese Möglichkeit unendlich viel mehrere Schwierigkeit habe. Diese Schwierigkeiten findet er theils in der Seltenheit oder dem Mangel bequemer Schreibematerialien, theils und ganz vorzüglich in der Lebens- und Handlungsart der früheren Welt. Unter den Schreibematerialien der Vorwelt führt er aber nicht nur Steine, Metall und Holz an, sondern auch Thierhäute, Leinwand und Blätter von der ägyptischen Papyrus-Staude, und bewaffnet fast seine Gegner dadurch gegen sich. Denn hätte es blos jene Schreibmaterialien zugegeben, so könnte es weiter keinem Zweifel unterworfen seyn, dass ein Werk von dem Umfange, welchen der Pentateuch hat, auf keines derselben habe aufgezeichnet werden können. Da aber S. 582. die Möglichkeit, dass auch die zweyte Classe der erwähnten Materialien schon als Materialien des Schreibens im mosaischen Zeitalter da gewesen seyen, unläugbar bleibt: so bleibt auch die Möglichkeit unläugbar, dass Moses der Verfasser des Pentateuchs seyn könne, und auf diesem Wege hat also die vorliegende Abhandlung in Ausführung ihres Thema durchaus keinen Schritt vorwärts gethan. Wahr ist, was auf eben dieser Seite bemerkt wird, dass keines dieser Materialien des Schreibens, als solches, in den Büchern des Pentateuchs selbst namentlich erwähnt sey; allein diess ist der Fall wie bey unseren Schriften, deren keine das Linnenpapier erwähnt. Aber Moses erwähnt doch sehr häufig das ספר, auf welches er geschrieben habe, und unterscheidet das Schreiben darauf ausdrücklich und in so vielen Stellen von dem Schreiben auf Stein: was also auch ספר gewesen seyn mag, es war kein Stein, sondern es war eine bequemere Schreibmaterie, diejenige, auf welche der ganze Pentateuch aufgezeichnet werden konnte. Dass also die Möglichkeit, von welcher die Rede ist, durch nichts weiter unterstützt werde, diese Behauptung des Vf. wird durch die angeführte Bemerkung widerlegt. Nach demjenigen, was er selbst zugiebt, ist man auch nicht berechtiget, in die wiederholten Versicherungen Mosis von seiner Schreibekunst einen Zweifel zu setzen. Genug, nur öffentliche Kundmachungen grub er in Stein ein; für die Aufzeichnung in schriftstellerischer Absicht S. 526 hatte er den Sepher auf welche Schreibmaterie, mag sie nun aus dem Thierreich oder Pflanzenreich gewesen seyn, ein Werk, wie der Pentateuch, aufgezeichnet werden konnte. Man kann ohne Bedenken zugeben, dass die Ausübung oder die Üblichkeit der Schreibekunst nicht ausgebreitet gewesen. Wenn nur der Satz fest steht: Moses konnte schreiben, und es stand ihm ein Material für ein Werk, wie der Pentateuch ist, zu Gebote: so kann gerade von derjenigen Seite her, welche die wichtigste ist, und von welcher allein die Schriftstellerey Mosis gefährdet werden kann, die mit den Begebenheiten des Pentateuchs gleichzeitige Abfassung desselben nicht geläugnet werden. Die zweyte Schwierigkeit, welche in der Lebens- und Handlungsart der früheren Welt ganz vorzüglich liegen solle, ist gewiss nicht bedeutend. Der Vf. sagt S. 532, die Betrachtung der Denk- und Handlungsweise der Vorwelt stellt der Annahme eines üblichen Gebrauchs der erwähnten Schreibmaterialien im mosaischen Zeitalter der hebräischen Nation ganz vorzüglich grosse Schwierigkeiten entgegen, und die Schwierigkeiten sollen in der Sache selbst liegen. Allein was ist uns denn auch von der Denk- Lebens- und Handlungsweise der Vorwelt bekannt? Und wenn es wirklich so ist, dass die Griechen und Römer längst die Schreibekunst gekannt, und, wo es nöthig war, ausgeübt haben, bevor sie mehr schrieben, als sie schreiben mussten: so kann man, wenn man will, zugeben, dass diess der nämliche Fall bey den Hebräern gewesen seyn möge, es folgt ja doch schlechterdings nicht daraus, dass Moses nicht Verfasser des Pentateuchs sey, er schrieb, kann man sagen, was er schreiben musste; aber mit allem Rechte kann man auch entgegenhalten, dass durchaus nicht erweislich sey, der Gang der Cultur der Griechen und Römer sey auch der in Ägypten und Arabien gewesen, denn der Orient ist ja nicht der Occident, und der Morgenländer kein Abendländer. Schon der angeführten Umstände wegen hat die neue Meinung, welche den Pentateuch dem Moses abspricht, keinen Vorzug vor der alten, welche denselben ihm zuschreibt. Dieser Meinung würde auch alsdann der Vorzug gebühren, wenn wir, da jene nach dem Geständnisse des Vfs., welches er in seinen vorangeschickten Maximen über die historische Kritik äussert, nur auf Wahrscheinlichkeits-Gründen beruht S. 521, auch nur dergleichen Gründe entgegensetzen, und mit solchen unsere Meinung vertheidigen könnten. Aber aus der zugegebenen Schreibkunst Mosis zu argumentiren, dass seine eigene Aussage hierüber dadurch bestätiget werde, und daraus, dass ihm eine Thierhaut, die Leinwand oder die Blätter von der Papyrus-Staude als Schreibematerialien zugegeben werden, zu schliessen, dass sein ספר eines dieser Schreibmaterialien gewesen seyn müsse, woraus überdiess die fragmentarische Beschaffenheit des Pentateuchs zur Genüge sich erklären läst, das sind doch mehr als Wahrscheinlichkeitsgründe, das sind historische Data. Beyläufig bemerken wir hier gegen die Behauptung, im Homer sey von der Materie, worauf die σηματα λυγρα standen, Iliad. VI. 169, welche Prötus dem Bellerophontes an Jokastes mitgegeben, nichts gesagt, dass Homer ausdrücklich sage, sie seyen ἐν πινακι πτυκτῳ geschrieben gewesen. Da nun der Hauptpunkt, die Schreibekunst Mosis und eine Schreibmaterie, welche

den Pentateuch fassen konnte, im Reinen ist, auch *ex concessis:* so ist es kein Bedürfnifs für uns, auf die von anderen Schriftstellern ausgehobenen Beweise für die Gleichzeitigkeit der Abfassung des Pentateuchs mit den in demselben erzählten Begebenheiten, auf das Reise-Journal des Moses, die an Ort und Stelle aufgezeichneten Begebenheiten, die Stellen des Pentateuchs, nach welchen Moses schriftlich Etwas aufgezeichnet; die Stellen, nach welchen der Pentateuch als ein Ganzes in Mosis Zeitalter versetzt wird; auf die siebenjährliche Vorlesung des Gesetzes; auf die Aussagen des Buches Josua über den Pentateuch; die Anführungen einzelner Stellen des Pentateuchs in den übrigen alttestamentlichen Schriften; auf die bestimmten Erwähnungen des Gesetzbuches Moses im A. T.; auf die Stellen des A. T. in welchen התורה vorkommt; auf die innere Gewähr des höchsten Alters dieser Bücher; auf die Bemerkung, dafs der ägyptische Geist dieser Bücher auf ihre Abfassung im mosaischen Zeitalter führe; dafs der Inhalt des Pentateuchs zu allen Zeiten nach Moses unter der hebräischen Nation bekannt gewesen; dafs der Pentateuch nicht zwischen David und Josua abgefafst sey; dafs er älter sey, als alle übrigen Bücher des A. T.; dafs nicht einmal eine Umarbeitung dessen, was Moses selbst schrieb, bey dem Pentateuch angenommen werden kann; dafs das Buch *Deuteronomium* von Moses selbst aufgezeichnet sey, also auch die obigen Bücher; auf den Beweis des Alters des Pentateuchs aus dem samaritanischen Codex; auf die allgemeine Tradition, welche dem Moses diese Bücher beylegt, ein sehr groses Gewicht zu legen, ungeachtet diese Beweise durchaus nicht entkräftet worden sind, und unter Voraussetzung des, auch von dem berühmten Anfechter der Schriftstellerey Mosis zugegebenen Hauptbeweises nicht entkräftet werden können. Von einem viel leichtern Gewicht sind aber die von §. 72 an vorgetragenen Gründe gegen das Daseyn des Pentateuchs in den früheren Zeiten der hebräischen Nation. §. 73 und 74 werden Merkmale eines späteren Zeitalters in dem Pentateuch angeführt: Städte, mit Namen genennt, welche sie, nach deutlichen Angaben anderer Bücher, erst in späterer Zeit nach Moses erhalten haben; darauf ist schon oben geantwortet worden: Stellen mit erklärenden Zusätzen, besonders zu Ortsnamen, wie man sie aus Moses Zeit nicht möchte erwarten dürfen; die Abhandlung spricht selbst hierüber ihr Unvermögen aus, kategorisch etwas zu behaupten: Stellen, in welchen gesagt wird, Etwas habe bis auf den heutigen Tag so fortgedauert; diefs sind Glosseme, wie sie sich in allen alten Schriften finden: Stellen, welche Umstände voraussetzen, die erst nach Moses Zeit eingetreten sind; diefs sind gleichfalls Zusätze späterer Abschriften: das Gesetzbuch Moses war zu manchen Zeiten der hebräischen Nation unbekannt; diefs kann durchaus nicht bewiesen werden, und ist auch nicht bewiesen worden: viele Gesetze des Pentateuchs sind entweder unbekannt oder wenigstens nicht bearbeitet; auch diese Behauptung ist unerweislich und unerwiesen: Unwahrscheinlichkeit mancher Gesetze und Erzählungen dieser Bücher; diese Unwahrscheinlichkeit, auch wenn wir sie zugeben wollten, vertritt auf keine Weise die Stelle eines Grundes oder eines Beweises: Wahrscheinlichkeit, dafs Tradition die Quelle solcher Darstellungen gewesen ist; Wahrscheinlichkeit ist eben so wenig Grund und Beweis, als Unwahrscheinlichkeit: Unwahrscheinlichkeit, dafs die Genesis von Moses aus älteren Urkunden zusammengesetzt sey; dafür spricht der Augenschein, wenigstens für den ersten Theil dieses Buches: die Tradition hat sich wahrscheinlich in der Etymologie der Namen erhalten und ausgebildet; so müfste die ganze hebräische Geschichte Tradition seyn, denn Etymologie, besonders der Namen, finden wir in allen Schriften: Ungleichheit der Sprache des Pentateuchs mit der Sprache der späteren Israeliten; Moses war das Urbild für die späteren Schriftsteller. Und was soll auch diese ganze Anklage uns austragen, wenn denn nun doch in dem allgemeinen Resultat der Ankläger bekennt: über die Männer, die aufser Moses, in früherer und folgender Zeit, zu dem Inhalt des Pentateuchs beygetragen haben mögen, vermögen wir gar Nichts zu sagen, S. 678. Dafs das Daseyn des Pentateuchs, so wie er noch jetzt besteht, erst um die Zeit des Exils völlig zuverlässig bekannt worden, wie auf eben dieser Seite gesagt wird, diese Behauptung kann nur bey dem Gewaltschlag, dafs das Buch Josua nicht gleichzeitig mit ihm sey, und dafs in den nächstfolgenden Schriftstellern תורה nur einen unbedeutenden Theil des Pentateuchs, nicht den Pentateuch selbst bedeute, ungeachtet diese Bedeutung sich in dem neutestamentlichen νομος erhalten hat, Statt haben. Dafs ein religiöses Buch, wie der Pentateuch, schwerlich auf einmal die Autorität und den Glauben erhalten habe, es sey das ächte sinaitische Gesetzbuch, S. 679, steht als ein vereinzelter, aller Beweise entbehrender Satz da. Man frage sich aber auch unbefangen, welchen Gewinn die Literatur durch diese mit so mühsamem Fleifse angestellte und ausgeführte Abhandlung, welche Fortschritte sie mit derselben gemacht habe? Wir haben gesehen, dafs bey einer leichten Berührung die Gründe und Beweise für den Hauptsatz derselben wanken und fallen. Aber wenn denn auch wirklich die schriftliche Aufzeichnung des Pentateuchs erst in dem davidischen Zeitalter oder nach demselben geschehen seyn solle: was gewinnt man denn damit, und in wie fern hat die Literatur einen Schritt vorwärts gethan? Sollte denn die Frage über die Schreibkunst eine leichter zu lösende Aufgabe, ein minder verwickelter Knoten seyn, wenn der Anfang derselben drey bis vier Jahrhunderte später angenommen wird, als es gewöhnlich geschieht? Ist es denn nicht so, dafs man über die Erfindung und Entstehung derselben in dem davidischen und salomonischen Zeitalter, oder in der Zeit des Exils eben so wenig ein bestimmtes historisches Datum findet, als in dem Zeitalter Mosis? Man lege sich aber insbesondere mit deutlichem, klarem Bewufstseyn dessen, wovon die Rede ist, den Gedanken vor, dafs der

Pentateuch erst in späteren Zeiten unter der Firma Mosis verfasst, und der hebräischen Nation als ein Werk Mosis angepriesen und übergeben worden sey: welche Inconvenienzen, welche Schwierigkeiten, welche Unmöglichkeiten stellen sich uns dar! Wer wird so etwas gewagt haben? Und wie läst sich denken, dass die Nation selbst ein solches ihr jetzt erst bekannt gewordenes Product, als das Werk des Stifters ihrer politischen und religiösen Verfassung, angenommen haben werde? Recht begreiflich wäre es wohl, sagt der Vf. S. 681, wenn um die Zeit der Zerstörung Jerusalems, oder vielmehr gegen diese Zeit hin, ein frommer und gelehrter Hebräer Schätze des Alterthums der Nation gesammelt und verbunden hätte; wenn damals der Pentateuch ein Ganzes geworden, und von der gedrückten Nation mit Enthusiasmus ergriffen worden wäre. Uns ist dieses durchaus unbegreiflich. Man mag annehmen, dass der Pentateuch ein Ganzes geworden sey, wie die Iliade und die Odyssee, dass nämlich die auf seinen Sepher geschriebenen, noch ungeordneten Aufsätze Mosis etwa in der glücklichen Periode der hebräischen Nation unter Moses oder Salomo geordnet, gesammelt, in ein Ganzes verbunden worden seyen. Diess ist nach des Rec. Einsicht die wahrscheinlichste Meinung über die Entstehung des Pentateuchs. Bey dieser Vorstellung bleibt aber Moses immer der Vf., wie Homer; bey derselben ist zwar nicht die Sammlung, aber die Abfassung, was die Hauptsache ist, den in dem Pentateuch dargestellten Begebenheiten gleichzeitig. Diese Theorie erklärt auch die in dem Pentateuch vorkommenden Phänomene auf eine befriedigende Weise. Demnach verhält es sich wirklich so, dass durch vorliegende Abhandlung die Vorstellungen des berühmten Vfs. der *Einleitung des A. T.* von Moses und seiner fünffachen Schrift nicht umgestossen worden sind, und dass sie ihn zwar zu einer Revision, aber nicht zu einer Rücknahme derselben veranlassen kann; welche Bemerkung wir insbesondere über den fünften Abschnitt der Abhandlung: Prüfung einiger anderer Meinungen über die Entstehung des Pentateuchs und seiner Theile, zu machen haben. Am Schlusse erlaubt sich der Rec. über die Gleichgültigkeit, mit welcher die classische Literatur die Anklagen gegen ihren Homer, als Schriftsteller, und die denselben beygefügte Sentenz, nach welcher er die schriftliche Abfassung der Iliade und Odyssee ihm durchaus nicht angehören solle, aufgenommen hat, sein Befremden zu äussern; die Wolfischen Prolegomenen, deren Anklagen gegen den Homer eben so wenig begründet sind, als die Vatersche gegen den Moses, sind seit ihrer Erscheinung nicht geprüft, sie sind blos nachgesprochen worden. Einen solchen Kaltsinn gegen ihren Moses soll die biblische Literatur sich nicht zu Schulden kommen lassen: sie wird mit der Achtung, welche dem Fleisse, dem Scharfsinn und der Gelehrsamkeit des berühmten Vfs. der vorliegenden Abhandlung gebührt, die Untersuchungen und das Resultat derselben noch näher und ausführlicher, als es in einer Recension geschehen kann, prüfen; der Rec. selbst wird in einer besonderen Schrift die Authentie des Pentateuchs nicht nur gegen die vorgebrachten Einwürfe retten, sondern auch assertorisch darthun.

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. *Leipzig*, b. Barth: *Die historisch-dogmatische Auslegung des Neuen Testamentes.* Nach ihren Principien, Quellen und Hülfsmitteln dargestellt, von *Karl Gottlieb Bretschneider*, Baccalaureus d. Theol. und Adjunct der philos. Facult. auf der Univers. Wittenberg. 1806. XIV u. 311 S. 8. (20 gr.) Obgleich diese Schrift nichts Neues enthält, worauf sie auch selbst keinen Anspruch macht; so liefert sie doch eine Menge guter Bemerkungen, deren Beherzigung denen, die sich im Interpretiren weder Fertigkeit noch Sicherheit erworben haben, von grossem Nutzen seyn kann. Dem geübteren Interpreten wird sie vielleicht dadurch nützlich werden, dass sie die wichtigsten Literatur-Notizen, unter gewisse allgemeine Rubriken geordnet, beybringt, obgleich die Auswahl nicht immer die zweckmässigste, und des Heterogenen zuviel beygemischt ist. Das Ganze ist unter folgenden Rubriken abgehandelt: I. Von der historischen Interpretation überhaupt. II. Von der historisch-dogmatischen Auslegung des N. T. insbesondere. III. Von den Quellen und Hülfsmitteln der hist. dogmat. Auslegung (der ausführlichste und vorzüglichste Abschnitt.) IV. Allgemeine Grundsätze der hist. dogmat. Auslegung. Angehängt sind S. 251-304 *Aphorismen zu einer historisch-dogmatischen Special-Hermeneutik des N. T.* In diesem Abschnitte findet man mehrere beherzigungswerthe Bemerkungen, worunter wir vorzüglich das auszeichnen zu müssen glauben, was S. 262 ff. über die in den Evangelien erzählten *Wunderbegebenheiten* gesagt wird. Der *mythologische* Gesichtspunkt, worin sich einige neuere Schriftsteller so sehr gefallen, erhält hier seine gehörige Abfertigung. „Die Wundererzählungen in den Evangelien, heisst es S. 264, sind nicht wie Anectoda (*Anekdota*) zu betrachten, die man nur ihrer Menge wegen, oder um den Leser durch das Wunderbare zu fesseln und zu vergnügen, oder wegen ihrer Merkwürdigkeit der Erzählung einwebte; sondern als ein wesentlicher, ein Hauptheil der Abhandlung, als ein wichtiger Beweis für den Satz des Ganzen anzusehen. Die Wunder, *so wie sie erzählt werden*, waren durchaus nöthig, und durften in den Evangelien nicht fehlen, wenn die Verfasser derselben ihre Zeitgenossen, für welche sie doch schrieben, für das Christenthum gewinnen wollten." Die Special-Hermeneutik über die katholischen Briefe S. 298-300 ist gar zu unvollständig und dürftig. Vom *Brief Jacobi* heisst es: „Der Brief J., der erste unter den sogenannten katholischen Briefen, an die unter den Heiden zerstreueten jüdisch-christlichen Gemeinden geschrieben, enthält in dogmatischer Hinsicht nichts Auszeichnendes (Ausgezeichnetes oder sich auszeichnendes?), sondern eine Menge vortrefflicher moralischer Sätze. Denn der angebliche Widerstreit zwischen Jacobus und Paulus verdient hier keine Erwähnung." Rec. sollte meinen, so etwas wäre in einer *historisch-dogmatischen* Special-Einleitung gerade die Hauptsache. Ähnliche Erinnerungen liessen sich noch hin und wieder machen. Das Register hätte, wenn es der Vf. doch einmal liefern wollte, vollständiger mitgetheilt werden sollen.

mcr.

NEUE AUFLAGEN.

Halle und Leipzig, b. Ruff: *K. E. Mangelsdorf's synchronistische Wiederholungstabellen im Grossen.* Besonders für die Leser seines Hausbedarfs und seiner Staatengeschichte. Neue Auflage, worin die Tabellen genau revidirt und bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzt sind. 1807. 11 Folio-Tabellen. (12 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 JANUAR, 1807.

JURISPRUDENZ.

Code Napoléon.

1) Cöln, b. Keil: *Code civil. Civilgesetzbuch.* Französischer Text, nebst der Übersetzung von *Daniels*, Prof. der Gesetzgebung an der Central-Schule des Ruhr-Departements. Jahr XI, XII. (1803. 1804.)

[Das Werk ist Heftweise erschienen, in der Folge, wie die einzelnen Theile des C. C. zur Promulgation gelangt sind. Es fehlt ihm also die Einrichtung nach dem Gesetze vom 30 Ventose XII. Der französische Text hat die rechte Hand des Buchs, die Übersetzung die linke. Beides ist aber auch besonders, jedes für sich unter seiner eigenen fortlaufenden Seitenzahl, in den Buchhandel gekommen, der französische Text unter dem Titel: *Code civil*, die Übersetzung unter der Aufschrift: *Civilgesetzbuch für Frankreich*, a. d. F. übersetzt von *Daniels*.]

2) Coblenz, b. Lassaulx: *Code civil de la République française. An XI. XII.*

[Er ist gleichfalls Heftweise erschienen, in der Folge, wie die einzelnen Theile zur Promulgation gelangt sind. Es fehlt ihm also auch die Einrichtung nach dem Gesetze vom 30 Ventose XII.]

3) Ebend.: *Civil-Gesetzbuch der französischen Republik.* Übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von *F. Lassaulx*, öffentl. Vertheidiger bey den Tribunalien zu Coblenz, (jetzt Prof. a. d. Specialschule der Rechte zu Coblenz). Erster Theil. Jahr XI. 379 S. Zweyter Theil. Jahr XII. 214 S. Dritter Theil. Jahr XI. 369. S. 8. Vierter Band. Abth. 1. 2. J. XIII. 362 u. 318 S.

[Auch von diesem Werk sind die ersten drey Theile älter als das Gesetz vom 30 Ventose XII; es fehlt ihm folglich auch die Einrichtung nach diesem Gesetze.]

4) Paris: *Code civil des Français dans une seule série de num. comprenant 2281 articles. — Édit. stéréotype T. 1. 2. An XII.* (1804.) 538 S. in 12.

[Nach dem Gesetze vom 30 Ventose XII. eingerichtet.]

5) Creveld, in der Schillerschen Buchhandlung: *Bürgerliches Gesetzbuch der Franzosen.* Übersetzt von *P. F. Cremer*, Regierungscommissär bey dem Civilgerichte des Crevelder Bezirks. Jahr XII. (1804) X und 797 S. in gr. 8.

[Nach dem Gesetze vom 30 Ventose XII. eingerichtet.]

6) Cöln, b. Keil: *Code civil des Français. Édition d'après la Loi du 30 Ventôse an XII. Civilgesetzbuch der Franzosen.* Aus dem Französischen übersetzt von *Daniels*, Prof. etc. Jahr XIII. (1805). 970 und LXXI S. in gr. 8.

[Das Werk liefert den französischen Text und die deutsche Übersetzung zugleich. Jedes von beiden ist aber auch besonders zu haben. Die Einrichtung ist nach dem Gesetze vom 30 Ventose XII.]

Nicht allein um unser gegebenes Versprechen (Jen. A. L. Z. 1805. No. 146) zu erfüllen, sondern auch um die seitdem erfolgten Ereignisse der Zeit nicht unbeachtet zu lassen, nehmen wir nicht länger Anstand, die wichtige Angelegenheit des *Code Napoléon* auch bey unserem Institute zur Sprache zu bringen. Wenn Deutschland den grossen Kaiser als Helden in seiner Mitte gesehen hat, so hat es Gelegenheit, ihn aus seinem *Code* als Gesetzgeber kennen zu lernen.

Alle Gesetze erproben sich am besten in der Erfahrung, und der weise Spruch, der Ausgang sey ein Gottes-Urtheil, findet vorzüglich bey ihnen Anwendung. Welche schöne Erfahrungen man aber über den *C. N.* in Frankreich, in den beiden Jahren seit seiner Einführung, bereits gemacht habe, darüber kennen wir nur Eine Stimme; es ist die Stimme, der auch das gesetzgebende Corps huldigte, als es in der Mitte seines Versammlungsorts die Statue des Kaisers aufstellen liess: „*pour consacrer le bienfait, que la nation vient de recevoir de lui dans l'organisation du nouveau code.*" Dieselbe Stimme erschallte aus dem Zeugnisse des Staatsraths *Jaubert*, in der Sitzung des legislativen Corps vom 11 May 1806: „*Deux années se sont à peine écoulées* (sagte er) *et les bienfaits du Code sont universellement reconnus. Tous les hommes instruits sont d'accord, que c'est le plus bel ouvrage, qui soit sorti de la main des hommes. La grande diminution des procès attesterait seule son heureuse influence.*" Man hat der französischen Nation von Herzen Glück zu wünschen, dass die Krise der Civil-Legislation, worin jene so viele Jahre zugebracht, mit dem *C. N.* nun ein so schönes Ende genommen hat. Kein Zustand war schlimmer, als der des Schwankens und der Unstätigkeit. Bis zum *Code Napoléon* waren die *Coutumes*, in den *Pays du droit coutumier*, und das römische Recht, in den *Pays du droit écrit*, noch immer die Grundlagen der französischen Jurisprudenz geblieben. Das viele Neue, das man im Laufe der Revolution, und noch dazu, nach den verschiedenen Perioden derselben, bald so, bald anders, in einzelnen Gesetzen bereits regulirt hatte, war noch nicht in ein zusammenhängendes, in sich harmonisches Ganzes gebracht. Ausserdem aber bedurfte auch selbst das Letzte und Neueste nicht selten noch bedeutender Abänderungen, wenn es zu der jetzt bestehenden Verfassung und Verwaltung des Reichs gehörig passen sollte. Über einerley Gegenstände waren Gesetze auf Gesetze gefolgt, die sich einander mehr zur Verwirrung als zur Aufklärung gereichten. Und wenn man auch bey einer solchen Re-

he von Gesetzen so glücklich war, den Faden von dem ersten bis zum letzten aufzufinden, so schloss sich das letzte doch oft nicht an den gegenwärtigen Zustand an. So war z. B. die Legislation von den Willenserklärungen auf den Todesfall seit der Revolution nicht weniger als dreymal umgeformt worden: zuerst durch das Gesetz vom 17 Nivose II; dann durch das Gesetz vom 4 Germinal VIII; zuletzt durch das Gesetz vom 13 Floreal XI, welches in den *Code Napoléon* aufgenommen worden ist.

Aber nicht bloss einzelne Gesetze, sondern auch ganze Gesetzbuchs - Projecte waren schon, eins nach dem anderen, in dem Strome der Revolution untergegangen. Den ersten Entwurf eines Civil-Codex liess der National-Convent durch einen besonderen Gesetzbuchs-Ausschuss veranstalten, auch denselben nachher von dem Ausschusse nochmals revidiren. Dieser Entwurf blieb aber, ohne nur einmal zur Discussion gebracht zu seyn, liegen, bis er, mit dem Sturze Robespierre's, seinen rechten Platz unter den Monstris der Revolution angewiesen erhielt. Einen zweyten Entwurf legte der zweyte Consul, jetziger Reichserzcanzler, *Cambacérès*, der damaligen gesetzgebenden Behörde der Republik im Laufe des vierten Jahres vor, welcher zwar gedruckt, an alle Tribunale versendet, auch dem juristischen Publicum zur Prüfung vorgelegt, aber bey der Gesetzgebungsbehörde wiederum nicht zur Discussion gebracht ward. Endlich der dritte Entwurf kam, nach dem 18 Brumaire, durch eine von dem jetzigen Kaiser und Könige, damaligem ersten Consul, ernannte Commission von vier Rechtsgelehrten, und zwar schon in fünf Monaten nach erhaltenem Auftrage, zu Stande, und erschien am 1 Pluviose IX im Druck. Zu dem Werke lieferte jeder der vier Commissarien die ihm zur Ausarbeitung zugetheilten Titel. Zur Einheit aber wurden die Contingente in den gemeinschaftlichen Berathschlagungen der Commissarien unter *Tronchet's* Vorsitze erhoben. Aus diesem Entwurfe ist denn endlich, nach mancherley Prüfungen und Discussionen, der vor uns liegende, durch das Gesetz vom 30 Ventose XII so genannte *Code civil des Français*, oder *Code Napoléon*, hervorgegangen, der Licht in die Finsterniss und Ordnung in das Chaos gebracht hat. Mit ihm hat die französische Revolution, auch im Fache der Civil-Legislation, ein Ende, und eine ganz neue Periode, unter den glücklichsten Auspicien, und unter weit hin sich eröffnenden Aussichten, ihren Anfang genommen.

Das Interesse des *C. N.* erstreckt sich von mehr als einer Seite sehr weit. Theils ist er das Werk bey einer Nation, die die grössten Männer im Fache der Legislation und Jurisprudenz aufzuweisen hat. *Montesquieu*, *Cujaz*, *Domat* sind grosse Namen, an welche sich unter den jetzt lebenden französischen Juristen des ersten Ranges anschliessen: *Cambacérès*, *Portalis*, *Languinais*, *Tronchet*; desgleichen *Perraut* an der Spitze der Juristen des zweyten Ranges. Theils ist der *C. N.* ein kostbares Resultat, gewonnen für die Praxis aus einem vieljährigen Streite zwischen Speculation und Empirie. Eine lehrreiche Erfahrung ist dabey benutzt worden, welche nicht ferner mehr daran zweifeln lässt, dass auch im Felde der Legislation alles, wenn es gleich idealisch empfangen worden ist, dennoch für dieses irdische Leben nicht anders, als irdisch, zur Welt kommen, am wenigsten sich in dieser Welt anders, als irdisch, lange behaupten könne. Theils fällt die Erscheinung des *C. N.* gerade in eine Periode, in welcher man in so vielen Ländern noch lebhaft damit beschäftiget ist, dem Geiste der Zeit mit neuen Legislations-Versuchen zu huldigen.

Vor allen Dingen aber ist hier noch der Universalität des Einflusses zu gedenken, den der *C. N.* ausserhalb Frankreich, theils durch die politische Lage Europas, theils durch die grosse und allgemeine Herrschaft der französischen Literatur, theils durch die Art, wie sich der *C. N.* an die durch ganz Europa verbreitete römische Jurisprudenz anschliesst, um so gewisser haben wird, je mehr er ihn auch schon durch sich selbst zu haben verdient. Schon ist der *C. N.* in das Deutsche, in das Italiänische, in das Flammländische übersetzt worden. Schon ist man in mehreren Staaten, in welchen die Verbesserung der Legislation an der Tagesordnung ist, eifrigst beschäftiget, den *C. N.* zu studiren, ihn zu benutzen, oder wohl gar eine förmliche Reception desselben vorzubereiten. Selbst nach Russland ist bereits der Grundsatz, wonach Adoptivi durch alle Grade durch in Rücksicht der Successionsfähigkeit den natürlichen Kindern gleich sind, aus dem *C. N.* durch einen eigenen kaiserlichen Ukas übergegangen; und doch war des ganzen Instituts der Adoption im Projecte des *C. N.* noch gar nicht einmal gedacht, sondern es kam erst nachher, auf Vorschlag des Cassations-Tribunals, hinzu.

Am gewissesten und entschiedensten wird der Einfluss des *C. N.* ausser Frankreich und Italien da seyn, wo man sich in Rücksicht der Regierungs-Grundsätze, die in den Civil-Verhältnissen zur Beförderung des öffentlichen Wohls und des Nationalwohlstandes zu befolgen sind, mit der französischen Regierung bereits auf einerley Höhe befindet. Da z. B. wo man zum Besten des Staats es nicht glaubt zugeben zu können, dass das Privateigenthum aus dem freyen Verkehre gebracht werde, da wird man nicht weit davon entfernt seyn, den Art. 896 des *C. N.* sich zuzueignen, wonach im Erbrechte die Substitutionen verboten sind, so wie jede Verfügung, wodurch dem Geschenknehmer, dem eingesetzten Erben, oder dem Legatar auferlegt wird, für einen Dritten etwas aufzubewahren, und ihm zurück zu liefern. Es giebt eine gewisse Summe von Regierungs-Maximen, die eben so allgemein in Europa jetzt angenommen sind, als es das Princip ist, welchem sie dienen, das Princip des Nationalreichthums im Inneren, und der Macht und Gewalt im Äusseren. Nirgends ist aber das Civilrecht der Herrschaft jener Maximen so vollständig und so consequent unterworfen worden, als im *Code Napoléon*.

Wie der *C. N.* ausser Frankreich gedeihe, wird sich in Italien zuerst wahrnehmen lassen. Im Königreich Italien ist er, laut des dritten constitutionellen Statuts Art. 56. Tit. 6, eingeführt „*dans tous les objets qui sont prévus dans le dit code*," dagegen das

römische Recht, nebst den Ordonanzen und Gewohnheiten, sowohl den allgemeinen, als besonderen, *bey solchen Gegenständen* abgeschafft worden. Die zu dem Ende veranstaltete italiänische Übersetzung ist auch bereits vollendet. Für den Process und das Gerichtswesen scheint dem Königreiche ein gewisser Spielraum zu bleiben, nach seinen Verhältnissen sich selbst etwas Passendes zusammen zu setzen. Die von dem Grofsrichter *Luosi* am 21 Jun. 1805 errichtete Commission soll jedoch dahin sehen, dass das *Projet de procédure civile*, welches sie für Italien zu entwerfen hat, in seinen Formen zu dem *C. N.* und zu der Organisation der neuen Tribunäle passe. Ferner hat ein K. K. Decret vom 15 Messidor XIII (1805) verfügt, dass der *C. N.* in den Ländern, welche die vormahlige ligurische Republik ausmachten, publicirt, und vom 1 Vendem. zu gelten anfangen solle; wie denn auch von eben dem Tage ein weitläuftiges K. K. Decret wegen gerichtlicher Organisation des alten Genua nach französischem Fusse, dergestalt, dass es auch unter dem pariser Cassations-Tribunale steht, vorhanden ist.

Der *C. N.* hat, da er auf der Grundlage des römischen Rechts steht, in Italien sein zweytes Vaterland gefunden; warum sollte er also in Italien nicht ganz vorzüglich gedeihen? Es ist ja zum Theil, möchte man sagen, fast nichts als eigenes Fett, womit das italische Land bey dieser Gelegenheit beträufelt wird; und in Frankreich selbst gefällt man sich in dem Gedanken, man habe in dem *Code Napoléon* ein längst erborgtes Capital mit reichlichen Zinsen an Italien zurückgegeben.

Welchen Eingang der *C. N.* in Deutschland, namentlich in den Ländern des rheinischen Bundes, finden werde, steht zu erwarten. Zu den Souveränetätsrechten der Bundesverwandten gehört auch, laut Art. 26 des Grundvertrages des rheinischen Bundes (Jul. 1806), das Recht der Legislation, der hohen Gerichtsbarkeit und der hohen Polizey. Gleichfalls ging die K. K. französische Erklärung am Reichstage zu Regensburg vom 1 May 1806 dahin, der Kaiser erkenne zwar die deutsche Reichsverfassung nicht mehr an, „*en reconnaissant néanmoins la souveraineté entière et absolue de chacun des princes dont les états composent au jourd'hui l'Allemagne, et en conservant avec eux les mêmes relations, qu'avec les autres puissances indépendantes de l'Europe.*“ Hiernach kann es keinen Zweifel haben, dass es von der Willkühr eines jeden Bundesverwandten abhängt, ob und unter welchen Bedingungen er für gut findet, von dem *C. N.* für sein Land Gebrauch zu machen. Es entsteht also nur die Frage, was ist rathsam und thunlich? Unthunlich wäre es, den *Code*, so wie er da ist, und ohne ihn vorher mit der Verfassung der deutschen Staaten in Übereinstimmung zu bringen, im Ganzen zu recipiren. Welche Verschiedenheit entsteht allein dadurch, dass die Feudalrechte in Frankreich aufgehoben sind, die rheinische Bundesacte hingegen so weit entfernt ist, selbige nicht weiter fortdauern zu lassen, dass sie vielmehr selbst (Art. 27) einen Fall bestimmt, in welchem jene Rechte beybehalten werden sollen? Zwar könnte die Reception des *C. N.* unter derselben Clausel geschehen, unter welcher man einst das römische Recht in Deutschland recipirte: dass nämlich derselbe nur in so fern gelten solle, als er mit der besonderen Verfassung des Landes nicht in Widerspruch stehe. Allein man weiss ja schon aus Erfahrung, was eine solche Clausel für Unheil in der deutschen Jurisprudenz und Rechtspflege gestiftet hat. Um also den *C. N. im Ganzen* zu verpflanzen, wird es nöthig seyn, ihn vorher für die Verfassung, oder aber umgekehrt, so weit es stattnehmig und ausführbar ist, diese für jenen einzurichten.

Kommt auf diese Weise eine Reception zu Stande, so hat, wie wir glauben, der deutsche Bund sich die ersprießlichsten Folgen davon zu versprechen. Es herrscht darüber nur Eine Stimme in Deutschland, dass es der Redaction neuer Landrechte in Deutschland bedürfe; ja man hat in den meisten deutschen Staaten bereits Hand an eine solche Redaction gelegt. Bisher pflegte man dabey das allgemeine preussische Landrecht vorzüglich im Auge zu haben, und das ganze Redactionsgeschäft pflegte darauf hinauszulaufen, dieses Landrecht, dieses vorzügliche Werk deutscher Legislation, sich mehr oder weniger, auf die eine oder andere Weise, anzueignen. Gegenwärtig aber, nach ganz veränderten Verhältnissen, entsteht die wichtige Frage, ob es nicht besser sey, statt des preussischen Landrechts lieber den *C. N.* bey jener Redaction, in den Staaten des deutschen Bundes, zum Grunde zu legen.

Gesetzt aber, die deutschen Regenten wollten lieber ganz ihren eigenen Weg gehen, so bleibt auf jeden Fall zweyerley zu wünschen übrig: erstlich, dass man bey dem Legislations-Geschäfte sich fleissig in den Discussionen über den *C. N.* umsehe, indem es in Rücksicht aller solcher civilistischer Normen, welche auf regierungsrechtlichen Grundsätzen beruhen, nicht leicht eine lehrreichere und fruchtbarere Quelle giebt, als jene Discussionen, vorzüglich bey dem gegenwärtigen Stande des Regierungsrechts in Deutschland. Ein zweyter Wunsch muss seyn, dass, zur Erreichung möglichster Rechtseinheit, worin ohne Zweifel eins der stärksten und solidesten Verbindungsmittel des ganzen föderativen Systems besteht, in dem ganzen Umfange des deutschen Bundes, die Redaction der Landrechte, sie geschehe nun auf dem Grunde des *C. N.* oder nicht, nicht unbedingt jedem Regenten für sein Land überlassen, sondern zugleich mit zu einer gemeinschaftlichen Angelegenheit des gesammten Bundes gemacht werde.

Noch ein anderer Fall lässt sich annehmen, dass nämlich hier oder da die Regierung eines Bundesstaats weder den *C. N.* adoptiren, noch sich auf die Redaction eines eigenen Landrechts einlassen, sondern es passiver Weise lieber mit ansehen will, wie die Sache, ohne thätige Einmischung der Regierung, ihren bisherigen Lauf behalte. In diesem Falle wird dennoch ein grosser Theil von dem, was der *C. N.* enthält, und was sich durch den Geist der Zeit von selbst geltend machen wird, auf einen solchen Staat übergehen; zwar nicht durch unmittelbares Wirken der Legislation, aber doch, unter deren Zulassung,

durch das starke Mittel der doctrinellen Jurisprudenz. Wie gewaltig dieses Mittel, sobald die Legislation ihm lieber Spielraum liess, als selbst thätig war, bisher schon in Deutschland gewirkt, und wie die blosse Doctrin bisher dem Geiste der Zeit mit ziemlichem Erfolge nachzustreben gewusst hat, ist bekannt genug. Dieses Mittel wird auch ferner seinen Dienst nicht versagen; es wird nur darauf ankommen, dass zwischen der doctrinellen Jurisprudenz Frankreichs und Deutschlands eine mehrere und leichtere Communication eröffnet werde. Hierzu kann es an Veranlassung und Gelegenheit nicht fehlen; vorzüglich wenn beide Länder gegenseitig keine Sperrung ihrer Lehranstalten dulden, sondern einen freyen Verkehr des Unterrichts und der Literatur zulassen wollen. Zu diesem Ende darf man wohl von Deutschland aus sein Augenmerk zunächst auf die Rechtsschulen zu Coblenz und Strassburg, so wie auf das Lyceum zu Mainz, richten. In der That sind wir auch bereits auf ein Paar gute Anzeichen gestossen. Das erste ist, dass man auf der Rechtsschule zu Coblenz eigene ausserordentliche Vorlesungen über das deutsche Staatsrecht, für das Schuljahr von 1806 bis 1807, angekündigt hat. Das andere ist, dass das Lyceum zu Mainz durch eine eigene K. K. Decision (vom 25 Octbr. 1806) autorisirt worden, fremde Pensionäre mit Lehrern und Domestiken aufzunehmen, und dass diese Decision zugleich mit einer Aufforderung des rheinischen Bundes, von der Gelegenheit Gebrauch zu machen, von Seiten des Lycei selbst ins Publicum gekommen ist.

Wer wird länger an dem grossen Interesse des C. N., namentlich auch demjenigen, welches er für Deutschland hat, zweifeln? Wer wird daher nicht auch mit uns wünschen, dass der Werth desselben unter uns Deutschen sachverständiger und unparteyischer, als es bisher geschehen seyn möchte, erwogen werde?

Wollen wir nun hier, solchen Wünschen zufolge, einen sichern Weg einschlagen, um den C. N. seinem wahren Charakter nach zu beurtheilen; wollen wir daneben auch die Hauptpuncte, worauf es bey Entwerfung oder Prüfung eines Plans zur Verpflanzung des *Code* nach Deutschland ankommen würde, zur Sprache bringen: so möchten es etwa folgende Fragen seyn, über die wir unseren Lesern Rechenschaft zu geben haben.

Erste Frage: Wie verhält sich der C. N. zu dem früheren Rechte, an welches er sich angeschlossen hat? Über dieses Verhältniss herrschen, wie wir zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, zum Theil sehr unrichtige Begriffe im Publicum, aus welchen sich eine Menge schiefer Urtheile, namentlich über Mangelhaftigkeit, Magerkeit und Incohärenz der neuen Gesetzgebung, erzeugt haben. Man glaube nur ja nicht, dass unter dem aufgegangenen C. N. die vorigen Rechte mit einem Male in Masse untergegangen sind; sie sind vielmehr sämmtlich, sowohl die allgemeinen, als auch die provinciellen und localen, durch das ganze Reich an ihrem Platze und in ihrer bisherigen Gültigkeit stehen geblieben, sofern sie nur nicht solche Gegenstände betreffen, wobey ihnen durch den C. N. derogirt worden ist.

Die französische Legislation ist von dem sehr richtigen Satze ausgegangen, dass es an der erforderlichen Einheit des Staats fehle, wenn die Principien und Maximen der Constitution und Regierung nicht auch durch die civilistischen Verhältnisse, und zwar gleichförmig, im ganzen Umfange des Staats, und ohne Zulassung einer Ausnahme oder Abweichung, durchgeführt werden; wenn also das Civilrecht in allen solchen Dingen, die auf regierungsrechtlichen, den ganzen Staat angehenden Gründen beruhen, nicht eins und dasselbe durch das ganze Reich ist. Jene vom Regierungsrechte abhängenden Normen des Civilrechts, nach einer eben so tief gegangenen als für die Jurisprudenz ergiebig gewordenen Revolution, in eine Sammlung zusammen zu fassen, das war dringend nöthig; und diesem Bedürfniss hat vor allen Dingen durch den C. N. abgeholfen werden sollen. Alles Alte, das durch diese Massregel nicht getroffen worden, ist der Regel nach unangetastet und unverdrängt geblieben.

Das Gesetz vom 30 Ventose XII, durch welches die einzelnen im C. N. begriffenen Gesetze zu einem Ganzen, zu einem Buche, zu einem *Corpus juris* constituirt, und diesem Buche seine Verhältnisse zu dem bisherigen Rechtszustande angewiesen worden sind, verfügt auch weiter nichts, als dass die römischen Gesetze, die Ordonanzen, die allgemeinen und besonderen Local-Gewohnheiten, die Statuten und Verordnungen „in den Materien, welche der Gegenstand der Gesetze sind, woraus der *Code* besteht," keine verbindliche Kraft mehr haben sollen. *Ausserdem* also bleibt das vorige Rechtsgebäude in allen seinen Theilen unverändert und unerschüttert stehen. Der C. N. erscheint wie eine neue grosse und schöne Bauanlage, welche dem längst gestandenen Hauptgebäude bloss einverleibt worden ist, und mit letzterem unter Einem Dache steht. Dasselbe gilt von dem allgemeinen preussischen Landrechte, ja von allen Legislationen der neueren Zeiten. Wenn daher Deutschland sich den C. N. durch Adoption zueignen wollte, so würde daselbst das gemeine Recht mit seinen Anstalten des Unterrichts, so wie mit seiner Literatur, im Ganzen eben so sicher an seiner jetzigen Stelle und in seiner bisherigen Wirksamkeit bleiben, als solches bey einer Reception des allgemeinen preussischen Landrechts der Fall gewesen seyn würde. In gewissem Betrachte würde mit dem C. N. sogar noch weniger, als mit dem preussischen Landrechte, die alte Lage der Dinge gestört werden. Denn in dem Plane der neuen preussischen Legislation, wenn er seinem ganzen Umfange nach ausgeführt werden soll, liegt auch eine totale Reform der provinciellen und localen Rechte und ihres Verhältnisses zu den allgemeinen; nach dem C. N. aber bleibt das provincielle und locale Recht nach wie vor sich selbst überlassen, und erlöscht nur in so fern, als es mit dem C. N. im Widerspruch steht.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 JANUAR, 1807.

JURISPRUDENZ.

Fortsetzung der Recension
des
Code Napoléon.

Weil aber, im Fall einer Reception des *C. N.* in Deutschland, das gemeine Recht daselbst sich behaupten, und der *C. N.* nur in so fern, als er derogirend ist, gelten würde: so läge eben auch hierin ein neuer nicht unwichtiger Grund der Rathsamkeit, den *C. N.* nicht so im Ganzen, wie er da ist, nicht also in der Art, wie einst das römische Recht, sondern erst nach vorgängiger Aptirung auf Deutschland, unter uns aufzunehmen. Denn sonst würde ihn die Legislation in den Bedingungen seiner Anwendbarkeit auf gedoppelte Weise der Doctrin preis geben. Erstlich würde er nur dann, wann er derogirend ist, und zweytens, nicht anders, als in so fern er zu deutscher Verfassung und Einrichtung passt, angewendet werden können. Wie unsicher aber unter einer solchen zweyfachen Bedingung die Anwendung des *C. N.* werden müsste, liegt am Tage.

Dass das Verhältniss des *C. N.* zu den bisherigen Rechten dieses und kein anderes ist, streitet so sehr mit der currenten Meinung in Deutschland, dass es Noth thut, uns auf ein Paar französische Zeugnisse zu berufen. Der Extribun und dirigirende Professor der Rechtsschule zu Paris, *Portier de l'Oise*, eröffnete diese Anstalt unter andern mit der Bemerkung: „*A la tête de l'instruction se place le droit romain, source inépuisable de richesses pour les législateurs, supplément à tous les codes modernes.*“ Der Staatsrath *Portalis* sagt: „*On ne saura jamais le nouveau Code civil, si on n'étudie que ce Code;*“ die alte Legislation sey die Quelle; „*le nouveau Code n'est à peu de chose près que l'ancienne législation perfectionnée. Ses redacteurs se sont moins occupé à créer des systêmes nouveaux, qu'à profiter de ceux, qui existaient, en les adaptant à nos moeurs, à notre régime actuel, et en les réduisant, pour chaque matière, à un systême unique, simple et facile, qui pût également convenir à toutes les parties de la France, régies jusqu'alors par une foule de loix si différentes entre elles.*“ Die französischen Juristen pflegen daher auch noch jetzt eine dreyfache Jurisprudenz anzunehmen, eine *Jurisprudence ancienne, intermediaire* und *nouvelle*, und diese Eintheilung in demselben Sinne, in Beziehung auf den *C. N.* zu machen, in welchem unser *Reitemeier* das gemeine deutsche Recht *das alte* und das allgemeine Landrecht für die preussischen Staaten *das neue preussische Recht* nennt.

Dieses alles bestätiget sich auch durch die neueste französische Praxis. Unter den Beyspielen, welche sie darbietet, müssen wir uns begnügen, nur einige der vorzüglichsten auszuheben. So wird in einem Urtheile des Pariser Oberappellationsgerichts vom 17 Prairial XII in der Entscheidung davon ausgegangen, dass das römische Recht auch nach dem *C. N.* in der Contracts-Materie beybehalten worden sey; wie es sich denn auch sonst, sowohl durch den Gerichtsgebrauch, als auch noch neuerdings durch den *C. N.*, bestätiget finde. (Abgedruckt in *Lassaulx's Journal für Gesetzkunde und Rechtsgelehrsamkeit;* Jahrgang II. Heft 4. S. 315 sqq.) — Ferner: Das Gutachten des Staatsraths vom 17 Germ. XIII bezieht sich auf das *Droit commun*, als auf eine Grundlage und Regel, welche gilt, wenn und so lange nicht nachgewiesen werden kann, dass in dem *C. N.* eine Ausnahme gemacht worden sey. (Abgedruckt bey *Lassaulx* a. a. O. II. 6. S. 515.) — In einem anderen Gutachten des Staatsraths vom 4 Thermid. XIII wird ein Grund der häufigen Missverständnisse der Gerichte darein gesetzt, „*que les officiers de l'état civil ne discernent pas assez soigneusement les divers cas, que la loi a voulu régler, de ceux qu'elle a laissés à la disposition des principes généraux et du droit commun.*“ (Abgedr. *ebend.* II. 8. S. 180.)

Wie das römische Recht hinter dem *C. N.* noch fest und unverdrängt stehe, und wie es allenthalben durchzubrechen suche, wo der *C. N.* nicht davor getreten ist, das springt auch, wenn man sich in der neueren französischen Praxis umsieht, bey der Gelegenheit recht lebhaft in die Augen, wenn man wahrnimmt, wie die französischen Praktiker, in deren Kopfe das römische Recht noch immer vorn liegt, und die sich in die neuen Verhältnisse der Gesetze noch nicht hinlänglich eingewöhnt haben, sich nicht selten berechtiget halten, in die klarsten Entscheidungen des *C. N.* allerley Distinctionen aus dem römischen Rechte hineinzutragen. So z. B. setzt der *C. N.* schlechtweg, und ohne einen Unterschied zwischen Mobilien und Immobilien zu machen, Art. 838 fest, jede Theilung von Dingen, welche man gemeinschaftlich mit Minderjährigen besitzt, solle vor Gericht geschehen. Und doch haben mehrere Rechtsgelehrte geglaubt, es müsse diese Verfügung, nach *L. 22. C. de adm. tut.* und *L. 4. C. quando decr. op. non est* blos auf Immobilien beschränkt werden. Durch ein Pariser Erkenntniss (bey *Lassaulx* a. a. O. II. 1. S. 25) ist jener Art. 838 gegen ein solches Hineindistinguiren aus dem römischen Rechte, gerettet wor-

den. Aber nicht so glücklich ist Art. 896 gewesen, so sehr er es auch vielleicht verdient hätte. Dieser Artikel disponirt ganz allgemein: „*Les substitutions sont prohibées*," und setzt noch zu allem Überflusse hinzu, dass jede Verfügung, wodurch dem Geschenknehmer, dem eingesetzten Erben, oder dem Legatar auferlegt wird, für einen Dritten etwas aufzubewahren und ihm zurückzuliefern, ungültig sey, selbst in Hinsicht des Geschenknehmers, des eingesetzten Erben, oder des Legatars. Gleichwohl hat das Appellationsgericht zu Paris von einem Testament, worin eine Pupillar-Substitution enthalten war, angenommen, es sey nur in Hinsicht des Substituten, nicht aber auch des Institutcn, nichtig. Denn in der Pupillar-Substitution liege eine gedoppelte Institution. Nun aber sey der Art. 896 des *C. N.* keinesweges von der Nichtigkeit der ersten, sondern nur der anderen Substitution zu verstehen. (S. *Lassaulx* a. a. O. I. 7. S. 27 fqq.)

Auf diese Weise erklärt es sich, wie der *C. N.* sehr oft auf Fälle, die älter sind, als er selbst, angewandt wird, ohne dass ihm hierdurch eine zurückwirkende Kraft beygelegt werden soll. In diesen Fällen ist es nämlich nicht sowohl der *C. N.*, welcher zur Anwendung kommt, als vielmehr das römische Recht, oder ein anderes früheres Gesetz, welches durch den *C. N.* seine Auslegung oder nähere Bestimmung gefunden hat. Beyspiele finden sich bey *Lassaulx* a. a. O. II. 4. S. 303. II. 5. S. 416.

Ist es übrigens von dem römischen Rechte richtig, dass es nach wie vor noch gilt, so fern sich nicht eine derogirende Norm aus dem *C. N.* nachweisen lässt: so ist dieses im allgemeinen noch um so mehr richtig von den eigenen Gesetzen Frankreichs, die älter sind als der *C. N.*, und zwar sowohl von denen aus dem Zeitraume der Revolution, als auch von den früheren. Man kann dieses z. B. ersehen aus einem Gutachten des Staatsraths vom 7 Fructidor XII. (Abgedr. bey *Lassaulx* a. a. O. I. 8. S. 180.) In der Lehre von der Abwesenheit haben die Gesetze vom 24 Aug. 1790 und vom 11 Febr. und 6 Oct. 1791 ihre Kraft behalten, (laut des Gesetzes vom 21 März 1804), weil der *C. N.* keine Verfügung in ihrer Hinsicht enthält.

Es ist nicht zu läugnen, dass die Praxis an dem allgemeinen Satze, der *C. N.* liefere nur einen Inbegriff von Zusätzen zu dem bisherigen Rechte, keinesweges einen ganz genügenden Führer hat, sobald es darauf ankommt, in einzelnen gegebenen Fällen eine richtige Rechtsanwendung, nach dem wahren Verhältniss zwischen dem alten und neuen Rechte, zu machen. Die Erfahrung hat vielmehr schon gelehrt, dass die Richter hierüber gar oft in Zweifel und Verlegenheit gerathen. Es ist dieses auch die Klage des vorhin angeführten Gutachtens des Staatsraths vom 4 Therm. XIII. Wäre es daher nicht vielleicht gut gewesen, wenn die französische Legislation sich darauf eingelassen hätte, das Verhältniss des *C. N.* zu dem Alten *selbst* näher und im Einzelnen, mit Berücksichtigung der vorzüglicheren Fälle, welche in Frage kommen können, zu bestimmen, und dadurch dem Verhältniss auf eine eben so umfassende als authentische Weise die erforderliche Sanction zu geben? In einer ähnlichen Lage hat wenigstens Preussen, bey Publication des allgemeinen Landrechts, diesen Weg mit gutem Erfolge eingeschlagen; wogegen die französische Legislation nur selten, bey diesem oder jenem einzelnen Gesetze des *C. N.*, z. B. bey Art. 2070, dem etwa entstehenden Zweifel, ob und wie fern dadurch einem älteren Rechte habe derogirt werden sollen, zuvorgekommen ist, oder erst hernach, durch spätere Gesetze, bey einzelnen Lehren, z. B. von der Adoption, von der Ehescheidung, von den natürlichen Kindern, (S. *Lassaulx* a. a. O. I. 10. S. 13. 15. 23) die näheren Bestimmungen über die Anknüpfung des Neuen an das Alte nachgetragen hat. (S. auch das Gutachten des Staatsraths vom 7 Fructid. XII. Bey *Lassaulx* a. a. O. I. 8. S. 180.) Durch eine allgemeine, auf den ganzen Gegenstand sich erstreckende, und ihn möglichst erschöpfende Verordnung hätte manchen Processen, manchem Widerspruche der abgegebenen Urtheile vorgebeugt werden können. Was z. B. nie hätte streitig werden dürfen, das ist erst, nach vielem Processiren, durch mehrere gleichförmige Erkenntnisse der Oberappellationsgerichte zu Brüssel und Paris, und des Cassations-Gerichtshofs für die Praxis ausgemacht worden, nämlich: dass ein Testament gültig ist, wenn es mit den zur Zeit seiner Errichtung vorgeschriebenen Formalitäten, aber nicht mit denjenigen, die der *C. N.* vorgeschrieben hat, versehen ist, wenn der Erblasser erst nach der Verkündigung dieses letzteren verstorben ist. (S. *Lassaulx* a. a. O. II. 2. S. 119. II. 3. S. 223.) Ähnliche Beyspiele, aus welchen sich unsere Bemerkung rechtfertiget, wenn es, nach der obigen eigenen Anführung des Staatsraths, überall noch einer Rechtfertigung bedürfte, findet man bey *Lassaulx* a. a. O. II. 3. S. 235 und sonst.

Es kommt hinzu, dass man das bisher angegebene Verhältniss des *C. N.* zu den früheren Rechten und Gesetzen gar leicht in dem Cursus erkennt, welchen die jungen Juristen in Frankreich seit Einführung des *C. N.* auf den Rechtsschulen zu machen haben. Das römische Recht steht in Frankreich jetzt mehr, als je, an der Spitze des Unterrichts in der Jurisprudenz. Man ersieht dieses aus den öffentlich erschienenen Lections-Verzeichnissen der Rechtsschulen; wie denn, nach ausdrücklicher Vorschrift des K. Decrets wegen Organisation dieser Schulen (vom 4 *jour complem. XII*), auf jeder Rechtsschule ein Professor alle Jahre die Justinianischen Institutcn und das römische Recht vortragen soll. Dasselbe ersieht man auch aus der Thätigkeit, womit die neuesten juristischen Schriftsteller Frankreichs in der dem römischen Rechte gewidmeten Provinz der Literatur arbeiten. Sogar die Institutionen unseres *Heineccius* sind in das Französische übertragen (von *Berthelot*), und die Vortrefflichkeit und das Ansehen des römischen Rechts sind (von *Bernardi*) zum Gegenstande eines Aufsatzes im *Moniteur* gemacht worden.

Ist denn aber nicht darüber noch ein Zweifel

zurück, ob nicht vielmehr das ältere Recht dem C. N., als umgekehrt dieser jenem zum Supplemente diene? Wir dächten, der Zweifel liesse sich aus den bisherigen Datis leicht lösen, wenn man auch die schon in der Natur der Sache liegende Wahrheit, dass auf dem historischen Wege sich nie rückwärts suppliren lasse, und dass ein Baum nicht in seine Wurzel zurückwachse, vergessen haben sollte.

Zweyte Frage: Welches sind die Quellen, aus welchen der *C. N.* geflossen ist? — Vor allen Dingen ist es das römische Recht, welches dabey zum Grunde liegt; und es behält, als eins der vorzüglichsten Hülfsmittel zur Interpretation des *C. N.*, *auch in dieser Eigenschaft* ein grosses Interesse für Frankreich. So z. B. ist der Art. 2 des *C. N.* aus *L. 7 de LL.*, der Art. 6 aus *L. 45 D. de R. I.* und *L. 6. C. de pactis* geflossen. Im zweyten und dritten Buche des *C. N.* herrschen die Grundsätze des römischen Rechts durchaus. Aber nicht bloss von Stelle zu Stelle, und von Buch zu Buch zeigt sich die Übereinstimmung; sondern es ist auch die auf das römische Recht doctrineller Weise durch ganz Europa gegründete *Wissenschaft* des Rechts, worin der Geist der Gesetze ruht, welche den *C. N.* ausmachen. Es läst sich daher, eben so wie vorher, eine Wissenschaft des französischen Civilrechts nicht wohl anders darstellen, als vom römischen Rechte her. Selbst in der Methode trifft man das römische Recht, vorzüglich die Institutionen Justinians, wieder. Es handelt z. B. ein Titel im *C. N.* von den Quasi-Contracten; ein anderer von den Quasi-Delicten.

Zwey Fehler aber sind von je her von den neueren Legislationen in Benutzung und Verwendung des römischen Rechts gemacht worden: erstlich, dass die Gesetzgebungen sich nicht genug gehütet haben, auch solche spätere Verordnungen und Rescripte der römischen Kaiser wieder zu geben, mit welchen aus dem Gleise der Wissenschaft und deren Consequenz ausgewichen ward; zweytens, dass sie sogar selbst eine Menge neue Bestimmungen, so wie sie der Geist der Zeit und das Bedürfnis des Staats erheischten, eingetragen haben, ohne vorher darauf bedacht gewesen zu seyn, die zwar nur in der Doctrin beruhenden, aber in der Legislation selbst unterstellten Principien der Wissenschaft, zu welchen jene Neuerungen nicht passten, danach zu reformiren, und solchergestalt Folgen und Ursachen in der gehörigen Harmonie zu erhalten. Ob man sich vor diesen beiden Klippen, zu deren Vermeidung es darauf ankam, dort die Fehler der römischen Kaiser zu verbessern, und hier, nicht ähnliche neue Fehler zu begehen, bey dem *C. N.* allenthalben hinlänglich gehütet habe, glauben wir bezweifeln zu dürfen.

Es fehlt übrigens nicht an einer Menge von Werken in der neuen französischen Literatur, deren Verfasser es sich zu einem besonderen Geschäfte gemacht haben, die nahe Verwandtschaft des *C. N.* mit dem römischen Rechte in fortlaufenden vergleichenden Commentaren darzustellen. Zur Anschaulichkeit ist diese Verwandtschaft durch eine Zusammenstellung des *C. N.* mit den Justinianischen Institutionen, in gespaltenen Columnen, erhoben in *Lassaulx's Journal* Jahrg. I. Heft 1 sqq. Noch interessanter lassen sich dergleichen Zusammenstellungen des *C. N.* mit dem römischen Rechte machen, wenn man sie einer Seits auf das gesammte römische Recht ausdehnt, und sie anderer Seits, nämlich objectiver Weise, auf einzelne Rechtsfragen einschränkt. Eine solche specielle Vergleichung, über die Gewährleistung beym Kaufe, findet sich gleichfalls bey *Lassaulx*, I. 4. S. 303 sqq. Nach einem auf das Ganze gerichteten Plane ist die Vergleichung, in commentarischer Manier, bald nach der eigenen Ordnung des *C. N.*, bald nach der Ordnung eines Systems, in mehreren französischen Werken, ausserdem aber auch in einer eigenen deutschen Schrift von *Lassaulx*: „über das Civilgesetzbuch der Franzosen rücksichtlich auf dessen Abweichungen von dem gemeinen Rechte und der vorigen französischen Gesetzgebung" angestellt worden.

Dass unter solchen Umständen das römische Recht, mehr als je, sein verdientes Lob in dem Munde der jetzt lebenden Juristen und Staatsmänner Frankreichs erhält, ist leicht begreiflich. Es ist sogar üblich, den *C. N.* nie leicht anders, als in Vergleichung mit dem römischen Rechte, zu preisen. „*Les Romains* (sprach Nougarede in der gesetzgebenden Versammlung) *ont été nos instituteurs et nos maitres dans la science difficile de gouverner les hommes, et de conserver les sociétés. Le droit Français est parvenu à cette époque, qui fut si brillante dans la jurisprudence Romaine, où les jurisconsultes des provinces l'enrichissaient à l'envi de tout ce qu'il y avoit de plus sage dans la législation de tant de peuples, et le préparaient à devenir un jour le droit universel par un consentement volontaire de toutes les nations.*"

Ausser dem römischen Rechte sind aber auch die eigenen früheren Gesetze Frankreichs, vorzüglich diejenigen, in welchen sich im Verlaufe der Revolution der neue Zustand der Dinge bereits ausgedrückt hatte, zur Organisation des *C. N.* vorzüglich mit herbey gezogen und benutzt worden. So sind z. B. Art. 976 und 977 des *C. N.* aus dem Art. 9 der Ordonnanz vom J. 1735, bis auf einige unbedeutende Abänderungen, geflossen. Eben so entspricht im *C. N.* der Art. 113 dem Gesetze vom 11 Febr. 1791, und Art. 114 dem Art. 3. Tit. 8 des Gesetzes vom 24 Aug. 1790. Diese Abstammung findet sich vorzüglich bey solchen Materien, die in das Regierungsrecht einschlagen; namentlich bey denen, die seit der Revolution eine andere Gestalt angenommen haben.

Daraus folgt von selbst, dass der Geist des *C. N.* durchaus historisch ist, und dass bey Erklärung und Anwendung desselben jeden Augenblick auf das Ältere und Frühere, und zwar, in stufenweiser Folge, von dem Neueren auf das, was entfernter liegt, folglich z. B. von dem Project der letzten Commission auf das Project von *Cambacérès*, und von diesem wieder auf die einzelnen Gesetze, wie eins nach dem anderen über einerley Gegenstand erfolgt ist, zurückgegangen werden muss.

Man braucht sich auch nur flüchtig in der neueren französischen Praxis umzusehen, um sogleich wahrzunehmen, dass die Erkenntnisse der Gerichte viel seltener auf dem Buchstaben der Gesetze, als auf jenem historischen Geiste, stehen. So ist, um hier nur ein Beyspiel anzuführen, die Frage, ob die Halbschwestern des Erblassers im Stande sind, die Descendenz seines Grossoncles vom Vater her auszuschliessen, oder ob die Masse in zwey Theile geht, wovon die eine Hälfte den Halbschwestern, die andere der gedachten Descendenz zufällt, im C. N., laut des darin enthaltenen Gesetzes vom 29 Germ. XI, wegen einer Gesetzdurchkreuzung zweifelhaft geblieben. Das Civilgericht zu Gand aber hat für das Ausschliessungsrecht der Geschwister gesprochen, und zwar vorzüglich aus Gründen des Gesetzgebers, so wie solche theils aus den im gesetzgebenden Corps bey Vorlegung des Gesetzes von den Rednern der Regierung gehaltenen Vorträgen, theils aus der Vergleichung des C. N. mit dessen Projecte, erhellen. Diese Entscheidungsgründe sind in dem Erkenntnisse selbst ausgedrückt zu finden. (S. *Lassaulx* a. a. O. I. 4. S. 43 sqq.)

Dagegen ist nicht eben wahrzunehmen, dass auf die neueren Versuche der Deutschen im Fache der Legislation bey der Organisation des C. N. Rücksicht genommen wäre. Zwar hat das Bureau der Gesetzgebung zu Paris, in der Zeit, als die Bearbeitung des C. N. im Werke war, das allgemeine Landrecht für die preussischen Staaten in das Französische übertragen lassen, und es ist diese Übersetzung im Druck, in fünf Bänden, erschienen. Auch in den Discussionen über den *Code Napoléon* sind die Bestimmungen des allgemeinen preussischen Landrechts hin und wieder ausdrücklich mit gewürdiget worden. So viel wir aber bemerkt haben, ist das Resultat der Discussion nie *für* das preussische Landrecht ausgefallen; bisweilen sogar, z. B. bey der Lehre von der Abwesenheit, mit ziemlich harter Abfertigung, ausdrücklich gegen dasselbe. Es verlohnte sich jedoch der Mühe, die Fälle aufzusuchen, wo gleichwohl uns Deutschen das allgemeine Landrecht zweckmässiger zu disponiren scheint, als der C. N. Man vergleiche also, um wenigstens auf Einen solchen Fall aufmerksam zu machen, den Art. 1674 des C. N. mit Bd. 1. Tit. 12. §. 59 des A. P. L.

Dritte Frage: In welchem Verhältniss steht der C. N. zur doctrinellen Behandlung der Legislation (*Jurisprudence*), es sey in der Literatur, oder in der Praxis? Wir wollen sehen!

Nackend läst die Zeit die Facta, und eben so nackend lasse das Gesetz die Normen für die Facta erscheinen, ohne alle Einkleidung in die Motive. Den Pragmatismus bringe erst, in die Facta der Bearbeiter der Geschichte, in die Rechtsnormen der Erklärer der Gesetze. Damit aber die Forschung und Reflexion für diesen Zweck einen sicheren Führer habe, und sich nicht in blosse Muthmasungen und Willkührlichkeiten verliere, so gebe der Gesetzgeber, ehe er seine Legislation ausspricht, sich vorher selbst genaue Rechenschaft über die Motive, sodann aber theile er auch die Motive, als eine authentische Quelle zur Bearbeitung und wissenschaftlichen Darstellung seiner Aussprüche, vollständig und ausführlich mit.

Von dieser Maxime ist man bey der Organisation des C. N. mit Recht ausgegangen. Daher hat man Bedenken getragen, dasjenige, was in die *Jurisprudence* gehört, der Legislation beyzumischen. Daher ist man weit entfernt gewesen, das wissenschaftliche System, welches dem C. N. unterliegt, und worin dieser seinem Geiste nach ruht, *legislatorisch* zu entwickeln und auszuführen. An eine Systemmacherey hat man dabey überall nicht gedacht; und es ist ein nicht wohl zu begreifendes Urtheil, welches vom linken Rheinufer, mit der Druckerpresse ausgeprägt, zu uns herüber gekommen ist: „der *Code* sey schier nur als ein neues System des Pandectenrechts zu betrachten, welches man mit denen von *Hellfeld*? und *Thiebaud* (*Thibaut*) vergleichen könne."

In den ersten Versuchen einer neuen Civil-Legislation, während der Revolution, hatte man angefangen, jene Grenze ganz zu übersehen. Der Gesetzgeber glaubte, selbst als Lehrer einer Wissenschaft auftreten, und, um sein Lehrgebäude recht tief zu begründen, von den metaphysischen Principien des Rechts ausgehen zu müssen. Man kam aber endlich von diesem Glauben zurück. Zwar bekam noch die letzte Commission, der wir das Project zum jetzigen C. N. verdanken, den Auftrag mit dahin, auch die Hauptgrundlagen der Gesetzgebung festzusetzen, und es schien daher dem Auftrage allerdings gemäss zu seyn, dass die Commission eine Reihe allgemeiner Lehrsätze an die Spitze der ganzen Arbeit in einem eigenen Präliminär-Buche stelle. Gleichwohl wurde dieses, von *Portalis* in sechs weitläuftigen Titeln ausgearbeitete Präliminär-Buch hernach, bey den Discussionen, fast ohne allen Widerspruch unterdrückt, und durch den, bloss aus sechs Artikeln bestehenden Präliminar-Titel, mit welchem der C. N. nun wirklich anhebt, ersetzt; nicht als hätte man die von *Portalis* in seiner sonst so vortrefflichen Arbeit aufgestellten Wahrheiten bey dieser Gelegenheit missbilligen oder verwerfen wollen, sondern es war wohl nur die Absicht, diese Wahrheiten aus der Legislation zu entfernen, und sie in die Jurisprudenz zu verweisen. Dabey liess sich jener Auftrag, ungeachtet dieses Erfolgs, sehr wohl damit rechtfertigen: man habe zwar allerdings von den Commissären erwartet, sie würden ihr Geschäft mit einer Erforschung der Hauptgrundlagen der Gesetzgebung anfangen, um dadurch Einheit und Zusammenhang in die Gesetze zu bringen, und der Doctrin für die Folge die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Ansicht und Behandlung der Legislation, im echten Geiste des Gesetzgebers, zu eröffnen; man habe aber nicht gemeint, dass eine solche Arbeit *für* den C. N. auch *in* dem C. N. einen Platz finden solle. Genug, mit jener Unterdrückung des Präliminär-Buchs von *Portalis* erfolgte der letzte Hauptschritt zur Absonderung der *Jurisprudence* von der Legislation.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 JANUAR, 1807.

JURISPRUDENZ.

Fortsetzung der Recension

des

CODE NAPOLÉON.

Man würde sich offenbar sehr irren, wenn man annehmen wollte, das Legislative herrsche bey dem *C. N.* zu sehr auf Unkosten der Jurisprudenz, und letztere stehe dabey zu tief im Schatten. Vielmehr bekommt der ganze *C. N.* nur dadurch seine Haltung, nur dadurch sein volles Licht und Leben, dass man ihn allenthalben in den Umgebungen der Jurisprudenz erblickt. Sogar mehr, als leicht bey einer anderen Legislation, liegt bey dem *C. N.* die wichtige, von den Juristen nicht immer gehörig erkannte Wahrheit zum Grunde, dass der blosse Buchstab im Gesetze tödte, der Geist aber lebendig mache; dass man nicht dem *Pomponius*, oder *Cajus*, oder wie sonst der Wortführer des Rechts heisse, nachsprechen, sondern dass man selbst das Wort nehmen, und aus der Wissenschaft sprechen müsse, aus welcher jene Wortführer gesprochen haben; dass man es in der Rechtswissenschaft weiter bringen müsse, als wohin es jene gemeinen Ärzte, welche nach erlernten Recepten ihre Kunst ausüben, in ihrer Wissenschaft zu bringen pflegen; dass man mit dem römischen Rechte nicht die Recepte des *Pomponius, Cajus* u. s. w. in Deutschland recipirt, sondern dass man daselbst die Kunst recipirt habe, aus welcher einst diese alten Juristen ihre Recepte schrieben.

Die Legislation ist in Frankreich sogar selbst bemüht gewesen, die Jurisprudenz zugleich mit und neben sich zu begründen. Es ist uns kein Gesetzbuch bekannt, über welches die Regierung so viele, so authentische und so vielseitig verhandelte Acten, als Vehikel zur Ausmittelung der Grundsätze und des Geistes der Gesetze, bekannt gemacht hätte, als eben über den *C. N.* Hierdurch ist denn der Geist der Legislation positiv fixirt, das Gesetz gegen willkührliche Schraubungen und Verdrehungen, bald nach diesen, bald nach jenen Hypothesen, gesichert, und den Juristen ein Stoff geliefert worden, der (wie *Nougarede* in der gesetzgebenden Versammlung meinte) sie abhalten wird, sich den *vains systêmes* zu ergeben, von welchen man bisher hat wahrnehmen müssen, „*qu'ils avaient décrié toutes les notions positives et fait dédaigner l'expérience des siècles passés.*“

Die zu dem Ende für die Jurisprudenz des *C. N.* gelieferten Hülfsmittel sind vorzüglich folgende: die Vorschläge der Commission, welche sie in dem Projecte des *Code* vorgelegt hat; die darüber von den Justizhöfen gelieferten Beurtheilungen; endlich die Protocolle und Actenstücke über die mancherley Prüfungen und Discussionen, die der *Code* bis zu der definitiven Abfassung, worin er jetzt vor uns liegt, hat durchlaufen müssen. Am besten verarbeitet findet man diese Hülfsmittel in dem wichtigen Werke: *Esprit du Code Napoléon, tiré de la discussion etc. par J. G. Locré, secretair général du conseil d'état, membre de la légion d'honneur.*

Ausser diesen authentischen Hülfsmitteln ist zu gleichem Zwecke eine eigene Gattung von Schriften sehr brauchbar, nämlich die Schriften solcher Männer über die Grundsätze und den Geist des *C. N.*, welche bey der Veranstaltung und Redaction des *C. N.* mitwirkende Personen gewesen sind. Vor allen Dingen gehört hieher jener supprimirte Discours, den *Portalis* an die Spitze des Projects des *Code civil* gesetzt hatte, den man daher auch mit Recht bey *Locré*, im *Esprit du Code Napoléon*, wiewohl hier nur im Auszuge, wieder findet. Ferner verdient *Locré's* eigener Aufsatz über die Natur der Civilgesetze und ihren Gegenstand, gleich zu Anfange des eben angeführten Werks, bemerkt zu werden. Die neueste juristische Literatur Frankreichs ist überhaupt sehr reich an solchen Schriften bedeutender Geschäftsmänner.

Es läst sich wohl nicht daran zweifeln, dass auf diese Weise der Geist des Gesetzes viel vollständiger und zuverlässiger dargelegt, und dass er insbesondere auch für die Folge viel besser gesichert worden ist, als durch Aufstellung eines Naturrechts, so wie es einst der Grosscanzler *von Carmer* für das allgemeine preussische Landrecht, um diesem als Schlüssel voran geschickt zu werden, von der Bearbeitung der Rechtsgelehrten erwartete.

Unter solchen Umständen ist es daher nirgends leicht weniger bedenklich, als in Frankreich, den Geist des Gesetzes, oder irgend ein doctrinelles Raisonnement aus demselben, als eine Quelle, aus welcher sich rechtliche Erkenntnisse schöpfen lassen, behandelt zu sehen. Wir könnten eine Menge Erkenntnisse aus der neuen französischen Praxis anführen, in welchen dieses geschehen ist. (S. z. B. *Lassaulx* a. a. O. I. 4. S. 43 sqq. II. 6. S. 518.)

Eben so kann es bey einer so begründeten Jurisprudenz, deren Natur weit mehr historisch als philosophisch ist, nicht im geringsten auffallen, theils dass der Metaphysik des Rechts so gar kein Spielraum hier gelassen worden ist, theils dass die Vorlesungen

über den *C. N.*, bey welchen die Behandlung der Gesetze nicht anders als doctrinell feyn kann, nach ausdrücklicher Vorschrift des Gesetzes vom 22 Ventose XII. Tit. 1. Art. 2 (abgedr. b. *Lassaulx* a. a. O. I. 6. S. 277) der Ordnung der Quelle folgen sollen, und zwar nicht blofs von Titel zu Titel, und von Artikel zu Artikel, fondern fo, dafs der Vortrag, nach einem späteren K. Decrete vom 4 jour compl. XII. Sect. 8. Art. 70, (bey *Lassaulx* a. a. O. I, 9. S. 287) recht eigentlich von Wort zu Wort gehen soll. „*On y* (in den Rechtsschulen) *enseignera le droit civil français dans l'ordre établi par le Code civil. Pendant une partie de leurs leçons les professeurs dicteront des cahiers que les étudians seront tenus d'écrire eux-mêmes. Les professeurs expliqueront et développeront verbalement, dans chaque leçon, le texte qu'ils auront dicté.*" In dieses legale Geleis haben sich daher auch die meisten Schriften gefügt, welche bisher über die Jurisprudenz des *C. N.* erschienen sind. So z. B. haben *Perreau's* (eines der General-Inspectoren der Rechtsschulen) *principes généraux du droit civil privé* dieselbe Eintheilung, wie der *C. N.*, und jedes Kapitel liefert eine Einleitung in denjenigen Titel des *Code*, der jenem entspricht.

Zwar gedenkt das eben angeführte Gesetz vom 22 Ventose auch noch der *Elémens du droit naturel et du droit des gens*, als solcher Wissenschaften, welche in den Rechtsschulen mit vorgetragen werden sollen. Allein in dem späteren K. Decrete vom 4 Jour compl. XII, welches sich auf jenes Gesetz bezieht, sind diese Wissenschaften aus dem Studienplane ausgelassen worden, erscheinen auch nachher nicht wieder, weder in in der Reihe der errichteten Nominal-Professuren, noch in den öffentlich bekannt gemachten Lections-Katalogen der einzelnen Rechtsschulen, selbst nicht derjenigen Rechtsschulen, welche dem, das Naturrecht so lieb habenden Deutschland am nächsten liegen. Auf jeden Fall aber würde unter dem *Droit naturel* des ersten Gesetzes noch immer etwas ganz anderes, als die vorzüglich in Deutschland blühende Wissenschaft der Metaphysik des Rechts, verstanden werden müssen.

Damit übrigens die Jurisprudenz des *C. N.* in ihrem historischen Geiste sich immer mehr festsetze, und sich in ihrer halb positiven Echtheit rein und unbefleckt erhalte, wird es vor allen Dingen einer gewissen Publicität in Justizsachen bedürfen, welche dazu förderlich ist, dafs recht viele solcher Erkenntnisse, die aus jener Jurisprudenz geflossen sind, zur öffentlichen Kenntnifs und Beurtheilung gelangen; wie denn auch *Locré*, im *Esprit du Code Napoléon*, selbst zugesteht, dafs es mit der Entwickelung des Geistes des *C. N.* allein nicht ausgemacht sey, sondern dafs es zu besserem Gedeihen der neuen Legislation vor allen Dingen auch darauf mit ankomme, „*de receuillir les arrêts, dont la série doit, par la suite des tems, fixer le système d'application.*" Diesem Mittel mufs man um so mehr guten Erfolg wünschen, damit die Regierung nicht nöthig habe, zur Schützung ihrer Gesetze und Rechtsinstitute zu streng Mafsregeln gegen die Rechts-Speculation zu ergreifen, folglich diese Art der Speculation nicht blofs von der Jurisprudenz des *C. N.* auszuschliessen, sondern ihr auch sonst überall keinen Spielraum öffentlich weiter zu gestatten. Es ist nicht gut, wenn irgend ein Gegenstand, es sey der Empirie oder der Idealität, der freyen Übung des menschlichen Geistes ganz entzogen, und letzterem die Gelegenheit nicht mehr gegönnt wird, von seinen höheren Standpunkten, die er über das Historische und Positive zu nehmen vermag, in die Welt und in das Leben von fern her einzuwirken. Die stehenden Rechte und Gesetze sind, wie die stehenden Heere und Typen, und die stehenden Wasser, nur bis auf einen gewissen Punkt zu empfehlen. Durch ein stehendes Wasser werden zwar nicht, wie durch einen reifsenden Waldstrom, Städte und Dörfer, und Menschen und Vieh gewaltsam fortgerissen. Aber es verbreitet sich aus ihnen eine schleichende Pestilenz, die am Ende noch weniger verschont, als die ungezähmte und offene Gewalt des Elements. Die Rechte und Gesetze mögen nicht zu biegsam und lenksam seyn; sie mögen fest stehen, da wo sie stehen; aber sie dürfen auch nicht erstarren, nicht in Versteinerung übergehen. Das geistige Leben, welches nur allein von der Speculation aus erhalten werden kann, darf nicht von ihnen weichen. Eine jede menschliche Anstalt, in welcher das Lebensprincip der Speculation nicht mehr wirkt, ist der todten unvernünftigen Natur bereits zugestorben, und erwartet daselbst im Kreislauf der Dinge, um von vorn und neu geboren wieder zu beginnen, eine Auferstehung.

Vierte Frage: Wie verhält sich der *C. N.* zu den übrigen Zweigen der Legislation und des Rechts von Frankreich? — Mehrere schiefe Urtheile über den *C. N.*, auf die wir stiefsen, rühren daher, dafs man auf den Umstand zu wenig Rücksicht nimmt, es solle der *C. N.* keineswegs für sich allein stehen, sondern erst in Verbindung mit anderen Gesetzsammlungen, mit deren Redaction und Organisation die Regierung gegenwärtig zum Theil noch beschäftiget ist, ein Ganzes ausmachen. Sollen dergleichen schiefe Urtheile vermieden, soll insonderheit der *C. N.* von Seiten seiner Vollständigkeit und Zulänglichkeit richtig geschätzt werden: so ist vor allen Dingen zu wissen nöthig, welches die übrigen Rechts- und Gesetzsammlungen sind, mit welchen der *C. N.* in näherer oder entfernterer Verbindung steht.

Dafs eine eigene Sammlung für die völkerrechtlichen Verhältnisse Frankreichs unter öffentlicher Autorität werde veranstaltet werden, davon ist, so viel wir wissen, bis jetzt nicht die Rede gewesen. Es läfst sich aber gar wohl erwarten, wenn es gleich, nach dem, was oben vorgekommen ist, noch zweifelhaft scheinen kann, ob ein Unterricht über das Völkerrecht auf den französischen Rechtsschulen Statt finden werde. Inzwischen sind verschiedene, sonst für völkerrechtlich gehaltene Puncte im *C. N.* selbst bestimmt; oder es sind vielmehr diese Punkte dadurch, dafs sie diesen Platz bekommen haben, aus dem Völ-

kerrechts in das Civilrecht verpflanzet worden, dergestalt dafs andere Staaten ihrer Seits gleichfalls in ihrem Civilrechte darauf Bezug habende correspondirende Verfügungen zu treffen, sich vielleicht berechtiget halten werden.

Eben so wenig ist davon die Rede, über das öffentliche Recht, seinem ganzen Umfange nach, in welchem es nicht blofs die Verfassung, sondern auch die administrativen Gesetze begreift, einen neuen Codex unter öffentlicher Autorität zu liefern. Dagegen hat der Unterricht des öffentlichen Rechts auf den Rechtsschulen die ausdrückliche Sanction der Regierung erhalten, und es besteht auf jeder Schule eine eigene Lehrstelle für das *Droit public français* (s. das schon angeführte Gesetz vom 22. Ventose XII und das K. Decret vom 4 jour compl. *XII*). Auch existiren für einzelne Classen von administrativen Gesetzen eigene Sammlungen unter den Namen von *Codes*. Insbesondere aber wird in Frankreich, und unter der gegenwärtigen Regierung mehr als vorher, mit Fug und Recht sehr viel daraus gemacht, dafs das Verhältnifs zwischen den Civilgesetzen und der Administration richtig bestimmt werde, damit Einheit in das Getriebe der Staatsmaschine komme, und vor allen Dingen die verderbliche, in Deutschland leider nur zu bekannte Friction zwischen Justiz und Regierung nicht einreisse. Daher ist das Civilrecht „*dans ses rapports avec l'administration publique*“ ein eigener wichtiger Gegenstand, sowohl des Unterrichts auf den Rechtsschulen, als einer ganzen Classe von Schriften.

Dagegen ist die Regierung jetzt im Begriff, dem *Code civil* einen eigenen *Code criminel*, nebst einem Codex über die *Procédure criminelle* an die Seite zu stellen. Ob in jenem die Besserungs-Polizey (*police correctionelle*) auch einen Platz, wie in dem neuen österreichischen Codex, behalten, oder ob man sie absondern werde, steht zu erwarten. Das Project des *Code criminel* ist zwar längst fertig, und es ist im Druck erschienen unter dem Titel: „*Projet de code criminel, correctionnel et de police, presenté par la commission nommée par le gouvernement;*“ es ist auch an alle Criminalgerichte zur Einsendung ihrer Anmerkungen verschickt, und hierauf den Behörden bereits zur Discussion übergeben worden; ja es hat schon der grofse Rath zu Bern sein Project eines neuen Criminal-Codex vorzüglich auf die Grundlagen des französischen Projects gebaut; in der Sitzung des gesetzgebenden Corps vom 11 May 1806 hiefs es aber, der *Code criminel* werde einer anderen Zeit vorbehalten. Sehr lebhaft werden einstweilen die Fragen, theils wegen Einführung einer *Jury*, theils wegen Wiedervereinigung der Criminalbehörden mit den Civilbehörden, in Frankreich verhandelt. Auch hat, öffentlichen Nachrichten zu Folge, der Kriegsminister bereits im vorigen Jahre mehreren ausgezeichneten Generalen der Armee den Auftrag ertheilt, ihm ihre Ansichten über ein neu zu verfassendes peinliches Gesetzbuch für die Armee vorzulegen, um auf diesem Wege die schicklichsten Verbesserungen des älteren zu bewerkstelligen.

Ohne jedoch das Ende der weiteren Bearbeitung des Projects zum *Code criminel* abzuwarten, sind schon vorher mehrere Reformen in criminalrechtlichen Sachen durch besondere Gesetze sofort zur Ausführung gebracht worden. Dahin gehören die Gesetze: „*sur les nullités en matière correceionelle et sur le droit d'option en matière criminelle, sur la répression des délits commis dans les établissemens militaires, sur le droit donné aux principaux fonctionnaires de l'administration forestière, d'instruire la procédure à raison des délits commis dans les bois impériaux et dans ceux de la couronne et enfin contre les incendiaires.*“

In genauer Verbindung wird insbesondere der *C. N.* mit dem Codex der Civilprocedur stehen, dessen Einführung man nächstens zu erwarten hat. Die alte Ordonnanz vom J. 1667 pafste zu der neuen Civillegislation nicht mehr. Denn mehrere Theile des Processes schlagen so tief in die Civillegislation ein, dafs die beiden *Codes*, des Civilrechts und des Processes, auf das genaueste einander entsprechen müssen. Bereits zu Anfange des Aprils d. J. haben drey Staatsräthe den ersten Theil von dem im J. 1804 zuerst im Druck erschienenen Projecte des Codex der Civilprocedur, welcher aus vier Büchern besteht, unter dem Titel: *Procédure devant les tribunaux*, dem gesetzgebenden Corps zur Discussion übergeben. Das erste Buch behandelt, in 9 Titeln, die Friedensjustiz; das zweyte, in 25 Titeln, die unteren Gerichtsstellen; das dritte, in 1 Titel, die Appellations-Tribunale; das vierte, in 3 Titeln, die ausserordentlichen Mittel, Urtheilssprüche anzugreifen.

Ferner umfafst der *C. N.* nur das *allgemeine* Civilrecht, im Gegensatze desjenigen, bey welchem kirchliche oder besondere bürgerliche Verhältnisse zum Grunde liegen; worin er sich von dem allgemeinen Landrechte für die preussischen Staaten unterscheidet. Für jene, von dem Allgemeinen abgesonderten Zweige der Legislation sollen besondere *Codes* veranstaltet werden und sind zum Theil auch schon veranstaltet worden, z. B. ein *Code de commerce*, ein *Code rural*, ein *Code maritime*, ein *Code en matière de culte*. Diese verschiedenen einzelnen *Codes* sind, wenn gleich nicht der Form, doch der Sache selbst nach, noch mit zum *C. N.* gehörig, und machen gewissermafsen dessen Familie aus. Jedoch ist dieses mit Einschränkung zu verstehen. Es ist nämlich üblich und auch rathsam, dafs, wenn einmal eine Absonderung der Legislation nach dergleichen Objecten vorgenommen wird, sämmtliche Gesetze, welche sich auf ein solches Object beziehen, ohne Unterschied, ob sie civilistisch oder administrativ sind, zusammengefafst werden; und eben diese Gelegenheit, die gesammte über ein solches besonderes Verhältnifs vorhandene Legislation vereint darstellen zu können, ist einer von den Gründen, aus welchen jene Trennung des Besonderen von dem Allgemeinen motivirt werden mufs. In so fern nun die besonderen *Codes* nur zum Theil zur civilistischen, im übrigen aber zur administrativen Legislation gehören, ist jenes ihr enges Verhältnifs

mit dem *C. N.* nur von dem civilistischen Theile zu verstehen.

Endlich darf auch bey dem *C. N.*, um ihn von dem allein richtigen Standpuncte aus, wo man ihn in allen seinen Verbindungen mit dem Systeme der gesammten französischen Legislation erblickt, die Art und Weise nicht übersehen werden, wie sich die Provincial- und Local-Rechte an ihn anschliessen. Denn die Provincial- und Local-Rechte sind, wie schon gesagt, durch den *C. N.* keinesweges aufgehoben, so fern sie nur nicht solche Materien betreffen, welche den Gegenstand der Gesetze des *C. N.* ausmachen. Und zwar dauert ihre bisherige Gültigkeit, mit der eben gedachten Einschränkung, fort ohne Unterschied, ob sie über die besonderen bürgerlichen Verhältnisse, z. B. der Landbauer, des Handelstandes, oder aber über das (objectiv) allgemeine Civilrecht disponiren. Es besteht sogar mit dem Plane der französischen Legislation sehr gut, dass die localen Rechte, welche ihre Gültigkeit behalten, gesammelt und in (geographisch) besonderen *Codes* eine eigene Organisation erhalten. *Angekündiget* ist freylich eine solche Ausdehnung des Plans der neuen Legislation auf die provinciellen und localen Rechte im voraus in Frankreich nicht. (Der Plan der russischen und preussischen Legislation geht bekanntlich mit auf Provinzial-Gesetzbücher.). Dass aber gleichwohl eine solche Erweiterung des Plans noch täglich beliebt und ausgeführt werden könne, davon giebt der *Code de commerce* für die Stadt Lyon ein Beyspiel, welcher von dem gesetzgebenden Corps erst neulich adoptirt ward, mit der Bemerkung des Staatsraths *Jaubert* (in der Sitzung dieses Corps vom 11 May 1806): „*que les autres villes de fabrique pourront être admises à jouir du même bienfait.*"

Fünfte Frage: Wie zeigt sich der *C. N.*, wenn man auf das Verhältniss zwischen Staat und Privatzustand Rücksicht nimmt? — Er zeigt sich als eine Legislation, bey der es darauf ankam, den Privatzustand mehr in rechtliche Harmonie mit der jetzigen Verfassung und Regierung zu bringen, ihn zu dem Ende unter die Zwecke und Mittel des Staats schärfer unterzuordnen, und dem Staat auf diese Weise in seinen einzelnen Bestandtheilen Einheit und Zusammenhang, so viel als nur möglich, zu geben. Es legt sich dieses allenthalben zu Tage. Wir müssen uns aber hier darauf beschränken, nur eins und das andere auszuheben; wobey es sich jedoch nicht wohl vermeiden lässt, auch bereits auf den Charakter des neuen Gerichts- und Processwesens einige Rücksicht mit zu nehmen.

I. Die Legislation des *C. N.* hat in solchen Fällen, wo bloss reines Privatrecht, ausser Verbindung mit den Zwecken und Mitteln des Staats, zu entwickeln gewesen wäre, gewöhnlich geschwiegen, und es mit Recht bey dem gelassen, was sich über diesen Gegenstand in so reichem Masse aus dem römischen Rechte schöpfen lässt. Dagegen hat sie das gedoppelte Geschäft gehabt, einer Seits solchen rechtlichen Bestimmungen des Privatzustandes, bey welchen die regierungsrechtlichen Motive jetzt nicht mehr fortdauern, ein Ende zu machen, folglich den Privatzustand, wenn nicht etwa neue Motive zu seiner Beschränkung in die Stelle der bisherigen getreten waren, in seinem Verhältnisse zum Staat in Freyheit zu setzen, und ihn sich gewissermassen selbst wieder zu geben, anderer Seits aber den privatrechtlichen Zustand in die schicklichste Lage zu den neu eingetretenen regierungsrechtlichen Motiven zu bringen.

II. Um dem letztern Geschäfte Genüge zu leisten, ist dem wichtigen Staatsprincipe, dem Principe der Einheit, allenthalben gehuldiget worden. Daher ist das Recht des *C. N.* eins und dasselbe durch das ganze Kaiser- und Königthum; alle Local-Rechte, die dagegen verstossen, sind vernichtet. Sehr natürlich! Denn derjenige Theil des Privatrechts, welcher auf *allgemeinen*, nicht etwa bloss diese oder jene Gegend des Reichs, sondern das Ganze des Staats angehenden Motiven beruht, muss selbst allgemein gelten, wenn der Staat nicht in sich selbst zwiespaltig werden soll. Nun aber hat der *C. N.* es gerade vorzüglich mit jener Art des Privatrechts zu thun.

Weitere Folge des Princips ist: das gesammte Gerichts- und Justizwesen wird von einem Einzigen, dem jedesmaligen Grossrichter und Justizminister, dirigirt, zu dessen Departement auch die Berichterstattung über alle und jede Gnadenertheilungen, so wie über alle Rechtsfragen, welche eine Interpretation der Gesetze erfordern, und in dem Falle sind, an den Staatsrath übermacht zu werden, gehören. Das gesammte Personale bey den Gerichten, die Richter, die kaiserlichen Procuratoren, Secretäre, Advocaten, Huissiers, bestellt der Kaiser. Bloss die Friedensrichter werden von ihm nicht ernannt. Auch die Professuren bey den Rechtsschulen werden allein von ihm vergeben. „*La justice se rend au nom de l'Empereur par les officiers qu'il institue.*" Ein gleichförmiger Unterricht des Rechts ist, mit grosser Genauigkeit, durch das ganze Reich vorgeschrieben, durch das schon oben angeführte Gesetz vom 22 Ventose XII., in Verbindung mit dem K. Decret vom 4 jour compl. XII. Auch ist die Legislation schon darauf bedacht gewesen, alle fremden Sprachen aus den Gerichtsacten auszuschliessen und die Einheit der französischen Sprache für das ganze Reich zu sanctioniren. (*Lassaulx* I. 11. S. 104.)

Vor allen Dingen aber kam es für den Zweck der Einheit darauf an, das Verhältniss zwischen Justiz und Administration gehörig zu gründen, und es dann, nach einmal geschehener Gründung, bey Handhabung der Geschäfte auch wirklich aufrecht und im Gange zu erhalten. Namentlich ist man darauf bedacht gewesen, theils alle Disharmonie und Friction aus jenem Verhältnisse zu verbannen, theils eine solche Einrichtung zu treffen, dass bey allen Sachen das Interesse der Justiz und der Administration *zugleich* gewahrt werde, in der Voraussetzung, dass es keine Justiz- oder Regierungs-Sachen gebe, welche eins oder das andere allein und ausschliesslich sey, sondern dass bey der jetzt bestehenden Lage der Dinge alle Justizsachen auch zugleich Regierungssachen wären.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 JANUAR, 1807.

JURISPRUDENZ.

Fortsetzung der Recension
des
CODE NAPOLÉON.

Mittel und auch Folgen dieser Verbindung der Justiz und Administration sind: dass der Grossrichter und Justizminister eben so gut Sitz im Senate und Staatsrathe hat, als er befugt ist, dem Cassations-Gericht, oder einem oder dem anderen der Oberappellations-Gerichte zu präsidiren; dass die Regierung bey allen Gerichtsstellen ihre Commissarien und Procuratoren hat, welche in jeder vorkommenden Parteysache das öffentliche Interesse wahrzunehmen, ausserdem aber dafür zu sorgen haben, dass die Disciplin und Regelmässigkeit des Dienstes bey den Tribunalen aufrecht erhalten, und kein Gesetz, welches die öffentliche Ordnung betrifft, vernachlässiget werde; dass ein eigener Zweig des vorgeschriebenen Unterrichts auf den Rechtsschulen für das Verhältniss des Rechts zur Administration existirt; dass endlich alle Rechts- und Jurisdictionsconflicte zwischen den administrativen und gerichtlichen Autoritäten ohne Umschweif von der höheren administrativen Behörde entschieden werden.

Nichts desto weniger aber sind und bleiben es immer zwey von einander verschiedene Seiten, die administrative und judicielle, so oft sie sich auch bey einerley Sache vereiniget finden, und so nöthig es ist, jedesmal beide zugleich ins Auge zu fassen. Damit also der Gefahr einer völligen Vermischung der beiden Seiten, offenbar dem schlimmsten Übel, vorgebeuget werde, so ist es Grundmaxime geworden, dass Eine Person nie ein administratives und judicielles Amt zugleich in sich vereinigen könne.

Es ist hierauf um so mehr aufmerksam zu machen, da es in Deutschland gerade ganz umgekehrt hergeht. Da haben in dem einen Falle die meisten Richter neben ihrem Richteramt auch noch eine Administration, während in dem anderen Falle eine doppelseitige Sache, ihrem judiciellen und administrativen Charakter nach, unter den Gerichten und Regierungs-Behörden nicht selten hin und her gezerrt, und dadurch natürlich am Ende ganz und gar verzerrt wird.

III. So wie nun die Legislation bemüht gewesen ist, alle Friction in und unter den Anstalten und Einrichtungen des Staats möglichst zu verhüten: eben so hat sie auch gesucht, die Frictionen im Privatzustande, welche durch die Streitigkeiten der Privatpersonen unter sich selbst entstehen, so gering als möglich zu machen, um für das Ganze die Kräfte und Hülfsmittel zu erhalten, welche sich im Streite des Einzelnen vergeblich verzehren. Daher hofft das Gesetz bey entstehender Streitigkeit zuerst, dass sie bey dem *Juge de paix* oder bey dem *Bureau de paix et de conciliation* werde verglichen werden. Schlägt aber diese Hoffnung fehl, so giebt das Gesetz der Willkühr der Parteyen in der Art zu streiten nur geringen, dem richterlichen Amte aber einen desto grösseren Spielraum. Es haben dann auch nur wenig Instanzen Statt; ja, bey den meisten Sachen muss man sich nur mit Einer Instanz begnügen.

IV. So wie ferner der Privatzustand auf der einen Seite aus den Banden des Leib- Lehns- und Guts-Nexus gelösst worden ist, so erscheint dagegen auf der anderen Seite der Staat selbst viel stärker und vielseitiger in allen Privatverhältnissen, als vorher, mit dem Bestreben, im Privatrechte alles so *staatszweckmässig* als möglich zu machen. Das zeigt sich im Personenrechte z. B. dadurch, dass die Legislation vorzüglich solchen Ständen ihre Aufmerksamkeit gewidmet hat, die bey den unmittelbaren Verhältnissen des Bürgers zum Staat häufig in Frage kommen, und in dieser Beziehung von besonderer Wichtigkeit sind. Daher zeichnet sich der *C. N.* vor allen anderen Legislationen durch Reichthum und Zweckmässigkeit seiner Verfügungen über die *Actes de naissance*, über die Abwesenheit u. s. w. aus. In der Lehre vom Eigenthum zeigt sich das Bestreben nach Staatszweckmässigkeit noch stärker. Diese Lehre hat im *C. N.* aufgehört, für die Zwecke des Lehninstituts, des gutsherrlichen Verhältnisses, des Familienglanzes, und hat dagegen daselbst angefangen, in einer freyeren Manier, als vorhin, für die Principe vom National-Reichthum und von Staatswirthschaft bearbeitet zu werden. Wie sehr sie dadurch an Leichtigkeit und Einfachheit gewonnen, und wie sie nunmehro, ihrem Geiste nach, mehr in der Politik, als in der Geschichte ruht, folgt von selbst.

Man hat z. B. längst eingesehen, dass die Befugniss der Privatpersonen, auf mehr als Einen Todesfall hinaus über ihr Vermögen zu verfügen, dass also insbesondere das Familien-Fideicommiss staatszweckwidrig sey. Die Geschichte der Familien-Fideicommisse lehrt auch, wie man immer mehr und mehr dieses Institut, des Staats wegen, zu beschränken gesucht hat. Ein mächtiger Schritt für diesen Zweck geschah noch neulich in der preussischen Cabinets-Or-

dass namentlich das Doctrinelle oder die Jurisprudenz von seinem Plane ganz und gar ausgeschlossen ist, so wird man schon aus diesem Grunde die Idee fallen lassen, als solle der C. N. ein *Gesetzbuch* seyn, eine Idee, welche den unrichtigsten Massstab zur Beurtheilung des C. N. an die Hand giebt. Der C. N. ist eben so wenig ein Gesetzbuch, als das allgemeine preussische Landrecht; oder vielmehr er ist es noch weit weniger, als dieses. Er besteht aus lauter einzelnen Gesetzen, die nach einander, und ohnehin nicht einmal in der Ordnung, in welcher sie nachher der C. N. zusammengestellt geliefert hat, decretirt und promulgirt sind, und von welchen jedes ein für sich bestehendes Ganzes ausmacht. Man hat sogar in Frankreich einen Augenblick gezweifelt, ob es nicht besser wäre, die verschiedenen Gesetze jedes einzeln für sich bestehen zu lassen, als sie zu einem Ganzen, mit einer bloss mechanischen Verbindung der Theile, zusammen zu fassen. (S. *Locré's Esprit du C. N.* Th. 1. S. 82.) Aber auch das Wort *Code* will weiter nichts bedeuten, als eine blosse Sammlung von Gesetzen; wie man aus den vielen anderen *Codes* sieht, welche die juristische Literatur Frankreichs darstellt. Das einzige Gesetzbuch, welches Europa aufzuweisen hat, ist doch wohl nur das *Corpus juris romani*, ob schon auch dieses einen solchen viel sagenden Namen nur dem Materiale nach verdient, nicht aber der Form nach.

Am wenigsten aber mag man glauben, der *Code* solle ein *solches* Gesetzbuch seyn, dergleichen in den Köpfen mancher philosophischen Juristen existirt. Ein Gesetzbuch ist ihnen ein tief im philosophischen Grunde stehendes, mit doctrinellem Material zur Füllung und Verbindung reichlich ausgestattetes, innerlich mit Klammern und Kreuzbändern allenthalben verwahrtes, äusserlich rund herum vollkommen geschlossenes, nach dem Winkelhaken der Methode kunstgerecht aufgeführtes Gebäude. Den Plan zu einem solchen Gebäude zieht man insbesondere in Deutschland gar zu gern aus der Tasche, wenn es darauf ankommt, die neuesten Arbeiten der Regierungen im Fache der Legislation zu beurtheilen. Man denkt nicht daran, dass ein Gesetzbuch von dieser Art nichts weiter sey, als ein Mährchen aus der tausend und einen Nacht der Theorie.

III. Man wird nun auch Bedenken tragen, in den oft gehörten Tadel mit einzustimmen, dass die Arbeit beym C. N. übereilt worden sey; dass man sich namentlich nicht Zeit genommen habe, die Stimmen des gelehrten Publicums vorher zu vernehmen; dass das Project des C. N. beym Publicum überall gar nicht zur Discussion gekommen sey.

Allerdings ist mit dem C. N. sehr geeilt worden. Man muss dieses insonderheit dann finden, wenn man den Massstab der Geschwindigkeit von der Bedächtlichkeit und von dem oft schneckenartigen Geschäftsgange der Deutschen hernimmt, oder wenn man daran denkt, dass in Russland seit Peter dem Grossen Commissarien zur Redaction eines Gesetzbuches gesessen haben, ohne bis jetzt mit der Arbeit zu Stande gekommen zu seyn. Hiergegen sticht es denn freylich sehr ab, wenn man erfährt, dass der Entwurf zum C. N. in vier Monaten verfertiget, und schon einige Jahre nachher in seiner rectificirten Form zur Promulgation gebracht worden ist. Der Grund dieser Schnelligkeit ist aber diessmal nicht darin zu suchen, worin ihn die Deutschen bey den Franzosen gewöhnlich zu suchen pflegen; sondern vielmehr in der Natur der Arbeit selbst, welche theils von sehr dringender Art war, theils auch an sich in jenen vier Monaten und einigen Jahren vollkommen geräumigen Platz hatte. Es kam ja nicht darauf an, das ganze Gebäude der Legislation von Grund auf neu zu bauen, oder neu zu organisiren, sondern es kam nur darauf an, die Resultate der Revolution in Hinsicht der Civil-Legislation zu mustern, das Brauchbare zu sammeln, und es zu einem harmonischen Ganzen zusammen zu stellen, und so das Neue dem Alten anzueignen. Bey dieser Operation fand man den Grund noch dazu schon gelegt durch das frühere Project von *Cambacérès*, welches die Commission der vier Redactoren um so eher zur Basis nehmen konnte, da ihr Auftrag von Seiten des damaligen ersten Consuls nur dahin gieng, die in den verschiedenen bisher bekannt gemachten Projecten eines Civilgesetzbuches befolgte Ordnung zu vergleichen, und danach einen Plan zu entwerfen. Dazu kam, dass das Doctrinelle (*Jurisprudence*), dessen Bearbeitung die meisten Schwierigkeiten bey der Redaction eines Gesetz-Codex hat, ganz und gar ausser den Grenzen des legislatorischen Unternehmens liegen sollte. Endlich fiel bey dem *Code* auch darin ein sonst wohl gewöhnlicher Grund der Verzögerung weg, dass es die französische Regierung nicht nöthig fand, die Meinungen der Gelehrten und des sich für sachverständig haltenden grossen Publicums über das Project des Codex zuvor zu vernehmen; welches auch in der That, bey der beabsichtigten Ausschliessung des Doctrinellen, weniger nöthig war.

Man darf nur ja nicht glauben, die Arbeit sey schnell, folglich auch flüchtig und ungründlich geschehen. Wenn gleich der *Code* nicht vorher um ausgesetzte Preise, nicht in Druckschriften, unter den Gelehrten von Fach durchgefochten worden ist: so hat er doch vor seiner endlichen Promulgation so viele und vielartige Prüfungen durchlaufen müssen, als sich schwerlich bey irgend einer anderen der neueren Legislationen nachweisen lassen. Schon das Project von *Cambacérès* (1796) war als ein Resultat mehrjähriger und vielseitiger Verhandlungen anzusehen. Auf dieses Resultat baute ein jeder der vier Commissarien die Ausarbeitung der ihm zugetheilten Titel fort. Hierauf folgte eine Revision bey der gesammten Commission. Aus den Händen der Commission kam das von ihr gelieferte Project an das Cassations-Tribunal und an die Appellations-Gerichtshöfe, welche aufgefordert wurden, ihre Bemerkungen darüber einzusenden.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 JANUAR, 1807.

JURISPRUDENZ.

Fortsetzung der Recension

des

CODE NAPOLÉON.

Nachdem die im vorigen Stück erwähnten Bemerkungen der Gerichtshöfe über den *Code*, welche auch in Druck erschienen sind, reichlich eingegangen waren, eröffnete der Staatsrath, und zwar zuerst blofs in der Gesetzgebungs-Section, dann aber, unter dem Vorsitze des damaligen ersten Consuls, oder, in dessen Abwesenheit, des zweyten Consuls, von Neuem in der Vereinigung sämmtlicher Sectionen, die Discussion über das gelieferte Project des *Code*, Titel vor Titel, und zwar, hier und dort, jedesmal mit Zuziehung und in Gegenwart der vier Mitglieder der Redactions-Commission. Was solchergestalt, zuerst in der Gesetzgebungs-Section, und dann im Pleno, nach Mehrheit der Stimmen durchgegangen war, gelangte hierauf an das Tribunat, welches nun gleichfalls in geheimen Sitzungen zur Debattirung schritt, und seine Bemerkungen machte. Die Section der Gesetzgebung des Staatsraths untersuchte sodann diese Bemerkungen, und erstattete darüber ihren Bericht an die vereinigten Sectionen des Staatsraths, welche wieder über die vom Tribunat in Antrag gebrachten Abänderungen stimmten. Nun erst war die Sache zu einem Vorschlag an den gesetzgebenden Körper reif. Den Vorschlag verwies hierauf dieses Collegium, nachdem er dahin von drey Staatsräthen gebracht, auch daselbst seinen Motiven nach von ihnen entwickelt war, an das Tribunat, welches eine Commission niedersetzte, um Bericht darüber zu erstatten. Nach Anhörung des Referenten und der Redner, welche für oder gegen den Vorschlag auftraten, stimmte das Tribunat über den Vorschlag ab. Dann ernannte es Redner, um dem gesetzgebenden Körper darüber Vortrag zu thun, durch dessen Genehmigung der Vorschlag endlich in ein wirkliches Gesetz überging. Sämmtliche auf obige Weise durch die verschiedenen Prüfungen durchgegangenen einzelnen Theile wurden zuletzt durch eine eigene Sanction, vom 30 Ventose XII, in Bücher, Titel und Artikel, letztere nach einer ununterbrochen fortlaufenden Zahlenreihe, eingetheilt, und zu einer einzigen Sammlung, unter dem Titel: *Code civil des Français*, vereiniget.

Die Vergleichung zwischen dem von den vier Commissarien gelieferten Entwurfe und dem nunmehro wirklich publicirten Codex macht eine so bedeutende Verschiedenheit zwischen beiden Werken bemerklich, als sie zwischen dem Entwurfe eines Gesetzbuchs für die preussischen Staaten und dem darauf gegründeten allgemeinen preussischen Landrechte nicht anzutreffen seyn möchte; zum deutlichen Beweise, dass die geschäftsmäfsige Discussion bey dem französischen Entwurfe reicher an Resultaten gewesen ist, als die literarische bey dem preussischen. So ist aus dem französischen Projecte das erste Buch, welches den allgemeinen Grundsätzen gewidmet war, im *Code* selbst weggeblieben; dagegen erscheinen im *Code* ganze Rechtsinstitute von der ersten Wichtigkeit zuerst, z. B. das Institut der Adoption, wovon im Projecte noch keine Spur vorhanden war. Dabey ist es wieder nicht uninteressant, wahrzunehmen, wie bey den Abweichungen von dem Projecte die spätere Hand der früheren noch immer nachzuhelfen gesucht hat. So blieben von dem weitläuftigen Präliminär-Buche des Projectes zuerst sieben Artikel übrig, nämlich die sechs Artikel, welche den Präliminär-Titel des *Code* jetzt wirklich ausmachen, und aufser diesen noch ein siebenter, welcher, ungeachtet er in den Sitzungen vom 14 Thermidor und 4 Fructidor IX genehmiget worden war, dennoch hernach noch verschwunden ist, und zwar auf die besondere Weise, dass man den Grund der Weglassung aus dem Protocolle nicht zu ersehen vermag. Der Inhalt dieses verschwundenen Artikels ist: wenn das Gesetz gewisse Acte in Rücksicht der Umstände für betrügerisch erkennt, so sey kein Beweis zulässig, dass dennoch keine Arglist dabey Statt gefunden habe.

Übrigens liegt es ja überall nicht in dem französischen Charakter, bey einer Unternehmung ein Paar Menschenalter vorher darüber zu denken, zu reden und zu schreiben, und es darauf ankommen zu lassen, ob endlich, nach vielem Denken, Reden und Schreiben, noch Zeit und Gelegenheit sey, zu handeln. Wie gut oder schlecht eine höchst nöthige Sache geschehen werde, ist ohnehin nur eine untergeordnete Frage, so lange, nach bisherigen Erfahrungen, selbst das noch zweifelhaft ist, ob überall die Schwierigkeiten, die sich einer vollkommenen Ausführung entgegen stel'en, überwunden werden können.

IV. Ist der *C. N.* eine blofs mechanisch componirte Sammlung einzelner Gesetze, so verfehlt man ganz das rechte Ziel der Beurtheilung, wenn man an dem Systeme und an der Methode desselben viel auszusetzen findet. Der Jurisprudenz bleibt es über-

lassen, die bloss allgemein, nach einer gewissen Gleichartigkeit der Gegenstände und der Rechtsbegriffe, classificirten Rechtsnormen auf ihre Grundsätze zurückzuführen, und sodann auf diesem Grunde ein streng methodisches Rechtsgebäude, im historischen Geiste des *C. N.*, zu errichten. In einer Legislation, welche gar nichts von Jurisprudenz einmischen will, muss es sogar als Grundsatz gelten, dass die einer jeden Rechtsnorm angewiesene Stelle zufällig und durchaus bedeutungslos sey. Eine jede Bedeutung, die aus Stelle und methodischer Verbindung abgeleitet wird, gehört schon, als Resultat einer doctrinellen Combination, nicht in die Legislation, sondern in die Jurisprudenz. Das Classificiren in einer Legislation, als solcher, kann bloss den Zweck haben, das Aufsuchen und Nachschlagen zu erleichtern, und den Index, wo nicht entbehrlich zu machen, doch wenigstens ihm zu Hülfe zu kommen. Wenn nun in dieser Hinsicht diejenige Classification am rathsamsten seyn möchte, welche am wenigsten von einer schon bekannten und den Juristen bereits geläufigen Ordnung abweicht, so kann man gewiss damit zufrieden seyn, dass in dem *C. N.* eine Anordnung des Materials zum Grunde liegt, welche theils den Justinianischen Instituten, theils den beliebtesten Systematikern Frankreichs, *Domat* und *Despeisses*, angehört.

Wir stimmen also mit *Maleville*, einem der vier Redactoren des Projects des *Code*, vollkommen überein, wenn er sich über die Ordnung des *C. N.* dahin erklärt: die Eintheilung sey bey einer Gesetzsammlung in der Art des *Code* durchaus willkührlich, und es gebühre nur derjenigen ein Vorzug, welche dem Gedächtnisse am meisten zu Statten komme, welche die verschiedenen Gegenstände von einander absondere, und nicht durch zu grosse Massen ermüde.

Wir sind also weit entfernt, darüber zu rechten, ob die Eintheilung des Ganzen in drey Bücher mehr für oder mehr gegen sich habe; ob es nicht besser gewesen wäre, das erste Buch in drey Abschnitte, wie es der Kaiser selbst wollte, zerfallen zu lassen; ob nicht mehrere Materien des ersten Buchs weit schicklicher in das dritte Buch gebracht wären; ob nicht ein Theil dessen, was im sechsten Titel des dritten Buchs enthalten ist, einen besseren Platz in dem *Code* des Processes gefunden, und ob nicht namentlich auch gleich vorn der §. 16 des *C. N.*, welcher über die Caution der Processkosten wegen disponirt, eben dahin gehört hätte. Diese und tausend andere Fragen ähnlicher Art sind gar nicht von dem Gewichte, welches man so leicht, wenn man Legislation und Doctrin, Leben und Schule, nicht von einander gehörig unterscheidet, darauf zu legen geneigt ist.

V. Man mag zuvor doch ja bedenken, dass der *C. N.* keinesweges allein stehen, sondern auf dreyerley Weise unterstützt und ergänzt werden soll, theils durch das vorher gewesene Recht, an welches er sich angeschlossen hat, theils durch seine eigene *Jurisprudence*, welche ihm von der Regierung selbst zur Begleiterin gegeben worden, theils durch die übrigen *Codes*, mit welchen er in Verbindung steht, ehe man sich mit Vorwürfen von Mangel an Vollständigkeit, von Magerkeit, von Unbestimmtheit und Dunkelheit so dreist gegen den *C. N.* hervor wagt, als es der Rec. in einer anderen *Literatur-Zeitung* gethan hat.

Es ist ein grosser Unterschied, ob man den *C. N.* isolirt, oder ob man ihn in seine gehörige Verbindung mit den übrigen Rechtsquellen setzt, ausser welcher man ihn auch in Frankreich durchaus nicht bearbeitet. In vollständiger Gesellschaft sieht man den *Code*, z. B. in folgendem Werke: *Les Pandectes françaises ou Recueil complet de toutes les lois en vigueur, contenant le Code civil avec les dispositions des lois romaines, coutumières, édits, déclarations et decrets, que la legislation nouvelle laisse subsister, par J. B. D. et N. R. C., anciens jurisconsultes des universités de Paris et d'Orleans.*"

Am wenigsten lag es in dem Plane des *C. N.*, konnte auch darin nicht liegen, mit einer Fülle bloss consectarischer Normen zu glänzen, oder die unerschöpflichen Schätze der Doctrin auszukramen, und so die Jurisprudenz in der Legislation bereits zu anticipiren. Mit allem Fleisse des Ausschöpfens kommt man ja doch nicht auf den Grund. *Reitemeier* hat in seinem *Abschossrechte* sieben Mal mehr Normen über diesen Gegenstand aufgestellt, als das sonst so reichhaltige allgemeine preussische Landrecht enthält. Wer aber noch sieben Mal sieben mehr haben will, der wird sie auch finden.

Die französischen Juristen beschäftigen sich selbst fortwährend damit, Rechtsfragen aufzulösen, die der *C. N.* unentschieden gelassen hat, ohne dass es ihnen einfällt, dem *C. N.* damit einen Vorwurf der Unvollständigkeit machen zu wollen. So z. B. hat *Jouanneau président de la section de l'intérieur du conseil d'état, grand procureur près la haute cour impériale etc.*, seine *Discussions du Code civil dans le conseil d'état* (2 Voll. in 4.) unter andern auch mit einem Anhange *sur les questions de droit, qui paraissent n'être pas resolues dans le Code* versehen.

Mit Recht ist es vielmehr von Sachverständigen, namentlich von *Steltzer*, bey dem allgemeinen preussischen Landrechte getadelt worden, dass man so manches leichte Resultat der doctrinellen Combination und Folgerung, zu deren Sanction, auf Veranlassung dieses oder jenes in der Praxis vorgekommenen Falles, sich die Legislation selbst hergegeben hat, statt dass sie billig der Doctrin dabey ihren Lauf hätte lassen sollen, in die zweyte Ausgabe des Landrechts aufgenommen hat.

VI. An Controversen kann es freylich auch bey dem *C. N.* nicht fehlen. Sie sind von jeher die unvermeidliche Folge davon gewesen, dass keine Legislation ohne doctrinelle Bearbeitung fertig werden kann, so sehr sich auch mancher Gesetzgeber, und namentlich auch Justinian, gegen eine solche Begleiterin zu sträuben gesucht hat. Wo aber die Jurisprudenz Spielraum hat, da behauptet die Subjectivität ihr Recht. Der Sinn des Gesetzgebers geht, da er durch

Andere zur Anwendung kommt, nicht bloss vom Papier, sondern auch von den Köpfen derer aus, welche die Anwendung zu machen haben. Daher denn das Glück einer Legislation am Ende im wirklichen Leben weniger von ihrer eigenen Vortrefflichkeit, als von den Köpfen und Herzen der Juristen abhängt. Dazu kommt, dass es desto mehr Controversen geben muss, je neuer eine Legislation noch ist. Erst unter einer fortgesetzten Cultur der Jurisprudenz lösen sich immer mehr und mehr Zweifel, und bildet sich mehr und mehr ein stetiger Gebrauch.

Wir sind aber hier nicht geneigt, Controversen aufzusuchen. Diejenigen Controversen, welche man sucht, sind immer die schlechtesten. Die besten sind die, welche sich in der Praxis von selbst darbieten. Von den bereits zur Sprache gekommenen Controversen wollen wir beyspielweise nur die anführen, welche sich auf die Vereinigung von Art. 48 und 170, auf die Erklärung des Art. 168, auf die Vergleichung des Art. 146 und 228, auf die Erklärung des Art. 972, desgleichen des Art. 343 und 350, ferner des Art. 112, auf den Widerspruch zwischen Art. 113 und 136, beziehen.

Unter diesen Controversen lässt sich der Streit über Art. 745, zwischen den Herren *Lassaulx* und *Pfender*, wegen der Frage, ob unter den Descendenten auch dann Repräsentation eintritt, wenn jene mit dem Erblasser gleich nahe verwandt sind, oder nur dann, wenn einige näher zum Erblasser stehen, als die andere, gar leicht aus dem Verhältnisse schlichten, in welchem dieser Artikel zum römischen Rechte steht.

Zwey andere von jenen Controversen, *ad* (*art.* 113. 136. 112), lassen sich aus den zum *Code* gehörigen Acten mit Sicherheit entscheiden. Denn der scheinbare Widerspruch zwischen Art. 113 und 136 klärt sich aus den Discussionen auf. (S. *Locré's Esprit* S. 691.) — Der Art. 112 aber liefert einen besonders interessanten Beleg, mit wie grossem Nutzen jene Acten bey Erklärung des *Code* gebraucht werden können. Es disponirt nämlich dieser Artikel: „das Gericht der ersten Instanz solle über die Verwaltung der Güter eines Abwesenden verfügen.“ Welches Gericht ist hier gemeint: das, in dessen Bezirk der Abwesende wohnte? oder das, in dessen Bezirk seine Güter liegen? Der Justizminister trug, Inhalts der Acten, ausdrücklich darauf an, dass nur dem ersten Gerichte jene Befugniss zustehe, weil dasselbe allein beurtheilen könne, ob jemand vermuthlich abwesend wäre, und weil im anderen Falle leicht mehrere Tribunale entgegen gesetzte Verfügungen erlassen könnten. Dieser Vorschlag ward auch, nach einigen Widersprüchen, in der Sitzung vom 25 Nov. 1801 genehmiget, jedoch (wie *Lassaulx* a. a. O. II. 9. S. 248 bemerkt) bloss aus Versehen nicht in die endliche Abfassung übertragen.

Über zwey andere jener Controversen (*ad art.* 343. 350. 972), welche sich zuerst in der Praxis zeigten, hat bis jetzt noch kein stetiger Gerichtsgebrauch eintreten wollen. Die zum Art. 343 und 350 gehörige Frage: kann ein Vater oder eine Mutter ein anerkanntes natürliches Kind adoptiren? ist, so viel allein wir wissen, drey Mal verneinend, und zwey Mal bejahend entschieden worden, und ein Mal, wegen getheilter Meinungen der Richter, unentschieden geblieben. Das letztere trug sich bey dem Appellations-Gerichte zu Brüssel zu, wo die Meinungen bey der ersten Abstimmung getheilt waren, und nur erst, nach Zuziehung von noch drey anderen Richtern, die affirmative Meinung obsiegte. — Der Art. 972 schreibt zur Gültigkeit eines Testaments vor, dass es nicht allein von dem Notar, der es aufnimmt, niedergeschrieben werde, sondern dass auch ausdrückliche Meldung davon geschehe, dass es von ihm niedergeschrieben worden sey. Nun ist der Fall schon zu verschiedenen Malen zur gerichtlichen Erörterung gekommen, dass der Notar ein Testament wirklich geschrieben, aber die Meldung nicht gethan hatte, dass er es niedergeschrieben habe, sondern nur die, dass es ihm dictirt worden sey. Mehrmals sind dergleichen Testamente bey den französischen Gerichten für null und nichtig erkannt worden. Das Instanzgericht zu Mondidier hat jedoch auch einmal für die Gültigkeit gesprochen.

VII. Eine absolute Dunkelheit hat der mehr gedachte Kritiker jener *Literatur-Zeitung* in dem so wichtigen Artikel 753 des *Code* gefunden, welcher wörtlich so lautet: „*A défaut de frères ou soeurs ou de descendans d'eux, et à défaut d'ascendans dans l'une ou l'autre ligne, la succession est déférée pour moitié aux ascendans survivans, et pour l'autre moitié, aux parens les plus proches de l'autre ligne.*“ In diesen Worten soll ein unauflösbarer Widerspruch liegen. Denn wie können die Ascendenten, ob sie gleich als ermangelnd angenommen werden, dennoch succediren? Der Kritiker glaubt sich also mit Recht zu wundern, dass weder *Lassaulx* noch *Pfender* diesen Widerspruch bemerkt, noch weniger ihn aufzulösen versucht haben. Und was noch possierlicher ist, *Lassaulx* hat in seiner Antikritik den Widerspruch nicht in Abrede gestellt, und versprochen, sich in seinem Journale weitläuftiger darüber zu erklären; welches aber, so viel wir wissen, nicht geschehen ist. Wozu bedarf es auch einer weiteren Erklärung, als dass der Kritiker die kleine Partikel *ou*, welche zwischen *l'une* und *l'autre* steht, nicht zu würdigen gewusst hat. Die Fälle, die durch *ou* verbunden werden, sind ja offenbar alternativ zu verstehen, so dass also, wenn es an den Ascendenten der einen (der väterlichen) Linie ermangelt, die Ascendenten der anderen (der mütterlichen) Linie, nebst den nächsten Verwandten der väterlichen, und umgekehrt, wenn es an den Ascendenten der mütterlichen Linie ermangelt, die Ascendenten der väterlichen Linie, nebst den nächsten Verwandten der mütterlichen, succediren können.

VIII. Mehr Grund, als die Vorwürfe von Dunkelheit, Unbestimmtheit und Mangelhaftigkeit, scheint auf den ersten Anblick die Bemerkung *Agresti's* zu haben, der *C. N.* werde durch die Jurisprudenz bald ausarten. *Agresti* (ein Neapolitaner und naturalisirter Franzos,) sucht in seinen *Idées sur le perfectionne-*

ment de la législation positive (1804) zu zeigen, wie durch die, den Richtern und Rechtsgelehrten überlassene Befugniss der Interpretation der Gesetze eine *Suprematie de la jurisprudence sur le droit* entstehe. Der Vf. meint: der Gesetzgeber müsse diese Befugniss dem Richter nehmen; der Richter werde durch diese Befugniss selbst Gesetzgeber, und vereinige zwey Gewalten, die durchaus nicht in einer Person verbunden seyn dürften. Das Schlimmste aber sey, dass die Jurisprudenz nicht sogleich Stetigkeit und Festigkeit erreiche, sondern sich erst mit dem Ausgange zahlreicher Urtheile begründe, welche nicht ohne das Unglück und die Störung des Glücks und der Ruhe vieler Familien geführt werden könnten, „*Ce code civil et les autres seront accablés à leur tour par les arrêts, par les commentaires, par les lois nouvelles; ils seront mutilés par les transgressions, et altérés par le tems, si le législateur ne s'oppose sans relâche à les différentes causes, qui tendent toujours à renverser les lois.*“ Der Vf. verlangt daher eine fortwährende Thätigkeit, und schlägt zu dem Ende vor, dass aus den ersten Magistrats-Personen eine Revisions-Commission gebildet werde, welche sich alle fünf Jahre zu versammeln habe, um eine Revision in Beziehung auf die bis dahin versuchte Interpretation und Commentirung, auf die bis dahin vorgekommenen Rechtsfälle und rechtlichen Entscheidungen vorzunehmen.

Uns aber will es nicht so vorkommen, als sey die von *Agresti* gesehene Gefahr bey dem *C. N.* wirklich vorhanden. Wir haben dreyerley dagegen zu erinnern. *Erstlich* sind es bey dem *C. N.* nicht Hypothesen, welchen sich die Jurisprudenz überlassen darf. Die Gesetzgebung hat selbst, mit den officiellen Actenstücken, aus welchen der *C. N.* hervor gegangen ist, der Jurisprudenz den Weg ziemlich bestimmt vorgezeichnet, den diese zu gehen hat. Hier sind die Elemente der Wissenschaft, in welcher der *C. N.* als Geisteswerk steht, auf eine authentische Art niedergelegt worden. Hier finden sich die gesammten Principe, in welche sich das Gebäude der Legislation hinein stellen läst, statt dass man bey anderen Legislationen gewöhnlich genöthiget gewesen ist, die Principe aus dem Gesetzgebäude durch das unsichere und in jeder Hand nicht gleichen Erfolg habende Mittel der Abstraction und Combination stückweise heraus zu ziehen. Wenn aber demungeachtet *zweytens* die Jurisprudenz in der Praxis aus dem richtigen Geleise weicht, so bleibt ja dieselbe Kraft, welche den *C. N.* erschaffen hat, in Thätigkeit, um ihn erhalten zu können. Wozu bedarf es einer von fünf zu fünf Jahren sich versammelnden Revisions-Commission, da die französische Legislation schon in sich selbst eine fortwährende Gesetz- und Justiz-Inspection organisirt hat; da insbesondere der Grossrichter, an der Spitze dieser Inspection, den Gang, den die Jurisprudenz in der Praxis nimmt, fortdauernd beobachtet, und sogleich die Einleitung trifft, dass, auf erstattetes Gutachten des Staatsraths an den Kaiser, die nöthige Nachhülfe mit einer Erklärung oder Zurechtweisung durch kaiserliche Decrete erfolge. Diese Gutachten des Staatsraths haben Ähnlichkeit mit denen der Gesetz- und Jurisdictions-Commission im Preussischen. Gleichwohl würde *drittens* hierbey das Bestreben der Legislation, obschon bey dem besten Willen, dennoch wirkungslos seyn, wenn die Legislation sich nicht hinlängliche Mittel und Wege eröffnet hätte, die Jurisprudenz und ihr Thun und Treiben immer unter Augen zu behalten. Eins der besten Mittel ist die Publicität, welche über die Rechtspraxis in Frankreich herrscht. Die Regierung giebt im Gebrauche der Publicität hier selbst das beste Beyspiel. Ein anderes Mittel besteht in der Leichtigkeit, mit welcher jeder Fehlgriff, jede Irregularität in der Praxis eines Gerichts durch die unter den Gerichten geknüpfte Kette der Subordination jedesmal aufwärts schallen muss in das vorletzte Ohr, in das Ohr des Grossrichters. Über die Friedensgerichte haben die Civil-Untergerichte, über letztere die Appellations-Tribunale die Aufsicht; und über alle Arten der bestehenden Gerichte führt das Cassations-Tribunal die Oberaufsicht. Dieses Tribunal ist aber bereits durch das Gesetz vom 27 Ventose VIII. Tit. 6. §. 86 angewiesen worden, alljährlich eine Deputation an die Regierung zu schicken, um ihr die Puncte anzuzeigen, wo die Erfahrung einen Mangel oder eine Unzulänglichkeit der Legislation hat sichtbar werden lassen. (S. *Lassaulx* a. a. O. I. 1. S. 26.)

Das Geschäft, die Jurisprudenz in der Praxis in Schranken zu halten, ihr aber auch eben sowohl zur rechten Zeit zu Hülfe zu kommen, bezieht sich auf den *Fortgang* der Legislation, und wird daher am natürlichsten und zweckmässigsten eben denjenigen Personen überlassen, welche im übrigen diesen Gegenstand zu besorgen haben. Es giebt nämlich einen dreyfachen Fortgang, welchen eine einmal zu Stande gebrachte Legislation haben muss. Theils muss der Gesetzgeber in solchen Fällen, wo es bloss nur noch auf richtige Entwickelung aus bestehenden harmonischen Gesetzen ankommt, der Jurisprudenz, so oft diese den richtigen Weg zu verfehlen in Gefahr ist, behülflich seyn; theils muss er darauf bedacht seyn, dass die wirklichen Disharmonieen und Lücken, welche sich bey der Praxis in den Gesetzen entdecken, weggeschafft werden; theils endlich muss er nicht versäumen, bey neu eintretenden Gesetz-Motiven auch neue Gesetze zu geben, damit die Legislation mit dem Staate gleichen Schritt halte, und mit ihm stets im richtigen Verhältniss bleibe. Diese dreyfache Sorge zu trennen und sie unter Mehrere zu vertheilen, ist gewiss nicht rathsam; möchte aber am allerwenigsten sich in Frankreich passen, wo es als eine der obersten Maximen gilt, dass die Justiz unter Mehreren, die Administration hingegen in der Hand eines Einzigen am besten gedeihe.

In allen drey Geschäften ist auch die Legislation in Frankreich, seit publicirten Gesetzen des *C. N.*, bisher nichts weniger als unthätig gewesen, wie man aus den reichlichen Nachträgen von Gesetzen, kaiserlichen Decreten, Staatsraths-Gutachten zu dem *C. N.* sieht.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 JANUAR, 1807.

JURISPRUDENZ.

Beschluss der Recension
des
CODE NAPOLÉON.

Wie die Legislation auf eine gehörige Leitung der Jurisprudenz seither bedacht gewesen sey, davon findet man Beyspiele bey *Lassaulx* a. a. O. II. 6. S. 515. 518. II. 8. S. 189, 191. — Wie sie noch manche Lücke auszufüllen suche, zeigen die Beyspiele a. a. O. I. 11. S. 98. II. 6. S. 513. — Unter den auf den *C. N.* sich beziehenden Gesetzen, die um deswillen als völlig neu anzusehen sind, weil die Gesetzmotive erst seit dem *C. N.* entstanden sind, verdient hier vor allen Dingen das organische Senatusconsult wegen Annehmung der Kaiserwürde, womit der *C. N.* aufgehört hat, auf die Person des ersten Consuls zu lauten, als Beyspiel erwähnt zu werden. In eben diese Classe gehört die Disposition des neuen französischen Familien-Gesetzes (1806): „Die Geburt der französischen Prinzen, ihre Heirathen, ihr Hintritt, die Adoptionen, welche sie machen könnten, interessiren die ganze Nation, und haben mehr oder weniger Einfluss auf das Schicksal der letztern; und so wie alles, was die gesellschaftliche Existenz dieser Prinzen betrifft, mehr vor das Staats- als bürgerliche Recht gehört, so können auch die Verfügungen des letztern nur mit den durch Staatsgründe bestimmten Modificationen auf sie angewendet werden." Man würde sich also z. B., um die Streitfrage zum Art. 337 und 344 des *C. N.*: ob der, welcher ein Kind adoptirt hat, nachher noch andere adoptiren könne, affirmativ zu lösen, ganz vergeblich auf die bisherigen kaiserlichen Adoptionen beziehen, namentlich auch auf die Adoption nach der Schlacht von Austerlitz, welche auf die Kinder der gebliebenen Generale, Officiere und Soldaten ging, wenn gleich dieser Adoptionsact mit dem Befehle schloss, dass der Grosrichter alle in einem solchen Falle von dem *Code civil* vorgeschriebenen Formalitäten befolgen solle.

* * *

Jetzt ist nur noch übrig, dass wir das Nöthige über die verschiedenen Ausgaben des *C. N.* hinzu fügen, und namentlich über diejenigen, deren Titel an der Spitze dieser Recension stehen.

Die Ausgaben des *C. N.* sind in *einer* Hinsicht entweder officielle, welche die Regierung selbst, oder buchhändlerische welche ein Buchhändler veranstaltet hat. Von der ersten officiellen Ausgabe sind in weniger als einem Monate 24,000 Exemplare vergriffen worden. Sie ist uns jetzt nicht zur Hand. Die oben namhaft gemachten Ausgaben hat man sämmtlich buchhändlerischen Unternehmungen zu verdanken.

In *anderer* Hinsicht sind sie entweder solche, welche den blossen Text liefern, oder solche, welche von den Actenstücken, in welchen die Regierung den Geist des *C. N.* niedergelegt hat, begleitet sind. Und zwar sind in den letzteren die Actenstücke entweder mehr oder weniger vollständig, oder auch nur in kurzen daraus gezogenen Anmerkungen enthalten. Bisweilen haben die Herausgeber auch wohl noch eigene Bemerkungen, z. B. Nachweisungen der correspondirenden, oder anderer Parallel-Stellen, namentlich des römischen Rechts, oder früherer französischer Gesetze, hinzugefügt. Auch ist, je länger der *C. N.* in der Praxis wirkt, destomehr zu erwarten, dass die Herausgeber nicht versäumen werden, sowohl von den Nachträgen der Legislation zum *C. N.*, als auch von den rechtlich interessanten Entscheidungen der Gerichte, gehörigen Orts in den Bemerkungen Gebrauch zu machen. Was also zweckmässiger Weise der Gegenstand solcher Anmerkungen seyn kann, das hat *Locré* im *Esprit du C. N.* sehr richtig bemerkt. Es komme, sagt er, bey der Bearbeitung des *C. N.* auf dreyerley an: *en développer l'esprit; conférer la loi nouvelle avec la législation ancienne pour faire remarquer ce qu'elle conserve, ce qu'elle modifie, ce qu'elle détruit, ce qu'elle ajoute; enfin recueillir les arrêts dont la série doit, par la suite des tems, fixer le système d'application.*" Unter den oben namhaft gemachten Ausgaben hat die *Lassaulxische* (No. 8) reichliche Anmerkungen unter dem Text, welche fast ganz aus den, den Geist des *C. N.* darstellenden Actenstücken, den *Discussions du conseil d'état, observations des tribunaux, exposés des motifs, rapports et discours*, geschöpft sind, folglich in die erste der von *Locré* gemachten Classen gehören. Die wenigen eigenen Anmerkungen des Vf. haben meistens den Zweck, falschen Deutungen einzelner Artikel durch Zurückweisung auf den Zusammenhang, worin sie mit dem Systeme stehen, vorzubeugen. Wie nöthig es sey, neben dem *Code* wenigstens einen Auszug aus jenen Actenstücken zur Hand zu haben, lehrt schon das oben angegebene Verhältniss der Legislation zur Doctrin. Daher verdienen die Anmerkungen des Hn. *L.* im Allgemeinen mit Dank aufgenommen zu werden; nur wäre bey ihnen eine gedrängtere Fassung, überhaupt aber eine zweckmässigere Verarbeitung der dabey benutzten Actenstücke, zu wünschen gewesen. Es hätte sich in der Art etwas viel Besseres leisten lassen; wozu es dem Vf., bey der grossen Eile, womit er sein Werk hervortreten liess, freylich an Zeit fehlte. — Die stereotypi-

sche Ausgabe (No. 4) giebt zwar den Text für sich allein; es gehören aber zu ihr mehrere, jedoch nicht stereotypisch gedruckte Bände mit Actenstücken und anderen commentarischen Hülfsmitteln. — Die *Cremersche* (No. 5) hat nur sehr selten eine erläuternde oder nachweisende Anmerkung unter dem Texte. — Die übrigen Ausgaben (No. 1. 2. 6) bestehen aus dem blossen Text.

In *dritter* Hinsicht sind die Ausgaben entweder solche, welche dem Gesetze vom 30 Ventose XII gemäss eingerichtet sind, oder solche, bey welchen, wegen ihrer früheren Erscheinung, von solcher Einrichtung noch kein Gebrauch gemacht werden konnte. Das eben gedachte Gesetz hat nämlich erst über die Vereinigung der vorher einzeln decretirten und promulgirten Gesetze in eine einzige Sammlung, mit einer vorgeschriebenen Einrichtung, unter dem Titel: *Code civil des Français* disponirt. Von den oben aufgeführten Ausgaben haben nur No. 4. 5 und 6 diese vorschriftsmässige Einrichtung; die unter No. 1 und 2 nicht. Bey der *Lassaulxischen* Übersetzung (No. 3) fängt diese Einrichtung erst mit dem dritten Bande an, und der Vf. ist bemüht gewesen, auch die ersten beiden Theile mit Hülfe eines Index und einiger Nachträge auf jene Einrichtung zu reduciren; welches sich jedoch nicht anders hat thun lassen, als flickweise und auf Unkosten der Leichtigkeit des Gebrauchs. Diese Übersetzung (No. 3) kann übrigens die beste Anleitung geben, wie derjenige, der eine von den nicht vorschriftsmässigen Ausgaben des *Code* einmal besitzt, und den Aufwand für eine neue Edition scheut, es anzufangen habe, um mit einer kleinen handschriftlichen Nachhülfe der alten Ausgabe die neue Form zu geben. Der Unterschied zwischen den beiden Einrichtungen besteht hauptsächlich nur darin, dass die vorschriftsmässige theils die Zahl der Artikel in Einer Reihe durch das Ganze durchlaufen lässt, (welches bey den früheren Ausgaben nicht geschehen ist, und, weil die einzelnen Theile des *Code* ausser der Ordnung erschienen, auch nicht geschehen konnte,) theils einen Zusatz von Artikeln in dem Titel von der Ehe, und einen anderen von Einem Artikel in dem Titel von der Eintheilung der Güter enthält, theils auch das erwähnte Gesetz vom 30 Ventose XII selbst mit begreift. Hr. *Lassaulx* hat, ausser der Ausgabe (No. 3), später auch noch eine andere, nach dem Gesetze vom 30 Ventose genau eingerichtete Edition, ebenfalls mit Anmerkungen, und vorzüglich mit Allegaten des römischen Rechts, besorgt, welche uns aber nicht zu Gesicht gekommen ist.

In *vierter* Hinsicht sind die Ausgaben entweder solche, welche den französischen Text, oder welche eine Übersetzung, oder welche beides zugleich liefern. Übersetzungen kennen wir, theils deutsche, von *Daniels* (N. 1 u. 6), *Lassaulx* (No. 3) und *Cremer* (No. 5), theils eine italiänische, theils eine flamländische von *Loria*. Die drey genannten deutschen Übersetzungen, womit man die dem preussischen Landrechte angediehene Ehre einer französischen Übersetzung (Paris 5 Bde.) in Deutschland bereits dreyfach erwiedert hat, sind sämmtlich etwas steif, aber dabey, bis auf die *Cremersche*, in welcher die französische Construction bisweilen verlassen wird, fast wörtlich. Die *Cremersche* ist an den Stellen, wo wir sie verglichen haben, nicht immer treu. Mit der meisten Einsicht ist die von *Daniels* gemacht. Die *Lassaulxische* ist sehr undeutsch, sowohl in den Redensarten, (z. B. der Fall wird von dem Gesetze *regiert*) als auch in der Rechtschreibung (z. B. lädal für letal).

In *fünfter* Hinsicht sind die Ausgaben entweder solche, die mit Stereotypen, oder solche, die mit beweglichen Lettern gedruckt sind. Zu jenen gehört No. 4, zu diesen die übrigen.

In *sechster* Hinsicht sind die Ausgaben entweder solche, die den *C. N. ganz*, oder die ihn nur stückweise enthalten. Die oben aufgeführten Editionen sind sämmtlich von der ersten Art. Beyspiele von der zweyten Art werden hiernächst vorkommen.

Der Verschiedenheit der Ausgaben nach dem Formate brauchen wir nicht zu gedenken. Eben so schweigen wir auch von einer Eintheilung in poetische und prosaische Ausgaben so lange, bis der Buchhändler *Leclerc* zu Paris sein öffentlich angekündigtes Vorhaben ausführt, den *Code Napoléon*, in Verse gebracht, heraus zu geben. Bis dahin begnügen wir uns, den Hn. *Leclerc*, um ihn in seinem Kunstunternehmen wenigstens zu erbauen, da wir ihn nicht darin aufmuntern können, darauf aufmerksam zu machen, dass auch bereits die Natur eben so gut in dem *C. N.*, als in den Justinianischen Novellen, mit Versen gespielt hat. In letzteren kommt der runde Hexameter vor: —— *θεσμος, ταυτα κρατειν και δηλα γε πασι γενεσθαι*. In dem *C. N.* aber finden sich Art. 747 folgende gereimte Verse: *Si les objets | ont été aliénés, | les ascendans recueillent le prix | qui peut en être dû.*

Unter den oben aufgeführten Ausgaben ist, wenn man die Beyhülfe eines Commentars aus den Discussionen und den übrigen Actenstücken entbehren will, die von *Daniels* (No. 6), als Handausgabe, am meisten zu empfehlen, vorzüglich demjenigen, welcher neben dem französischen Text auch zugleich eine deutsche Übersetzung zu haben wünscht. Die Ausgabe ist correct, ist sauber in Druck und Papier; ist nach dem Gesetz vom 30 Ventose XII eingerichtet; ist mit nützlichen Zugaben versehen, namentlich mit einem summarischen Inhaltsverzeichnisse, nach Ordnung und Folge der im *C. N.* herrschenden Eintheilungen in Bücher, Titel, Kapitel und Abschnitte, und mit einem alphabetischen Sachenregister; endlich ist die auf der linken Hand des Buchs befindliche Übersetzung lesbar. Will man auf den französischen Text verzichten, so kann man auch die deutsche Übersetzung, als ein besonderes Werk, unter eigenem Titel, und unter eigener Seitenzahl, um die Hälfte des Preises, folglich um 2 Rthlr., kaufen. Verlangt man aber, neben dem Text, auch noch die commentarisch-authentischen Hülfsmittel, ohne jedoch sich kostbare französische Werke anschaffen zu wollen, so bleibt nichts weiter übrig, als zu der *Lassaulxischen* Übersetzung (No. 3) zu greifen, und dabey die Unbequemlichkeit im Gebrauche, die von der halb neuen und halb alten Einrichtung herrührt, zu übersehen. Die französisch-deutsche Ausgabe von *Daniels* (No. 6) kostet 4 Rthlr.; die *Lassaulxische* Übersetzung (No. 3) ist, wie wir lesen, noch um den Pränumerationspreis von 5 fl. zu haben.

Skz.

1) Koblenz, b. Lassaulx: *Journal für Gesetzkunde und Rechtsgelehrsamkeit*, herausgegeben von *F. Lassaulx*, Avoue bey den Tribunalien zu Koblenz (jetzt Prof. an der Rechtsschule das.). Erster Jahrg. Bd. 1. 2. (1804) 3. 4 (1805). Zweyter Jahrg. Bd. 1. 2. 3. 4 (1805. 1806). gr. 8. (7 Thlr. 4 gr.)

2) Ebend.: *Die gesetzliche Erbfolge in der französischen Republik nach dem Gesetze vom 29 Germinal XI* klassificirt und mit Beyspielen erläutert von *Karl Friedrich Pfender*, Notar zu Kirchberg im Rhein- und Mosel-Dep. J. XII (1804) 74 S. (6 gr.)

3) Ohne Druckort: *Organisches Senatus-Consultum.* Gegeben im Pallast von St. Cloud am 28 Floreal XII (1804). 48 S. 8.

4) Koblenz, b. Lassaulx: *Die Erbfolge nach Frankreichs Civilgesetzbuch*, von *M. J. Grebel*, Advokat (en) zu Koblenz. Erster Theil. Die Intestat-Erbfolge. 1805. 112 S. 8. (10 gr.)

5) Cöln, b. Keil, *Sammlung der Gesetze über die Acten des Civilstandes, die Ehe, Ehescheidung, väterliche Gewalt, Adoption, Vormundschaft und Interdiction in Frankreich.* Aus dem Civilgesetzbuche ins Deutsche übersetzt von Hn. *Daniels*, Substituten des K. General-Procureurs beym Cassations-Gerichtshofe in Paris. 1805. 116 S. 8. (8 gr.) (Ist auch mit dem französischen Text zu haben, auf 231 S.)

6) Ebend.: *Gesetze über die Erbfolge, Schenkungen und Testamente in Frankreich.* Aus dem Civilgesetzbuche der Franzosen übersetzt von Hn. *Daniels* u. s. w. 1805. 83 S. (8 Gr.) (Ist auch mit dem französischen Text zu haben, auf 163 S. (10 gr.)

7) Koblenz, b. Lassaulx: *Systematische Zusammenstellung der neuen franz. Gesetzgebung über Vormundschaften, Curatelen und gerichtliche Verwaltungen* v. *F. Lassaulx* u. s. w. 1806. 177 S. 8. (12 gr.)

8) Ebend.: *Über das neue Civilrecht der Franzosen, rücksichtlich auf dessen Abweichungen von dem gemeinen Recht und der vorigen französischen Gesetzgebung*, von *F. Lassaulx* u. s. w. Erste Abtheilung. 1806. 159 S. 8. (14 gr.)

Wir befinden uns hier abermals auf dem linken Rheinufer, unter Proben deutscher Literatur über die französische Legislation, und erinnern uns dabey an die Bieber, die noch bis auf den heutigen Tag, als Seltenheiten, bisweilen an deutschen Flüssen bauen sollen, obschon gewöhnlich nicht mit dem besten Erfolg. Dass man sich aber auf einem noch deutsch gearteten Literatur-Boden befindet, wird man, auch ohne auf die Sprache zu hören, leicht gewahr an der Art des buchhändlerischen Verkehrs.

No. 1 ist ein nicht sehr bekannt gewordenes Journal, von welchem jährlich 12 Hefte erschienen. Drey und drey Hefte bilden einen Band. Mit den beiden vorliegenden Jahrgängen ist einstweilen eine Suspension eingetreten, und der Herausgeber ist noch nicht entschlossen, ob er den bisherigen Plan, im Fall einer künftigen Fortsetzung, beybehalten, und ob er sich namentlich wieder zur periodischen Form bequemen werde. Bisher ist die Zeitschrift der Verbreitung einer genauen Kenntniss der französischen Gesetzgebung und Gerichtsverfassung gewidmet gewesen. Jene beiden Jahrgänge haben aber der Absicht in der Ausführung nicht ganz entsprochen; welches Hr. L. bey seinem Abschiede vom Publicum (Jahrg. II. Heft 12 S. 539) selbst gefühlt zu haben scheint. Ihr Inhalt lässt sich unter folgende fünf Rubriken bringen: I. *Abdruck von Gesetzen, Decreten, Gutachten* u. s. w. Am wenigsten kann man gegen diese Rubrik in Deutschland etwas zu erinnern finden. In Frankreich wird man aber die neuen Producte der Legislation lieber aus officiellen Blättern kennen lernen. Um diese Producte, sowohl die im Journale mitgetheilten, als auch die übrigen, desto leichter übersehen zu können, sind dergleichen systematische Register der verschiedenen Gesetze, Beschlüsse u. s. w., nach den verschiedenen Zweigen und Gegenständen geordnet, wie man im Jahrg. II. Heft 2. S. 139 sqq. eins über das Jahr XII findet, von gutem Nutzen. Man ersieht daraus zugleich die fortwährende grosse Ergiebigkeit der Legislation recht anschaulich. II. *Processgeschichten, sowohl civilistische, als criminalistische.* Manche sind an sich juristisch interessant genug, z. B. der Successionsfall aus dem neuen Rechts- und Jurisdictions-Conflict zwischen französischen und deutschen Gerichten (II, 1 und 9). Andere haben es mit solchen Vorfällen oder Personen zu thun, die durch äussere Umstände die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich gezogen haben. Dahin gehört der Process von *Moreau* und *Georges* (I. 6 sqq.); ferner von dem Expfarrer *Schäfer* zu Cöln, und von *Schinderhannes* (I. 1. I. 3 sqq.). Die Processgeschichten sind aber mit einer ermüdenden Weitschweifigkeit, ohne Heraushebung der in den Acten genommenen rechtlichen Gesichtspunkte, gleichwohl mit Beybehaltung der Sprache und des Styls der Acten, erzählt worden. Es kann sich ein Leser daran prüfen, ob er wohl Anlage hätte und fähig wäre, das grösste uns bekannte Druckwerk in seiner Art, welches den jüdischen *Baldober* der deutschen Criminalisten weit hinter sich zurück lässt, wir meinen die Schinderhannes-Acten in fünf gedruckten Folio-Bänden, durchzulesen. III. *Abhandlungen über Gegenstände der neuen französischen Legislation, vorzüglich aber des C. N.* Es sind folgende sechs, welche sich in den beiden vorliegenden Jahrgängen des Journals zerstreut finden: 1) Die gesetzliche Erbfolge nach dem *C. N.* von *Pfender* (I. 1. 2), mit einem dagegen gerichteten Aufsatze (I. 4), und einem Anhange (I. 5). 2) System der Vormundschaften, und Unterricht für Vormünder in der französischen Republik, nach dem *C. N.* (I. 3 sqq.). 3) Unterricht über die Errichtung von Inventarien. 4) System der Intestat-Erbfolge von *Grebel*, Avoue in Koblenz (I. 8. sqq.). 5) *Les institutions de Justinien comparées au Code civil des Français* (II. 1). 6) Über das Civilgesetzbuch der Franzosen, rücksichtlich auf dessen Abweichungen von dem gemeinen Recht und der vorigen französischen Gesetzgebung (II. 5. sqq.). Eine ähnliche Vergleichung stellte einst *Erhard* bey dem allg. pr. Landrechte an. 7) *Reflexions sur le mode de vuider le partage d'opinions dans les tribunaux* (II. 9). Unter diesen Abhandlungen, welche einen sehr beträchtlichen Theil des ganzen Journals einnehmen, verdient die sechste ausge-

zeichnet zu werden. Dahingegen hätte der Platz wohl zweckmäſsiger gefüllt werden können, als mit der ersten, zweyten und vierten. Übrigens sind diese vier Abhandlungen (1. 2. 4. 6) hernach auch in Form eigener Schriften erschienen. IV. *Entscheidungen streitiger Rechtsfragen durch den Groſsrichter, das Cassations-Gericht und andere Tribunale des Reichs.* Hier sieht man die neue Legislation im Leben und Gebrauch, und wir bekennen, daſs wir das Journal in dieser Rubrik am liebsten aufgeschlagen haben. Auch die deutsche Jurisprudenz kann aus diesen Entscheidungen manches Brauchbare für sich schöpfen, und die Gelegenheit dazu ist durch die den Entscheidungen vorgesetzten Summarien sehr erleichtert worden. Nur sind letztere nicht immer richtig und dem Falle angemessen angegeben (Siehe z. B. I. 4. S. 43). Der Herausgeber hat zwar die Quelle, aus welcher er diese Rubrik gefüllt hat, nicht angegeben; vermuthlich aber sind es hauptsächlich die Sammlungen, welche mehrere Gerichte, namentlich das Cassations-Tribunal, von ihren Erkenntnissen selbst in Druck geben. V. *Literarische und biographische Notizen.*

Wenn man den ganzen Inhalt der beiden Jahrgänge in Übersicht nimmt, so kommt so viel heraus, daſs bey weitem das meiste, was darin steht, auch anderwärts, und gewöhnlich ächter und besser zu finden ist, und daſs das gröſste Verdienst des Herausg. bey dem Journal, so wie überhaupt bey seiner ganzen übrigen, der neuen französischen Legislation gewidmeten literarischen Thätigkeit, wohl nur in der Verbreitung französischer Legislation und Jurisprudenz unter deutsche Leser, insbesondere diesseits des Rheins, besteht; wozu es jedoch schlecht passen will, daſs die Namen deutscher Schriftsteller so oft verstümmelt worden sind. Beyspiele sind *Strick, Leiser, Volff.* Am wenigsten kann dieses Journal den besseren periodischen Werken, welche dem allg. preussischen Landrechte zur Hand gehen, z. B. den *Beyträgen, Annalen* und *Materialien* von *Klein, Amelang, Stengel, Siewert* u. s. w. an die Seite gesetzt werden, so sehr auch das erste Vorhaben des Herausg. dahin gegangen seyn möge, dem *C. N.* das zu seyn, was gedachte Werke dem allg. preussischen Landrechte sind.

No. 2. 4 und 7 sind drey Schriften bloſs mit neuen Titeln und Umschlägen versehen. Sie erschienen zuerst in den *Lassaulxischen* Annalen. Sie sind nicht tief geschöpft. Ihr Zweck ist, die Lehren, welchen sie gewidmet sind, theils ihrem ganzen Umfange nach, mit Zurückgehung auf das dem *C. N.* zum Grunde liegende ältere Recht, theils in systematischer Manier, darzustellen. Der vielfältige Nutzen, ja das Bedürfniſs solcher systematischen Darstellungen läſst sich nicht verkennen; am wenigsten bey einer Legislation, die einer Seits selbst so wenig es für ihre Sache gehalten hat, systematisch zu seyn, und anderer Seits ohne systematische Bearbeitung das nicht zu leisten im Stande ist, weder für Theorie noch Praxis, was sie zu leisten beabsichtiget.

No. 3. ist eine Übersetzung des organischen Senatusconsults wegen Erhebung Frankreichs zu einem Kaiserthum. Französisch findet man dieses wichtige Stück auch im *Lassaulxischen* Journ. Jahrg. I. Heft 5. 6.

No. 5 und 6 sind ein Paar Sachen mit fliegender Inschrift, den Tintenfässern zu vergleichen, aus welchen man mit sechserley Tinten schreiben kann. Der von der Buchhandlung dabey aufgewandte nürnberger Witz ist nicht gering. Es sind einzelne Partieen des *Code civil*, aus des Hn. *Daniels* Ausgabe dieses Gesetzbuchs besonders abgedruckt, und zwar so, daſs man auch von diesen Partieen, so wie von dem ganzen Gesetzbuche, sowohl den französischen Text und die deutsche Übersetzung, jedes allein, als auch beides zusammen, als eigene Bücher mit eigenen Titeln, kaufen kann. Rechnet man nun zu diesen drey Varietäten die anderen drey Varietäten, welche bey dem ganzen Gesetzbuche nach *Daniels* Ausgabe, folglich mittelbarer Weise auch bey jenen einzelnen Partieen, Statt finden: so ist hier der Fall vorhanden, daſs eine und dieselbe Sache zugleich unter sechs verschiedenen Titeln im Publicum erscheint.

Die Abhandlung (No. 8), welche gleichfalls zuerst in *Lassaulxs* Journal erschien, hat den vierfachen Zweck: theils die allgemeinen Grundsätze über jeden Zweig des neuen Rechts kurz zusammen zu stellen; theils die Abweichungen desselben von dem alten, mit Anführung der Parallelstellen, so wie die Gründe der Abweichungen, anzugeben; theils diejenigen Fragen heraus zu heben, welche der Text des Gesetzbuchs unentschieden gelassen zu haben scheint, so wie die Entscheidungen anzugeben, welche über viele derselben bereits bekannt geworden sind; theils endlich diejenigen Grundsätze und Meinungen, nebst ihren Gründen, anzugeben, welche bey der Discussion des Gesetzbuchs den darin herrschenden entgegengesetzt worden sind. — Die Abhandlung folgt der Quelle von Artikel zu Artikel. Mit der vorliegenden ersten Abtheilung derselben ist der Vf. erst bis zum Art. 179 des *Code* vorgerückt. Da der ganze *Code* 2281 Paragraphen hat, so wird es sich mit der Vollendung noch mehrere Jahre verziehen. Um das Verdienst des Vfs bey der Arbeit richtig zu schätzen, müſste man vor allen Dingen die französischen Werke bey der Hand haben, aus welchen von ihm componirt worden ist. Der Vf. hat aber seine Quellen verschwiegen; folglich ist es schwer, nachzukommen, ob er seine Auszüge mit Auswahl und Treue gemacht, und ob er das Ausgewählte zweckmäſsig zusammengestellt habe. Genug, das Werk ist der einzige commentarische Versuch der Art über den *C. N.* in deutscher Sprache, durch den man sich in Deutschland, in Ermangelung der vielen und kostbaren französischen Werke, welche zur Interpretation des *C. N.* gehören, die so oft erfoderliche doctrinelle Auskunft über den *Code* zu verschaffen im Stande ist. Daher wollen wir davon schweigen, wie groſs die Ansprüche sind, die man an einen Commentator des *C. N.* machen kann.

Es ist uns keine Legislation bekannt, über die so mannichfaltige und vollständige Materialien zu einem Commentar, theils von der Regierung selbst, theils von dem gelehrten Fleiſse der vorzüglichsten Mitarbeiter an dem *C. N.*, theils endlich durch die über die Praxis der Gerichte herrschende Publicität, bereits geliefert worden, als gerade über den *C. N.* Es ist nicht leicht, in einem solchen Meere von Hülfsmitteln einen guten Plan zu einem Commentare, mit richtigen und scharfen Grenzen, zu gründen; noch weniger ist es leicht, den gegründeten Plan in der Ausführung allenthalben streng zu behaupten. Auf der anderen Seite aber ist es durchaus nöthig, so wohl für die Praxis, als Theorie, daſs alle jene Hülfsmittel in eine leichte und zweckmäſsige Übersicht gebracht werden. Die bisher erschienenen französischen Commentare leisten für diesen Zweck zwar viel Vortreffliches, aber der eine dieses, der andere jenes. Es bedarf einer Vereinigung durch eine sichere und feste Hand. Kann aber eine solche Vereinigung nicht zu Stande kommen, so wäre es wenigstens gut, einstweilen einen vollständigen Schlüssel über alle commentarischen Hülfsmittel und Materialien zu haben, etwa in der Manier des Commentars, den neulich *Merkel* über das allgemeine Landrecht für die preussischen Staaten geliefert hat, oder in der Manier der *Hoffmannschen* Repertorien über verschiedene Zweige des preussischen Rechts.

Skr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 JANUAR, 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Paris, in der k. k. Druckerey, und b. Rondonneau: *Collection des lois, arretés, instructions, circulaires et décisions, rélatif à l'arpentage et a l'expertise des communes, pour parvenir a une meilleure repartition de la contribution foncière; formée avec l'autorisation du Ministre des finances par J. B. Oyon, Chef du bureau du commissariat pour la repartition de la contribution foncière. Premiere partie* 280 S. *Seconde partie* 340 S. *an* XII *et* XIII (1804 *et* 1805).

Da von diesem wichtigen Werke, welches wir aus dem Büreau des Finanzministers von Frankreich erhielten, wohl nur wenig Exemplare nach Deutschland gekommen sind: so sey es uns vergönnt, nach Maſsgabe desselben eine vollständige Darstellung des französischen Systems über die Verfertigung der Steuerrollen zu geben. Eine solche Darstellung scheint diese Sammlung von Gesetzen, Instructionen und Circularen um so mehr zu verdienen, da sie nicht bloſse Projecte über das groſse Thema der Gleichheit der Abgaben enthält, sondern wirklich angewandte und zum Theil ausgeführte Verordnungen der Regierung eines groſsen Reichs, welches bey allem Wechsel der revolutionären Meinungen doch immer dem Grundsatze treu blieb: *daſs die Abgaben auf alle Bürger des Staates gleichmäſsig vertheilt werden sollten.*

In Deutschland, wo jetzt mehrere Regierungen beschäftigt sind, das gröſste und schwerste Problem in der Staatshaushaltung zu lösen, und Aufnahmen für die Grundsteuern zu machen, wird eine Darstellung der Grundsätze, nach welchen man hiebey in Frankreich verfährt, vielleicht um so lieber gelesen. Der Drang der Geschäfte erlaubt oft dem Staatsmanne nicht, sich durch eine so groſse Sammlung von Verordnungen, die nur chronologisch auf einander folgen, durchzustudiren, und sich so einen klaren Blick über das Ganze zu verschaffen. Referent muſste diese Sammlung seiner Dienstverhältnisse wegen wiederholt durchsehen und zum Theil durchstudiren; es würde ihm sehr angenehm seyn, wenn die Übersicht, welche er hier davon giebt, denen Staatsmännern nützlich wäre, welchen das wichtige Geschäft der Verbesserung der Kataster zunächst anvertraut ist. Vorzüglich wünschte er den Beyfall des Geh. Raths von *Schenk* in München, des Präsidenten von *Hompesch*, und des Geh. Raths von *Jacobi* in Düsseldorf, und der Herren Kammerräthe *Hazfeld* und *Schweloh* in Fulda zu gewinnen.

Als man in Deutschland vor 20 bis 30 Jahren die Staatswissenschaft mit Eifer und Glück zu betreiben anfing, da suchten mehrere Regierungen die Steuerrollen zu verbessern, und die Lage ihrer Länder genau kennen zu lernen. Die Vermessungen, welche sie damals zu mancherley Zwecken in ihren Ländern anstellen lieſsen, hatten nur wenig Erfolg; zum Theil, weil sie ohne Zusammenhang waren, auch wenig Nutzen für den Staat. Es scheint, daſs die Wissenschaft erst eine gewisse Höhe erreicht haben muſste, ehe man so groſse Unternehmungen ausführen konnte, zu deren Gelingen es nöthig ist, daſs nicht gemeine mathematische und staatswirthschaftliche Kenntnisse sich gegenseitig die Hand bieten. Die älteren Vermessungen hatten *alle* nur wenig Erfolg, und waren lange nicht in dem Grade brauchbar für den Staat, in dem sie ihm Kosten verursachten. Jedes neue Bedürfniſs in der Haushaltung des Staats erforderte fast immer wieder eine neue Aufnahme. Die Militär-Karte konnte der Wasserbaumeister nicht gebrauchen; die Karte von diesem war fürs Wegamt unnütz, und die Karte des Wegamts fürs Bergamt unbrauchbar. — So soll Preuſsen seit dem J. 1764 in Schlesien aufnehmen lassen, ohne noch eine genaue und für alle Zweige der Verwaltung brauchbare Karte zu haben. Auch weiſs Referent, daſs verschiedene Theile der Grafschaft *Mark* sechsmal vermessen sind, und nichts desto weniger müſsen sie es zum siebenten Mal werden, wenn man eine genaue und durchaus brauchbare Karte davon haben wollte. — Hieran ist freylich zum Theil die Ökonomie Schuld, aber auch zum Theil Mangel an Kenntniſs des Vermessungsgeschäfts im Groſsen. Die Minister und die Referendäre können vortreffliche Staatsmänner seyn, und genau den Plan und die Grundsätze angeben, welche sie bey ihren Steuerrollen wollen befolgt wissen; allein sie kennen nicht den wissenschaftlichen Theil des Geschäfts, und sie müſsen den Plan und die Anordnung des Details der Aufnahme Anderen überlassen. — Die Landmesser, denen man gewöhnlich Plan und Ausführung zugleich überläſst, kennen nur die gemeinen Instrumente, mit denen man zwar ein einzelnes Gut, höchstens eine kleine Commüne, aber nicht ein ganzes Land aufnehmen kann. Fragt man einen Ingenieur-Officier, so kennt dieser nur eine militärische Aufnahme, den Schrittzähler, den Taschencompaſs, die Dioptern, und weiſs *à coup d'oeil* täglich eine Viertelquadratmeile aufs Papier zu bringen. Wird

ein Professor der Mathematik zu Rathe gezogen, so ist dieser vielleicht ein guter Theoretiker, hat aber, seit er an Universitäten angestellt ist, keinen Messtisch weiter gesehen, und kann, wie die böse Welt von *Kästner* sagte, keinen Winkel bis auf eine Viertel-Minute genau nehmen. Nicht alle Professoren sind praktische Geometer, wie *Tobias Meyer*. Wer kannte vor Hn. v. *Zach* in Deutschland gute Instrumente, zur Länderaufnahme tauglich? und war die oldenburger Regierung nicht die einzige, welche mit einem Kostenaufwande von 42000 Thlr. eine vortreffliche Aufnahme ihres Landes machen liess, welche der verstorbene *Wessel* anfing, und der jetzige Kammerrath *Menz* nach 17 Jahren endigte?

Die Aufnahme für die Kataster ist unstreitig unter den verschiedenen Messungen, die in einem Lande können gemacht werden, die gröfste, schwierigste und kostbarste. Jedes Haus, jeder Garten, jeder Bauerhof, jedes Feld, jede Wiese, ja der Wald muss einzeln vermessen, und in die Karte gebracht werden. Man kann immer rechnen, dass jede Quadratmeile für die Kataster 2000 Thlr. aufzunehmen kostet. Ist indess diese Aufnahme einmal geschehen, und ist sie zweckmässig geordnet: so hört auch alles das zwecklose Hin und Hermessen, welches in jedem Lande die Landmesser Jahr aus Jahr ein beschäftigt, mit einem Mal auf, und auf der Plankammer des Landes kann jede Frage jeglicher Behörde und jedes Grundeigenthümers, die sich auf Flächenraum bezieht, ihre vollständige Beantwortung finden. In einem Staate, welcher etwas wohlhabend ist, wird, in einer gewissen Reihe von Jahren, das Land durch die Grundbesitzer einmal vermessen, sey es, dass Güterkauf oder Gütertheilung oder Streitigkeiten oder dergleichen die Veranlassung hiezu sind. Wenn man die Anzahl der Landmesser in einem Lande weiss, und bemerkt, dass jeder, um leben zu können, jährlich ein wenigstens seine zweytausend Morgen messen muss: so kann man leicht die Reihe von Jahren überschlagen, in denen dieses stehende Corps das Land vermisst. — Wären nun alle diese Vermessungen in demselben Massstabe und in derselben Genauigkeit, so erhielt die Regierung eine nur wenig lückenhafte Landesvermessung ohne grosse Kosten. Läst die Regierung das Grundeigenthum jedes Gutsbesitzers nach einem bestimmten Massstabe vermessen, und giebt ihm den Plan von seinem Gute, indess sie eine Copie für ihre Bemühung behält: so haben beide, der Grundeigenthümer und die Regierung, gleichen Vortheil. Jener erhält einen Plan von seinem Gute, der genauer ist und zugleich wohlfeiler, als wenn er ihn durch die Landmesser nach der gewöhnlichen Methode aufnehmen läst; und die Regierung bekömmt dafür, dass sie die Sorge und die Leitung der Vermessung übernimmt, eine vollständige Flurkarte. So leicht könnten sich oft die Menschen über etwas vereinigen, was im Grunde genommen beide Theile wünschen, und es fehlt, wie Goethe in Meisters Lehrjahren sagt, gewöhnlich nur an Jemand, der sie auf eine gute Weise dahin bringt, dass sie dasjenige thun, was nicht allein beiden nützlich ist, sondern was auch beide gern thun möchten.

Hat die Regierung nun die allgemeine Flur-Karte des Landes, und ist diese in einem guten Massstabe entworfen (etwa 1600 Fuss auf dem Felde zu 1 Fuss auf dem Papier); hat sie Vorschriften gegeben, wie die Landmesser die Berge, Bäche, Waldungen, Felder, Wege und Sümpfe zeichnen sollen, und ist die richtige Lage der Hauptpunkte jedes Blatts der Flur-Karte durch ein genaues Dreyecknetz bestimmt, welches sie vorher über das Land zieht: so lässt sie aus der Flur-Karte ihre Kammer-Karte in einem zehnmal kleineren Massstab zusammenziehen, und darin alles Detail ausdrücken, das die Flur-Karte enthält, ausgenommen die kleine Ackervertheilung. Sie erhält nun eine Kammer-Karte auf ihre Plan-Kammer, welche ein treues und sehr vollendetes Bild vom ganzen Lande ist, und die alle Fragen der Statistiker, der Weginspectoren, der Wasserbaumeister, der Bergleute und des Militärs auf der Stelle beantwortet. Es geht keine Zeit mit Verordnungen und eingeholten Berichten hin; über jeden Plan, der der Regierung vorgelegt wird, kann gleich entschieden werden, und in Einem Morgen können so viel Geschäfte abgemacht werden, als sonst in einigen Wochen, wenn man genöthiget ist, die Data zu seinen Anträgen erst mühsam im Lande zu sammeln. Ein solches Zeichnen der Kammer-Karte kostet der Regierung nur sehr wenig; die Quadratmeile kommt, sehr sauber gezeichnet, etwa auf 100 Thlr. zu stehen. — Aus dieser Kammer-Karte wird nun wieder in einem zehnmal kleineren Massstabe die allgemeine Landes-Karte zusammengezogen, welche, durch den Stich vervielfältigt, ein Gegenstand des Buchhandels wird, und den Bürgern des Staates eine genaue Kenntniss ihres Landes verschafft. Läst nachher die Regierung ein jedes Amt seine Flur-Karte und seine Kammer-Karte auf ihrer Plan-Kammer copiren, und nebst dem Theil des Erd- und Erbebuchs, der zum Amte gehört, bey der Registratur des Amtes niederlegen: so erleichtert dieses dem Beamten viele seiner administrativen Geschäfte, besonders in Kriegszeiten bey der Einquartierung und dem Cantoniren der Truppen. Dieses Copiren der Flur- und Kammer-Karte nebst dem Erd- und Erbebuch, macht für ein Amt von gewöhnlicher Grösse (2 Quadrat-Meilen) nur eine Ausgabe von etwa 500 Thlr., und hat zugleich den Vortheil für die Regierung, dass, wenn einmal die Plan-Kammer in Rauch aufginge, die Vermessung nicht verloren wäre. Sie liess dann alle Planschränke der Ämter wieder zusammen kommen, und aufs neue copiren.

So gross aber auch die Vortheile einer Aufnahme für die Kataster sind, so kommt doch selten eine zu Stande, weil ausser den schon angegebenen Schwierigkeiten gewöhnlich noch Vorurtheile stärker und wichtiger entgegenwirken. Der Adel sieht in der Regel ungern eine Landes-Vermessung, in der seine Güter mit einbegriffen sind; und selbst der Landmann glaubt oft, dass die Regierung eine solche Vermessung nur in der Absicht unternehmen könne, um ihm höhere

Steuern aufzulegen. Wir werden nachher sehen, welche Vorurtheile auch in Frankreich die Regierung noch von dieser Seite zu bekämpfen hatte.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wird die Übersicht der grosen Katastral-Vermessung in Frankreich kürzer und leichter seyn können. Rec. wird, der leichteren Übersicht wegen, zuerst eine kurze Geschichte des französischen Steuerwesens nach den Daten geben, welche der Staatsrath *Regnault de St. Jean d'Angly* in seiner Rede anführt, die er im J. 1805 bey der Übergabe des Budgel für die Finanzen im gesetzgebenden Corps hielt. Dann folgt das System, nach welchem alle Commünen in ganz Frankreich vermessen werden (*l'arpentage*), und zuletzt das System, wonach die Verschiedenheit der Bodengüte und der Cultur bey dem Steueranschlage bestimmt wird (*l'expertise*).

Unter den ersten Königen der letzten Dynastie war Frankreich in Provinzen getheilt, die unabhängige Staaten bildeten. Jede Provinz fühlte die Nothwendigkeit eines Katasters. Dauphiné hatte eins unter den alten Dauphins. Im J. 1359 befahl *Carl V* die Umarbeitung desselben. Hoch *Guyenne* und *Condomois* hatten Kataster, wovon das erste 1604 und das andere 1668 umgearbeitet wurden. Im J. 1491 befahl *Carl IX* dass im ganzen Königreiche neue Kataster sollten gemacht werden. Dieser Befehl wurde nur in Languedoc ausgeführt. Der grose *Colbert* befahl 1679 die Verfertigung eines allgemeinen Reglements für die Grundsteuer, und trug dieses dem Intendanten von Languedoc, Hn. *d'Aguesseau* auf. Durch den Tod *Colberts*, welcher vier Jahre nachher erfolgte, wurde dieses Project wieder aufgegeben. *Chamillart*, einer seiner Nachfolger, nahm es wieder auf; aber bey den unglücklichen Zufällen, welche die letzten Regierungsjahre von *Ludwig XIV* begleiteten, gab man es zum zweytenmal auf. Mehrere andere Finanzminister beschäftigten sich noch nachher damit, und Hr. *Laverdy* befahl 1763 die Verfertigung eines allgemeinen Katasters von allen liegenden Gründen, selbst von denen der Krone, der Prinzen, der Adelichen und der Geistlichkeit. Dieser Plan durchkreuzte zu viele Interessen; er musste wieder in Stocken gerathen. Unterdess wurde die Nothwendigkeit eines Katasters so sehr gefühlt, dass jede Provinz das ihrige unternahm, sobald sie nur konnte. — Kaum war im J. 1791 die allgemeine Grundsteuer decretirt, so erhob sich ein fast eben so allgemeines Geschrey gegen die Vertheilung. Die Nationalversammlung befahl, um diese Klage zu stillen, die Verfertigung eines allgemeinen Katasters; aber die Unruhen der Revolution erlaubten nicht, sich damit zu beschäftigen. Eine grose Menge von Bitten und Projecten wurde den folgenden Versammlungen überreicht. Die General-Conseils der Departements, die sich in den J. 7, 8, 9 und 10 versammelten, beklagten sich über die Vertheilung der Steuer, und beynah alle wollten die Verfertigung neuer Kataster. Gegen das Ende des Jahrs 10 versammelte der damalige erste Consul eine Special-Commission für die Vertheilung der Grundsteuer. Diese erkannte, dass die Verfertigung eines allgemeinen Katasters das einzige Mittel wäre, den Klagen über die ungleiche Vertheilung der Grundsteuer abzuhelfen. Aber die lange Zeit und die Kosten, welche dieses erfoderte, schreckten ab, und man begnügte sich, eine kleine Anzahl von Gemeinen auf verschiedenen Puncten von ganz Frankreich zu messen, und hiernach die verschiedenen Departements anzuschlagen. Am Ende des Jahrs 11 war diese Vermessung noch wenig fortgerückt, und man versprach sich wenig Nutzen von ihr, als ein anderes Arreté des Gouvernements die allgemeine Vermessung anordnete, doch ohne die erste Arbeit zu unterbrechen. — Man wollte anfangs nur 1800 Commünen in ganz Frankreich messen. Diese wurden in jedem Departement durchs Loos gezogen. Fand sich, dass diese zu hoch angeschlagen waren, so wurde das ganze Departement in demselben Verhältniss heruntergesetzt. Waren sie zu niedrig angeschlagen, so kamen sie und das ganze Departement in diesem Verhältniss herauf. Das Loosen gieng sehr unvollkommen her, und man wählte nachher die meisten Commünen so aus, dass in jedes Arrondissement wenigstens eine fiel. Nach dieser wurde nun auch der Antheil des Arrondissements in der Grundsteuer bestimmt. Kam die Commüne herunter, so kam das Arrondissement in dem Departementalanschlage auch herunter, das Gegentheil fand Statt, wenn die Commüne herauf kam. Man sieht, dass hiebey die einzelnen Commünen immer noch gegen einander zu hoch oder zu niedrig stehen konnten, weil hiebey nur die Departements und Arrondissements regulirt wurden. Traf durch Zufall das Loos eine Commüne, die zu niedrig war, so kam sie und das ganze Arrondissement herauf, auch wenn das Arrondissement schon zu hoch angeschlagen war. So unvollkommen dieses Reguliren der Kataster war: so war man doch im Staatsrath lange zweifelhaft, ob man das Unternehmen einer Katastral-Vermessung für ganz Frankreich wagen dürfe. Man machte aufmerksam auf die Länge der Arbeit, auf die Gröse der Ausgabe, und selbst auf die Ungewissheit des Resultats. Endlich entschied *Bonaparte* für eine solche allgemeine Vermessung. Sein Wunsch, die Grundlasten endlich auf einen besseren Fuss zu gründen, — so dann das Gefühl, dass der Bodenreichthum die unveränderliche Grundlage der Gröse und der Stärke von Frankreich sey, vielleicht auch die Schwierigkeit eines so grosen Unternehmens, welches vor ihm kein Einziger hatte ausführen können, und das bis jetzt noch keine einzige der civilisirtesten Nationen gewagt hat zu unternehmen, — scheinen ihn hiebey am meisten geleitet zu haben.

Was nun die Anstalten betrifft, welche die Regierung zur Lösung des grosen Problems, gerechte Kataster zu erhalten, getroffen hat: so sind diese nicht allein wichtig für den Staatsmann, sondern selbst für den, der das Leben der Menschen und ihr Treiben mit einem philosophischen Auge betrachtet. Merkwürdig bleiben ihm immer die Menschen, welche die Kraft hatten, Pläne zu entwerfen, die das Wohl der Gesellschaft auf Jahrhunderte umfassen, welche ihren Namen nicht an ein vergängliches Daseyn knüpfen,

ſondern ihn in Thaten auf die Nachwelt bringen, welche die Enkel noch dankbar und ſegnend verehren. — Auf gerechten Steuerkataſtern beruht ein groſser Theil der Stärke der Regierung und der Wohlhabenheit der Bürger. Nur die gerechte und gleichförmige Vertheilung der Steuern auf alle Bürger der Geſellſchaft macht die Beſteuerten geneigt, die aufgelegten Abgaben willig zu entrichten. Eine ſehr ungleich vertheilte Steuer iſt immer ungleich ſchwieriger in der Einnahme, als eine andere, die um ein Drittel höher iſt, aber gleichförmig vertheilt. Nicht das Mehr des Geldausgebens macht ſie drückend, ſondern das Gefühl, daſs einem Unrecht geſchieht gegen den begünſtigten Nachbar. Schon der groſse Franklin bemerkte: „daſs uns der Luxus ſtärker beſteuere, als der Staat, und wer jene Steuern entrichten könne, würde auch die an den Staat abführen können." Der Staat, der ſeine Steuern auf alle Glieder am gleichförmigſten vertheilt, iſt übrigens der mächtigſte. Nicht allein, daſs mehrere an den Steuern bezahlen, macht dieſe ergiebiger, ſondern dieſe bezahlen ſie auch lieber, weil ſich keiner gegen die anderen zurückgeſetzt oder gedrückt fühlt. Daher wächſt die Macht eines Staats nach einem *ſteigenden* Verhältniſs, in dem er ſeine Abgaben auf alle Glieder der Geſellſchaft gleichförmig vertheilt; und dieſes kann nur durch genaue und wohlberechnete Steuerkataſter geſchehen. — Die Steuer auf die liegenden Gründe iſt die älteſte, und in vielen Staaten, die in ihrer Verfaſſung nicht mit dem Zeitalter fortſchritten, die einzige. Damals, als das Vermögen der Staatsbürger bloſs in der Cultur des Bodens beſtand, konnte auch nur dieſer beſteuert werden. — Als ſpäter Fabriken, Manufacturen und Handlung entſtand, da entſtand mit ihnen ein neuer Reichthum, der ſchwieriger zu beſteuern war, als die Cultur des Bodens, und zugleich ſchwankender im Beſitz. Die Grundſteuer bleibt daher immer der Hauptpfeiler der öffentlichen Abgaben, theils weil ſie die älteſte iſt, und folglich die Bürger ſchon mehr daran gewöhnt ſind, theils weil ſie genauer zu vertheilen iſt, und ſie zugleich dem Staate ein ſichereres Unterpfand bleibt, als der leicht veränderliche Reichthum der fahrenden Habe.

In Frankreich geſchieht die Meſſung der Commünen (*l'arpentage*) durchaus gleichförmig nach dem Maſsſtabe von 1 zu 5000, wo nämlich 5000 Meter auf dem Felde 1 Meter auf dem Papier machen. Nach dieſem Maſsſtabe wird die groſse Flur-Karte von Frankreich, wenn alle Blätter an einander gelegt werden, ungefähr eine Viertelſtunde lang und eine Viertelſtunde hoch. Um dieſe Blätter gehörig zu orientiren, und jedem ſeine wahre Stelle anzuweiſen, hat man dabey das groſse Triangelnetz von *Caſſini* zum Grunde gelegt, und über die neuen Departements ſind neue Cellen von Dreyecken gezogen. Die beiden Grundlinien, an die ſich alle Meſſungen anlehnen, ſind der Mittagskreis und der Breitenkreis der pariſer Sternwarte. Durch dieſe Kreuzlinien iſt ganz Frankreich in vier Regionen getheilt: 1) Nordoſt, 2) Südoſt, 3) Südweſt, 4) Nordweſt.

Region von Nordweſt	von Paris	Region von Nordoſt
Breitenkreis		um Paris
Region von Südweſt	Mittagskreis	Region von Südoſt

In Entfernungen von 200,000 Meter ſind Parallellinien durch ganz Frankreich mit dem Mittagskreis gezogen. In Entfernungen von 100,000 Meter ſind Parallellinien mit dem Breitenkreis gezogen, ſo daſs ganz Frankreich mit einem Netz von länglichen Vierecken überzogen iſt, in denen eine Seite 200,000 Meter, und die andere 100,000 Meter beträgt. Dieſes iſt die Eintheilung der erſten Ordnung. Um dieſe Vierecke deſto leichter von einander zu unterſcheiden, hat jedes eine eigene Nummer und einen eigenen Buchſtaben, und trägt noch auſserdem den Namen des Hauptorts, der in ihm liegt. Bey den Eintheilungen der zweyten Ordnung hat man die Vierecke der erſten der Länge nach in fünf Theile getheilt, und der Höhe nach in viere. Man erhielt ſie durch 20 Vierecke, wovon jedes 40,000 Meter, (ohngefähr 5 Meilen) lang und 25000 Meter hoch war. Dieſe Eintheilung wählte man, damit ſich die Seiten der Vierecke des zweyten Ranges zu einander verhielten wie 8 zu 5, weil bey den Caſſiniſchen Karten daſſelbe Verhältniſs Statt findet. Dieſe Vierecke des zweyten Rangs heiſsen Blätter (*feuilles*), und bilden am Ende der Arbeit die groſse Karte von Frankreich in einem Maſsſtabe von 1 zu 50,000. Sie ſollen die ſo lange berühmte Caſſiniſche Karte erſetzen, und mit der alten Eintheilung von Frankreich in Vergeſſenheit bringen. Die Caſſiniſche Karte hat bekanntlich einen noch kleineren Maſsſtab: nämlich 86,400 auf dem Feld giebt 1 auf dem Papier, oder 100 Toiſen machen 1 Linie auf dem Papier.

Die Blätter der zweyten Ordnung werden wieder in 100 Vierecke getheilt, welche dann endlich die Eintheilung der dritten Ordnung ſind, die die groſse Flur-Karte von Frankreich ausmachen. Durch dieſes Maſsſyſtem entſtehen alſo drey verſchiedene Karten von Frankreich. 1) Die General-Karte des Reichs, wovon jedes Blatt 25 d. Meilen Länge und 12½ d. Meilen Breite faſst. 2) Die Provincial-Karten, von denen jedes Blatt 5 Meilen Länge und 3⅛ Meile Breite hat, und im Maſsſtabe von 50,000 zu 1 iſt; und endlich 3) die Flur-Karten der Commünen, von deren jedes Blatt ½ Meile in die Länge und ⅟₁₂ Meile in die Breite einfaſst, im Maſsſtabe von 5000 zu 1. Die erſte giebt die allgemeine Überſicht über das Reich, die zweyte giebt die über die Departements, und die dritte über die Commünen. In dieſem genau in einander greifenden Kartenſyſteme finden alſo alle Zweige der Verwaltung Antwort auf jede ihrer Fragen, — ſie mögen das ganze Reich, oder ein Departement, oder ein Arrondiſſement, oder nur eine einzelne Commüne betreffen.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 JANUAR, 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

PARIS, in der k. k. Druckerey, und b. Rondonneau: *Collection des lois, arretés, instructions, circulaires et décisions, rélatifs à l'erpentage et a l'expertise des communes etc.*

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Flur-Karten werden von den Feldmessern auf folgende Weise aufgenommen. In jedem Departement ist ein Geometer en Chef, mit dem der Präfect den Accord schliesst. Die Hektare wurde Anfangs mit 50 Centimen bezahlt, späterhin wurde mehr bewilligt. Der Geometer en Chef des Roerdepartements bekommt, wenn Ref. nicht irrt, 75 Cent. (also 15 Stüber Rheinisch) für 10,000 Quadratmeter, (oder 5 Gr. für 96,000 Quadr. Fuss.) Der Geometer en Chef schliesst mit seinen Geometern des zweyten Rangs über die einzelnen Communen besondere Accorde. Für die Richtigkeit ihrer Arbeit muss er einstehen. Nach einer Berechnung des Ministers muss jeder Geometer täglich für 12 Livres (also 20 bis 24 Hektare) messen können, wovon er etwas mehr als die Hälfte bekommt, und das Übrige der Geometer en Chef. In jeder Commüne wird eine Standlinie von ungefähr 2000 Meter mit der Kette gemessen, und über ihre Endpunkte im Beyseyn des Maire ein *procès verbal* aufgesetzt. Von dieser Standlinie werden die Hauptpuncte der Commüne durch Dreyecke bestimmt. Die Winkel werden mit dem Graphometer gemessen, einem Instrument, das wie ein Astrolabium gebaut ist. Die beste Sorte kostet 400 Fr. Sie hat ein Fernrohr, 10 Zoll Durchmesser, und der Vernier theilt bis auf 1 Minute; die geringere Sorte kostet 70 Fr. Sie hat nur Dioptern, 8 Zoll Durchmesser, und der Vernier theilt bis auf 4 Minuten. *Le Noir, Lereboorgh,* und noch sechs andere Künstler verfertigen sie. Die Aufnahme des Details geschieht mit dem Messtische (der mit dem Fuss 57 Fr. kostet), durch Schneiden mit dem Diopterlinial, (à 40 Fr., mit einem Fernrohr 72), und der Boussolle von 5 Zoll, (à 50 Fr., mit einem Fernrohr 75). Ferner gebraucht noch der Feldmesser einen Reductionszirkel mit einem beweglichen Mittelpuncte (zu 36 Fr.), eine Wasserwage mit einer Luftblase (zu 12 Fr.), einen Rapporteur von 5 Zoll, der in halbe Grade getheilt ist, (à 5 Fr. von Horn, 12 Fr. von Messing), einen Decameter, der in halbe Meter getheilt ist, (mit 10 Pikets 15 Fr.); ferner zwey Magnetnadeln von 6 und 3 Zoll, (kosten 12 Fr.); zwey verjüngte Massstäbe in Kupfer (zu 15 Fr.), einen von 1 zu 5000, den anderen von 1 zu 2500, und ein Winkelkreuz, welches 90 und 45 Grad giebt. Die Genauigkeit dieser Instrumente ist so festgesetzt, dass die Längenmasse bis auf $\frac{1}{1000}$ des Ganzen richtig seyn müssen, und die Winkelinstrumente müssen die Winkel bis auf 1 oder 2 Minuten genau angeben. Leisten sie dieses nicht, so kann der Geometer sie zurückschicken. Der Finanzminister lässt die Instrumente in Paris machen, und liefert sie an die Obergeometer, denen der Betrag von ihrer nächsten Bezahlung abgezogen wird.

Nachdem vorher durch den Maire der Commüne, mit Zuziehung der Anschiessenden, die Grenzen der Commüne bestimmt sind, geht der Landmesser hin, und misst die Commüne aus, nach der verschiedenen Natur des Bodens, (*d'après la nature du terrain*). Er misst nicht jedes einzelne Feld und jede einzelne Wiese, sondern alles das zusammen, was einerley Boden und einerley Cultur hat, und hiernach macht er auch die Grenzbezeichnungen auf seiner Karte. In seinem Register heisst es nun nicht: das Gut A hat so viel Land, das Gut B so viel; sondern: in der Commüne N in der Section a sind so viel Hektaren an Gärten, so viel an Feldern u. s. w., in der Section b sind so viel an Feldern, so viel an Wald u. s. w. Jede Commüne hat nämlich noch 3 oder 4 Unterabtheilungen, welche Sectionen heissen. Jede der Umgrenzungen seines Plans ist nach der Cultur des Bodens Feld, Wiesen, Wald, — und jede hat eine eigene Nummer. In dieser können nun 20 verschiedene Propriétärs Felder liegen haben, ohne dass sie einzeln vermessen würden. Jede Nummer ist im Register nach ihrem Flächeninhalte angegeben, und dieses Register wird nebst einer Copie des Plans auf Ölpapier nach Paris geschickt. Hier kommt der Plan ins Zeichenbüreau, und wird zweymal copirt und mit Farben ausgezeichnet. Eine Copie bleibt zu Paris im Büreau des Finanzministers, die zweyte wird auf der Mairie niedergelegt. Der Obergeometer muss die Kosten der doppelten Zeichnung tragen, und man zieht ihm dafür in Paris 8 Centimen auf die Hektare ab. — Berge, Wege, Flüsse werden mit angegeben, und der Landmesser muss sie nicht allein zeichnen, sondern auch noch darauf schreiben, was es ist. Vermuthlich zeichneten viele so schlecht, dass man in Paris nicht erkennen konnte, was es seyn sollte. Von Paris erhält der Obergeometer die Entfernung des Hauptpuncts der Commüne vom pariser Mittags- und Breitenkreis. Von diesem Puncte sucht er den, welcher zunächst in einer runden Meteranzahl von Paris ent-

desto vollkommner wird die Abschätzung gehalten. Vorher aber wird zu den Pachtungen noch der Vortheil addirt, welcher dem Pächter billigerweise zukommt. Der Expert bestimmt ihn nach einigen Pachtungen, die ihm vorzüglich genau scheinen, und die er mit der Abschätzung des *produit net* vergleicht. Wenn z. B. 15 Hektaren, deren mittler reiner Ertrag 220 Fr. beträgt, für 200 Fr. verpachtet sind, so folgt hieraus, dass der Vortheil des Pächters 10 *Procent* ist. — Alle Notizen, die der Controlleur der Contributionen dem Abschätzer aus dem Büreau verschafft, wie z. B. Verkäufe, Theilbriefe, Überträge, Pachtungen u. s. w. muss dieser in ein Tableau bringen, welches er mit einschickt, damit man in Paris aus diesen Daten bestimmen könne, ob der Expert auch die Commüne zu niedrig angeschlagen habe, indem er zu viel für die Kosten der Cultur abzog, die, wegen ihrer schwankenden Bestimmung, leicht so können berechnet werden, dass sie $\frac{2}{3}$ des Ertrags übersteigen.

Bey der Verfertigung der Steuerrollen, muss nun noch der Controlleur darauf Rücksicht nehmen, dass neue Holzpflanzungen erst nach 30 Jahren in Anschlag kommen, Pflanzungen von Fruchtbäumen nach 20, ausgetrocknete Sümpfe erst nach 25, und urbar gemachte Haiden nach 10 Jahren. Bis dahin tragen sie nur ihren alten Anschlag, der, wenn er ein Minimum ist, 1 Decime auf die Hektare beträgt.

Die Abschätzung der Bodengüte ist unstreitig der schwierigste Theil bey der Verfertigung der Steuerrollen. Die Data, welche dabey gebraucht werden, sind alle schwankend, und keine haben die Genauigkeit und Sicherheit, welche die geometrische Aufnahme der Felder hat. Hiezu kommt noch, dass der Landmann, der Jahrelang den Ertrag von seinem Acker und von dem seines Nachbarn sah, sehr gut zu beurtheilen weiss, ob er zu hoch oder zu niedrig geschätzt ist. Das letztere wird er nie sagen, aber über ersteres klagt er, und dringt auf eine neue Abschätzung. Bey dem geometrischen Theile der Kataster finden diese Klagen nicht Statt, theils, weil man durch die verschiedenen Dreyecksysteme die Landmesser zwingt, genau zu messen, und theils, weil der Landmann, der nichts vom Feldmessen versteht, auch gar nicht beurtheilen kann, ob er und sein Nachbar gleich genau vermessen sind. Hiezu kommt noch, dass man sich bey der Abschätzung beynah ganz allein auf die Kenntnisse und Ehrlichkeit des Abschätzers einer jeden einzelnen Gemeine verlassen muss, weil man den *produit net* des Ganzen nicht so vorher kennt, wie beym Feldmessen den Flächeninhalt des Ganzen durch die Triangel. — Dieses sind indess Schwierigkeiten, die sich besiegen lassen, wenn man Steuer-Kataster machen will.

Ob man in Frankreich hiezu den besten Weg eingeschlagen habe? Diese Frage zu beantworten, erfodert eine solche Menge staatswirthschaftlicher und landwirthschaftlicher Kenntnisse, die sich Rec. nicht anmasen darf. — So viel aber ist auf jeden Fall sicher, dass, wenn in Frankreich dieses Geschäft auf diese Weise noch 8 Jahre lang fortgesetzt ist, dieses grosse Reich die besten Steuer-Kataster von ganz Europa haben wird. Völlig gleich wird auch dann die Grundsteuer noch nicht vertheilt seyn; aber die Fehler, die dann noch Statt finden, sind sicher dreymal kleiner, als sie es in irgend einem anderen Staate sind. Die Katastrirung von Frankreich ist unstreitig die wichtigste Begebenheit in der Geschichte der neuen Staatswirthschaft, und der Umstand, dass durch die Organisirung eines eigenen Büreaus für die Kataster, und mit einem Aufwande von 1 Procent auf die Grundsteuer, in einem Zeitraum von 10 Jahren es möglich wurde, in einem so grossen Reiche, eine ganze an einander hängende Flur-Karte, ein vollständiges Lagerbuch, und eine Steuerrolle, die die vollkommenste in Europa ist, — zu Stande zu bringen, dieses wird die Aufmerksamkeit der dirigirenden Minister aller civilisirten Völker auf sich ziehen.

Man hat übrigens bey der Vertheilung der Grundsteuer vier verschiedene Methoden, um die Äcker gegen einander abzuschätzen. Die *erste* ist, wo man alle liegende Gründe in Classen eintheilt, und dann von jeder Classe das Procent bestimmt, welches sie in der Grundsteuer tragen soll. Hiebey ist es schwierig, den gleichen Masstab für die erste Classe im ganzen Lande festzusetzen, da *Ein* Expert nicht das ganze Land schätzen kann. Bey der *zweyten* wird der Boden nach seinem Kaufpreise geschätzt, (bey dem es aber oft sehr schwer ist, den Marktpreis vom Affectionspreise zu unterscheiden). Bey der *dritten* nimmt man den Pacht als den reinen Ertrag an, und bestimmt, wie viel Procent vom Pacht an den Staat solle abgegeben werden. Bey der *vierten* wird, wie in Frankreich, der *produit net* dadurch bestimmt, dass man den Ertrag des Bodens ausmittelt, und die Kosten der Cultur davon abzieht. Es sey uns erlaubt, noch einige Bemerkungen über diese Art der Abschätzung zu machen. Auf den ersten Anblick glaubt man, dass es unmöglich sey, den reinen Ertrag auf diese Weise auszumitteln. Indess, da in Frankreich schon an 4000 Gemeinen gemessen und abgeschätzt sind, so lässt sich die Möglichkeit nicht mehr bezweifeln. (Rec. gesteht indess gerne, dass er die Möglichkeit kaum begreift, und er freut sich deswegen, nächstens eine vollständige Abschätzung einer Commüne mit allen Details aus dem Büreau der Kataster zu erhalten. Er wird bey der Anzeige des dritten Bandes der *Collection des Lois et arretés*, der jetzt erscheint, noch einmal hierauf zurückkommen.) Rec. kennt vortreffliche Ökonomen, welche ihn versicherten, dass sie, wenn sie auf ihr Gewissen gefragt würden, welches der *produit net* ihrer verschiedenen Äcker sey, darauf nicht antworten könnten. Bey der Bestimmung des reinen Ertrags kommen so viele kleine Einnahmen und Ausgaben in Betracht, die unmöglich jemand übersehen kann. Und berechnet man jeden Theil der Kosten der Cultur einzeln, so kommt am Ende eine Summe heraus, die grösser ist, als der Ertrag. Aber gerade, weil der Landmann alles an sich selber hat, und manche Arbeit *nicht* rechnet, so bekommt er einen Überschuss. Rec. kennt vortreffliches Flachsland, im Roerdepartement, von dem ihm die Besitzer versicherten, dass wenn sie alle Kosten des Jätens, Deichens, Brechens und Schwingens rechneten, ihnen der Flachs höher käme, als nach dem Marktpreis (In diesem Fall wäre also das *produit net* kleiner als *Null*): weil sie aber alles an sich selber hätten, und mit ihren eigenen Leuten thäten, so rechneten sie das nicht so genau. Es ist ein bekanntes Sprüchwort: dass der nur vom Pfluge leben kann, der ihn selber mit anfasst; und die Ökonomen, die alles zu Heller und Pfennig anschreiben, reichen am Ende gewöhnlich nicht aus. Wenn man daher auch annimmt, dass der Abschätzer ehrlich ist, so muss er doch schon alles zu geringe anschlagen. Dieses würde nun zwar nichts thun, weil, wenn in ganz Frankreich *alle* Commünen um eine *constante* Grösse zu geringe angeschlagen würden, dadurch das Kataster nicht unrichtig würde. Weil aber der Staat erklärt hat, dass er 20 *Procent* von der Grundsteuer will, so kommt diese um die constante Grösse z. B. um $\frac{1}{4}$ zu niedrig. — In dem Falle, dass der Expert bestochen ist, kann er die Commüne zu niedrig taxiren, ohne dass es ihm jemand leicht nachweisen kann. Er braucht bey den Kosten der Cultur nur alle Kleinigkeiten anzuführen, und diese ein wenig zu hoch, und die Summe wird vielleicht um das Doppelte zu gross. Bekanntlich sind alle specificirten Rechnungen die theuersten, und die Regierungen werden mit keinen so sehr übersetzt, als mit denen, wo alle Kleinigkeiten zu Heller und zu Pfennig angegeben sind. Wegen dieser Unsicherheit in der *expertise*, werden sich wahrscheinlich die Experten mehr nach den Pachtpreisen in ihren Angaben richten, als nach der wirklichen Abschätzung. Sie sehen vermuthlich die Abschätzung als ein blosses Tableau an, welches ihnen über den *produit net* der verschiedenen Felder, Wiesen, Gärten, Waldungen eine leichte Übersicht bey der Katastrirung gewährt. Wollte man bey der Untersuchung der Frage: Wie genau ist die Expertise? die Grundsätze anwenden, welche man bey physischen Versuchen gebraucht, um die Frage zu beantworten: Wie genau ist das erhaltene Resultat, und wie weit *kann* es von der Wahrheit abweichen: so lässt sich vielleicht aus dem Gesetze: *dass sich die Genauigkeit umgekehrt verhält, wie der Quotient, wenn man die Fehlergrenze mit der Anzahl der Beobachtungen dividirt* — beweisen, dass wenn bey der Expertise der Expert den *produit net* zu 8 angiebt, er eben so gut 4 oder 12 seyn kann.

In diesen Bänden befinden sich übrigens noch ausser 4 Kupfern, welche ein kleines und grosses Dreyecknetz, eine Flur-Karte und ein Graphometer darstellen, viele Modelle und Registerbogen über *Arpentage* und *Expertise in blanco*. Die Correspondenz des Ministers mit den Präfecten über die Kataster, und ein sehr vollständiges Sachregister machen den Schluss.

e * e * e.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 JANUAR, 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Unger: *Rom*, eine Elegie von *August Wilhelm Schlegel*. 1805. 19 S. 4. (8 gr.)

Diese im elegischen Sylbenmasse geschriebene Betrachtung des verfallenen Roms hat durch alterthümlichen Ernst, der vom Gewesenen kaum einige Blicke auf das Verwesende zu senken würdiget, und durch Strenge des Kunstfleisses, verdiente Aufmerksamkeit erregt. Von den Schönheiten der Poesie, im Einzelnen wie in der Anordnung, zu urtheilen, und von des angemessenen Ausdrucks Reichthum und Kraft und Festlichkeit, bleibe diessmal einem eigentlichen Dichter überlassen; uns sey, da die Bemühungen des Vfs in dem Fortgange unserer metrischen Ausbildung eine bedeutende Stelle einnehmen, über seinen Versbau ein freyes Wort zu reden vergönnt.

Versarten der Alten, vorzüglich Hexameter, versuchten bey uns schon im 16 Jahrhundert *Conrad Gessner* und *Fischart*; jener nach lateinischer Sylbenmessung, dieser mit Reimen und ohne Beobachtung einiger Quantität. Nach *Alsted* (vergl. die *Liter. Br.* I, 18) wiederholte den Versuch *Clajus* in seiner *Grammatica Germanicae Linguae* (8. Aufl. 1651), wo er Beybehaltung des Reims, und eine nach griechischen und lateinischen Regeln gemodelte Zeitmessung vorschlug. Denen, die uns noch neulich Hexameter, wie in *Luthers* Bibel:

> Dāss Īsāk schērztē mīt seinēm Weibe Rebecka

anempfehlen (s. *Voss. Zeitmess.* S. 15.), dürften diese nicht misfallen:

> Ein Vōgel hōch schwēbēt, dēr nicht als andere lebet,
> Nach kein Thier strēbēt, sich in āllēn Winden erheben

Eben so fremdartig schreitet mit ihren Positionslängen die sapphische Strophe:

> Lobē mit Cȳmbēln, dēr ob allen Himmeln
> Dich mit Heil zīērēt, benedeyt; regieret,
> Noch gesund sparet, widēr Angst bewahret,
> Lobe den Herren.

Nur beschöniget wird der Zwang, wo die griechische Verlängung auf Sylben fällt, die ohne sie lang sind oder seyn können; z. B. in diesem Distichon:

> Gott sey mein Beystānd, barmherziger ewiger Heiland,
> Denn ich bin dein Knecht. Mache mich, Herre, gerecht.

Eine dem deutschen Sprachgenius so unnatürliche Neuerung belustigte vielleicht einige Büchergelehrte, und verschwand.

Gemässer den einheimischen Regeln der Sylbenzeit gaben *Omeis* und *Heräus* für Hexameter und Pentameter gereimte daktylische Verse, die so einherhüpfen:

> Mächtigster Herrscher der Welt, vom Himmel die Fürsten zu richten,
> Einig erwehleter Fürst, unüberwindlichster Held:
> Gönne der eifrigen Pflicht diess nimmer gesehene Dichten
> Von nicht gesehenem Ruhm, welchen dein Adler erhält.

Aber bey allen einzelnen Versuchen, kam die Kunst, alte Versarten nachzubilden, doch nie in allgemeine Aufnahme; und als *Opitz* aus *Sidney's Arcadia* die Verse übersetzte, welche gegen den Geist der englischen Sprache meist antike Sylbenmasse enthalten, gab er, ungeachtet der Auffoderung, auch diese in den damals gewöhnlichen Alexandrinern. (*Arcadia* der *Gräfin Pembroke* teutsch gegeben durch *Valentinum Theocritum*; die Reyme aber übersetzt von *Martin Opitz*. 4te Edit. Frankf. a. M. 1643).

Seltsam, dass der erste, der die Weichlichkeit der unvermischten Daktyle, ja selbst den Reim tadelte, *Johann Christoph Gottsched* war. In seiner kritischen Dichtkunst (3. Aufl. 1742. S. 311) ermahnt er, den leidigen Reim, der uns in den bisherigen Versarten genug zu schaffen gemacht habe, herzhaft zu verlassen, und den Hexameter durch Abwechselung der Daktyle mit männlichen Spondeen zu einem „recht majestätischen Sylbenmasse“ zu erheben. Zur Probe giebt er 15 meist richtige, ja schöne Hexameter, wie:

> Rom und Athen war einst ganz reich an Meistern und Künsten;
> Doch was half sie die Zahl philosophischer Lehrer und Schüler —
> Prüfet euch selbst, forscht Sitten und Herz, ja Sinn und Gedanken.

Er hält es für Schande, den majestätischen Wohlklang, den man in *Virgils* oder *Horazens* reimlosen Versen bewundere, im Deutschen zu verkennen. Wie Milton mit dem Beyfall seiner Nation ein Heldengedicht ohne Reime geschrieben habe: so meint er, könne einmal auch bey uns ein grosser Geist etwas Neues in Schwang bringen, wenn er, reich an Gelehrsamkeit, Witz und starker Sprache, sein Gedicht mit poetischen Schönheiten ausschmücke. Auf solchem Wege weissagt er uns, statt des nichtigen Reimgeklingels, eine gehaltvollere Poesie, getreuere Übersetzungen der Alten und lebendigere Schauspiele. Welch ein bewunderungswürdiger Schwung vom alten Gottsched! allein frühe genug

fernt ist. Der Hauptpunct liege z. B. 67280 Meter vom pariser Mittagskreise, und 23720 Meter vom Breitenkreise: so sucht er den Punct, der 70,000 Meter vom p. Mittagskreise und 20,000 Meter vom p. Breitenkreise ist. Durch diesen zieht er zwey Grenzlinien, von Süd und Ost, welche nun 1) Mittagskreis und Breitenkreis des Punctes sind, und 2) Begrenzung des Quadrats der Flur-Karte, in welche die Commüne gehört. Hiedurch wird es möglich, eine zusammenhängende Karte von ganz Frankreich zu zeichnen. (Die Landmesser orientiren ihre Pläne voll Nord mit der Magnetnadel, wobey sie die pariser Declination zu 22°, 10' annehmen. Da die Magnetnadeln in Frankreich wohl nicht alle unter sich parallel sind, so können auch nicht wohl die Flur-Karten der Commünen eine durchaus parallele Lage haben, und dieses kann beym Aneinandersetzen der Flur-Karten zu manchen Unrichtigkeiten führen, die zum Glück dadurch weniger bemerkbar werden, weil die nächst an einander grenzenden Flur-Karten dieselbe Abweichung der Nadel haben. Die Genauigkeit der Flurkarten wird auf folgende Weise untersucht. Der Verificateur misst in jeder Commüne zwey Linien auf dem Felde, und nachher auf der Karte. Weicht die Karte auf 100 Fuss einen Fuss von der Messung des Verificateurs ab: so wird sie als ungültig verworfen, und der Geometer muss sie aufs Neue aufnehmen. Um sich zu versichern, dass der Flächeninhalt der verschiedenen Begrenzungen des Plans scharf berechnet ist, so wird ihre Summe mit dem ganzen Flächeninhalt verglichen, und diese dürfen nur um $\frac{1}{100}$ von einander abweichen, wenn der Plan nicht soll verworfen werden. Ob ein grober Fehler irgend vorgefallen sey, wird mit einer Glasplatte untersucht, die in Quadratmeter eingetheilt ist, und auf die verschiedenen Theile des Plans gelegt wird. Man sieht dann leicht, ob diese so viel Quadratmeter enthalten, als angegeben ist. (Sie kostet 25 Fr.) Für die Zeichnung des Plans ist ein in Kupfer gestochenes Muster mit beygefügt, auf welchem Berge, Thäler, Hohlwege, Flüsse u. f. w. ausgedrückt sind. — Wo Nationalwaldungen sind, muss der Geometer die Grenze zwischen diesen und Privatwaldungen angeben, weil jene keine Grundsteuer geben. Für die Vermessung der Umschreibungslinie (*perimeter*) der Nationalwaldungen bekommt er eine Entschädigung von 10 Centimen für die Hektare vom Oberforstamte. Bey der Berechnung des Plans muss er sich des Massstabes von 1 zu 2500 bedienen. Nach geendigter Messung muss der Geometer folgendes einschicken: 1) sein Dreyecknetz, 2) das Register über die Triangel, 3) die Copie des Plans, 4) zwey Hefte Rechnungen, wovon das erste jede einzelne Nummer, nach Triangeln berechnet, enthält, und das zweyte nach Quadraten, welche mit rothen Linien über den Plan gezogen werden, 5) das Register über alle Nummern nach der Cultur des Bodens. In diesem wird angeführt, 1) wie viel Hektaren jede einzelne Nummer beträgt, 2) wie viel Hektare Wiesen, Felder, Gärten von der ersten, zweyten und dritten Classe in jeder Section sind, und 3) wie viel Hektaren Wiesen, Felder, Gärten, Waldungen, von der ersten, zweyten und dritten Classe in der ganzen Commüne sind. Bey der Ablieferung des Plans erhält der Geometer ¾ seines Messlohns. Das letzte Viertel bekommt er nach dem Verificiren.

Da es an Geometern fehlte, so errichtete die Direction des Zeichnungsbüreaus in Paris einen eigenen Cursus für junge Geometer. In diesem unterrichten vier Professoren in der reinen und in der angewandten Mathematik. Der Unterricht dauert drey Monate. Er hat 3 Abtheilungen, jede von 24 Stunden. In der ersten ist Arithmetik, die Lehre von den Proportionen und Logarithmen; in der zweyten Geometrie, Stereometrie und die Anwendung auf das Aufnehmen der Plane (Stereometrie hätten die Feldmesser wohl nicht gebraucht); in der dritten Trigonometrie, Winkelnehmen, die Erklärung des Graphometers, Centriren und Reduciren der Winkel und Nivellement. Die schönen Tage werden zu praktischen Arbeiten in der Nähe von Paris genutzt. Die jungen Geometer, welche von hier in die Departements gehen, erhalten für jede Poststunde 1 Fr. Entschädigung vom Gouvernement. Da in Paris nicht so viele Feldmesser konnten gebildet werden, als man in ganz Frankreich gebrauchte: so wurden in mehreren Departements ähnliche Schulen für die Feldmesser errichtet.

Die Vermessung soll in 8 Jahren in ganz Frankreich vollendet seyn. Die Kosten derselben werden direct von den Commünen bezahlt. Sie betragen im J. 13 eine Centime auf den Frank. (Also 1 pC. der Grundsteuer von 210 Millionen).

Aus dieser Darstellung der Vermessung für die Grundsteuer sieht man, dass die Regierung hiedurch genaue Listen erhält, wie viel Hektaren jede Art von Cultur, jedes Departement, jedes Arrondissement und jede Commüne hat, und dass sie folglich nach Endigung dieser Aufnahme bestimmen kann, wie hoch jedes derselben in der Grundsteuer muss angeschlagen werden. Jede Commüne ist noch in 3 oder 4 Sectionen getheilt, und auch von diesen erfährt sie jegliche Grösse und den Steueranschlag. Aber sie erfährt nicht, wie gross die einzelnen Höfe und Güter sind, und wie viel jeder Eigenthümer von jeder Art des Bodens besitzt; sie kann daher auch nicht bestimmen, wie viel jeder in den Grundsteuern bezahlen muss. Diese Bestimmung hängt wieder allein von den Repartiteurs ab, welche in jeder Section das Steuerquantum auf die Individuen vertheilen. Da diese die Hektarenanzahl jedes Ackers nicht wissen, so bleibt hier beynahe dieselbe Ungewissheit, welche auch vorher in der Vertheilung der Steuern war. Das Gouvernement sagt bloss: Die Commüne N und die Section A zahlt so viel in der Grundsteuer von Frankreich, die Individuen müssen nun sehen, wie sie es unter sich vertheilen. Vorher sagte es: Ganz Frankreich bezahlt 210 Millionen, die Departements und Arrondissements müssen dieses unter sich vertheilen. Nun klagte Departement gegen Departement und Arrondissement gegen Arrondissement, dass sie zu hoch im Anschlage wären. Um diese Klagen zu stillen, ward beschlossen, dass 1800 Commünen in der ganzen Republik und in allen Arrondissements durchs Loos sollten gezogen werden, und dann gemessen. Hiedurch wurde das Steuerquantum der Departements und Arrondissements durch Näherung ausgemittelt, aber nicht das der einzelnen Commünen. Um den Antheil jeder einzelnen Commüne zu bestimmen, mussten alle Commünen von ganz Frankreich gemessen werden. Das Gouvernement beschloss dieses zu St. Cloud den 27 Vend. im Jahr 12. Sobald der erste Plan mit den 1800 Commünen aufgegeben war, und man beschlossen hatte, dass das ganze Reich sollte gemessen werden: so musste

auch die Vermessung neu organisirt werden, und einen anderen Massstab erhalten. Dieses geschah nicht, man liess die Vermessung fortgehen, wie sie angefangen hatte, und man scheint den grossen Fehler, den man hiebey begieng, völlig übersehen zu haben. Der Plan der Vermessung, und der Massstab war völlig zweckmassig, sobald man nur 1800 Communen messen wollte. Wollte man aber einmal die Kosten anwenden, und messen ganz Frankreich, so musste, nicht allein jede einzelne Commüne gemessen werden, sondern jedes einzelne Gut, damit bis ins Detail vollständige Steuerrollen könnten gemacht werden. 2) Musste man hiebey einen Massstab von wenigstens 2000 zu 1 gebrauchen, weil der andere für eine Messung, die alles Detail enthält, zu klein ist. Der Geometer hätte dann in demselben Massstabe aufnehmen und rechnen können. Jetzt hat er zwey, einen für die Karte und einen fürs Rechnen. 3) Hätte jeder Eigenthümer mit geringen Kosten einen Plan von seinem Gute bekommen, und hätte sicher gerne das bezahlt, was die Vermessung mehr kostet. Jetzt mag die Hektare mit den Kosten der Abschätzung etwa auf 20 Sous kommen. Wären alle einzelne Güter gemessen, so würde sie etwa 25 Sous gekostet haben. Jetzt wird die Verfertigung des unvollkommenen Katasters etwa 24 Millionen kosten, — die des vollkommenen würde etwa 30 Millionen gekostet haben.

Wenn man aber bedenkt, dass die 1800 Commünen, welche schon gemessen waren, eine Ausgabe von ungefähr 2 Millionen gemacht hatten, und dass diese dann noch einmal mussten gemessen werden: so ist es begreiflich, dass man die Vermessung sehr gerne in dem Gange und in dem Massstabe liess, worin sie einmal war, und wo es schon eine so grosse Mühe gekostet hatte, sie hineinzubringen. Ein grosser Theil dieser *Collection des Lois et arrêtés* enthält nichts als Circuläre des Finanzministers, in denen er die Präfecten auf alle mögliche Weise ermuntert, doch ja die Messung ihrer Commünen auf alle mögliche Weise zu betreiben, weil es dem Gouvernement so sehr am Herzen liege, sie bald beendigt zu sehen, — er verspricht ihnen, den Kaiser auf den Eifer aufmerksam zu machen, den sie dabey zeigen würden, und legt dann die Etats bey von allen Departements, wie weit in ihnen die Vermessung ist, wobey die Departements, die am weitesten zurück sind, unten an stehen. Man sieht aus dem Erschöpfen aller Mittel, um die Sache in Thätigkeit zu setzen, welche Mühe es den Minister kostete, ein so grosses und seinen Untergebenen so fremdes Unternehmen in Gang zu bringen.

Was die *Abschätzung der Bodengüte* (*l'expertise*) anlangt, so muss der Abschätzer (*l'expert-estimateur*) ein Ackerverständiger seyn, der weder aus der Commüne ist, noch in ihr begütert. Mit dem Plane des Landmessers und dem Register über die Nummern, begiebt er sich hin, und untersucht, in wie viele Classen die Felder, Wiesen und Waldungen *einzutheilen sind, in Hinsicht der Bodengüte*. Weniger als drey Classen, und mehr als fünf macht er nicht. Dann bestimmt er den Ertrag oder den *produit brut* von jeder Classe nach den Marktpreisen der letzten 15 Jahre, nachdem er die zwey theuersten und die zwey wohlfeilsten Jahre ausgeschlossen hat. Hievon zieht er ab die Kosten der Cultur, den künstlichen Dünger, das Saamenkorn, die Erndtekosten, den Drescherlohn und die Fracht nach dem nächstgelegenen Markte. Was übrig bleibt, ist der reine steuerbare Ertrag (*revenu net imposable*), von dem der Staat $\frac{1}{5}$ für sich nimmt. Um den reinen Ertrag der verschiedenen Classen auszumitteln, sind dem Abschätzer folgende Vorschriften gegeben. Beym Ackerlande muss er erst den Boden untersuchen, um zu bestimmen, welche Getreidearten gezogen werden. Dann, wie die Fruchtwechsel und die Brachen aufeinander folgen, und wievielstes Korn gezogen wird. Hieraus, und aus dem Marktpreise berechnet er *le revenu brut*. Um die Kosten der Cultur zu bestimmen, untersucht er, wie viel Zugvieh und Ackerknechte gebraucht werden, ob künstlicher Dünger, als Kalk, Gyps, Mergel üblich ist, und was er kostet, wie weit der nächste Markt entlegen ist, und was die Fracht beträgt u. s. w. Auf diese Weise bestimmt er *le revenu net*, oder den reinen Ertrag der Felder. Dieses vergleicht er mit den Pachtungen in Frucht, die in der Gegend gebräuchlich sind, mit Verkäufen, Theilungen, Übertragen u. s. w. die ihm der *Receveur* verschaffen muss, und bemerkt alles das in seinem *procès verbal*, von dem er glaubt, dass es Aufklärung über den reinen Ertrag geben könne. Sind Fruchtbäume um die Felder gepflanzt, so wird ihr Ertrag nach Massgabe höher angesetzt. Sind es Forstbäume, so hebt sich der Vortheil mit dem Nachtheil, den sie der Frucht thun, und der Anschlag bleibt derselbe. Von den Weinbergen ist es sehr schwer, wie der Finanzminister bemerkt, den reinen Ertrag zu bestimmen, weil Pachtungen selten sind, und die Kosten der Cultur, so wie der mittlere Ertrag, nicht gut auszumitteln sind. Bleibt dem Abschätzer nichts übrig, so muss er untersuchen, wie viel der Boden des Weinbergs einbringt, wenn er, wie diess zuweilen bey einer neuen Pflanzung geschieht, mit Frucht besäet wird. Die Gärten werden nie geringer als der beste Boden der Commüne angeschlagen. Werden sie von einem Gärtner gebaut, der ihnen eine höhere Cultur giebt als der Bauer, so werden sie höher angeschlagen. Die Wiesen sind leicht anzuschlagen, weil man den Mittelpreis des Heues leicht bestimmen kann, und weil man zugleich genau weiss, wie viel auf jeder Art von Wiesen wächst. Stehen Bäume darauf, so muss bestimmt werden, wie viel sie als Schlagholz einbringen, aber auch wie viel Schaden sie dem Grase thun, und hiernach wird die Wiese entweder höher oder niedriger in ihrem *produit net*. Die Kosten des Mähers, des Heuers und des Heubinders sind leicht zu bestimmen, so wie auch die Fracht bis nach dem nächsten Markte. Künstliche Wiesen werden wie Ackerland von gleicher Güte angeschlagen. Der Ertrag von Brüchen, Sümpfen und Morästen muss nach der Pachtung bestimmt werden, die einer etwa davon geben könnte; doch können sie nicht unter einer Decime auf die Hektare angeschlagen werden. Bey den Waldungen wird zuerst der reine Ertrag von denen bestimmt, die in regelmäsigen Schlägen liegen. Dann werden die anderen mit diesen verglichen. Als Kosten der Unterhaltung wird die Waldhut nebst Anpflanzung und Behauung aufgeführt. Der Hochwald wird als ein Capital angeschlagen, von dem der Eigenthümer $2\frac{1}{2}$ p. C. als *revenu net* zieht. Alle Nationalwaldungen werden nicht besteuert. (Anfangs wurden sie besteuert, aber wegen des häufigen Unterschleifs, da die Abschätzer sie zum Vortheil der Commünen zu hoch anschlugen, wurden sie von der Liste der Grundsteuer ausgestrichen. Und im Grunde war es überflüssig, weil die Nation immer nur an die Nation bezahlte.) Dann folgen die Vorschriften über die Abschätzungen der Teiche. Werden sie alle drey Jahre gefischt, oder öfter? und welches ist der Ertrag? Wächst rund herum, und im Oberteiche Gras oder nicht? Im ersteren Fall muss das besonders geschätzt werden.

Wirthschaftsgebäude auf dem Lande bezahlen, so wie die Höfe, nur so viel, als sie Flächenraum einnehmen, berechnet gegen Land der ersten Güte. Bürgerhäuser müssen nach ihrem Werthe geschätzt werden. Im niedrigsten Falle bezahlen sie, wenn sie nur ein Erdstock haben, das doppelte von dem, was das beste Land giebt. Haben sie eine Etage, das Dreyfache, und bey zwey Etagen, das Vierfache. Werden sie nach dem Werthe angeschlagen, so muss $\frac{1}{4}$ für die Kosten der Unterhaltung abgezogen werden. Eben so werden Mühlen, Fabriken, Hammerwerke und Manufacturen nach ihrem Werthe angeschlagen, und $\frac{1}{3}$ für die Kosten der Unterhaltung abgezogen. Alle neuen Gebäude werden erst im dritten Jahre nach ihrer Erbauung angeschlagen. Um ihren reinen Ertrag zu bestimmen, muss der Abschätzer sich alle Pacht-, Theil- und Kauf-Briefe geben lassen, welche vorhanden sind, und die der Director der Contributionen schon vorher für ihn gesammelt hat. Unter allen aber kommt nichts dem wahren *produit net* so nahe, als der mittlere Preis der Pachtungen; und „nach so vielen Hülfsmitteln, die der Abschätzer hat, — so meint der Finanzminister, — sey es unmöglich, dass er sich viel von der Wahrheit entfernen könne, wenn er seine Schuldigkeit thue."

Nachdem der Abschätzer das *produit net* bestimmt hat, so vertheilt er nun die verschiedenen Felder, Gärten, Wiesen, Brüche und Waldungen der Commünen in diese Classen; der *Expert* verfertigt mit Hülfe des Maire, zweyer Anzeiger aus der Commüne und des Controlleurs der Contributionen, dieses Classement nebst dem *procès verbal* auf dem Felde. Doch haben letztere nur eine berathende Stimme, und der Abschätzer entscheidet nach seinen Einsichten. Die beiden Anzeiger werden von der Commüne hiezu deputirt, und erhalten weiter keine Besoldung. Je genauer der mittlere Pachtpreis auf die Hektare mit dem mittleren *produit net* der Commüne übereinstimmt, für

den; aber auch wo die einzelnen Verse untadelig sind, scheint der Vf. so wenig Sinn für den Reiz der Abwechselung zu haben, dass man bisweilen vier, fünf Amphibrache hinter einander findet, oder acht bis zehn Verse, die durchaus einerley Sylbenfall haben, oft in den nämlichen Wortfüssen. Solche Dinge, die Schlegel ehemals gut nannte, würden ihm jetzt sehr verwerflich dünken, da er seitdem in der Metrik eine Vollkommenheit errungen hat, die ihn den ersten Vorbildern an die Seite stellt. Seiner Elegie Rom müssen wir schon desshalb einen hohen Rang zugestehen, weil sie von neuem ein ernster Aufruf an junge Künstler ist, die Rechte der Metrik zu ehren.

Die Abschnitte der einzelnen Verse sind fast durchaus richtig beobachtet, und überall ist das Streben sichtbar, durch abwechselnden Gebrauch bald dieser bald jener Cäsur, Mannichfaltigkeit und Vieltönigkeit in das elegische Versmass zu bringen. Nur an drey Stellen drangen sich leise Zweifel auf, die wir dem Vf. mitzutheilen schuldig sind. In V. 135:

Zum Schauspieler erniedriget||kämpft | unwillig der Thiere König.

scheint die starke Pause des Sinnes nach *erniedriget* sich zu viel Gewalt anmassen, und zugleich als rhythmische Pause gelten zu wollen. Dann zerfiele der Vers in zwey gleiche Theile, und wir hörten die unangenehme Bewegung dieses Tzetzischen (*Homeric.* 9):

οὐκ ἔτι πυργων ἐνδοθι ||, οὐδε πολιηος ἐμιμνον

statt der beabsichtigten schönen des 51 Verses:

Bald nun erschienen der Decier Muth || und die Beile des Brutus.

Der 209 Vers:

Weil es vergönnt ist, weidet |, ihr Stiere || das Gras u. s. w.

hat zwar den weiblichen Abschnitt im fünften Halbtacte; allein der Sinn rafft noch die folgenden Worte an sich, und verlegt die Cäsur in die vierte Senkung, wodurch wir Hephthemimeris mit weiblichem Abschnitt erhalten. Ein gleiches wiederfährt dem 189 Verse:

Friedlicher mögen sie nun | hinsinken || die letzten Ruinen

wo die zwey nachhüpfenden *reinen* Amphibrache jene fehlerhafte Cäsur noch unterstützen und hörbarer machen. — Überhaupt dünkt uns Schlegel die Gelenke nicht immer mit der Sorgfalt, wie die Glieder gemessen und gesondert zu haben. Zu oft stehen gleiche Wortfüsse entweder dicht neben einander, oder an solchen Stellen, wo jeder neue nothwendig an die früheren erinnert; zu oft hören wir denselben rhythmischen Fall sich wiederholen. So erlaubt sich Schlegel, dem beginnenden Hexameter den Rhythmus des endenden zu geben: *Nicht der Samnite* ||, *des etc. Alles gebändigt* ||, *nur nicht etc.* In: *Drüben erstreckte sich* | *dann* v. 13 ist diese Bewegung nur scheinbar, weil hinter *erstreckte* keine Pause Statt findet; wenn aber gar der Pentameter mit diesem Rhythmus anfängt, wie V. 40: *Ordnete Väter* || *und etc.*, V. 186: *Alles entvölkert* ||, *zuletzt etc.*: so wirkt diess auf unser Ohr sehr beleidigend, weil wir dieselbe Bewegung erst eben entlassen haben. Dem Amphibrach ist eine zu grosse Freyheit vergönnt V. 105:

Jetzo | in Forum | und Circus | Theater | und Hall' und Triumphthor.

und ähnliche Verse in reinen Amphibrachen, oder mit vorschallendem amphibrachischem Falle kommen ausserdem noch 73. 145. 199. 221 vor. Anderswo ist diese weiche Bewegung durch geschickt gewählte Wortfüsse geflissentlich vermieden worden, wie V. 53:

Kamen, erretteten, siegten, vernichteten, oder bezähmten.

Oft besteht der Schlusstact des Hexameters in zwey Einzellängen: *willfahrend des Herrn Wink;* in *Roms Blut.* Die über die hochtonige erste Länge noch hinaufsteigende zweyte contrastirt im Allgemeinen schon mit dem sinkenden Versausgange; in den beiden angeführten Beyspielen wird sie nicht durch den Sinn begünstigt, ja V. 57:

Drum auch liebte die Alten der Sterblichen Zeuger und Welt Herr

noch dazu durch eine Sprachunrichtigkeit erkauft, indem der *Genitiv Plur.* zugleich der gleichlautende des *Genitiv Sing.* seyn soll. Es müsste *der Welt Herr* heissen. Wir würden, damit Welt den scharfen Accent bekäme, *Weltherr* vorschlagen, wenn nur *Weltherr der Sterblichen* einen gehörigen Sinn gäbe. Am häufigsten nehmen diese verbundenen Einzellängen den Abschnitt des Pentameters zwischen sich, wie V. 32:

Jener Romulischen | Stadt || ziehn | um den Berg Palatin

ein Fall, der ausserdem noch 28 mal wiederkehrt. — Der Pentameterausgang nach der Messung —∪ | ∪—∪ | ∪— welche sich am zwanglosesten darbietet, scheint auch zu häufig angenommen zu seyn. Den in Einem Worte bestehenden choriambischen Schluss hat Schlegel mit grossem Glücke gebraucht, wie keiner vor ihm, in *Wellenerguss, Architektur, Mütterlichkeit,* in welchem Worte die letzte mittelzeitige Sylbe den Nachdruck einer vollkommenen Länge gewinnt; nur scheint es, als ob der Vf. aus Vorliebe für diese Form, sie öfter zugelassen habe, als es die Foderung der Mannichfaltigkeit erlaubte; denn wir lesen noch 250: *Jugendlichkeit;* 262: *Feyerlichkeit;* und *mildester Väterlichkeit* V. 292 ist nur eine andere Art von *mildern in Mütterlichkeit.* Auch Worte wie *Bändigerin, Verkündigerin* würden schöne Pentameterausgänge geben. Die Ausgänge V. 28 und 66:

Vieles darum; nie gab's eine gewaltigere.
Veji ins Antlitz bot, kommen gefährlichere.

sind von einigen Kunstrichtern, aber mit grossem Unrecht getadelt worden. So wie eine Länge durch den Anlauf von zwey oder mehreren Kürzen zur Überlänge anwächst, so können zwey vorhergehende Kürzen, durch den Tact unterstützt, selbst eine Kürze zur Scheinlänge erheben; und das Ohr freuet sich, einmal so recht die Gewalt des Tactes zu vernehmen. Nur hüte man sich, die letze Sylbe in *gewaltigere* als eine Länge auszusprechen; sie darf nur angestossen werden, wie im Englischen *suitable* wenn es auf *still* reimt (*Pope Essay on Crit.* 318). Da der Pentametertact dieser schwachen Sylbe eine Dauer durch vier Zeiten vorschreibt, so muss ihr eine dreyzeitige Pause zu Hülfe kommen. Hieraus folgt, dass sich jedesmal

eine Pause des Sinnes hinzugesellen müsse, um die metrische möglich zu machen. Drum wird folgende Stellung V. 86:

> Bildniss' im Vorsaal' euch; immer entartetere
> Söhne sich zeugt das verderbte Geschlecht.

höchst fehlerhaft; der Gedanke, indem *entartetere* auf *Söhne* losstürmt, verbietet die Pause, die Versbewegung fodert *sie*. Wollten beide etwas nachgeben, so würde wenigstens eine Tugend von zweydeutigem Werth herauskommen. Derselbige Streit erhebt sich V. 72:

> Falls ihr die Wage gerecht hieltet, so möchtet ihr *wohl*
> *Stets* obwalten den Dingen —

wo die durch den Tact gesonderten Worte, vermöge der logischen Verbindung, zu rasch auf einander zustreben. — Die anapästischen Pentameterschlüsse werden etwas einförmig durch den häufigen Gebrauch ausländischer Worte, wie *Horizont*, *Monument*, *Capitol*, *Aventin*, *Diadem*, *Legion* u. m., welche zugleich den Reichthum an einheimischem Wohlklange in Zweifel zu nehmen scheinen.

Ein grosses Verdienst hat sich diese Elegie durch den Reichthum an schweren tactfüllenden Spondeen erworben, die ihr den Charakter des Feyerlichen, Würdevollen anprägen. Schlegel giebt hier den ersten Versuch, seiner Foderung, den Trochäus aus dem Hexameter auszuschliessen (*Charakteristiken* Th. 2. S. 196), ein Genüge zu leisten. Da jene Anfoderung nicht bloss an einzelne hexametrische Gedichte von besonderem Charakter, sondern an den Hexameter überhaupt ergangen ist: so wenden wir uns einen Augenblick von dieser Elegie weg, um etwas näher zu untersuchen, mit welchem Rechte der Trochäus aus dem Hexametergebiete verbannt worden ist.

Was wir Trochäus nennen, ist, nach der Beschaffenheit dieses Fusses und der ihn aufnehmenden Versart, von sehr grossem Umfange. In den roheren Volksliedern darf sogar die übertönte hochtonige Länge eine trochäische Kürze bilden:

> Bis euch das | Hërz knäckt | graben müsst.

und der moderne Jambe macht jeden gesenkten Spondeus zum Trochäus:

> Des Ländvögts Reiter kommen hinter mir.

Doch mit solchen Trochäen mögen die edleren Sylbenmasse der Alten, zumal die vierzeitigen, nichts zu thun haben. Aber auch in den eigentlicheren Trochäen welch eine abstufende Mannichfaltigkeit von dem an, „der Spondas schwebenden Gang hat" (*Kopst. Od. Sponda*) bis auf den, dessen Kürze auch nicht der geringsten Dehnung fähig ist! Diese zerfallen in zwey Hauptclassen, nachdem die trochäische Kürze entweder durch eine mittelzeitige Sylbe (eine solche, die auch verlängt werden durfte) künstlich gebildet wird, oder in einer wirklichen Kürze besteht. *Höffnüng* | *ërhëbt* ist ein guter Choriamb; aber man vertausche das flüchtige *er* mit einer schwereren Sylbe: *Höffnüng stählt*, so erhalten wir einen Moloss mit schwebender Mittelsylbe. Diese Classe von Trochäen, deren Kürze nicht nur in der Senkung, sondern selbst in der Hebung des Hexametertactes verlängt werden darf, hat Schlegel nicht verstossen wollen; wohl aber die andere mit entschiedenen Kürzen. Aber auch hier stehen die beiden Sylben, je nachdem die Länge einer grösseren oder minderen Ausdauer fähig, je nachdem die Kürze mit mehr und weniger kräftig schallenden Buchstaben beschwert ist, je nachdem eine Pause beide Sylben trennt, oder eine nachfolgende Länge oder Kürze den Ausschlag giebt, in dem verschiedensten Zeitverhältnisse gegen einander. In *zittërnd sprach* ist die Kürze der fliessenden *rn* wegen, und weil eine gediegene Länge folgt, einer nicht unbeträchtlichen Ausdehnung fähig. Man darf nur der von Natur zweyzeitigen Länge den Nachdruck einer halben zulegen, so wird jene den übrigen Raum des vierzeitigen Tactes schon ausfüllen ($2\frac{1}{2} + 1\frac{1}{2}$). Mindere Dehnung lässt die Kürze in *schüchtërn hub* zu; um so mehr muss der Tact die Länge dehnen (vielleicht $2\frac{3}{4} + 1\frac{1}{4}$). In: *ständ Cärthago* bedarf die erste Länge kaum der Pause, des sanftschwebenden *Car* wegen; in: *ständ gëmeinsam*, wo die zweyte Sylbe nichts über die Eine ihr beywohnende Zeit zur Tactfüllung beysteuert, muss die erste um eine ganze Zeit vermehrt werden, und wird es auch hier unter der Mitwirkung einer Pause mit Leichtigkeit. Aber auch, wenn diese Beyhülfe wegfällt, gewinnt die Länge in *Donner*, *Graben*, *Ferne* dreyzeitige Dauer, durch den Hexameterrhythmus genöthiget; vorausgesetzt, dass sie eine wirkliche und keine Scheinlänge sey. Von dieser hinreissenden Gewalt des Tactes hat *Voss* in der Zeitmessung, für den Musikverständigen fast zu weitläuftig, gehandelt. Wem sie dennoch unser nordisches Ohr verdächtig macht, der erinnere sich, dass der Pentameterabschnitt die Länge sogar durch vier Zeiten hindurchtönen lässt, und dass es mit der Ausdehnung bey den Griechen nicht viel anders war. Jeder Senar dehnt drey, oft mehrere Längen zu einer ungewöhnlichen Zeitdauer, die sapphische und alcäische Strophe zwey Längen; und der Tact des griechischen Hexameters gab der einzeitigen Kürze durch den Schlag seines Zauberstabes die Dauer einer zweyzeitigen Länge: *πρὸς οικον, γενετὸ ιαχη*. Wir meinen, diess war noch gewaltsamer, als wenn *unser* Hexametertact die natürliche Zeit der Länge etwas ausdehnt.

Gewiss nicht Besorgniss, durch den eingemischten Trochäus die Gleichzeitigkeit des Tactes zu unterbrechen, war es, was Schlegel gegen diesen Fuss einnahm. Aber vielleicht eingewurzelte Abneigung gegen die Ramlerschen Trochäen, die freylich den Hexametertact völlig zerrüttet haben? Was Ramler verschuldete, darf dem Fuss selbst nicht zur Last gelegt werden, und der Missbrauch kann, was wirklich taugt und gesetzlich ist, nicht an seinem Werthe herabsetzen. War es weiche Schlaffheit, die er mit der Verstattung des Trochäus einzuführen fürchtete, so hätte er dem noch weichern Amphibrachen auch abhold seyn müssen. Voss braucht die Trochäen mit Vorsicht, und sie thun, wo er sie hinstellt, sogar eine kräftige Wirkung:

> Zollete. Gegen ihn zog ein erzgebirgischer Birkhahn

Stolz einher, als Führer des Ortolanengeschwaders.
Sein rothkammiges Haupt mit feuriger Wimper am Rande
Zeigt' auch im Tod' ehrwürdig den Sultan edles Geflügels.

besonders wenn eine Cäsur die ursprüngliche trochäische Bewegung auflöst, und nachher nur den raschen jambischen Aufschwung hören läst. Nur einmal braucht sie Voss, um Weichheit hervorzubringen:

Die Okeanos sendet, die Menschen sanft zu kühlen.

Die schönste Wirkung bringt der Trochäus hervor, wann er im Beginne des Hexameters mit einer nachfolgenden Länge einen Kretikus bildet, wie:

Angestemmt arbeitet' er stark mit Händen und Füssen

Klopstock urtheilte einmal in des Rec. Gegenwart: „Überall stehe Voss dem Griechen nach, hier habe er ihn übertroffen." Wessen Gefühl möchte nicht einstimmen? Man versuche:

Gegengestemmt arbeitet' er stark — — —

Wir erhalten einen Vers nach Schlegelscher Regel; allein die Wirkung der kräftig anstrebenden Länge, die flüchtig Othem schöpft, um von Neuem mit noch stärkerem Nachdruck anzusetzen, ist verloren gegangen.

Aus blosser Liebe zur Form etwas begehren, was dem Genius der deutschen Sprache fremd ist, heisst an diesem sich versündigen. Der Grieche konnte durch den Tact Schlusslängen verkürzen, und durch die blosse Aneinanderstellung von Worten Positionslängen erzwingen, wie χαιρε ξεινε. Aber wir Deutschen haben kein äusseres Mittel, wirkliche Kürzen lang zu machen, da bey uns die Länge fast nur vom Begriff abhängt. Drum würde unserem Hexameter, bey unserem Reichthum an Trochäen, das Schlegelsche Gesetz unbarmherzig die besten Truppen rauben. Kein Doppeltrochäus, kein kretischer Fuss dürfte weiter sich sehen lassen; alle Bewegungen wie *Wolkenhimmel*, *Wogenschwall*, *Ungestüm*, *Harfenwein* müssten auf einmal geächtet werden.

Überhaupt bezweifeln wir die Möglichkeit, eine so strenge Regel nicht im Einzelnen, sondern in der weitesten Ausdehnung zu befolgen. Einzelne Leistungen beweisen nichts fürs Ganze. Schon vor Schlegel hat *Voss* Elegien ohne Trochäen gedichtet, (z. B. lyr. Ged. Th. I. S. 240), und *Brinkmann* (unser trefflicher aus Schweden erworbener Landsmann), hat uns mit einem ganzen Bande Epigramme beschenkt, aus denen der Trochäus fast ganz ausgeschlossen ist. Was aber bey epigrammatischen Kleinigkeiten möglich war, wo der gleiche Ton die Einschränkung begünstigte, das dürfte in einem längeren epischen Gedichte voll Abwechselung des Tons und Gegenstandes, schon nicht mehr eine Schönheit seyn. Und da eine solche Regel nicht anders, als mit Aufopferung der natürlichen Worte und Sprachwendungen, die sich dem Dichter in der trochäischen Bewegung darbieten, zu beobachten ist: wie würden dann, dem Spondeus zu Liebe, streifende Bezeichnungen, statt der treffenden, wie würden Flickwörter, dunkele Zusammenstellungen, falsche Wortbildungen die Oberhand gewinnen! Wollten wir dennoch das Unmögliche möglich machen, so dünkt uns, würden wir in die *Brockische* von *Burmann* aufgenommene Spielerey zurückfallen, der einen ganzen Band voll zahmer Gedichte ohne *r* verfertigte.

Um den Trochäus zu meiden, hat Schlegel sich gewöhnlich des reinen Spondeus, und mit grossem Glück auch der geschleiften Mittelzeit bedient, die er manchmal in die Hebung des Tactes bringt. Seltener ist die fastkurze Mittelzeit der Anhangsylbe *in* oder eines Vorwortes z. B. *nach* V. 66. zugelassen, welche, wenn sie in der Senkung stehn, Tacte bilden, die sich fast gar nicht von trochäischen unterscheiden (*der Wölfin Gier*), zumal da der Vf. dieselbigen Sylben anderswo kurz gebraucht (v. 24. *Huldin erstand*). In fremden Namen dagegen (vorausgesetzt, dass diese nach *deutscher* Quantität scandirt sind), erlaubt Schlegel (wir möchten sagen durch eine glückliche Inconsequenz), wirklichen, unbedingten Trochäen den Tact zu füllen. Wir halten uns nicht an das Beyspiel:

Ferner ein hirtlicher Held Arkadiens:

denn, da wir beides Arkader und Arkadier sagen, so mag immerhin der Sylbe Ar etwas von *natürlicher* Länge anhaften. Allein in *Pallanteum*, *bracht Augurien*, *hat Carthago* findet nur diejenige künstliche Buchstabendehnung Statt, die wir jeder einen fliessenden Mitlauter oder offenen Diphthong enthaltenden Kürze, unter der Bedingung einer begünstigenden Position, zugestehn müssen. Nach Schlegels Theorie würden wir den 69sten Vers so ändern:

Euch reift Erndte des Ruhms: euch, euch hat Carthago gewuchert.

so wie er denn auch in v. 216 *Aventin* als Anapäst, und v. 171 *Vandalische*, als zweyten Päon gebraucht.

Schon diese letzten Beyspiele beweisen, dass Schlegel, der immer unsere Rechte zu schützen pflegte, auch diessmal, die ausländischen Namen nach einheimischer Quantität scandirt habe. Nur einmal liess er die griechische Quantität Amphitryoniades zu, statt der deutschen Amphitryoniades. Aber gewiss wäre es ihm nicht beygefallen, wenn es ihm nicht den Vortheil gewährt hätte, die ganze Pentameterhälfte mit einem einzigen ungeheuren Wortfusse von drey Hebungen auszufüllen.

(*Der Beschluss folgt.*)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Gräff: *Antonie Weslau. Eine Geschichte aus dem südlichen Deutschland. Mit einem Holzschnitt von Gubitz und mit Musik.* 1806. 334 S. 8. (1 rthl. 16 gr.) Der Vf. hat zu seiner Erzählung die Briefform gewählt, aber sie so verunstaltet, dass sie zuletzt ganz unkenntlich geworden ist. Übrigens hat der Zusatz *aus dem südlichen Deutschland* wohl keinen anderen Zweck, als den leeren Raum des Titelblatts ein wenig auszufüllen: denn etwas charakteristisches des südlichen Deutschlands hat Rec. sonst nicht gefunden. Der Ton der Erzählung hat etwas gespanntes, und die Geschichte selbst macht mitunter starke Ansprüche an die Leichtgläubigkeit der Leser.

Sp.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 JANUAR, 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Unger: *Rom*, eine Elegie von *August Wilhelm Schlegel* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Über die Schlussabsätze sey uns noch ein Wort vergönnt. Durch vier starke Schläge ermattet, schlägt der Hexameter den fünften etwas schwächer an, rafft sich in zwey folgenden Kürzen noch einmal zum sechsten noch schwächeren Schlage auf, und sinkt dann in einer nachfolgenden schwebenden Kürze oder Länge völlig zur Ruhe. Hieraus folgt, dass die beiden letzten Tacte, oder der Hexameterausgang, meistens eine starke rhythmische Bezeichnung erfodern, um nicht als Schluss überhört zu werden; und wenn ein logischer Abschnitt eintritt, ehe die rhythmische Periode zu Ende gebracht ist, so darf die Versbewegung nicht ohne Noth durch zu starke Absätze des Gedankens gehemmt werden. Homer fängt die Schlussabsätze gewöhnlich mit der fünften Hebung an, seltener mit der vorhergehenden ganzen (flüchtigen oder schwebenden) Senkung, so dass der Ausgang ungetheilt sich an die Rhythmen des folgenden Verses anschliesst. Hierin ahmen ihm alle griechischen Dichter nach, selbst die schlechtesten, und die besten der Römer. Auch bey *Schlegel* fanden wir diese Anordnung am häufigsten:

> Endlich erschwollen die Segel aus Phrygien; mild sie empfangend —
> Langsam reifte zum Licht die Geburt; es versuchte das Schicksal —
> Viele Verfassungen stürzten dahin. Noch stehn die Gemäuer —

Die erste Art hat darin ihr Gefälliges, weil vor ihm der schöne daktylische Rhythmus den logischen Satz mit seiner flüchtigen Senkung schliesst, und dadurch die Ermüdung der beiden anderen Arten von Schlussrhythmen, die entweder mit der Hebung oder mit der schwebenden und leichten Senkung schliessen, verhütet. Von solchen Absätzen, die den Ausgang zertheilen, gebraucht Homer, und mit ihm alle griechischen Dichter, fast allein denjenigen, der mit der flüchtigen Senkung des fünften Tactes anfängt:

> *Αυταρ ἐγ' ἀψ ὠσασκε τιταινόμενος κατα δ' ἱδρως —*

und durch ihn wird der Schlussfall nicht verdunkelt; denn die Pause, welche den Einschnitt macht, vermehrt nur die Länge der vorigen Hebung, dass die flüchtige Senkung desto ungestümer mit dem letzten gewaltigen Wogenschlage in den folgenden Vers hinüberrauschet. *Schlegel* hat ihn einmal, doch mit dem Unterschiede, dass er statt der flüchtigen Senkung die schwebende vorgezogen hat:

> Rüstigem Alter noch troff abhärtender Schweiss; doch schienen
> Unter dem greisen Gelock Runzeln der Stirn Diadem.

was wir noch mehr loben würden, wenn der langsameren Bewegung etwas im Inhalte entspräche. — Äusserst selten finden wir bey Homer den Absatz mit zertheilter flüchtiger Senkung des fünften Tactes — ᴗ || ᴗ — ᴗ̄; und selbst in den wenigen Exempeln dieser Art ist der Gedanke doch mehr eingebogen als abgesetzt:

> Πηλειδης δ' ἑτερωθεν ἐναντιον ὠρτο, λεων ὡς — —

Die Nachahmer des griechischen Verses sind weiter gegangen, und haben durch die stärksten Absätze die beiden flüchtigen Kürzen im Schwunge gehemmt:

> *Vade, ait, o felix nati pietate. Quid ultra*
> *Provehor.* —

Dieser Absatz bietet sich bey unserer Fülle von Amphibrachen am häufigsten dar, sollte aber, weil er am Schluss nach einer Gedankenpause am meisten hervorschallt, nur nach strenger Prüfung, ob er hie und dort an seiner Stelle sey, zugelassen werden. *Schlegel* hat ihn zweymal:

> Aber sie auch schwand hin, die erheiternde Blüthe. Gewesen —

v. 245 und 251, und ausserdem noch zweymal den ihm verwandten baccheischen Übergang v. 191. 285:

> Mit vielfarbigem Zauber umgiebst du den Dichter. Es hemmt nicht

der wegen seines stärkeren Rhythmus auch schon eine kräftigere Wirkung hervorbringt.

Aber was sollen wir zu dem Absatze des 99 Verses sagen:

> Solcherley Trümmer entkamen der Tugenden Schiffbruch. Nirgends —

in welchem es schwer zu entscheiden ist, ob der um einen Tact zurückgedrängte spondeische Hexameterausgang, oder der trochäische matte Übergang dem Ohre mehr wehe thut? Wenn die Gedankenpause nach *Schiffbruch* wegfiele, und *nirgends* sich an die vorige Periode anschlösse, so möchte der Vers noch hingehen, wiewohl er bey dieser nachlässigen Theilung in zwey fastgleiche Wortfüsse, bey der ungeschickten Tonstellung, welche die tieftonige Länge in der Senkung lässt, bey der ausdrucksvollen Bewegung ohne ausdrucksvollen Inhalt (alle Foderungen sind erfüllt in: *die Königin laut wehklagend*) auch noch kein Lob erhalten würde. Der spondeische,

mirend sich zu erkennen giebt; es ist in Schillerscher Sprache abgefasst, und erinnert besonders mit solchen Versen an die Braut von Messina:

Es herrsche des Menschen vernünftiger Wille,
Das ist es, wozu die Natur ihn erkor,
Denn aus der Schöpfung unendlicher Fülle
Raget der Mensch wie das Haupt hervor;
Zu herrschen ist also sein hohes Ziel.
Das Thier nur ist fremden Willens Spiel.

Das Stück schliesst damit, dass der Herzog Ernst seinem Bruder Friedrich die Lösung des Banns überbringt. Da diese aber nicht durch die Treue der Tyroler als nothwendig herbeygeführt ist, so sieht man, dass diess historische Drama zwar äussere, aber keine innere Einheit hat. Beym zweyten Stücke ist diess zwar mehr der Fall, indem es die Ängstigung Leopolds durch den Herzog von Böhmen, und seine Befreyung durch eine gleich anfangs eingeleitete Verschwörung in Böhmen darstellt; allein die Hülfe kommt doch nur von aussen, und das Glück der Verschwörer nebst Böhmens Schicksal, so leicht es sich auch an Leopolds Verhalten hätte enger anknüpfen lassen, fällt doch zuletzt als ein fremdartiger Theil vom Ganzen ab. Sonst enthält diess tragische Schauspiel mehr Stoff zum freyen Spiel der Kräfte, als das vorige, ja es hat der anziehenden Verhältnisse zu viele, so dass sich keins recht ausspinnen kann. Da ist ein geblendeter Alter, der seinen Sohn um Rache gegen seinen Feind, den Herzog von Böhmen, beschwört; da sind zwey liebende Ritter mit ihrer Eifersucht, wovon jener Sohn aus Liebe zu seinem Vater gegen seine Geliebte, Leopolds Gemahlin, treulos handeln muss; da ist eine todtgeglaubte zweyte Frau, die von Leopold die verlorenen Rechte fodert, und die nun als die Schwester des Herzogs von Böhmen gegen jenen in Waffen erscheint. Man sieht, wie sehr Leopold in Angst und Noth gerathen muss, und allen seinen Widersachern, die sich selbst einander den Raum verengen, ist nicht anders als durch den Tod abzuhelfen. Und das geschieht denn auch; alle drey, die den Besitz seiner Frau in Gefahr setzen, kommen in der Schlacht ums Leben, sein Feind, der ihn schon gefangen hielt, wird von den eigenen Böhmen angegriffen, und er ist frey. Freylich sieht man bey dieser Ängstigung keinen rechten ästhetischen Zweck, da keine Seite menschlicher Schwäche oder Stärke recht hervorgehoben, und die wirkende Natur mit ihrer Grösse nicht zur reinen Anschauung gebracht wird. Überall aber stösst man auf Lächerlichkeiten, wo die Menschen gross erscheinen sollen. Ein blinder Vater will seinen Sohn erstechen, und fragt, wo bist du? Ein siebenjähriger Knabe fällt seiner Mutter in die Arme, als sie sich erstechen will, und bittet den Vater: tröste sie, die *schöne Mutter* weint, welche Worte schon Schiller in seinem Don Karlos einem Kinde ganz unpassend in den Mund legte. Von jenem Alten hören wir folgende Verrinasche Beschwörung: „Verflucht sey der Schlaf, der deine matten Augen schliesst, verflucht der Trank, der deinen Durst löscht, zu Gift werde die Speise, die du issest, elender mache dich die Hülfe des allzuraschen Mitleids, — — bis du uns blutig gerächt *haben wirst* an allen unseren Feinden, *bis ins dritte Glied*." — Die Charaktere haben mitunter treffende Züge, die aber vor modernen Gedanken und Betrachtungen niemals recht aufkommen können. Da überhaupt die gross-tragische Ansicht der Dinge nicht Jedermanns Sache ist, so hätte der Verfasser weit besser gethan, wenn er, statt an Schiller und Shakespeare zu denken, alles auf *seine* Weise ganz schlicht und natürlich gegeben hätte, wodurch er wenigstens ein gleichmässiges Spiel in einer untergeordneten Sphäre zu Stande gebracht haben würde. Wenn er einfach und natürlich ist, gelingt ihm hie und da so manches, vielleicht ohne sein Wissen. So empfängt der störrische Herzog von Böhmen die Nachricht von einer verlornen Schlacht und die Entschuldigung vom unstäten Glücke auf keine üble Weise, „Eure Lanzen sind wohl von Schilf! sagte er... Was heisst das: *Glück?* — Wohl mit Recht haben unsere Alten das *Glück* ein *Weib* genannt. Verdient, erworben wollen beide seyn, nimmermehr verschleudern sie ihre Gunst. — Ich will euch lehren glücklich seyn."

T. Z.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Fürth*, im Bureau für Literatur: *Gesetz und Natur*, Ein Schauspiel in fünf Aufzügen, vom *Freyherrn von Dankelmann*. Aufgeführt auf dem kaiserlichen deutschen Theater zu St. Petersburg. 1803. 143 S. 8. (14 Gr.) Eine Nachbildung des französischen *Devoir et Nature* von *Pelletier - Volmenanges*. Wir wünschten, der Vf. hätte ein weniger romanhaftes Vorbild gewählt, denn es fehlt ihm nicht ganz an dramatischer Darstellungsgabe; wohl aber möchten wir ihm dichterisches Talent absprechen. Dieses muss sich vorzüglich in der Ökonomie des Drama's, der Anlegung der Situation, und der Charakter-Zeichnung aussprechen. Daran fehlt es aber hier gänzlich. Theater-Coups sind keine Situationen, und Begebenheiten keine Handlung. Reich an beiden dagegen ist dieses Stück, vorzüglich an Abentheuerlichen. Daher stösst man allenthalben auf Unwahrscheinlichkeiten; nichts ist gehörig motivirt, alles grell durch einander geworfen, oder mit losen Fäden angereiht; und die Haupt-Charaktere, der Obrist Ludloff, Kathinka, und Signora Gaguroff haben weder Wahrheit, noch auch selbst in ihrer bald gräslichen, bald heroischen, unnatürlichen Monstrosität Haltung. Alle handelnden Personen sprechen die Bücher-Sprache, und *welche?* z. B. S. 5. sagt Signora Gaguroff zum Fürsten: I. E. „thun mit Unrecht, wenn Sie glauben könnten, dass je für Menschen-Elend meine Thüren nicht *sämmtlich* offen ständen!" S. 10. der Obrist zur Signora: „Wo Worte finden, meine *Gefühle Ihrem Ohr zu übergeben?*" S. 17 die Signora zum Obristen: „Ach Ihre finstre Laune will mich *perhorresciren*." Mehr Beyspiele jener Unnatur kann man S. 39. 71. 99. 126 und anderwärts in Menge finden. Aber auch zum *Gemeinen* und *Trivialen* sinkt öfters die Sprache: z. B. S. 121 sagt der (edle) Unterofficier zu seinem Obersten: „*Sakrement!* Herr Obrist! warum so unverdient Unrecht leiden u. s. w." S. 131 der Fürst zum Obristen: „Kabale und Neid werden *weidlich* sich *tummeln*, um deines Untergangs Gewissheit zu erzwingen!!" Auch fehlt es nicht an Reminiscenzen aus anderen Stücken, wie man S. 97 sehen kann. Bequem macht es sich übrigens der Vf. Was er aus Armuth an Talent nicht in die Handlung verweben kann, lässt er die Handelnden in Monologen, wie z. B. S. 119 *sich selbst* wieder erzählen. Übrigens spielt das Stück im modernen russischen Militär-Kostüm, und fodert also, da ausserdem uns kein anderes dergleichen gangbares bekannt ist, eine neue Garderobe; diess ist aber für Theater-Directionen bey einem *solchen* Stück, das ausserdem doch mitunter eine Vorstellung aushalten dürfte, eine etwas starke Anmuthung!

K — e.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 JANUAR, 1807.

ÄSTHETIK.

Leipzig, b. Martini: *Bouterwek's Ästhetik.* Erster Theil. Allgemeine Theorie des Schönen in der Natur und Kunst. Zweyter Theil. Theorie der schönen Künste. 1806. Beide Theile XVIII und 486 S. 8. (1 Thlr. 20 gr.).

Zu einer Zeit, in welcher so viel von Ästhetik geredet und geschwatzt wird, dass, nach Jean Paul, selten ein junger Mann sein Honorarium für ästhetische Vorlesungen richtig erlegt, der es nicht bald für etwas ähnliches Gedrucktes vom Publicum wieder einfodert, wenn er es nicht gar schon damit abgetragen hat — zu einer solchen Zeit konnte die Erscheinung einer Ästhetik von einem Manne, wie Hr. *B.*, von welchem man seit Jahren wusste, dass er sein Nachdenken Gegenständen dieser Art widmete, nicht anders als erfreulich seyn. In der That: Rec. nahm mit freudiger Erwartung das Buch in die Hand, und in der gerechten Hoffnung, dass endlich einmal nicht nur die Grenzen der Ästhetik genau abgemarkt, und ihr Verhältniss zur Philosophie, ihre Tendenz und Wesen bestimmt dargestellt, sondern auch über das Schöne, in seinen mannichfachen Erscheinungen, etwas Gediegenes, scharf Bestimmtes, tief Gedachtes, fein Gefühltes ausgesprochen seyn würde. Des nüchternen Hin- und Herredens über das, was man einmal schön genannt hat, haben wir ja wohl eben so satt, als der hochtönenden Kraftsprache, die sich quält, Alles auf Eins zu beziehen, und frohlockt, wenn die Worte so klingen, als sey erreicht, was erreicht werden soll. Aber die Erwartung des Rec. fing an bedeutend zu sinken, als er nur auf dem Titelblatte des ersten Theils las: „*Theorie des Schönen in der Natur und Kunst!*" Er fürchtete die alte beständige Verwirrung dessen, was schön ist, und was ein ungelenkter Sprachgebrauch so zu nennen gewohnt ist: und leider, muss er gestehen, dass seine Furcht nicht ganz ungegründet war. Diess thut ihm um so mehr leid, da aus manchen trefflichen Bemerkungen, voll Geist und Gefühl, erhellt, dass Hr. *B.* wohl etwas Besseres hätte liefern können, als er geliefert hat, und da es scheint, dass nur ein gewisser Oppositionsgeist gegen die ausschweifende Geberdung der neuesten Ästhetiker — wie sie sich etwa nennen dürften — ihn vermocht habe, festzuhalten an der Natur, und manches nicht aufzugeben, was sich doch nicht behaupten lässt. Es geht nämlich durch das ganze Buch ein geheimer Ärger und ein verbissener Unwille „gegen die Berauschten, die alles, was nicht nach dem Opium ihrer *Absolutheit* schmeckt, *gemein* finden."
Gewöhnlich wird dieser Unwille durch die Gesetze einer löblichen Wohlanständigkeit so im Zaum gehalten, dass er nur durch ein dumpfes Murren seine Kraft verräth. Wenn er aber gar zu lange zurückgehalten ist, so bäumt er sich auf einmal mächtig empor, und schlägt keck hinten aus. Diesem Unwillen schreiben wir es zu, dass Hr. B. sich so zwischen der alten Weise und einer besseren Einsicht hin und her dreht; dass er sich mit seiner Untersuchung bis in die Irrgänge engländischer Gärten verliert, während er an anderen Stellen beweiset, dass er das Schöne kennt und die Würde der Kunst; dass er überhaupt so unbestimmt, schwankend und räthselhaft spricht, um es mit so wenigen als möglich zu verderben. Auch schliesst er, um keinen Zweifel zu hinterlassen, die Vorrede mit folgenden Worten: „und *weil* die schwärmende Unnatur, um ihr Spiel nicht zu verlieren, sogleich von der Kunst, und wieder von der Kunst, und immer von der Kunst spricht, *so* fange dieses Buch mit der Natur an." Rec. ist nicht gemeint, dieser schwärmenden Unnatur und dem Opium ihrer Absolutheit das Wort zu reden; aber eben so wenig kann er dem seinen Beyfall geben, was *nur* darauf berechnet zu seyn scheint, dem Streben derer entgegen zu arbeiten, die man mit dieser Unnatur behaftet zu seyn glaubt. Das Drängen nach etwas Neuem beweist gewiss, dass das Alte für die dermalige Lage der Dinge nicht mehr taugte; dabey mag freylich über die Schnur getreten seyn: aber der eigentliche Sinn dieses Drängens soll darüber nicht verkannt werden.

Nach dem Ausspruche eines berühmten Schriftstellers ist nichts leichter, als eine ästhetische Recension. Sie scheint immer eine eigene Ästhetik vorauszusetzen, die der Rec. der Kürze wegen nur nicht darlegen kann, und erhält deswegen leicht den Schein der Gründlichkeit. Ohnehin soll es ja, wenn wir nicht irren, nach Hn. *B.* selbst, zum Charakteristischen des deutschen Publicums gehören, dass es immer den Rec. Recht giebt, und zu ihnen ein viel grösseres Vertrauen hat, als zu dem Schriftsteller, wenn es auch viel weniger motivirt ist. Der gegenwärtige möchte nicht gern in den Verdacht kommen, als habe er nur den Schein einer eigenen Ästhetik zu zeigen; auch möchte er nicht gern auf das unmotivirte Zutrauen des Publicums rechnen: und doch liegt es in der Natur der Sache, dass in einer Recension keine Ästhetik geliefert werden kann. Wir wollen versuchen, ob es

Natur die Rede seyn, sondern nur von der Kunst.

Wenn uns irgend gelungen ist, uns deutlich auszureden, so wird das Gesagte hinreichen, dem Verdacht zu begegnen, dem wir begegnen wollten, und die Ansicht darzulegen, von welcher unser Urtheil über eine ästhetische Schrift ausgehen wird. Die Grenzen aber, in welchen eine solche Anzeige, wie die gegenwärtige, in diesen Blättern sich halten muss, setzen uns der Gefahr aus, missverstanden zu werden; wir müssen sie wagen. In jedem Fall haben wir soviel erreicht, dass wir jetzt nur den Inhalt des Buchs des Hrn. B. zu referiren brauchen. Unser Urtheil über das Ganze liegt in dem Gesagten; über das Einzelne werden wir noch hin und wieder Bemerkungen machen.

Nach der Vorrede wünschte Hr. B. „vom Standpuncte *der ursprünglichen Bedürfnisse des menschlichen Geistes*, diesem *einzigen wirklich ästhetischen* Standpuncte, aus, zur *verständigen* Würdigung *des Schönen in der Natur und Kunst* neue Veranlassung zu geben;" zu einer Metaphysik des Schönen, die philosophisch da fortfahre, wo die eigentliche Ästhetik (zu deutsch: *allgemeine Geschmackslehre* S. 20), die gar nicht zur eigentlichen Philosophie gehöre, aufhört, sey immer noch Zeit. *Einleitung.* Der wahrhaft gebildete Mensch hängt an der Natur; aus seinem Inneren dringt die Idee des *Vollkommenen* herauf; er kann etwas Göttliches denken; diess sucht er *in der Natur*, wiewohl es *mehr* ist, als *alle Natur.* Dann „entsteht in ihm *ein Verlangen* nach Eindrücken, durch welche die Natur selbst gleichsam vom Himmel zu ihm herabzusteigen scheint, bis sie" — (so lange entsteht das Verlangen nach derley Eindrücken) — „wie in magischer Verklärung vor ihm da liegt, und er in Begeisterung ausruft: *das ist schön!*" Ehe man nun über das Schöne disputirt, muss man sich über die Ansicht, die man von sich selbst und der Natur im Allgemeinen hat, erklären. Denjenigen, mit dem man sich darüber zu vereinigen wünscht, muss man auf den höchsten Standpunct *seiner eigenen* Reflexion zu stellen suchen. Nach aller Welt wird das Schöne nur *empfunden.* „Vom Begriffe des Höchsten im allgemeinen Menschengefühle (was ist denn das für ein Begriff?) gehen wir aus. Da (im Begriffe?) giebt es nun *physische, moralische* und *intellectuelle* Empfindungen. Darauf Untersuchungen, ob das Schöne zu der ersten, zweyten oder dritten Art gehöre, in welchen zuerst die Gründe, warum es wohl zu jeder einzelnen Art gehören könnte, und dann, warum es doch wieder nicht dazu gehören kann, weitläuftig genug, und nicht ohne mannichfachen Witz — (z. B. bey Gelegenheit der Voraussetzung, dass die Ästhetik sich ans Physische hielte, wird bemerkt, fein und verständig: „Wenn Truthähne zu räsonniren anfiengen, dürften sie gegen das widerliche Roth in den Drapperien der Gemälde Raphaels sich nach ihrer Art nachdrücklich ereifern") — angegeben werden. Für das Wahrscheinlichste wird erklärt, dass das Schöne in einer Verschmelzung von allen dreyen bestehe; wenigstens dürfe man, um auch nur die *Aufgabe* einer Ästhetik ohne Vorurtheil zu fassen, sich keinen anderen Standpunct erlauben, als *den des allgemeinen, aber nicht gemeinen, sondern im höchsten Bewusstseyn sich entwickelnden Menschengefühls.* Dieses aber ist entweder *Naturgefühl* oder *Idealgefühl.* Das unmittelbare Verhältniss des Natürlichen zum Idealen möchte also wohl (freylich!) der letzte erkennbare Grund aller Schönheitsbegriffe seyn. Darauf wird gut bemerkt, dass die Ästhetik nur durch ihr Princip mit der Philosophie zusammenhange, und eben so wenig als die Mathematik, innerhalb ihrer Sphäre der Philosophie bedürfe. Die Aufgabe wird diesem zufolge also ausgesprochen: „*vom höchsten Standpuncte des unmittelbaren Bewusstseyns aus*, unabhängig von allen transcendentalen und metaphysischen Schulbegriffen, *die Empfindung des Schönen zu erklären, und dieser Erklärung gemäss zur Beurtheilung des Schönen in der Natur und Kunst richtige Grundsätze aufzustellen und zu entwickeln.*" Sonach hätten wir *drey* Standpuncte, den *Standpunct der ursprünglichen Bedürfnisse des menschlichen Geistes*, (welcher einzig wirklich ästhetisch ist), *den Standpunct des allgemeinen Menschengefühls*, und *den des unmittelbaren Bewusstseyns.* Diese drey werden aber wohl Eins seyn! Aber von diesem Standpunct des unmittelbaren Bewusstseyns soll es eine Ästhetik geben, die nichts mit der Philosophie zu thun hat? Und in dieser Ästhetik soll die *Empfindung* des Schönen erklärt werden? Und nach dieser Erklärung sollen Grundsätze aufgestellt und entwickelt werden, zur Beurtheilung des Schönen, also (da diess nur empfunden werden soll) zur Beurtheilung einer Empfindung? Nun, wir können nicht anders, als Glück wünschen!

(Der Beschluss folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Ohne Verlagsanzeige: *Wanderungen, Kreuz- und Querzüge eines Reisenden an den Ufern des Rheins mit Episoden.* 1806. 344 S. 8. (1 Thlr. 6 gr.) Das Buch ist in Briefen geschrieben. Unter dem letzten unterschreibt sich der Vf. *Johann Gottlob Schulz.* Sie enthalten grösstentheils nur Schilderung der ehemaligen Rheinpfalz in Vergleichung mit ihrem Zustande vor dem französischen Revolutionskriege. So wenig man auch bisweilen von der einen Seite Ursach haben mag, mit den Urtheilen des Vfs. zufrieden zu seyn, so wenig darf man von der anderen Seite an der Wahrheit der erzählten Thatsachen, und der Unpartheylichkeit des Erzählers zweifeln. Die Leichtigkeit des Vortrags, und die freye Handhabung der aufgefassten Gegenstände machen das Lesen mitunter zum wahren Genuss. Traurig aber ist es für das Gemüth, dass alle diese Schilderungen nur aus dem Gebiete der härtesten Barbarey und der grausamsten Kriegswuth hergenommen sind, und dass sie nur sehr sparsam, oft gar nicht von dem Lichte der Hoffnung besserer Zeiten wo nicht beleuchtet, doch wenigstens angeröthet werden. — Einiges wäre vielleicht besser gänzlich weggeblieben, z. B. die Fragmente aus der Geschichte des Schinderhannes und seiner Mitschuldigen u. s. f.

V. S. d. F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17. JANUAR, 1807.

ÄSTHETIK.

Leipzig, b. Martini: *Bouterwek's Ästhetik.* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Erster Theil, *Allgemeine Theorie des Schönen in der Natur* und Kunst. *Erstes Kapitel. Begriff des Schönen.* — I. Es giebt ein ursprüngliches Bedürfniss des menschlichen Geistes, sich für etwas *mit freyem Wohlgefallen* zu interessiren. Mit freyem Wohlgefallen heisst, ohne Rücksicht auf einen anderen Zweck. Das Wahre und Gute, in einem Urbegriffe vereinigt, ist das *Vollkommene*, und zwar im *göttlichen* Sinne des Worts. Dafür muss sich der Mensch unmittelbar interessiren, weil er Mensch ist. (Soviel Worte hier schon vorkommen, die nur gesagt sind, so haben wir doch noch mehrere zu erwarten!) II. „Das freye Wohlgefallen wird *ästhetisch*, wenn es ein Gefühl *entweder* des freyen Spiels, *oder* der harmonischen Entwickelung, *oder* des idealen Emporstrebens menschlicher Kräfte in *einem mehr oder minder unbestimmten Bewusstseyn* erweckt." Das also ist ästhetisch? Wahrlich, wenn jemand hier ein ängstliches Bestreben wahrzunehmen glaubte, hinter schwankenden Worten den Mangel an scharfen Begriffen zu verbergen: so möchte man meynen, er habe nicht ganz unrecht. Die Erläuterungen indess, die diesem Paragraphen beygefügt sind, machen begreiflich, was der Vf. will, und sind zum Theil so treffend als deutlich gesagt. Nun aber III. „Was unmittelbar durch den Eindruck, den es auf ein empfängliches Gemüth macht, oder auch bloss unmittelbar in der Vorstellung, das ästhetische Bedürfniss nach *allgemeinen und unveränderlichen Gesetzen des Natürlichen und Vernünftigen in einem wahrhaft menschlichen Daseyn*, wo nicht unbedingt, oder doch in einer gewissen Hinsicht befriedigt, ist *schön* im weitesten Sinne des Worts." Wir müssen bekennen, dass wir diese Worte durchaus nicht verstehen, und aus der wiederholten Durchlesung der darauf folgenden Erläuterungen nicht verstehen gelernt haben. Diese Erläuterungen nämlich, wiewohl einige Bemerkungen einleuchtend und wahr sind, sind eben so schwankend und unbestimmt. Hr. B. fühlt es selbst, wie wenig genügend seine Erklärung oder Beschreibung des Schönen ist; aber er schiebt die Schuld von sich hinweg auf die Natur der Sache. „Eine Definition des Schönen *kann nur eine schwankende Formel* seyn, auf die sich, wenn es zur unmittelbaren Anwendung kommt, die schickanirende Geschmacklosigkeit eben so zuversichtlich berufen mag, als der Geschmack." Auch scheint uns, als sey Hr. B. nicht ganz rein geblieben von den Ansichten „einer gewissen Schule," der er sonst eben nicht hold ist. Denn in seinem „wahrhaft menschlichen Daseyn," das oft bey ihm vorkommt, wenn es auch immer im Dunkel bleibt, scheint „das Rein-Menschliche" zu stecken, das wohl ehemals bespöttelt zu werden pflegte. Hr. B. nimmt auch eine *metaphysische* Schönheit an; denn „warum sollten nicht auch höhere Geister, wenn sie ästhetische Bedürfnisse fühlen, dasselbe schön finden können, was uns nach der Form unsers Daseyns so erscheint?" Freylich, warum sollten sie nicht? Was soll man darauf antworten? Soviel ist uns klar, dass Hr. B. von dem, was er schön nennen soll, verlangt, dass es das ästhetische Bedürfniss, das heisst, das Bedürfniss sich mit freyem Wohlgefallen für etwas ästhetisch (man erinnere sich der obigen Erklärung dieses Worts) zu interessiren, befriedige. Darauf wird IV die Foderung gegründet, „dass unmittelbar *interessant* seyn müsse, was schön heissen soll." Dem *Interessanten* wird das *Triviale*, das *Eckelhafte*, das *Langweilige* entgegengesetzt, mit einigen interessanten Bemerkungen. Das unmittelbar Eckelhafte soll das *Hässliche* seyn. „Wo durch Rohheit, oder durch Abstumpfung und Verkünstelung der Sinne und des moralischen Gefühls das physisch oder moralisch Eckelhafte aufhört, eckelhaft zu seyn, das ästhetische Bedürfniss aber übrigens nicht ruht, da entsteht der *ästhetische Cynismus*. Es giebt einen rohen Cynismus, und einen hoch cultivirten. Jener hat das Hanswurstheater für den Pöbel gegründet; dieser hat die *geistreiche Obscönität* (Ei!) so hoch gesteigert, dass er ihr neuerlich gar das Gewand der Heiligkeit umhängen konnte." Überhaupt wagt Hr. B. gegen das Schmutzige, wogegen *Jean Paul* eben so kräftig als trefflich geredet hat, gleichfalls ein keckes Wort zu sprechen. Wenn er aber von den Lustspielen des Aristophanes behauptet, „der unreine Stoff sey nicht schön, sondern *nur* die Darstellung," so möchte man sich über den Ästhetiker wundern, dass er eine solche Trennung machen kann. Wer ein wahrhaft genialisches Werk, und dafür werden die Lustspiele des Aristophanes ausdrücklich erklärt, in seiner ganzen Lebendigkeit auffasst: wie kann der an den armen Stoff denken, wie er etwa seyn möchte ausser dem Organismus dieses genialischen Werks? Ist denn die Blume nicht *ganz vernichtet*, wenn ihr wegnehmt, was ihre Herrlichkeit ist, die Form, die Farbe; bleibt denn noch ein Stoff zurück? Und ist

nicht in einem wahrhaft genialischen Werke der Stoff so von der Form durchdrungen, aufgelöset und verklärt, dass es wahrhafte Versündigung ist, diese Form von dem Stoff zu sondern, und von ihr zu sagen, sie sey nur schön? — V. „Nichts ist schön, was nicht, indem es unmittelbar interessirt, in einem *freyen Reflexionsgefühle* unmittelbar die *Einbildungskraft* beschäftigt." Wir dürfen uns aber bey der psychologischen Digression über die Einbildungskraft nicht aufhalten, was sie überhaupt ist, wie sie animalisch — wovon auch der Wurm seinen Antheil hat — und menschlich ist u. s. w. Hr. B. fährt auch hier fort, Alles in einem weiten Felde, oder vielmehr im Nebel zu halten, damit ja keine scharfen Umrisse hervortreten. Darum hat auch die Reflexion das Beywort *frey*, und den Anhang *Gefühl* erhalten, um zu verhüten, dass sie zu keinem Urtheile übergehe. Der Einbildungskraft wird verboten, beym Genusse des Schönen in der Wahrnehmung *schöpferisch* und *bildend* mitzuwirken: als ob der Genuss auch nur möglich wäre, wenn nicht die Phantasie die Wahrnehmung eben nachbildete, schaffte! Eben so müssen wir VI den *Unterschied* übergehen, der zwischen *regelmässiger* und *unregelmässiger Schönheit* gemacht wird. Wer überhaupt an dergleichen Unterscheidungen des Sprachgebrauchs Vergnügen findet, oder sie für nothwendig hält, der wird Hn. B. gewiss nicht ungern folgen; wie überall, so sind auch hier einzelne Bemerkungen fein und treffend. Dasselbe gilt von VII, nach welchem „zur vollkommenen *Schönheit* eine *schöne Form* mit einem (*mehr, oder weniger*,) bestimmten *Ausdrucke interessanter Gefühle und Gedanken* gehört;" und von VIII, nach welchem „Schönheit überhaupt *also* durchaus etwas Höheres ist, als Eleganz oder zufällige Correctheit *ästhetischer* Formen." Wir erinnern an das Gesagte. Ob aber wohl ein *Naturgegenstand den Typus seiner Gattung* darstellen kann? Gewiss nicht! mithin giebt es keine correcten Naturgegenstände. Es verdient Lob, dass Hr. B. auf das Streben nach Eleganz dringt, während er warnt, sie mit dem Schönen zu verwechseln. IX. „Schönheit wird zur *Grazie*, wenn sich der zarteste Reiz einer gefälligen Bedeutsamkeit des ästhetischen Ausdrucks in den Reiz der gefälligsten Form verliert." Wir haben diesen Abschnitt mit grossem Vergnügen gelesen. Zwar könnten wir wohl einige Erinnerungen dagegen machen, mögen aber die zarte Pflanze nicht berühren. Desto weniger hat uns der X Paragraph genügt, obgleich Hr. B. es uns ins *Gewissen* schiebt, seine Meinung anzuerkennen. „Alle vollkommene Schönheit neigt sich bald mehr zu dem *bloss Natürlichen*, bald mehr zu dem *Idealen* in der Befriedigung des ästhetischen Bedürfnisses, und heisst dann in theoretischen Gegensätzen bald *natürliche*, bald *ideale* Schönheit." — Nach dem, was Rec. über seine Ansicht gesagt hat, darf er hier über die ganze Scheidung in natürliche und ideale Schönheit nichts mehr hinzusetzen. Das Schöne ist ewig Eins und sich selbst gleich; es kann sich wohl auf verschiedene Weise offenbaren, aber es bleibt immer es selbst; auch fühlt Hr. B. selbst das beständige Zusammenseyn des Idealen und Natürlichen. Ob es wohl wahr ist, „dass die neuesten deutschen Idealisten das Schöne überhaupt mit dem Idealen verwechseln?" Rec. weiss nicht, wen Hr. B. unter diesen neuesten deutschen Idealisten versteht; auch weiss er nicht, wie weit der Dilettantismus gegangen seyn mag: aber das weiss er, dass kein Idealist, der sich versteht, und weiss, was er will, das, was Hn. B. das Ideale ist, mit dem Schönen verwechselt. Über Hn. B. Begriffe vom Idealisiren der Kunst ist Rec. nicht ganz im Reinen. Er läfst das *Ideale der Kunst* (wir erfahren nicht recht, was das ist,) *anfangen*, wo die Natur *aufhört*, „wenn die Künstlerphantasie, ohne den *Typus der Natur* in seinen wesentlichen Zügen zu verletzen, diesen Typus zu einer idealen Höhe steigert, wo der Gegenstand der ästhetischen Reflexion als überirdisch erscheint." Nun ist *Typus der Natur* Hn. B. entweder die Norm, wornach die Natur bey der Bildung ihrer einzelnen Gestalten verfährt, das Vorbild dieser Gestalten, was darum in keiner erscheint, weil es in allen vorkommt, mit Einem Worte: die Idee, die göttliche Idee der Naturschöpfungen; oder der Typus der Natur ist ihm die Erscheinung selbst. Im ersten Fall würde das Idealisiren darin bestehen, dass der Künstler die göttliche Idee noch mehr zur Idee machte, was doch wohl unmöglich ist; im zweyten würde es darin bestehen, dass er eine gemeine Erscheinung zur Idee hinaufsteigerte, welches wir nicht wohl begreifen, wenn es auch nicht unwürdig wäre. Auch scheint das letzte nicht des Vf. Meinung zu seyn. Die Künstlerphantasie der Griechen soll aus dem Typus der menschlichen Gestalt das Thierische, so weit als möglich, verdrängt haben, ohne das Menschliche zu zerstören: *das* gab Göttergestalten! — Müde, noch mehr aufzuzählen, was schön ist, und was nicht schön ist, thut Hr. B. im XI endlich den Ausspruch, „dass man umsonst versuche, durch systematische Analyse (die wir also bisher gehabt haben!) die unzähligen Modificationen der Schönheit überhaupt zu erschöpfen, dass aber unter ihnen *vorzüglich* drey Schönheiten in Betracht kommen: *die reine der Formen, die erhabene* und *die komische Schönheit*. Von jener ersten Schönheit handelt alsdann *das zweyte*, von der zweyten *das dritte*, und von der dritten *das vierte Kapitel*.

Form überhaupt ist Hrn. B. der Inbegriff reiner Verhältnisse und Beziehungen, als solche betrachtet. „Die reine Schönheit einer Form beruht, nach ihm, immer auf ästhetischer Einheit in einer ästhetischen Mannichfaltigkeit." Es wird nicht eigentlich klar gemacht, was darunter verstanden wird; aber man sieht, dass der Baumgartensche Begriff der Schönheit sich hat gefallen lassen müssen, bloss auf die Schönheit der Form beschränkt zu werden. Und darin geschieht ihm schwerlich Unrecht. Die Schönheit der optischen und akustischen Formen u. s. w. ist leicht durch die Anwendung des allgemeinen Satzes bestimmt. Wir übergehen Alles. Das, was über *das Erhabene* gesagt ist, haben wir mit Vergnügen gelesen. Es ist

auch, nach unserer Meinung, leichter darüber etwas Treffendes zu sagen, als über das Schöne, besonders da Kant — er hat, wie uns scheint, über keinen ästhetischen Gegenstand so trefflich gesprochen — und Andere nach ihm soviel Wahres darüber gesagt haben. Mit wenigen Worten entsteht das Erhabene nach Hn. B., wenn in der Natur und Kunst etwas Groses so auf uns wirkt, dass unser Geist sich selbst zu verlieren anfängt, und die Vorstellung des Unendlichen aufgeregt wird. Die Unterscheidung des Erhabenen vom Erschütternden, Furchtbaren und Schrecklichen ist nicht unheilsam. Wenn aber „das Erhabene in seiner Vollendung nie ohne den Reiz des *Wunderbaren* ist:" so ist wenigstens klar, dass es in *der Natur* kein vollendetes Erhabene geben kann; denn in der Natur wird ja doch nichts Wunderbares vorkommen sollen. — *Vom Komischen* heisst es: „wenn ein Gegenstand durch eine witzige und sinnreiche, oder witzig und sinnreich scheinende Composition in Verhältnisse tritt, in denen er *lächerlich* erscheint, so heisst die ästhetische Form desselben komisch." So wie Viele gefühlt haben, dass es leichter ist, etwas Lächerliches, im Einzelnen, lächerlich zu finden, als zu sagen, was das ist, wodurch es lächerlich wird, so auch Hr. B. Daher sind seine Bemerkungen über lächerliche Objecte auch besser gerathen, als seine Erklärung des Lächerlichen selbst. Er unterscheidet das Lächerliche von dem Komischen, welches eine Modification des Witzigen und Sinnreichen genannt wird. Wenn in einer ästhetischen Form etwas lächerlich erscheint, so soll die Form komisch seyn; das Lächerliche selbst wird eine Modification des *Ungereimten* genannt. Unter welchen Bedingungen aber das Ungereimte, den Reiz des Lachens verursacht, das müssen wir mit Hn. B's. Worten sagen. „Wir müssen auf eine eigene Art überrascht werden, von etwas Widersinnigem oder widersinnig Scheinendem in Augenblicken, da kein stärkeres Gefühl die physische Wirkung dieses Überraschens zerstört. Dann *geht* die *Reflexion*, die mit dem Widersinn sogleich nichts anzufangen weiss, plötzlich *in eine physisch-kitzelnde Erschütterung*, besonders *des Unterleibes* und der Lungen *über*, und *äussert sich als ein Lachen*." Wir überlassen es gerne dem Leser, zwischen dieser Theorie, und dem, was Kant, Jean Paul und andere darüber gesagt haben, zu wählen. Aber seltsam dürfte doch Manchem die Theorie erscheinen, nach welcher „der Genuss des Komischen nie ein rein ästhetischer Genuss seyn soll," weil ein ewiges Missverhältniss zwischen der Form und dem Stoffe Statt findet, das durch keine Kunst aufgehoben werden kann. Offenbar ist ein Kunstwerk Hn. B. nie eine Schöpfung aus Einem Stücke, wenn so zu reden erlaubt ist, sondern der Stoff ist etwas für sich, und die Form ist etwas für sich, und beide werden einander dann etwa so nahe gebracht, als es Gottes Wille ist. — Darauf über das *Hochkomische*, *Burleske*, *Naive*, *Humor* und *Laune*. Den Schluss macht *die Caricatur*.

Da wir uns bey dem ersten Theil so lange aufgehalten haben, so können wir Hn. B. in dem zweyten — *Theorie der schönen Künste* — um so weniger begleiten, je reichhaltiger und mannichfaltiger die Gegenstände sind, die in ihm zur Sprache gebracht werden. Im Ganzen bauet freylich dieser zweyte Theil auf die allgemeinen Grundsätze, die der erste aufstellte, fort; aber er ist unstreitig viel besser gerathen, als der erste, und wenn wir auch dem Vf. nicht selten zu widersprechen gezwungen sind, so können wir doch nicht umhin, ihm oft im Einzelnen beyzustimmen. Vieles haben wir mit wahrem Vergnügen gelesen, Z. B. was über den Gegensatz der griechischen und romantischen Kunst gesagt ist. Die Bewegung ist freyer, der Ausdruck im Ganzen schärfer; Manches ist vortrefflich gesagt; und überall, wo es auf bestimmte Kunstwerke ankommt, zeigt Hr. B., ohne im Mindesten damit zu prunken oder dadurch unbehülflich zu werden, eine reiche Kenntniss der alten, wie der neuen Literatur, und einen guten Geschmack. Sein poetischer Sinn ist gewiss richtiger und feiner als seine Ansicht bestimmt; was er lobt, ist gewiss lobenswürdig, was er tadelt, tadelnswerth; aber warum er es eigentlich lobt oder tadelt, weiss er nicht so bestimmt anzugeben. Nur über ein Paar Puncte Einiges, bloss um zu zeigen, dass wir auch hier gegen Manches Bemerkungen machen könnten. — *Das höchste Gesetz* der schönen Kunst wird in die *ästhetische Nachahmung der Natur* gesetzt. Diese ästhetische Nachahmung wird der *gemeinen* entgegen gestellt, und es wird zu ihr gerechnet, dass der Künstler erstens den Naturgegenständen, die er darstellen will, ihre *ästhetische Seite* absehe, und zweytens, dass er in *den Geist der Natur* eindringe. Aber welche ist denn die *ästhetische* Seite eines Naturgegenstandes? Nach dem, was bey II im ersten Theile gesagt ist, sollte man glauben, das Ästhetische sey *bloss* in dem Subjecte, welches nun einmal ein freyes Wohlgefallen über irgend etwas empfindet. Oder soll das die ästhetische Seite seyn, was das freye Wohlgefallen mit dem dazu gehörigen Anhang in dem Subjecte erweckt? Und was ist der Geist der Natur? „Geist der Natur ist das Gesetz des unendlichen Lebens in der Entwickelung organischer Gestalten." Da hinein also, in das Gesetz hinein, soll der Künstler dringen? „Ins Innre der Natur dringt kein geschaffner Geist," sagte man sonst. Wir lassen das dahin gestellt seyn; möchten aber wissen, ob wohl jemals ein Künstler das Gesetz ergründet habe, nach welchem das unendliche Leben organische Gestalten entwickelt. Dass ihr doch immer dem Künstler Gesetze geben wollt! Der Künstler, wovon die Ästhetik wissen soll, der vollendete Künstler bedarf keines Gesetzes. Das, was er thut, das ist die Offenbarung eines Gesetzes, das in ihm ist. In jedem Fall hat Hr. B. bey diesem Ausspruch wohl nur an plastische Kunst gedacht, die einigen Schein für die Wahrheit desselben giebt; die Poesie, die doch auch ja schöne Kunst ist, giebt schwerlich auch nur diesen. — Eine eigene Beschreibung des *Genie's* findet sich hier, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten können. „Was man auch Alles bey dem misshandelten Worte Genie zu denken verwöhnt seyn

mag, es giebt eine Freyheit des Geistes, mit der die Menschheit im Menschen anfängt; und wo diese Freyheit als die höchste intellectuelle Selbstständigkeit *das kaum zu Erfindende* erfindet, und *das kaum zu Entdeckende* entdeckt, *da* ist sie der Genius der Kunst und der Wissenschaft, oder *das wahre Genie.*" Weil dieses Genie sich gewiss selbst Eingang in die Welt verschaffen wird, so geben wir ihm kein Wort zu seiner Empfehlung mit; was Hr. *B.* selbst noch hinzusetzt, ist wahr und trefflich.

Aber wir dürfen nichts mehr hinzusetzen, um den Lesern unser Urtheil über das Ganze und Einzelne klar zu machen, so wie wir sie in den Stand gesetzt zu haben glauben, selbst zu urtheilen. Es würde uns zu weit führen, wenn wir uns auf die Beurtheilung der Ansicht der einzelnen Künste einlassen wollten.

Δ9.

KURZE ANZEIGEN.

NUMISMATIK. *Paris,* in der kaiserl. Druckerey: *Histoire métallique de la Révolution française, ou Recueil des Médailles et des Monnoies, qui ont été frappées depuis la convocation des états-généraux jusqu'aux premières campagnes de l'armée d'Italie; par A. L. Millin, Membre de l'Institut, et Conservateur des Médailles à la Bibliothèque impériale de France.* 1806. 62 S. in 4. mit 26 Kupf. (9 Rthlr. 8 Gr.) Der Gedanke, merkwürdige Begebenheiten auf Münzen zu verewigen, ist nichts weniger als neu. Schon das alte Rom gab uns hievon nachahmungswürdige Beyspiele: denn fast alle ihre gangbaren Münzen verewigten merkwürdige Vorfälle, und waren also gewissermassen eine bildliche Darstellung ihrer Zeitgeschichte. Daher ist es sehr zu verwundern, dass man in Frankreich so spät (erst im 15ten Jahrhundert) dieses nachzuahmen anfing, und noch später, solche Münzen in Schriften bekannt zu machen. Nur von Ludwig XIV an kennt man erst publicirte Sammlungen französischer Gedächtnissmünzen mit ganz kurzen historischen Erläuterungen.

Eine weitere Fortsetzung der französischen Geschichte in Münzen und Medaillen ist gegenwärtiges Werk, das uns die Revolution dieses Reichs von Neuem vergegenwärtigt. Die hier abgebildeten Münzen und Medaillen, deren Zahl 117 Stück ausmacht, hat Hr. *M.* nicht allein gehörig beschrieben, sondern auch überall die besonderen Vorfälle und Gelegenheiten angegeben, auf welche jede von ihnen geprägt wurde, so dass der historische Werth dieses Werks überall sichtbar ist. Nur Einen Wunsch erlaubt sich dabey Rec., nämlich dass der Vf. nicht zu sehr mit der Herausgabe geeilt haben möchte, theils, damit die Kupfer etwas besser hätten ausfallen können, theils aber auch, damit der Arbeit mehr Vollständigkeit zugewachsen wäre. Was die Kupfer anlangt, so sieht Rec. wohl ein, dass diese bey manchen Stücken nicht besser ausfallen *konnten,* wenn sie den Originalen treu bleiben sollten, weil deutlich erhellet, dass mancher Stümper in der Kunst einen Drang in sich gefühlt haben mag, einen Stempel zu schneiden; aber doch hätten die übrigen Münzen und Medaillen, von welchen die Originale gut waren, besser nachgebildet werden sollen. Die hier fehlenden Medaillen sind, so weit Rec. hievon Kenntniss hat, mehrentheils in Berlin und in Dresden geprägt. Dieses würde den Hn. *M.* entschuldigen können, wenn es ihm an Bekanntschaft und Verbindungen in Deutschland fehlte. Da er aber mehrere an diesen beiden Orten gefertigte Medaillen in seinem Werke aufführt, so konnte er aus eben der Quelle, aus welcher er die vorkommenden Stücke erhielt, vermuthlich eben so leicht auch die fehlenden erhalten. Indessen kann dieser Mangel gut gemacht werden, wenn es dem Vf. gefallen sollte, ein Supplement heraus zu geben. — Da auch Courant Münzen aufgenommen worden sind, so hätten auch die Assignate nicht weggelassen werden sollen, weil diese eine Zeitlang als baares Geld galten. Wenn von jeder Art eins abgebildet wird, wie es nothwendig ist, so macht auch dieses schon einen Theil des Supplements aus.

Die Kupfer zu dem zweyten Theile dieses Werks, der die merkwürdigen Zeiten des grossen *Napoleon* in Münzen und Medaillen vorlegen soll, werden hoffentlich besser ausfallen, da der Künstler leichter von den grossen Thaten dieses Helden begeistert werden kann, als von jenen Greuelscenen der Revolution. Wir wünschen übrigens, dass der Vf. diesen zweyten Theil nicht auf einmal, sondern Heftweise herausgebe, damit er das, was seiner Aufmerksamkeit etwa entgeht, leichter nachholen, und sodann auch die noch folgenden Medaillen und Münzen diesem Werke einverleiben könne. Wa.

Ohne Druckort: *Abbildung und Erläuterung der funfzehn Denkmünzen, welche bestimmt waren, an dem pariser grossen Feste unter die französische, aus Deutschland zurückgekehrte Armee ausgetheilt zu werden.* 1806. 15 S. in 8. Nebst Abbildungen dieser 15 Denkmünzen. (8 gr.) Als man diese Medaillen prägte, vermuthete man freylich noch nicht, dass, ehe diese Feste gegeben werden könnten, der grosse Napoleon sein Andenken noch durch mehrere Gross-Thaten verherrlichen würde, und dass also zu diesen Denkmünzen noch mehrere hinzu kommen müssten, wenn etwas Ganzes geliefert werden sollte. Indessen kann man diese Sammlung als den ersten Abschnitt ansehen, dem wahrscheinlich ein zweyter folgen wird, da der berühmte Denon, der den Obergeneral *Bonaparte* in Ägypten begleitete, auch in Europa dem Kaiser *Napoleon* folgt.

Der kleine Tadel, den die feinere Kritik hie und da anbringen könnte, verdunkelt das Lob keinesweges, das jeder gelehrte Kenner und Kunstfreund den Erfindungen des sinnreichen *Denon* zugestehen muss, besonders da die Erinnerungen, welche man dabey machen könnte, immer nur auf verschiedenen Meinungen und Ansichten beruhen. Im Ganzen muss man doch gewiss *Denon* die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er nicht allein im Geist der Alten dachte, sondern dass er auch sogar hie und da einen Gedanken besser verarbeitete und ihm einen besseren Schwung gab, als man oft bey alten Münzen auf ähnliche Vorfälle findet. Übrigens sind diese 15 Denkmünzen sämtlich von *Denon* erfunden, aber gravirt sind sie unter seiner Aufsicht von *Droz, Andrieu, Brenet, Jaley* und *Galle,* die sich alle schon als vorzügliche Stempelschneider bekannt gemacht haben. Sie fangen, nach der Geschichte, an mit der Abreise des Kaisers, der Aufhebung des Lagers von Boulogne und dem Übergange über den Rhein den 15ten September 1805, und gehen bis auf die Vermählung der französischen kaiserlichen Prinzessin Stephanie mit Prinz Ludwig von Baden 1806. Dass sich darunter auch Medaillen auf die Einnahme von Ulm und Memmingen, von Wien und Presburg, so wie auch auf die Schlacht bey Austerlitz, auf die Eroberung von Neapel u. s. w. befinden, kann man leicht denken. Wollte man den genaueren Inhalt und die Erklärung der Embleme einer jeden Medaille anführen, so müsste man die kurzen und bündigen Beschreibungen des Vf. gerade zu abschreiben, oder man würde eine Recension liefern, die weitläuftiger wäre, als die kleine Schrift selbst. Es ist auch nicht einmal nöthig eine einzige Erklärung zum Beyspiel anzuführen, da die gute Manier und die Gründlichkeit des Vfs. bey Erläuterungen von Münzen und Medaillen schon aus seinen *numismatischen Annalen* hinlänglich bekannt ist.

Wer auch nicht Münzfreund ist, sondern sich nur für die Geschichte der Zeit, in der wir leben, interessirt, wird sich freuen, die treuen Abbildungen dieser Medaillen, die man nicht in Silber, ja auch nicht einmal in Kupfer oder Zinn um einen ganz geringen Preis haben kann, mit den zweckmässigen Beschreibungen um einen so billigen Preis bekommen zu können; und der zweyten Suite solcher wichtigen Denkmünzen, die nach den grossen Begebenheiten unserer Tage gewiss zu erwarten steht, wird jeder Freund der Geschichte, der Kunst und der Münzwissenschaft mit Vergnügen entgegen sehen.

Wz.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 JANUAR, 1807.

GESCHICHTE.

Frankfurt, bey Mohr: *Der rheinische Bund.* 1806. Zwey Hefte. 352 S. in 8.

Konnte je eine Zeitschrift passender seyn, als deren Gegenstand eben in seiner Entwickelung ist? welche nicht nur die Acten seines Ursprungs und Gangs vollständig, sondern, wie der Chor in den alten Tragödien, auch die Besorgnisse, Warnungen, Freuden des Publicums in ursprünglicher Ächtheit liefern kann! In diesen Chor wollen auch wir uns mischen. Nichts ist vollendet; constituirt allenfalls der Bund, aber, wie in der Kindheit geschieht, sein Geist noch nicht ausgesprochen. Wer sie seyen, die Mitglieder, welche den Bund ursprünglich angenommen, aus was für Ländern ihre Staaten bestehen, und ihr auswärtiges Verhältniss wird hier vorgelegt, und man hört von ihrem Benehmen gegen Mediatisirte und von gewissen öffentlichen Verpflichtungen — etwas: Die Hauptsache, nachdem sie der gewesenen Gesetze entbunden und souverän erklärt worden, was für allgemeine Gesetze der Bund, welche jeder sich selbst vorschreiben werde, hievon künftig, wie die Zeit es lehren wird. Man muss dem grossen Stifter nachsagen, dass Er es ihnen an Gelegenheit, so wie an dem Vermögen, Gutes zu thun, durchaus nicht hat fehlen lassen; er hat nicht mehr als die Grundlinien vorgezeichnet; was den Bund nationalisiren, was jedem Deutschen werth machen muss in diesen Kreisen zu leben, diess einzurichten, überliess er *ihrer* Weisheit. Nicht mit Unrecht, noch aus übertriebenem Zutrauen. Der Verstand, auf welchen er bey Deutschen rechnen zu sollen glaubte, muss jeden lehren, der Souverainetetserklärung sich fürstlich (nicht wie Jünglinge die vom Hofmeisterjoch loskommen,) zu bedienen. *Alles,* sagt er, möget ihr nun thun. Aber nicht sagt er, was immer ihr vornehmt, ist recht und nützlich. Wenn die Unterthanen unzufrieden würden, und öfters der Protector, auch wohl mit Macht, einschreiten müsste; wenn durch die Verstopfung der gesetzlichen Äusserung öffentlicher Meinung rohe Ausbrüche gereizt würden; wenn durch die Vernichtung ordnungsmässiger Schuldengarantien der Credit eben dann fiele, wo man sein öfter bedürfte, und endlich die Völker, wie für den Fürsten die Treu, so für das Vaterland den Muth einbüssten, und bessere Existenz unter fernen Himmelsstrichen dem Sclaven- und Bettler-Leben zu Hause vorzögen: was könnte man mehr beklagen, als den *Missverstand* über den *Geist* der neuen Ordnung der Dinge? Formen wurden durch dieselbe gelöst, welche als Schuldigkeit manchem lästig seyn mochten, deren Erneuerung und Vervollkommnung aber aus freyer Gnade das erste Pfand einer guten Regierung werden kann. Überhaupt wir alle, Regenten und Völker, laborirten an dem Aberglauben an längst erstorbene Namen und Formeln; die ersten edlen Zwecke waren über dem Schlendrian vergessen; es war, wie in Religionen zu geschehen pflegt, Ceremoniendienst geworden, ohne Wahrheit, ohne Leben. Dieser Todesschlaf wurde durch gewaltige Stösse gestört. Sollte der Friede darin bestehen, dass der Grossvater-Stuhl wieder an seinen Ort gesetzt würde, damit wir fein fortschlummern? Nein; all der todte Buchstab, all die eingebildeten Stützen, an die man sich zu lehnen pflegte, es ist alles ab; alles reducirt sich auf Geist und Kraft. Nach dem Gesetz vermag der Fürst alles; aber seine Lage schreibt ihm vor, was er wollen *darf;* kein Reichsgericht verpflichtet ihn, aber das klare Interesse seiner *Existenz.* Der Nation ist in diesen Acten eben selten erwähnt — weil sie sich *von selbst versteht; ohne sie, wider* ihre öffentliche Meinung, die so mancherley Organe hat, wird keiner dieser Fürsten sicher und glücklich regieren zu können glauben. So wenig ein Gesetz nöthig war, dass die Menschen im rheinischen Bund ferner von Speise und Trank leben sollen: so wenig dürfte gesagt werden, dass die Grösse seiner Fürsten ganz eigentlich von ihrem Einverständniss mit der Nation herkommt. Einen starken Beweis, dass dem so ist, dass es so, und nicht anders genommen werden muss, liefert ein Fürst, von dem man wohl glauben kann, dass er den Geist des Protectors aufgefasst habe — *der Grossherzog von Berg.* Neben den Actenstücken, wodurch der Erlaubniss gemäss, in verschiedenen Ländern die ständische Verfassung als unnütz, als kostspielig, aufgehoben wird, lesen wir vom Grossherzog *Joachim* die Ausschreiben, wodurch er die verschiedenen Stände seiner Gebiete zu Einem Landtage vereinbart, freundlich mit ihnen spricht, sie hört, ihnen Theilnahme an der öffentlichen Fürsorge giebt. Ohne Zweifel werden die folgenden Hefte uns belehren, wie auch anderswo die ursprünglich deutschen Fürsten die Zeit benutzt, um solche Versammlungen *vollkommener zu organisiren.* Je mehr Einheit, Stärke, Befriedigung, Zweckmässigkeit, Fortschritte, desto besser würde der Plan erfüllt, statt einer veralterten, den Keim Einer trefflichen Verfassung Deutschland zu geben: wozu der edelste Wetteifer der alten und neuen Fürsten das Beförderungsmittel würde. Im

Übrigen ist alles in dem Bunde der Zeit gemäss, die Leitung, der Schutz in der mächtigsten Hand, wie der Augenblick es forderte. Wir haben diese Betrachtungen voraus geschickt, um den Gesichtspunct zu bestimmen, aus dem wir Schriften über diesen Bund beurtheilen werden.

Der Inhalt beider vorliegenden Hefte ist folgender: Grundvertrag des Bundes 12 July 1806; die Acten der Auflösung des deutschen Reichs, (welche nicht ohne Rührung zu lesen sind. Das Reich der Ottone, der Heinriche, der Hohenstaufen, das im grossen Zwischenreich von aussen unversehrt blieb, der Gegenstand so vieler Gesetzgebersorgen, so vieler grossen Kriege um sein Gleichgewicht, so vieler grossen Helden und Weisen, so tapferer Krieger, so nützlicher Erfinder verehrungswürdiges Vaterland! Doch, der Phönix hat seine Zeiten, er würde nie mehr jung, wäre er nicht Asche geworden.) Ansicht vom rheinischen Bunde S. 56: Ohngefähr 2350 Quadratmeilen, achtehalb Millionen Menschen, fruchtbare Länder; der Mayn, der Neckar, treffliche Abzugskanäle; Wunsch der Herstellung des Altmühlcanals. (Allerdings; in der Natur, in der Nation, vortrefflicher Stoff; alles kömmt auf die Benutzung an. Die Staaten Alexanders waren noch schöner; wie blühete ein Theil unter den ersten Ptolomäern, den ersten Seleuciden! Eben diese Reiche, wie elend, als die erste Sorge jedes Fürsten ward, mit Hülfe oder unter Zulassung Roms, auf Unkosten des Nachbars, ein Ländchen mehr an sich zu ziehen, einander zu überbieten, zu supplantiren!) Bayrische Auseinandersetzung mit den Grafen Fugger, S. 67. Erläuterung der Verhältnisse des Fürsten von der Leyen, der auch das altberühmte Hohengeroldsek besitzt, S. 89. Acten verschiedener Besitzergreifungen, S. 91. (Grosse Opfer werden dem Unternehmen einer besseren Gestaltung Deutschlands gebracht; keines zu gross, wenn die Nation dadurch emporkömmt. In der That ist es zu hoffen, in Staaten, welche nicht mehr *so* klein sind, Selbstgefühl zu ersticken, wie in engen heissen Stuben der Athem schwer wird, und nicht zu gross werden, um die Unberücksichtigung der Meinung des Volks begreiflich zu machen: man bleibt dem Regenten doch nahe, er darf sich nicht über so viel hinwegsetzen, die öffentliche Stimme bleibt hörbar — nicht wie man im altrömischen Reich von Hadrians Wall bis an den Euphrat hätte schreyen müssen.) Auflösung der Reichsgerichte und Kreisversammlungen, S. 128, (die sich lange überlebt hatten). (Einstweiliges!) Aufhören der Landtage, S. 134. Schreiben des Fürst Primas an die Mitglieder des Bundes, S. 147. (Es war wohl nicht leicht, einem Fürsten die Leitung der Bundsgeschäfte aufzutragen, der neuer und schöner Ideen empfänglicher, mit reineren Absichten und edlerer Gutmüthigkeit handeln würde. Hievon zeuget schon dieses Schreiben; mehr wird man bey Eröffnung der Tage sehen, wenn das grosse Geschäft einer Gesetzgebung für den Bund einst anfängt, wenn jeder aufzuopfern haben wird, auf dass alle bestehen, und jedem sein Volk sich anschliesse, wenn es darauf ankommen wird, sich selbst zu binden, um die Freyheit und Würde unverletzlicher zu machen.) Über die Gutmüthigkeit und Billigkeit, womit in diesen Zeiten das Schicksal der Diener und Gläubiger aufgelöster Staaten, endlich auch des Reichs selbst, bedacht wird, (worüber fernere Auskunft erfreulich wäre, wenn, wie wir hoffen, die Zusagen und Verpflichtungen wirklich überall ins Werk gesetzt und nöthigenfalls supplirt werden).

Der zweyte Heft liefert S. 161-216 einen gründlichen Aufsatz über eine Frage, Kammer-Schulden geistlicher Fürsten betreffend. Wir wünschten bloss, dass mit der Veränderung so vieler heilig und ehrwürdig geachteten Dinge auch in der Schreibart juristischer Aufsätze, überhaupt im Geschäfts-Styl, eine vorgehen möchte. Diese langen, langen verwickelten Perioden halten viele von der Lesung, von dem Verständnis, verdienstvoller Schriften ab. Sonst sind in diesem Hefte die Äusserungen des Kaisers *Napoleon* über den Bund S. 240 besonders merkwürdig, (mit unserer Ansicht ganz übereinstimmend: Nämlich, dass, von aller Einmischung, so gut wie von gewaltsamer Kränkung, ungestört, das neue Gemeinwesen alle Freyheit habe, diejenigen inneren Massregeln zu ergreifen, durch die es am fröhlichsten emporblühen mag. Der einsichtsvolle Fürst ist weit entfernt, was er für die Mannichfaltigkeit der Verhältnisse seines grossen Kaiserthums, und nach den gebietenden Umständen, die aus augenblicklichen Ereignissen folgen, für dasselbe gut findet, einem alliirten Bundes-Staat, oder dessen Gliedern, als Muster oder Gesetz vorzuschreiben; er verweiset sie auf *ihre* Lage, ihre Nationalbedürfnisse und Ideen; sie dürfen, sie sollen *darnach* handeln.) Es kommen hierauf die Actenstücke über den Anfang des gegenwärtigen, so unbegreiflichen, als in der neueren Geschichte beyspiellosen Kriegs, welcher die nähere Entwicklung der deutschen Verfassung nicht wenig beschleunigen wird. Jene nachahmungswürdigen Vorgänge im grossherzoglich bergischen Staat, (wozu wir die Organisation der Landräthe mit rechnen,) werden in diesem Hefte vorzüglich beschrieben. Wir haben nächst denselben die fürstprimatische Besitznahme der Stadt Frankfurt am liebsten gelesen, weil dabey die zarteste Schonung der althergebrachten Verfassung, und ein nicht so herrisches, als *väterliches* Benehmen zu sehen ist. Ungern brechen wir ab; was den rheinischen Bund betrifft, soll ferner zu rechter Zeit, und mit der Freymüthigkeit angezeigt werden, die nie nöthiger war, und, nach unserer Überzeugung, vollkommen erlaubt ist.

Ths.

Paris, in der Druckerey des gesetzgebenden Corps: *Histoire générale des Finances de la France, depuis le commencement de la monarchie; pour servir d'introduction à la loi annuelle ou budget de l'empire français, par Mr. Arnould (de la Seine), ancien jurisconsulte, ex-directeur de la balance du commerce,*

président de la section des finances du tribunat, et membre de la légion d'honneur. 1806. 4. XII S. Vorrede, Inhaltsverzeichnifs und Dedication an Hn. *Fontanes*, Präfidenten des gefetzgebenden Corps; 224 S. Text; 164 S. Noten und Beylagen 4.

Rec. ist mit grofser Begierde an diefs Werk gegangen, weil er hoffte, von einem Mann, wie *Arnould*, der durch feine früheren Schriften als ein fleifsiger und unterrichteter Autor ihm bekannt war, nähere, befriedigende und hinlänglich erläuterte Kenntniffe von dem jetzigen Finanz-Zuftande Frankreichs zu erhalten. Ihm waren gar nicht unbekannt die jährlich bekannt gemachten Budgets, die dem gefetzgebenden Corps mitgetheilt werden, und die jedem aufmerkfamen, oder für diefe Gegenftände fich interessirenden Lefer gleichfalls bekannt feyn werden. Allein Jeder, der jene Budgets, wie fie es verdienen, ftudirt hat, wird auch mit dem Rec. einverftanden feyn, wie viel ihnen noch fehlt, um durch fie zu einer genauen Kenntnifs und Einficht des ganzen Ganges, der Organifation und Manipulation der franzöfifchen Finanzen zu gelangen. Manches darin wird verfchwiegen, übergangen aus politifchen Gründen. Rec. hegt keine ftrafliche Neugierde; aber Vieles wird als bekannt vorausgefetzt, das in einem Werke, welches, als Einleitung in die jährliche Darftellung des Finanz-Zuftandes dienen foll, billig erwähnt werden mufste, und ohne allen Nachtheil erwähnt werden konnte. Ohne weitläuftig zu feyn, da wir blofs für folche fchreiben, die mit dem Ganzen im Allgemeinen bekannt find, wird Jeder wohl über den Zuftand des Tilgungs-Fonds, die Liquidationen der noch unliquidirten Schulden, über die Rückftände und ihre Deckung eine Nachricht, und eine lichtvolle Darftellung der Veränderungen in den franzöfifchen Finanzen, die im J. IX vorgenommen wurden, und noch jetzt dem Ganzen zum Grunde liegen, gewünfcht haben. Die Erfüllung diefer Wünfche und Hoffnungen aber war wohl um fo natürlicher von dem Präfidenden der Section der Finanzen im Tribunat zu erwarten, da er vor fo vielen anderen dazu gefchickt feyn mufste, und da gleichwohl in keinen uns bekannten Acten diefe fo billigen und gegründeten Foderungen bisher befriedigt worden waren.

Allein in diefer Hinficht haben wir uns gänzlich getäufcht gefunden. Denn Hr. *A.* giebt in der That über den neueften Zuftand der franzöfifchen Finanzen nichts, als einen magern Auszug aus dem Budget des J. XII, feinen Rapport als Tribun über das Budget vom J. XIII, mit einigen unbedeutenden Noten und anderen Kleinigkeiten, was der Moniteur bereits längft und weit vollftändiger mitgetheilt hat. In diefer Hinficht, und wenn man folche Erwartungen hegt, wird man unbefriedigt, ja nicht ohne Unwillen das Buch verlaffen, da der Vf. ohne die Vorfchriften der Discretion, die er als öffentlicher Beamter beobachten müfste, zu überfchreiten, fo Vieles zur Belehrung mittheilen konnte. Ja man wird verfucht anzunehmen, dafs es ihm an der Kraft fehle, den Geift des befagten Syftems aufzufaffen, und lichtvoll darzuftellen, dafs er vielmehr nur zur Compilation von Tabellen gefchickt fey, wie auch feine früheren Schriften davon die Beweife enthalten.

Indefs in einer anderen Rückficht ift das Werk unterrichtend, und nicht ohne Verdienft. Wenn der jetzige Zuftand der Finanzen nur fehr unvollkommen daraus erkannt wird: fo behauptet es doch einen hiftorifchen Werth, um über den früheren Zuftand jener von der Römer Zeit an bis auf die Revolution einige anfchauliche Kenntnifs zu erhalten. Der Text enthält diefe Gefchichte, die Noten und Beylagen die nöthigen Belege und Tabellen. Die Gefchichte felbft ift als kurze Überficht ganz brauchbar; dem Unkundigen mag fie auch recht erfreulich feyn; der Kundige aber wird wenig Neues hier finden. Wer nicht durchaus ein Neuling in der franzöfifchen Gefchichte ift, dem werden die Refultate, fo wie fie hier gegeben werden, im Ganzen gewifs nicht unbekannt feyn, wohl aber wird er ein gröfseres Detail höchft ungern vermiffen. Verhältnifsmäfsig am unterrichtendften und ausführlichften hat uns die Gefchichte der Finanzen zur Zeit der Herrfchaft der Römer gefchienen. Dafs während des Feudalzuftandes von öffentlichen Finanzen fo gut als gar nicht die Rede feyn könne, verfteht fich von felbft. Seitdem das Lehns-Syftem mehr zertrümmerte, allmählich erft von Philipps des Schönen Zeiten an, befonders feit 1302, ergeben fich wieder eigentliche öffentliche Ausgaben, Einnahmen, Schulden. Allein, wie bereits bemerkt worden, kritifche Prüfungen des Verfahrens der nach und nach aufkommenden Finanz-Minifter mufs man hier nicht fuchen, fondern fich meift mit einem dürren, längft bekannten Refultate begnügen. Wir haben keine einzige befriedigende Analyfe des Verfahrens der Finanz-Minifter gefunden; und wie belehrend, wie höchft unterrichtend hätte eine folche gleichwohl ausfallen müffen, und wir wagen es zu behaupten, wie leicht hätte nicht fchon allein mit Hülfe der gedruckten Werke ein folches Unternehmen gelingen müffen, wenn nur Fleifs, Kenntnifs und Geift nicht fehlten!

Somit hält Rec. die Noten, Beylagen und Tabellen bey weitem für den trefflichften Theil des ganzen Werks; doch find auch diefe von gar verfchiedenem Werthe; und wenn manche zwar ganz unbedeutend find, fo geben andere defto fchönere Auffchlüffe, und können als Hülfsmittel und Vorarbeiten zu einem dereinft zu liefernden, geiftvolleren und befriedigenden Werke dienen. Faft nirgends haben wir zwar gefunden, dafs archivalifche Nachrichten zum Grunde liegen, die, wie es fcheint, gleichwohl dem Vf. zu Gebote ftehen mufsten; allein die Belege find aus den gedruckten befferen Schriften, die auch zum Theil auf den reichften Bibliotheken in Deutfchland fehlen, recht gut von dem Vf. zufammengeftellt worden. Von etlichen der befferen Beylagen wollen wir einige Auszüge beyfügen. In der 4 Note findet fich eine Vergleichung des Preifes der Dinge zu Carls des Grofsen Zeit und am Ende des achtzehnten Jahr-

hunderts; und wenn zwar der Gehalt des Geldes, und der Gehalt der angeführten Masse in so frühen Zeiten nicht mit höchster mathematischer Genauigkeit zu bestimmen ist: so läfst sich beides doch der Wahrheit sehr nahe bringen, und auf jeden Fall bleibt das Verhältnifs der Preise der verschiedenen Dinge zu einander in den verschiedenen Perioden gewifs, was für den Kenner am interessantesten seyn wird. Es kosteten zu Carls des Grofsen Zeit vierzehn Septiers (jedes Septier zu 240 Pfund) Weitzen eine Mark Silber; am Ende des 18 Jahrhunderts kaufte man für dasselbe Geld $2\frac{1}{4}$ Septier. Ein guter feister Ochs kostete zu Carls Zeit $\frac{1}{7}$ Mark, jetzt etwa $6\frac{1}{2}$ Mark. — Ein Sklave zum Ackerbau damals $1\frac{1}{7}$ Mark, jetzt, an der afrikanischen Küste, etwa $2\frac{1}{2}$ Mark. Und recht interessant ist, wie damals das Kleid eines Kriegers $1\frac{1}{2}$ Mark und jetzt $\frac{5}{6}$ Mark kostet, und ungefähr so auch mit den Waffen. — In den seit dem 18 Jahrhunderte von dem Vf. allmählich in gröfserem Detail gelieferten Tabellen über Einnahme und Ausgabe hat er stets, da sie in Geldsummen ausgedrückt sind, erstens den inneren Gehalt der Courant-Münze und dann auch den Mittelpreis des Getreides angegeben, welches höchst schätzbar und dankenswerth ist, und zu den allerinteressantesten Combinationen führt, deren wir gern mehrere mittheilten, wenn hier Zeit, Ort und Raum dazu wäre. Die Tabellen über die Staatseinkünfte und Ausgaben in den verschiedenen, recht gut gewählten Perioden bis zum J. 1789, gehn bis No. 16. Darauf folgt ein interessantes Tableau der verschiedenen Anticipationen, während des 18 Jahrhunderts. Dann bekannte Tabellen über den neuesten Zustand von Einnahme und Ausgabe. Die 20 Beylage enthält eine Tafel über den Durchschnittspreis des Weitzens, während der 10 Jahre, vom J. IV bis 1805, in 102 Departements von Frankreich, nach den authentischen wöchentlichen Marktpreisen berechnet; ohne Zweifel eines der interessantesten Stücke des ganzen Werks. Am geringsten war der Preis eines pariser Septiers zu 240 Pfunden im Departement Rhein und Mosel, wo er 22 Franken und 34 Centime betrug; jedoch war in diesem Departement der Durchschnittspreis nur nach fünf Jahren berechnet. Im Departement Mosel aber, wo der Durchschnittspreis von 10 Jahren zum Grunde liegt, war er doch gleichfalls nur 22 Fr. 79 Cent. Am höchsten war der Preis in diesen 10 Jahren in dem Departement Var, nämlich 56 Fr. 60 Cent. Der Durchschnittspreis aber in diesen sämtlichen 102 Departements, in diesem Zeitraum, war: 31 Fr. 73 Cent. Dafs aus solchen Notizen derjenige, welcher mit den nöthigen Local-Kenntnissen versehen ist, und der die erfoderlichen theoretischen Einsichten besitzt, die unschätzbarsten Folgerungen ziehen könne, ist gewifs. Diefs ist hier nicht geschehen, sondern anderen überlassen worden. Einem Ausländer aber, um diesem Mangel mit Glück abzuhelfen, fehlen die nöthigen Local-Kenntnisse. Doch kann Rec. nicht umhin, auf diese so grofse Verschiedenheit der Preise, die weit das Doppelte übersteigt, in demselben Lande aufmerksam zu machen, und zwar um so mehr defswegen, weil diese Erscheinung sich in einem Lande zeigt, wo innerer, uneingeschränkt freyer Handel herrscht, und wo die Abgaben sich gleich sind, und auch das Geld einen ungefähr gleichen Werth hat. Es ist ihm nicht unbewufst, dafs in dem einen Departement der Weitzen die gewöhnliche Nahrung ausmacht, in anderen nicht. Was aber auch hier für Local-Verschiedenheiten herrschen mögen, beweisst eine so grofse Verschiedenheit des Preises in solch einem Lande nicht überwiegend, wie so ganz unvollkommen die inneren Communications-Mittel noch seyn müssen? — Die 22 und 23 Beylage enthält die Durchschnittspreise des Weitzens und das mittlere Verhältnifs des Geldes zur Mark Silber in mehreren Perioden, von Carl dem Grofsen bis auf unsere Zeit, und ein Verzeichnifs der öffentlichen Einnahme und Ausgabe in diesem Zeitraum, beides recht belehrend. Die drey letzten Beylagen aber gewähren ein detaillirtes Verzeichnifs der öffentlichen Einnahme und Ausgabe während König Ludwigs XV Regierung vom J. 1724, zu Folge des Manuscripts eines wohl unterrichteten Mannes; ein Verzeichnifs derer, die den Finanzen in den verschiedenen Zeiten vorstanden, und endlich eine *Chronologie monétaire des peuples anciens et modernes*, welche, auf wenigen Blättern, nicht anders als unvollkommen ausfallen konnte.

S.

KURZE ANZEIGEN.

Erdbeschreibung. *Meiningen*, b. Hartmann: *Über die geographische Lage von Meiningen*, eine Einladungsschrift von *J. K. Schaubach*. 1806. 8 S. 4. Um den Nutzen genauer geographischer Orts-Bestimmungen gehörig würdigen zu können, darf man sie nur mit älteren vergleichen. *Zin'ks* Karte von Henneberg, welche *Büsching* zu seiner Zeit für die beste dieses Landes hielt, mag zur Vergleichung dienen. Auf selbiger liegt Meiningen 8°, 9', 0 östlich von Paris, und unter 50°, 23' 30'' nördl. Breite. Nach der in dieser Einladungsschrift mit angegebenen *von Zachischen* Bestimmung aber, unter 8°, 4', 11'', 3 östl. Länge, und unter 50°, 35', 25'' nördlicher Breite. Es liegt also auf jener Karte an $\frac{3}{4}$ Meilen zu weit südlich. — Die Länge von Seeberg zu 8°, 23', 45'' östlich von Paris gesetzt, so müfste die Länge von Meiningen, wenn solches nach S. 1 0^h, 1', 18'', 24 in Zeit, westlich von ersterem liegt, = 8°, 4' 11'' 3 in Bogen, oder = 0^h, 32', 16'' 7 in Zeit seyn; welches zwischen der, S. 8 aus der Sonnenfinsternifs vom 17 Aug. 1803 berechneten Länge — und der auch daselbst angeführten chronometrischen Bestimmung des Herrn *von Zach*, das Mittel ziemlich nahe hält, und von der Güte der Beobachtung zeuget. In der Breitenbestimmung weichen die Beobachtungen des Vfs. und des Hn. *Feer* von der des Hn. *von Zach* um 0°, 1' 32,'' 4 ab, und zwar mit *minus*, wozu der Grund in dem gebrauchten Horizonte gesucht wird. Es kann allerdings etwas daran liegen, vielleicht aber mehr an der — wahrscheinlich zur Reduction der Sonnenhöhen gebrauchten Bradleyischen Refractions-Tafel, welche für einen von waldigen Bergen eingeschlossenen — und am Wasser liegenden — Beobachtungs-Ort wie Meiningen, die Refraction wohl zu gering angeben dürfte.

Fl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 JANUAR, 1807.

MEDICIN.

Mannheim und Heidelberg, b. Schwan und Götz: *Über die Erkenntniss, Verhütung und Heilung der schleimigen Lungensucht*, von *Engelbert Wichelhausen*, Dr. und ehemal. ordentl. Prof. der Heilkunst, russisch-kaiserl. Collegienassessor, ausübendem Arzte in Mannheim. I Theil, 1806. XII und 324 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Wohlgerathene Monographien haben einen sehr hohen Werth für die praktische Heilkunde; aber es muss, unseres Bedünkens, eine zweyfache Classe derselben unterschieden werden. Das höchste Problem einer vollendeten Monographie scheint uns nämlich darauf zu beruhen, dass man den verborgenen Genius der zu bearbeitenden Krankheitsform, mittelst einer richtig leitenden theoretischen Ansicht, klar zu durchschauen vermag, und in die schwere Kunst des Individualisirens eingeweiht ist, um die verschiedenen Nuançen und Modificationen der Krankheit so richtig und treffend darzustellen, dass kein, auch noch so schwacher Zug, zur Ausmahlung jenes Krankheitsbildes vermisst werde. Solche Monographien, in welchen das durch die Theorie gegebene Allgemeine mit dem Besonderen, das einer richtigen Beobachtung seine Entstehung verdankt, in unzertrennlicher Harmonie vereint ist, stellen nach unserer Ansicht das Höchste in diesem Zweige der Kunst dar: wie wenige, in diesem Geist abgefasste Monographien wir aufzuweisen haben, ist hinlänglich bekannt. Ausser diesen giebt es noch eine andere Classe, welche sich darauf beschränkt, die Eigenthümlichkeit einer bestimmten Krankheitsform, soweit es durch eine empirische Anschauung möglich ist, treu und richtig darzustellen. Der Werth dieser Arbeiten besteht vorzüglich darin, dass kein, durch die Sinne wahrnehmbares Merkmal vermisst, dass das Bild der Krankheit, ihr eigenthümlicher Verlauf, ihre Complicationen u. s. w. mit voller Klarheit entwickelt werden, endlich, dass die angestellten Beobachtungen und Versuche treu und richtig sind. Obgleich solche Monographien sich nicht des Vorzugs der oben erwähnten erfreuen, indem sie nicht zur höchsten Erkenntniss der eigentlichen Natur der gegebenen Krankheitsform vorzudringen vermögen: so sind sie doch in so fern höchst schätzbar, als sie das wichtige Materiale liefern, woraus dereinst ein, in sich vollendetes therapeutisches System aufgeführt werden kann.

Die vor uns liegende Monographie gehört offenbar zu dieser zweyten Classe. Mit lobenswerthem Eifer hat der bereits durch mehrere Schriften rühmlichst bekannte Vf. hier alles über die schleimige Lungensucht gesammelt, was dazu führen konnte, ein wohlgelungenes Bild dieser Krankheitsform zu liefern. Durch eine Reihe von Erfahrungen und Beobachtungen, und durch die zweckmässige Benutzung der über diesen Gegenstand bekannten Literatur, ist es ihm gelungen, etwas Erschöpfenderes über diese Form des Übelbefindens zu liefern, als wir bisher besassen. Dass Hr. *W.* diese Untersuchungen mehr von dem Standpuncte der Empirie aus anstellte, wollen wir ihm keineswegs zum Vorwurf anrechnen. Bey dem gegenwärtigen Zustande der Heilkunde, wo noch so wenig Übereinstimmung über die höchsten Principien herrschend ist, sind uns vielmehr solche Arbeiten, in denen sich die Empirie rein und unverfälscht ausdrückt, schätzenswerther, als so viele misslungene Versuche einer verkehrten Speculation, welche zur Bereicherung der Kunst nichts beytragen. — In der Vorrede bemerkt Hr. *W.*, er habe sich durch die, in der neueren Zeit veränderte Gestalt der Medicin bestimmen lassen, die schleimige Lungensucht, über welche er schon vor 22 Jahren eine Dissertation unter dem Titel: *de phthisi pituitosa* herausgegeben habe, nach einem grösseren Plan wieder zum Objecte seiner Untersuchungen zu wählen. Was er in einem ausgedehnten praktischen Wirkungskreise — in grossen, volkreichen Städten, und auf Reisen unter sehr verschiedenen Himmelsstrichen, in Hospitälern, oder sonst in der Hinsicht Merkwürdiges beobachtet habe, sey sorgsam von ihm gesammelt worden.

Dieser erste Theil des Werkes zerfällt in 14 Abtheilungen. I. *Von dem Namen und der Definition der Lungensucht.* Hr. *W.* zieht die Benennung: *schleimige Lungensucht* allen andern vor, weil sie seinem Begriffe dieser Krankheitsform am besten entspreche, und in klinischer Hinsicht die zweckmässigste sey. Die Krankheit selbst definirt er als eine solche, *worin durch anomalisch vermehrte Absonderung des Schleims in den Lungen der Respirationsprocess gestört sey, wodurch, bey davon abhängender allgemeiner Reizung des Systems der Gefässe, der Blutumlauf und alle Absonderungen beschleunigt würden, wovon eine schnelle Lebensconsumtion und Abzehrung die Folge sey.* Allerdings sind hiemit die Hauptmerkmale dieser Krankheit angegeben; nur ist diess keine Definition, sondern eine blosse Description. Denn eine wahre Definition muss den eigentlichen Krankheitscharakter in sich ausdrücken, was hier gänzlich vermisst wird.

Diefs ist auch fchon daraus einleuchtend, dafs nach diefer Definition der wahre Unterfchied zwifchen der eiterigen und fchleimigen Lungenfucht fchlechthin nicht eingefehen wird, vielmehr, den äufseren Merkmalen nach, eine völlige Identität zwifchen beiden Übelfeynsformen Statt findet. Denn auch bey der eiterigen Lungenfucht zeigt fich vermehrte Abfonderung in den Lungen, gehinderter Refpirationsprocefs, Reizung des Gefäfsfyftems, Lebensconfumtion und Abmagerung. — II. *Nachrichten über die fchleimige Lungenfucht in den Schriften älterer und neuerer Ärzte.* Der Vf. zeigt, dafs, ob man gleich in diefen Schriften viele Nachrichten über die fchleimige Lungenfucht finde, diefelbe doch noch nicht fo allgemein bekannt fey, als fie es ihrer Wichtigkeit und allgemeinen Verbreitung wegen verdiene. Die meiften neuen franzöfifchen, englifchen und italiänifchen Schriftfteller führten die fchleimige Lungenfucht gar nicht als eine befondere Krankheitsform an, z. B. *Sauvages.* Aus diefem Grunde hat unfer Vf. die ganze dritte Abtheilung dazu verwendet, um zu beweifen, dafs *die fchleimige Lungenfucht eine befondere, von anderen verfchiedene Form des Übelbefindens fey.* Wir wollen um fo mehr auf die zum Beweife jenes Satzes angeführten Belege aufmerkfamer machen, als wir mit dem Vf. von der Wahrheit feiner Behauptung überzeugt find. Die Beweife find folgende: 1) Überall ift die Luftröhre und die Bronchien mit fchleimabfondernden Drüfen befetzt; eine vermehrte Abfonderung des Schleims diefer Drüfen kann an und für fich, und durch die anomalifche Befchaffenheit des Schleims, nachtheiligen Einflufs auf die Refpirationsorgane ausüben. 2) Viele Lungenfüchtige werfen während des ganzen Verlaufs ihrer Krankheit nichts wie Schleim aus, und in ihren Lungen findet fich nach dem Tode fchlechthin keine Desorganifation. 3) Irrig ift die Annahme, als repräfentire die fchleimige Lungenfucht das erfte Stadium der eiterigen, indem die, durch das hektifche Fieber ganz abgezehrten Kranken blofs durch die Menge des Schleims erfticken u. f. w. Der IV Abfchnitt, in welchem auf eine fehr gelungene, treffende Art das Bild der Krankheit dargeftellt wird, ift keines Auszugs fähig. V. *Theoretifche Unterfuchungen und Vermuthungen über die Entftehungsart der fchleimigen Lungenfucht und ihrer vorzüglichften Symptome.* Mit Recht dringt Hr. *W.* darauf, dafs es zur Erklärung der fchleimigen Lungenfucht (wir fetzen hinzu, zur Erklärung jeder, fich in einem befonderen Gebilde des Organismus entwickelnden Krankheitsform) durchaus nöthig fey, den Bau der Lungen und befonders der Bronchialdrüfen genau zu kennen, um von ihrem regelmäfsigen Zuftande auf ihre krankhafte Befchaffenheit fchliefsen zu können. Durch die fcharffinnigen Unterfuchungen des unfterblichen *Haller* fey bewiefen, dafs fich alle Äfte der Bronchien in ein Zellgewebe endigten, welches Zufammenhang befitzt. In allen Ramificationen der Bronchien feyen Bronchial- und lymphatifche Drüfen. Die Bronchialdrüfen gehörten vorzüglich allen Ramificationen der Luftröhre an; die lymphatifchen Drüfen, welche die Lunge mit allen Eingeweiden des Organismus gemeinfchaftlich befitze, liegen oft dicht neben diefen Bronchialdrüfen, ohne in Verbindung mit ihnen zu ftehn. Der Hauptfitz der fchleimigen Lungenfucht fey in den Bronchialdrüfen, befonders in jenen, welche den kleineren Ramificationen der Bronchien angehören. Das Wefentlichfte in der fchleimigen Lungenfucht beftehe daher in einer abnormen Thätigkeit diefer Bronchialdrüfen; zuweilen, befonders in complicirten Fällen, fcheinen aber auch die lymphatifchen Drüfen Antheil an diefen Leiden zu nehmen. Sehr weitläuftig und beftimmt fucht Hr. *W.* bey diefer Gelegenheit die Meinungen einiger Schriftfteller, z. B. jene von *Murray*, *Brückmann* und *Chalmer* zu widerlegen, dafs wirklich Chylus mit dem Auswurfe der Lungenfüchtigen vermifcht fey. Es würde zu weit führen, die angeführten Beweife zu wiederholen. Eben diefs gilt von der Widerlegung der Behauptung mehrerer Ärzte, befonders der Engländer *Morten* und *Benj. Rush*, dafs das hektifche Fieber der Lungenfüchtigen durch die Reforption des Eiters entftehe. Die Auflöfung diefes Problems ift fehr leicht, wenn man von der richtigen Idee des Genius diefer Krankheitsform geleitet ift; jede irritable Krankheit ift nämlich ftets und nothwendig auch fieberhaft. — VI. *Diagnofe der fcheinbaren Lungenfucht.* Mit Recht beweifet unfer Vf., welch ein dringendes Bedürfnifs die richtige Diagnofe diefer, meiftens nur in ihren erften Perioden heilbaren Krankheit fey, da die Sterbeliften den traurigen Beweifs liefern, wie grofs die Zahl der jährlich an diefer Übelfeyns-Form Hinweggerafften fey. — Zu den wefentlichften Kriterien der Diagnoftik diefer Krankheits-Form rechnet Hr. *W.* vor Allem das Vorhandenfeyn der Difpofition, welches daraus erkennbar fey, dafs die Ältern an diefer Krankheit ftarben, dafs folche Subjecte viel an Schleimflüffen litten, in der früheften Jugend ein fchwächliches Anfehen, dicke, aufgeworfene Bäuche, Wurmkrankheiten, Drüfsengefchwülfte, lang anhaltenden Keichhuften, oder katarrhalifchen Huften hatten. Ein ferneres wichtiges Kriterium ift eine diefer Krankheit günftige Lebensperiode, befonders die der Pubertät, die fogenannte phthififche Architektur, eine frühzeitige Entwickelung der Seelenkräfte und des Gefchlechtstriebs, manche vorausgegangene Schädlichkeiten, das Hervortreten mancher, diefer Krankheit vorhergehenden Befchwerden und krankhaften Erfcheinungen, befonders katarrhalifche Befchwerden. Bey diefer Gelegenheit macht unfer Vf. eine nicht uninterelfante Digreffion über die verfchiedene Natur und Entftehungsart der Katarrhe, infofern fie bald von klimatifchen Einflüffen, bald von mehr allgemeinen Urfachen entftehen. Durch diefe Unterfuchung über die Katarrhe und ihres leichten Übergangs in die fchleimige Lungenfucht, find wir in der längft gehegten Meinung noch mehr beftätigt worden, dafs die fchleimige Lungenfucht nichts weiter fey, als die fortgefetzte pathologifche Metamorphofe des fich in dem Katarrh zuerft ausfprechenden Proceffes. Unfe-

re Meinung geht nämlich dahin, dass eben so wie die Peripneumonie, die Mutter der eiterigen, so der Katarrh die Mutter der schleimigen Lungensucht ist. Beiden Krankheitsformen ist es eigen, dass sie als irritable entzündliche Krankheiten auftreten; ihre Differenz beruht lediglich auf der besonderen Beschaffenheit der ergriffenen Gebilde in der Lunge selbst. Bey der Peripneumonie — bey der eiterigen Lungensucht — leidet aber das Parenchyma der Lungen; die Arterialität, welche in den Lungen so sehr prädominirt, ist heftig ergriffen; die Entzündung tritt daher sehr different hervor. Bey dem Katarrh — der schleimigen Lungensucht — ist das Drüsen-System, in welchem das lymphatische System prädominirt, vorzüglich angegriffen; desswegen ist die Entzündung nicht so different und hervorstechend. Es würde zu weit führen, diese Ansicht weiter zu entwickeln, und durch viele Belege aus der Theorie und Erfahrung ihre Richtigkeit nachzuweisen. Wir fahren daher in unserer angefangenen Beleuchtung fort. Am leichtesten kann man die schleimige Lungensucht mit dem Hydrothorax und mit der eiterigen Lungensucht verwechseln. Die verschiedenen unterscheidenden Merkmale giebt Hr. *W.* sehr richtig an. Sehr weitläuftig werden besonders die verschiedenen Versuche, aus der Beschaffenheit des Auswurfs die verschiedene Natur der Lungensucht zu erkennen, geprüft; der Vf. ist mit keiner Methode, selbst nicht mit der Grasmaierschen, ganz zufrieden. VII. *Über das Ursächliche der schleimigen Lungensucht im Allgemeinen*, wagt Hr. *W.* nichts festes zu bestimmen, sondern spricht dagegen in drey Kapiteln von den ursächlichen Momenten dieser Krankheits-Form. VIII. *Über die Opportunität zur schleimigen Lungensucht.* Die wichtigsten begünstigenden Momente sind nach Hn. *W.* das jugendliche Alter, das weibliche Geschlecht, phthisische Architektur, erbliche Anlage. Sobald man annimmt, dass die schleimige Lungensucht eine Krankheit des irritablen Systems ist, dass sie einen entzündlichen Charakter besitzt: so sieht man auch sehr leicht ein, wie jene angeführten Bedingungen ihre Entstehung vermitteln können. Denn die Erfahrung lehrt uns offenbar, dass das jugendliche Alter, wegen der prävalirenden Herrschaft des irritablen Systems, der Ausbildung entzündlicher Krankheiten am empfänglichsten ist; auch sieht man hieraus ein, warum das weibliche Geschlecht empfänglicher für diese Krankheit ist, als das männliche, weil bey dem Weibe die Venosität überhaupt herrschend ist, die schleimige Lungensucht aber, insofern sie im Drüsensystem ihren Sitz hat, mehr venöser Natur ist u. s. w. IX. *Gelegentliche Ursachen der schleimigen Lungensucht.* Eine Hauptquelle ihrer Entstehung sind die schädlichen Einflüsse des Luftkreises, und des Klima's überhaupt; vorzüglich rechnet der Vf. hieher den Einfluss der Kälte. Da die Kälte der Entwickelung entzündlicher Krankheiten überhaupt günstiger ist als die Wärme, so ist es begreiflich, warum diese Krankheitsform in kälteren Gegenden allgemeiner herrscht, als in wärmeren. Ausser der Kälte und Wärme concurriren hier aber noch gar mancherley Bedingungen; welche verursachen, dass man die schleimige Lungensucht oft allgemein in warmen Ländern wahrnimmt, in kalten dagegen vermisst, und umgekehrt. Ausser diesen sind Folgendes sehr begünstigende Gelegenheitsursachen dieser Krankheitsform: Feuchte Wohnungen, neu erbaute Häuser, und frisch übertünchte Zimmer, der beständige Aufenthalt in verschlossenen Zimmern, die dem Klima und der Jahreszeit nicht angemessene Kleidung der Frauenzimmer, die in Frankreich, England, und Oberitalien üblichen Kamine, die Öfen in Holland und Deutschland, die zu schnell erhitzen und schnell erkalten, die verschiedenen Beschäftigungen der Menschen, besonders der Handwerker. So leiden die Lungen der Kürschner durch Einathmung haariger Partikeln, Stärkenmacher, Becker, Friseurs, durch den Staub, so wie alle in Stein Arbeitenden. Ferner: die schädliche Beschaffenheit der Nahrungsmittel, Genuss zu vieler Vegetabilien, Missbrauch der hitzigen Getränke, zu häufiger Genuss der Säuren, zu wenig Bewegung, Unmässigkeit in Wachen und Schlafen, mancherley intellectuelle Einflüsse, worunter Furcht und Schrecken eine Hauptrolle spielen, bewirkte oder verhinderte Ausleerungen, z. B. unzeitige Anwendung ausleerender Mittel, Missbrauch des Tobackrauchens, das gewaltsame Vertreiben der Milch bey Müttern und Ammen, das Stopfen der schleimigen Hämorrhoiden, Vernachlässigung der Reinlichkeit u. s. w. X. *Allgemeine Bemerkungen über das Grundursächliche der schleimigen Lungensucht.* Bey keiner Krankheitsform wären die Meinungen der Ärzte über das Grundursächliche widersprechender und wandelbarer, als über das der schleimigen Lungensucht. Das Abenteuerliche der Ansichten der Humoralpathologen schildert der Vf. mit sehr lebhaften Farben. Eben so ungenügend sey die Hypothese *Blouquets*, der die schleimige Lungensucht für ein Nervenfieber hielt, jene von *Beddoes*, *Nollo* und *Fourcroy*, welche sie auf chemische Art erklären, und in einen Überfluss von Sauerstoff setzen. Dasselbe gelte von der Behauptung *Vogels*, dass in einer chronischen Entzündung und krampfhaften Zusammenschnürung der Lunge das Ursächliche dieser Krankheitsform zu setzen sey. Eben so wenig Licht verbreite die brownsche Ansicht über den wesentlichen Charakter dieser Form des Übelbefindens; die meisten Brownianer verwechselten die verschiedenen Formen der Lungensucht. — Wie ungenügend die quantitative Ansicht sey, wie wenig man damit am Krankenbette auszukommen vermöge, kann man auch besonders bey der Beurtheilung dieser Krankheitsform recht deutlich erkennen. — Unser Vf. hat es vermieden, etwas Decidirendes über das Wesen der schleimigen Lungensucht zu äussern; er hält diese Krankheit für sehr vielseitig. In so vielseitigen Formen und Modificationen diese Krankheit aber auch nur immer auftreten mag, so kann ihr Grundursächliches doch nie *vielseitig* seyn. Sobald sich Hr. *W.* von einer richtigen theoretischen Ansicht leiten lassen wird, muss er erkennen, dass der eigentliche Genius,

das bestimmte Grundursächliche jeder Krankheits-Form, also auch der schleimigen Lungensucht, immer nur ein Bestimmtes, niemals aber ein Vielseitiges seyn könne. Aus mehreren Gründen hält es Hr. *W.* nicht für rathsam, die Tendenz des wissenschaftlichen Treibens unserer Zeit, Alles auf allgemeine, einfache Grundsätze zu reduciren, auf die Arzneykunde anzuwenden. Weit zweckmäsiger scheint ihm dagegen das *Individualisiren*, worunter er die Bestimmung derjenigen Verhältnisse versteht, die nach vielfältigen Erfahrungen wesentliche Heilanzeigen darbieten. Auch wir hegen die Überzeugung, dass das Individualisiren das Wichtigste und Gedeihlichste für die praktische Heilkunde sey. Nur müssen wir bemerken, dass ohne eine richtige Ansicht, welche uns stets auf die Erkenntniss des verborgenen Genius der Krankheit hinleitet, diese Kunst selbst sehr trügerisch ist, und zu manchen irrigen Resultaten verführen muss; denn nur bey einer wahren Einsicht des Allgemeinen kann das Besondere klar durchschaut werden. Aus jener Ansicht gehen unserem Vf. drey Entstehungsarten der schleimigen Lungensucht hervor, in so fern sie bald durch Schwäche, bald durch specifische Reize, oder durch Metastasen begründet wird. XI. *Über die schleimige Lungensucht von Schwäche.* Diese Schwäche soll bald örtlich in den Lungen, besonders in den Bronchialdrüsen, bald mehr allgemein seyn. Die von dem Vf. angeführten Beweise für diese Erfahrungsart der schleimigen Lungensucht, haben uns am wenigsten befriedigt, indem diese Ansicht von allen Inconvenienzen der gewöhnlichen brownschen Vorstellungsart begleitet ist. Die Behauptung, diese Classe der schleimigen Lungensucht folge besonders manchen epidemisch herrschenden Pneumonien nach, ist sicher falsch und irrig; der Peripneumonie folgt nie die schleimige, sondern immer die eiterige Lungensucht nach. — XII. *Über die schleimige Lungensucht von specifischen Reizen.* Hr. *W.* nimmt mehrere Arten derselben an, nämlich: die venerische, scrofulöse, die nach den Masern und durch die Anhäufung des phosphorsauren Kalks in den Lungen entstehende, endlich die s. g. nervöse, periodische, deren Existenz er durch viele eigene und fremde Beobachtungen zu beweisen sucht. Die Möglichkeit der Entstehungsart dieser Classe der schleimigen Lungensucht läst sich, ohne auf die sonderbaren Vorstellungen der Ärzte über die Wirkungsart der so genannten specifischen Reize Rücksicht zu nehmen, zum Theil dadurch am genügendsten erklären, dass in allen angegebenen Fällen immer nur das lymphatische System das leidende ist. In so fern nun die Bronchialdrüsen nur einen Theil jenes Systems darstellen, so läst es sich bezweifeln, warum bey einer allgemeinen Affection jenes Systems auch diese Gebilde krankhaft ergriffen werden können. Nach dieser Ansicht stellte die schleimige Lungensucht nur die Progression jener primären Krankheitsformen dar. Aus diesem Gesichtspuncte die Sache angesehn, erscheint das hier von dem Vf. Aufgestellte, allerdings sehr wichtig und interessant. — XIII. *Von der sogenannten metastatischen Lungensucht,* deren Möglichkeit Hr. *W.* aus einer vicarirenden Thätigkeit der Organe zu erklären sucht, nimmt er sehr verschiedene Arten an: a) Die durch die Unterdrückung der Hautthätigkeit entstehende; b) Diejenige, welche nach Unterdrückung oder beträchlicher Verminderung der Milchabsonderung bey Kindbetterinnen, und nach der supprimirten Menstruation, beobachtet wird; c) Jene, welche aus einer abnormen Thätigkeit der in den Hypochondrien liegenden Organe ihren Ursprung nimmt; d) Die nach gastrischen Fiebern; e) Nach dem Verschwinden von Hautausschlägen und Hautkrankheiten aller Art sich entwickelnde; f) Die auf Abnormitäten in der Schleimabsonderung anderer Organe des Systems beruht; g) Die nach schleuniger Heilung von Geschwüren, h) Endlich diejenige, welche nach dem plötzlichen Aufhören und Vermindertwerden solcher krankhaften Zufälle entstehe, die von specifischen Reizen abhängen, z. B. rheumatische Zufälle, mehrere psychische Krankheiten. — Über die Entstehungsart aller dieser besonderen Modificationen der schleimigen Lungensucht, ihrer Eigenthümlichkeit, ihres Verlaufs, verbreitet sich unser Vf. sehr weitläuftig, mit steter Beziehung auf eine grosse Reihe von Beobachtungen und Erfahrungen. Es würde zu weit führen, uns in eine nähere Beleuchtung aller der hier vorgetragenen Behauptungen einzulassen. Wir begnügen uns, nur zu bemerken, dass, trotz dem Schwankenden und zum Theil Irrigen der hier ausgesprochenen theoretischen Sätze, die praktischen Ärzte auf manches Interessante in den mitgetheilten Beobachtungen stossen werden.

Wir glauben durch das Bisherige unsere Leser auf den Gehalt dieser Schrift hinlänglich aufmerksam gemacht, und unser oben ausgesprochenes Urtheil über den in ihr lebenden Geist richtig motivirt zu haben. Das Ganze geht von einem mehr empirischen Standpunkte aus; der Vf. bleibt stets innerhalb der Grenzen des durch eine empirische Anschauung Wahrnehmbaren: und so kann auch der Werth dieser Schrift nur ein empirischer seyn, und nur nach einem solchen Masstabe beurtheilt werden. — Wir wünschen, der verdienstvolle Vf. möge auf diesem einmal betretenen Wege ruhig fortwandeln, und sich auch in dem versprochenen zweyten Bande, welcher die Therapeutik der schleimigen Lungensucht darstellen wird, so viel als möglich vor allen theoretischen Digressionen zu hüten suchen. Sein Werk wird uns um so erfreulicher seyn, je mehr er sich bestrebt, uns die Resultate einer vorurtheilslosen Beobachtung, rein und ohne alle Schminke, vorzulegen. S. S.

FORTSETZUNGEN.

MAGDEBURG, b. Keil: *Amaranthen. (Xeranthemum annuum).* Vom Verfasser der grauen Mappe. 4te Samml. 1806. 294 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

KÖNIGSBERG, b. Nikolovius: *Gil Blas von Santillana.* Aus dem Spanischen des Isla. 7 Bd. M. 1 K. 180. XX und 386 S. 8. (1 Thlr. 20 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 JANUAR, 1807.

PHILOSOPHIE.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters*, dargestellt von *J. G. Fichte*, in Vorlesungen gehalten zu Berlin im Jahre 1804 — 1805. 1806. 563 S. 8. (2 Rthlr. 8 Gr.)

„Über Schriften, welche wirklich verdienten an das Licht zu kommen, ist ein Urtheil nicht möglich, ehe sie nicht das Zeitalter ergriffen, durchdrungen und nach sich umgebildet haben." So unser Vf. Will man diess abwarten bey der gegenwärtigen, so lieferte der bewirkte Wachsthum an inneren Freuden und Seligkeit, so wie an innerem Verständniss (S. 561.) selbst den Beweis, und jedes Urtheil wird überflüssig. Wir wollen daher statt alles Urtheilens entweder — da doch nichts verhindert, „dass nicht auch im vierten Zeitalter, der Epoche der Vernunftwissenschaft, der jedesmalige Zustand des gesammten wissenschaftlichen Wesens in einem besonderen fortlaufenden Werke beobachtet werde" — den Versuch machen, in unserer Anzeige ein Blatt aus einer Literatur-Zeitung des vierten Zeitalters darzustellen, wobey es vorzüglich darauf ankommt, „dem Autor dasjenige zu sagen, was er nicht sagt, wodurch er aber zu allem seinem Sagen kommt, und ihm aufzudecken, was er, der Autor selbst, innerlich, vielleicht seinen eigenen Augen verborgen, ist." Oder wenn uns diess nicht gelingen sollte, wollen wir uns begnügen, als ein leider in der Sündhaftigkeit des dritten Zeitalters befangener Recensent dem Autor einfältig „wiederaufsagen, was er selbst gesagt hat," nur thun wir es, um nicht ganz müssig zu seyn, erinnernd und zusammenstellend.

Was ein philosophisches Gemälde sey, wofür eben diese Vorträge sich ausgeben, erfahren wir freylich nicht recht genau; aber ein herrliches Werk ist es gewiss. Denn philosophisch deutet auf Wissenschaft, und Gemälde auf Kunst; als philosophisch muss es „aus der Einheit eines vorausgesetzten Begriffes alles ableiten, bedarf keiner Erfahrung, und treibt sein Geschäft rein *a priori*;" als Gemälde „bedient es sich der Geschichte, in wie fern sie zu seinem Zwecke dient," und muss vor allen Dingen treffen. Bey jedem Kunstwerke nun ist im Allgemeinen „vorläufig nöthig, dass es verstanden werde, dass wir es in seiner organischen Einheit durchdringen, dass wir die Absicht des Meisters, als den Geist des Ganzen, aus allen Theilen, und so auch wechselseitig, zu construiren vermögen," und dazu wenigstens wünschten wir gern etwas beyzutragen. Über diese Absicht nun finden wir gar manche verschiedene Äusserungen; ganz natürlich, denn wenn man einmal Absichten hat, so ist eben das die wahre Kunst und Virtuosität, recht viele zu haben. Da uns aber der Vf. selbst gleich vorn an die letzte Vorlesung weiset: so halten wir uns auch zunächst an das dort Aufgestellte, und wissen uns nicht besser darüber auszudrücken, als dass der Vf. auf seine eigene Weise suche, in Sachen der Religion die Vernunft zu Verstande zu bringen. Nämlich Religion besteht darin, dass man „alles Leben als nothwendige Entwickelung des Einen ursprünglichen vollkommenen guten und seligen Lebens betrachte und anerkenne. Wird nun nur eingesehen, dass eine gegebene Erscheinung eine solche nothwendige Entwickelung sey, so ist das die blosse Vernunftreligion," wird aber „ausser dem *Dass* auch das Wie und auf welche Weise begriffen," so ist das die Verstandesreligion. Jene, die Vernunftreligion, nimmt ein auf der einen Seite das tiefste Ende des Religionsgebietes — wo gefragt wird nach der Beziehung jedes menschlichen Individuums auf das Ewige — auf der anderen das höchste, wo gefragt wird nach dem „Verhältniss des gegenwärtigen Lebens unserer Gattung zu der unendlichen Reihe künftiger Leben." Von diesen beiden Enden lässt sich das Wie nicht begreifen. Zwischen beiden aber erhebt sich die Verstandesreligion als die mittlere Sphäre. Sie fragt nicht nach dem jetzigen Leben des Individuums, sondern der Gattung, aber nicht nach dessen Verhältniss zu dem anderen unendlichen Leben, sondern was es als Entwickelung des ursprünglichen ewigen Lebens, an und für sich sey. Wie nun aber diese durch die an ihr eigenthümliches Gebiet geknüpfte Begreiflichkeit von jener gänzlich geschiedene Verstandesreligion ihre Sphäre dennoch erweitern, und die Sphäre des Glaubens oder der Vernunftreligion allmählich in sich aufnehmen soll, das ist schwer zu fassen. Das höchste Ende nun wollten wir gern erlassen, weil uns das, nach des Vf. Erklärung, gar nicht zur Religion zu gehören scheint, indem die Beziehung eines zeitlichen Lebens auf unendliche andere, auch zeitliche und veränderliche, doch immer nicht die Beziehung auf das Ewige ist. Und das tiefste Ende, könnte man meinen, müsse durch die höhere Philosophie in Verstandesreligion übergehn, denn „diese giebt nicht nur den Grund, sondern auch die Art und Weise an, wie das Eine Leben sich durch die irdische Ansicht zu verschiedenen Personen zerspaltet." Allein doch geht das nicht.

Denn freylich „so gewiss Wissen ist, so gewiss ist ein Menschengeschlecht von Mehreren. Aber diess ist nicht nur überhaupt, sondern auf eine näher bestimmte Weise, und hier ist die Philosophie zu Ende, und das in diesem Leben Unbegreifliche hebt an." Wie sollte nun die Philosophie zu dem Wie der Beziehung auf das Ewige kommen, wenn sie zu dem Wie des Seyns jenes Bezogenen nicht kommen kann? Also durch sie geht es nicht, obgleich „in der ganzen neueren Zeit die jedesmalige Geschichte der Philosophie die noch künftige der religiösen Vorstellungen ist." Wenn aber durch irgend etwas, so kann durch ein philosophisches Gemälde das Unbegreifliche begreiflich gemacht werden, welches selbst die schönste Einheit beider ist. Denn da von einer solchen Anschauung, in welcher Zeitliches und Ewiges, Allgemeines und Besonderes, Form und Wesen, Dass und Wie in einander und Eins sind, und Speculation und Empirie ein einiges Wissen bilden, *Fichte* nichts weiss, sondern dieses ihm strenge Gegensätze sind, und, wie sein altes Ich und Nichtich, hemmend eines gegen das andere tritt: so kann auch die Welt, in wiefern ihm eine erscheint, unter der Form der Geschichte nichts anders seyn, als dass Allgemeines und Besonderes als Besonderheiten, Zeitliches und Ewiges, Seyn und Werden in der Zeit einander entgegentreten, und dann wieder eben so durch einander bedingt und künstlich in einander geschlungen werden; und die Welt der Geschichte als ein solches darzustellen, das ist eigentlich das hier vollbrachte Kunstwerk. Oder um es deutlicher zu sagen, nach so manchen Versuchen, die Leser zum Verstehen zu zwingen, wird hier noch einer gemacht, die Hörer zum Annehmen zu bewegen. Denn wenn man ihnen nun zeigt, nach der beschriebenen Denkungsart müsste die geschichtliche Welt sich so und so gestalten, und man kann ihnen zugleich zeigen, sie ist so gestaltet: wie sollte denn nicht jene Denkungsart die richtige seyn? Also auf jenes *Müsste* und dieses *Dass* kommt es an.

Das Verstehen der gesammten Zeit, so wird der Grund zu der ganzen Darstellung gelegt, setzt voraus einen in seiner Einheit klar begreiflichen Weltplan. In diesem nun ist der Zweck des Erdenlebens der Menschheit der, „dass sie in demselben alle ihre Verhältnisse mit Freyheit nach der Vernunft einrichte." Sehr populär ist diese Methode, das Erdenleben aus einem Zweck zu verstehen, und wenn man weiter liest, wie, sobald diese Verhältnisse wirklich eingerichtet sind, die Menschheit die höheren Sphären der Ewigkeit betritt, so haben wir hier nicht nur gleich die Ewigkeit, als etwas nach der Zeit, sondern wir haben auch ein herrliches Anschliessen an die gemeinen Vorstellungen von einem vorbereitenden Zustande, und zugleich werden wir sehr neugierig gemacht, welches wohl die einzurichtenden Verhältnisse seyn mögen, da sie nach dieser Erklärung schwerlich Verhältnisse zwischen den Menschen und der Erde seyn können. Wenn aber jemand sich hierüber kaum Rechenschaft geben kann, wie auch darüber nicht, wie wohl Menschheit und Vernunft und Freyheit sich zu einander verhalten mögen, dass ihr Zusammentreffen einen Zweck, also etwas an sich Zufälliges, bilden kann, und nun, als ein geschickter Leser, sich diess anzeichnen und warten will, bis der Autor es genauer bestimmt, dem sagen wir im Voraus, dass er keine Auskunft bekommen wird.

Indess es sey nun so, dass wir einen Zweck haben, und gerade diesen: so müssen nun aus ihm die Haupt-Epochen des Erdenlebens — streng, so dass jedes folgende Glied bedingt sey durch sein vorhergehendes — abgeleitet werden, und diess geschieht so: „Soll besagtes Einrichten, als That der Gattung, in ihrem Leben eintreten, so muss die Gattung als überhaupt existirend dieser That vorausgesetzt werden. Und so erhalten wir eine Zeit, wo sie in dieser That begriffen ist, und eine Zeit, wo sie noch nicht in ihr begriffen ist." Man sieht also, jenes Voraussetzen des Existirens überhaupt ist ein Voraussetzen in der Zeit, und es würde folgen, dass in jedem Leben dem Thun ein Seyn ohne Thun, ein wahres Nichtseyn nach Hn. *Fichte* selbst als ein Lebensalter vorausgehe. Weiter, jene erste Epoche ist gar kein Theil des Weltplans; also kann entweder der Weltplan nicht das ganze Leben unter sich begreifen, oder die erste Epoche fällt ausserhalb des Erdenlebens. Aber freylich wer einen Zweck hat, muss auch Mittel haben! Doch die Construction muss auf alle Weise richtig seyn, denn sie ist gegründet in dem alten: aus Nichts wird Nichts, welches hier gar herrlich auch so gewendet wird, dass „jedes Werden ein Seyn voraussetzt," in der Zeit nämlich.

Also die erste Epoche sey gesetzt, und wir fragen nun vorläufig, wie es darin hergeht. Gar wunderlich! Nämlich, „die Vernunft ist in dem Sinne Grundgesetz des Lebens einer Menschheit, dass ohne Wirksamkeit dieses Gesetzes ein Menschengeschlecht auch nicht einen Augenblick im Daseyn bestehen kann." Also Vernunft war in der ersten Epoche, Verhältnisse auch, weil es kein *Dass* giebt in der Zeit ohne *Wie*; also „ordnet in dieser Epoche auch die Vernunft die Verhältnisse der Menschheit, aber durch ihre eigene Kraft, ohne Zuthun der menschlichen Freyheit." Sonach sollte man denken, die Freyheit wäre eine ganz andere Kraft als die Vernunft. So arg ist es aber doch nicht, ausgenommen, wenn die Freyheit leer ist. Sondern entgegengesetzt sind einander Freyheit und Instinct, „kann also die Vernunft nicht durch die Freyheit wirken, so wirkt sie in der ersten Epoche als Instinct." So dass schon ehe die Menschheit in That, welche den Zweck ihres Erdenlebens bildet, begriffen ist, alles da ist, was durch diese That entstehen soll; nur ist es durch den Instinct da, nicht durch Freyheit. Vorzüglich schön finden wir diess so ausgedrückt, „mit eigener Kraft soll sie sich wieder zu dem machen, was sie ohne alles ihr Zuthun" (aber doch durch die eigene Kraft der Vernunft, so dass hier dennoch eine Trennung zwischen Menschheit und Vernunft aufzuducken scheint) „gewesen." Wer nun dieses versteht, wie die Menschheit, deren ganzes Seyn ja Thun ist, dasselbe auf zweyfache Weise

seyn kann; einmal ohne Zuthun, und dann mit Zuthun, der wird wohl auch das Folgende verstehen, was ihm noch fehlt zur Kenntniss dieser ersten Epoche. Nämlich jene Nothwendigkeit, dass „das Menschengeschlecht in seiner „allerältesten Gestalt“ (vor allem Vernünftig*werden*) „wenigstens in Einem Puncte seines Daseyns“ (muss das aber ein ganzes Zeitalter seyn?) „wie vernünftig *muss gewesen seyn*,“ diese treibt zu der Annahme eines „ursprünglichen Normalvolkes,“ in welchem sich eben dieses Seyn vor dem Werden darstellt, und welches sich „durch sein blosses Daseyn in dem Zustande der vollkommenen Vernunftcultur befindet.“ Nun sollte man denken, die Vernunftcultur müsste dasselbe seyn mit den eingerichteten Verhältnissen, und diese müssten am Ende doch das seyn, wonach überall in dem Buche gefragt wird, Staat, Kirche, Wissenschaft, Kunst. Aber falsch: „ohne alle Wissenschaft und Kunst“ besitzt das Normalvolk die Vernunftcultur, und „unter der Leitung des Instincts wächst ihnen von selbst Alles in Ordnung und Sitte,“ und sie haben also auch keinen Staat, der ja eine Zwangsanstalt ist. Kurz die armen Leute haben nichts „als die Religion, die allein dem Einförmigen, denn ein Tag und ein Leben floss ab wie das andere“ (also auch wohl ohne Originalität?) „eine Beziehung gab auf das Ewige.“ Bedauert aber nur die armen Leute nicht voreilig! Denn einige Sonntage später erfuhr auch die ehrwürdige Versammlung, dass die Religion eigentlich *Alles* ist, „das einzige wahrhaft Edle im Menschen,“ dass „mit ihr das richtige Handeln“ (also auch wohl dasjenige, wodurch Wissenschaft, Kunst und Staat gebildet werden) „sich von selbst findet,“ dass sie das Wissen ist um das Dass und Wie. Wie ist es nun? hat das Normalvolk mit der Religion Alles, Originalität, Staat, Wissenschaft und Kunst, kurz alles *menschliche Zuthun*? oder hat es auch die Religion nicht, und ist dann so langweilig, dass es gewiss ohne alle andere Ursache von selbst aus einander läuft im ersten Augenblicke, und das erste Zeitalter uns kein Zeitalter bleibt?

Doch, was es auch habe, oder nicht habe; das Normalvolk sey uns vorläufig gegrüsst, und die erste Epoche auch. Wir müssen sehen, wie wir nun weiter zu den fünf nothwendigen Zeitaltern kommen. Nämlich ehe die Verhältnisse mit Freyheit können eingerichtet werden, welches durch Kunst geschieht, müssen die Vernunftgesetze bekannt seyn, was dann die Wissenschaft heisst, und so zerfällt die zweyte Epoche in zwey Zeitalter, das der Wissenschaft und das der Kunst. Jenes erste Zeitalter der Wissenschaft ist nun wieder ein blosses Mittel, denn in der That selbst ist ja die Menschheit noch nicht begriffen. Und langweilig muss es auch seyn, das Zeitalter, während dessen bloss die Wissenschaftslehre sich über die Gattung verbreitet, diese aber noch zu keiner Constitution und zu keinem geschlossenen Handelsstaat kommen kann, wo die Menschheit mit Vernunft und Freyheit lebt, aber ohne irgend etwas einzurichten; daher wir uns freuen, dass uns keine Beschreibung desselben droht. Aber wie verbreitet auch die Wissenschaft sey, sie ist doch etwas anderes als Kunst, also für sich Kunstlosigkeit, und wir entgehen dem nicht, dass die Kunstlosigkeit zur Kunst kommt, und also Etwas wird aus Nichts. Sollte also nicht noch ein neues Mittelglied helfen? Doch weiter. Die Wissenschaft gehört der Freyheit an, und ehe diese eintreten kann, muss der Instinct verschwunden seyn, und zwar nicht nur, weil die Freyheit gleichsam die sehende Vernunft ist, der Instinct aber die blinde, verschwindet die Blindheit der Vernunft, indem sie sehend wird, so dass die Vernunft selbst bleibt, sondern die Vernunft selbst und ihre ganze Einrichtung verschwindet mit, und es drängt sich zwischen beide Epochen ein „die Befreyung nicht nur von der Botmässigkeit des Instinctes, sondern auch der Vernunft in jeglicher Gestalt.“ Die Nothwendigkeit dieser Folgerung springt zu sehr in die Augen, um sie erst anzupreisen. Aber das erräth gewiss nicht jeder, dass diese Befreyung selbst wieder ein Zeitalter ist. Man würde diess nicht begreifen, da ja eben die Vernunft abgeworfen wird, ohne deren Wirksamkeit das Menschengeschlecht keinen Augenblick bestehen kann; allein glücklicherweise ist diess gerade das dritte Zeitalter, und wir werden also das Wunder sehen, wie die Menschheit ganz gegen das Grundgesetz zwar mit Freyheit (denn die Befreyung vom Instinct geschieht durch Freyheit und zwar durch die leere) aber ohne alle Vernunft lebt, und sich selbst gänzlich auf Null bringt. Aber wie kommen wir davon ab, dass nun dennoch ganz gegen jenen herrlichen Satz, der uns auf die erste Epoche trieb, die Vernunft in ihrer neuen Gestalt aus der Vernunftlosigkeit entstehe, und alle Herrlichkeiten der letzten Zeitalter rein aus Nichts? Und scheint es also nicht, dass es um die vollständige Bedingtheit schlecht stehe, und wir entweder schon an den zwey Epochen zu viel haben, oder auch an den fünf Zeitaltern zu wenig? Doch eines fehlt uns noch, und leicht das herrlichste Kunststück, nämlich wie der Instinct verschwindet, und die Menschheit also sich selbst auf Null bringt. Auch diess ist auf zwey Seiten abgethan. Der Instinct wird schwächer, „die kräftigeren Individuen, in denen er sich noch ausspricht, wollen ihn in eine zwingende Autorität verwandeln; deshalb erwacht nun die Vernunft der anderen als Trieb der persönlichen Freyheit und zerbricht die Fessel, freylich unmittelbar nur des zur Zwangsanstalt verarbeiteten Vernunftinstincts fremder Individuen, mittelbar aber befreyt sie die Gattung von sich selbst in jeglicher Gestalt.“ Wie kinderleicht! Ein kleiner Sprung aus dem Unmittelbaren in das Mittelbare, und, freylich gegen die Abrede, die kleine Hülfe, dass man den relativen Gegensatz einiger Individuen als etwas die Gattung selbst betreffendes ansieht. So zerbrach, nach schwachgewordener intellectueller Anschauung, wohl auch die Vernunft des Zeitalters (als leere persönliche Freyheit nämlich) die zwingende Autorität des Einen kräftigen Individuums, *Fichte*, und die Fessel des sonnenklaren Berichtes, unmittelbar aber zugleich die Vernunftwissenschaft in jeglicher Gestalt. So wird ein wa-

ckerer Selbsterhaltungstrieb, der etwa unter einem dietetischen Zwange von der Superstition gehalten wird, wenn er sich dagegen auflehnt, unmittelbar zwar nur von diesem Zwange, mittelbar aber von der Eslust in jeglicher Gestalt sich befreyen. Aber warum haben nur die Empörenden gar keinen Instinct dafür, dass der Vernunftinstinct der Anderen im Grunde zugleich ihr eigener ist? Und wenn die kräftigeren Individuen die Anderen zu sich erheben wollen, durch den Instinct natürlich, denn Freyheit haben sie nicht, wie kommt es nur, dass der Instinct ganz gegen seine Natur so gewaltig fehl greift? Und wie mag es nur kommen, dass die ungleiche Vertheilung des Instinctes unter die Individuen die Ursache seines Unterganges in der Gattung wird? Oder weshalb wird doch der Instinct schwächer? Treibt etwa hier der Teufel oder das radicale Böse sein Spiel? Doch durch solches „Raisonniren" kommt man zu nichts; Hr. *Fichte* aber hat uns durch sein Verfahren auf einen Schlag alles Positive hergezaubert, was sonst so schwer zu erhalten ist, alle Nothstaaten, Nothkirchen, Nothpublica und was dazu gehört.

Diess ist also die Theorie der fünf Zeitalter; und Jedermann muss sehen, wie streng abgeleitet, wie nothwendig und einzig möglich diese fünf Zeitalter sind! Dieser Aufwand von Scharfsinn, dieses sinnreiche aus der Tasche spielen mit Gegensätzen und Mittelgliedern findet sich schon in der ersten Stunde auf den ersten zwanzig Seiten des Buches. Sehr brav finden wir es auch gehandelt, und gar nicht mit italiänischer Schlauheit, sondern keck und bieder, gleich das erste Mal zu versuchen, wieviel sich der ehrwürdigen Versammlung gebildeter Menschen bieten liess von dieser losen Kunst, und sie dann zu fragen, ob sie noch ferner auf diese Weise gemeinschaftlich mit dem Vf. zu denken begehrte. Und wahrlich, Hr. *Fichte* hat das Recht, welches ihm die Versammlung dadurch gab, dass sie wieder erschien, nicht schlecht benutzt! Doch wir haben es nicht mit den edlen Männern und Frauen der alten würdigen Stadt Berlin zu thun, und wenden uns daher zu dem eigentlichen Gegenstande des Buches, dem dritten Zeitalter.

Unsere Meinung ist nun, dass es ein solches drittes Zeitalter, selbst wenn man von Hn. *Fichte's* Voraussetzungen ausgehet, gar nicht geben kann, und diess bestätiget auch er selbst dadurch, dass wie er es uns schildert „nicht etwa im Verborgenen schleichend; sondern offenbar da, sich selbst begreifend und liebend," alle seine Merkmale doch auf nichts hinaus laufen. Zuerst heisst es das Zeitalter der *vollendeten Sündhaftigkeit*; allein „die Sünde selbst ist ein Wahn, also nichts, und der Mensch, in wiefern er sich mit der Gottheit entzweyt wähnt, ist auch ein Nichts, das also nicht sündigen kann." Sündhaftigkeit der Gattung kann nur ihre Vernichtung bedeuten. Es heisst ferner, in wiefern es der Wissenschaft ermangelt, das „Zeitalter der Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit," und das ist ein rein Negatives, ein Nichts. Freylich „trägt es auch, in wiefern es sich in seiner Maxime klar wird, die Form der Wissenschaft, allein diess ist nur die leere Form," und also wieder Nichts; es ist, in wiefern die Wissenschaft sehend ist, ein Sehen, aber in wiefern die seinige leer ist, „ein Sehen von Nichts. Ferner ist es, als die Autorität vernichtend, das Zeitalter einer gänzlicher Ungebundenheit ohne Leitfaden, und das ist wieder Nichts, denn jeder positive Gehalt müsste sich doch als ein Gesetz auffassen lassen. Freylich hat es auch die Maxime, „nichts gelten zu lassen, als was man verstehe und klärlich begreife;" allein näher betrachtet „ist ihm doch nichts übrig, als das Leben des Individuums, und was damit zusammenhängt, nämlich kein anderes Handeln, als auf das persönliche Wohlseyn, und kein anderes Wissen, als auf die Erfahrung." Diese blosse Persönlichkeit aber ist Nichts, und nur auf dieses Nichts geht jenes scheinbar reale Begreifenwollen. Ja so sehr ist das Zeitalter Nichts, dass es nicht einmal dieses nichtige Wesen selbst producirt, sondern (man hört es mit Bedauern für die ersten beiden Zeitalter) „diese Art von Vernunft findet das dritte Zeitalter schon vor, und besitzt sie als ein väterliches Erbtheil ohne Arbeit und Mühe." Dieselbe Nichtigkeit zeigt sich auch, wenn man auf den Übergang aus dem dritten Zeitalter in das vierte merkt. Als Vermittelung tritt dabey „die Sympathie auf, als erste leise Regung des Vernunftinstinctes;" das Volk wird zur Religion des Normalvolkes erhoben, die ja auch Instinct ist, kurz die Freyheit wird unmittelbar an den Vernunftinstinct angeknüpft, als ob ein solcher Übergang durch Nichts, wie das dritte Zeitalter, durchaus nicht wäre, noch zu seyn brauchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Magdeburg*, b. Hessenland und Comp.: *Der Mann nach der Welt, ein Roman.* 1806. 432 S. 8. (2 Rthlr.) Wenn gleich der dichterische Werth dieses Romans keinesweges von Belang ist, man mag auf Erfindung, Composition oder Darstellung sehen: so lässt sich doch die Absicht des Vfs. weiter nicht tadeln, welche keine andere ist, als ein Gemälde aufzustellen von dem mannichfaltigen Unheile, das ein reicher und vornehmer Wollüstling durch die rücksichtlose Befriedigung seiner Gelüste in einer achtungswerthen und glücklichen Familie anrichtet. Es fehlt der Schilderung nicht an kräftigen Zügen, die meisten von den vielen Reflexionen, womit das Buch ausgestattet ist, zeugen von nicht gewöhnlicher Welterfahrung, und von einem richtigen festen Blicke in die Verhältnisse des Lebens, und die Sprache ist im Ganzen bestimmt, gedrängt und abgemessen, bis zur Einförmigkeit. Dieser Roman verdiente demnach wohl eben so gut, wie mancher andere dieser Art, übersetzt zu werden; nur hätte auf dem Titel bemerkt werden sollen, dass er kein Original, und *Mackenzie* der Verfasser des *Man of the world* ist. Mit der Übersetzung kann man, bis auf einige Nachlässigkeiten und undeutsche Wendungen, zufrieden seyn.

c. f. r. z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 JANUAR, 1807.

PHILOSOPHIE.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters*, dargestellt von *J. G. Fichte* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Doch es sey nun die vollendete Sündhaftigkeit, nicht etwa, wie Anderen scheinen möchte, nur die negative Seite der mit der Zeit und der Erscheinung gegebenen relativen Differenz, und deshalb keine Zeit für sich erfüllend, und in keiner eingeschlossen; sondern sie sey uns ein Zeitalter: so werden wir nur desto neugieriger seyn zu erfahren, wie dieses wichtige Nichts sich gebehrdet, und wie es sich streckt und dehnt und verdichtet, um als Etwas zu erscheinen, und es lohnt wohl der Mühe, dass wir, ehe wir die einzelnen Züge beschauen, den Künstler bey der Arbeit belauschen, ob wir ihm etwa die Kunst abstehlen, wie er uns Nichts mit Nichts auf Nichts mahlt. Auch hier, wie überall in der Magie, ist das Einfache und Leichte des Verfahrens zu bewundern. Eigentlich nämlich müsste nun aus den bisher beleuchteten Merkmalen des Zeitalters immer weiter gefolgert werden, so weit sich noch etwas, immer ein streng abgeleitetes *Dass* folgern lässt; und dann müsste das *Wie* der wirklichen Gegenwart, so viel sich davon aus der Geschichte brauchen lässt, rein empirisch (denn anders kommt man zu keinem reinen *Wie*) aufgefasst, und denen, welche über das Zeitalter zur Erkenntniss kommen sollen, deutlich gezeigt werden, wie in diesem *Wie* jenes *Dass* nothwendig stecke. Allein nicht nur würde für den etwas genauer Nachspürenden sich nicht verbergen lassen, dass, wenn man mit Nichts rechnet, wie weit man auch fortrechnen möge, man immer nur Nichts behält, sondern auch selbst dem oberflächlichern Leser möchte, eben weil er ungeübt ist, die Gleichheit schwerer zu zeigen seyn zwischen dem *Dass* und dem *Wie*, weil beide, streng angesehn, ganz irrational sind gegen einander. Daher muss, um die gute Absicht nicht zu verfehlen, unvermerkt der strenge Gegensatz des Dass und des Wie durch die darstellende Kunst verwischt werden, und wie man zwischen zwey Flüssigkeiten, welche allein sich nicht verbinden wollen, eine dritte einschiebt, die so allmählich jene auflöset, dass man nur noch an den äussersten Enden des Gefässes die entgegengesetzten erkennt; da aber, wo das Bindemittel gewirkt hat, bald nicht mehr unterschieden werden kann, was jeder Seite angehört: so muss man auch hier das *Dass* und das *Wie* auf eine künstliche Weise mischen, damit doch das Nichts zu einem Etwas komme, und das Gemählde zu einem Urbilde. Das Verfahren selbst hat wiederum sein Dass und sein Wie, von denen letzteres so leicht und lose ist, dass man kaum glauben sollte, es wäre etwas so schweres und gewichtiges dahinter als das erste. Denn leicht und lose scheint es, wenn jedes streng abgeleitete Dass durch einige geläufige Formeln, wie „Nichts verhindert aber zugleich anzunehmen,“ oder „wenn nun noch diess hinzukäme“ oder „hätte aber das Zeitalter etwa auch jenes erfunden,“ mit einem beliebigen Wie umkleidet wird, ohne dass man aus der Reihe der strengen Ableitung herausgegangen zu seyn scheint. Und diess findet sich gleich bey dem ersten Gliede der strengen Ableitung, dem Normalvolk, zum grossen Troste nicht nur aller mit der Natur befreundeten Männer, sondern vornehmlich der anwesenden Frauen, denen es ganz unanständig gewesen wäre, so viele Generationen des *Dass* nackt und bloss ohne alles *Wie* herumlaufen und Scherz treiben zu sehen. Gegründet ist aber dieses dem Anschein nach so lose Spiel in einer gar herrlichen Auseinandersetzung des Verhältnisses zwischen Geschichte und Philosophie, welche noch kunstreicher ist, als alles bisher gepriesene. Nämlich zuerst die *eigentliche Geschichte*, dieselbe, welche „als zweyter Theil der gesammten Empirie der Physik, als dem ersten, gegenüber steht,“ diese hat, überraschend, „zwey innigst verflossene Bestandtheile, einen *a priorischen*, und einen *a posteriorischen*;“ der letzte ist zwar allein „die eigentliche Geschichte in ihrer Form,“ und wir unseres Theils sind so einfältig nicht zu wissen, wie etwas eigentlich ist ausser seiner Form; aber kurz, der eigentlichen Geschichte gehört doch der *a priorische* auch. Dieser *a priorische* ist nun der Weltplan, welchen wir fälschlich für ein ausschliessendes Eigenthum der höheren Philosophie, welche eben der Empirie ganz entgegengesetzt ist, gehalten hatten. Denn er ist nicht etwa nur Norm und Regel, welche der Philosoph dem blossen Historiker giebt, sondern Bestandtheil selbst der Geschichte. Wie diess nun seyn kann, ohne dass auch die Wissenschaftslehre ein wirklicher Bestandtheil der Physik werde, und ihr nicht nur die Regel gebe, diess begreifen wir weniger, als wir uns freuen, dass Hr. *Fichte* doch eine Brücke legt über die ungeheure selbstgegrabene Kluft, und im Paradiese der Verstandesreligion gegen das arme, nach einem *a posteriorischen* Wie durstende *a priorische* Dass barmherziger ist als Abraham. Dagegen gründet sich der

a posteriorische Bestandtheil auf fremde Kräfte, welche die „Entwickelung des Menschengeschlechtes nach dem Weltplan stören." Hierin ist nun das *Fichtesche* freylich leicht zu verstehen, das Hemmende, das der unendlichen Thätigkeit, dem Himmel sey Dank, entgegentritt; um den Weltplan aber thut es uns leid, dass es, wiewohl noch dazu die Sünde nichts ist, doch fremde Kräfte für ihn giebt; und endlich, wie es um das innigstverflossene Seyn des Weltplans und der fremden Kräfte stehe, das verstehen wir nicht. Kurz es scheint, der eine Bestandtheil der Geschichte bietet uns zwar ein Etwas, aber das ist unhistorisch, und der andere zwar ein historisches, aber das ist nichts. Das zweyte Herrliche ist nun dieses, dass „dem Philosophen anheim fällt, die Bedingungen des empirischen Daseyns aufzustellen, dem Historiker aber die Fortbestimmungen aufzusuchen." Mit dem Vorigen möge diess Jeder selbst zu seiner Freude vergleichen. Wir machen nur aufmerksam darauf, wie jedes streng abgeleitete Dass, je mehr es abgeleitet ist, eine *Fort*bestimmung seyn muss, und in jeder Bedingung des Empirischen auch nothwendig schon ein Wie liegen muss, und also Alles sich auf das herrlichste unter einander mengt, und geben statt Aller nur Ein Beyspiel, welches zugleich das wahre Fundamentalbeyspiel ist. Nämlich das vor allem vernünftig werden nothwendige vernünftig gewesen seyn, liegt freilich als Bedingung weit „über das factische Daseyn hinaus," aber es ist doch „ein Zustand, der irgendwo vorhanden gewesen." Von diesem wird dann Hr. *Fichte* (obgleich, wie er versichert, zu keinem weiteren Schlusse berechtiget,) getrieben zur Annahme eines Normalvolkes (welches also die *zweyte Bedingung* ist, oder die *erste Fortbestimmung?*). Neben diesem aber „*hindert ihn nichts*, andere rohe erdgeborne Wilde über die ganze Erde zerstreut anzunehmen." Und beide zusammen werden hernach als die abgeleiteten Grundstämme unseres Geschlechtes allen weiteren Ableitungen zum Grunde gelegt. In diesem Zusammenschmelzen von Bedingungen und Fortbestimmungen sind noch andere Kunststücke auch der Sprache zu bewundern, die wir aber übergehen, um noch mit Wenigem zu sehen, wie es um die eigentlichen Fortbestimmungen auf dem eigentlichen Gebiete der eigentlichen Geschichte stehe. Das Hauptgesetz davon ist: dass „jede unmittelbar durch die eignen Sinne wahrzunehmende Thatsache nur zu verstehen ist unter Voraussetzung einer früheren, welche aufgefunden werden muss, jedoch ohne sie weiter zu bestimmen, als das Erklären der Gegenwart daraus schlechthin erfodert." Je weiter man also hinauf steigt, desto magerer und unbestimmter werden die Bestimmungen, bis sie endlich auch wohl zu Bedingungen gut genug sind; und diess ist nun die Regel, welche die Philosophie diesem Theile der Empirie giebt. Wir unseren Theils bekennen aufrichtig unsern Widerwillen gegen eine Geschichte, welche die Vergangenheit nur als Erklärung, als Mittel für das Wissen um den Augenblick, durch Berechnung reproducirt, und auch diese Gegenwart mit den eigenen Sinnen so wenig anzuschauen begehrt, dass, wie sie sich etwas Einzelnes daraus abgezäunt hat, sie eilt, es an ein anderes Einzelnes der Vergangenheit anzuknüpfen. Wahrlich, nur wer von aller Gemeinschaft mit der Natur, von aller gesunden Anschauung entblösst umhertreibt in dem Abstracten, kann sich hieran erfreuen! Doch was hierüber zu sagen wäre, ist für den Vf. nicht, mit dem man nur dialektisch im engsten Sinne des Wortes sprechen kann. Ihn möchten wir nur fragen, wie ihm denn aus allem Sichtbaren, Hörbaren, Tastbaren insgesamt Eines und das Andere wird? Ob er das Dass und Wie seiner Vereinzelung wohl anders als aus dem Ganzen verstehen kann, und ob nicht dasselbe auch von jenem Einzelnen, woraus er erklären will, in Beziehung auf das Ganze seines Zeitmomentes gelten muss? Eben so wunderbar ist die Art, wie er für seinen Gebrauch in diesem Buch die Geschichte theilt oder zerreisst. Er will nur das gebrauchen, worin „die wirklich fortschreitende und sich bewegende Cultivirung selber sich zeigt." Nun sieht man zuerst nicht, wie gerade dergleichen in der Geschichte der ersten drey Fichteschen Zeitalter vorkommen kann, und sollte also denken, der Mann wollte uns weissagen: aber dann auch wie schön muss die geschichtliche Welt geordnet, oder wie herrlich die Ansicht des Betrachters seyn, wenn sich das Fortrücken des Weltplans und die Einwirkung der fremden störenden Kräfte so in einzelnen Thatsachen absondern und auseinanderschälen!

Von jener ersten Merkwürdigkeit, wie nämlich aus der Gegenwart die Vergangenheit rückwärts construirt wird, haben wir nur Ein Beyspiel anzuführen, an welchem der Vf. die historische Kunst einigermaßen entwickelt hat; aber dieses kann auch statt vieler anderer dienen, und der Vf. hat es gewiss selbst mit tiefer Absicht hiezu gewählt. Er „liest nämlich die ersten Kapitel der Genesis, und sieht aus dem Inhalt, dass es eine Mythe ist über das Normalvolk, im Gegensatz eines anderen aus einem Erdklose gemachten Volkes, und über die Zerstreuung desselben, und über die Entstehung des Jehovadienstes, unter welchem Jehovavolk einst die Religion des Normalvolkes wieder hervortreten, und von ihm aus über alle Welt sich verbreiten sollte." Hieraus lerne, Jeder was es auf sich habe, mit der, wie der Vf. klagt, in unseren Tagen fast verlorenen Kunst zu lesen! Aber wie mag sie auch wohl jemals Jemand ausser ihm so besessen haben! Man lerne, was es heisse, ein bis auf unsere Tage herabgekommenes Factum, besonders in wiefern es auf frühere Facta leiten dürfte, *rein* und vollständig auffassen!" Aus diesem Inhalte nun schliesst er, „dass die Mythe älter seyn müsse, als alle Geschichte, weil von Anbeginn der Geschichte bis auf Jesum keiner mehr fähig war, sie auch nur zu verstehen, geschweige sie zu erfinden. Daher ist nun das Daseyn dieser Mythe vor aller anderen Geschichte vorher selbst das erste Factum der Geschichte." Wie überrascht mögen die Zuhörer gewesen seyn über diess Kunststück, und erfreut, dass das Normal-

volk nun nicht nur durch strenge Ableitung gefunden ist, sondern auch nebst den rohen Erdgebornen durch den factischen Beweis! Mancher wird vielleicht bey sich gefragt haben, ob nicht etwa die ägyptischen Mystagogen und andere Weise anderer Völker, bey denen die Mythe sich ebenfalls findet, sie schon auch so verstanden haben? Andere vielleicht auch schon gezweifelt, ob wohl Jesus selbst sie so möge verstanden haben? Doch wer weiss, welche geheime Nachrichten der Vf. hierüber hat! Diess heisst nun nicht etwa „darüber argumentiren, wie etwas könnte gewesen seyn, und dann annehmen, es sey so gewesen," (woraus nur eine hässliche Geschichte *a priori* entsteht,) sondern so muss man eben „scharf und bestimmt denken, unter welcher Bedingung bey früheren Facten ein factischer Zustand der Gegenwart sich *allein* verstehen lasse!" Da nun ein so bekannter und einfacher Gegenstand durch diese wunderbare historische Kunst ein so neues Ansehen gewonnen hat: so ist zu erwarten, dass, wo der Vf. bey Anführung alter Geschichten von den gemeinen Geschichtschreibern abweicht, oder ihre Aussagen wunderlich gedeutet zu haben scheint, diess nicht ein Missverstand ist, sondern ebenfalls ein Werk jener göttlichen Kunst: und wir dürfen sagen, dass wer diese aufsuchen will, in dem Buche eine reiche Erndte findet. Wir möchten nur noch einige Züge aus der näheren Schilderung des dritten Zeitalters auffassen und bewundern, wobey wir jedoch, überwunden durch die Gewalt der bisher geschilderten Methode, uns für unfähig bekennen, überall zu unterscheiden, was als wahrer Grundzug streng abgeleitet ist, und was als historische Erläuterung empirisch aufgefasst. Am meisten muss es fast interessiren zu wissen, wie das Zeitalter, in welchem wir leben sollen, in Absicht auf den Staat geschildert wird. Kaum erwartet man freylich, dass der Vf. diese Frage selbst so ausdrücken werde: „auf welcher Stufe der Entwickelung des absoluten Staates unser Zeitalter stehe." Denn da der Staat eine „künstliche Anstalt" ist, der also „die Kenntniss der Regeln vorangehen muss:" so erwartet man ihn erst nach der Blüthe der Wissenschaftslehre im fünften Zeitalter, im dritten aber nur Anarchie, Abwerfung der Zwangsanstalten des zweyten, und also absolute Staatslosigkeit und Willkühr. Und in der That findet sich auch, dass der Staat, der für das dritte Zeitalter abgeleitet wird, und sich also in ihm fortentwickeln soll, Nichts ist. Freylich klingt es, wie Alles, dass sein „*Zweck*" (denn ohne Zwecke kommt man nun einmal nirgends fort,) „kein anderer ist, als der der Gattung selbst; allein bald darauf hören wir schon, dass „die höheren Zweige der Vernunftcultur, Religion, Wissenschaft und Tugend, nie Zwecke des Staats werden können," und es scheinen *nur zwey* Zwecke für den Staat übrig zu bleiben, nämlich, die Wilden zu cultiviren, und „die umgebende Natur unter die vollkommene Botmässigkeit des Begriffs zu bringen." Der letzte, in welchem doch am Ende auch der erste aufgehen möchte, wird, da die Kunst erst im fünften Zeitalter ihre Rolle spielt, bis dahin immer beschrieben als Belebung der Industrie, Emporbringung der mechanischen Künste, kurz was man im weitesten Sinne Ökonomie nennt. Aber auch diese Zwecke „kann sich erst im fünften Zeitalter der Staat als die seinigen denken, er selbst hat keinen anderen, als den seiner Selbsterhaltung, und thut Alles nur ihrentwillen." Was nun *er selbst* ist, ohne seinen Zweck, das dürfte schwer seyn zu sagen; wir wollen uns aber an das obige halten, vom Zwecke der Gattung, und daran, dass er „nothwendig die Summe seiner Bürger als die Gattung betrachtet:" so ist also die Erhaltung dieses seine Selbsterhaltung. Nun fingirt uns der Vf. anderwärts eine ökonomische Gesellschaft, die auch um der Erhaltung der verbundenen Individuen willen, cultivirt und die Natur unterwirft, und doch weil sie diess nur der Erhaltung wegen thut, selbst, ohneachtet sie äusserlich die Form des Staates an sich trägt, kein Staat ist; worin soll nun der Unterschied liegen zwischen beiden? Ja jene Selbsterhaltung des Staates, da ohne die Zwecke der Gattung nur das Individuelle übrig bleibt, ist ja doch nur Erhaltung der Persönlichkeit, also die Erhaltung der Sünde, oder des Nichts. Wodurch ist also dieser Staat Etwas und ein Staat? Wohl nur zauberisch dadurch, „dass *die Natur* an seinen ganz anderen Zeck den der Gattung unabtrennlich gebunden hat," oder dass er „unter einer höheren, ihm selbst vielleicht verborgenen Leitung steht." Zwey herrliche Formeln, die viel zu rathen geben, man mag nun bey dieser bindenden Natur an die denkende Natur denken, die in den Schwärmern denkt, und bey der verborgenen Leitung an die verborgene Weisheit, durch welche man jene Mythe so vortrefflich verstand, oder an sonst etwas. — Eben so wichtig nun erscheint unser Staat, wenn man auf seine Form sieht. Es giebt nämlich drey Grundformen oder Stufen des Staates, die wunderbar genug durch das Verhältniss der Regierenden zu den Regierten bestimmt werden. Auf der ersten Stufe „sind die Unterworfenen nur den eigenen Zwecken der Unterwerfer unterworfen;" wie eine solche Verbindung im Staat seyn könne, das können wir glücklicher Weise übergehen, sonst möchte wieder unser Unverstand an den Tag kommen. Auf der zweyten Stufe „ist Jedem ein Zweck zugesichert, in dem Alle ihn nicht stören" dürfen. Auch hier ist offenbar der „Gesammtzweck," nur das Nichtgestörtwerden, ein rein negatives, und der Staat doch „eine bloss juridische Anstalt;" wie aber durch diese Gemeinschaft der blossen Verneinung alle Individuen Ein Ganzes bilden können, und also diess ein Staat sey, ist nicht einzusehen. Nur das geben wir zu: „dass der Staat auf dieser Stufe von der absoluten Form des Staats noch weit entfernt ist;" und wenn wir dazu nehmen, dass „erst mit Vollendung seiner Form, der Staat sich in Besitz seiner wahren Materie setzt:" so sagt uns der Vf. selbst, dass dieser Staat kein Staat ist. Auf dieser Stufe aber steht der Staat im dritten Zeitalter, zu dessen Charakter der absoluten Wilkühr diess freylich sich herrlich schickt, dass Jeder seinen eigenen Zweck hat; wenn es aber

auch heisst „der Staat durchdringe nun immer mehr seine Mitglieder, und suche sie zu seinen Werkzeugen zu machen," so durchdringt sie freylich Nichts, und sie werden zu Werkzeugen von Nichts, auch ganz dem dritten Zeitalter angemessen. Daher man auch eben so gut ableiten könnte, er sey ihr Werkzeug, und er halte sie aus einander. Wie nun durch blosse allmähliche Entwickelung aus diesem Nichts der zweyten das Alles der dritten Stufe werden soll, auf der es einen wahren Gesammtzweck giebt, und viele andere schwer zu verstehende Herrlichkeiten, z. B. des Vermögens Gleichheit und aller Bildung Ausgehn vom Staate und Zurücklaufen in ihn, das ist uns leider auch ganz unverständlich. Soviel sehen wir, dass es schwer von Statten geht, und dass der Weltplan mehr als einmal dazu ansetzen muss. Denn nachdem schon unter der Regierung der römischen Kaiser, der „Blüthe der alten Cultur, bürgerliche Freyheit, Gleichheit der Rechte, Finanzverwaltung nach Principien, wirkliche Sorge für die Existenz der Regierten über die ganze cultivirte Welt verfassungsgemäss vorbereitet," und Alles so herrlich war, dass die Welt im Begriff schien, unmittelbar auf die dritte Stufe hinauf, und somit in das fünfte Zeitalter hinein sich zu entwickeln: so musste nun auf einmal, wahrscheinlich weil die Blüthe taub gewesen, und aus ihr keine Frucht erwachsen konnte, Alles wieder zurückgehen, und eine neue Entwickelung beginnen, weil nur in den christlichen Staaten die dritte Stufe konnte erreicht werden. Bey dieser neuen Entwickelung finden wir uns nun gleich mit dem Christenthum selbst, durch welches die Staaten gebauet seyn sollen, in groser Verlegenheit, denn es giebt gar viel Christenthum in diesem Buche! Dass man die Religion auf eine zwiefache Weise betrachten kann, nach ihrem inneren Wesen, und nach ihrem Heraustreten in die Erscheinung, leuchtet Jedem ein. Eine solche Betrachtung aber muss zeigen, dass die Religion doch in beiden dasselbige ist, und Inneres und Äusseres ohne einander nicht seyn kann. So ist es aber hier nicht: sondern wir haben zuerst das Christenthum der sechszehnten Rede, das ein rein Inneres ist, ein Licht, den Menschen zu nichts treibt, und also nicht einmal ein Äusseres haben will. Auch die Erfindungen, damit das arme Menschengeschlecht durch diese Religion beseliget werde, brauchen nicht erst besonders gemacht zu werden, sondern waren schon ohne das Christenthum unter der römischen Regierung vorhanden. Ja, auch der Antrieb auf die Menschen zu ihrer Anerkennung geht nur von Individuen aus, und es bedarf dazu gar keiner öffentlich erscheinenden Anstalt. Dieses also baut keinen Staat. Dann haben wir das Christenthum der dreyzehnten Rede, welches zwar, wie man lesen kann, einerley ist mit jenem, dann aber doch wieder zur öffentlichen Existenz zwar noch nicht gekommen ist, aber doch hineile, und vielleicht die neuen Staaten (privatim, ohne öffentliche Existenz,) gebauet hat, um sich diese zu bereiten, und um sich, wenn sie erst gebaut sind, aufs vollständigste von ihnen zu trennen: denn diess ist seine Aufgabe. Dann haben wir wieder ein Johanneisches Christenthum, welches aber offenbar das der sechszehnten Rede ist, und ein verderbtes Paulinisches, dem viel harte Vorwürfe gemacht werden; aber eine Lust, Staaten zu bauen, geht aus keinem von ihnen hervor. Doch hören wir, wie es nun eigentlich mit dem Einfluss irgend eines dieser Christenthümer auf die neue Entwickelung der Staaten zugehet. Die Religion hat einen zwiefachen Einfluss auf den Staat, den einen, in wiefern sie und ihre Wirksamkeit absolut genommen wird. Diess ist aber nicht der Staatenbauende. Denn seine negative Seite könnte sich als ein zurückbleibender Einfluss der Religion nur zeigen, wenn der Staat eine Neigung hätte, in das Gebiet der Religion hinüber zu schreiten; die hatte aber der römische, nach des Vfs. eigenem Eingeständniss, nicht. Seine positive aber ist nun, „dem Staat seinen Zweck näher ans Herz zu legen," was beyläufig voraussetzt, dass er seinen Zweck schon hat, und also nur im ersten und fünften Zeitalter Statt findet, auf jeden Fall aber durch das innere Leben der Religion unter den Menschen, durch ihre Anerkennung und Verbreitung, geschieht, also nach unserem Vf, ohne alle öffentliche Anstalt. Der andere Einfluss ist ein zufälliger, welchen das Christenthum ausübt, „indem es zuerst sich selbst zu seiner Reinheit und Lauterkeit emporzuarbeiten strebt," oder „indem es nach selbstständiger Existenz und angemessener Wirksamkeit hinauf strebt." Diess klingt offenbar, als ob das Christenthum ursprünglich verderbt wäre, und sollte sich nun, wie jene Unglückliche, an dem eigenen Schopf aus dem Sumpf des Verderbens herausziehn. Allein anstatt dass uns nun gezeigt werden sollte, wie sich das Christenthum aus der Unlauterkeit herauszieht durch das Staatenband, scheint es hiebey gar nicht für sich selbst beschäftigt zu seyn, sondern nur für den Staat, um diesen vor dem schädlichen Einfluss seiner selbst, des in seiner Unlauterkeit verheerenden Christenthums, zu schützen. Das ist noch mehr als im Sprichwort der doppelte Weg der Kinder und Hunde! Aber so geht die *Fichtesche* Geschichte. „Unter dem Vorwande des Entsündigens beherrschten die Priester des (durch den Sinnenwahn verderbten) Christenthums den römischen Staat, und ruinirten ihn durch ihre eigne Unfähigkeit. Sollte es nun je wieder zu einem Staat kommen, dem dieser schädliche Einfluss unschädlich würde: so musste dieser selbst in seinen Principien durch die Religion aufgebaut werden. — Sie muss sich damit an solche wenden, die sich bisher mit der Gottheit nicht viel zu schaffen gemacht, und denen sie erst den abergläubischen Wahn von Sünde und Entzweyung beybringen muss. Das neue Volk *musste* zugleich scharfe Rechtsliebe und stehendes Ehrgefühl haben, und *wenn es sich zutrug*, dass mehrere verwandte Völkerschaften neue Staaten errichteten: so war es *am erspriesslichsten*, dass die Religion für ihre politische Gewalt nun unabhängigen Ländersitz als Centralpunct erhielt."

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 JANUAR, 1807.

PHILOSOPHIE.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters*, dargestellt von *J. G. Fichte*, u. s. w

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Mit dem Angeführten sollte der Leser wohl genug haben für Einmal von dieser hohen wunderbaren geschichtlichen Weisheit. Denn es gehört wohl Zeit dazu, sich darüber zu besinnen und es zu verdauen, dass das Pabstthum und die politische Gewalt der Kirche das Mittel ist, um den Staat gegen den schädlichen Einfluss der Priester zu schützen, und dass die Religion diess Gebäude aufgeführt hat, um sich selbst zur Lauterkeit und zur angemessenen Wirksamkeit (diess ist doch wohl die innere beseligende?) zu erheben! Aber es giebt noch mehr Wunderdinge. Man höre auch, wie durch diese neue Entwickelung der Staat seiner Vollkommenheit nahe kommt. Zuerst, wiewohl diess allein im Wesentlichen des Staats nichts ändert, ist Jeder in einem christlichen Staate persönlich frey, aus dem herrlichen Grunde, weil „Jedem das Vermögen sich zu Gott zu wenden, muss gestattet werden, und wenn Einer erst in dieser Rücksicht persönlich frey ist, die ganze übrige persönliche Freyheit von selbst folgt." Das ist freylich christlicher als Petrus und Paulus, die von einer solchen Folge nichts wussten! Dann ist „jeder christliche Staat zu einer, den Einfluss der Centralgewalt abgerechnet, unabhängigen Existenz berechtiget, keinem Unchristlichen aber lässt die Kirche Frieden." Wie viel seliger sind nun die Menschen offenbar bey diesem Princip als bey dem altrömischen, keinem Unrömischen Frieden zu geben! Und wie viel unabhängiger sind die Regierungen, als es die christlichen Cäsarn unter dem Einfluss der Priester waren! Und die Neigung, universell seyn zu wollen, welche in der verruchtesten Persönlichkeit der Staaten ihren Grund hat, ist diesen christlichen auch, und zwar nothwendig, eigen, so sehr sie auch in ihren Principien durch die Religion erbaut sind. Das Schönste aber ist, dass man deutlich sieht, wie nun diese ganze Organisation von dem politischen Einfluss des Christenthums ganz unabhängig ist. Denn so nothwendig auch, nach unserem Vf., die Religion mit ihrer Baulust sich an Stämme, wie die germanischen, wenden musste: so hat sie sich doch, ebenfalls nach ihm, eigentlich schlecht adressirt. Denn der Wahn von Sünde, der Grundstein des Gebäudes, welches sie aufführt, um sich zur Lauterkeit emporzuarbeiten, will bey diesen Stämmen nicht recht haften: warum „lassen sie sich auch die Centralgewalt nicht länger gefallen, bis die mehreren Staaten, in welche das christliche Reich *von Ohngefähr* zerfallen war, sich recht befestiget hatten. Diess sucht nun freylich die religiöse Centralgewalt möglichst zu verhindern," (sie wollte freylich diese Staaten bauen; aber es ist ja auch räthlich, langsam zu bauen!) „aber es geschieht endlich doch. *Wie durch ein Wunder* vereinigt sich hiemit die Kirchenreformation," (die also, wie es scheint, nicht der zu beschreibenden Wirksamkeit der Religion selbst angehört) „und nun entsteht eine Mehrheit von Bekenntnissen, welche den Staat neutral macht gegen die Religion;" und nun sind wir wieder so weit, wie wir schon zu den Zeiten der Römer waren, und das Christenthum ist sachte wieder unten herausgezogen. Heisst das nun, das Christenthum bauet die Staaten, wenn es nur Missbräuche hinein bringt, die mit grosser Anstrengung wieder müssen heraus gebracht werden, alles Neue der anderen Staaten aber, wie der Vf. nur schlecht zu verbergen weiss, in der Eigenthümlichkeit der Völker seinen Grund hat? Und ist nun diese Wirksamkeit der in das Christenthum eingeschlichenen Superstition bis durch ihren Culminationspunct das Emporstreben der Religion zu ihrer Lauterkeit, das Zurücktreten dieser Superstition aber etwas, das *wie ein Wunder* von aussen kommt? Frevelhaft ist das Spiel, welches hier mit dem Heiligen getrieben wird, es sey nun, dass ungeschickte kraftlose Hände es treiben, die sich enthalten sollten das Heilige zu berühren — aber wer wird das von *Fichte* sagen mögen? — oder dass es vorwitzige, tausendkünstlerische sind, die dem Zuschauer, wenn es der angekündigte Ausgang des Kunststückes erfodert, eines statt des anderen unterschieben, und die man züchtigen muss. Wenn aber, ein solches Schattenbild von Wahrheit aufzuführen auf einem Grunde, dessen Unhaltbarkeit dem Meisterblick des Künstlers selbst nicht kann entgangen seyn, wenn diess nicht sophistisch seyn soll, sondern noch philosophisch heissen darf, so muss jener alte Name gar nicht mehr gebraucht werden. Wir haben uns bey diesem Beyspiele vom Staate begnügt, und die Wissenschaft, wo sogar Literatur-Zeitungen und Encyklopädien abgeleitet werden, und die Sitte, wo ebenfalls das Positive aus dem Negativen ohne Weiteres entsteht, übergangen. Den Geist des Ganzen muss Jeder schon hieraus hinreichend erkennen, und einsehen, wie es gleich unmöglich seyn muss, von dieser Ichphilosophie aus eine lebendige Geschichte

weisen sucht, dass „was die Schwärmerey Religion nennt, immer nur Vergötterung der Natur ist.“ Allein da auch das Normalvolk die Vernunft nur unter der Form des Instinctes besitzt, sollte nicht nach demselben Schlusse dasselbe auch von seiner Religion, dem Christenthume, gelten, und überhaupt in der glückseligen ersten Epoche Alles Naturphilosophie gewesen seyn? Diess ist ein harter Punct, und wir wären begierig zu sehen, wie man die Consequenz abweisen könnte. Mit der *Zauberey* hingegen, welche der Naturphilosophie auch Schuld gegeben wird, ist es nicht so arg, und es war wohl mehr um das schöne Wort zu thun! Eins aber, ohnstreitig der höchste Gipfel, auf welchen sich die freye Kunst der Deduction erhoben hat, ist noch übrig, wodurch die Naturphilosophie ohne alle Hülfe einer historischen Erläuterung so bestimmt bezeichnet worden, dass jedes Kind auf der Strasse sie erkennen kann. Nämlich von derselben Schwärmerey, welche wesentlich als ein Denken der blinden Naturkraft in dem Menschen beschrieben war, wird nun gesagt, anderwärts (kraft welcher Maxime aber wohl anderwärts das Unbegreifliche producirt wird?) sey sie Natur, „im vorliegenden Fall aber als Reaction des dritten Zeitalters sey sie grösstentheils Kunst, weil sie ja aus einem bedachten Widerstreben, aus Missfallen an einer deutlich eingesehenen Leere entstehe.“ (Natürlich freylich! nur gut, dass wir das nicht gleich anfangs gewusst haben, sonst hätten wir die blinde Naturkraft und die ganze Naturphilosophie gar nicht erhalten!) „Auch ist in der Natur Aller, die vom dritten Zeitalter ausgehen, wenig Kraft zur Schwärmerey. Daher wenn nun die Schwärmer schwärmen wollen,“ setzen sie sich hin (*activ*, Kunst?) und *lassen sich einfallen* (*passiv*, Natur?), und wenn die Einfälle nicht fliessen wollen, so begeistern sie sich (das ist nun offenbare Kunst) durch physische Reizmittel,“ (Schade nur, dass nicht geradezu Brannt-wein und Opium genannt sind, was ja weit gründlicher gewesen wäre, denn der Wein ist ja den Gelehrten im geschlossenen Handelsstaate erlaubt!), und wenn auch das nicht helfen will, so nehmen sie ihre Zuflucht zu den Schriften ehemaliger Schwärmer.“ Schade nur, dass uns der Vf. nicht noch das Gastmahl gönnte, uns die besten Mittel dieser Art zu nennen, das würde uns, da Beyspiele viel helfen, in der physiognomischen Kenntniss der Schwärmerey bedeutend gefördert haben! Wir hätten wohl nicht nur den Jakob Böhme gefunden und den Plotinus, sondern auch den Jordanus und den Spinoza, denn von dem Einen in sich geschlossenen Grundgedanken der Wissenschaft ist der Mann doch nicht ausgegangen, und Platon und viele Andere dürften eben des Weges herkommen, und die Gesellschaft vermehren! — Rec. kann, da seine Bestrebungen auf einem anderen Felde als dem der eigentlichen Naturforschung liegen, kein Naturphilosoph heissen; aber soviel glaubt er von der Sache zu verstehen, dass sich in dieser Stelle über die Naturphilosophie ausser der Art und Kunst des Sophisten auch die Gewandtheit und Erfindsamkeit des Sykophanten zeigt. Zu einer Vertheidigung der Naturphilosophie gegen einen solchen Angriff fühlt sich also Rec. nicht berufen. Nur will er die Frage aufwerfen, ob nicht in dieser Schilderung mehr als in der gar zu schlecht ausgefallenen Darstellung des ganzen Zeitalters die Absicht des Buches liegen möge? Und wünschen möchte er, dass der Vf. etwas vorsichtiger gewesen wäre in den aufgestellten Merkmalen! Denn zusammengesuchte und ausgesuchte Einfälle, die recht gesucht seyn wollten, und zauberisches Aufbauen, des Zeitalters wenigstens, aus mancherley Gedanken, nur nicht aus der durchaus klaren historischen Anschauung, und eigenliebige Betrachtung des eigenen Werthes, und Scheu vor der Mühsamkeit des Empirischen, das alles kann man ihm vortrefflich zurückgeben! Hätte der Vf. uns auch etwas über die Composition und den Styl der Schwärmer gesagt: so fände sich vielleicht auch ein Vergleichungspunct für beides, wie es in diesen Grundzügen ist. Denn so trocken hin lässt sich wenig Anderes darüber sagen, als dass das vielfältig verschlungene Gewebe der Composition der Verworrenheit des Inhaltes sehr kunstreich dient, und recht für Zuhörer gemacht ist, welche jedesmal nur das Eine vor sich haben, und wenn ihnen nach vielen Sonntagen etwas anderes über denselben Gegenstand geboten wird, jenes nicht mehr wissen. So stimmt auch die Schreibart ganz zusammen mit der ungleichen Behandlung, welche den Zuhörern auch sonst widerfährt. Wie reich in dem deducirenden Theil unbestimmte vieldeutige Worte und Formeln verschwendet sind, darauf ist schon hingedeutet. Von diesen abgesehen, glaubt das Ohr nicht selten einem Vortrag beyzuwohnen, der sich fast zu sehr der streng philosophischen Methode nähert für ein bloss gebildetes Publicum. Dann nimmt sich aber der Vf. plötzlich zusammen, und beschüttet, um es wieder gut zu machen, die Versammlung mit einem bunten Pathos von anderen vagen Floskeln, worin Licht und Äther, Flamme und Wogen nicht gespart sind. Rec. wäre auch in dieser Hinsicht gern über die Grenzen des Buches hinausgegangen, um überhaupt über *Fichte's* so merkwürdige Laufbahn als populärer Schriftsteller etwas zu sagen; allein er musste schon vieles aus dem Buche selbst bloss andeuten, manches ganz übergehn. Doch vielleicht macht sich dazu die Gelegenheit anderwärts. Damit aber die Aufgabe unterdess nicht zu sehr anwachse, und weil ohnediess des Vfs. Sittlichkeit ohne Religiosität, wie er hier klar sagt, sich selbst nicht versteht, für die Religiosität aber aus einer so frechen leichtsinnigen Handlungsweise, wie die in diesem Buch herrschende, sich nicht viel erwarten lässt; weil ferner *Fichte's* historische Kunst den Profanen die Geschichte offenbar nicht aufschliesst: so wünscht Rec. lieber aus dem vierten Zeitalter recht bald etwas vom Vf. zu hören, besonders, dass seine Vernunftwissenschaft nun endlich an der Physik ihre Schuldigkeit thue, ihr die Regel zu geben, und er uns nun zeige, wie er „aus dem Einen Grundgedanken die Dinge hervorgehn sieht, und sie bey diesem Hervorgehn auf der That ergreift,“ besser als er die Geschichte ergriffen hat.

P—p—s.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 JANUAR, 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

Jena, in der akadem. Buchhandlung: *Malerische Reise durch einen grossen Theil der Schweiz vor und nach der Revolution. Mit 56 Kupferblättern und Ansichten.* 1805. XVI und 414 S. 8. (9 Thlr.)

Hr. Kriegsrath *Reichard* in Gotha ist nicht der Vf., doch mehr als blosser Herausgeber der Bemerkungen, die ein Geschäftsmann 1792, 1801 und 2 auf seinen Wanderungen in dieses merkwürdige Land selbst gemacht, oder, wo er sie glücklicher von anderen aufgezeichnet fand, für sich zusammengetragen hat. *Er* ordnete, sichtete, ergänzte sie. Das Buch hat einen zweyfachen Nutzen: auf Schweizerreisen ein unterhaltender Gefährte, und nachmals ein eben so angenehmer Wiederbringer der genossenen Gefühle zu seyn. Man kann ihm das Zeugniss möglichster Genauigkeit nicht versagen. Des guten Sinnes, von dem er belebt wird, ist man von dem würdigen Herausgeber gewohnt. Uns bleibt übrig, einiges Vorzügliche, oder wo etwas Weniges zu berichtigen wäre, auszuheben. Überhaupt sind hier keine Erörterungen, keine seltenen historischen Entdeckungen, sondern Erinnerungen, und meist aus der neuen Zeit beygebrachte moralische Züge zu suchen. Gleichwie die älteren Facta, so sind auch einige der Kupfer aus anderen Werken entlehnt: dieses ist ganz eigentlich Sammlung, wohl gewählt und geordnet, und, wenn man die meist sehr wohl gerathenen Kupfer betrachtet, wie ein Auszug des Vorzüglichsten dieser wunderbaren Natur; man kann die meisten der letzteren, ihrer Treue wegen, nicht ohne vieles Wohlgefallen ansehen. Das Titelkupfer dürfte am wenigsten gefallen: die Wahl und Stellung der Personen wird vielen ein Ärgerniss seyn; die Ähnlichkeit, unter anderen die Physiognomie des Schultheiss *Steiger*, nicht geistreich noch glücklich aufgefasst.

Wir bemerken Einiges aus den Kriegen 1798 und 99. Man seufzt über die Vergehungen des Zeitalters (nicht mit Unrecht; wir sehen hier, wie die Kriegsfurie, gleichsam erbost über dreyhundertjährigen Frieden, fürchterlicher als kaum irgend gewüthet), aber antiker Muth in äusserster Noth, und zwischen den Gräuelscenen hervorblickende Humanität mildern den Eindruck, und lassen noch einigen Glauben. Der Todeskampf der Unterwaldner (S. 145) ist nicht weniger gross, als die ruhmbekrönten Tage ihrer weiland siegenden Freyheit: Ruhiger, sanfter war wohl nie ein Volk, als bey dem Landesordnung war, dem Wanderer unentgeltlich den Weg zu zeigen (S. 155), sie hatten in ihrer ehrbaren Frommheit einen auffallenden Anstrich von ihres Bruders Clausen Biedersinn. Angegriffen von sechzehnmal stärkerer Macht sieggewohnter Krieger, verlassen, auf das Gefühl einer gerechten Sache zurückgeworfen, wusste dieses Volk die Flamme seiner Hütten zu sehen, und zehnfach gerochen zu sterben; ein kranker Greis, da er es hörte, lässt sich die Waffen nachtragen (S. 159), um auf der Wahlstatt neben seinen Landsleuten zu fallen. Die Kritiker in ihren Stuben vermeinen, durch Vorwurf des Aberglaubens den Ruhm zu mindern: Als wäre Leonidas ein geringerer Held, weil er bey den unterirrdischen Göttern Nachtmahlzeit erwartete! Heisst, unnütz fallen, wenn die Beyspiele der Vorzeit für die Nachkommen auferweckt werden? Die Franzosen erkannten den, ihnen nicht fremden Muth; es ist (S. 153) erzählt, wie der Brigadechef *Müller* und mehrere, mit Lebensgefahr, dem Schwert gewehrt. In denselben Tagen der Verblendung und Wuth wurde (S. 156) auch *Arnold Winkelrieds* Capelle, wie (S. 291) das Beinhaus bey Murten, zerstört: Aber diese Denkmale werden ohne Zweifel hergestellt werden; kein grosser Herrscher schätzt sich zur Ehre, der Helden Ruhm getilgt zu sehen. S. 172 wird der Tod *Vincenz Schmidt* an der Spitze der Landleute von Uri gedacht, dessen Geschichte seines Landes weiland in diesen Blättern von uns ein Lob erhielt, welches diese für das Vaterland glühende Seele besser als seine Schreibart verdient hat. Dieser führt Uri hinaufwärts in den Gotthard, aus welcher Gegend Hr. R. oder sein verstorbener Freund unvergessliche Züge der Humanität und Kriegeswuth erzählt hat. Wer wird nicht in dem Kosaken den Menschen lieben, welcher bey tiefer Nacht, aus den Abgründen bey der Teufelsbrücke ein Wimmern hörend, auf war, 200 Fuss hinabkletterte, einen verwundeten französischen Officier, mit dem er nicht reden konnte, mit seinem Wehrgehänge auf den Rücken gebunden, selbst von Felsen zerritzt, vom Tode rettet (S. 196)! Welch Geschöpf der Mensch, wenn man so einen Zug der vollendeten Verwüstung des Liviner Thales von Grund aus und von Anfang bis zu Ende (S. 202 f.), der Erödung des freundlichen Capuciner-Hospices (S. 201), dem unnennbaren Jammer in Wallis (S. 221, 236) entgegenhält! Wie? Der edle Krieger in grossem Mangel theilt sein Commisbrod mit den menschenrettenden Hunden (S. 386), und Menschen von jedem Geschlecht und Alter sterben in Oberwallis Hungertod (S. 221)! Man möchte sagen, dass der Gott

und der Teufel in uns zugleich sich zeigen musste, auf dass des letzteren Schrecken die Gefahr der Gesetzlosigkeit, im gleichen Augenblick, wie die Anlage zur Menschlichkeit, offenbar mache. In sanfterer Schattirung zeigt sich der Contrast (S. 137), wo die Schweizer das revolutionäre Lucern besetzen, und ehe sie, Rec. will nicht sagen, Rache nehmen, sondern ehe si ihre Feinde entwaffnen, *ihre* Waffen vor der Kirche ablegen, um vorerst Gott zu danken. Die Sterblichen verstehen sich selbst nicht; der Unsinn ihrer Unternehmungen ist keines Zorns, eher Mitleids der Götter würdig.

Fehler sind wenige, verzeihliche. Niemand kann beweisen, dass (S. 129) zu *Cäsars* Zeit ein Canton Tugener war. Die Gotthardsstrasse ist nicht nach dem Freyheitskampf 1313 von Schweizersoldaten gebahnt: 1) weil 1313 kein Freyheitskampf war; 2) weil es in der Schweiz keine Soldaten (um Sold und nach dem Krieg dienende Krieger) gab; nicht zu erwähnen, wie viele hundert Jahre zuvor Grafen von Rapperschwyl hier den Zoll hatten, der immer eine (gute oder schlechte) Strasse voraussetzt. S. 253: Nicht *Erwin von Steinbach* hat 1421 das Münster zu Bern gebauet, denn er starb 1315, und sein Sohn Matthias entwarf nur den Plan, der seit 1321 aufgewölbten Terrasse. Es war auch 1798 nicht der *Adel* der Wadt (S. 297), mehr die Advocaten, Ärzte und andere Bürger mittleren Standes, welche den Waffen der Gleichheitsverkündiger den (S. 249) gewünschten Vorwand gaben. Amadeus zog nicht (S. 314) 1443 nach der Ripaille; die hatte er seit 1439 schon verlassen, um Pabst zu seyn; er hatte sich 1431 dahin gezogen.

Was sind diese leicht zu tilgenden Flecken gegen die Reihe wohlthuender lehrreicher Gemählde, wo bald die wundergestalte Natur erscheint, bald Gefühle in Anspruch genommen werden, welche die Zeit und verändertes Glück nie tilgen darf. Hiezu rechnen wir das Lob der alten Regierung von Bern (S. 248) und der Braven, die am letzten Tag im Grauholz, würdig der Vorzeit, gestritten (S. 251 ff.).

Ths.

Haag, b. der Wittwe J. de Groot: *Beknopt Dag-Journal van een verblyf van agt weeken in het Keizerryk van Marocco, en Landreize naar Mequinez,* gedaan in den Jaare 1788 by gelegenheid eener Hollandsche Ambassade door den Heer *H. Haringman*, voormaals Lieutenant by de Cavallerie in Dienst deezer Republik. 1803. 111 S. in gr. 8.

Der Vf. versichert in der Vorrede, dass ihn nicht Autorsucht, sondern bloss die Ermunterungen seiner Reisegefährten zur Bekanntmachung dieser Nachrichten veranlasst haben. Vermuthlich ist es auch daraus zu erklären, dass die bereits vor 16 Jahren gemachte Reise erst neuerlich erschienen ist. Der Vf. ging am 15 Jul. 1788 mit einem Schiff von Gibraltar nach Tanger, wo sich damals der Commandant der holländischen Escadre im mittelländischen Meer, *J. S. Haringman*, der als Gesandter an den Kaiser von Marocco geschickt wurde, befand. In dem Gefolge dieses Gesandten reisete der Vf. mit nach Mequinez oder Mecknes. Er hielt auf dieser Reise ein Tagebuch, worin er dasjenige, was ihm merkwürdig war und auf die Reise Bezug hatte, aufzeichnete. Diese Bemerkungen werden nun hier mitgetheilt. Sie enthalten freylich wenig Neues und Unbekanntes, indessen können sie doch den Leser auf einige Stunden unterhalten. Man findet hier einzelne Bemerkungen über die Sitten der Einwohner und die Beschaffenheit des Landes, eine genaue Beschreibung des Weges, welchen die Gesandtschaft nahm, und eine ausführlichere Erzählung von der Ankunft und dem Aufenthalt der Gesandtschaft zu Mequinez, von der Audienz bey dem Kaiser und der Lage und Beschaffenheit der Stadt. Da die Gesandtschaft die Genehmigung und den Befehl des Kaisers erst abwarten musste, so verweilte sie zu Tanger bis zum 11 August. Der Vf. hatte daher Gelegenheit, sich hier umzusehen, und die Sitten und Gebräuche der Einwohner zu beobachten. Die Stadt Tanger hat vor der Rhede ein gutes Ansehen, aber sie ist wirklich, die Moscheen und Gebäude der Consuls abgerechnet, nichts anders als eine Zusammenstellung von Ruinen, Steinhaufen und elenden Gebäuden, die kaum den Namen eines Hauses verdienen. Die Festungswerke sind unbedeutend und verfallen. Die Einwohner bestehen aus Mauren und Juden. Die letzteren sind der erschrecklichsten Sclaverey und Bedrückung unterworfen. Oft, sagt der Vf., sieht man den kleinsten Jungen einen armen Juden auf die unbarmherzigste Weise verfolgen und misshandeln, ohne dass diese unglücklichen Menschen, so sehr und so oft sie auch gereizt werden, ihre Hände an einen Moslem legen dürfen, denn darauf würde die schwerste Todesstrafe folgen. Von der Vielweiberey der Maroccaner urtheilt der Vf. S. 14 also: Der gemeine Mann nimmt drey bis fünf Frauen, oder so viel er unterhalten kann. Diess ist durch den grossen Propheten sehr weislich eingerichtet. Das warme Klima, die gewöhnliche Lebensweise und die Constitution der Türken (Muhamedaner) selbst, verlangen eine Befriedigung, die sie schwerlich bey Einer Gattin finden würden; und ausser der gewöhnlichen Bigamie (Polygamie) sind die Maroccaner, wie die meisten morgenländischen Völker, gewissen unnatürlichen Leidenschaften ergeben. Von der Eifersucht der Männer ist S. 15 — 18 Verschiedenes bemerkt. Sie ist nicht bey Allen in gleichem Grade. Ein angesehener Moslem ersuchte den Doctor, der bey der Gesandtschaft war, eine von seinen Frauen zu besuchen. Ein Officier, der sich ebenfalls für einen Arzt ausgab, ging mit. Der Mann empfing sie freundlich und führte sie in ein Zimmer, worin sich eine alte, und drey junge Frauen, die sehr gut aussahen, befanden. Während der Zeit, da sich der Doctor über die Krankheit besprach, kamen auch die anderen Frauen aus dem Harem herbey; und jede hatte etwas zu klagen. Der Mann liess die Fremden bey den Frauen allein, und blieb so lange im Vorhaus stehen, bis die Visite geen-

digt war. Er begleitete darauf die Fremden, und der Doctor musste versprechen, wieder zu kommen, und die nöthigen Arzneyen mitzubringen. Ganz anders betrug sich der Pascha, der ebenfalls den Arzt ersuchte, eine seiner Frauen zu besuchen. Der Pascha führte selbst den Doctor in das Harem, in einen grossen Saal, worin sich die Kranke auf einem Lehnstuhl sitzend befand. Diese war in ihrer Haik und in ihren Schleyer so eingewickelt, dass der Arzt nichts als die Augen und die Hand so weit, als es, um den Puls zu fühlen, nöthig war, sehen konnte. Die Hand war mit verschiedenen Farben so bemahlt, als wenn sie mit einem cattunen Handschuh überzogen gewesen wäre. Der Pascha blieb nicht allein gegenwärtig, sondern suchte auch seine Favorite dem Auge des Arztes möglichst zu verbergen. Bey einem Festin, welches der Gesandte gab, liessen sich verschiedene junge angesehene Moslemim aus dem Gefolge des Pascha den Malaga- und Bourdeaux-Wein gut schmecken und tranken auch Liqueur. Der Vf. macht dabey S. 24 die Bemerkung: Der Koran verbietet zwar den Gebrauch dieser Getränke; doch ich glaube, dass diese Enthaltung allein den gemeinen Mann angehet. Ansehnliche Türken (Muhammedaner) machen wahrscheinlich eine Ausnahme, oder bekommen von ihren Imans oder Geistlichen Absolution, wie die Katholiken in Ansehung der Fasttage. Allein darin irrt sich der Vf. Kein Iman oder anderer Geistlicher kann von diesem Gesetz dispensiren. Die Mauren sind inzwischen in Ansehung des Weintrinkens so gewissenhaft nicht. Sie trinken den Wein heimlich, wenn sie ihn haben können, wie auch *Höst Nachricht von Marocco* S. 100 erzählt. Auch in anderen Gegenden findet man solche Freydenker unter den Muhammedanern. S. 30 wird eine Hochzeitsfeyerlichkeit, die *H.* zu Tanger sahe, beschrieben. Auch giebt er S. 31 ff. einige Nachricht von den Sanctos oder muhammedanischen Heiligen. Er sah, wie diese Heiligen Schlangen von 2 bis 3 Ellen, die sich um ihre Arme und ihren Leib schlängelten, in Stücken bissen, und, wie es schien, auch assen. Am 9 August sahe der Vf. eine grosse Menge Störche, die mit Hunderten von der spanischen Küste nach Afrika überkamen, und die Thürme und hohen Gebäude der Stadt Tanger fast bedeckten. Den 11 August reisete die Gesandtschaft von Tanger ab. Die Caravane bestand aus 81 Menschen, und ungefähr 100 Pferden, Maulefeln und Eseln. Der Weg ging über den Fluss Mehyra Hachif durch die Landschaft Bredia, darauf über den Fluss Magazin nach Alkassar, welche Stadt in der Ferne ein prächtiges Ansehn hat, aber in der That voll von Ruinen ist. Von hier reisete die Gesellschaft über den Fluss Elkohs durch die Landschaft Foaurat, passirte unter anderen die Flüsse Schibou und Oardim, und kam nun nach Schidi Katsum, einem angenehm liegenden Ort. Nun ging die Caravane über die Flüsse Hardem und Desgexfost, und kam den 19 August in die Nähe von Mequinez an. Bey der Beschreibung dieser Reise S. 35—59 macht der Vf. verschiedene Bemerkungen über die Beschaffenheit und Fruchtbarkeit des Landes. Auch theilt er einige Nachrichten von den Berg-Arabern mit. Den 20 Aug. hielt die Gesandtschaft, nachdem der Kaiser seine Einwilligung gegeben hatte, ihren Einzug in Mequinez. Ihr wurden einige Häuser in der Judenstadt angewiesen, welche die Einwohner auf der Stelle räumen mussten. Die Juden werden überhaupt sehr gedrückt; der Vf. bemerkt von ihnen, dass sie hier ihre Kinder frühe, schon im zehnten und zwölften Jahre, verheirathen. Er sah selbst verschiedene Mütter von diesem Alter. Die Gräber auf dem Kirchhof waren kleine, weissgekalkte runde Grabstätten, nach Art der Chinesen angelegt. Die Audienz des Gesandten bey dem Kaiser *Mehemed ben Abdallah* wird S. 73 ff. beschrieben. Der Kaiser sass auf einem weissen Pferd, als er Audienz ertheilte. Der Vf. bemerkt von ihm, dass er nicht so blutdürstig, wie seine Vorfahren, gewesen sey. Die Zahl seiner Frauen rechnet man auf 800, und seine Blutsverwandtschaft war so zahlreich, dass man überall Nichten und Vettern von ihm in der grösten Armuth antraf. Die übrige Zeit, welche die Gesandtschaft zu Mequinez noch zubrachte, wurde dazu angewendet, die Stadt und die Gegend näher kennen zu lernen. Die Stadt Mequinez ist schlecht gebaut. Sie hatte ehemals ansehnliche und merkwürdige Gebäude, aber durch das Erdbeben 1755 ist vieles zerstört worden. Der Vf. beschreibt die Überbleibsel von den weitläuftigen und zum Theil prächtigen Gebäuden, die *Mulay Ismail* aufführte, und erzählt bey dieser Gelegenheit Verschiedenes von diesem grausamen Tyrannen. Nach S. 88 hatte dieser Sultan ein Serail von 4000 Frauen, mit welchen er 500 Söhne soll gezeugt haben. Einst sah man ihn an einem gewissen Tag, von diesen umgeben, zu Pferde sitzen. Nach *Höst* S. 49 soll er 900 Söhne und 300 Töchter gehabt haben. Von seinen Grausamkeiten wird unter anderem bemerkt: aus Zeitvertreib übte er sich oft in Beyseyn seines Hofs mit Pfeil und Bogen an einem nackten an einen Baum gebundenen Christen. Wenn er in gelber Kleidung erschien, so war diess ein Zeichen des Blutvergiessens. Der Sclave, der ihm den Steigbügel hielt, wenn er zu Pferde stieg, war immer der erste Gegenstand seiner Mordsucht. Eine seiner Frauen, die bey der Austheilung der Speisen war vergessen worden, kam mit ihrem kleinen Kinde zu ihm, und bat ihn inständig um etwas Mehl und Butter. Er befahl ihr zu warten. Kurz darauf kam ein Bedienter und ein Mohr, die auf Befehl des Sultans das unschuldige Kind in Gegenwart seiner Mutter Glied vor Glied in Stücken zerrissen, und darauf auch die unglückliche Mutter mit Dolchen niederstiessen. — Bey der zweyten Audienz wurden die Sachen, welche die Gesandtschaft betraf, abgemacht. Auf der Liste, welche der Gesandte erhielt, war unter den mannichfaltigen Dingen, welche der Kaiser von der Republik Holland verlangte, eine friesländische Uhr mit einem Wecker und einem Kukuk, welche der Kaiser in sein Serail stellen wollte, um seine Frauen dadurch zu einer bestimmten Zeit zu wecken. Der preussische Stallmeister *von Wolmey* und der Stall-

meister des Herzogs von Curland, welche ebenfalls bey dem Kaiser gewesen waren, um die Erlaubniss zum Ankauf arabischer Pferde zu bewirken, bekamen die Nachricht, dass sie nicht mehr als Ein Pferd aus dem Reiche ausführen könnten. Den 7 Sept. reisete die Gesandtschaft wieder von Mequinez ab. Bey Schidi Kassüm nahm sie einen anderen Weg, reisete über die Ebene Ascar, und nachdem sie über den Fluss Siboal gegangen war, durch die Landschaft Vienna nach Alkassar. Den 14 Sept. war die Reisegesellschaft wieder in Tanger, und den folgenden Tag kam sie auf der Rhede von Gibraltar an. Die Leser werden aus diesem hier bemerkten Hauptinhalt schon beurtheilen können, was sie in dem Buche selbst zu erwarten haben.

T. D.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Salzburg*, b. Dyle: *Sammlung der geographisch-statistischen und hierarchisch-publicistischen Beyträge* des kurf. salzburgischen Hofkanzlers, Reichsfreyherrn von *Bleul* über das vormalige *Erzstift und nunmehrige Herzogthum Salzburg*. 1806. XII und 100 S. 8. (8 gr.). Vom vormaligen Erzstifte und nachherigen Herzogthum Salzburg waren in Ansehung des Flächeninhaltes, der Volksmenge und der Staatseinkünfte die übertriebensten Angaben fast in allen geographischen und statistischen Hand- und Lehrbüchern und sonstigen Schriften der bewährtesten Statistiker in Umlauf gekommen, und für wahr genommen worden. Auch von den staatsrechtlichen Verhältnissen des Erzstiftes hatte man theils unrichtige Nachrichten verbreitet, theils war man darüber in voller Ungewissheit. Von Seiten der erzstiftischen Behörden hatte man nicht daran gedacht, dergleichen Angaben officiell widerlegen zu lassen, und durch das beharrliche Schweigen war denselben ein so hoher Grad von Glaubwürdigkeit verschafft worden, dass selbst nachher den officiellen Angaben des Fr. v. *B.* nicht getraut werden wollte. Man glaubte in der Veranlassung selbst Gründe zu finden, warum alle seine Angaben so tief unter allen bisherigen standen. Der statistisch-geographische Etat des Fr. v. *B.* sollte nämlich dazu dienen, eine Verminderung der ungeheueren, alle Kräfte des Staats weit überwiegenden Contribution zu bewirken, welche vom französischen Armee-Commando im J. 1800 auf die Basis der bisherigen öffentlichen, nicht widersprochenen statistischen Angaben war gefodert worden. Der Fr. v. *B.* hatte diess beym Anrücken der französischen Armee besorgt, und zum voraus schon den berührten Etat gefertigt. Allein der französische *Agent de Contribution* machte besonders gegen den *Revenuen-Etat* so heftige Einwendungen, dass die Authenticität nur durch Vergleichung mit den Original-Rechnungen gerechtfertigt werden konnte. Um künftigem etwanigem Unglücke vorzubeugen, beschloss Fr. v. *B.* diesen Etat vollständiger auszuarbeiten, und demselben die grösstmöglichste Publicität zu verschaffen. Der Vf. wählte dazu das politische Journal Jahrg. 1801 und 1802, und liess in demselben Anfangs anonym, in der Folge aber unter seinem Namen, mehrere Aufsätze abdrucken. Ein so authentisches Gepräge nun auch alle diese Abhandlungen hatten, so schien man doch in statistischen Schriften und Tabellen nur wenige Rücksicht darauf zu nehmen. Man fuhr fort die älteren Angaben zu verbreiten, wahrscheinlich, weil man alle Behauptungen nur als Ausflüsse eines löblichen Patriotismus, dem Lande Erleichterung zu verschaffen, ansah. Die Sache kam bey Gelegenheit der Entschädigung des Grossherzogs von *Toscana* neuerdings zur Sprache. Hier glaubte man neue Gründe zu finden, in die niedrigen Angaben des Fr. v. *B.* Misstrauen zu setzen. Man vermuthet, dass man vorzüglich die Einkünfte des Erzstifts so tief herabgesetzt habe, um das Entschädigungsloos des Grossherzogs zu vergrössern. Die bedächtlichsten Zweifel erregte ein Ungenannter im deutschen Zuschauer, dem auch *Gaspari* folgte. Diese beiden nun besonders widerlegte Fr. v. *B.* und setzte seine Angaben ausser allen Zweifel. Hiemit wurden denn die Acten über diesen interessanten Gegenstand geschlossen. Damit man jedoch alles, was über diesen Gegenstand für und wider geschrieben worden, beysammen haben möchte, liess Fr. v. *B.* alle seine zerstreuten Aufsätze nebst den Bemerkungen des deutschen Zuschauers und *Gaspari's* Ausserungen in den Erläuterungen zum Deputations-Recesse besonders abdrucken, und fügte dieser Sammlung auch seine vortreffliche Skizze über das hierarchische und publicistische Verhältniss des Erzstifts Salzburg bey. Aus allen Berechnungen und Vorlagen ergiebt sich, dass das Erzstift Salzburg einen Flächeninhalt von höchstens 174 bis 180 Quadratmeilen statt der vorhin angegebenen 240, eine Bevölkerung von 191000, statt der bisherigen 240000 bis 250000 Seelen, und endlich an Einkünften 818000 Gulden, statt der bisher angenommenen 2, 3 ja 4 Millionen habe. In einem Anhange berichtigt Fr. v. *B.* zugleich die bisherigen irrigen Angaben von *Berchtolsgaden*. Der Flächeninhalt beträgt nicht 14, sondern 10 Quadratmeilen, die Seelenzahl besteht nicht in 18, sondern nur in 9000 Seelen, und statt der bisher angenommenen 200000 Gulden Einkünfte betragen sie nicht mehr als rein 76000 Gulden. Jeder Statistiker wird dem Fr. v. *B.* für diese wichtigen Aufschlüsse und insbesondere auch für diese vollständige Sammlung Dank sagen. Möchte die Veranlassung eine Warnung für alle statistische Geheimnisskrämer seyn!

S. i.

Vermischte Schriften. *Gotha*, in der Beckerschen Buchh.: *Perikles. Über den Einfluss der schönen Künste auf das öffentliche Glück.* Aus der französischen Urschrift übersetzt von *Ch. C. Grafen von Benzel.* 1806. 96 S. gr. 8. (16 gr.) Eine Übersetzung der neuesten Schrift, welche wir dem Fürsten Primas des rheinischen Staatenbundes unter folgendem Titel verdanken: *Pericles. De l'influence des beaux arts sur la félicité des peuples, par* ***Charles Dalberg****, associé étranger de l'institut de France.* Perikles ist hier in einzelnen Gesprächen mit Philosophen, Dichtern, Künstlern u. f. w. als das Muster eines guten Staatsmannes aufgestellt, dessen Andenken auch zuletzt in einer hinzugefügten Apotheose durch Wechselgesänge besonders gefeiert wird. Es wird hauptsächlich an ihm gerühmt, dass er den Werth sämtlicher schönen Künste geschätzt, und ihren wohlthätigen Einfluss auf das Glück des Staats befördert habe. Bey der Gelegenheit, dass er Tempel und Denkmäler errichten lässt, und sich über die beste Ausführung derselben unterhält, wird der Nutzen jeder einzelnen Kunst für die menschliche Gesellschaft gezeigt, ihre Hervorbringung durch Genie und Talent als transcendentale Nachahmung der Natur empfohlen, und ihre ideale Beschaffenheit nach Erfindung und Ausführung entwickelt. Der Hauptgedanke bleibt aber, dass der äussere Zweck der schönen Künste Verschönerung des Nützlichen sey, und ihre Wirksamkeit keinesweges das blosse Vergnügen der Menschen und ihre Ergötzung zur Absicht habe. Dagegen liesse sich nun mancherley einwenden, wenn es hier darauf ankäme, die schönen Künste vom höchsten Standpuncte aus, als den Ausdruck des reinsten und schönsten Lebens, worin *Werth* und *Genuss* schon von selbst unzertrennlich ist, und nicht vielmehr bloss einseitig, im praktischen und realistischen Verhältnisse zum Staate, zu betrachten. Die höchste Ansicht der Kunst, die die ganze Würde des Menschen und seine Lebensthätigkeit nach allen Richtungen, und das Einzelne in Beziehung zur Harmonie des Ganzen vor Augen hat, kann weder Tugend und Freude einander entgegensetzen, noch irgend eine äussere Bestimmung des Menschen, Pflichten und Dienstleistungen ausschliessen, und würde also in ihrer Anwendung von selbst die beste Staatseinrichtung als Mittel und äussere Veranstaltung zur völligsten Entwickelung der menschlichen Natur *fordern*, statt sich derselben nur dienend und als die letzte Verzierung einer Maschine hinzugeben. Indess muss man schon froh seyn, wenn auch nur so, wie hier geschieht, von einem Staatsmanne der Werth der schönen Künste anerkannt, und ihre Wirksamkeit bey der Vollendung eines Staats in das Ganze mit eingerechnet wird. Auch so gelangt die Kunst zu einem Standpuncte, wo sie würdevoll, wenn auch nicht in ihrem vollem Glanze, vor den Augen der Welt erscheint.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 JANUAR, 1807.

KIRCHENGESCHICHTE.

Erlangen, b. Palm: *Universal-Kirchenhistorie des Christenthums.* Grundzüge zu akademischen Vorlesungen. Erster Theil. Von *Ph. C. Marheinecke*, Prof. in Erlangen. 1806. 424 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Es ist in unseren Zeiten, vorzüglich in Deutschland, Mode geworden, die Kirchengeschichte politisch und psychologisch zu behandeln, d. h. alle in ihr vorkommenden Begebenheiten und Thatsachen theils aus feiner Weltklugheit, Betrügerey, Herrschsucht und Selbstsucht, theils aus Aberglauben, Schwärmerey, Unwissenheit und Dummheit zu erklären, und mit ein paar dürftigen religiösen Begriffen, welche man aus irgend einer gemeinen *Theologia naturalis* hergenommen hatte, alle die grofsen und mannichfaltigen religiösen Erscheinungen zu messen, welche sie darbietet. Dadurch wurde die Kirchengeschichte ein recht widerliches und zurückschreckendes Ganzes; sie verlor ihr höheres Interesse, und, was noch schlimmer war, sie diente dazu, die Verehrung gegen Religion, Christenthum und Kirche selbst, und die Menschenachtung immer mehr zu schwächen, und die unselige Gewohnheit zu befördern, die heiligsten religiösen Gefühle und Überzeugungen Anderer, sobald sie von den unsrigen abweichen oder überhaupt nur wahre volle Überzeugungen und Gefühle sind, zu verspotten und zu lästern. Aus diesen Gründen hat sich Rec. über die Erscheinung des vorliegenden Buchs gefreut. Es ist mit religiösem Geiste und mit wahrer Achtung gegen das Christenthum, es ist zugleich mit Philosophie geschrieben. Es sucht den religiösen Urstoff in den Hauptphänomenen der Kirchengeschichte auf, es läfst einen für Religion und Christenthum wohlthätigen Eindruck zurück, und redet von den religiösen Anstalten jedes Zeitalters aus dem Geiste und den Bedürfnissen desselben. Von der anderen Seite hat Rec. auch Manches mit Grund wider dieses Buch einzuwenden. Es verspricht *Grundzüge zu akademischen Vorlesungen.* Damit streitet zuerst die Ausdehnung des Buchs. Dieser erste Band geht nur bis 604. Der zweyte soll bis zur Reformation reichen; wenn er mit derselbigen Ausführlichkeit geschrieben ist, wie dieser erste, so wird er noch weit stärker werden, als derselbe, und der dritte wird, weil die Nachrichten immer vollständiger, und die merkwürdigen Begebenheiten immer zahlreicher werden, wenigstens eben so stark als der zweyte ausfallen. Obgleich Rec. nichts dawider hat, wenn nach einem etwas ausführlichen Lehrbuche Vorlesungen gehalten werden, weil der fleissige und wahrhaft lernbegierige Zuhörer, welcher sein Lehrbuch studirt, dabey in der That mehr lernen, und der Lehrer im Ganzen in kürzerer Zeit mehr leisten und liefern kann: so hat doch diess seine Grenzen, und ein Werk von einem solchen Umfange, wie das gegenwärtige nach seiner Vollendung seyn wird, kann nicht wohl mehr bey akademischen Vorlesungen zum Grunde gelegt werden, weil das Studium desselben dem Zuhörer zu viel Zeit wegnimmt, und weil es auch für die meisten zu theuer wird. Dazu kommt, dafs das Buch in diesem ersten Theile mehr *Ansichten und Standpuncte für die Kirchengeschichte*, als Geschichte selbst liefert, so dafs der Vf. selbst gesteht, er hätte demselben eben so gut diesen Titel geben können. Den Vorlesungen sind also vornehmlich die Thatsachen und die historischen Belege, namentlich auch die chronologischen Angaben, welche in dem Buche fast gänzlich fehlen, vorbehalten. Wir würden den umgekehrten Weg dem Zwecke eines Lehrbuchs angemessener gefunden haben. Gerade die Thatsachen verlieren sich, wenn sie mündlich vorgetragen werden, leichter aus dem Gedächtnisse, und werden eher unrichtig nachgeschrieben; das Raisonnement aber hört sich besser, und wird leichter aufgefafst aus dem Munde des Lehrers. Auch ist es natürlicher, den Schüler von den Thatsachen zu den Ansichten als von diesen zu jenen zu führen. Endlich ist auch der Styl und die Darstellung dieses Buchs nicht für ein Lehrbuch geeignet. Man vermisst Einfachheit, Deutlichkeit, Präcision und Ruhe, und findet statt dieser Eigenschaften eine kunstvolle, rednerische, bilderreiche, lebhafte, zuweilen poetische Darstellung, welche an sich wahre Schönheiten hat, nur in ein Lehrbuch nicht gehörte. Übrigens hat der Vf. diese Schrift selbst noch zu einem anderen Zwecke bestimmt. „Wenn, sagt er, Schriften von weit gelehrterem und wissenschaftlicherem Ansehen, als diese, sich dem erweiterten Kreise von Lesern aus allen Ständen zu empfehlen suchen, so könnte vielleicht die gegenwärtige um so viel mehr allen Lesern von einiger Bildung zur Lectüre dienen, da auf diese absichtlich Rücksicht genommen worden ist, so weit es mit der Hauptabsicht zu vereinigen war." Eben diese Vereinbarkeit überhaupt aber muss Rec. bestreiten. Im Ganzen pafst das Buch eher zu einem Lesebuche für ein gebildetes Publicum, als zu einem Lehrbuche, aber auch jener Bestimmung steht — besonders Ein Umstand entgegen. Der Vf. gebraucht häufig die Kunstwörter einer

Freylich ist diess in allen kirchenhistorischen Werken der Fall, und zu einer eigentlichen Geschichte mangelt es uns an hinreichenden Nachrichten und Documenten; aber Rec. muss doch gestehen, dass er von einem so belesenen, im Studium und in der Bearbeitung der Kirchengeschichte grau gewordenen Schriftsteller hier mehr erwartet hätte, und dass ihm auch die vorhandenen Data mehr historischen Stoff zu enthalten scheinen, als hier benutzt ist. Desto mehr wird man sich durch die Geschichte der kleineren christlichen Religionsparteyen befriediget finden. Den Beschluss macht eine *allgemeine Geschichte der christlichen Religion.* Unter diesem Titel findet man Darstellungen und Untersuchungen, welche den theologischen Streitgeist, den Einfluss der Reformation auf Sitten und Denkart und die Bestreiter der Religion und des Christenthums betreffen.

MNO.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Halle* und *Leipzig*, b. Ruff: *Kurze Belehrung über das Papiergeld, zur Beurtheilung der preussischen Tresorscheine*, von *Ludwig Heinrich Jacob*, Doctor und Prof. der Philos. in Halle. 1806. 38 S. in 8. (8 Gr.) Diese kleine Abhandlung ward von dem Vf. bestimmt, um seinen Mitbürgern, die weiter davon keine Kenntniss hatten, eine kurze und fassliche Belehrung über die Vortheile eines Papiergeldes überhaupt, und insbesondere in Bezug auf die preussischen Staaten, mitzutheilen. Dieser Zweck ist ganz gut erreicht, die Gegenstände sind klar, leicht und fasslich abgehandelt, und Rec. mag um so weniger über diesen oder jenen Ausdruck rechten, da haarscharfe Bestimmung kaum erforderlich für solchen Zweck zu seyn scheint. Der Vf. bleibt ganz im Allgemeinen stehen, denn auch das, was bestimmt über die Einführung des neuen Papiergeldes im Preussischen gesagt wird, könnte leicht jeder nicht ganz Ununterrichtete sagen. Wir sind weit entfernt, daraus dem Vf. einen Vorwurf zu machen, weil ein Schriftsteller dieser Art, wenn er nicht mit den nöthigen Notizen von der Regierung unterstützt wird, nicht wohl anders verfahren kann. Von den allgemeinen Vortheilen aber, die ein Papiergeld überhaupt gewähren kann, bis zum Beweis, dass es in diesem gegebenen Staate und in dieser bestimmtesten Lage die davon zu erwartenden Vortheile wirklich gewähren werde, und dass die grossen Gefahren, die mit dessen Einführung verbunden seyn können, hier nach höchster Wahrscheinlichkeit vermieden werden würden, ist noch ein weiter Weg, der mit Glück nur von dem zurückgelegt werden kann, welcher zugleich mit der Theorie auch die genaueste Kenntniss des gegebenen Staats, seiner Finanzen u. s. w. verbindet. Es ist in Frankreich und England Sitte, dass Theilnehmer der Regierung, welche die nöthigen theoretischen Kenntnisse besitzen, in Angelegenheiten, wie diese, dem Volke Auskunft geben, und dass Schriftsteller zu diesem Zwecke mit den nöthigen Notizen von der Regierung versehen werden: und wahrhaftig ein Verfahren dieser Art, bey solchen Unternehmungen, bedarf weiter keiner Empfehlung, da hier vom Credit so vieles, wo nicht Alles abhängt. Rec. hält dafür, dass die Regierungen in deutschen Ländern gar nicht den Vortheil aus ihren Schriftstellern gezogen haben, der daraus gezogen werden konnte. Ein Autor, von der Regierung hinlänglich unterstützt, würde die Frage: in wiefern das Papiergeld für den preussischen Staat nöthig und heilsam war, in grösserem Detail haben beantworten können und müssen. Wenn, wie Rec. aus einem trefflichen Aufsatz von Herrn *Gossler*, in der *berlinischen Monatsschrift*, bekannt ist, die beiden grossen Geldseen, wie er sich ausdrückt, die Bank und die Seehandlung, ihr Discontiren beschränkten oder einstellten: war es zu erwarten, dass die Tresorscheine die Vortheile gewähren würden, welche ihre Vertheidiger sich davon versprachen? War diess aber der Fall, warum war es diess denn? Rec. fehlen die nöthigen Data. Gesetzt aber, die Nachfrage nach baarem Gelde sey nicht schnell vorübergehend gewesen, und gleichwohl so gross und bedeutend, dass eben desshalb jene Institute es gerathen fanden, ihr Discontiren aufzugeben, oder zu beschränken, konnte alsdann die Creation der Tresor-Scheine diesem Übel abhelfen? Sie sollten doch auch zu jeder Zeit realisirt werden können, und woher kam alsdann diess baare Capital? in wiefern war dafür gesorgt, dass es daran nie fehle, dass die Kosten, es herbeyzuschaffen, die Kräfte nicht überstiegen? wie gross war die Summe des ausgegebenen Papiers? Das königliche Edict giebt nur allgemeine Ausdrücke über diese Fragen, und die Summe der ausgegebenen Tresor-Scheine wird gänzlich verschwiegen. Ein solches Verfahren aber haben selbst Russland und Österreich bey der *ersten Emission* ihres Papiergeldes nicht gewagt, sie, die eben sonst nicht wegen einer grossen Publicität in Finanz-Angelegenheiten berühmt waren. Ein bedeutender Vortheil für den, welcher Papiergeld ausgiebt, besteht bekanntlich darin, dass man mit einer verhältnissmässig kleinen Summe baaren Geldes einen grösseren Werth in Papier gleichgeltend mit dem Metallgelde erhalten kann. Liess sich diess nun unter den gegebenen Umständen erwarten?

Kein Schriftsteller muss so verwegen seyn, wenn ihm die nöthigen Prämissen fehlen, über eine bestimmte Massregel der Regierung abzuurtheilen, sobald als die Theorie zur Kritik einer solchen Massregel allein nicht zureicht. Rec. wird sich, wie gewöhnlich auch dieser Fehler ist, davor immer hüten. Er glaubt die Theorie wohl inne zu haben, aber diese reicht beym Urtheil über einen gegebenen Fall dieser Art allein nicht aus. Den Mangel an aller Publicität bey dieser Neuerung vermag er sich nicht zu erklären, da er dem Credit des Papiers nicht zuträglich seyn konnte. Die Kenntnisse aber, die dem Schriftsteller abgehen, haben oft die Geld- Geschäfts- und Handelsleute, oder sie glauben sie zu haben, und ihre Opinion ist so wichtig! In wiefern nun diess neue preussische Papier unter den gegebenen Umständen die verheissenen Vortheile verschaffen würde, musste, da man so wenig befriedigende Vorkenntnisse hatte, die Erfahrung entscheiden, und diese musste auch entscheiden, in wiefern das schlechte Material, worauf sie ausgefertigt wurden, und die geringe Kunst, die bey ihrer Verfertigung angewandt worden war, das Nachmachen und Verfälschen etwa im Auslande veranlassen oder erleichtern werde, wie diess zum Theil bekanntlich mit den schlechteren preussischen Münzsorten bereits der Fall war. Doch diese Erfahrung konnte in ihrem ganzen Umfange, in beiden Hinsichten, nicht gemacht werden, da die unglücklichen Kriegsvorfälle diese Monarchie so schwer trafen. Dass bey solchen Vorfällen das Papier zunächst verlieren musste, war unabwendbar, und gereicht weiter den Urhebern nicht zum Vorwurf. Es hängt jetzt lediglich von den Siegern ab, in wiefern das Papier in Credit erhalten werden soll, und wie ein unverbürgtes Gerücht sagt, so ist auch von ihnen der eine und der andere Schritt zur Erhaltung seines Credits bereits geschehen. Gewiss aber war es unter solchen Umständen ein recht grosses Glück zu nennen, dass keine sehr grosse Summe dieses Papiers bereits in Circulation gesetzt war.

S.

FORTSETZUNGEN.

Hamburg, b. Bachmann und Gundermann: *Unterhaltungen und Erläuterungen über Gutmann, oder den sächsischen Kinderfreund des Herrn M. K. T. Thieme*, von *H. Gartlhausen*. 4ter und letzter Bd. 1804. VI und 450 S. 8. (16 Gr.) S. Recens. der 3 ersten Theile 1806. N. 280.

Frankf. a. Mayn, b. Mohr: *Neuer Kinderfreund*, Herausgegeben in Verbindung mit mehreren praktischen Erziehern, von *J. B. Engelmann*. 6r Th. Mit 1 K. und 2 Musikblätt. 1807. VIII und 299 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.) S. Recens. der ersten Theile 1806. No. 108.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 JANUAR, 1807.

LITERATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Repertorium Commentationum a Societatibus literariis editarum. Secundum disciplinarum ordinem digessit J. D. Reuss, consiliar. aulic. in Universitate Georgia Augusta Philos. et Hist. Lit. Prof. et Subbibliothec. etc. Scientia Natur. Tom. VI. Oeconomia.* 1806. 476 S. 4. Wird auch als ein eigenes Werk ausgegeben. (3 Thlr.)

Da sich eine so grosse Menge der besten Aufsätze über einzelne ökonomische Gegenstände in den Schriften der verschiedenen gelehrten Gesellschaften findet, wovon bey der Seltenheit dieser Schriften in unseren Bibliotheken oft selbst der belesenste Wirthschaftskundige nichts weiss: so gereicht dieses Repertorium, das den Wissbegierigen mit den vielen verborgenen Schätzen bekannt macht, zu einer ungemein reellen Beförderung des Studiums der Landwirthschaft. Und besonders erfreulich ist es, dass die Ausarbeitung desselben gerade in die Hände eines Mannes gefallen ist, dem die reichhaltige göttingische Bibliothek zu Gebote stand, und der sich dergleichen mühsamen Geschäften mit einem so eisernem Fleisse und mit einer so religiösen Gewissenhaftigkeit zu unterziehen pflegt, dass man ein fast grenzenloses Vertrauen in ihn setzen kann.

Die Foderungen, die man an ein solches Repertorium macht, sind: 1) dass es so vollständig als möglich sey; 2) dass es nach einem, der Natur der Sache völlig gemässen, aber auch leicht zu übersehenden Plane angelegt und ausgeführt sey; und 3) dass es in allen seinen Angaben die grösste Genauigkeit beobachte.

Was die Vollständigkeit des gegenwärtigen Repertoriums betrifft, so findet Rec. dieselbe in Ansehung der excerpirten Sammlungen der Gesellschaftsschriften vollkommen; wenigstens hat er von allen denen, die ihm bekannt sind, keine einzige vermisst. Die Schriften aller europäischen ökonomischen Gesellschaften von Lissabon bis nach Petersburg sind so, wie die der amerikanischen, benutzt: aus den übrigen Welttheilen erinnert sich Rec. noch keiner solchen Gesellschaften, welche Sammlungen ihrer Schriften ausgegeben hätten. Befremdend ist es indessen, dass der Vf. dem Werke kein Verzeichniss der excerpirten Schriftensammlungen vorgesetzt hat. Damit der Leser erfahren hätte, aus welchen Gegenden er Aufsätze hier suchen dürfe, wäre so ein Verzeichniss allerdings wünschenswerth gewesen; und zugleich hätte es doch auch ein Zeugniss von dem weiten Umfange des Repertoriums gegeben. Denn wirklich ist hier mehr geleistet, als man erwarten sollte: indem nicht nur die Schriften der ökonomischen Gesellschaften, sondern auch die der übrigen gelehrten Gesellschaften, als z. B. der berlinischen Akademie der Wissenschaften, der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London, insofern die Aufsätze die Landwirthschaft angehen, ja selbst die nur unter der Autorität von ökonomischen Gesellschaften herausgekommenen Sammlungen, als die *Letters and Papers of the Bath Society*, die Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft u. s. w. excerpirt sind. In wiefern eine solche Vollständigkeit nun auch in Ansehung der in den Sammlungen enthaltenen einzelnen Aufsätze beobachtet sey, darüber hat Rec. eine eigene Prüfung angestellt, und dadurch gefunden, dass von allen denjenigen Aufsätzen, die er nachgesucht hat, nur zwey gefehlt haben. Er hat nämlich des Prof. *Gleditsch* sämtliche Abhandlungen ökonomischen Inhalts, die sich in den Memoiren d. l. A. d. B. befinden, und alle Schriften aus den *Communications to the Board of Agriculture* und aus dem IX B. der *Letters and Papers of the Bath Society* nachgesucht, und davon nur die beiden aus den *Letters and Papers* der *Bath Society*, nämlich: „*On the Half Husbandry. By H. J. Close*" und „*on a Commutation of Tithes. By Pryce*" nicht finden können; wovon die erste aber vermuthlich nur darum übergangen ist, weil ein Nichtökonom nicht wissen konnte, was Hr. *Close* mit seiner *Half-Husbandry* wollte; die letztere hingegen etwa darum, weil ihr Inhalt mehr der Politik als der Ökonomie anzugehören scheinen mochte.

In Ansehung des Plans, wonach ein solches Repertorium zu ordnen war, lässt sich nicht verkennen, dass es einen logisch vollkommen richtigen überhaupt nicht geben könne, da die Ökonomiewissenschaft selbst kein systematisches Ganzes, sondern nur eine Zusammenhäufung aller derjenigen Kenntnisse ist, die für den Ökonomen bey seinen mancherley zufälligen Verhältnissen wichtig sind. Man kann daher keinen anderen verlangen, als einen solchen, der sich einer systematischen Ordnung nur nähert. Hr. R. hat nun den Ausweg genommen, dass er im Wesentlichen derjenigen Disposition gefolgt ist, nach der unsere besten akademischen Lehrbücher die Landwirthschaft vortragen. Diess hat er jedoch mit der Freyheit gethan, die sich ein Mann wohl herausnehmen kann, der sich in der grossen Schule der göttingischen Bibliothek zum Ordner von Büchersammlungen gebildet hat.

Rec. scheint nun die gewählte Ordnung dem Zwecke wohl zu entsprechen, und ungemein fasslich. Nur ist es, so wie bey allen Repertorien, sie mögen geordnet seyn, wie sie wollen, erfoderlich, dass man sich den Plan derselben vor dem Gebrauche gehörig bekannt mache.

Genauigkeit in den Angaben ist bey dergleichen Werken eine Eigenschaft, die desto schwieriger ist, je mehr Kenntniss der Gegenstände selbst sie erfordert, die man doch von einem Literator nicht erwarten kann. Im Allgemeinen müssen wir jedoch dem gegenwärtigen Repertorium auch von dieser Seite grosses Lob beylegen; denn wirklich sind uns wenig Fälle vorgekommen, worin wir es fehlerhaft gefunden hätten. Gestehen müssen wir dabey aber gleichwohl, dass es von Mängeln dieser Art auch nicht ganz frey ist. So steht z. B. ein Aufsatz von *J. Close* aus dem 3 Bd. der *P. of the Bath Society „on Half Husbandry“* S. 178 unter den Schriften vom Hafer, da er doch unter den Getreidebau überhaupt gehört hätte. S. 388 ist *Kochs* Übersicht der hannöverischen Pferdezucht unter den Büchern von den Pferden mit aufgeführt; zweckmässiger würde sie aber bey den Beschreibungen der Landwirtschaft einzelner Länder ihre Stelle gefunden haben. Dagegen finden wir bey diesen Beschreibungen einzelner Länder eine Menge Aufsätze, die gar nicht geschichtlich, sondern rein dogmatisch sind. S. 414 hätte die *Mentzelsche* Schrift *de stagno Borussiae alternatim piscoso et frugifero* S. 70 unter die geschichtlichen gehört. S. 390 finden wir *Stumpfs* Geschichte der spanischen Schafzucht in Sachsen als Gesellschaftsschrift der dublinischen Societät genannt, da sie doch ein eigenes deutsches Buch ist, das jene Gesellschaft nur eigens in Irland hat bekannt machen lassen. Auf derselben Seite steht *Willricks* Empfehlung der Ackergeschirre von Pferdehaaren unter der Rubrik vom Gebrauche der Pferde und Ochsen, da man das Buch gewiss eher unter der von Ackergeräthschaften suchen wird. Dergleichen Fehler entschuldigen wir hier herzlich gern; wir wünschen aber, dass sie in den Nachträgen, die uns Hr. *R.* hoffentlich geben wird, berichtiget und verbessert werden. Am leichtesten würde das geschehen können, wenn Hr. *R.* mit einem gelehrten Okonomen über das Repertorium communicirte, und dessen Bemerkungen nutzte.

a.

CASSEL, b. Griesbach: *Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte.* Seit der Reformation bis auf gegenwärtige Zeiten. Besorgt von *Friedr. Wilh. Strieder*, kurf. hess. geh. Hofrathe und Bibliothekar. 15 Bd. *Seyk — Steuber.* 1806. 382 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Zwar langsam, aber doch mit sicheren Schritten nähert sich der Herausg. seinem Ziele. Noch ist der reichhaltige Buchstabe S nicht geendigt! Über den Plan dieses Werks haben wir uns bey der Anzeige des 14 Bandes (A. L. Z. 1805. No. 229) geäussert, wir machen daher diessmal nur auf die vorzüglichsten Artikel dieses vorliegenden Bandes aufmerksam. Dass mancher Gelehrte mit aufgeführt werden musste, dessen Schriften jetzt Niemand mehr liefet, der aber zu seiner Zeit nicht ohne Ansehen und wohlthätige Wirksamkeit war, diess liegt in der Natur der Sache. Wird doch manche unserer gepriesensten Gelehrten nach hundert und mehr Jahren ein gleiches Schicksal treffen!

Justus Sinold, genannt Schütz, geb. zu Butzbach im Hessen-Darmstädtischen, 1592, gest. als geh. Rath und Kanzler der Universität und Regierung zu Giessen, 1657; ein gelehrter und gewandter Staatsmann, der unter andern auch dem münster- und osnabrückischen Friedensschlusse bis ins vierte Jahr beywohnte, und in den Jahren 1652—1654 zu Regensburg die Angelegenheiten seines Fürsten besorgte. Sein Sohn: *Joh. Helwig Sinold, genannt Schütz*, geb. zu Giessen 1623, war erst Prof. der Beredsamkeit, dann der Rechte zu Giessen, hierauf kaiserl. Reichshofrath zu Wien, und starb 1677 als braunschweig-lüneburgischer geh. Rath und Kanzler. Seine zwey Söhne kommen als *Freyherrn von Schütz* vor. *Regner Sixtinus*, geb. zu Leuwaarden in Friesland 1543 (nicht 1577 wie man gewöhnlich angiebt), Prof. der Rechte zu Marburg, dann Syndicus zu Frankfurt a. M., und zuletzt hessen-casselischer geh. Rath; Mitarbeiter an dem hessischen Landrechte, und geschätzter Staatsmann. Landgraf *Moritz* bediente sich seiner zu den wichtigsten Geschäften. Er starb 1617. *Joh. Peter Snell* starb als Inspector der Niedergrafschaft Katzenelnbogen, hessisch-darmstädtischen Antheils 1797, und er ist der Vater von fünf Söhnen, welche sich alle in der gelehrten Welt bekannt gemacht haben, und die er sämtlich unterrichtet und zur Akademie vorbereitet hat. Sie sind: *Karl Philipp Michael*, geb. 1753. *Christian Wilhelm*, geb. 1755. *Friedrich Wilhelm Daniel*, geb. 1761. *Johann Peter Ludwig*, geb. 1764, und *Ludwig Immanuel*, geb. 1769. Der zweyte Sohn *Christian Wilhelm* ist der als Schriftsteller rühmlich bekannte Director des Gymnasiums zu *Idstein*, der dritte Sohn *Friedrich Wilhelm Daniel*, dessen Biographie hier etwas zu kurz ausgefallen ist, ist gleichfalls als Schriftsteller vortheilhaft bekannt, und gegenwärtig Prof. der Philosophie und Geschichte zu Giessen, der vierte Sohn *Joh. Peter Ludwig* ist der Vf. der wohlaufgenommenen Kritik der Volksmoral für Prediger. *Erhard Snepf*, geb. zu Heilbronn 1495 erst Prediger zu Wimpfen, dann zu Weilburg, sodann Prof. der Theologie und Prediger zu Marburg, wo er auch dem Colloquium mit *Zwingel* beywohnte, und hierauf den Landgraf *Philipp den Grossmüthigen*, der ihn zu schätzen wusste, nach Speyer und Augsburg begleitete. Sodann ging er als Superintendent nach Stuttgart, hierauf wurde er Prof. der Theologie zu Tübingen, und im J. 1548 Prof. der Theologie auf der neu angelegten Universität zu Jena. Der dort am 2 Febr. 1558 erst erfolgten wirklichen Inauguration der Universität wohnte er zwar noch bey, setzte auch noch für die theologische Facultät die Statuten auf, starb aber schon am 1 Nov. dieses Jahres. *Snepf* hat zwar nicht viel geschrieben, er wirkte aber desto

thätiger für die Sache der Reformation. *Samuel Thomas Sömmering*, der grosse deutsche Anatom, geb. zu Thorn 1755. Er war in den Jahren 1779—1784 Prof. am Collegio Carolino zu Cassel. Die hier vorkommenden Nachrichten sind gröstentheils aus *Goldbecks* literarischen Nachrichten von Preussen, Th. 2 entlehnt, dabey aber auch Hn. *Sömmering's* von ihm selbst verfasster Lebenslauf in dem Baldingerschen Programm zu seiner Doctorwürde, und einige Notizen, die S. Hn. *Strieder* ehemals zu Cassel mittheilte, benutzt worden. *Sömmering's* Schriften-Verzeichniss findet man hier überaus vollständig. *Joh. Jacob Sorber*, geb. zu Erfurt 1714, starb als ein verdienter Rechtslehrer zu Marburg 1797. *Joh. Konrad Spangenberg*, geb. zu Homberg in Hessen 1711, ein würdiger Schüler *Wolfs*, war seit 1741 Prof. der Mathematik zu Marburg, legte aber im J. 1765 diese Stelle freywillig nieder, verkaufte seine meisten, zum Theil kostbaren Hausgeräthe, behielt nur das Schlechteste und Unentbehrlichste davon für sich zurück, und theilte das Geld von dem Verkauften zur Hälfte unter die Armen, so wie er es auch mit dem aus seinem Hause und seinen Gütern erlöseten Gelde machte. Er dankte seinen Diener und seine Magd ab, bediente sich in allen Stücken selbst, lebte äusserst mässig, und widmete den Rest seiner Tage nur Gott und religiösen Betrachtungen. Im Jahr 1783 starb dieser, durch Geist, Gesinnung und gründliche Gelehrsamkeit gleich achtungswürdige, aber auch durch religiöse Schwärmerey ausgezeichnete Mann. Im Druck ist nur wenig von *Spangenberg* erschienen; seine zahlreichen mathematischen Handschriften hat er dem verstorbenen Prof. *Hassencamp* zu Rinteln vermacht; dem Vernehmen nach, sollen sie sich auf der rinteler Universitäts-Bibliothek befinden. *Johannes Spicker*, geb. zu Wolfhagen 1756, gegenwärtig Prediger zu Naftädten und reformirter Inspector in der Niedergrafschaft Katzenelnbogen, Vf. eines Religionsunterrichts und einiger kleinen Aufsätze. *Johann Christoph Erich von Springer*, eine der interessantesten, und, wegen des äusserst anmaßenden Springerschen Tones, merkwürdigsten Biographien dieses Bandes! (S. 178—215.) *Springer* war geb. zu Schwabach 1727, und starb als Kanzler der Universität zu Rinteln 1798. Er war ein juristischer Autodidakt. „Man hat, sagt er selbst, in Deutschland noch kein Beyspiel von einem rechtsgelehrten Autodidakten, sondern nur in Frankreich von *Cujaz*, und auch von diesem nicht in Ansehung der Jurisprudenz, sondern blos in Ansehung der lateinischen und griechischen Sprache." *Sp.* setzte darein seinen Stolz: „der erste und stärkste Polygraph in Deutschland, und dabey *der einzige Autodidaktos* zu seyn, der sich bis zur höchsten Würde der Gelehrsamkeit hinauf geschwungen hat." Höchst charakteristisch sind die S. 190 fg. von Hn. *Str.* mitgetheilten Bruchstücke aus Briefen. Wer den sel. *Spr.* nicht näher gekannt hat, muss ihn hiernach für einen wahren Charlatan halten. Rec. kannte ihn nicht persönlich, ist jedoch einmal mit einem weitläuftigen Briefe von ihm beehrt worden. Von seinen Schriften sagt er unter anderen S. 193 selbst: „dass sie alles weit überträfen, was von *allen* Lehrern der Universität Rinteln zusammen genommen, *so lange sie steht*, in allen Theilen der Wissenschaften geschrieben worden!!" Zu seinem Adel ist *Spr.* auf eine eigene Art gekommen, denn — *er hat sich selbst geadelt!* „*Eine Brief-Nobilitation*, sagt er S. 195, habe er nicht, aber die beiden grossen Edelleute — er möge fast sagen, grössten Edelleute von Deutschland, *Dalberg* und *Görz* — hätten ihn eigenhändig aus seiner Deduction *recognoscirt* und *gleichsam aufgeschworen*, der kaiserl. Reichshofrath habe ihn öffentlich dafür erkannt, und *sogar* sey er von der kurmainzischen Akademie der Wissenschaften *unverlangt* in dem *erfurtischen Taschenkalender* von 1795. S. 138 *als Freyherr benannt worden!*" (!) Rec. erinnert sich hiebey eines, durch die Adresse auf einem Briefe von Kaiser *Paul* zum Professor gemachten schönen Geistes. — — *Spr.* Schriften- und Manuscripten-Verzeichniss füllt über einen Bogen an. — *Gregorius Stannarius*, geb. zu Marburg 1610, anfangs reformirter Prediger und Rector des Seminariums zu Fulda, wo Hessen damals gebot, dann Prof. der Phil. am *Collegio Mauritiano* zu Cassel, und zuletzt Prof. der Theol. zu Marburg, wo er 1670 starb. Seine Schriften sind theologischen, physikalischen, logischen, metaphysischen und ascetischen Inhalts. *Joh. Aug. Starck*, geb. zu Schwerin 1741, als gelehrter Theolog, und durch die ihm gemachten Beschuldigungen des Krypto-Katholicismus, der Proselyten-Macherey, des Jesuitismus u. s. w. hinlänglich bekannt; gegenwärtig Oberhofprediger und Consistorialrath zu Darmstadt. Seine *Geschichte der christlichen Kirche des ersten Jahrhunderts*, seine *Geschichte der Taufe und Taufgesinnten, des Arianismus* u. s. w. werden bleiben, wenn man der vielen polemischen Schriften nicht mehr gedenken wird. *Arnold Staubsand*, geb. zu Gerbenstein 1591; erreichte im Schulstaube ein Alter von 93 Jahren 5 Monat. 8 Tagen, und hat sich hauptsächlich durch deutsche und lateinische Poesien bekannt gemacht. *Josua Stegmann*, geb. zu Sulzfeld 1588; erst Superintendent und Prof. am Gymnasium zu Stadthagen, dann Prof. der Theol. zu Rinteln, wo er die Stürme des dreyssigjährigen Krieges in ihrer ganzen Schrecklichkeit, und nebenbey noch Mönchs-Verfolgungen erfahren musste; er starb 1632, und war ein eben so gelehrter, als frommer Mann. Einige allgemein bekannte Kirchengesänge, wie z. B. *Ach bleib bey uns, Herr Jesu Christ* u. s. w. *Wie schön leuchtet der Morgenstern* u. s. w. sind von ihm. *Joh. Gottl. Stegmann*, geb. 1725 zu Hartum, im Fürstenthum Minden, starb als Prof. der Logik, Metaphysik, Mathematik und Physik zu Marburg 1795. Er ist dem Publicum hauptsächlich durch seine vortrefflichen mathematischen und physikalischen Instrumente bekannt geworden, die nach England, Russland u. s. w. gekommen sind. Mehrere darunter, wie z. B. ein Sonnen-Mikroscop für undurchsichtige Körper, sind von seiner eigenen Erfindung. *Georg Wilhelm Stein*, der Ältere, geb. zu Cassel 1737, starb als Oberhofrath und

Director der Entbindungs-Anstalt zu Marburg 1803; einer der berühmtesten und verdienstvollesten Lehrer der Entbindungskunst in Deutschland. Nachrichten von seinem Leben findet man auch in *Justi's hessischen Denkwürdigkeiten*, IV. Th. 2 Abtheil. und in *Creuzers Memoria G. G. Steinii.* Marb. 1803. *Georg Wilh. Stein*, der Jüngere, Neffe des vorigen, und dessen Nachfolger im Lehramte der Entbindungskunst zu Marburg, geb. zu Cassel 1773. *Joh. Heinr. Sternberg*, geb. zu Goslar 1772, seit 1804 Prof. der Pathologie und Therapie zu Marburg. (Diese Biographie rührt vom Vf. selbst her.) *Johannes Steuber*, geb. zu Schwickardshausen 1590; ein gelehrter Theolog und verdienstvoller Prediger. In der griechischen und hebräischen Sprache besass er eine solche Stärke, dass er in beiden öffentliche Disputationen anzustellen im Stande war, so, dass selbst Juden und geborne Griechen die Seltenheit seines Beyspiels nicht genug bewundern konnten. Er hatte sich zu Marburg, Giessen und Heidelberg gebildet. Er war anfangs Prof. der Physik in Giessen, dann Prof. der griechischen, bald darauf Prof. der hebräischen Sprache und der Theologie daselbst. Im J. 1625 wurde die giessener Universität nach Marburg verlegt; auch *Steuber* kam dahin, und erhielt noch das Pastorat an der Elisabeth-Kirche, und das Bibliothekariat bey der Universität, das er aber 1635 aufgab, da ihm das Ephorat der Stipendien zu Theil wurde. Als Landgraf *Ludwig V* die lutherische Religion im J. 1624 in dem ihm zuerkannten Landes-Districte wieder einzuführen suchte, bediente er sich hierzu *Steubers*, als eines sehr tauglichen Werkzeugs. Ein Schlagfluss machte im Jahr 1643 dem Leben dieses gelehrten, frommen, und durch viele Schriften berühmten Mannes ein Ende. Die *Zusätze und Berichtigungen* zu den ersten 14 Bänden dieses Werkes (S. 329—382) enthalten noch manche interessante literarische Notizen und die sprechendsten Beweise, wie sorgfältig der verdiente Herausgeber jede sich auf die hessische Literatur-Geschichte beziehende Nachricht zu benutzen wisse. Möge es ihm doch nicht an Musse und Aufmunterung fehlen, dieses so sehr brauchbare Werk bald zu vollenden! —

St.

Leipzig, b. Gräff: *Gallerie der berühmtesten Dichter des achtzehnten Jahrhunderts*, von *Samuel Bauer*. Mit Klopstocks Portrait. 1805. (30½ Bog.) 8. (1 Rthlr. 20 Gr.)

Diese Gallerie besteht aus Biographien ein und vierzig berühmter deutscher Männer, welche zum Theil wörtliche Auszüge aus schon vorhandenen Biographien sind (wie bey Lessing). Einige unedle Wendungen und nachlässige Ausdrücke abgerechnet, wie wenn es S. 8. heisst: Haller's Lehrer haben sich gefreut, ihn zum *Lehrjungen* zu haben, oder S. 13 *in gleichem Jahre* statt *in demselben* u. s. w., sind sie nicht unlesbar erzählt. Indess ist eine erschöpfende, unbefangene Tiefe der Charakteristik, eine kritisch begründete und weltgeschichtliche Würdigung dieser Männer, welche erst das Ganze zu einer wohlgeordneten Gallerie gemacht haben würde, hier freylich nicht zu suchen. Dieser Mangel darf aber nicht befremden, wenn man aus dem Ganzen die Idee, oder vielmehr den Begriff des Vfs. von Dichtkunst und Dichtern auffasst, welcher nicht weit über das hinausliegt, was ein sehr geistreicher Kunstrichter Stylistik und Stylistiker genannt hat, und den Triumph aller Dichterproduction in ein Streben nach Correctheit setzt, wobey *Schillers* Worte:

— — — die Ohnmacht
hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg. —

sogleich sich darbieten. Darum nun treten hier Manche auf, welche jenen Namen nicht, oder mit grosser Einschränkung erhalten würden, Andere fehlen, die ihren Platz allerdings fordern könnten, wie eben Schiller, Herder, Lichtenberg, Novalis u. a. Manche würden ein freyeres Urtheil heischen, und statt der häufigen panegyrischen Tiraden, die oft unzeitig sind, durch kurzes Wort der Würdigung treffender hervorgehoben worden seyn. Wenn in dieser Hinsicht der Vf. sich darauf beruft, dass diese Urtheile das Resultat dessen seyen, was unsere scharfsinnigsten und einsichtsvollesten Kritiker als wahr anerkannt haben: so geben wir zu bedenken, dass auch diess Erkennen zuförderst an den Werken selbst genauer zu prüfen war, damit nicht die Einseitigkeit eines bestimmten Zeitalters, welches dem Ausserordentlichen nicht selten den Vorzug gestattete, und mehr die *Lebenden* bewunderte und *lobte*, als die *Todten achten* und *ehren* konnte, hervorträte.

Lobenswerth ist aber, und ganz an der Zeit, die Deutschen zur Anerkennung ihres eigenen, einheimischen Werthes auf alle Weise zurück zu führen, damit die angestammte Kraft und Freyheit nicht ganz ersterbe und untergehe, die aber, welche bis zur Knechtsgestalt hingebend waren, in sich selbst gesammelt, froh ermannen. Darum wünschen wir diesem Werkchen, bey allen seinen Gebrechen, doch recht viele und recht warme Leser.

A....s.

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Erzählungen aus dem alten und neuen Testament.* Für die Jugend, von *J. G. D. Schmiedtgen*, Herzogl. Sächs. Rath. Zwey Theile. 1805. 1 Th. XII und 116 S. 2 Th. 168 S. 8. (18 gr.). Erzählungen aus der biblischen Geschichte für die Jugend sind bereits in so grosser Anzahl vorhanden, dass Ältern und Schulvorsteher ganz nach ihrem Geschmacke wählen können. Ein neues Büchelchen aus diesem Fache, das sich durch keine bedeutenden Vorzüge vor *Rosenmüller's*, *Henke's*, *Scherer's*, *Adler's*, *Hartmann's* u. a. biblischen Geschichtsbüchern auszeichnet, scheint uns daher völlig überflüssig. Was den Geist betrifft, in welchem Hr. *Sch.* die biblische Geschichte darstellt, so kann man denselben schon aus seiner Äusserung in der Vorrede erkennen. Er ist nämlich der Meinung, dass jene heiligen Urkunden das Gepräge des Alterthums verlieren würden, wenn man ihnen das Wunderbare, das Ausserordentliche, das darin vorkommt, nehmen wollte. Wenn es mit dieser Behauptung seine Richtigkeit hat, dann ist es auch nicht zu leugnen, dass *Hübner's* biblisches Historienbuch in Materie und Form unübertreffbar bleibt.

Z—d.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 JANUAR, 1807.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Hinrichs: *Handbuch der Weltgeschichte, für die reifere Jugend der gebildeten Stände, und für Schulen,* von K. H. L. Pölitz, Prof. in Wittenberg. Drey Theile. 1805. und 6. VIII, 327, 538 u. 446 S. in 8. (5 Rthlr. 8 Gr.) *Neue* (leider unveränderte, bloss dem zierlicheren Titelblatt nach neue) *Ausgabe.* 1806. (5 Rthlr. 16 Gr.),

Der Zweck dieser Arbeit wird nicht nur auf dem Titel durch die Personen, für welche sie dienen soll, sondern auch in der Vorrede des dritten Bandes, als „zweckmässige Auswahl beglaubigter Facten, derselben Verbindung durch pragmatisches Urtheil und eine lebensvolle Darstellung" näher bestimmt. Wir finden das Werk als Lesebuch, besonders über die alten Zeiten im ersten Theil, wo *Herder, Heeren, Gibbon* (Hr. P. erkennt es mit Dank,) schön vorgearbeitet hatten, in der That sehr zweckmässig. Die trockener ausgefallene Darstellung anderer Perioden kann bey einer neuen Ausgabe (wenn auch ein Band mehr würde!) durch einiges Quellenstudium erweitert und belebter werden. So wie das Buch ist, scheint für den Gebrauch in Schulen hauptsächlich in der Form etwas Wichtiges, doch leicht Verbesserliches, zu fehlen, was dem Unerfahrnen die Fassung erschwert. Es ist Alles in nur sechs Perioden abgetheilt, welche natürlich gross ausfallen, (von August bis Karln den Grossen; von diesem auf die Entdeckung Amerika's): die ungeheure Zahl der in jeden Zeitraum fallenden Geschichten werden *ohne die Hülfe irgend einer Abtheilung* in Bücher und Kapitel, mit besonderen Überschriften, eine nach der anderen erzählt: wie will das Gedächtniss es fassen? Selbst Nachschlagen wird beschwerlich: denn die Stellung der Begebenheiten hat immer viel Willkührliches. Einigermassen könnte der Mangel solcher bequemen Ruhepuncte durch eine Inhaltsanzeige noch ersetzt werden, wo keinesweges nur die Perioden, sondern die ganze Ordnung der Begebenheiten von Seite zu Seite bemerkt werden müsste. Der Geist des Vortrags ist löblich. Man sehe die schönen universalhistorischen Blicke Th. I, 282, 298 (Ja, wohl „erzieht eine höhere Hand unser Geschlecht zu einer sicheren festen Zeit." *Langsam*, das ist wahr, doch unläugbar. Augenblicksweise erscheinen Gräuel; aber im Ganzen mildert sichs: wie anders die französischen Sieger zu Wien, Berlin, als zu Karthago, Theben, als zu Jerusalem oder Korinth jene Alten! Keine Leibeigenschaft mehr; eine allgemeine Stimme für Gesetz und Menschlichkeit. Doch wir lenken ein.) Siehe auch die gefühlvolle Anrede an den deutschen Jüngling I, 15 f., die Betrachtungen über unsere Zeit III, 10 f. Ohngeachtet vieler seitdem geschehenen Dinge, hat sich in der Hauptanwendung der Geschichte nichts geändert: was Ein Wille über Unentschlossenheit und Verwirrung, Lebendigkeit über Schlendrian, Vorsicht über eitlen Stolz, der Geist über bloss physische Kraft überhaupt vermag; das Unhaltbare des Ausgebrauchten, Veralterten; der Unterschied zwischen Schein und Wesen, Meinung und Realität, und der Vorzug innerer Kraft und Ordnung und grossgefasster fester Plane, diese Wahrheiten haben ihre jederzeit unfehlbare Bestätigung erhalten. Bey der Nation steht es, ob Herabwürdigung seyn soll. Bekanntlich hat *sie* nicht beschlossen, nicht gewählt, nicht gehandelt, und wie konnte sie beurtheilen, was ihr allezeit verborgen war; besser belehrt, sollte sie nicht weiser, und also ehrwürdiger, eher als verächtlich werden? Im Übrigen wird niemand verachtet, als wer sich selbst verächtlich fühlt. Rec. denkt, wir dürfen die Geschichte ohne zu erröthen, lesen; überall finden wir ähnliches Versehen, ähnliche Folgen, aber auch *die* Bestätigung, dass wahre allgemeine Theilnahme an einem gemeinschaftlichen grossen Zweck mit gehöriger Thätigkeit und Einsicht nicht unbelohnt bleibt, und jetzt in der grossen Föderation allein fähig ist, uns einen ehrenhaften Platz und die Achtung des Siegers zu versichern. Th. I, 302, II, 208 f. kommen mit Wahrheit und Würde vorgetragene Bemerkungen über die Weltherrschaft vor, welche die Perser über Asien und über die ganze gesittete Welt Rom geübt. Es ist hiebey zu merken, dass die durch amovible Statthalter ohne individuelle Verhältnisse besorgte Länderverwaltung, besonders aber zwey grosse Übel, sehr gewirkt haben, sie so verderblich zu machen. Es war kein gemeinsames Band einer Religion, öffentlichen Stimme, allgemeinen Literatur; daher keine durchgängig angenommenen Grundregeln, und die Nationen gaben sich hin, ohne einige Sorgfalt für die Erhaltung kostbarer Eigenthümlichkeiten, da man doch gehorsam seyn kann, ohne sein selbst und der ewigen Ordnung zu vergessen. Ein grosser Sieger will über *Männer* herrschen.

Jedoch wir lenken wiederum ein, um das Buch zu durchlaufen, und einige bey dem ermüdenden Lauf durch so viele Jahrhunderte unvermeidliche kleine Fehltritte zu berichtigen. Unter diese zählen wir gar nicht, Stellen von *Heeren*, von *Herder* wörtlich eingerückt zu finden; sie passen. Wer *Bel* gewesen, und ob (I, 89) dieser König, mit der Sonne zugleich, göttli-

che Verehrung erhalten, ist aus der Mythensprache noch nicht bestimmt genug interpretirt, um als historisches Factum zu gelten. S. 177 ist Psammetich nicht genau als Numa's Zeitgenosse genannt; letzterer starb ein paar Jahre vor des ersten Thronbesteigung. Ob die iberischen Stämme aus Spanien nach Italien, oder vielmehr in beide Länder über die nordischen Gebirge kamen: möchte wohl unausgemacht bleiben (S. 272). Dass *Alba* Evander's Vaterstadt seyn sollte (276), ist wohl der allzu zahlreichen Druckfehler einer, für *Arkadien*. S. 279 lesen wir von einem albanischen Hügel in Rom. Vermuthungen, wie S. 287, dass eigentlich durch Verrätherey der Juden Cyrus in die Stadt Babylon kam, (welches durch kein einziges Zeugniss der Quellen belegt werden kann, und nur Zulage des neuesten Hasses geheiligter Charaktere ist), sollten in ein so kurzes Lesebuch nicht leicht aufgenommen werden. Wo S. 304 Palästina durch *Luxus* wieder bevölkert wird, lies *Cyrus*, und S. 312 für *Pantheon* l. *Parthenon*. Aber der Druckfehler ist eine entsetzliche Menge. S. 318 gute Warnung vor der *Griechheit*, in so fern sie Modesucht ist, und den Blick auf Kleinlichkeiten beschränkt, indem sie den genialischen Aufschwung und umfassendere Bemächtigung aller Culturmomente hemmt.

Th. II, 54 ist körperliche *Stärke*, wenigstens in der gebildeten Sprache, nicht das wahre Wort für die ungeheure Dicke des Physkon. Durch einen Schreibfehler wird S. 104 Verona von der Etsch an den Po versetzt. *Infames scopulos Acroceraunia*e findet man gewöhnlich nicht Akroceraunos genannt, S. 143. S. 189 lies für Seleukus *Antiochus* Soter. Wie Columella S. 203 *vor* unsere Aera, und S. 316 sogar vor Varro gesetzt wird, verstehen wir nicht. Man bemerkt aber in der That häufig die *Eilfertigkeit*, sowohl des Verfassers als Druckers; also, dass das Buch bey einer neuen Ausgabe und Revision gewinnen muss. Was ist das für ein Ausdruck: Cajus wüthete gegen jeden „dem er Verdienste schuldig war" S. 229. Wir haben uns etwas gewundert, S. 244 dem ersten Antonin an Grösse und Edelsinn den Vorzug vor Trajan gegeben zu sehen; es war mehr stille Würde in ihm. „Die Garden steigerten die Unordnung," ist S. 267 unbequem gesagt. S. 300: Boëthius (welcher 525 starb,) war nicht in den Fall des Aëtius (454) verwickelt. Unrichtig wird S. 317 gemeldet, es habe *Livius* nur bis auf des ersten Cäsars Zeit geschrieben; bis 35 Jahre nach desselben Tod. Im Übrigen ist die Literärgeschichte des Zeitalters empfehlenswürdig, und in den Urtheilen meist Richtigkeit; nur wird *Prokopius* S. 328 mit dem Schimpfnamen eines „unsichern *Compilators*" — er, der die Geschichte *seiner* Zeit, und mit Aufnahme der leidenschaftlichen *Hist. anecdota*, wahrheitsliebend und gut beschrieb — zu übel abgefertiget. Wir dächten, die gemeinsame Abkunft der *slawischen* Stämme würde durch die *Sprache* besser als durch den *Namen* bewiesen, den sie häufig sich nicht selbst geben (S. 338.) Dass Abd-er-rachman in Frankreich ein Chaliphat habe stiften wollen, ist kaum zu glauben; er war treuer Statthalter der Ommiaden. S. 358 wird Justinian Justin's I *Enkel* genannt; nur im Französischen ist die Verwechselung mit dem *Neffen* möglich. Heraklius war Sohn des Statthalters von Afrika, darum aber kein Afrikaner (S. 360). Nicht mit dem Enkel, mit dem *Sohne* Ali's kam das Chaliphat aus dem Hause (S. 367). Paul *Warnfried* heisst (S. 370) wohl durch Druckfehler *Winfried*. Kaiser Heinrich der Heilige stammt nicht (S. 402) in *weiblicher* Linie von Otton's Geschlecht. S. 414: Unabhängig von dem Abbasiden war das Reich zu Cordova nicht erst seit 912; schon Abd-er-rachman Dacheli (756-788) ehrte ihn nicht. Nur sehr uneigentlich kann gesagt werden, dass das Haus Tudor von Heinrich V stamme (485), seine Wittwe heirathete den Stammvater dieser Könige. „Seine Siege verschaften ihm den *Abtritt* Dalmatiens," S. 493, „der *Abtritt* von Luisiana" III, 297: wir würden lieber *Abtretung* sagen. Es ist wahr, dass Borso von Este vom Pabste den Herzogstitel über Ferrara bekam, doch nicht 1467, (S. 502) von Alexander VI, der erst nach 26 Jahren Pabst wurde; sondern durch Paul II, 1471. Lancelot von Anjou war bis 1414 wohl zu Neapolis, nie aber über Ungarn König (S. 507). Zonaras und Anna Komnena können nicht die *einzigen* heissen, deren Schriften sich über das griechische Reich, besonders aus der Epoche der Kreuzzüge erhalten hätten (S. 530): Von vielen anderen wollen wir nur den höchst interessanten *Nicetas von Chonen* anführen.

Zum dritten Theil, welcher die letzten dreyhundert Jahre enthält. S. 35 kann nicht Herrmann von Cöln unter den damaligen geistlichen Kurfürsten, (deren einer vom Hause Brandenburg, zu Mainz und Magdeburg Erzbischof und Cardinal war,) der *Mächtigste* heissen. Es ist etwas — sollen wir es nennen sansculottisch oder cynisch? den Cardinal Richelieu (S. 53) als „das merkwürdige *Ungeheuer*" zu bezeichnen; da er zumal sonst (S. 151) nicht übel gewürdiget wird. Preussens Friedrich ist (S. 132) kurz und gut geschildert. (Die macedonische Übermacht hat nicht über dreyssig Jahre, der Glanz der Ptolemäer nicht über hundert Jahre gedauert, und der Thron des grossen Cäsars, des weisen August, des edeln Trajan, was wurde er? Aber die Grösse der Vollendeten ist mit ehernen Griffeln in die Tafeln unvergesslicher Historien zu verehrendem Andenken des menschlichen Geschlechtes geschrieben!) Nicht *Burgund* überhaupt, nur die Ansprüche auf die *Freygrafschaft in Hochburgund* (*Franche-Comté*) gab S. 141 Karl VIII damals auf, und nicht *Maximilian*, sondern sein Bruder *Francesco* Sforza wurde 1529 in Mailand restituirt (144). S. 147: Es ist nicht das rechte Wort, dem Admiral Coligny, der nur 56 Jahre gelebt, schon zwölf Jahre vor seinem Tod *bejahrt* zu nennen. S. 151 spricht der Vf. von dem Plan einer grossen europäischen Völkerverbindung, wie er Heinrich IV zugeschrieben wird (und wohl in Sully liegen mochte, der aus Calvin's Schule republicanische Ideen und wirklich grosse Gedanken damit hatte). „Wer,"

unter den Deutschen, oder von Rudolf von Habsburg fragt der Vf., „*könnte das mehr oder weniger frische organische Leben der einzelnen Staaten, das von so unzählichen innern Bedingungen der Verjüngung und des Veraltens abhängt, auf Ein Princip äusserer Gleichheit des Territoriums und der Bevölkerung zurückzuführen sich anmassen wollen!*" Ein schweres, das grösste, ein beyspielloses Werk, es ist wahr: doch wenn auf diesem zum Schauplatz aller möglichen Gestaltungen bestimmt scheinenden Erdenrund auch dieses Experiment gemacht werden soll, so wird wohl so ein Zeitalter dafür das bequemste seyn, in welchem fast alle Regierungen, in ähnliche Erschlaffung versunken, sich gleichsam das Wort gegeben hätten, in ungeschickten Masregeln eine die andere zu übertreffen. Warum könnte da nicht Ein erhabener Geist sich des Zügels bemächtigen, und, so lang diese Verhältnisse bleiben, alle die Kraftlosen leiten? — S. 153; wie *verstummt eine Geissel* durch Stiftung einer Akademie und Pensionen? Es ist wenigstens ein sehr ungewöhnlicher Ausdruck. S. 191: Der Kaiser Napoleon ging über den Bernhardsberg, nicht über den Simplon (vielmehr Cimplon). Die Schlacht bey Nancy 1477 wurde nicht den 12, sondern 5 Januar geliefert (S. 210). Nie war (S. 212) *Sitte* in der Schweiz, 50,000 Eingeborne in fremden Sold zu geben; 34,837 war im J. 1787 die Zahl der Schweizertruppen (*May, hist. mil.*, VIII, 540), und man sagt nicht zu wenig, wenn man unter diesen nicht über 20 oder 21,000 Eingeborne annimmt. Auf eben dieser Blattseite sind die Zahlen 1531 und 76 in 1536 und 16 umzuschreiben. S. 243 wird Karl III, König von Spanien, Enkel von Odoardo Farnese genannt; richtig, nur war es nicht der hier genannte Odoardo, sondern Herzog Rainuccio II jüngerer Sohn. Die Erzählung vom Ende der alten Republik Venedig S. 249 dürfte Berichtigung leiden. S. 279 wird die Vertreibung der *Juden* unter Ferdinand dem Katholischen für eine Masregel genommen, welche die *Araber* betroffen hätte. Karl V, als er seinem Grosvater in Spanien folgte, war 16, nicht 6 (S. 280) Jahre alt; auch hat er (S. 307) keine Kriege mit Ludwig XII geführt. Wenn die Geistlichkeit in Schweden vor der Reformation *drey Drittheile* der Ländereyen besass (S. 349), so wären wir begierig zu wissen, wo Adel, Bürger und Bauern die ihrigen haben mochten! Wir wissen, was Druck- oder Schreibfehler sind; deren finden wir aber in diesem schätzbaren Buch zu viele, um durch Nichtahndung ähnliche Übereilungen zu autorisiren, und das Buch verdient eine zweyte Hand. Der Friede zwischen Ferdinand und Johann Zapolya nicht 1588, sondern 1536 (S. 388), und nicht 1530 starb dieser (S. 359), sondern 1540. Den grossen *Shah Abbas* möchten wir eben nicht Usurpator nennen (S. 418), weil er im Verdacht war, seinem Bruder Ismaël gethan zu haben, wie dieser seinem Bruder Hamzah; und darüber hatte der türkische Kaiser so eben kein Recht, sich aufzuhalten. Die Dynastie der Sofi ist auch nicht (S. 427) 1523 entstanden, in welchem Jahr der Stifter *starb*. Eine Übersicht der neuen Literärgeschichte, eigentlich nur (erinnerndes) Namenverzeichniss, schliesst das Werk. Da ist übrigens Winkelmann 1767 (nicht 1778 S. 437) Isaak, Newton 1727 (nicht 25,) S. 448 gestorben.

Der Gedanke dieses Lesebuchs war gut; sein Geist ist es auch; es glänzt hin und wieder in glücklich gewählten oder ausgearbeiteten Stellen: aber Bücher für die Jugend, wie für die Menge, sind schwer: da muss alles genau seyn, weil die Leser es nicht selbst verbessern können; alles in sich vollständig, weil sie nicht gern viel nachschlagen; sehr deutlich und fasslich, sonst ist die Historie ein Irrgang ohne der Ariadne Faden. Ths.

München, b. Lindauer: *Kurzgefasste Geschichte der Deutschen*, zum Gebrauch beym Unterricht in Gymnasien, von *J. Milbiller*, D. 1804. XVIII. und 267 S. 8. (21 gr.)

Das Buch ist auf höhere Veranlassung geschrieben, und wird seinen Zweck nicht verfehlen, dafern die Lehrer in den bayerschen Gymnasien Fähigkeit und guten Willen genug haben, die im Vorbericht gegebenen Winke über den Gebrauch desselben bey dem Unterricht zu befolgen. Jeder verständige Leser wird diese Vorschriften und Grundsätze gern unterschreiben; doch dürfte es Manchem scheinen, dass der Vf. von den Geschichtslehrern in Gymnasien zu viel fordere: wenigstens wird zur Erläuterung des Buchs in der vorgeschriebenen Masse mehr als ein Jahr verwendet werden müssen. Die Darstellung der deutschen Geschichte selbst ist mit hinreichender Sachkenntniss gearbeitet, zwar gedrängt, aber nicht undeutlich, vielmehr lichtvoll und leicht zu überschauen, wie es Gymnasiasten angemessen ist; Gründlichkeit und Anmuth sind glücklich mit einander vereinigt. Die Anordnung des Ganzen, oder die Abtheilung in sechs Zeiträume, wovon jeder in verschiedene Abschnitte nach §§. zerfällt, ist mit Einsicht gemacht, und beweiset, dass der Vf. seines Gegenstandes Meister ist. Schon aus den Rubriken dieser Perioden wird sich die Behandlungsart beurtheilen lassen. I. Die deutschen Völker im Zustande der Freyheit und fast ohne Bildung, bis zur Entstehung des fränkischen Reichs durch Chlodwig, oder von den ältesten Zeiten bis zum J. 486. II. Die deutschen Völker in der Abhängigkeit vom fränkischen Reiche und am Wege zu einer besseren Cultur, bis zur Absonderung der deutschen Provinzen von demselben, oder von Chlodwig bis auf Ludwig den Deutschen, 486 — 843. III. Die deutsche Nation unabhängig von fremder Herrschaft, bis zum Anfange der Streitigkeiten mit dem römischen Stuhle und zur Entstehung des Bürgerstandes, oder von Ludwig dem Deutschen bis zu Heinrich IV, 843—1056. IV. Vom Anfange der Streitigkeiten mit dem römischen Stuhle und von der Entstehung des Bürgerstandes bis zur Zeit, da die Städte durch Industrie und Handel mächtig emporwuchsen, oder von Heinrich IV bis auf Rudolf von Habsburg, 1056—1273. V. Von der Zeit, da die Städte durch Industrie und Handel empor kamen, bis zum Ende des Faustrechts und zur Aufnahme der Humanität

bis auf Maximilian I, 1273—1493. VI. Vom Ende des Faustrechts und der Aufnahme der Humanität und Aufklärung bis auf unsere Zeiten, oder von Maximilian I bis auf Franz II, 1493—1804. Der letzte Zeitraum, von mehr als 300 Jahren, ist zu lang. Sehr zweckmässig würde es gewesen seyn, wenn der Vf. ihn in zwey ungefähr gleiche Perioden getheilt hätte, wobey der westphälische Friede den natürlichsten Abschnitt gemacht haben würde. Auch möchte man in der neueren Geschichte etwas mehr Ausführlichkeit wünschen. Die ganze Geschichte von Maximilian I bis 1804 nimmt nur 63 Seiten ein. Einen wesentlicheren Mangel glaubt Rec. darin bemerkt zu haben, dass die Chronologie am Rande gar nicht, und im Texte nicht hinreichend angegeben ist. Dadurch wird die Erlernung der deutschen Geschichte den Schülern nicht wenig erschwert werden. Bedeutende Unrichtigkeiten in den Thatsachen haben wir nicht bemerkt, und von Sectenhass zeigt sich nicht die geringste Spur. Die Sprache des Vfs. ist einfach und edel genug, obschon nicht durchgängig rein. Welches Handbuch er bey der Ausarbeitung zum Grunde gelegt habe, wird der Kenner leicht entdecken.

G. v. F.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte: *Nürnberg*, in der Lechnerschen Buchhandlung: *Versuch einer Geschichte der ehemaligen Cisterzienser-Abtey Langheim, nun dem Hause Brandenburg zugehörenden, so genannten Mönchshofes zu Culmbach.* Bearbeitet von *G. W. A. Fikenscher.* Prof. am Coll. ill. Christian-Ernestino zu Baireuth. Adjunct der philos. Facultät zu Erlangen u. s. w. Mit 2 Kupf. 1804. 86 S. gr. 8. (10 Gr.) Die letzten Säcularisationen verheissen der Geschichte des Mittelalters keine geringe Bereicherung durch die Eröffnung so mancher Archive, die bis dahin oft unwissender Argwohn verschlossen gehalten hatte. Diese Schrift scheint eine Frucht davon zu seyn. Sie bedarf daher über ihren gering scheinenden Gegenstand nicht erst eine Entschuldigung. Jede aus Quellen geschöpfte Untersuchung ist ein Zuwachs für die Geschichte, sey der Ort, der Gegenstand derselben, so klein als er wolle. Wird es doch immer allgemeiner anerkannt, dass Arbeiten dieser Art einen ganz anderen Werth haben, als historische Gemälde oder (oberflächliche) Übersichten, die nur aus Compilationen oder aus der Phantasie der Verfasser hervorgegangen sind.

Der Gegenstand dieser Untersuchung ist übrigens nicht so unbedeutend, als er auf den ersten Anblick scheinen möchte. Der *Mönchshof zu Culmbach*, sagt der Vf., ist schon um desswillen unserer Aufmerksamkeit werth, weil er einem der berühmtesten und bedeutendsten Klöster in Franken zugehörte, und bey der äusserst wichtigen Säcularisation der geistlichen Länder und Güter zugleich mit seinem Kloster *Langheim* in die Entschädigungsmasse geworfen wurde, von dem aber, vermöge besonderer Vergleiche mit dem Hause *Baiern* 1803 das Haus *Brandenburg* in Franken, in dessen Gebiet er mit seinen Besitzungen lag, Besitz genommen hat." Wenige, meist fehlerhafte Nachrichten ausgenommen, ist die Geschichte dieses Mönchshofs noch gar nicht bearbeitet, und wir müssen aus der Durchlesung der vorliegenden Schrift hinzusetzen, sie ist auch durch ihren Inhalt selbst interessant genug. Der Mönchshof zu Culmbach ist seit der Reformation beynahe ununterbrochen der Gegenstand sehr hartnäckiger Streitigkeiten. Hier findet man von der einen Seite pfaffenmässige Beharrlichkeit, von der anderen oft übermüthige Gewalt in mannichfaltigem Kampf.

Nach diesen Rücksichten kann das Unternehmen des Vf. den Freunden der vaterländischen Geschichte nicht anders als willkommen seyn, um so mehr, da auch eine gründliche Ausführung hinzu kommt. Seine Untersuchungen gehen durchaus von den Original-Urkunden und Actenstücken aus, deren Mittheilung schon an sich Dank verdient. Nach den beiden Stiftungs-Briefen, die auch anderwärts bey Schütz *Corp. hist. Brandenb. diplom. T. I.* abgedruckt, aber, wie der Vf. zeigt, von den meisten unrichtig gedruckt worden sind, ist besonders merkwürdig: der Bericht eines langheimischen Ammanns, oder Hofmeisters über die Ansprüche Brandenburgs während des dreyssigjährigen Kriegs, uud über die Eingriffe und Gewaltthätigkeiten seiner Räthe und Officiere. Ferner die schwedische Entschädigungs-Urkunde für den Markgraf Christian von Brandenburg, worin unter anderen „Stück und Gütern, welche Ihro (der Königin von Schweden) Maj. durch des Allerhöchsten Versehene und verliehene hohe Gnad und sieghafte Waffen in Ihren rechtmässigen Gewalt gebracht, dahero auch, aller Völker Recht und Billigkeit, dann Ihrer K. Maj. Christlichen Gemüthsneigung nach, zu thun und zu lassen, Macht überkommen," auch „den Lankheimischen Klosterhof zu Culmbach dem Markgraven zu recht wahrem Erb- und Eigenthum cedirt und übergeben wird, als eine, schon von Gustav Adolph verheissene Königliche *recompens* und Ergötzlichkeit." S. 28 ff. Der Markgraf vertauschte übrigens bald hernach diesen Hof wieder an das Kloster; und es fehlte dann auch nie an Vorwand, die alten Neckereyen bis kurze Zeit vor der Säcularisation fortzuführen. Der eigentliche Zweck der Stiftung, die *Capelle*, war schon in dem Religionskrieg *circ.* 1553. verschwunden, ohne dass der Vf. etwas Näheres darüber auffinden konnte. Dagegen ist die reiche *Zugehör* für beide Theile desto wichtiger, und ihr äusseres Verhältniss gegen Brandenburg ist der eigentliche Gegenstand von dem ersten Abschnitt dieser Geschichte. Nach diesem kommt der Vf. auf die Rechte des Kl. Langheim über den Mönchshof, die *Gerichtsbarkeit*, und die ganze innere Verwaltung. Auch hier werden die verschiedenen Collisionen mit Brandenburg durch die darüber erschienenen Verordnungen, reichsgerichtliche Recesse und gegenseitige Verträge documentirt. Diese sind nicht nur an sich über die alten rechtlichen Verhältnisse und Einrichtungen, sondern auch als Belege für die Rechtsgeschichte überhaupt belehrend.

Eine besondere Untersuchung macht die Geschichte der *Religionsübung* auf dem Mönchshof und der von Seiten Brandenburgs gemachten Einschränkungen aus. Die gänzlich unerweisliche Ausdehnung auf ein öffentliches *exercitium rel.* wurde bis 1741 durch eine fürstliche Wache unterdrückt. Endlich folgt eine Beschreibung von den *Hofgebäuden*, von ihrem Verhältniss zu der Stadt und Festung Culmbach, und von den verschieden Streitfragen, die auch durch die Bauverbesserungen veranlasst wurden; zuletzt ein Verzeichniss von den *Einkünften* des Mönchshofs aus einer Jahresrechnung von 1630: ohne übrigens näher zu bestimmen, wie sich dieses zu der in der *Oberd. Allg. Lit. Zeit.* 1804. No. V. S. 66. angegebenen Summe von 12,000 fl. verhalte.

Der Vf. nennt seine Arbeit, bescheiden genug, Versuch einer Geschichte. Das einzige, was Rec. vermisst, ist eine zusammenhängende historische Übersicht. Die theilweise Untersuchung der einzelnen Rechte war für ihren besonderen Zweck nothwendig; aber sie erspart dem Leser den Überblick des Ganzen, wenn ihm nicht auch darin der Schriftsteller entgegen kommt.

Ob das so ganz eigene Phänomen des Mittelalters, der allgemeine Stiftungseifer, nicht eine höhere Würdigung verdiene, als bey dem Vf. gleich in dem Eingang dieser Schrift geschehen ist, will Rec. hier nicht weiter untersuchen. Es möchte für diesen Zweck schon hinreichend seyn, wenn nur das gezeigt würde, wie auf diese Weise für die Nachkommenschaft ein Capital niedergelegt wurde, das in seinem eigenthümlichen Werth in gleicher Progression mit der Zeit zunehmen musste; und wie gut uns dieses nun zu Statten gekommen ist. — Was werden wir hinterlassen? Der Styl dieser Schrift ist trocken und hat zum Theil schwerfällige, oft ungereimte Perioden; auch das Aussere ist nicht gefällig. Das soll aber dem Vf., als gründlichen Forscher, nichts benehmen; Rec. kehrt vielmehr zu der ersten Bemerkung zurück, dass zu wünschen wäre, wir möchten aus den Archiven der säcularisirten Klöster und auch der letzten Reichsstädte bald mehrere ähnliche Arbeiten hervorgehen sehen. Denn diess ist der einzige Weg, wie die Geschichte Deutschlands nach allen ihren, zum Theil noch dunklen, Partieen in dem Geist ihrer Zeit richtig dargethan und verstanden werden kann. Die Ursache der bisherigen Verschliessung der Archive fällt ja nun von selbst. Wozu noch die Documente, wo man viel leichter und kürzer zum Zweck kommt? Überlasse man diese als verbrauchte Waare dem gelehrten Liebhaber, der etwa auf Augenblicke darüber vergisst, dass er im 19. Jahrhundert lebt.

— C. —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 JANUAR, 1807.

BOTANIK.

Copenhagen, b. Brummer: *Enumeratio Plantarum in partibus Saellandiae septentrionalis et orientalis, quam edidit Christ. Frider. Schumacher, Prof. tertius in Academia Chirurgorum Regia Hafniensi, Chirurgus primarius Nosocomii Fridericiani. Pars prior.* 1801. VIII und 304 S. *Pars poster.* 1803. 489 S. 8. (2 Thlr. 2 gr.).

Hr. Prof. *S.*, dem die Naturwissenschaft manche, nicht unbedeutende, Beyträge verdankt, und der sich auch bereits durch einige botanische Aufsätze bekannt gemacht hat, beschenkt uns hier mit der Flora von Seeland, einer freylich nicht ganz unbekannten, aber noch nicht genau untersuchten Insel. Dass der Vf. fleissig gesammelt hat, ist nicht zu leugnen. Grosse Entdeckungen durfte man überall nicht nach der geographischen Lage der Insel — wenigstens nicht in Hinsicht auf phanerogamische Gewächse — erwarten; es kam nur auf eine vollständige und richtige Aufzählung des wirklich Gegenwärtigen an. Eine grössere Ausbeute versprach die Kryptogamie; und man muss gestehen, dass Hr. *S.* wirklich davon reichlich mitgetheilt hat. Ob man aber den Angaben und den Bestimmungen des Vfs. immer trauen dürfe, und ob die vielen von ihm unter den Kryptogamen als neu aufgestellten Arten, auch wirklich als solche angesehen werden können, ist eine andere Frage. Nach der Reihe von Jahren zu schliessen, die sich Hr. *S.*, laut des Vorberichts, mit Botanik beschäftiget, und nach den genauen und freundschaftlichen Verhältnissen, in denen er mit dem verstorbenen *Vahl* stand, sollte man freylich kein Misstrauen hierin setzen. Aber man kommt sehr bald von der guten Meinung zurück, wenn man den Vf. sehr häufig mit sich selbst ungewiss findet; wenn er Synonyme citirt, die offenbar zu ganz anderen Pflanzen gehören, als zu denen, die er anführt oder beschreibt; wenn er neue Arten aufstellt, die nach seiner eigenen Beschreibung höchstens nur Abarten oder Verschiedenheiten des Alters ausmachen; und endlich wenn man noch Pflanzen aufgezählt findet, die nach den Beobachtungen *Smith's* und anderer achtungswürdiger Botaniker — deren Werke Hn. *S.* wohl nicht ganz unbekannt bleiben konnten — längst aus der Reihe der wirklichen Arten ausgestrichen worden. Wir zweifeln indess keinesweges an der Neuheit eines sehr beträchtlichen Theils der beschriebenen Gewächse; aber die kurze, ja oft nur sehr unvollkommene, Beschreibung wird in den wenigsten Fällen befriedigenden Aufschluss geben. Sollte es aber dem Vf. noch gefallen, uns mit seinen Entdeckungen auf einem andern Wege — wenn auch nur durch die *Flora Danica* — bekannt zu machen: so würden sie ohne Zweifel mehr wissenschaftlichen Werth erhalten, und für den Botaniker aufhören, eine neue Quelle von Zweifeln zu seyn.

Was nun die Einrichtung des Werkes selbst betrifft, so glaubte Hr. *S.* das linnéische System beybehalten zu müssen. Doch fand er es für nothwendig, einige Gattungen und Arten zweckmässiger zu versetzen. Auch verdient bemerkt zu werden, dass der Vf. die wesentlichen Charaktere mehrerer Gattungen nach *Gärtner* und anderen berichtiget hat. Man wundert sich aber, warum diess nicht durchgehends geschehen ist. Wer wird z. B. jetzt noch bey *Hippuris* ein *semen unicum* zur Frucht annehmen, da es längst entschieden ist, dass die Frucht dieses Gewächses eine Nuss ausmacht? Ähnliche Unrichtigkeiten und Widersprüche zeigen sich bey *Thesium*, *Chara*, *Carex*, *Betula*, *Fraxinus* u. m. a. — Bey der Angabe des Wohnorts, der auch noch besonders in dänischer Sprache bestimmt ist, scheint Hr. *S.* sehr genau zu seyn. Dann folgt die Blühezeit. Die Dauer der Gewächse ist nicht angegeben. Die wesentlichen Differenzen beziehen sich bey den phanerogamischen Gewächsen gewöhnlich auf das linnéische System. Ausser der Nachweisung auf die *Flora Danica*, oder wenn die Pflanze noch nicht in derselben vorgestellt ist, auf *Bulliard Herb. de la France*, oder ein ähnliches Kupferwerk, ist weiter kein Schriftsteller angeführt.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen können wir etwas genauer ins Detail gehen. Wir betrachten zuerst die phanerogamischen Gewächse, welche im ersten Theile abgehandelt sind, und mit den, in dem Nachtrage noch erwähnten, 882 der Zahl nach ausmachen. *Class. I. salicornia herbacea.* Es werden zwey Abarten unterschieden, nämlich erstlich *patula*, mit niederliegenden flachen Ästen, und nach der Spitze verdickten Gelenken; und zweytens *erecta*, mit geradem Stengel, etwas aufrechten Ästen und fast walzenförmigen Gelenken. Zu letzterer ist die Abbildung in der *Fl. Danica* gezogen. *Vahl* scheint diese Verschiedenheiten nicht so constant bemerkt oder vielmehr nicht bestätiget gefunden zu haben. Mehr Aufmerksamkeit verdienen des Vfs. Unterscheidungen der Callitriche-Arten. Er nimmt nur 2 Arten an: 1) *Call. androgyna, floribus androgynis*, welche folgende 3 Abarten in sich begreift: a) *foliis*

omnibus ovalibus (*Fl. Dan. t.* 129); b) *foliis superioribus ovalibus, inferioribus, linearibus, subbifidis*; und c) *foliis omnibus linearibus inferioribus subbifidis*, — und 2) *Call. hermaphrodita, floribus hermaphroditis, foliis omnibus linearibus apice bifidis*. Letztere ist die linnéische *autumnalis*, und erstere (*androgyna*) *Linné's verna*. So viel scheint wohl gewiss, dass man entweder mit dem Vf. nur 2 Hauptarten, oder auch die Varietäten der ersteren als besondere Arten ansehen muss, und dann hätten wir 5, was wohl zu viel seyn möchte. *Class. II. Circaea intermedia Ehrh.* hat Hr. *S.* wahrscheinlich nicht genau untersucht, sonst würde er sie als Abart der *alpina* angesehen haben. Diese Vermuthung erhält noch mehr Wahrscheinlichkeit, da der Vf. die Abbildung der *Fl. Dan. t.* 256, wenn gleich zweifelhaft, noch zur *C. alpina* rechnet, und nicht in ihr die Abart derselben — die *intermedia* erkennt. Bey *Pinguicula* fügt der Vf. dem Gattungscharakter zu: *stamina thalamo inserta*. Es wäre allerdings auffallend, wenn bey dieser Gattung die Staubgefäfse nicht, wie bey den anderen verwandten, angeheftet seyn sollten. Die als neu angestellte *Utricularia media* ist, wie auch bereits *Vahl* bemerkt hat, einerley mit *Utr. intermedia Hayn. Class. III.* Bey *Iris* nimmt der Vf. eine *corolla sexpartita*, und nicht, wie noch in *Syst. vegetal.* angeführt wird, eine *hexapetala* an; doch läfst er es in Hinsicht des Nectarii noch beym Alten. Der wahre *Scirpus Baeothryon* muss dem Vf. nicht bekannt seyn, sonst würde er nicht von demselben sagen: „*praecedenti* (*scirp. palustr.*) *similis, sed parvior. Anne solummodo varietas?*" — *Phalaris canariensis* kann nicht als wildwachsend angesehen werden. Wer wird alles, was sich wohl zufällig aus einem Garten verliert, in eine *Flora* aufnehmen! Über *Poa angustifolia* und *Festuca dumetorum* hätte sich der Vf. aus *Smith's Flora* Raths erholen können. Die als neu beschriebene *Poa costata* hat doch viel Ähnlichkeit mit *Aira cristata*, welche der Vf. nicht anführt. *Bromus pauciflorus* soll im Äufseren dem *Br. arvensis* sehr ähnlich seyn. Hr. *S.* versteht hier wahrscheinlich eine andere Pflanze unter *Br. pauciflorus*; denn was man gewöhnlich dafür nimmt, ist wenig mit *arvensis* verwandt. Die Gattung *Arundo* erhält einen Zuwachs von 2 neuen (?) Arten. Die erste, welche unter den *muticis* aufgeführt wird, ist *gracilis* genannt und so unterschieden: *calycibus unifloris; floribus muticis: valvula exteriore lanceolata subtruncata crenulata: panicula erecta subdiffusa; culmo ramoso, tenere*. Fragweise wird *Ar. canescens Wigg.* angeführt. *Arundo stricta* ist die zweyte. *Timm's stricta* kann sie wohl nicht gut seyn, da *Schruchg. Agrost. t.* 5. als Synonym angeführt wird. Da diefs Synonym indefs zu *A. epigejos* gehört, diese aber noch besonders aufgeführt wird: so müssen wir offenherzig gestehen, aus dieser Verwirrung nicht herauskommen zu können. Von der Gattung *Triticum* ist zu bemerken: *Tr. littoreum*, (*spica bi- vel subtridigitali erecta: spiculis lanceolatis compressis mucronatis multifloris; foliis subinvolutis acutis*). Dazu noch eine Abart mit etwas begrannten Spelzen. Sie soll gleichsam das Mittel zwischen *Tr. junceum* und *repens* halten. Der Vf. frägt aber selbst: „*an hybrida?*" Wir möchten antworten, nein, keine Bastardart, aber sehr wahrscheinlich *Tritici repentis variet. maritima*, deren auch schon von anderen Schriftstellern gedacht wird. *Class. IV.* Von *Rubia tinctorum*, die hier aufgeführt ist, gilt dasselbe, was von *Phalaris canariensis* gesagt worden. Die Gattung *Potamogeton* ist, wie sich erwarten liefs, sehr reich an Arten. Unter ihnen *P. acuminatum* und *zosteraefolium* als neu. *P. acuminatum* steht zwischen *P. lucens* und *heterophyllum* und hat folgenden Charakter: *foliis ovato-lanceolatis, planis, in petiolos desinentibus, acuminibus subulatis rigidis, fere pungentibus, superioribus oppositis, omnibus membranaceis*. Differenzen, wie diese, sind nicht selten, und zeigen nur zu deutlich, dass der Vf. noch nicht die Kunst versteht, das Wesentliche einer Pflanze kurz und bestimmt anzudeuten. *Potam. zosteraefolium* scheint sehr nahe mit *compressum* verwandt zu seyn, und sich dadurch vorzüglich zu unterscheiden, dass die Blätter theils gegenüber theils wechselsweise stehen, und dass die Ähren, welche bey *compressum* kurz sind und wenig Blumen enthalten, hier fast die Länge eines Zolls haben. *Potam. pectinatum* und *marinum* werden noch als besondere Arten unterschieden. *Class. V. Myosotis palustris, sylvatica* und *arvensis* führt Hr. *S.*, ohne hinreichende Gründe, als verschieden an. *Gentiana Centaurium* und *inaperta* machen nach *Rafn* eine besondere Gattung, unter dem Namen *Centaurium*, aus. *Salsola hirsuta*, zu welcher *Fl. Dan. t.* 187 gezogen ist, scheint von den Neueren übersehen zu seyn. Unter den Doldengewächsen, deren Kenntnifs der Vf. durch etwas erweiterte Diagnosen zu erleichtern gesucht hat, bemerken wir *Selinum lineare* als neu. Sie folgt nach *Sel. Carvifolia*, und ist auf folgende Art charakterisirt: *pinnis pinnatifido-partitis, laciniis linearibus*. Sie wächst auf Äckern. *Class. VIII. Epilobium nudum* zwischen *montanum* und *tetragonum*; wahrscheinlich als neu anzusehen, da kein Synonym angeführt wird. *Class. X. Stellaria*. Aufser den gewöhnlichen Arten dieser Gattung unterscheidet der Vf. noch *St. brevifolia*, (*foliis lanceolatis haud trilinearibus; pedunculis solitariis axillaribus foliis longioribus; petalis ultra medium bifidis, calyce vix longioribus*); und citirt dabey fragweise *Flor. Dan. t.* 415. Fernere Beobachtungen werden erst bestimmen, ob sie als besondere Art angesehen werden kann oder nicht. *Class. XII.* Von *Crataegus monogyna* erwähnt Hr. *S.* eine Abart, die er *denudata* nennt, und die sich durch die Form der Blätter, durch die glatte Oberfläche der Blumenstiele und Kelche und mehr unbewehrte Äste bemerklich macht. *Class. XIII. Thalictrum dubium?* Findet sich nur selten auf Wiesen und trockenen Feldern. Wir empfehlen sie dem Vf. zur genaueren Untersuchung, da sich aus seiner, wenn gleich sehr weitläuftigen, Differenz nichts bestimmtes über sie ausmachen läfst. *Class. XVII.* Die Arten der Gattung *Fumaria* werden nach *Gärtner* in 2 Gattungen vertheilt. *Capnoides* begreift die *C. Halleri* (*Fum. Halleri Willd.*

bulbosa Curt. Smith. Ehrh. u. a.), *C. major* (*Fumar. bulbosa* Willd. *aliorumq.*) und *C. minor* (*Fum. fabacia* Retz. oder *intermedia* Ehrh.). *Medicago polymorpha arabica* ist nur als zufällig aus den Gärten entflohen, zu betrachten. Claff. XIX. Bey *Hieracium dubium* und *Hier. Auricula* sind die angeführten Abbildungen aus der *Flora Danic.* verwechselt. Von *Arctium Lappa* nimmt der Vf. drey Hauptvarietäten an, von denen die beiden ersteren noch besondere Spielarten in sich begreifen; die Erfahrung hat aber gezeigt, dass man mit mehrerem Rechte zwey, wenn nicht drey, besondere Arten unterscheiden muss. *Matricaria Chamomilla* und *suaveolens*, die der Vf. nur als Abarten ansieht, sind wesentlich verschieden. Aber wir zweifeln sehr, dass er die wahre *Ch. suaveolens* gefunden haben sollte. Was er dafür hält, ist gewiss nichts weiter, als eine Abart der *Matr. Chamomilla*. *Matr. suaveolens* kommt nur im südlichen Europa vor. Von *Senecio Jacobaea* sind 3 Abarten festgesetzt. Zu der ersten, die *aquaticus* genannt wird, ist *Fl. Dan. t.* 784 gezogen. Ob nun auch Linnè's *Sen. aquaticus*, bey welcher die eben erwähnte Abbildung bisher citirt wurde, dahin gerechnet werden soll, ist nicht erwähnt. Wir möchten Hn. *S.* hierin auch nicht beypflichten. Claff. XX. Die Orchideen sind nach der früheren Eintheilung von Swartz aufgeführt. Claff. XXI. Bey den Riedgräsern ist nur Goodenough benutzt; es möchte daher noch Manches zu berichtigen übrig bleiben. Unter den zahlreichen Arten bemerken wir auch einige, die der Vf. als neu anzusehen scheint. Diese sind: *Carex appropinquata*, zunächst mit *paniculata* verwandt; *Carex tenuia*, zwischen *C. filiformis* und *caespitosa* aufgeführt; *Carex subulata*, vielleicht mit *cuspidata* Hoft. (*acuminata* Willd.) einerley, oder ihr doch wenigstens sehr ähnlich; und *Carex obtusata*, vielleicht nur, wie Hr. *S.* selbst glaubt, Abart von *C. stricta* oder *acuta*, also in keinem Fall mit dem gleichnamigen Riedgrase zu verwechseln, was Liljeblatt in den *Act. Holm.* beschrieben hat. — Wir übergehen die beiden folgenden Classen, da sie nichts bemerkungswerthes enthalten.

Der zweyte und unstreitig der vorzüglichste Theil des Werkes hat die Kryptogamie zum Gegenstande. Die Zahl der hier vorkommenden Pflanzen beträgt etwas über 1200, von denen die *Fungi* über 900 ausmachen. Die alte linnéische Eintheilung hat Herr *S.* sehr weislich verworfen, statt deren aber eine, den neueren Beobachtungen mehr anpassende, befolgt. Es sind folgende 7 Ordnungen, worunter die Gewächse vertheilt sind: A) *Miscellaneae.* B) *Filices.* C) *Musci.* D) *Hepaticae.* E) *Algae.* F) *Lichenosae.* G) *Fungi.* Die *Miscellaneae* enthalten die Gattungen *Pilularia*, *Isoetes* und *Equisetum.* Die Farrnkräuter sind nach *Rodh's Flora* vertheilt; doch wundert man sich die Gattung *Lycopodium* darunter zu finden. Es werden von *Athyrium* und *Polystichum* mehrere neue Arten beschrieben, über die wir aber nichts zu entscheiden wagen. Bey den Moosen befolgt der Vf. die Hedwigsche Methode, und zwar in Beziehung auf die *Species Muscorum.* Die Zahl der Moose ist nach Verhältniss beträchtlich. Auch hier mehrere neue Arten, die aber nur sehr kurz beschrieben sind. Wir müssen anderen Botanikern, die vielleicht Gelegenheit haben, sie mit der Natur zu vergleichen, die Entscheidung überlassen, ob sie wirklich als neu angesehn zu werden verdienen. Wir bemerken nur noch, dass in Hinsicht der Citata Einiges zu berichtigen wäre, was wir aber, um nicht zu weitläuftig zu werden, übergehen müssen. Die *Hepaticae* sind nur oberflächlich bearbeitet. Dass der Vf. bey genauerer Nachforschung die aufgeführte Zahl um ein Beträchtliches würde vermehrt haben, ist wohl nicht zu bezweifeln. Bey den *Algis* liegt zum Theil die Rodhische Eintheilung zum Grunde. Sie enthalten die Gattungen *Ulva*, *Conferva*, *Ceramium*, *Fucus*, *Rivularia* und *Linckia.* *Tremella* und *Byssus* sind wieder den *Fungis* zugesellt. Die *Lichenen* sind nach *Acharii Prodrom.* geordnet; wir finden hier aber, so wie bey den Algen, nichts bemerkungswerthes. Beide Familien werden noch einen beträchtlichen Nachtrag liefern, wenn der Vf. sich nochmals genauer nach ihnen umsehen sollte.

Wir kommen nun zu der letzten Ordnung der Kryptogamen, den *Fungis.* Schon die beträchtliche Zahl, die der Vf. erwähnt, zeigt hinlänglich, dass er vorzüglich sein Augenmerk auf sie richtete, was sich indess aus der Behandlung der Gegenstände noch deutlicher ergiebt. Die Eintheilung ist nach *Persoon's Synopsis*, doch sind einige Änderungen gemacht. So sind z. B. einige Gattungen verbunden; einige Arten als neue Gattungen aufgestellt; bey mehreren Gattungen zweckmässigere Unterabtheilungen festgesetzt; ja selbst bey verschiedenen Gattungen durchgehends neue Differenzen eingeführt. Wir wollen, so viel es der Raum noch gestattet, Einiges hievon ausheben. Unter den von dem Vf. ausgestrichenen oder zusammengezogenen Gattungen, verdient besonders *Amanita* und *Leotia* genannt zu werden. *Amanita* ist nämlich wieder mit *Agaricus* verbunden, was man eher billigen, als tadeln wird. Einige Arten der *Leotia* sind mit *Merulius* vereinigt; *Leotia Mitrula* hingegen unter dem alten Namen *Mitrula* wieder hergestellt. Die neuen Gattungen gehören zu den *Dermatocarpis* und sind *Sphaerocarpa* und *Piligena.* Erstere, die *Sphaerocarpa*, hat zum Gattungscharakter ein *peridium simplex subovatum, verticis dehiscentia operculo clausum. Pulvis seminalis filis destitutus.* Also vorzüglich nur in Hinsicht des Öffnens des *peridii* von *Licea* und *Tubulina* verschieden; doch kann dieses Merkmal schon hinreichen, wenn der Vf. anders genau beobachtete. Ob der fragweise angeführte *Sphaerocarpus turbinatus* wirklich hieher zu rechnen sey, müssen wir dahin gestellt seyn lassen. Der Charakter der *Piligena* ist: *peridium stipitatum globosum, duplex: externum membranaceum basi ruptum deciduum. Pulvis compactus cohaerens.* Herr *S.* kennt nur eine Art, der er den Trivialnamen *lycoperdoides* beygelegt hat. Unter *Auricularia* vereinigt der Vf. diejenigen Thelaephorae, deren fructificirende Membran keine merklichen Papil-

len zeigen. Man hätte sich indess nicht jede, etwa noch nicht gehörig ausgebildete, *Thaelaephora* für ein *Auricularia* zu halten. Es scheint uns auch, dass mehrere von des Vfs. Auricularien in der Folge den Charakter des *Thaelaephora* annehmen. Die Gattung *Agaricus* glauben wir als diejenige besonders bemerklich machen zu müssen, welche von dem Vf. am sorgfältigsten bearbeitet ist. Die Unterabtheilungen sind neu, und alle Arten (ihre Zahl beträgt fast an 200,) mit neuen Diagnosen versehen; auch ist jeder Art gewöhnlich noch eine Beschreibung, die die Grösse des Stengels, den Durchmesser des Hutes, den Geschmack, die Farbe u. s. w. zum Gegenstande hat, beygefügt. Ungern entbehren wir demungeachtet hier aller Abbildungen; nur durch diese würde uns der Vf. in den Stand gesetzt haben, über seine neuen Arten entscheidend zu urtheilen. Fast mit eben dem Fleisse sind auch *Boletus*, *Peziza* u. e. a. Gattungen bearbeitet. Um unseren Lesern noch eine Probe von den, von dem Vf. bey mehreren Gattungen vorgeschlagenen, Unterabtheilungen zu geben, setzen wir die der Gattung *Boletus* her, da sie ohne Zweifel vor der Persoo'nschen den Vorzug verdient. *Boletus*. A) *stipitatae*. α) *centrales*, a) *carnosae*, * *stipite annulato*. (*B. annulatus*). ** *stipite annulo destituto*. (*B. scaber*). b) *coriaceae*. (*B. perennis*). β) *excentricae vel laterales*. * *simplices*. (*B. Buglossum*). ** *ramosae* (*B. imbricatus*). — B. *sessiles*. α) *dimidiatae*. (*B. suaveolens*). β) *resupinatae* (*B. Medulla panis*). — Angehängt ist noch ein sehr gutes Register, aber ein Verzeichniss der Druckfehler, deren Zahl nicht gering ist, und die nicht selten den Sinn ganz *verstellen*, vermissen wir ungern.

Lyon, b. Breyset d. ä. u. Buynand: *Flore d'Europe, contenant les détails de la floraison et de la fructification des genres Européens, et une ou plusieurs espèces de chacun de ces genres, dessinés et gravés d'après nature, par* C. V. de Boissieu. *On y a joint l'indication de la classe, de l'ordre, et le caractère essentiel du genre d'après Linné; sa classification d'après — Jussieu; des observations sur les analogies de quelques genres et les irrégularités de quelques espèces; un sommaire exact des connoissances acquises sur toutes les plantes qui forment ce recueil, etc. Livr.* 1—6. 1805. 8. (Jede Liefer. in Hamb. 1 Rthlr. 16 Gr.)

Der Plan des Werks erhellt theils aus dem von uns fast ganz hergesetzten Haupttitel jedes Bandes, theils aus den auf den Umschlägen der Hefte weiter befindlichen Notizen, theils endlich aus dem *Discours préliminaire* vor dem ersten Heft. Das Werk soll als Supplement, oder vielmehr Beyspielsammlung zu allen botanischen Elementarbüchern, Systemen, europäischen Floren u. s. w. dienen; und eine anschauliche Kenntniss einer grossen Menge von Pflanzen, auch der gesammten botanischen Terminologie, und eine vergleichende Übersicht der Systeme von Jussieu und Linné geben. *Gärtners* Werk soll in Absicht auf die europäischen Gattungen vollständig benutzt werden. Das Ganze berechnet man auf 600—700 Tafeln, in 6—7 Bänden, deren jeder fünf Hefte zu 20 Tafeln und einer gleichen Anzahl Textblättern enthält. Synoptische Tafeln über die Classen und mehrerley Indices werden gelegentlich beygegeben. Alle Monate soll ein Heft erscheinen, und in drey Jahren aufs höchste würde also das Ganze beendigt seyn. Dann wird man die Tafeln und Textblätter, welche mit den linnéischen Zahlen der *Genera* (aus was für einer Ausgabe des Systems?) beziffert sind, ordnen können. Mit Einem Worte also soll es ein Handbuch der Pflanzenkunde, ungefähr wie unseres von Schkuhr, geliefert werden. Der Vf. meint nämlich, dass ein solches Buch noch gar nicht vorhanden sey. Aus der französischen Übersetzung der schkuhrschen Caricographie hätte er doch wenigstens das Unternehmen unseres Landsmannes kennen können. In Vergleich mit diesem müssen wir denn der gegenwärtigen Arbeit einen viel geringeren Werth beylegen. Die Zeichnungen sollen nach der Natur gemacht seyn, sie sind auf das Erbärmlichste radirt, obwohl der Vf. von der Sorgfalt, womit diess geschehen sey, und sogar von Eleganz viel redet; sie erinnern an die Holzschnitte in den Werken der *Patres botanici*, oder besser noch, an die natürlichen Pflanzenabdrücke. Wir zweifeln, ob besonders der Anfänger aus diesen rohen uncolorirten Blättern, die mit 2 Groschen dreyfach zu theuer bezahlt sind, irgend eine Idee von den Pflanzen wird erhalten können. Sonst gestehen wir gern, dass die ganze Anlage und der Text ihrem Zwecke im Allgemeinen ziemlich entsprechen, wenn sich gleich vieles zu erinneren finden möchte. In diesem Buche wird man also, wenigstens in Deutschland, vielleicht auf 1000 Pflanzenabbildungen, (denn einige Tafeln enthalten mehrere Species,) mit fast 60 Rthlrn. bezahlen müssen, während das unendlich viel sorgsamer gearbeitete schkuhrsche Werk, das von reichlich so vielen Arten Vorstellungen liefert, *schwarz etwas über die Hälfte, illuminirt nicht ganz das* kostet, was dieses französische Product. Bey uns also wird etwa nur da die *Flore d'Europe* auf Absatz rechnen dürfen, wo man die auswärtige Sprache und den tändelnden auswärtigen Styl deutscher Sprache und ernstem deutschen Vortrage noch immer vorzieht. Mitunter will der Herausgeber durch Vorstellungen seltener oder noch gar nicht gezeichneter Gewächse seiner Arbeit auch einen wissenschaftlichen Werth geben. Bisher kommen wenige nicht ganz gemeine Pflanzen vor. Am schicklichsten wird sich, wenn das Werk geschlossen ist, von dem etwanigen Ertrage für die Wissenschaft auf wenigen Blättern für den Botaniker hinreichende Auskunft geben lassen.

— h —

NEUE AUFLAGEN.

Königsberg, b. Nikolovius: *Lehrbuch der Apothekerkunst*, von *Karl Gottfr. Hagen*, königl. preuss. Medicinal- und Sanitätsrath u. s. w. 2r Th. 6 rechtm. und verb. Ausgabe. 1806. VI und 552 S. 8. (2 Thlr. 6 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 JANUAR, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Winterthur, b. Steiner: *Hinterlassene Schriften des Herrn Ulysses von Salis-Marschlins, während der Revolutionszeit geschrieben. Zwey Bändchen.* 1803, u. 1804. 118 u. 240 S. in 8. (1 Rthlr. 11 Gr.)

Die Gelehrsamkeit und Logik des Hn. *Ulysses von Salis*, lang eines der ersten Männer seines Vaterlandes, später viele Jahre lang unter den Königen französischen Ministers in Bündten, haben wir vor Jahren bey Anlass seiner Fragmente zur Staatsgeschichte Veltlins, nach Verdienen gelobt. Er ist seither in einem der Revolutionsstürme, denen sein Vaterland mehr als jede andere Republik in den Alpen, ausgesetzt war, um sein Vermögen (was er vornehmlich bedauerte, auch um seine diplomatischen Sammlungen) gebracht worden, und in allem Unglück, das einen Mann treffen kann, er aber mit fester Würde ertrug, zu Wien gestorben. In vorliegender Sammlung sieht man keine gelehrten Erörterungen, aber die populäre Beredsamkeit eines republikanischen Staatsmanns (viel Verstand, Einfachheit, nicht ohne überraschende Wendungen, zutrauliche Herzlichkeit), und seine Grundsätze: wie er nämlich, wo es frommen mochte, gern Licht verbreitete, gern Verbesserungen durchsetzte, in der Hauptsache aber auf der Basis der hergebrachten Religion und Landesverfassung um so fester stehen blieb, je bedenklicher die Abweichung in einer factiösen Demokratie in Zeiten allgemeiner Gährung von aussen seyn musste. Indess, welcher Steuermann vermochte in dem Sturm, der die gewaltigsten Linienschiffe entmastete, den kleinen Kahn zu behaupten!

Das erste Stück ist ein Drama, worin die Stiftung des oberen grauen Bundes 1424 vorgestellt wird; keineswegs historisch; nur die Namen sind es; ausser dass freylich alles national und in verschiedenen Localverhältnissen Wahrheit ist. Man sieht die Landleute voll Eifer für ihre alten Freyheiten, mehr wollten sie nicht. Da kömmt vom Hofe der Visconti, ein verschmitzter Emissär, welcher unter der frommen Maske eines Waldbruders die andere, neue Freyheit, unserer Tage, verkündigt, um nur das Volk von seinen Obern abwendig zu machen, und hiedurch dem Herzog in die Hände zu spielen; die Büberey wird aber entdeckt, und sie schliessen jenen ihren ehrlichen Bund. Niemand suche hier ein dramatisches Kunstwerk; alles ist berechnet, einen lesenden Landmann auf warnende Gedanken zu bringen. Man kann es jetzt mit Lust lesen; dieselben Faseleyen sind vorbey: ihr Schauspiel hat nur noch das historische Interesse.

Das zweyte Bändchen fängt mit Gesprächen an, deren das erste eine seiner Lieblingsideen zum Gegenstand hat: es gebe einen wirklichen Kältestoff; sie sey nichts weniger als etwas bloss Negatives. Dieses zu zeigen, werden verschiedene merkwürdige Erscheinungen aus dem Alpgebirge angeführt. Die übrigen haben die Revolutionsideen zum Augenmerk: die schlichte Art, ihre Unhaltbarkeit zu zeigen, hat etwas Anziehendes; aber ihre Anhänger konnten auch darum durch so etwas nicht gewonnen werden, weil man zu weit aus einander war; so weit als der *Contrat social* und die Offenbarung Johannis. Billige Beurtheiler werden wissen, sich in die Seele eines jeden zu denken, und dem Bekümmerten keiner Hoffnung Trost missgönnen. Schädlich ist er nur, wenn er einschläfert, aber unserem Vf. ist Mangel an Thätigkeit nicht vorzuwerfen. Der Aufsatz über die Schweiz und Helvetien vom J. 1800, von unbekannter Hand, ist einer der merkwürdigsten; er zeigt wohl, wie auch dieselbe alte Schweiz von Kraft und Dauerhaftigkeit nur den Schein noch hatte; und was für eine „herz- und klugheitslose Rathsherrenweisheit" die elende Politik der Cantonsregierungen war. Es ist auch ganz richtig, dass gegen Ende 1797 leitenden Regenten grosser Cantons Vorschläge gethan wurden, welche mit denen Th. II, 60 f. (die wir nicht kannten,) Ähnlichkeit hatten, und nur nicht so weit gingen. Aber man scheute sich, in der Meinung, das Unglück durch Nichtthun zu beschwören; auch das Heilsamste war durch Neuheit ein Ärgerniss. Mit einem Wort, alles schlief, wie durchaus, in einer behaglichen weichlichen Ruhe, und im süssen Traum alten Ruhms. Daher, als der unbarmherzige Schlag erging, niemand wusste, wie ihm geschah, und nur die Ohren und Augen zuhielt, wie vorhin. Das heisst nicht ein Land lieben, ihm über seine Sachen die Wahrheit verhehlen; das hat der ehrwürdige *Salis* in der Abhandlung über *sein* Vaterland, Bündten, Th. II, 72—111 nicht gethan. Stark genug rügt er hier die nagenden Übel, den Egoismus, den Parteygeist, die Bestechbarkeit, indem er klar genug darthut, wie nach seiner Armuth (Korn und Salz, dieses, in einem Viehlande so nothwendig wie jenes, muss man um baares Geld, Korn um jährlich 500,000 Gulden, vom Nachbar kaufen), nach seiner Natur (es besteht aus unzähligen zum Theil unzusammenhängenden, oft lang unzugänglichen Thälern,) und nach der allgemeinen Vorliebe des Alten, Bünd-

men, und fehr gut, dass der Vf. fich nicht darauf eingelassen hat, zu erörtern, was diese Durchdringung sey. Ein Schriftsteller nimmt gar zu leicht von dem anderen so etwas auf, als der Satz ist, bey der chemischen Verbindung geschehe eine Durchdringung. Kant wollte nur die Denkbarkeit einer solchen Durchdringung zeigen; auch setzte er hinzu, man könne dadurch manche vorhin unerklärte Erscheinungen erklären, doch liess er es gänzlich dahin gestellt, ob die Annahme einer solchen Durchdringung nöthig sey. Niemand hat die Nothwendigkeit einer solchen Annahme dargethan; die Schriftsteller, besonders ein populärer, wie unser Vf., sollten sich also darauf nicht einlassen. 12) *Schwefel und Schwefelsäure.* Auflösbarkeit des Schwefels in Weingeist in Circulirgefäsen. Abdrücke vermittelst des Schwefels. Morveau's Art, den Schwefel weich zu erhalten, gelang nicht ganz. Schwefelsäure; ihre Gewinnung, Bleichen vermittelst der schwefeligen Säure. 13) *Chemische Ofen.* 14) *Phosphor und Phosphorsäure.* Die Entzündung des Phosphors durch Schwefelsäure und Wasser wird angeführt, aber nicht dabey erwähnt, dass man sich dieses Mittels zu Feuerzeugen bedient. Der Versuch, Phosphor unter dem Wasser brennen zu machen, ist interessant. Feuerzeuge von halbverbranntem Phosphor. Die Wirkungen des Lichts auf den Phosphor nach Biedermann. In dem zweyten Theile werden die Salze, vielleicht für den Zweck des Vfs. zu ausführlich, abgehandelt. Der Vorbericht zu dem ersten Theile findet sich am Ende des zweyten Theiles. Wir empfehlen dieses Buch allen, welche sich deutliche Begriffe von den chemischen Erscheinungen verschaffen wollen.

LR.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Altona*, b. Hammerich: *Drey Tabellen zur Literaturgeschichte*, von *G. G. Bredow. Zweyte, verbesserte Auflage*, 3 Bog. gr. Fol. 1804. (8 Gr.) *Fulda* und *Schlözer* haben bekanntlich vor einigen Jahrzehenden, jener in der *tabellarischen*, dieser in der *universalhistorischen* Darstellung der Geschichte eine neue, bessere Bahn gebrochen. Aber nur Wenige versuchen es, den Weg zu ebnen, welchen diese vortrefflichen Geschichtsforscher eröffnet haben. Desto beliebter ist unter uns die Methode *Gatterer's*. Man stellt, man häuft zusammen, untersucht auch mitunter das Einzelne gründlich; aber der Idee des Ganzen vergisst man, der innere, lebendige Geist fehlt, *durchdachte* Übersichten dieser Art sind äusserst selten unter uns. Bey literarhistorischen Umrissen mag indess diese aggregirende Methode noch Nachsicht verdienen; es fehlen hier der Vorarbeiten noch gar zu viele. Ebendesshalb verdienten auch diese, obwohl nach *Gatterer's* Methode gearbeiteten, Tabellen Hn. *B.* allerdings das Lob, welches denselben gleich anfangs zu Theil wurde, und die frühe Erscheinung dieser zweyten Auflage kann wohl mit Recht als ein Beweis ihrer Brauchbarkeit angesehen werden. — Auf der *ersten* Tafel dieser zweyten Auflage, welche bis zur Völkerwanderung reicht, hat Rec. bey sorgfältig angestellter Vergleichung mit der ersten Auflage, nur sehr wenige und meist nicht sehr bedeutende Veränderungen bemerkt, so dass die Besitzer der älteren Ausgabe dieselben leicht nachtragen könnten. Auch hat er bey den Römern zwey wichtige Puncte, die wenigstens leise anzudeuten waren, ungern vermisst, nämlich einmal, wie aus der geistigen Gährung im Römerreiche eine mystische Philosophie und die Form des Christianismus hervorgegangen sey, und dann, welche Schicksale und Veränderungen das gelehrte Publicum, als solches, in eben diesem Zeitpuncte erfahren habe. Über den letzten Gegenstand haben wir bekanntlich eine treffliche Abhandlung von *Hegewisch.* Die Schicksale des gelehrten Publicums, als solchen, überhaupt werden in unseren Literärgeschichten viel zu wenig in Erwägung gezogen; im entgegengesetzten Falle würde man viele Einheit und neue Ansichten gewinnen; jene sollten daher mit den politischen Veränderungen, welche unsere Literärhistoriker oft nur zu reichlich angeben, stets parallel laufen. Von Hn. *B.* lässt sich mit Grunde erwarten, dass er, des reichen Stoffes mächtig, bald auch die höheren Foderungen erfüllen werde. — Mehrere Veränderungen, theils Zusätze, theils Verbesserungen, hat Rec. auf den *zwey folgenden Tafeln*, wovon die eine die mittlere, die andere die neue Geschichte darstellt, angetroffen. Im *Mittelalter* insbesondere sind uns im Fache der arabischen Literatur mehrere Bereicherungen vorgekommen. Aber auch die übrigen Fächer sind mit vieler Sorgfalt revidirt worden. Eines *Almamum's*, *Friedrichs II.*, *Karls VII.*, *Guido von Arezzo*, *Adams von Bremen* und anderer ausgezeichneter Männer und literarhistorischer Merkwürdigkeiten ist in der zweyten Auflage genauere Erwähnung gethan, als in der ersten. Nur in der Geschichte der germanischen Völker sollte der Einfluss der Mönche und insbesondere der *Benedictiner* auf die literarische Bildung sorgfältiger hervorgehoben seyn. — Die Geschichte der *letzten drey Jahrhunderte* hat verhältnissmässig noch mehrere Zusätze erhalten, als die mittlere. Bis zu den gegenwärtigen Zeiten hin ist die Übersicht der neueren Geschichte ziemlich vollständig. Nur seinem eigenen Zeitalter und besonders seinem eigenen Volke hat Hr. *B.* keine volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Während er manches minder Bedeutende nur zu sehr hervorhob, liess er Mehreres, welches weit bedeutender ist, völlig hinweg.

Als Beleg von dem Geschmacke des gemeinen Publicums führt er zwar mit Recht an, dass *Kotzebue* der Liebling der Bühne sey, aber wozu ist denn das, nur für den Liebling der Bühne, merkwürdige Jahr in Sibirien angeführt? Von *Goethe's* Werken wird bloss *Werther* genannt. Die Verdienste des unvergesslichen *Lessings* werden mit Recht wohl anerkannt, aber verdiente denn die *neue ästhetisch-kritische Schule* gar keine Erwähnung? Einen *Johannes Müller*, *Schlözer* (ausser als Übersetzer von Nestor), *Spittler* haben wir vergebens unter den neueren Historikern gesucht. *Gall* vertritt die Stelle fast aller neueren Mediciner in Deutschland. Von mehreren *Kantischen* Schriften werden die Geburtsjahre angegeben, aber eines *Fichte's*, *Schelling's*, selbst eines *Jacobi's*, ist nirgends Erwähnung geschehen. — Wohl ist die Aufgabe schwer, von seinem eigenen Zeitalter eine historische Ansicht zu geben; aber entweder muss man ganz auf die Lösung derselben Verzicht thun, oder sie so lösen, dass die Mitwelt, vornehmlich aber die Nachwelt, wahre Belehrung dadurch gewinne. Bey dem flüchtigen Wechsel, welcher die Begebenheiten unsrer Tage auszeichnet, müssen wir selbst für die nahe Nachwelt in diesen Dingen am so sorgfältiger seyn! Ungern hat Rec. in dieser Hinsicht die neueren Schicksale der Universitäten und die Bemerkung vermisst, dass den Universitäten, als solchen, wichtigen Veränderungen gemäss, welche sie in gewissen Ländern bereits erfahren haben, gleich allem, was von unseren Vätern im Mittelalter aufgebaut worden ist, eine totale Umänderung bevorstehen dürfte! — Doch in der dritten Auflage, welche wohl nicht lange ausbleiben wird, sucht gewiss Hr. *B.* diess nützliche Werk von diesen und ähnlichen Flecken noch mehr zu reinigen. Nur noch Einen Wunsch kann Rec. in Bezug auf die neue Auflage hier nicht unterdrücken. Dadurch, dass Hr. *B.* selbst bey den angeführten Schriften und Schriftstellern Vieles gar zu kurz und mit gebrochenen Worten ausgedrückt hat, ist sein Werk nur für Kenner und zum Behuf von Vorlesungen brauchbar. Würde es ihm gefallen, diese allzugrosse Kürze zu vermeiden und überall die *Hauptsachen bestimmt* anzugeben: so würden weit Mehrere seine Tabellen benutzen können und Jeder, wohl gern einen vierten Bogen bezahlen. Auch könnte diese Bestimmtheit durch zweckmässige Abkürzungszeichen, nach dem Beyspiele *Fulda's*, sehr erleichtert werden.

Φ. α.

Monatsregister

vom

Januar 1807.

Verzeichniss der im Monat Januar in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 FEBRUAR, 1807.

THEOLOGIE.

Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Theologumena, sive doctrinae de religione Christiana ex natura Dei perspecta repetendae capita potiora. Scholis suis dicavit D. Carolus Daub, Colleg. sacr. reform. Bad. reg. soc. Theol. P. P. O.* 1806. VI u. 448 S. in 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Was schon der Titel andeutet, dass man hier weder eine wissenschaftliche Einleitung in die Dogmatik, noch ein vollständiges System der Theologie zu erwarten habe, bewährt das Buch selbst, welches in dem *ersten* Abschnitte *von Gott*, dessen *Wesen*, *Seyn* und *Eigenschaften*, im *zweyten* von der *Religion*, *Versöhnung*, *Pietät*, *öffentlichen Gottesverehrung*, von dem *Gottmenschen*, von der *Erziehung* und *Einweihung* des *Menschengeschlechtes*, von der *Taufe*, dem *Abendmahle* und *Staate Gottes*, im *dritten* von der *Religionslehre*, den *rationellen Eigenschaften Gottes* und der *Trinität* handelt. Der scharfsinnige Vf. macht kein Geheimniss daraus, dass der Inhalt seiner Schrift aus den Tiefen der Religion (*ex intimis sanctissimae religionis penetralibus*) geschöpft sey; er habe sie deswegen in lateinischer Sprache abgefasst, um ihre heiligen Wahrheiten der Kenntniss der Profanen (*notitiae hominum circumforaneorum*) zu entziehen; doch liege ihm an ihrem incompetenten Urtheile wenig (*quorum judicia, ludibria dixerim, procul habeo*), weil ihm der Beyfall derjenigen genüge, die mit ihm überzeugt seyen, dass man nur bey einem hohen und überirdischen Sinn und Geiste sich gedeihlicher Fortschritte in der Religionswissenschaft erfreuen könne. In der That scheint auch diese Erklärung dem Rec. nichts weniger als überflüssig zu seyn; des Vfs. Idealismus dürfte weder den Deisten noch den Pantheisten, seine Trinitäts- und Genugthuungslehre weder den Orthodoxen noch den Latitudinariern, seine Exegese weder den Supranaturalisten noch den Kritikern, und selbst sein absoluter Rationalismus, so viel auch in dem Buche *angeschaut*, *differenzirt* und *potenzirt* wird, weder den Mystikern und Anschauungsweisen, noch den gewaltigen Geistern Genüge leisten, die mit dem Urwesen noch über die Weltschöpfung in einer fortdauernden Capitulation stehen, und vermöge des Wissens nichts weniger als das göttliche Daseyn in seiner tiefsten Wurzel selbst seyn wollen. Glücklicherweise bekümmert sich der unbefangene Wahrheitsforscher um diese Verschiedenheit der Ansichten wenig; er ist misstrauisch gegen den sinnlichen Schein und Dünkel, der ihn umgiebt, und der ihn oft genug verleitet, den blendenden Schimmer mit dem hellen Lichte, und das individuelle Fürwahrhalten mit der objectiven Gewissheit zu verwechseln; aber er weiss auch, dass seine Richter und die stolzesten und kühnsten unter ihnen zuerst, mit denselben Irrthümern zu kämpfen haben (*ἐκ μέρους γινώσκομεν καὶ κρίνομεν*), und darum können auch nur diejenigen unter ihnen seine Aufmerksamkeit verdienen, die seinen eigenen Gesichtspunct zu fassen, und ihn mit Klarheit und Bestimmtheit zu würdigen und zu erweitern im Stande sind.

Wenn sich Rec. dieses Vorzugs begiebt, so geschieht dieses weder aus dem Gefühle der Imbecillität, das uns so oft beygelegt wird, wenn wir die Einfälle anderer nicht als Ideen, und ihre Phantasieen nicht als tiefe Weisheit bewundern, noch aus einer zu grossen Bescheidenheit, an der noch kein Rec. verschieden ist; sondern wegen der Unmöglichkeit, sich mit dem würdigen Vf. in dem engen Raume dieser Blätter über alles das zu verständigen, was zu einer abweichenden, oder gar entgegengesetzten Meinung Veranlassung geben könnte. Er beschränkt sich daher lieber auf das gewissenhafte Urtheil, dass Hr. *Daub* in dieser gedachten und tiefsinnigen Schrift die Idee der Gottheit in ihrer für uns Menschen erreichbarsten Reinheit und Vollendung dargestellt, ihre Verschiedenheit von der Welt und unserem Denken oder Wissen auf das bestimmteste erörtert; ihre Eigenschaften auf eine originelle Weise entwickelt; die Gründe und Beweise ihres reinen Seyns und Wirkens vollständig aufgeführt, und, was bey so abstracten Materien kein geringes Verdienst ist, diese richtigen Wahrheiten in einer beynahe reinen und gewählten Latinität vorgetragen hat. (Wenn deswegen die Worte *αὐταρκία* und *δικαιωσύνη* nicht so häufig vorkämen, so würde sie Rec. unter die Druckfehler setzen.) Dabey darf er inzwischen nicht verhehlen, dass er sich in manche überspannte Sätze, Widersprüche, exegetische Licenzen und scheinbare Paradoxieen nicht zu finden gewusst hat, und dass er wenigstens einigen derselben die verbessernde Hand des Vfs. wünschen muss. Unter die *ersteren* rechnet Rec. die Behauptungen: *beatus esse nequit, nisi qui aut obiit jam diem supremum, aut, dum in vivis est, vita utitur defuncti* (S. 1); und, *quid confiteri addubitaveris, virtutem nil fere posse ad beate vivendum, nec dum homo in ea sola fiduciam suam et salutem posuerit, a scelere splendido quidquam differre* (S. 4)? So

wenig man von dem Kinde die Sittlichkeit des Mannes erwartet, eben so wenig darf man von dem Erdenbürger die Tugend eines Abgeschiedenen fodern; und die Härte und Einseitigkeit des zweyten Satzes ist an Augustin schon zu lange her gemissbilligt worden, als dass man ihn vom Hrn. Dr. *Daub* gern wiederholt sehen könnte. *Widersprechend* scheint es zu seyn, wenn es heisst (S. 7): *summum bonum hominis versatur in Deo cognoscendo et adorando;* und wenn an einem anderen Orte (S. 164 f.) der Augustinsche, vom Streben des Menschen nach dem höchsten Gute genommene Beweis für Gottes Daseyn ein *argumentum neque Deo, neque homine dignum*, ja sogar *summa hominum stultitia* genannt wird. Schon die erste Entwickelung der Begriffe lehrt, dass dieses, auch der Bibel nicht fremde, Argument sich auf den Trieb des Menschen nach Unendlichkeit stützt, nnd dass es unter den moralischen Glaubensgründen eine vorzügliche Stelle behauptet, die ihm der Vf. in seinem kritischen Unwillen nicht wohl nehmen wird. So findet man ferner (S. 8) die bekannte Erklärung der Religion als eine *vera Dei et rerum divinarum cognitio cum mentis humanae summa pietate conjuncta.* Hier führt die Religion durch die *Erkenntniss* zur Verehrung Gottes. Dagegen wird (S. 25) ausführlich bemerkt, dass der Mensch *erst Religion haben müsse, ehe er Gott zu erkennen vermöge.* Hier geht die Gottesverehrung seiner Erkenntniss voraus. — So wird endlich in einer grossen Reihe von Stellen der bekannte Satz aufgestellt: dass die Vernunft bey einer weisen Weltbetrachtung überall die schöpferische und erhaltende Gotteskraft entdecke (*ratio, dum mundum cernit, Dei cernit manum creatricem*: S. 65—70); dennoch erlaubt sich der Vf. gegen das physisch-theologische Argument für Gottes Daseyn, welches genau von dieser Alles erhaltenden und bildenden Weltkraft genommen ist (S. 69), einen beleidigenden Spott und Hohn aus dem seichten Grunde, „weil es Gottes unwürdig sey, ihn als einen Töpfer zu denken, welcher der von ihm geschaffenen Welt die Form aufdrücke (S. 131). Eine solche Welt verdiene nicht Bewunderung, sondern Verachtung." Was würde *Calvin* sagen, der von der Naturtheologie immer mit Beredsamkeit und Achtung sprach (*Dei notitiam in mundi fabrica et gubernatione eius continua lucere: Institutt. l. I. c. 5*), wenn er ahnden könnte, dass man den poetischen Glauben an eine Weltseele nun für methodischer hält, als den vernünftigen Glauben an die sich in der Natur unaufhörlich offenbarende Allmacht und Weisheit des Weltschöpfers (Röm. 1, 19 ff.)? Man vermuthet es ohne Zweifel, dass bey diesen Ansichten die *Exegese* sich mancher *Licenz* unterwerfen muss; und dass man sich in dieser Erwartung nicht täuscht, sieht man bald aus S. 44, wo die Worte 1 Kor. 2, 11 *τὰ τοῦ θεοῦ οὐδεὶς εἶδεν, εἰ μὴ τὸ πνεῦμα θεοῦ*, den Satz beweisen sollen, *Deum ab aeterno intrasse rationem in eaque se perfectissima virtute manifestasse;* oder aus S. 112, welche die Worte Johannis Ev. I, 18, *ὁ μονογενὴς υἱὸς ἐξηγήσατο*, als Beweisstelle für die Behauptung anführt, *per Deum, qui in Deo est, aditus ad Deum patet;* oder aus S. 254, wo die Worte *εἰς τὸν κόλπον τοῦ πατρὸς εἶναι, ἐν αὐτῷ εἶναι, τὰ σὰ ἐμά ἐστι* Ioh. I, 18. X, 38. XVII, 10 das Dogma begründen sollen, *ut Deus, in quo Deus est (D. pater), aeternitate, ita Deus, qui est in Deo (Filius), insignis est natura conservatrice, alteruter perfectissime inest alterutri, ita ut uterque unus sit et idem — principium mundi intimum.* Deutungen dieser Art, die dem grammatischen Interpreten eben so fremd sind, als dem philosophischen Dogmatiker, finden sich, besonders in der letzten Hälfte des Buches, beynahe auf allen Seiten. Noch ist es nöthig, der Behauptungen zu gedenken, die dem Recensenten als *Paradoxieen* erschienen, und unter welchen das Dogma oben an steht: *Gott, der in Gott ist, wird nur durch Gott erkannt; es gebe keine Kenntniss von Gott und seinem Daseyn, als die, welche von Gott selbst komme; mit der Gottesidee in uns sey auch die vollkommenste Überzeugung von seinem Seyn gegeben; wer daher von ihr ergriffen und zu Gott erhoben wird, bedürfe keiner weiteren Beweise seines Daseyns*, nach Ioh. VI, 44 (S. 6. 30. 44. 112—118. 205. 440. u. s. w.). Hätte der Vf., dem Bekenntnisse seiner Kirche von der Untrüglichkeit des von Gott gewirkten Glaubens gemäss, diese *Reflexionen* in der Lehre von den Gnadenwirkungen vorgetragen, so würde sich wenig dagegen sagen lassen; denn der gute und gläubige Mensch, der sein ganzes Daseyn als göttliche Wohlthat betrachtet, führt zuletzt auch seine Einsichten und Kenntnisse auf Gottes Leitung zurück. Aber am Anfange des Systems, gleichviel, ob es von der Autorität eines Lehrers, oder von unserem vernünftigen Bewusstseyn, oder von der Idee des Absoluten ausgeht, muss erst der Begriff Gottes gesucht und entwickelt werden, ehe synthetisch von seiner Wirklichkeit die Rede seyn kann: und eben daher ist auch das Dogma, dass man Gott nur durch Gott erkennen möge, eine transcendirende Prolepsis, welche keine Methodik rechtfertigen kann. — Eben so wenig will es Rec. gelingen, sich über die Universalvernunft (*ratio universa* S. 81) zu verständigen, die in dem Systeme des Verfassers eine so bedeutende Rolle spielt. Nach ihm stammt sie zwar von Gott, hat aber doch zugleich eine der göttlichen ähnliche Aseität, weil sie sich selbst anschaut und ihrer bewusst wird, indem sie aus sich selbst entsteht (*dum e semet efficitur, ipsa sese contuetur et sui est conscia*), während sie umgekehrt beharrlich aus sich selbst entsteht, indem sie sich anschaut und ihrer bewusst wird (S. 50). Aus ihr entsteht in den menschlichen Gemüthern die Weltidee, welche das Universum umfasst, *und von ihm an sich weder der Form, noch der Materie nach verschieden ist* (*mundi totius idea mundum, a quo per sese nec quoad formam suam, neque quoad materiem differt, complectitur universum* S. 135). Du magst daher entweder die Vernunft selbst, oder die allgemeine Natur der Dinge (*rerum summam naturam*) anschauen (*contuendo*), so siehst du überall ein Bild der wirklichen Gottheit (*exemplum Dei exi-*

stentis), weil die allgemeine und beharrliche Vernunft (*ratio universa sive perpetua*) *von der ganzen Welt selbst in der That* (*reapse*) *nicht verschieden ist* (S. 132). Dadurch, dass Gott in die Vernunft *eintrat* (*Deum intrasse rationem* S. 44), hat er sich in seiner Unendlichkeit von Ewigkeit geoffenbart; daher denn zuförderst angenommen werden muss (*primo statuamus loco*), dass Gottes Natur nur durch Gott selbst von der Vernunft gefasst werden kann (*Dei naturam per Deum ipsum a ratione sentiri*). Da nach dem Vf. in der Universalvernunft Seyn und Bewusstseyn in eins zusammenfällt (*inter ejus existentiam et sui conscientiam nil sane interest* S. 50), die Dinge aber und ihre Formen (*res rerumque formae* S. 44) von ihr eben so verschieden sind, wie Gott von der Vernunft (*ebendaselbst*): so müsste man in der Stufenleiter der Dinge Gott, die allgemeine Vernunft, die Welt und den Menschen unterscheiden, jedoch so, dass man von dem letzteren nicht sage, *er* hat Vernunft, sondern die Vernunft hat *ihn*. Rec. will zwischen dieser und der alten gnostischen Genealogie der Geister keine Parallele ziehen; aber ist denn diese gerühmte Universalvernunft, unabhängig von dem göttlichen Wesen und Verstande, mehr als eine leere *Idee;* lässt sich ihre Wirklichkeit, sobald man nämlich ein dialektisches Spiel mit transcendirenden Begriffen von haltbaren Gründen unterscheidet, nur durch ein einziges solides Argument nachweisen; kann unsere Freyheit und Sittlichkeit auch nur das Geringste gewinnen, wenn wir uns ermächtigen, eine allgemeine Vernunft zwischen den Urgeist und seine Geschöpfe treten zu lassen; und führt dieser Panlogismus nicht zuletzt zu einem Pantheismus, der in jedem Falle den reinen Deismus verdrängt, wenn er auch nicht, nach einem sonst gewöhnlichen Übergange von der Hypersthenie zur Asthenie des Denkens, noch ganz anderen Verirrungen den Weg bahnt? Wie wenig unser Vf. gesonnen sey, diesen Missbräuchen der Zeitphilosophie Vorschub zu leisten, erhellt aus anderen Stellen seines Buches, in welchen sich ein religiöser und ächttheologischer Geist ausspricht: und es würde noch deutlicher erhellen, wenn er statt der speciellen Lehren von der Taufe und vom Abendmahle den Artikel *von der Schöpfung* hätte abhandeln wollen, der ihm ungleich näher lag, und der von jeher eine gefährliche Klippe für jede falsche Speculation war. Aber eine gewisse Vorliebe für glänzende Zeitphilosopheme ist es doch, die ihn verleitete, über das kosmologische und teleologische Argument für Gottes Daseyn hart, kühn und entscheidend abzusprechen (*argumentum cosmol. s. physicotheol. leve est et sane nullum, nec minus inanis est omnis teleologia etc.* S. 138 f.), und ein mystisches Helldunkel der Begriffe der ächtphilosophischen Klarheit vorzuziehen. Daher die sonderbare Eintheilung der göttlichen Eigenschaften, inwiefern er das Princip seiner *selbst*, der *Welt* und der *Vernunft* sey (S. 207), der erst an einem anderen Orte (S. 366 ff.) die rationalen Attribute beygegeben werden. Daher die unverständlichen Definitionen: die *Freyheit* Gottes sey die vollkommenste Form der göttlichen Realität (S. 215), und seine *Ewigkeit* die absolute Form der Aseität (S. 225). Daher die neue Trinität: Gott als Urheber der *Welt* ist Gott der Sohn, als Urheber von sich *selbst* Gott der Vater, als Urheber der *Vernunft* Gott der Geist (S. 123), von der es an einem anderen Orte heisst, *Deus, ni sit triunus, non est unus* (S. 445). Daher die Lehre von dem Sohne Gottes, der Gott und Mensch zugleich ist (S. 314), weil Gott nach seiner göttlichen Natur die menschliche, als Indifferenz der Welt und des Gemüthes, der göttlichen, die ihm als Urheber seiner selbst eigen ist, gleich und nicht von ihr verschieden achtet, woraus die ewige Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in dem Sohne Gottes von selbst folgt (S. 326). Daher endlich die neue Ansicht der ewigen Versöhnung, welche dadurch zu Stande kommt, dass Gott, der sich selbst genügt (der Vater), statt der Welt, die sich nicht selbst zum Opfer darbringen kann, dem Sohne befohlen hat, sich aufzuopfern und ihm Gnüge zu leisten, weswegen sie auch eine stellvertretende Genugthuung genannt wird (S. 251 ff.).

Rec. hat frühere Schriften des Hrn. *Daub* gelesen, die nicht minder tiefsinnig, aber in einem anderen Geiste und nach anderen Grundsätzen bearbeitet waren; er darf es daher wohl als möglich denken, dass, wenn diesen Prolegomenen (S. 29) einmal ein vollständiges System folgen sollte, es nicht minder frey und zur Wissenschaft fortschreitend verfasst seyn werde. Was inzwischen der Erfolg lehren mag, ihm wird es immer ein angenehmes Geschäft seyn, auch bey abweichenden Ansichten den Scharfsinn des gelehrten Vfs. mit der dankbaren Achtung zu rühmen, die man dem talentvollen Verdienste schuldig ist.

V. V. G. E.

Leipzig, b. Weigel: *Dicta classica Veteris et Novi Testamenti, hebraice, graece et latine.* Dogmatische Beweisstellen des alten und neuen Testaments, in den Ursprachen und den lateinischen Übersetzungen von *Dathe* und *Reichard*. Nach Anleitung der Reinhardschen Vorlesungen. Ein Beytrag zur Erleichterung des dogmatischen Studiums. 1805. 320 S. in 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Bescheidenheit des ungenannten Sammlers dieser Beweisstellen entwaffnet alle Kritik. Anspruchlos erklärt er seine Absicht, das ermüdende Nachschlagen unnöthig zu machen, dem daraus entstehenden Zeitverluste und Ueberdrusse zuvorzukommen, und vielleicht manchem angehenden Theologen zur näheren Bekanntschaft mit den gehaltreichsten Stücken der Religionsurkunden zu verhelfen; ja selbst durch diese nähere Bekanntschaft Manchen zu ermuntern, jene Religionsschriften, vorzüglich die so oft vernachlässigten hebräischen, im Zusammenhange zu lesen, und mit besonderer Rücksicht auf das Zeitalter und die individuelle Geistesstimmung jedes Schriftstellers zu studiren. „Er wählte *Reinhards* Dogmatik, wegen ihrer allgemeinen Verbreitung unter den Theo-

logen feines Vaterlandes, welchen er durch diefe Wahl keinen unangenehmen Dienft zu erweifen hoffe. Der hebräifche Text ift nach der von Döderlein und Meisner beforgten Ausgabe abgedruckt; der griechifche des Neuen Teftaments nach Griesbachs Ausgabe. Eine Überfetzung beyzufügen, fchien ihm für die ein Bedürfnifs, welchen er vorzüglich nützen wollte. Er wählte *Dathens* Uerfetzung des A. T. wegen ihrer allgemein anerkannten Vorzüge, und die *Reichardfche* Überfetzung des N. T. wegen ihrer ächtrömifchen Schreibart, wenn fie fich gleich oft einer Paraphrafirung zu nähern fcheine; überzeugt, dafs feine Lefer den Sinn des Textes fchon durch ihre anderen Studien richtig verftehen gelernt haben, und nicht fowohl eine wörtlich treue, als eine dem Genius der lateinifchen Sprache angemeffene Überfetzung wünfchen würden. So gehaltlos und unbedeutend alfo feine Arbeit an fich fey: fo nützlich fcheine ihm doch das Buch zu feyn, das aus feiner Arbeit hervorgehe, und den Zweck habe, eine augenblickliche Überficht desjenigen zu verfchaffen, was in den heiligen Schriften zur Beftätigung irgend eines Satzes der theoretifchen, den fymbolifchen Büchern unferer Kirche gemäfsen, Religionslehre enthalten fey."

Für Candidaten alfo, die fich nach den Reinhardfchen Vorlefungen über die Dogmatik zum Examen vorbereiten wollen, ift diefes Buch eine Erleichterung ihrer Arbeit. Es erfpart ihnen die Mühe, jede Stelle erft im Texte und in der Überfetzung nachzufchlagen, und kann auch denjenigen dienen, die fich Dathens Überfetzung des A. T. und die Reichardfche des N. T. noch nicht angefchafft haben. Indeffen werden doch auch folche Candidaten, wenn fie Reinhards Vorlefungen gründlich ftudiren wollen, noch viele in denfelben nicht gerade als *dicta claffica* angeführte Stellen felbft im Texte nachfchlagen müffen; denn hier find nur die von Reinhard angegebenen *dicta claffica* ausgehoben. Anmerkungen hat der Vf. nicht beygefügt; weil es nicht an wohlfeilen Hülfsmitteln zur Erklärung der biblifchen Schriften fehlt, und diefs Buch blofs für den oben angegebenen Zweck eingerichtet ift. Nur bey vorzüglich wichtigen und rührenden Stellen hat der Vf. eine Ausnahme von der Regel gemacht, jede Stelle nur einmal abdrucken zu laffen. Häufig weifet er, wenn eine Stelle bey mehreren Dogmen als Beweisftelle citirt ift, auf vorige Paragraphen zurück. Der hebräifche, griechifche, und lateinifche Druck ift zwar klein, aber doch leicht zu lefen und fauber, auch das Papier ift gut. Für Candidaten der Theologie in Sachfen wird diefs Buch vermuthlich ein willkommenes Hülfsmittel feyn.

HE.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Frankfurt a. M.*, b. Varrentrapp u. Wenner: *Das Büchlein Ruth, ein Gemälde häuslicher Tugenden.* Aus dem Hebräifchen überfetzt, erklärt, und für Pfarrer auf dem Lande bearbeitet, von D. *Thaddäus Anton Derefer*, Prof. der Theologie an der kurbadenfchen Univerfität zu Heidelberg. 1806. VI u. 50 S. 8. (4 gr.) Mit Unrecht würde man diefe Schrift blofs aus dem afcetifchen Gefichtspuncte betrachten, wiewohl fie auch nach diefem vorzüglichen Werth hat. Sie verdient auch die Aufmerkfamkeit des Exegeten, und zwar um fo mehr, wenn man bedenkt, dafs das exegetifche Studium im katholifchen Deutfchland im Ganzen noch fo weit zurück ift. Indefs wird es auch keinen proteftantifchen Bibelfreund gereuen, diefe kleine Schrift zu lefen, da fie die beften Ausleger aller Confeffionen benutzt hat, und mit fchöner Sprach- und Sachkenntnifs abgefafst ift — eine Erwartung, wozu der Name des gefchätzten Fortfetzers des Brentano'fchen Bibelwerks ohnediefs berechtiget. *Hr. D.* hatte das Buch Ruth fchon in der eben gedachten Fortfetzung von Brentano (II. Th. 1 B. S. 232 ff.) in philologifcher Rückficht bearbeitet. Hier liefert er nun eine Überfetzung mit einigen erläuternden Sachanmerkungen. In beiden zeigt fich der geübte Schriftforfcher und nur felten wird man an der Treue der Übertragung und der Schicklichkeit des Ausdrucks eine Ausftellung zu machen haben. Wir wollen indefs doch einige der Prüfung des Vfs anheim geben. K. I. 1 ift die Überfetzung *Richter* nicht paffend, weil diefer Ausdruck einen zu kleinlichen Begriff von den *Schophtim* erweckt. Rec. weifs wohl, wie fchwer es ift, ein erfchöpfendes deutfches Wort dafür zu finden; doch fcheint ihm *Kriegs-Oberhäupter*, *Land-Pfleger*, *Vorfteher*, *Oberbefehlshaber* u. f. w. noch paffender zu feyn. Statt „*ein Mann von Bethlehem*" würden wir lieber: *ein Bürger von B.* gefetzt haben. Die „*Gefilde Moab's*" entfprechen zwar den *Sede-Moab*; aber *Land Moab*, was doch auch nicht untreu ift, giebt einen richtigeren Sinn. Wenn K. 2, 2 und K. 4, 14 *Goel* durch *Löfer* (wahrfcheinlich *Erlöfer?*) überfetzt wird, fo dürfte das fchwerlich jemand verftehen. Wollte Hr. D. das Wort *Nach-Mann* (welches *Luther* in den erften Ausgaben wählte, in den fpäteren aber mit *Erbe* vertaufchte), nicht aufnehmen, fo mufste er *nächfter Verwandter*, *nächfter Blutsfreund* u. f. w. fagen. K. 2, 14 wird *Kali* durch *geröftete Ähren* überfetzt, und dabey fteht folgende Anmerkung: „Die Morgenländer tunken gern in heifsen Sommertagen ihr Brod und Fleifch in Effig oder in andere faure Brühen. *Gefengte Ähren*, oder geröftetes Korn, dienen noch jetzt ganzen Völkerfchaften in Indien zur Nahrung." Wir glauben, der Vf. habe fich bey diefem fchweren Worte die Beftimmung der Bedeutung gar zu leicht gemacht. Noch müffen wir es tadeln, dafs bey den vielen *nominibus propriis*, die in diefem Buche vorkommen, die Ausfprache der griechifchen und lateinifchen Überfetzung angenommen ift. Daher die Namen: *Noëmi*, *Booz*, *Mahalon*, *Chelion*, *Lia*, *Phares*, *Esron* u. f. w. ftatt der hebräifchen und unferm Ohr weit beffer klingenden: *Noomi*, *Boas*, *Machlon*, *Chiljon*, *Lea*, *Perez*, *Chesron* u. f. w. Wer fich die Aufgabe macht: „Ich blieb dem hebräifchen Grundtexte wörtlich treu, und fuchte das Einfache der Schreibart auch im Deutfchen auszudrücken," (S. 23) — follte auch hierin dem hebräifchen Texte treu bleiben.

Die S. 25 ff. folgenden *praktifchen Anmerkungen* empfehlen fich eben fo fehr durch die richtige Expofition des Sinnes und durch einen treffenden pfychologifchen Blick, als durch eine ungemeine Herzlichkeit der Darftellung und des Ausdrucks. Sie verdienen Religionslehrern als Mufter empfohlen zu werden. „Die Gefchichte Ruth, heifst es S. 25, würde ich im Sommer drey bis vier Wochen vor der *Ärnte* lefen, und in den folgenden Sonntagen mit der Erklärung fortfahren. Solche unbedeutende Umftände, dafs eine Gefchichte, die fich zur Zeit der Ärnte zutrug, auch zur Ärntezeit vorgetragen wird, verftärken den Eindruck ungemein." Wir empfehlen auch befonders die Skizze einer Homilie: „über die leidende und in ihren Leiden geduldige Noemi," S. 28 ff.

Dafs der Schriftforfcher nicht leer ausgehe, haben wir fchon bemerkt, und können es durch folgende Stelle (Vorr. S. V, VI beweifen: „Die *Schreibart* kommt mit jener der Bücher Samuels und der Könige in einzelnen Ausdrücken überein, weicht aber defto öfter von den Regeln der hebräifchen Sprachlehre ab. Ich halte diefes häufige Abweichen für *gefliffentliche* Nachahmung der ländlichen Sprache, wie fie im Kanton Ephrata herrfchend war. Eben fo fcheinen mir die Worte, die nur in diefem Buche vorkommen, provincielle Ausdrücke der *bethlehemitifchen Mundart* zu feyn. Z. B. עָגַּה (*Aga*) K. 1, 13; צָבַט (*Zabat*) K. 2, 14. צְבָתִים (*Zebatim*) K. 2, 16; מִגָּאֲלֵנוּ (*Migoalenu*) K. 2, 20 u. f. w." Wir empfehlen daher diefe kleine Schrift der Aufmerkfamkeit jedes Bibelfreundes.

N.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 FEBRUAR, 1807.

JURISPRUDENZ.

1) Giessen u. Wetzlar, b. Tasché und Müller: *Lehre vom Schadenserfatze*, von *D. Franz Schöman*. I Theil: *Culpa*. 1806. VI und 202 S. 8. (16 gr.)

2) Giessen, b. Heyer: *Die Theorie der Culpa*. Eine civilistische Abhandlung von *Egid von Löhr*. 1806. 200 S. 8. (18 gr.)

3) Giessen u. Wetzlar, b. Tasché und Müller. *Prüfung der Theorie der Culpa des Herrn Egid von Löhr, als Bestätigung seiner Abhandlung über Culpa*, von *D. Franz Schöman*. 1806. 64 S. 8. (6 gr.)

4) Göttingen, b. Dietrich: *Diss. inaug. de generibus et gradibus culpae. Quam — — exhibet J. E. Gries, Hamburgensis*. 1805. 24 S. 4. (3 gr.)

„Die Lehre vom Schadenserfatze, fagt Hr. *Sch.* in der Vorrede zu No. 1. fehr richtig, ift durchaus mit Schwierigkeiten verwickelt, deren Auflöfung dem Theoretiker, wie dem Praktiker, gleich wichtig ift. Es find der dunkeln und vielfinnigen Fragmente fo viele, dafs felbft *Doneau* den auffallendften Collifionen nicht entging, und der praktifche *Leyfer* an ihrer Enträthfelung gänzlich verzweifelte!" — Die nämliche Klage führen beynah alle Schriftfteller, welche fich bisher mit jener Lehre befchäftigten, am lauteften *Wehrn*, der in einem fehr ausführlichen Tractat (*doctr. jur. explic. princip. damni. Lipf.* 1795) die Grundfätze des römifchen Rechts vom Schadenserfatze ins Reine zu bringen, und die Gefetze darüber in Übereinftimmung darzuftellen, fich mit keinem viel befferen Erfolg, als feine Vorgänger, bemühte.

Unter diefen Umftänden ift es eine fehr erfreuliche Erfcheinung in der juriftifchen Literatur, zugleich auf *mehrere* Verfuche zu treffen, deren denkende Verfaffer jener noch fo wenig aufgeklärten Lehre eine gänzlich neue Anficht abzugewinnen fuchten: wie diefs wenigftens von den Vf. der 3 erften Schriften mit Grunde behauptet werden kann. Den Beweis hievon liefert fchon eine kurze Überficht des Inhalts obiger Schriften, die daher einer fpecielleren Beurtheilung hier vorausgefchickt werden foll.

A) *Allgemeine Überficht.* — In No. 1 folgt nach einer zweckmäfsigen Darftellung der bisherigen Theorien (S. 1—26) die eigene des Vfs. in nachftehender Ordnung: I) Pofitive befchädigende Facta — unmittelbare Urfachen der Verletzung durch Verfehen. Grundfatz: der Staatsbürger ift *unbedingt* zur Entfchädigung verhaftet, wenn er oder fein Eigenthum die *unmittelbare* Urfache der Befchädigung feines Mitbürgers wird: S. 26. A) Durch fein Eigenthum: 1) leblofes Eigenthum. Hier finden nach Verfchiedenheit der Umftände die *act. leg. Aquiliae*, Noxalklagen, *act. de pauperie*, *cautio de damno infecto* Statt: S. 29. 32. 2) lebendes Eigenthum; *act. legis Aquiliae*, *act. de paftu*, *act. de pauperie*: S. 34. 37. 38. B) Durch eigene Thätigkeit; *act. legis Aquiliae*: S. 44. Grundfatz: diefe Klage vindicirt *jedes* widerrechtliche pofitive Factum, die pofitive fchädliche Thätigkeit in ihrem *ganzen* Umfange: S. 46, in und aufser Vertragsverhältniffen: S. 48, competirt jedem, der nur ein eigenes Recht an der befchädigten Sache hat: S. 54, und kommt noch jetzt als Pönalklage in Anwendung: S. 72. — II) Nichtabwendung vorherzufehender, äufserer, Verderben bringender Umftände — mittelbare Urfachen der Verletzung durch Verfehen — *culpa* im engeren Sinne: S. 73 Grundfatz: Nur durch befondere Verabredung kann eine Verbindlichkeit, für folchen Nachtheil einzuftehen, begründet werden; aufser Vertragsverhältniffen findet fie daher nicht Statt: S. 76. — Es giebt dabey drey Grade: 1) Extrem der Nichtcultur bey Abwendung fchädlicher äufserer Umftände vom Eigenthume des Mitbürgers — *culpa lata;* unter zwiefacher Vorausfetzung: *non intelligere, quod omnes intelligunt*, oder *minorem, ac in fuis rebus, praeftare diligentiam* S. 80. 82. — 2) Mittlerer Grad der Cultur: *Culpa — culpa levis.* Vorausfetzung: *diligentiam non adhibere, qualem bonus paterfamilias fuis rebus adhibet*: S. 84, oder *non praeftare, quod plerique ejus conditionis homines praeftant*: S. 119. — 3) Höchfte Achtfamkeit, deren der Menfch nach der Bildung feines Zeitalters fähig ift: S. 86; ihr Correlat: *fi modo alius diligentior commodius adminiftraturus effet*: S. 119. Diefe zeigt fich a) bey Abwendung des totalen Verlaufs einer Sache: *cuftodia*: S. 89, welche *minus plena* genannt wird, infofern fie blofs gegen Diebftahl gerichtet ift: S. 95. b) Bey Abwendung der Deterioration einer Sache: *diligentia* (*culpa leviffima in non faciendo*): S. 99. Erftere ift jedem guten Hausvater eigen, und wird daher von jedem cultivirten Manne erfodert: S. 88; letztere wird fo wenig von jedem Contrahenten gefodert, als fie jedem guten Hausvater eigen geachtet wird, nur wenige befondere Verhältniffe begründen fie: S. 99. Hier folgt eine ausführliche Widerlegung des *Doneaufchen* Lehrfatzes, dafs es keine von der *culpa levis in non faciendo* unterfchiedene *diligentia* gebe: S. 100. — Nach diefen allgemeinen Beftimmungen werden fo-

dann von S. 120 bis ans Ende die einzelnen Vertragsverhältnisse (Contracte und *Obligationes quasi ex contractu*: S. 122) untersucht und beurtheilt.

No. 2 schlägt einen anderen Gang ein, bey welchem es nicht ganz leicht ist, die Ideenfolge des Vfs. in ihrem Zusammenhange festzuhalten. I. Absch. *Begriff der Culpa.* Culpa, als Gattungswort für jede Art von Illegalitäten, begreift auch den *dolus*: S. 1. Sie hat nur zwey Grade, einen gröfseren und einen geringeren: *Culpa lata et levis*: S. 12. I) Deren *Bedeutung* an sich und *Verhältnifs* zu einander. a) *Culpa lata*; ihr Merkmal ist: Wiffenschaft der gesetzwidrigen Folgen einer Handlung: S. 13. Neben dem directen Beweise finden hier 2 Vermuthungsgründe Statt: 1) Handeln aus Leidenschaft; *dolus* und *culpa lata* unterscheiden sich dabey, je nachdem Gewinnsucht oder eine andere Neigung die Veranlassung war: S. 14. 2) Nachläffiger Handeln, als in eigenen Geschäften; hier bildet die Vermuthung, ob der Culpose wissentlich nachläffig gewesen ist oder nicht, die Grenze zwischen *culpa lata* und *levis*: S. 30. b) *Culpa levis*; ihr Charakter ist Nachläffigkeit im Handeln, jedoch nur, sofern der Culpose nicht nachläffiger, als in eigenen Geschäften, war: S. 39. Auch die geringste Nachläffigkeit ist hier widerrechtlich, wenn durch sie Schaden entstand, und es giebt dabey keine weitere Unterabtheilung oder Grade: S. 41. 43. — II) *Verschiedenheit* der Culpa, je nachdem durch *Handlung* oder *Unterlassung* eine Nachläffigkeit begangen wurde: S. 59. Grundsatz: Niemand ist ohne vorhergehendes verbindliches Factum, Schaden von einem Anderen abzuwenden, gehalten; daher kann im Allgemeinen nur die Beschädigung durch Handlungen als Rechtsverletzung angesehen werden, blofse Unterlassung aber nicht anders, als unter Voraussetzung bestimmter Rechtsverhältnisse mehrerer Mitbürger gegen einander: S. 60. Hiernach erklärt sich die Verschiedenheit der Begriffe von *culpa*, *diligentia* und *custodia*, dahin, dafs die erstere technisch blofs auf positive *Handlungen* bezogen, durch *diligentia* aber jede schädliche *Unterlassung* ausgeschlossen wird, und *custodia* endlich, als nähere Modification der *diligentia*, die Verbindlichkeit, für den durch Diebstahl entstandenen Schaden zu haften, bezeichnet: S. 68. 71. 72. — *II. Abschnitt. Lex Aquilia.* Eine Verbindlichkeit zum Schadenserfatze *aufser allem Obligationsverhältnisse* tritt ein, wenn durch Handlungen oder durch eine Sache Schaden zugefügt wurde, und es findet hiebey die aquilische Klage Statt: S. 81, welche jeder anstellt, dessen Interesse es fodert, dafs die Sache nicht beschädigt werde: S. 83, und die noch jetzt als Pönalklage behandelt wird: S. 105. *III. Abschnitt.* Culpa in Contracten; welche Verbindlichkeit zur Anwendung von Fleifs wird durch ein *schon bestehendes Obligationsverhältnifs* begründet? — Diese Frage läfst sich, da die von den Römern für *negotia bonae fidei* aufgestellten Grundsätze heut zu Tage von allen gelten, auch so begreifen: was ist in jedem Verhältnisse gegen die *bona fides*? S. 135. Antwort a) Unbedingt *dolus* und *culpa lata*: S. 136. b) Eine weiter gehende Verbindlichkeit bestimmt sich nach folgenden Regeln: 1) Zieht jemand Vortheil aus einem Geschäft, so prästirt er *dolus* und *culpa*; der andere, wenn er keinen Vortheil zieht, nur *dolus*: S. 140. 141. Diese Regel gilt fast allgemein, und geht, wo kein besonderer Grund der Beschränkung ist, auch auf *diligentia* und *custodia*: S. 140. Eine Ausnahme davon macht 2) der Grundsatz, dafs die Übernahme fremder Geschäfte das stillschweigende Versprechen des höchsten Fleifses enthalte: S. 162. Wer inzwischen 3) in Rücksicht auf seine Vermögensrechte oder seine Bürgerpflicht sich der Administration fremder Geschäfte unterzieht, prästirt *culpa* nicht *diligentia*: S. 165. — Diesen Grundsätzen werden nun die einzelnen Rechtsgeschäfte subsumirt, als Ursachen ihrer Nichtanwendung, aber theils Vertrag und Testament, welche entweder ausdrücklich oder stillschweigend (durch Aufdringen zu einem Geschäft und durch Aestimation einer Sache) eine Ausnahme begründen, theils die *mora* angegeben. *IV. Abschnitt. Obligatio quasi ex delicto.* Fälle, wobey wirklich *keine culpa* vorhanden ist, welche aber doch so, *als wenn* dieselbe vorhanden wäre, behandelt werden: S. 191. — Dazu werden gerechnet: 1) Fälle, wo wegen Mangel eines bestimmten Rechtsgeschäfts keine wirkliche Verbindlichkeit vorhanden ist: S. 192. 2) Fälle, wo bey wirklich vorhandener Culpa gegen Jemand eine Klage gegeben wird, ohne Rücksicht, ob *er* es ist, der die *culpa* beging: S. 197.

Der Zweck von No. 3 ist eine Widerlegung der *von Löhrschen* Abhandlung, und der Beweis, dafs deren Vf. die römische Terminologie von *culpa levis, levissima, diligentia, custodia*, selbst von *culpa lata*, nicht verstanden habe: S. 5. Die einzelnen Sätze, welche Hr. *Sch.* aushebt und als *ungegründet* darstellt, sind: 1) dafs der Ausdruck *culpa levis* nur viermal im *corpus juris* vorkomme: S. 5; 2) dafs die *culpa levis* von der *levissima* nicht verschieden sey: S. 7; 3) dafs *diligentia* im eigentlichen Sinne der *culpa in non faciendo* überhaupt und ohne Unterschied eines Grades entspreche, auch dafs die Ausdrücke: *bonus* und *diligens paterfamilias* nicht verwechselt werden dürften: S. 12; endlich 4) dafs unter *custodia* die Verbindlichkeit, für jeden durch Diebstahl entstandenen Schaden zu haften, weil dieser immer durch gröfsere Sorgfalt hätte abgewendet werden können, zu verstehen sey: S. 36.

No. 4 endlich, deren Vf. weiter nichts, als eine ausführlichere Darstellung der von Hn. *Thibaut* vorgetragenen *Doneauschen* Theorie liefern wollte, zerfällt, schon zufolge des Titels, in 2 Hauptabschnitte: *I) de gradibus culpae.* Grade der *culpa* giebt es nur *zwey*: 1) *culpa lata*. Sie ist vorhanden, wenn jemand entweder die Achtsamkeit unterläfst, welche man von jedem Menschen erwarten kann, oder wenigstens die, welche er in eigenen Geschäften anzuwenden pflegt: S. 7. 9; 2) *culpa levis*. Eine hievon verschiedene *levissima* giebt es nicht. Die Ausdrücke: *culpa*, *culpa levis*, *diligentia*, *custodia*, *exactissima diligentia* sind dem Grade nach gleichbedeutend: S. 10. II) *De generibus culpae.* Die bemerkenswertheste Verschieden-

heit in dieser Hinsicht ist die des Versehens durch *Handeln* oder *Unterlassen*: S. 17. Wollen die Gesetze a) diese beiden Gattungen bezeichnen, so heisst es: *omnis diligentia, omnis culpa, id, quod quis in re sua faceret, quod bonus, diligens, diligentissimus paterfamilias in re sua faceret:* S. 18. Kommt es b) auf deren Unterscheidung an, so reden die Gesetze entweder ausdrücklich von einer *culpa in faciendo* und *culpa in non faciendo* (*aut patiendo*), oder sie bezeichnen die letzere durch die Ausdrücke *diligentia* und *custodia*, so dass jedoch der Begriff von *custodia* eine engere Sphäre, als der von *diligentia*, umfasst: S. 19. — Zuletzt werden einige schwere Gesetzstellen nach dieser Ansicht erklärt: S. 23.

B) *Beurtheilung der in den Schriften enthaltenen Hauptresultate*, sofern dieselben sich entweder auf bisher streitige, oder wenigstens durch die vorliegende Bearbeitung einer neuen Ansicht unterworfene Rechtssätze beziehen.

Die in der erwähnten Hinsicht interessantesten, und für die ganze Lehre vom Schadensersatze entscheidenden Erörterungen betreffen nachstehende Aufgaben: I) *Worin bestehen die Voraussetzungen der actio de pauperie und act. de pastu?* Hr. v. L. hat beide ganz übergangen, und mit Recht. Denn in eine Theorie der *Culpa* gehört weder die erste, wobey der Mangel der Culpa eine der ersten Voraussetzungen ist, noch die letzte, welche, wie nachher gezeigt werden soll, nur durch *absichtliche* Beschädigung begründet wird. Hr. *Sch.* liefert in seiner Abhandlung den ersten Theil einer allgemeinen Theorie des *Schadensersatzes*, und konnte also, wenn gleich darin zunächst nur die *culpa* abgehandelt wird, sich doch schon etwas weiter ausdehnen. Übrigens giebt Hr *Sch.* gleich bey dieser Gelegenheit einen Beweis, dass er nicht der hergebrachten Meinung blindlings folge, sondern durch eigenes Nachdenken die mit derselben verbundenen Schwierigkeiten zu lösen suche. Die gesetzliche Bedingung, dass ein Thier *contra naturam* geschadet haben muss, brachte die Interpreten von jeher in einige Verlegenheit wegen verschiedener damit nicht zu vereinbarenden Fälle. Hr. *Sch.* hilft sich, indem er den Ausdruck *contra naturam* nicht auf das Thier, sondern auf den Act der Beschädigung bezieht, und darin bloss ein Unterscheidungsmerkmal von der *act. de pastu* findet. Das Weiden und Fressen, sagt er, involvirt *seiner Natur nach* einen Schaden, das Beissen, Stossen, Treten eines Thiers aber nicht; mit diesen Ausbrüchen des thierischen Triebes ist Schaden nicht unzertrennlich, nur zufällig verbunden, liegt also nicht in ihrer Natur, geschieht *contra naturam!* — Allerdings sinnreich; aber dennoch nicht richtig. Auch abgesehen davon, dass eine solche Construction schon an sich etwas Gezwungenes hat, so sind auch die Gesetze dagegen, theils direct, denn es heisst *in l. 1. §. 7 si quadrupes*, nicht: *quae contra naturam pauperiem fecit*, sondern: *quae contra naturam mota, pauperiem fecit*, theils durch den Gegensatz, indem, als solchen, die *l. 1. §. 10 eod. naturalis feritas*, und die *l. 1. §. 8 eod. concitatio* angiebt. Ein *damnum contra naturam* ist also dann erst vorhanden, wenn ein an sich *zahmes* und *nicht gereiztes* Thier Jemanden Schaden zufügt. Nimmt man diess an, so bleibt kein Fall übrig, der sich nicht unter den allgemeinen Grudsatz subsumiren liesse; auch erledigt sich dann gar leicht die in der Note zu S. 38 behandelte Streitfrage dahin, dass in Fällen, wo das Thier *secundum naturam* schadete, wenn diess a) aus natürlicher Wildheit geschah, unter Voraussetzung eines dabey vorgegangenen Versehens: *actio ex edicto* und *resp. act. in factum*, §. 1. *J. si quadrupes arg. l. 1. §. 7. D. eod.*, ohne jene Voraussetzuug gar keine Klage: *l. 1. §. 10 eod.*; sodann b) weil es gereizt worden: 1) durch einen Menschen, *act. in factum*, *l. 1. §. 7. eod.* 2) durch ein anderes Thier, *act. de pauperie l. 1. §. 8, 11 eod.* 3) durch einen zufälligen Umstand, wieder gar keine Klage, *l. 52. §. 2 ad l. Aquil.* Statt findet. — Was hiernächst die *act. de pastu* betrifft, so hat Rec. sich längst schon davon überzeugt, dass diese Klage bisher durchaus unrichtig verstanden worden, und er hätte daher auch von Hn. *Sch.* erwartet, dass er hier etwas tiefer werde geforscht haben. Das einzige Gesetz, woraus man die erwähnte Klage ableitet, ist doch *l. 14. §. 3 de praescr. verb.*; darin aber wird eben so klar, wie in der Quelle selbst, woraus der römische Jurist schöpfte, den *legg. XII. tabul.*, eine *Handlung des Eigenthümers*, mithin ein Fall vorausgesetzt, der mit den wesentlichsten Bedingungen der *act. de pauperie* in offenbarem Widerspruche, und also auch jeder Vergleichung mit dieser im Wege steht. Die *act. de pastu* erfodert *absichtliche* Beschädigung durch Hintreiben des Viehes zum Weiden, wie die gesetzlichen Ausdrücke: *immisso pecore depascam — qui pecu endo alieno impescit*, klar beweisen. Wo hingegen das Absichtliche wegfällt, finden die gewöhnlichen Klagen Statt, nämlich a) wenn das Weiden durch irgend Jemandes *culpa* geschah, *act. legis Aquiliae, l. 6. C. de l. Aquil*; b) ohne solche Schuld; da lässt sich die Möglichkeit des Abweidens nicht wohl anders, als dadurch erklären, dass das Thier in einem Ausbruche von Wildheit, *feritate contra naturam mota*, der Aufsicht entwich, und sich zu der Beschädigung in Stand setzte, alsdann aber hat *act. de pauperie* Statt, wofür zwar kein Gesetz ausdrücklich, wohl aber die Analogie, und ganz bestimmt auch *Paulus in recept. sent. Lib. I. Cap. XV* entscheidet. — II) *Welche besonderen gesetzlichen Bestimmungen treten bey der actio leg. Aquiliae ein, und wie sind diese zu verstehen?* a) Die Hauptfrage ist hierbey: welche Rechtsverhältnisse umfasst das aquilische Gesetz, bloss *ausserverträgliche* oder *alle* unter gewissen Voraussetzungen? — Das erstere war die Meinung der mehresten älteren Juristen, denen sogar unter den neueren noch *Günther in princ. Jur. Rom.* §. 343 beytritt. Hr. *Sch.* und Hr. *v. L.* hingegen nehmen richtiger an, dass in und ausser dem Vertragsverhältnisse das aquilische Gesetz Anwendung leide, sobald nur durch ein *positives Factum* geschadet worden. Darin aber sind sie nicht einverstanden, ob bey einer solchen von einem Contrahenten zugefügten Beschädigung die Contractsklage mit der aquilischen *electiv concurrire*, oder

ob nur *diese allein* Satz finde, und jene sich auf Beschädigung durch Unterlassung beschränke. — Das letztere behauptet Hr. *Sch.* S. 50; das erstere Hr. *v. L.* in der Note zu S. 81; die Gesetzstellen, auf welche *dieser* sich bezieht, und mit denen man noch die auch von Hn. *Sch.* angeführte *l. 42 ad l. Aquil.*, vorzüglich aber auch die *l. 16 §. 5 famil. hercisc.* verbinden kann, müssen seiner Meinung den Vorzug sichern. — b) Wird zur Anstellung der aquilischen Klage ein *dingliches Recht* auf die beschädigte Sache erfordert, oder ist schon ein persönliches Recht hinreichend? — Jenes behaupten mehrere ältere Schriftsteller, dieses Hr. *Sch.* S. 53 fgg.; Hr. *v. L.* nimmt zwar S. 83, nach *Thibaut* (*P. R.* §. 964 der zweyten Ausg.) an, dass jedem, dessen Interesse es fodere, dass die Sache nicht beschädiget werde, die Klage zukomme, glaubt jedoch, dass diess nur von demjenigen gelte, welcher ein dingliches Recht an der Sache hat. Diese letzte Meinung ist ohne Zweifel die richtigere, zumal wenn man nach Anleitung der *l. 43 ad leg. Aquil.* unter dem dinglich Berechtigten hier auch denjenigen versteht, welchem auf den Erwerb eines dinglichen Rechts ein schon begründeter Anspruch zusteht, wodurch sich denn auch der anscheinende Widerspruch der von Hn. *Sch.* angeführten Gesetze, deren eins, die *l. 13. §. 12 de act. emt.* nämlich, ohnehin nur von Cession der Klage redet, ohne alle Schwierigkeit hebt. — Endlich kann c) bey dieser Gelegenheit nicht unbemerkt bleiben, dass die Regel des aquilischen Gesetzes, wodurch eine *jede* Beschädigung durch Handeln, ohne Rücksicht auf den Grad des Versehens, der darin begründeten Klage unterworfen wird, eine bedeutende *Ausnahme* leidet. Hr. *v. L.* erwähnt dieselbe nicht, und scheint S. 193 vielmehr das Gegentheil anzunehmen; Hr. *Sch.* aber beschränkt sie auf zwey besondere Fälle, den *agrimensor* und Schenker; sie muss jedoch allgemein dahin gefasst werden, dass ein jeder, der dem Beschädigten in der Handlung, woraus der Schaden entspringt, eine Gefälligkeit erzeigt, nur *dolus* und *culpa lata* prästirt. Als Beyspiele gehören alsdann hieher nicht bloss die von Hn. *Sch.* S. 69 und 70 angeführten Fälle, sondern auch der Commodant und der, welcher ein *precarium* giebt, wie auch Hr. *Sch.* selbst, S. 117 in der Note, anerkennt. Die *l. 1. pr. si mensor* sagt ausdrücklich von dem *agrimensor*, *operam beneficii loco praeberi*, und die *l. 8. §. 3. de precario*, *totum ex liberalitate descendere.* — III) *Was ist culpa lata, levis und levissima?* — a) *Culpa lata* wird in sämmtlichen hier zu beurtheilenden Schriften auf zwiefache Art bestimmt. Die eine dieser Bestimmungen geben alle drey Schriftsteller übereinstimmend dahin an, dass, wer nachlässiger, als in eigenen Geschäften handelt, sich der *culpa lata* schuldig macht; auch ist diess in den mehrsten Fällen richtig, doch giebt es deren auch, wo der bloss relative Sinn jenes Ausdrucks eine andere Deutung erfodert, wie z. B. *in l. 17 pr. de jure dot.*, *l. 1 pr. de tut. et rat. distr.*, wovon nachher die Rede seyn wird. Die zweyte Bestimmung setzen Hr. *Sch.* und Hr. *Gries* in den äussersten Grad der Fahrlässigkeit, Hr. *v. L.* hingegen in Handeln aus Neigung, d. h. Freundschaft, Feindschaft oder Mitleiden. Ersteres ist ohne Zweifel richtiger, da Beschädigungen aus Feindschaft wohl unläugbar als dolos betrachtet werden müssen, und die *l. 7. §. 2 de adm. et peric. tut.* auch solche, welche durch Freundschaft gegen einen dritten (*per gratiam*) motivirt wurden, eben so behandelt. b) Von der *culpa levis*, da solche von Hn. *Sch.* auf die gewöhnliche Weise definirt, von den anderen beiden aber, als von der *levissima* verschieden, ganz verworfen und nur gegen die *culpa lata* und *diligentia* begrenzt wird, lässt sich hier nichts besonderes sagen. Rec. begnügt sich daher, bey dieser Gelegenheit auf eine Interpretationsregel aufmerksam zu machen, die er sonst noch nirgends erwähnt fand. Der Ausdruck *culpa*, welcher technisch immer für *culpa levis* genommen wird, bringt in mehrere Gesetzstellen, welche von Fällen reden, wo ungezweifelt ein höherer Grad geleistet werden muss, viele Ungewissheit. Oft wird diese Ungewissheit bloss durch Berichtigung der Construction gehoben. So kommt hie und da, namentlich *in l. 18. §. 8 de damn. infecto*, der Ausdruck: *hujus rei culpam praestat* vor. Wollte man diess mit *in hac re culpam praestat*, gleichbedeutend nehmen und also übersetzen: er muss *bey diesem Geschäft culpa* leisten, so würde hierunter *culpa levis* verstanden werden müssen, welches gar häufig, und gerade in dem vorliegenden Falle, wo schon der nächstfolgende §. in gleicher Absicht *omnis diligentia* erfodert, nicht angehen würde. *Hujus rei culpam praestat* heisst daher: dieser Gegenstand (die *Verbindlichkeit*, wovon eben die Rede ist,) gehört mit zu seiner *culpa*, ist eine von den Verbindlichkeiten, welche er, vermöge der von ihm zu prästirenden *culpa* (wovon der Grad ganz unbestimmt bleibt,) erfüllen muss; es hat alsdann jener Ausdruck eine gleiche Bedeutung mit dem *in l. 36 de act. emt.* vorkommenden: *pars est custodiae diligentiaeque*, in welchem Gesetze sogar von dem nämlichen Gegenstande, wie in der obigen Stelle, die Rede ist. — IV. *Giebt es eine von der culpa levis verschiedene levissima?* — Hr. *v. L.* und *G.* leugnen diess mit *Donell* und *Thibaut.* Hr. *Sch.* hingegen vertheidigt gegen sie die gemeine Meinung mit den überwiegendsten Gründen. Die Richtigkeit seiner Vorstellungsweise bleibt um so weniger zweifelhaft, als seine Ausführung noch nicht einmal alles erschöpft. Hr. *Sch.* hat nehmlich die in der *Löhrschen* Schrift S. 44 mit vieler Scheinbarkeit allegirte *l. 20 C. de neg. gest.* nicht besonders widerlegt; sie aber würde allerdings viel beweisen — mehr beweisen, als alle übrigen S. 48 bis 56 extrahirten theils gänzlich unbestimmten, theils auf *custodia* sich ausdrücklich beziehenden Gesetze —, wenn sie nicht gerade ein Rechtsgeschäft zum Gegenstande hätte, wobey es *in abstracto* sich gar nicht bestimmt angeben lässt, welcher Grad der *culpa* zu leisten ist, da von dem *negotiorum gestor*, nach Verschiedenheit der factischen Voraussetzungen, bald nur die Vergütung des *dolus*, bald der *culpa levis*, bald der *levissima*, bald sogar des *casus*, gefodert wird, wie aus *l. 3. §. 9 D. de neg. gest.* *l. 20. C. eod. §. 1. J. de oblig. quae quasi ex contr.* und *l. 11. D. de neg. gest.* klar erhellet.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 FEBRUAR, 1807.

JURISPRUDENZ.

Schöman's, Löhr's und Gries Schriften über CULPA.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ausser dem angeführten Widerlegungsgrunde der *Löhr*schen Theorie läfst sich aber noch ein sehr wichtiger Bestärkungsgrund für die *Schöman*sche Meinung aus der *l.* 1. §. 1 *si mensor* — einem Gesetze, welches mit der von Hn. *Sch.* hauptsächlich benutzten *l.* 54. §. 2 *de adquir. rer. rom.* in der Fassung die gröfste Ähnlichkeit hat — entlehnen. In jenem Gesetze werden offenbar drey Grade der *culpa* unterstellt: es soll der *mensor in der Regel* nur *dolus* leisten und *culpa lata* (weil er nämlich *operam beneficii loco praebet. pr. l.* 1 *cit.*); jedoch auch in dem Ausnahmsfalle, wo er *mercedem* erhielte, (und also nicht mehr in gleichem Verhältnisse, wie vorher, betrachtet wird,) nicht *alle culpa*, d. h. nicht auch *levissima*, welche *sonst* bey Beschädigungen durch positive Thätigkeit, als wovon hier die Rede ist, Statt findet (*l.* 44 *ad l. Aquil.*); mithin soll er in diesem Falle zu einem *Mittelgrund* zwischen *culpa lata* und *culpa levissima* verbunden seyn. — Ein sehr entscheidendes Argument für jene Unterscheidung übrigens, — die in so vielen Gesetzen vorkommende separate Erwähnung der *culpa* und *diligentia*, läfst sich nicht eher wirksam gebrauchen, bis auch der Ungrund des weiteren Lehrsatzes dafs sich die Trennung beider Ausdrücke nicht auf eine Verschiedenheit des *Grades*, sondern der *Art* des Versehens beziehe, gezeigt wird.— Daher IV) die fernere Aufgabe: *worin besteht das wahre Unterscheidungsmerkmal von culpa und diligentia?* — Hr. *Sch.* folgt auch hier der gemeinen Meinung, indem er aus dem technischen Ausdrucke *diligentia* die Verbindlichkeit zur *höchsten Aufmerksamkeit* folgert, ihn mithin der *culpa levissima* entsprechend glaubt; Hr. *v. L.* und Hr. G. hingegen treten auch hierin der *Doneau*schen Lehre bey, indem sie *culpa* blofs auf Versehen durch *positives Handeln*, *diligentia* auf Beschädigung durch *Unterlassung*, ohne alle Rücksicht auf Grade des Versehens, beziehen. Der *Beweis* für diese Meinung ist so schwach nicht, um ihn, wie Hr. D. *Sch.* thut, jämmerlich geführt nennen zu dürfen; nur steht ihm freylich ein Gegenbeweis zur Seite, wodurch ihm sofort wieder alle Entscheidungskraft benommen wird. Denn 1) die *l.* 23 *de reg. jur.* sagt bestimmt, dafs nur *einige* (*quidam*) von den daselbst genannten acht Contracten *diligentia* recipirten, und Hr. *v. L.* giebt demungeachtet selbst zu, dafs deren *sechs* die *diligentia* in dem von ihm angegebenen Sinne erfoderten; ja es läfst sich 2) sogar beweisen, dafs auch die *beiden übrigen* zur *diligentia* in *diesem* Sinne verpflichten. 3) In *l.* 5. §. 2 *commod.* wird die *diligentia* dem Commodator ausdrücklich im Gegensatze des Kaufs, der Miethe und des Pfandes auferlegt, und doch würden auch diese drey *diligentia* in dem erwähnten Sinne (*culpa in non faciendo*) recipiren; endlich 4) wäre es eine unerklärliche Sonderbarkeit, dafs in der ganzen Contractenlehre die Grundsätze von Leistung der *culpa principaliter* erörtert werden, da doch, wenn man hierunter nur Versehen durch Handlung begreifen wollte, desfalls schon alles in dem Titel *ad l. Aquiliam* aufs genaueste erörtert und bestimmt worden war. — Ja, es liefse sich diesem Allen noch weiter beyfügen, dafs 5) nicht nur nach der *l.* 91 *pr. de V. O.* der völlig vermischte Gebrauch des Ausdrucks: *culpa* für *culpa in faciendo* und *in non faciendo* von den römischen Juristen selbst ungezweifelt vorausgesetzt worden sey, indem daselbst die Frage aufgeworfen wird, ob die in dem unterstellten Falle entschiedene Verbindlichkeit zur Präftation der *culpa beide* oder *welche* der genannten Gattungen derselben begreife, sondern dafs auch in vielen anderen Gesetzen, z. B. *in l.* 32 *depositi*, *l.* 72 *pro socio*, *l.* 68 *pr. de contr. emt.*, *l.* 25. §. 7 *locati*, die Worte *culpa* und *diligentia* durchaus correlativ gebraucht werden. — V. *Was ist custodia im gesetzlichen, im technischen Sinne?* — Ältere und neuere Schriftsteller, fast ohne Ausnahme, hielten diesen Ausdruck mit *diligentia* gleichbedeutend, und durch ihn den höchsten Grad des Fleifses in den Gesetzen bezeichnet. So geriethen sie in Schwierigkeiten, an deren Auflösung man um so mehr ohne Rettung verzweifelte, da beynahe durchgehends diejenigen Contrahenten, welche zur *diligentia* ganz ausgemacht *nicht* verbunden geachtet wurden, dennoch die *custodia*, sogar eine *custodia*, wie man sie von dem *diligentissimus paterfamilias* erwartet, bis zu der Grenze des unvermeidlichen Zufalls, auferlegt wird. — Was Hr. *Gries* hierüber fagt, ist ganz ohne Bedeutung, da er in den Ausdrücken *diligentia* und *custodia* keinen weiteren Unterschied findet, als dafs der letztere in seiner Anwendung *eingeschränkter* sey. — Hr. *v. L.* nimmt diefs zwar auch an; doch trennt er die *custodia* von der *diligentia* alsbald dadurch gänzlich, dafs er mit jenem Ausdrucke schlechterdings nur die *Verbindlichkeit, für Diebstahl einzustehen*, bezeichnet glaubt. Seine desfalsige Argumentation hat sehr

fetzen betrachtet werden, doch bey dem etwanigen Hinzutreten einer mitwirkenden Nachläſsigkeit sofort als Gegenstand der *custodia* behandelt werden: §. 2 *I. quib. mod. re*, *l.* 1. §. 4. *de O. et A*, und daſs demnach sowohl dann, wann eine vorausgegangene Unachtsamkeit zu dem, *nach* seiner Entstehung aller menschlichen Bemühung trotzenden, *casus* die *Veranlassung* gab, als auch dann, wann die verunglückte Sache dem an sich unvermeidlichen *casus* durch die Schuld des *custodiens ausgesetzt* wurde, letzterer für den hieraus erfolgenden Schaden lediglich einstehen muſs. Beide Fälle erwähnt Ulpian in *l.* 5. §. 7 *commod.* und entscheidet darüber: *dico periculum, quod culpa contigit rogantis commodatum, ipsum praestare debere;* aber am deutlichsten dafür ist das gesetzliche Beyspiel einer Feuersbrunst. Diese wird beynah durchgehends als *vis major*, als *casus fortuitus* betrachtet: §. 2 *I. quib. mod. re*, *l.* 23 *in f. de R. I.* dennoch aber nicht nur angenommen, man könne dafür sorgen, *ne negligentia aliqua incendii casus oriatur: l.* 3. §. 4 *de off. praef. vigil.*, und hiernach der Verkäufer, welchem ein schon verkauftes, aber noch nicht tradirtes, Gebäude abbrannte, von Erstattung des Schadens nur dann frey gesprochen, *si eam diligentiam adhibuit in insula custodienda, quam debent homines frugi et diligentes praestare: l.* 11 *de peric.*, sondern auch, als Beyspiel für den anderen Fall, dem Vormunde, welcher Sachen des Pupillen, die er früher hätte verkaufen sollen, und welche nun ein Raub der Flammen geworden sind, deren Verlust dem Pupillen zuzurechnen nicht gestattet: *l.* 3 *C. de peric. tut.* — Eine weitere für den Begriff der *custodia* wichtige Nebenfrage ist b) diese: welche *Ausnahmen* der bisherigen allgemeinen Regel von den Gesetzen anerkannt werden? — Eigentlich giebt es, wie *Sch.* richtig bemerkt, nur *eine*, wo auch *casus fortuiti* mit unter der Verbindlichkeit zur *custodia* begriffen sind. Die Voraussetzung dazu ist besondere Übernahme, woraus nämlich, wenn sie von solchen Personen geschieht, die schon auſserdem zur *custodia* verbunden sind, das Versprechen, für den Zufall haften zu wollen, gefolgert wird. Ein Beyspiel für den anderen Fall, wo ein Contrahent, welcher sonst nicht für *custodia* einzustehen braucht, dieselbe übernimmt, enthält, auſser der von *Sch.* (S. 131 Not.) angeführten *l.* 5. §. 6 *commod.*, noch die *l.* 1. §. 35. *depositi*, wo zwar wörtlich die Übernahme des *periculum* erwähnt, diese jedoch dadurch, daſs der *recipiens* nun *culpa* und *custodia*, nicht aber den reinen *casus*, prästire, erklärt wird. — Eine zweyte, von Hn. *v. L.*, S. 174, als merkwürdig ausgehobene, jedoch nicht sowohl die *custodia* unmittelbar, als vielmehr die Verbindung, worin dieselbe mit der *act. furti* steht, betreffende Ausnahme verdient nur deſshalb eine besondere Erwähnung, weil es beynahe unbegreiflich ist, wie Hr. *v. L.* dieselbe als Ausnahme aufführen konnte, da der einzige Grund derselben unter die von ihm selbst angegebenen Voraussetzungen der *act. furti* durchaus nicht paſst. S. 79 seiner Abhandlung sagt Hr. *v. L.*, die *act. furti* competire dem Eigenthümer, und dem, der seinen Besitz *von ihm ableitet;* und dennoch hält er es für merkwürdig, daſs nach der *l.* 53. §. 3 *de furt.* ein jeder, *qui alienis negotiis gerendis se obtulit*, die *act. furti* nicht hat; erklärt dieſs für eine besondere Ausnahme des obigen Satzes (vergl. S. 177), obgleich in der von demselben Vf. herrührenden, und sogar von Hn. *v. L.* selbst zur Bestärkung jenes Satzes allegirten *l.* 85 *de furt.* der Grund dieser abweichenden Disposition ganz bestimmt dahin angegeben wird: weil der bey dem Diebstahle einer Sache interessirte die *act. furti* nur alsdann habe, *si et rem tenuit domini voluntate.* — Endlich darf VI) die Frage nicht unerörtert bleiben, ob in eine Theorie der Culpa auch *die Lehre von Quasidelicten* gehöre? — Hr. *v. L.* hat ihr ein eigenes Kapitel gewidmet, Hr. *Sch.* hingegen sie ganz übergangen, und dieses anscheinende Vergessen im II. Bande seines Handbuchs des Civilrechts, S. 358, damit entschuldigt, daſs die Verbindlichkeit der *nautae, caupones etc.* nur ausnahmsweise nach prätorischem Recht eintrete, und daſs daher dieselben, ohne Rücksicht auf *culpa*, sogar für schädliche Handlungen und Unterſuchungen dritter Personen haften müſsten, sofern sie nicht den unabwendbaren *casus* beweisen könnten, mithin die hierbey, so wie bey der gewissermaſsen analogen *act. de effusis* und *de posito*, eintretenden Rechtsverhältnisse zum besonderen Vortrage in einem von der *culpa* getrennten Abschnitte geeignet seyen. Wenn indessen Hr. *Sch.* die Lehre von der *custodia* ohne Bedenken als Theil der Theorie der *culpa* behandelt, so sieht Rec. nicht ein, wohin er zweckmäſsiger die Verbindlichkeit der *nautae etc.* bringen will. Ganz so, wie diese, bestimmt ja Hr. *Sch.* (II, 48) die allgemeine Verbindlichkeit des *custodiens;* überdieſs aber läſst die *l.* 5 *pr. nautae* darüber keinen Zweifel, daſs diejenige *custodia*, welche dem *nauta* obliegt, mit der gewöhnlichen, die z. B. bey dem Miethcontract geleistet wird, vollkommen einerley sey. — Daſs übrigens Hr. *v. L.* das Aufhängen schädlicher Sachen an einem öffentlichen Orte als Quasidelict nicht gelten lassen will, darin stimmt Rec. ihm vollkommen bey, wenn gleich die gemeine, bisher fast allgemeine, Meinung dagegen ist. Selbst Hr. *Thibaut* (im P. R. §. 977) ist noch dieser Meinung, obwohl er die Inconsequenz anderer Schriftsteller dadurch vermeidet, daſs er die Klage gegen Jeden zuläſst, welcher mit der *act. de effusis* belangt wird; eine Voraussetzung, welcher das *in l.* 5. §. 6. 10 *de his, qui effuder.* bemerkte Erforderniſs: *vel ipse posuit, vel ab alio positum patitur*, geradezu entgegen ist.

(*Der Beschluss folgt.*)

Neue Auflagen.

Leipzig, b. Heinsius: *Kurzer Entwurf der alten Geographie*, von *Paul Friedrich Achat Nitsch*. Aufs Neue verbessert herausgegeben von *Conrad Mannert*, Professor in Altdorf. Vierte Aufl. 1807. 324 S. 8. (16 Gr.) Des Werkes bekannte Brauchbarkeit hat durch Hn. *M.* Bemühung sehr gewonnen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 FEBRUAR, 1807.

JURISPRUDENZ.

Schöman's, Löhr's und Gries Schriften über Culpa.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

C) *Einzelne Bemerkungen.* Zu No. 1. Nach S. 42 soll wegen des von einem *furiosus* begangenen Schadens *act. de pauperie utilis* Statt finden; will man aber auch die Anwendung des Wortes *animal* hier nicht rügen, so tritt doch der Gegengrund ein, dass jene *actio* gegen *den Eigenthümer* des Thieres Statt findet, der *furiosus* aber sich in Niemandes Eigenthum befindet. — S. 44 ist — wohl nur durch einen Druckfehler — allein die *act. in factum ad exemplum l. Aquiliae* genannt, die *act. legis Aquiliae* selbst aber nicht erwähnt worden. — Die in der Not. zu S. 82 übersetzte *l. 22. §. 3 ad SC. Trebell.* möchte vielmehr so zu verstehen seyn: „wenn der Fiduciar *culpa lata* handelte, nicht wenn er bloss *culpa levi* und mit der ihm eigenen Nachlässigkeit handelte." — S. 88 Not. muss der Ausdruck: *ejus aetatis* vom *jugendlichen*, nicht vom *hohen* Alter verstanden werden. Hr. *Sch.* hat diess nachher selbst bemerkt, und darüber (*Handb. II*, 359) eine, wiewohl unzureichende, Erläuterung gegeben. — S. 95. *Custodia plena et minus plena* als wissenschaftliche Distinction aufzustellen, scheint dem Rec. nicht passend. *Custodia plena* kommt in den Gesetzen nur einmal, *minus plena* gar nicht vor. Nur jene hat eine technische Bedeutung, diese giebt einen bloss negativen Begriff: *custodia* im nicht juristischen Sinne, Aufbewahrung der Sache ohne die Verbindlichkeit des Einstehens bis an die Grenze des Zufalls. Dahin gehört z. B. das *negligenter custodire in l. 1. §. 5 de O. et A.* Die Definition der *custodia minus plena* durch Verwahrung gegen Diebstahl bewährt sich aus keinem Gesetze. — Dass, wie in der Note zu S. 115 behauptet wird, der Mandant und Deponent, wenn sie auf Veranlassung des Contracts durch ihre schädliche Thätigkeit dem Mandatar oder Depositar schaden, mit der *act. l. Aquil.* belangt werden können, hält auch Rec. für unbezweifelt, obgleich die *l. 61. §. 5 de furt.* nur von der *culpa in non faciendo* redet, indem sie sogar dem Deponenten, der doch die Qualität des Sclaven wusste, nur einer *unterlassenen Warnung* beschuldigt, noch vielmehr also vom Mandatar, der im gesetzlichen Falle den Fehler des Sclaven nicht wusste, und mithin bloss durch Unterlassung der Erkundigung schadete, eben das zugeben musste. — Nach S. 122 kann der Käufer nicht durch Unterlassung schaden. Hiegegen lässt sich unter andern nur diess Beyspiel anführen, dass der Verkäufer sich die Übersendung des Kaufgeldes an einen anderen Ort vorbehalten, und dabey jener nicht die gehörige Vorsicht angewendet hätte. — Die S. 146 angegebene Folgerung der *act. furti* aus *custodia plena* ist zwar richtig, passt jedoch nicht zu *Sch.* Begriff der *cust. minus plena.* Eben diess gilt von einer gleichen Schlussfolge S. 161. — Wenn sodann S. 153 dem *socius* die *custodia* nur in Ansehung des Diebstahls auferlegt wird, so ist diess gegen die ausdrückliche Disposition des Gesetzes, welches allgemein sagt: *custodiam praestare debuit*, worauf auch schon der ganze Zusammenhang schliessen lässt. — Die Verschiedenheit der S. 162 extrahirten, den Grad der dem Vormunde obliegenden *culpa* betreffenden, Gesetze ist nicht befriedigend gelöst. Hr. *Sch.* glaubt, der Vormund leiste, wenn er schon als Hausvater seine eigenen Geschäfte besorgt habe, *diligentia, quam in suis rebus*, ausserdem bloss *culpa levis.* Allein dagegen ist schon diess, dass die *ausnahmsweise* gesetzliche Disposition gerade den als *Regel* vorkommenden Fall treffen würde. Richtiger werden die Gesetze so vereinigt: der Vormund prästirt in der Regel nur *culpa levis: l. 7. C. arbitr. tut.*, oder *diligentia, quam paterfamilias idoneus suis rebus ex bona fide praebet: l. 10. l. 33 pr. de adm. et peric. tut.* Nur in dem besonderen Falle, wenn er gewohnt ist, in seinen eigenen Geschäften einen *höheren* Grad der Achtsamkeit, als jeder andere gute Hausvater, anzuwenden, soll er *auch* diesen leisten, *culpam et quantam in suis rebus diligentiam: l. 1 pr. de tut. et rat. distr.* Diess ist ein seltener Fall und konnte daher in jenen mehr beyläufigen gesetzlichen Bestimmungen übergangen werden, musste aber *in l. 1 cit.*, welche den ganzen Umfang der *culpa*, worauf die in diesem Titel behandelten Klagen gehen, als dispositive Norm festsetzt, nothwendig mit aufgenommen werden. Dass übrigens der Ausdruck: *diligentia, quam in suis rebus*, sich hier nicht wie z. B. in §. 9 *I. de societate* und *l. 25. §. 16 fam. hercisc.*, declarativ auf die vorhergehende *culpa* bezieht, zeigt vorzüglich die in der ähnlich disponirenden *l. 17 pr. de jure dotium* enthaltene Gradation: *sed etiam.* — Dass nach S. 165 der Vormund für *custodia* nicht hafte, widerspricht den klarsten Gesetzstellen. Von der Verbindlichkeit desselben werden *in l. 4 C. de peric. tut.* nur *casus fortuiti* ausgenommen; eben diess folgt aus der *l. 50 de adm. et peric. tut.*, sofern nämlich dabey

keine *culpa* concurrirt: *l.* 3 *C. de peric. tut.*; er muss also *custodia* leisten, wie auch die *l.* 24 *C. de adm. tut.*, welche *custodiam tutissimam* für die aufbehaltungsfähigen Sachen des Pupillen erfodert, sogar namentlich festsetzt. — S. 170. Sowohl der Communionsinteressent, als der *socius* (S. 15), sind zur *culpa levi in concreto* verbunden. Das Wort *diligentia in l.* 25. §. 16 *fam. herc.* ist nicht Bezeichnung eines besonderen Fleisses, sondern nur der correlative Begriff von *culpa levis*, und der Zusatz: *quam in suis rebus*, nur eine nähere Bestimmung von dieser, wie solches auch im §. 9 *I. de societate* und *l.* 72 *pro socio*, vorzüglich aber *in l.* 22. §. 3 *ad SC. Treb.*, nach dessen oben gegebener Erklärung, der Fall ist. — S. 174: das Wort *culpa in l.* 16. §. 4 *fam. hercisc.* für *omnis culpa* zu nehmen, ist sehr inconsequent. Hat auch jener Ausdruck bisweilen diese Bedeutung; so kann diess doch nur dann, wenn er ohne alle Gradation ganz allein steht, angenommen werden, nicht aber, wenn *dolus* daneben genannt wird. Die Sache ist vielmehr diese: der Miterbe haftet, wie jeder andere, für Beschädigungen durch positive Thätigkeit, und wird zu deren Vergütung angehalten durch die aquilische Klage sowohl, als die *act. familiae hercisc.* Wählt der Beschädigte die erstere, so kann er *culpam levissimam* geltend machen; wählt er die letztere, so wird solche nur durch *culpa levis* begründet. Daher ist es sicherer, die *act. l. Aquil.* anzustellen, weil sie den Beweis erleichtert, aber rathsamer, sich der *act. fam. hercisc.* zu bedienen, wenn etwa noch andere, mit jener nicht zu verfolgenden, Ansprüche in Betracht kommen, und die *culpa levis* bewiesen werden kann. — Die S. 176—178 angeführten gesetzlichen Vorschriften wegen der vom Ehemanne *ratione dotis et paraphernorum* zu leistenden *culpa* möchten wohl anders ausgelegt werden müssen. Die *l.* 17 *pr. de jure dotium* erfodert *tam dolum quam culpam, sed etiam diligentiam, quam in suis rebus*, d. h. *dolus* und *culpa levis*, und, wenn er in eigenen Geschäften einen noch *höheren* Grad der Achtsamkeit anwenden sollte, *auch diesen*. Die *l.* 11 *C. de pact. conv.* hingegen bloss *dolus* und *diligentia, quam in suis rebus*, d. h. *dolus* und *culpa lata*, und nur dann etwas mehr, wenn er diess in eigenen Geschäften zu leisten pflegt. Die erste Stelle kommt also überein mit der oben erklärten *l.* 1 *pr. de tut. et rat. distr.*, die zweyte mit der *l.* 25. §. 16 *fam. hercisc.*, wobey es keinen Unterschied macht, dass in diesem Gesetze noch der *culpa* erwähnt wird, da solches, wie schon bemerkt worden, nur beziehungsweise auf das erläuternde *diligentia*, *quam in suis rebus* geschieht. Übrigens hätte die *l.* 18. §. 1 *soluto matrim.*, als der *l.* 17 *pr. de jure dot.* entgegenstehend, wenigstens erwähnt werden sollen, wenn gleich der scheinbare Widerspruch sich durch die Bemerkung hebt, dass in jenem Gesetze nur von dem Verschulden des Ehemanns bey der eigenen Insolvenz und der daher entstehenden Unmöglichkeit, die *res dotales* zu restituiren, die Rede ist. — S. 191. Nach der *l.* 5. §. 4 *de praescr. verb.* leistet der Mandatar keine *custodia nisi custodiam receperit aut mercedem acceperit*: *l.* 14. §. 17 *de furtis*. S. 197. Die Behauptung, auch dem Depositar liege *custodia* nicht ob, leidet eine zwiefache *in l.* 1. §. 35 *depositi* enthaltene Ausnahme. — Die S. 199 vorkommende Ableugnung der Verbindlichkeit zur *custodia* für den *Empfänger eines precarium*, ist auf den Fall der noch nicht erfolgten gerichtlichen Aufkündigung zu beschränken, indem, *nach* dieser, *custodia* zu leisten ist: *l.* 14. §. 11 *de furtis*. — Bey dem in den Berichtigungen nachgetragenen Ausspruche in Ansehung des *Schenkers* könnte *l.* 14. §. 11 *de furtis* allegirt werden. — Zum Schlusse muss Rec. noch bemerken, dass, ausser dem vom Vf. selbst angegebenen Druckfehlern, sich deren noch eine grosse Menge findet; auch dass man hin und wieder auf sprachwidrige Ausdrücke stösst, z. B. *unvermuthlich*, *unrechtfertig*. Übrigens ist die ganze Abhandlung fliessend geschrieben. Hie und da eine philosophische Sentenz, eine Exclamation weniger, würde dem oft zu modernen Style nicht geschadet haben. Auffallend contrastirt dagegen die *Löhrsche* Schrift, deren Studium durch die von dem Vf. selbst (Vorr. S. 1) eingestandenen „Eigenheiten und Dunkelheit des Styls" sehr fühlbar erschwert wird.

No. 2. — Nach S. 8. sollen unter *culpa alle Illegalitäten* begriffen seyn; nimmt man diess an, so darf das Wort: *Illegalität* nicht in der strengen Bedeutung genommen werden, welche *v. L.* in der Not. 1. unterstellt, also nicht gerade für widerrechtliche und daher *imputable* Handlung; sonst würden freylich die Ausdrücke: für grosse oder kleine *culpa* haften, *praestare culpam*, uneigentlich seyn. Hier heisst vielmehr *culpa*: Versehen, Verschulden überhaupt, ohne dass noch bestimmt wäre, ob der, welcher es beging, dafür haften müsse oder nicht. — S. 24 wird die *l.* 1. *C. de hered. tut.* unrichtig übersetzt. Das *lucrum captatum aut praestitum* bezieht sich auf die *Erben*; sie sollen für *culpa levis* haften, wenn sie ein *lucrum* davon gezogen haben; auch beweist die *l.* 4 *de mag. conv.* (S. 25. Not. 2) wenn sie jenen Fall nicht besonders erwähnt, dagegen nichts, da sich solcher nach allgemeinen Principien schon von selbst verstand. Ohnehin wäre es eine sonderbare Fassung des Gesetzes, wenn darin erst *culpa lata* abgefertigt und dann bey der *culpa levis* ein Beyspiel gewählt seyn sollte, welches als *dolus* gelten musste. — S. 31 wird der Ausdruck: *culpa latior in l.* 32 *depositi* von etwas *Geringerem*, als *culpa lata*, verstanden. Doch mit Unrecht, wie die Folge zeigt, indem hier von einem solchen die Rede ist, der in eigenen Geschäften nur *diligentia infima* (*culpa lata*) anwendet, in fremden aber nicht einmal eben so viel leistet. — Die S. 37 gegebene Erklärung der *l.* 3. *de peric.* widerspricht ganz der hierin enthaltenen Vergleichung mit dem Commodat. Denkt man sich inzwischen unter *custodia* nur eine von der *culpa* gänzlich verschiedene Verbindlichkeit, so wird an den Vorwurf des Unsinns und unauflösbarer Dunkelheit wohl Niemand denken. — Dass noch S. 63 eine *neue* Verschiedenheit des *dolus* und der *culpa lata nachgetragen* wird, ist wenigstens nicht systematisch. Übrigens kann man die verschie-

denen Bedeutungen des *dolus* ganz entbehren, wenn man ihn allgemein durch *Absicht zu schaden* erklärt, womit auch nicht nur die *l. 7. ad leg. Corn. de fic.*, sondern auch die S. 17 und 18 allegirten *l.* 8. §. 10 und *l.* 29 *mandati*, wenn man den Accent auf die Worte *cessisti* und *passus es*, desgleichen *videtur* und *prope*, legt, durchaus übereinstimmen. — Das S. 73 aus der *l.* 14. §. 16 *de furt.* ausgehobene Wort: *periculum*, darf hier nicht, wie es so oft geschieht, mit *casus fortuitus* gleichbedeutend genommen werden. *Periculum* heisst nur *Verlust*, und hat, was bey dieser Lehre nie vergessen werden darf, stets eine blofs respective Bedeutung; man kann daher fragen: ob dieser oder jener Vorfall zu Jemandes *periculum* gehöre? Wäre es anders, so hätte der Ausdruck: *ad ipsius periculum is casus pertinet*, im §. 3. *J. de emt.* keinen Sinn, und könnte noch weniger *in l.* 1. §. 35 *depositi* der *casus fortuitus* vom *periculum ausgenommen* werden. — Die S. 78 bemerkte Folgerung aus der in der Not. 1. extrahirten *l.* 1. *pr. depositi* ist unrichtig, weil in diesem Gesetze das Wort *custodia* blofs in vulgärem Sinne gebraucht wird: §. 3. *J. quib. mod. re contr.* — Die S. 138 gegebene Leseart *in l.* 23 *de R. I.* hält auch Rec. für die vorzüglichere, doch sind die Haloandrische und Florentinische nicht so ganz verwerflich, als Hn. *v. L.* glaubt, sobald man nur das *his* auf *negotia gesta* bezieht. — Die Bemerkung gegen Justinian S. 105, rechtfertigt sich aus den dabey extrahirten Gesetzen nicht. — S. 143 wird der *conductor* zur *diligentia* verbunden erklärt. Inzwischen reden alle Gesetze, die in Bezug auf ihn *diligentia* erwähnen, nur von *diligentia in custodiendo s. custodia.* In der einzigen *l.* 5. §. 15 *commod.* ist diess nicht der Fall, doch wird sie von Hn. *Sch.* (I, 192) sehr richtig dahin interpretirt, dass die Aufzählung sämtlicher Gattungen des Versehens auf *beide* vorhergenannte Contracte zu beziehen und *respectiv* zu verstehen sey. S. 150. So sehr auch die Darstellung der *custodia*, als einer separaten Verbindlichkeit, die Vereinigung der *l.* 13. *de pign. act.* mit anderen Gesetzen erleichtert: so hält sich Rec. dennoch überzeugt, dass die darin enthaltene Untersuchung mit dem Commodat, wenn man sie nicht schon auf das nachfolgende *custodia* bezieht, ewig unerklärbar bleiben wird. — Um sodann den S. 150 fgg. ausgeführten Satz, dass der Verkäufer zur *custodia* nicht verbunden sey, zu retten, nimmt Hr. *v. L.* zu sehr gewagten Hülfsmitteln seine Zuflucht. Das nächste ist die Hypothese eines zwischen den alten Juristen bestandenen sehr grosen Streits; doch reicht diess noch nicht hin, er muss auch ein Gesetz durch Einrückung des so viel bedeutenden *non* emendiren. Alle diese gesuchten Wendungen sind unnöthig, wenn man die *l.* 3. *l.* 14. §. 1. *de peric.* *l.* 31. *pr. l.* 36. *de act. emti. l.* 18. §. 9 *de damn. inf.* und *l.* 14 *pr. de furt.* zur Regel nimmt, und die übrigen Gesetze hiernach interpretirt. Dass hiernächst die in der Not. 1 zu S. 153 allegirte *l.* 68 *pr. de contr. emt.* von der *diligentia* im engeren Sinne nicht zu verstehen sey, zeigt Hr. *Sch. I*, 136; ausserdem scheint auch die *l.* 28 *de damn. inf.* den Verkäufer zur *diligentia* zu verpflichten, doch beschränkt sich der Sinn dieses Gesetzes durch eine Vergleichung mit *l.* 18. §. 9 *eod.* und *l.* 36 *de act. emt.* auf *diligentiam in custodiendo.* — Die S. 162 in Ansehung des Erben statuirte Ausnahme ist sehr richtig gedacht, und würde Beyfall verdienen, wenn nur nicht der Grund der Regel selbst, worauf sich jene bezieht, dass nämlich, wer aus einem Geschäfte Vortheil hat, zur *diligentia* verbunden sey, verworfen werden müsste. — Dass nach S. 163 der Mandatar *custodiam* leiste, davon ist das Gegentheil oben gezeigt worden. Die *l.* 1. §. 12 *depositi* bezieht sich auf den Fall, wo die *custodia* den Gegenstand des Mandats ausmache, mithin auf besondere Übernahme, die der Zusatz: *habens et custodiae legem*, klar beweist. — S. 167 wundert Hr. *v. L.* sich darüber, dass Justinian die Paraphernen der *dos* gleich setze. Diess ist aber nicht der Fall. Einen bestimmten Unterschied beider Gesetze zeigt Hr. *Sch. I*, 176. 178: auch dessen Meinung ist jedoch bereits oben berichtigt worden. — Sodann ist es unrecht, dass S. 171 dem Miterben, *culpa et quanta in suis rebus diligentia* auferlegt wird; die allegirten Gesetze brauchen *diligentia* nur declarativ mit *culpa.* — In der Note 2 zu S. 174 wird zum Beweise, dass der sich aufdringende Tutor *custodia* leisten müsse, *l.* 53. §. 3. *de furt.* angeführt; diess Gesetz sagt gerade das Gegentheil, wenn man es, wie Hr. *v. L.*, auch auf *custodia* beziehen will. — Die Wirkung der *aestimatio* lässt sich allerdings genereller fassen, als S. 176 geschehen ist. Die *l.* 1. §. 1 *de aest. act.* in Verbindung mit der *l.* 5. §. 3 *commod.* restituirt die Regel, dass alles, was *aestimato* gegeben wird, unbedingt in Ansehung aller *casus* auf die Gefahr des Empfängers geht. Diess bringt die Sache selbst mit sich, denn es geschieht alsdann die Hingabe mit der alternativen Verbindlichkeit, dass der Empfänger *entweder* die Sache, *oder* den bestimmten Preis restituire, wie die *l.* 1 *cit.* sehr deutlich sagt; es ist diess eine Art des *mutuum.* Nur in Ansehung des *socius* ist die höchst billige Ausnahme, dass er blofs zur *custodia* verbindlich wird, weil, da er selbst Theil an der Sache hat, seine Verbindlichkeit minder streng zu beurtheilen ist. — Dass, nach S. 177, *mora* gewissermassen zur *culpa gehöre*, lässt sich nicht wohl sagen, dass sie aber auf die Verbindlichkeit, für jene einzustehen, oft *einwirke*, zeigen die hier aufgestellten beiden Sätze. Daher würde der letzte Ausdruck richtiger gewählt seyn. — Den S. 187 vorgetragenen Satz, dass der Morose schlechterdings für den *casus* hafte, bedingt *Thibaut* im *P. R.* §. 103 durch den auf *l.* 14 *in f. depositi* gegründeten Vorbehalt: wenn nicht die Sache, ungeachtet der Ablieferung, auch bey dem Gläubiger den Zufall würde erlitten haben. Doch ist diess bey den mehreren ganz allgemein redenden Gesetzen, besonders *l.* 14. §. 11 *quod metus*, *l.* 15 *in f. de R. V. l.* 47. §. 6. *de leg. I.* und *l.* 7. *C. de cond. ob turp.*, lediglich auf den speciellen Fall jenes Gesetzes, mithin entweder *naturalis interitus*, oder auf den Fall der *Klage*, zu restringiren. — Den heutigen

Richter, wie S. 197 geschieht, zur *diligentia* verbindlich zu machen, möchte sich schwerlich rechtfertigen lassen. —

No. 3. Die in der Note zu S. 21 extrahirte *l.* 10. §. 1 *commod.* zeigt deutlich den Inhalt der eigentlichen *custodia* und der gegen unabwendbare Fälle zu leistenden *culpa*. So lange der *inspector* die Sache in Verwahrung hat, leistet er jene; so wie er sie weggiebt, sind alle äussere Einwirkungsfälle für ihn unabwendbar, er haftet also nur, in so fern er die Sache *culpa* denselben *ausgesetzt* hatte. In der *l.* 25. §. 7 macht das Transportiren den Gegenstand der Miethe aus, und muss also da auch während des Transports *custodia* geleistet werden. — Die in der Note zu S. 30 befindliche Erklärung der *l.* 6 *de pact. dotal.* ist sehr gut, dagegen aber die Interpretation der *l.* 52. §. 7 *pro socio*, S. 39 äusserst gezwungen. — Die Beziehung der *l.* 14 *de peric.* auf *custodia* S. 49 wird sehr unterstützt durch *l. un.* §. 4 *furti adv. naut.* — S. 58 wird §. *ult.* *J. de locat.* unrichtig allegirt; es ist vielmehr §. 5. *eod.* —

No. 4 bietet den wenigsten Stoff zu speciellen Erinnerungen, da die Ausführung im Einzelnen gut, das Ganze aber zu wenig bedeutend ist. Vorzüglich bemerkenswerth ist die vollständige Angabe des gesetzlichen Sprachgebrauchs für die einzelnen Grade der *culpa*. — Dass übrigens die Distinction der *culpa in abstracto* und *concreto* nicht, wie S. 9 geschieht, durchaus zu verwerfen sey, ist schon bey No. 1 erwähnt worden.

Schliesslich müssen wir noch etwas über die Veranlassung zu der S. 4 der IIten *Schömann*schen Abhandlung befindlichen sehr bittern Note sagen. Auch Rec. hatte, noch vor Erscheinung der *Löhr*schen Schrift erfahren, dass deren Verf. Hn. *Sch.* laut beschuldige, sein demselben zur Einsicht mitgetheiltes Manuscript so sehr beraubt zu haben, dass beide Schriften in den wesentlichsten Puncten ganz übereinstimmen würden. — Der Erfolg hat diess nicht bestätigt, wiewohl Hn. *Sch.* Äusserung: „er werde sich sehr schämen, aus Zufall auch nur eine einzige Idee über *culpa* mit seinem Gegner gemein zu haben," nicht weniger übertrieben, als übermüthig scheint. Überhaupt würde Hr. *Sch.* die Stimme des Publicums weit sicherer für sich gewonnen haben, wenn er sich aller der heftigen Ausfälle, womit seine zweyte Schrift allenthalben, vorzüglich S. 5, 32, 37, 38, 45, durchwebt ist, enthalten, und vielmehr die ohnehin nicht gar zweifelhafte Gerechtigkeit seiner Sache kaltblütig dargelegt hätte. — Eine bemerkbare Ähnlichkeit in Ansehung des Vortrags einiger Hauptideen über *culpa* lässt sich übrigens in beiden Schriften gar nicht verkennen; dennoch würde, ohne die erwähnte Beschuldigung, Niemand auf den Gedanken eines Plagiats auch nur entfernt gekommen seyn. So ganz ist Sprache, System, Art des Raisonnements, und selbst der innere Gehalt beider verschieden. Sollte daher auch eine vorherige Communication Statt gefunden, und diese, nach des Hn. *v. L.* Versicherung, wirklich darin bestanden haben, dass Hr. D. *Sch.* dessen Manuscript früher eingesehen, als seine Abhandlung geschrieben hätte: so ist letzterem wenigstens das nicht geringere Verdienst, die dadurch erhaltenen Fingerzeige auf die zweckmässigste Weise benutzt, und ihnen durch eigene Ausbildung erst einen wahrhaft praktischen Werth gegeben zu haben, gewiss nicht abzusprechen.

P — r.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Frankfurt a. M.*, b. Jäger: *Praktische Anleitung zu Einrichtung der Archive und Registraturen*, von *Joh. Franz Xaver von Epplen*, fürstl. thurn- und taxischen geh. Hofrath und Regierungs-Director. 1805. VI und 42 S. 8. (5 gr.). Diese Bogen sollen Anfängern in der Archiv- und Registraturwissenschaft zum Leitfaden bey ihren praktischen Arbeiten einstweilen, und bis zur Erscheinung der vom Hn. Archivar *Oegg* versprochenen praktischen Anleitung zur leichten und zweckmässigen Anwendung seiner Theorie auf Archive jeder Art, dienen; allein für diese Classe ist schon in früheren Werken hinlänglich gesorgt, die aber nicht zur Kenntniss des Vfs. gekommen sind. Der angehängte Archiv- und Registratur-Plan besteht aus 8 Hauptabtheilungen, die füglich auf 4 hätten reducirt werden können, und denen es überdiess noch an der für die Erhaltung der Archive so nothwendigen Vereinfachung der Rubriken fehlt. Rec. will zur Begründung seines Urtheils nur zwey Beyspiele anführen: In der II Hauptabtheilung, *Jurisdictionalia et Regalia*, kommt unter der 7 Unterabtheilung *lit. e.* die Rubrik *Tafern und Umgeld* und in der 6 Hauptabtheilung, *Cameralia*, bey der 5 Unterabtheilung dieselbe Rubrik vor, so dass unter die erste Rubrik das Recht und unter die zweyte der Ertrag registrirt werden soll! In der 7 Hauptabtheilung kommen bey der 2 Unterabtheilung unter Polizeysachen, *Strassen und Wege*, und in der 8 Hauptabtheilung bey der 4 Unterabtheilung unter Landschaftssachen, die *wegen Unterhaltung der Strassen und Wege getroffenen Repartitionen und Gleichstellungen*, also abermals zwey Rubriken von einem und demselben Gegenstande vor! Wozu diese Trennung, da alles unter eine Rubrik mit den gehörigen Unterabtheilungen gebracht werden kann? So würde Rec. auch die Rubrik, *Miscellanea*, die der Vf. gegen seine p. 37 geäusserte Meinung, dennoch bey 3 Hauptabtheilungen beybehält, gänzlich aus allen Archiven verbannen. Jede Urkunde muss doch entweder einen *Ort*, eine *Person* oder eine *Sache* betreffen, unter deren Benennung sie rubricirt und repertorisirt wird. Ist die Urkunde ganz ohne allen rechtlichen und geschichtlichen Werth, so opfere man sie lieber dem Vulkan, als dass man eine Rubrik dulde, die der Trägheit mancher Archivsbeamten ein solches bequemes Ruhekissen unterlegt. Die Glückwünschungs- und Condolenzschreiben, die der Vf. unter anderen für diese Rubrik wählt, sind nur in so fern unwichtig, wenn sie von geringen Personen herrühren. Andere hingegen bestimmen oft nähere Verhältnisse der Familien, so wie das Datum der Geburt und des Absterbens von Kindern, die keine Gelegenheit zu Abfassung einer anderen Urkunde gegeben haben, folglich für den Genealogisten und Geschichtschreiber wichtig ist.

C. F. B.

FORTSETZUNGEN.

Lemgo, in der Meyerschen Buchhandl.: *Neunter Nachtrag zu der vierten Ausgabe des gelehrten Teutschlandes*, welcher die Vorreden und Register zu der fünften Auflage des Hn. Hofraths und Professors *Meusel* enthält. 1806. XCVI und 370 S. 8. (3 Rthlr. 4 gr.) S. Recens. der früheren Nachträge 1804. No. 234.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 FEBRUAR, 1807.

MEDICIN.

Hannover, b. Hahn: *Versuch einer Prüfung und Verbesserung der jetzt gewöhnlichen Behandlungsart des Scharlachfiebers.* Von Dr. *Johann Stieglitz*, königl. Leibmedicus zu Hannover u. s. w. 1807. 321 S. gr. 8.

Es gewährte uns einen wahrhaft erfreulichen Anblick, nach einem ziemlich langen Stillschweigen wieder einen Mann öffentlich auftreten zu sehen, der mit so vielem Scharfsinn, Erfahrung und Gelehrsamkeit so viele Humanität verbindet, und der sich bereits so manche Verdienste um die Heilkunde erworben hat. Ärzten von solchen Talenten, solchem ernsten eifrigen Streben zur Erreichung des Wahren in der Wissenschaft, — Ärzten mit solchen Kräften und so reichen Quellen ausgestattet, kann man wirklich den Vorwurf machen, welchen Schiller dem König in Don Carlos in den Mund legt: wenn solche Köpfe feiern, wie wiel Verlust für die Wissenschaft! —

Um so erfreulicher ist es, dem Publicum in vorliegender Schrift eine der interessantesten literarischen Erscheinungen der Zeit ankündigen zu können. Mit grosser Freymüthigkeit legt der Vf. sein Glaubensbekenntnifs über einen der wichtigsten Gegenstände der Heilkunde ab, und rügt laut, ohne Scheu, aber entfernt von aller abschreckenden Polemik, alle die Gebrechen und Mängel, welche er an der Medicin, wie sie gegenwärtig besteht, aufgefunden hat. Es wäre zu wünschen, und würde ein grosser Gewinn für die Heilkunde seyn, wenn von Zeit zu Zeit solche geistvolle Ärzte aufträten, und mit gleichem Scharfsinn und Liberalität die Schattenseite unserer Wissenschaft aufdeckten, wie diess früher von *Ehrhard* und späterhin von *Eschenmaier* geschah: denn die Kritik ist der wahre Läuterungsprocess im Reiche der Wahrheit. Hr. *St.* hat diess mit grosser Offenherzigkeit gethan, und viele Zweifel und Scrupel gegen eine Menge von Dingen erhoben, welche sehr allgemein geltende Begriffe sind, wodurch diese Schrift wirklich viel Interesse und Leben gewinnt. Der Vf. will keiner der gegenwärtig herrschenden Theorien oder Schulen angehören, sein Streben ist dahin gerichtet, sich das Bessere, das aus ihnen hervorgeht, anzueignen, und, soviel wie möglich, frey von den Fesseln der Theorie, die reine Bahn der Erfahrung zu wandeln. —

Unstreitig ist Hr. *St.* unter den sogenannten empirischen Ärzten, wenn nicht der erste, doch gewiss einer der ersten: eine Stelle, die er sich durch seinen Scharfsinn, seine grosse Beobachtungsgabe und Gelehrsamkeit entschieden errungen hat. Zu erfahren, welches gegenwärtig die Denk- und Handlungs-Weise dieser höchst achtungswürdigen ärztlichen Classe ist, möchte von einem sehr hohen Interesse seyn. Besonders in dieser Beziehung war uns diese Schrift eine anziehende Erscheinung, da sich in ihr die Tendenz dieser ärztlichen Classe, ihr nosologischer und therapeutischer Standpunct am freyesten und geistreichsten ausgesprochen hat. Diese Rücksicht wird es entschuldigen, wenn wir, Schritt vor Schritt allen in der Schrift geäusserten Behauptungen folgend, eine umfassendere Beleuchtung derselben liefern, als es eigentlich der Raum dieser Blätter gestattet.

Es war unstreitig ein sehr glücklicher Gedanke des verdienstvollen Vfs., das Scharlachfieber zum Gegenstande seiner Bearbeitung zu wählen, da sich die Ärzte über die eigentliche Natur und Behandlungsart dieser Krankheitsform noch immer in der grössten Disharmonie befinden. Die Erscheinung und allgemeinere Verbreitung der Brownschen Lehre war, wie für so viele Kapitel der Therapie, besonders für das über exanthematische Krankheiten Epoche machend: die neue Ansicht führte eine, von der bisher geltenden ganz verschiedene Behandlungsart ein, und so manches bis dahin als Axiom feststehende, wurde in Anspruch genommen, oder verworfen, so dass sich der Gegensatz der älteren medicinischen Systeme und der Erregungstheorie fast nirgends so grell und ausgezeichnet darstellte, als eben bey den exanthematischen Krankheiten. Der hierdurch unter den Ärzten erregte Kampf ist bis dahin noch nicht geschlichtet, und die Dazwischenkunft der Naturphilosophie möchte mehr dazu dienen, denselben wieder anzufachen und zu beleben, als sein Ende herbeyzuführen. Auf welche Weise sich unser Vf. zwischen diesen kämpfenden Parteyen bewege, welche Rolle er spiele, wird dem Leser bald anschaulich dargestellt werden.

Der eigentlichen Abhandlung über das Scharlachfieber, welche erst S. 109 beginnt, hat der Vf. eine weitläuftige Einleitung vorausgeschickt, welche zu interessante Äusserungen enthält, um sie mit Stillschweigen übergehen zu können. Der Vf. eröffnet dieselbe mit der Bemerkung, dass seit einigen Jahren von so vielen Orten Deutschlands die Klage über die Bösartigkeit des Scharlachfiebers ertöne, eine Thatsache, die keinem Zweifel unterliege; nur über die Ursache dieses Phänomens wüssten die Ärzte keine befriedigende Antwort zu geben, da sich unser so gepriesenes Wissen besonders darin höchst dürftig und

Zeitraum die antiphlogistische Heilart ausschliessend anzuwenden sey, liefert schon den Beweis, dass der Ausschlag, und nicht das Fieber, das Bestimmende sey. Der Ausschlag, als solcher, ist es denn nun auch nicht allein, sondern alles hängt davon ab, dass eben hier ein Entzündungszustand in einem Organe — der Haut nämlich — auftritt, welches dem Ausschlag, wie dem Fieber, den Charakter giebt. Es ist daher ein ganz irriger Grundsatz, das Fieber als das eigentliche Object anzusehn, auf welches der Arzt sein Augenmerk besonders zu richten hat, da vielmehr das Exanthem, als Repräsentant der hier gesetzten Entzündung, das eigentlich die ganze Krankheit Bestimmende ist, welches dem Arzte als unverrücktes Ziel seiner heilkundigen Bestrebungen vorleuchten muss. Glaubt denn der Vf., es verhalte sich mit den exanthematischen Krankheiten anders, als mit jeder topischen Entzündungskrankheit, z. B. der Peripneumonie, wo kein Arzt das Fieber, sondern immer nur den bestimmten krankhaften Zustand der Lunge zum Ziel seiner Beobachtung und Handlung erwählt? Dieser Grundsatz findet bey allen Krankeitsformen seine Anwendung, wo nicht das System, als solches, sondern bestimmte Organe krankhaft ergriffen sind, wie diess alle so genannten topischen Entzündungen beweisen. Nur da, wo das Exanthem als Product einer Krankheit auftritt, der unmittelbare Veränderung des Systems zum Grunde liegt — wo demnach das Fieber das Allgemeine, das Exanthem das Besondere ist, z. B. der Friesel beym Typhus, gilt das Gesetz, das Fieber als eigentliches Object der Heilung anzusehn, und dem Exantheme keinen Einfluss auf die Behandlung zu gestatten. Rec. hält diesen, von Hn. *St.* aufgestellten klinischen Grundsatz nicht desswegen für verwerflich, weil er vielleicht das mit den Exanthemen verbundene Fieber für etwas Zufälliges, Symptomatisches ansieht; er erkennt in dem Fieber allerdings etwas nothwendig mit dem Exanthem Verbundenes; nur leugnet er, dass es das primair Ergriffene ist, wofür er schlechthin nur den im Hautorgane sich entwickelten Entzündungsprocess anerkennen kann. Es ist daher ein wahrhaft eitles Bemühn des Vf., wenn er glaubt, bey dieser Krankheitsclasse unmittelbar auf das Fieber wirken zu können; er kann nur auf das Exanthem thätig einwirken; geschieht diess zweckmäsig, d. h. dem Genius der Entzündung entsprechend, so wird auch das Exanthem einen richtigen Verlauf beobachten, in einer günstigen Gestalt erscheinen, und das Fieber in einem hiermit übereinstimmenden Verhältniss stehn. Aber das Fieber verändert sich doch früher und auffallender, als das Exanthem? wird Hr. *St.* fragen: Allerdings, und zwar nothwendig, weil das später Hinzutretende, secundär Leidende, frühere Veränderungen erfahren muss, als das primär Gesetzte; diess ist die ewige Ordnung der Krankheitsbildung, in dem Gesetz ihrer Construction und Reconstruction begründet.

Die eigentliche Untersuchung über das Scharlachfieber eröffnet unser Vf. mit allgemeinen Bemerkungen über den Verlauf dieser Krankheitsform: eine mit vielen interessanten Notizen verflochtene Auseinandersetzung. Der Vf. findet es sehr charakteristisch, dass das Scharlachfieber nicht jenen festen, unwandelbaren Gang besitzt, welcher den meisten fieberhaften Exanthemen eigenthümlich sey, sondern meistens einen sehr unbestimmten, schwankenden Verlauf mache. Desswegen befremde es ihn, dass man gerade beym Scharlachfieber mehr, als bey jedem anderen Exanthem, dem Ausschlag so viel Gewicht beymesse, es zum Hauptpunct mache, ihn auf die Haut zu bringen und ihn da zu fixiren, ihn auf innere Theile versetzt glaube, wenn sich ein übler Ausgang einleitet, und alles Bestreben der Kunst dahin richte, ihn wieder nach Aussen zu stossen und zu ziehen. Nachdem der Vf. einmal das Fieber als das allein zu Berücksichtigende erklärt hat, handelt er ganz consequent, dem Ausschlag so wenig Aufmerksamkeit zu schenken; Rec. hat bereits auf die Irrigkeit jenes Grundsatzes, das Fieber als das Wichtigste anzusehn, aufmerksam gemacht, womit denn auch die Falschheit dieser Behauptung erwiesen ist. Durch diese irrige Consequenz verführt, verwirft der Vf. die Unterdrückung des Scharlachs, als ein Phantom, und spricht der diaphoretischen Methode das Todesurtheil. Mit grossem Unrechte wird jedoch die Möglichkeit eines Zurücktritts des Scharlachs geleugnet; die Humoralpathologen haben diese Erscheinung richtig erkannt, aber falsch gedeutet und erklärt; der Sache selbst liegt jedoch etwas Wahres zum Grunde, indem diess Zurücktreten des Ausschlags eine sehr bestimmte Metamorphose der Krankheit bezeichnet. Es ist desswegen gar nicht gleichgültig, sondern ein sehr wichtiges Augenmerk des Arztes, zu wissen, ob der Ausschlag stehe oder verschwinde; und eine gewisse Classe von Arzeneykörpern, als der *Spirit. Minder.*, die Antimonialien, der Campher, die Arnica, werden in solchen Fällen immer sehr grosse, heilbringende Mittel bleiben. Aber wo hat je ein Brownianer behauptet, dass man beym Scharlachfieber Campher, Mohnsaft, Wein von dem ersten Zeitraum an und dauernd zu Hülfe nehmen, und den Kranken unter der Last der Federbetten und eingeschlossenen Luft fast erliegen lassen müsse, um diess Zurücktreten des Ausschlags zu verhüten, und an welchen Orten wäre ein solches unsinniges Verfahren je beobachtet worden? Man hätte von einem *Stieglitz* eine solche *offenbare Verläumdung* der Brownischen Lehre am wenigsten erwartet! —

(*Der Beschluss folgt.*)

FORTSETZUNGEN.

Berlin, b. Quien: *Grundriss der Staatskunde des deutschen Reichs in ihrem ganzen Umfange*, mit Inbegriff der sämtlichen preussischen und österreichischen Staaten. Zum Gebrauch der oberen Klassen in höheren Schulen und Gymnasien ausgearbeitet von *Friedr. Leopold Bruns*, Prof. der Geographie und Statistik am königl. Joachimsthal-Gymnasium in Berlin. Mit einer vom Hn. geh. Sekretär *Sotzmann* neu entworfenen Karte, welche das deutsche Reich nach seinen einzelnen Staaten, so wie die gesammten Länder der preussischen und österreichischen Monarchie, darstellt. 2 Abtheilung. 1804. in fortlaufender Seitenzahl VIII und 715 S. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 FEBRUAR, 1807.

MEDICIN.

Hannover, b. Hahn: *Versuch einer Prüfung und Verbesserung der jetzt gewöhnlichen Behandlungsart des Scharlachfiebers.* Von *Johann Stieglitz,* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Vf. nimmt vorzüglich auch deswegen keine Rücksicht auf den Ausschlag beym Scharlachfieber, weil er eine besondere Differenz zwischen diesem und den übrigen fieberhaften Exanthemen gefunden haben will. *Bey den Blattern, Masern* u. s. w., heisst es S. 148, *ist der Ausbruch oft mit grossen Stürmen begleitet, um sich in dem regelmässigen, an bestimmten Tagen geknüpften Verlaufe zu entwickeln; jede Hemmung und Unordnung, die hier eintritt, beweist einen sehr misslichen inneren Zustand, der grosse Hülfsmittel fodert, um das Hinderniss ihrer Eruption aus dem Wege zu räumen u. s. w.* Diess alles soll aber beym Scharlachfieber gar nicht Statt finden. Vergebens hat Rec. einem überzeugenden Grunde dieser Behauptung nachgeforscht. Der Vf. kann weder diese Differenz des Scharlachfiebers von den übrigen fieberhaften Exanthemen, noch jenen Indifferentismus des Ausschlags beym Scharlachfieber durch haltbare Gründe darthun. Fruchtlos bemüht er sich, durch eine, viele Seiten einnehmende Deduction zu beweisen, dass das Exanthem beym Scharlachfieber keine Aufmerksamkeit verdiene, dass es unzweckmässig sey, die Haut als das Organ zu betrachten, auf welches besonders zu wirken sey; dass man nur auf das Fieber zu sehen, diess hinlänglich zu reguliren habe; dass die Schweissmittel ganz und gar zu verwerfen, und ihre heilsame Wirkung nur daraus zu erklären sey, weil sie dem Fieberzustande entsprechen u. s. w. Rec. verliert über alle diese Puncte kein Wort mehr, da er die Quelle, woraus diese und andere irrige Behauptungen unseres Vfs. fliessen, aufgezeigt hat.

Rec. ist in voller Übereinstimmung mit dem Vf., und hält es für einen, von ihm sehr richtig gethanen Blick in die Natur des Gegenstandes, wenn er die schwächende Heilart als die bewährteste und zweckmässigste für das Scharlachfieber geltend zu machen sucht. Auch nach Rec. Überzeugung und Erfahrung kann nur der antiphlogistische Heilplan als der wahre, dem Genius dieser Krankheitsform angemessene, angesehen werden, da ihr eigenthümliches Wesen unstreitig auf Entzündung beruht. Auf keine Weise aber kann Rec. der Wahl der zu diesem Zwecke von dem Vf. so hoch gepriesenen Brech- und Abführungs-Mittel seinen Beyfall schenken. Der Vf. empfiehlt diese Mittel aus eigenen und den Erfahrungen des vortrefflichen *Wichmann.* Wir wollen zwar diese Erfahrungen und ihre Gültigkeit keineswegs in Anspruch nehmen; doch müssen wir bemerken, dass sich von einem solchen Gesichtspuncte über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des gewählten therapeutischen Standpunctes überhaupt nichts sicheres bestimmen läst. Denn Rec. und viele andere Ärzte könnten gegen diese Erfahrungen eine eben so grosse, wenn nicht noch grössere Zahl von Fällen aufstellen, wo sie, ohne alle Brech- und Abführungs-Mittel, durch andere zweckmässige Mitel einen eben so günstigen Erfolg beobachteten. Das Scharlachfieber ist offenbar eine entzündliche Krankheitsform, wie die Blattern, Masern u. s. w., und die antiphlogistische Heilart die einzig zweckmässige. Dass es aber, um der Idee dieser Heilmethode zu entsprechen, gerade der Brech- und Abführungs-Mittel bedarf, wird man durch keinen vernünftigen Grund beweisen können. Äussern die s. g. Abführungs-Mittel in bestimmten Fällen wirklich einen wohlthätigen Einfluss auf das Scharlachfieber: so ist doch nimmermehr anzunehmen, dass sie diess als Abführungs-Mittel thaten, insofern sie vielleicht schädliche Stoffe aus dem Körper entfernten, wogegen sich unser Vf. feyerlichst verwahrt. Es bleibt daher kein vernünftiger Erklärungsgrund übrig, als ihre heilsame Wirkung daraus zu begreifen, dass sie als Salze den gesetzten entzündlichen Process zu beschränken und zu vermindern vermochten. Es verhält sich diess gerade so, wie mit dem Quecksilber und der Salivation. Das Abführen, als solches, kann es aber nimmermehr thun, und durch nichts wird der Vf. die Wahl dieser Mittel rechtfertigen können. Im Gegentheil glaubt Rec. behaupten zu können, dass, wenn aus dieser Classe von Mitteln solche gewählt werden, welche dem gesetzten Entzündungszustande zusagen, ohne diess unnöthige Abführen zu erregen, die Curart ungleich zweckmässiger und passender sey. Diess sieht man besonders aus der ängstlichen Auswahl dieser Mittel. Der Vf. wählt nämlich nur solche, welche kein starkes Abführen erregen, als *Sal catharticum*, das wiener Tränkchen, die Riverische Mixtur, unstreitig durch Beobachtungen belehrt, dass durch starke Ausleerungen hier sehr geschadet werde. Das Abführen kann also keineswegs als ein erwünschtes Ereigniss betrachtet werden. Diess erhellet unter anderen auch aus der S. 173 gemachten Anmerkung, dass die freywillig

Erklärung dieses anscheinenden Problems selbst ertheilen können. —

Was würde der verdienstvolle Vf. dieser Schrift bey seinem grossen Scharfsinne, richtiger Beobachtungsgabe, Fülle von Erfahrung und Gelehrsamkeit nicht geleistet haben, wenn er von einer richtigen Ansicht des lebenden Organismus, — einer wahren Theorie geleitet, diese Untersuchungen unternommen hätte, da er, obgleich im Besitz so grosser und reicher Quellen, von seinem jetzigen Standpuncte nur etwas Halbgelungenes hervorzubringen vermochte!

A. F. M.

Breslau, b. Korn: *Grundwesen der thierischen Natur.* Ein reichhaltiger Stoff für Philosophen, für Seelen- und Nerven-Ärzte. 1805. 117 S. 8. (16 gr.)

Nach einer sehr selbstgenügsamen Zueignung an den Kaiser von Russland (wobey wir erfahren, dass der Vf. *C. Roeser* heisst) und einer höchst erbärmlichen Vorrede setzt uns der Vf. folgende Gerichte aus seiner Speisekammer vor. Beym ersten Auftrag: Lebenskraft, Nerven, Herz, Mensch, Band zwischen Seele und Körper, Beweis von der Veränderlichkeit des Blutumlaufs, Wohnplatz der Sinne, Seele, wie geschieht die Perception?, Eigenschaften der Seele, menschliche Erziehung. Beym zweyten Auftrag: Gemüths- oder Seelenkrankheiten, und unter dieser Rubrik: Gemüthsbewegungen oder Leidenschaften, nähere Erklärung der Gemüthsbewegung, der Leidenschaften oder Seelenkrankheiten, Heilung der Seelenkrankheiten. Beym dritten Auftrag: Nervenkrankheiten, Reizbarkeit, thierische Bewegung. Wir wollen in einigen Proben den Reichthum des Vfs. und die Verwirrung seines Kopfs darlegen. S. 6: „Es scheint sogar, dass die Gehirn- und Nervenmasse aus einem Fett bestehe, welches mit einem urinösen Geist durchdrungen ist, und dass sie kalter Natur sey. Wenn es einen Wärmestoff giebt, so ist auch ein Stoff der Kälte zu vermuthen." Vom Menschen wird S. 9 gesagt: „Er besteht aus zwey Gegenständen, aus einer Seele und einem Körper, welche durch ein unbegreifliches Band, in jedem Partikelchen, aufs genaueste mit einander verbunden sind." S. 15: „Alles mit einander verglichen, ist die Lebenskraft, nach meiner Einsicht, die vereinigte Kraft des Herzens und des Gehirns, der Nerven und der Arterien, des Geblüts und des Nervenmarks. Wäre ein Wärme- und ein Kältestoff erwiesen, so würde ich dafür halten, dass diese zwey Körper sich einander anziehen, und dass durch ihre Verbindung etwas drittes entsteht, welches man Geist nennt, und ein Grundwesen im Thiergeschlecht ausmacht. Viele glauben, dieser Geist stehe mitten zwischen Körper und Seele, und dass durch ihn auch ein Leben ohne Seele möglich sey u. s. w." — S. 24. 25 wird gefunden, dass das Hirn der Sitz der Seele sey, und eine sehr ernstliche Vergleichung angestellt zwischen Hirn und Herz. Der Hauptgrund ist: beide haben vier Hölen. S. 44 sagt der Vf.: „jeder Vortrag muss für die Jugend zusamenhängend und ordentlich seyn, wenn er fasslich, erleidlich und erspriesslich seyn soll." Sollte Hr. R. einst Schriften für die Jugend herausgeben, dann findet sich gewiss auch die treue Befolgung dieser Vorschrift. Für die Erwachsenen hat er anders geschrieben; denn von S. 45 an beginnt eine heillose Anekdotensammlung. An innere Verbindung ist nicht zu denken, wäre nur die äussere da. Des sel. *Weikardt* Anekdotenreichthum und seine leichte Behandlung derselben, besonders im philosophischen Arzt, scheint dem Vf. als Muster vorgeschwebt zu haben; aber in der Carricatur hat er es wieder gegeben. Der Vorrede gemäss hatte Hr. R. als Arzt bey der Armee gedient, und es ist bekannt: Barbierer wissen viel zu erzählen, und nicht selten erstaunliche Aufklärungen zu geben. Die Erklärungen des Hn. R. kamen Rec. oft vor, wie jene eines anderen Gregorius, der sich bey den Klagen der Kranken über Schmerzen stets äusserte: *das machen die dolores.* Eine wichtige Entdeckung S. 57 dürfen wir nicht übergehen: „Die Vernunft ist der Inbegriff aller äusseren, ausser dem Gehirn liegenden Sinne; der Verstand ist der Inbegriff aller inneren, in dem Gehirn selbst liegenden, und besteht in der Vernehmlichkeit mit den äusseren" u. s. w. Zuletzt droht der Vf. noch mit anderen Heften über die Fieber und ein specifisches Mittel wider das Faulfieber, über Seuchen und ansteckende Krankheiten, thierische Gifte und Schärfen u. dgl. m. Der Vf. hat sich in der Vorrede die Ruhe als sein einziges Labsal gewünscht. *Requiescat in pace.* —

Wie in dieser Welt so vieles verkehrt ist, ist es auch hier: Unsinn erscheint in der Pracht, Meisterwerke werden auf Lumpen gedruckt.

K. I. W.

NEUE AUFLAGEN.

Gotha, b. Ettinger: *Kleine Weltgeschichte zum Unterricht und zur Unterhaltung*, von *J. G. A. Galletti*, Prof. zu Gotha. 1805. 14ter Th. VIII und 424 S. 15ter Th. VIII und 421 S. 1806. 16ter Th. X u. 436 S. 17ter Th. VI und 434 S. 8. (5 Rthlr. 8 gr.) S. Recens. des 13 Theils 1806 No. 175.

Pirna, b. Friese: *Gicht und Rheumatismus*, oder *Unterricht für Jedermann, wie man sich gegen alle unter dem Namen: Gicht, Podagra, Chiragra, Fluss etc. bekannten Leiden verwahren, und glücklich davon befreyen kann.* Herausgegeben von *D. G. W. Becker*, ausübendem Arzt in Leipzig. Zweyte sehr vermehrte, und ganz umgearbeitete Auflage. Ohne Jahrz. X. u. 133 S. 8. (12 gr.)

Oldenburg, b. Schulze: *Vollständige und praktische Anweisung zur Orthographie der deutschen Sprache, mit Inbegriff der aus fremden Sprachen entlehnten Wörter, zum Gebrauch in Schulen, wie auch zum Selbstunterricht und zum Nachschlagen eingerichtet, und mit vielen Beyspielen zur eignen Übung versehen*, von *C. Kruse*, Herzogl. holstein-oldenburgischem Consistorial-Rath. Dritte vermehrte und verbess. Aufl. 1807. X u. 389 S. 8. (1 Rthlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 FEBRUAR, 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

London, b. Payne und Lunn: Τρυφιοδώρου Ἰλίου ἅλωσις, *versione latina, plurimis observationibus, duobus indicibus et variis excursibus illustrata a Thoma Northmore, A. M. S. A. S. Editio altera atque emendatior.* 1804. 230 S. 8.

Die erste Auflage dieser Ausgabe des Tryphiodorus erschien im Jahre 1791. Seitdem, erzählt Hr. *N.* in der Vorrede, ist durch die Bemühungen der grossen Kritiker, Heyne's *scilicet*, Hermann's, Wolf's, Porson's und anderer, über die griechische Sprache und über die Kritik selbst so viel Licht verbreitet, dass er sich verbunden geachtet, auch dem Tryphiodorus sein Theil davon zukommen zu lassen. Darum veranstaltete er die zweyte. Seine Hülfsmittel waren sonst die nämlichen: vorzüglich die Merrickische Ausgabe (Oxford 1741), und die Varianten zweyer Handschriften, die Bandini (Florenz 1765) mitgetheilt hat. Eine lateinische Übersetzung — und zwar keine neue, sondern die Bandinische, hin und wieder geändert — fügte er darum hinzu, weil er von seiner ehemaligen Meinung, besser sey die griechischen Dichter gar nicht als aus Übersetzungen zu kennen, zurückgekommen, und nunmehr überzeugt ist, auch der Gelehrte könne bisweilen, aus Mangel an Zeit oder zu Bildung und Zierung seines Geistes gemüssiget seyn, bey der Übersetzung sich Rathes zu erholen. Über den Charakter des Dichters wird geurtheilt, wie ehedem: Neuerem Tadel tritt entgegen die Autorität Rhodomannus und anderer Kenner, die die Eroberung Ilions höchst elegant und honigsüss befinden wollen; sollte auch die Wahrheit in der Mitte liegen, immer bleibe es ein schönes Gedichtlein, wohl werth der Mühe, die hier verwandt sey, um es, nach Möglichkeit, fleckenlos darzustellen. Ob die Mühe Frucht getragen?

Der Herausgeber, um mit Homerus zu reden, rühmt sich, ein Schüler von Wakefield zu seyn. Seine dankbare Verehrung gegen diesen *wahrhaften Britten* spricht er gern und vielfach aus: *per parenthesin* in der Dedication, wo er nebst einem Lebendigen zwey Verstorbene feyert, *ex professo* am Schlusse der Vorrede, gelegentlich sonst. Angeeignet aber scheint er sich wenig von ihm zu haben: nicht die umfassende Belesenheit, die an das Nächste das Entlegenste reihete; nicht die geniale Leichtigkeit, die Conjecturen zu Hunderten hinstreute, Haufen von Spreu durch manch edeles Waizenkorn vergütend. An jener gebricht es ihm so sehr, dass die meisten seiner Noten, wo sie sich nicht begnügen, allbekannte Mythologien aus gleich bekannten Quellen zu erläutern, oder aus Lexikographen und Scholiasten Bedeutungen und Etymologien zu sammeln, die auf jede andere Stelle eben so anwendbar gut wären — dass seine Noten gewöhnlich auf dem Grunde ruhen, den der fleissige Merrick gelegt hat, und, würde ihnen dieses entzogen, in ihre eigene Armuth zusammenstürzen müssten. Statt der Keckheit aber im Emendiren zeigt sich eine Zaghaftigkeit in der Beurtheilung fremder Versuche, und die wenigen Male, wo eigene gewagt sind, eine Unsicherheit, die nicht füglich von Umsicht und Bedächtigkeit allein abgeleitet werden kann. So wird V. 15

οἰκτρὰ κάτω μύοντας ὁμόζυγας ἔστενον ἵππους

μύοντες beybehalten, ungeachtet es Sinn und Prosodie verletzt, und bereits von Merrick corrigirt ist: und V. 31

νεφέλην ἀνεδύσατο μήτηρ

ἀνεδύσατο statt ἐνεδύσατο vertheidiget mit einer nicht minder verderbten Stelle des Nonnus. Einem für ἐφ' verschriebenen und längst verbesserten ὑφ' V. 21

Τρωσὶν ὑφ' Ἕκτορος ἐλκυθμοῖσι μυζομένοις

soll des Tzetzes anerkannnte Incorrectheit und Addisons

nor longer *under* false reproaches grieve

zu Hülfe kommen: dass *ἐπὶ* vorzuziehen und dem griechischen Sprachgebrauche gemässer sey, wird eingestanden. V. 573

πάντα δ' ὁμοῦ κεκίνητο, φόνος δέ τις ἄκριτος ἦεν

billigt der Herausgeber Wakefield's einleuchtend wahre Conjectur κεκύκητο, und lässt dennoch das ebenfalls aus Conjectur entstandene, unerwiesene κίνητο im Texte. V. 535:

οἷα μέλισσαι,
αἵτ' ἐπεὶ οὖν ἔκαμον — — —
κηρὸν ὑφαίνουσαι — — —,
ἐς νομὸν εὐγυάλοιο, καὶ ἄνθεσιν ἀμφιχυθεῖσαι
νύγμασι πημαίνουσι παραστείχοντας ὁδίτας

verwundert er sich, wie das — handgreiflich falsche — εὐγυάλοιο den Gelehrten seit Rhodomannus herab habe missfallen können, da es ja aus εὐ und γυάλον *vallis* nach derselben Analogie zusammengesetzt sey, wie tausend andere Wörter *viz.* εὐκαρπία, εὐμορφία, εὔπλοια und, was näher liege, εὐάγκεια. Demnach übersetzt er: *Quaemadmodum apes, quae postquam laborarunt (?) ceram contexentes, ad pabulum pulchrae vallis, et flores circumfusae aculeis laedunt praetereuntes viatores.* Wie der Mann construiren mag, und wie ihm beygeht, an die Analogie zu appelliren

in dem Augenblicke, da er von ihr so verlassen ist, dass ihm die Formen des Adjectivums und des Substantivums in einander fliessen! Ein Ähnliches begegnet ihm V. 545. — Eigener Vermuthungen zählen wir etwa vier: worunter die erste, V. 221,

κρυπτὸν ἐνὶ Τρώεσσι δόλον καὶ πήματα τεύχων

statt κεύθων, nähere Prüfung verdient, die übrigen aber in hohem Grade unnütz und unbedeutend sind.

Der Geist des Lehrers also, dünkt uns, ruht nicht auf Hn. N.: desto deutlicher aber, was ihn mehr freuen wird, der Geist des Mannes, den er um die Literatur verdienter glaubt als irgend einen anderen (*ullum alterum*) Sterblichen dieser Zeiten, des Herausgebers der grossen Ilias. Dieser Geist offenbart sich dem begeisterten Verehrer — wir wissen nicht wie: dem nüchternen Nicht-Bewunderer im Allgemeinen durch breite Oberflächlichkeit; im Besonderen, bey der Kritik auf die beschriebene Weise, bey der Erklärung, mit einiger Inconsequenz, einmal durch die Anmassung, dem Leser aufzudringen, was selbiger, auch bey beschränkten Gaben, gar leicht aus sich selber produciren kann, und dann wieder durch die Bescheidenheit, die, den Ton des Wissenden sorgfältig vermeidend, den Leser zwar um nichts klüger macht, aber auch nicht stört in der behaglichen Freyheit zu meynen und zu zweifeln in Ewigkeit. Also auf der Einen Seite wird geklagt, wie schwer sey, richtig zu urtheilen, und gebeten, der günstige Leser möge sich dem misslichen Geschäft selbst unterziehen; es wird Vieles angerührt, Weniges ausgemacht; es werden Prämissen hingestellt, aber kein Schluss gezogen. (V. 3, 13, 128, 131, 429, 545, 547). Von dem Digamma wird V. 2 eingeräumt, es lasse sich in den späteren Dichtern kaum erwarten: zugleich aber behauptet, es gebe doch auch bey diesen *sehr viele* Stellen, *von denen viele* nach diesem schönen und nützlichen Buchstaben zu schmecken *schienen*; nur dass die Dichter diese (Stellen?) mehr aus einer *gewissen* poetischen Licenz als aus Kenntniss des Digamma gebraucht haben würden. Über die Tmesis ergiebt sich V. 3, und über die Verdoppelung der Consonanten V. 13 ungefähr dasselbe Resultat: von der Tmesis homerischem Gebrauche dürfe fast nicht geredet werden, wegen der vielen und grossen Interpolationen; in des Tryphiodorus πολὺν διὰ μῦθον ἀνεῖσα (διὰ schreiben wir, nicht aber, was der Herausgeber sich gern einreden liesse, δια: sicherer ist, den Gebrauch von glaubhaften Zeugen zu lernen, als willkührlicher Gleichmässigkeit zu Liebe, ihn *a priori* zu meistern,) stehe vermuthlich διανεῖσα *simpliciter* für ἀνεῖσα; sage doch auch Plato: μὴ ἀνεῖναι τὸν λόγον, ἀλλὰ διερευνήσασθαι: über die Verdoppelung wären die Alten wohl selbst keiner festen Regel gefolgt. Und eben so, bey einzelnen Worten. Ob Apollo V. 641 wahrhaft heisse, weil er die Zukunft wahrhaft voraus verkünde, sey ungewiss: ἀληθὴς könne gleichwohl den gerechten, billigen bezeichnen, der die Verbrechen nicht vergisst. — Dagegen wird freygebig gespendet aus dem Gemeinschatze ästhetischer, moralischer, politischer Weisheit. Bey dem Anruf an die Muse wird uns noch immer nicht erlassen, dass solcher *modus scribendi* (auch νέφος ἀνδρῶν V. 57 heisst ein *modus scribendi*) kaum anders zu nehmen sey, als für eine leere Formel; vielmehr werden wir, das zu lernen, an die Observationen zur Ilias verwiesen. Wenn der Herausg. V. 17 — ohne alle Noth — erzählt, dass Achilles nach seinem Tode auf die Inseln der Seligen versetzt sey, kann er sich nicht entbrechen, auszurufen: *Eheu! welch ein prächtiger Lohn für die Zerstörung so vieler Städte* (Il. I. 328), *die Ermordung so vieler Menschen! Da sieht man recht, was* Heyne *schreibt*, (in zwey Excursen zur Äneide) *dass man sich das künftige Leben ähnlich dem gegenwärtigen denkt.* Und zu V. 127:

θανάτῳ βροτοῖσι κατευκλεὲς αἶσχος ἀλύξαι:

Hostium scilicet, hominum coaequalium, cruentam caedem, apud omnes, omnium saeculorum, gentes, et barbaras, et, proh pudor! excultas hanc gloriosam vocaverunt mortales;

Νήπιοι, οὐδ' ἴσασι —

Witziger noch V. 443, wo sein Freund *Cogan* statt μαρνάμενον πῦρ vermuthet hat μαινόμενον πῦρ: *Atque enimvero, mi Cogane* (die Apostrophe ist des Herausgebers Lieblingsfigur), *quid est differentiae inter* μαίνεσθαι *et* μάρνασθαι? *nonne utrumque malum?* und so fort noch einige Zeilen hindurch. Oder V. 491: *Sic vita est hominum, quorum in animis principia, fundamenta virtutis et philosophiae, non bene sunt jacta. Talibus honores, ut vocantur, et divitiae sunt omnia:* χρήματα, χρήματ' ἀνήρ. Und zu den Worten ἐλευθερίης — διψάουσαι V. 548: *Citat Merrickius ex Platone* ὅταν δημοκρατουμένη πόλις, ἐλευθερίας διψήσασα, κακῶν οἰνοχόων προστατούντων τύχῃ. *Proculdubio haec sitis ante omnia est suavis, pene divina: sed quid sit* τυχεῖν κακῶν οἰνοχόων *non indiget interprete Platone.*

So bleibt uns denn übrig, in den Excursen die schönen Verbesserungen und die trefflichen Spracherläuterungen zu suchen, die uns in den Noten zu finden nicht hat gelingen wollen. Die Excurse sind fast durchgehend streitbarer Natur, vornehmlich gegen Heynische gerichtet: aber sie streiten so mit Glimpf und Manier, dass wir hoffen, die Gegner selbst werden diese Art des Widerspruchs für liberal, bescheiden, vernünftig erkennen, und nicht unterlassen, einen Kampf fortzusetzen, der, von Liberalität gegen Liberalität, von Bescheidenheit gegen Bescheidenheit, von Vernunft gegen Vernunft geführt, so Gott will, zur ewigen Norm der Polemik werden kann, und diese Thörin, die noch in wilder Jugendlichkeit nur zu oft mit der Sache den Mann niederrennt, auf einmal zu dem gesetzten, wohlanständigen Matronenschritte hinaufbilden: zum Frieden den Gelehrten und dem Publicum ein Wohlgefallen.

Es sind der Excurse fünf. Der erste, auf den der Vf. nicht wenig halten mag, da er ihn beynah ohne Veranlassung beybringt, untersucht die Etymologie des Wortes καλαῦροψ oder καλάβροψ. Nachdem Lennep's und Alberti's Meinungen, Heyne's Zweifel erwähnt und als ungenügend zurückgewiesen sind, wird angenommen, καλαῦροψ sey entstanden

aus βραχαλον (i. e. βοναλον nach Hesychius), und zwar durch einen gewissen Schein (*specie quadam*) von Versetzung: βρα — καλον, καλο — βρα oder καλοβρα oder endlich καλαβρα. Der Schein hat augenscheinlich betrogen, aber, wer kann es leugnen? auf eine höchst neue und originale Weise.

Der zweyte über die Wörter Πηλείδης, Ἀτρείδης u. s. w., setzt als ausgemacht, dass solche Patronymica in den Homerischen Schriften viersylbig gewesen, und Ἀτρεϝίδης, Πηλεϝίδης gelautet; verübelt auch dem sehr scharfsinnigen Heyne und dem gelehrten Hermann, dass sie diese Dawesische Entdeckung nicht mit Danksagung aufgenommen. Die sanft strafende Anrede müssen wir dem Nachlesen überlassen: über die Sache hätte sich der Vf. in der Wolfischen Vorrede zur Odyssee verständigen können.

Der dritte Excurs ist dem ν ἐφελκυστικὸν gewidmet. Die Untersuchung wird als schwierig, aber belohnend angekündigt: darauf gelehrt, dass in den ältesten Zeiten der griechischen Sprache für das ν eine Vorliebe geherrscht, die sich in der Pluralform ντι statt ουσι, so wie in den einsylbigen Wörtern ιν, μιν, φιν, τιν u. s. w., hinlänglich an den Tag lege, und, nach der scharfsinnigen Bemerkung von Webb (in *Some reasons for thinking, that the Greek language was borrowed from the Chinese, London* 1787) aus dem Chinesischen herrühre (aus dem Chinesischen ngo sey geworden ε—γω oder vielmehr ε—γων), allmählich aber sich verloren habe, zumal bey den Ioniern und hexametrischen Dichtern. Der Atticismus gebrauche das ν zu Verlängerung einer Kürze nur vor *muta cum liquida* (dass es einen Unterschied mache, ob die *muta* eine *media* oder *tenuis* sey, vergisst Hr. N., um Porson zu tadeln, der einmal παρέδωκεν τρέφειν, ein ander Mal ὄμμασιν βλέπων hat drucken lassen): bey Homerischen Schriftstellern sey der Cäsur Kraft so gewaltig, dass sie allein auch die kürzesten Vokale, nicht nur vor einem einfachen Consonanten, sondern auch wieder vor Vocalen, verlängere ohne Beyhülfe des ν: welches also nur, um Hiatus zu vermeiden und die Thesis zu stützen, dienen dürfe, keinesweges aber in die Arsis gehöre. Denn

Πάντεσσι, πολέσι δὲ καὶ ἄλλοισι κακὸν ἔσται.

habe den Griechen hoffentlich nicht schlechter geklungen als

Πάντεσσιν, πολέσιν δὲ καὶ ἄλλοισιν κακὸν ἔσται.

Bewiesen wird das mit der Autorität moderner Kritiker und — eine böse *petitio principii* — des Homerus und Hesiodus. Das richtige ist längst dargethan und eingeführt von Hermann, der mit Behauptungen bestritten wird in Ermangelung von Gründen, und von Wolf.

In dem vierten, über den Conjunctivus und Optativus bey den Conjunctionen ἵνα, μὴ, ὡς, ὄφρα — der, beyläufig gesagt, nicht wohl zu harmoniren scheint mit einer Note zu V. 298 — dringt der Vf., zumal für Homerus, auf Annahme der Dawesischen Regel über die *Consecutio modorum*: eine Regel, die allerdings für die mechanische Anwendung bequem ist, aber auch, als beruhend auf unvollständiger Empirie, nicht überall durchhilft. Was der Vf. zur Modification derselben versucht, ist so unbestimmt und unklar, dass darin eben so wohl die Ahnung des Rechten als alles andere gefunden werden könnte. Die Anwendung auf Homerus wird, wie nun einmal Sitte geworden, dadurch ungemein erleichtert, dass die Verse, die sich sträuben, den Schimpf der Interpolation tragen müssen.

Der fünfte endlich belegt mit einer Menge von Stellen Wakefield's Bemerkung, dass in der dritten Region des Hexameters, wenn sie den Daktylus hat, ein Hiatus häufig sey. Die Erklärung, die der Vf. hinzuthut, ist schwerlich haltbar. Ein solcher Hiatus zerfälle den Vers in zwey ähnliche Halbverse,

ἀλλ' ἀκέουσα κάθησο, ἐμῷ δ' ἐπιπείθεο μύθῳ:

und da nun die Dichter unbekümmert gewesen über die Quantität der letzten Sylbe des zweyten, so hätten sie vielleicht auch die des ersten für gleichgültig angesehen, *und* — um das Zusammenstossen der Vocale sich nicht gekümmert. Aber eben diese Zerfällung däucht uns durchaus unstatthaft, da sie den Hexameter auf das kläglichste verhunzt; und wäre sie statthaft, so würde sie ganz andere Folgerungen begründen. —

Die Latinität des Hn. N. können wir nicht loben. *Cum constat; praesertim cum dicit; olim haerebant in, vox* διὰ *non sola stetit; affirmat, quod haec vox restituenda; Epeus celebris; hanc locutionem provocat* (S. 64. 65. 70. 85. 90. 94) und ähnliche Eleganzen werden nur Anfängern verziehen. Δμ.

STRASBURG, b. Heitz u. b. der Zweybrücker Gesellschaft: *Cebetis tabula sive vitae humanae pictura graece. Collatis quatuor Codd. MSS. pariss. cum lectionibus Cod. Meibom. iterum emendatam edidit Johannes Schweighäuser. Adspersi sunt ad calcem libelli tironum in usum flores nonnulli graecorum poëtarum.* 1806. 120 S. 12.

Eine neue Bearbeitung des *Kebetischen Gemäldes*, welches Hr. *Schw.* im J. 1798 zugleich mit dem Handbuche des Epiktet zu Leipz. b. Weidmann in gr. 8 mit einem grösseren gelehrten Apparate herausgab. Der junge *Gottfr. Schweighäuser* hat sich auch bey diesem kleineren Werke das Verdienst erworben, durch eine sorgfältige Vergleichung der vier pariser Handschriften, wovon bisher nur drey, und zwar nicht mit der erforderlichen Genauigkeit, verglichen waren, mit der früheren Ausgabe zur Verbesserung des griechischen Textes beygetragen zu haben. Der neue Verleger, ein Sohn des Hn. Heitz, bey welchem *Brunck's* Werke erschienen sind, hat dabey für einen deutlichen und saubern Druck auf gutem Papiere gesorgt, und zum Gebrauche der Schuljugend auch Exemplare auf geringerem, aber doch sehr sauberem Papier abziehen lassen, wovon der Ladenpreis 1 Liv. 10 Sols ($\frac{1}{4}$ Laubthlr.) ist. Diese neue Ausgabe des Kebes enthält nichts als den griechischen Text mit den Varianten der pariser Handschriften, worunter hin und wieder auch die Lesarten des Meibomschen Codex angemerkt sind; und zum Nutzen der Schuljugend ist noch eine griechische Blumenlese mit Angabe der Quellen in den Anmerkungen angehängt, welche den dritten Theil des Buches einnimmt, und wegen der Beyträge, welche die 1806 No. 247-251 von un-

angezeigte Ausgabe des Athenäus dazu geliefert hat, genauer angegeben zu werden verdient. Diese Blumenlese enthält 1) einzelne jambische Verse aus den Sammlungen gnomischer Dichter nach Materien alphabetisch geordnet, worunter auch zwey von Antiphanes aus Athenäus aufgenommen sind, 2) vier Stellen aus Theognis nach der Brunckischen Ausgabe, 3) eine Stelle aus den goldenen Sprüchen des Pythagoras, 4) drey anakreontische Lieder nebst den beiden Bruchstücken aus *Athen. Vol. IV. p. 61 sq.*, worauf wir künftig bey Beurtheilung der Bothe'schen Ausgabe zurückkommen werden, und 5) eine Auswahl grösserer und kleinerer Bruchstücke griechischer Komiker nach dem Alphabete der Verfasser, welche bis auf ein einziges, das dem Menander zugeschrieben wird, insgesamt aus dem Athenäus gezogen sind. Hr. *Schw.* giebt hier meistens dieselben Lesarten wieder, welche er in den Text des Athenäus aufgenommen hat; doch erscheint auch hin und wieder eine Verbesserung. So ist Mnesitheus, welchen der Epitomator des Athenäus II, 2 p. 36 a, so wie X, 14 p. 419 b, c, durch ein Missverständniss aus einem Arzte zum Dichter erhoben hatte, aus der Zahl der Komiker ausgestrichen, und das Bruchstück dem Alexis zugeschrieben, indem Hr. *Schw.* für Μνησίθεος δὲ ἔφη mit einer kleinen Abänderung Ὁ Μνησίθεος ἔφη liest. Rec. übergeht die unbedeutenden Veränderungen im Bruchstücke des Antiphanes, III, 62 p. 103 e. f. wie ῥάκος in ῥάκη, οὐθὲν in οὐδὲν, τοῦτ' in ταῦτ', die zum Theil wohl Druckfehler sind, um sich bey der wichtigern Correctur in einem anderen Bruchstücke desselben Dichters *Athen.* VII, 46, p. 295 f. zu verweilen. Die Verbesserung des corrupten κεσρεὺς ὑμήττιος in κ. νῆσις hatte Hr. *Schw.* schon in der Animadv. zum Athenäus angegeben; aber die Verbesserung des sinnlosen Ψήττας κίσχος in Ψ. κύσθος findet sich hier zuerst. Κύσθος nimmt hier Hr. *Schw.* in der Bedeutung von ὑπογάστριον, ἠτριαῖα, *abdomen*, welches allerdings nach der Anführung der anderen Fischtheile sehr wahrscheinlich ist. Die meisten Veränderungen findet man im Bruchstücke des Apollodor I, 4, p. 3, c. Εἰσιόντα für εἰσιόντι foderte die Handschrift, aber αὖθις für εὐθὺς möchte schwerlich Beyfall finden. Eben so wenig wird man die Abänderung des πρῶτον in πρῶτος billigen, oder die Schreibart ἔσχνε für ἔσανε nothwendig glauben, und noch weniger ein *Jota subscriptum* statuiren. Auch möchte es gerathner seyn, die handschriftliche Lesart ὑπήντησέ τις in εἶτ' ἤντησέ τις zu verändern, als in das abweichendere ὑπαντήσας δέ τις, welches eine Änderung des προσῆλθεν in προσῆλθ' nothwendig zu machen scheint. Εἶτα bezieht sich auf das vorangehende πρῶτον, und ἤντησέ τις steht für εἴ τις ἤντησε, wie in dem aus *Athen.* VI, 11, p. 227, e, ausgewählten Bruchstücke des Diphilus:

λαγὼς τις εἰσελήλυθ', εὐθὺς ἤρπακας.
Tua praeda est, siquis moenia intravit lupus.

Ob in diesem Bruchstücke des Diphilus πίθητ' für πείθητ' mit Fleiss gedruckt ist, kann Rec. nicht bestimmen; lobt es aber, dass für das unpassende συνήχας die alte Lesart συνῆκας wieder hergestellt ist. In dem Bruchstücke des Krates aus *Athen.* VI, 94, p. 267, e. f. ist einiges mit Recht verändert, z. B. κεκτήσετ' für κεκτήσεται, ποῦ 'σθ' für ποῦσθ'; aber ἐξάλειψον für ἐξάλειφον zu schreiben, scheint nicht nothwendig.

Dem Verstoss gegen das Versmass, dessen sich Hr. *Sch.* im fünften Verse schuldig gemacht hatte, hat er dadurch abzuhelfen gesucht, dass er ὅταν καλῇ τι in ὅτι ἂν καλῇ abändert, in welchem Fall das Versmass παρατίθεσαι für παρατίθου verlangt. Doch sieht Rec. keinen Grund, warum man nicht die handschriftl. Lesarten beybehalten soll, da sie, gehörig distinguirt, einen guten Sinn geben, und ins Versmass besser passen, als alle versuchten Veränderungen. Man schreibe:

Πρόσεισιν αὐθ' ἕκαστον	*Accedet ipsum quodque*
τῶν σκευαρίων, ὅταν καλῇ	*vasculorum, quando pulchrae (amatae)*
τι παρατίθου τράπεζα	*quid apponant. Mensa (dicam),*
αὐτὴ παρασκεύαζε cet.	*ipsa te para cet.*

Zu Hn. *Sch.* wiederholten Verstössen gegen die Metrik liefert noch das Bruchstück des Menander aus *Athen.* XIII, 8. p. 559. e. ein Beyspiel. Ein σ', welches er in den Animadv. zu Athen für unnöthig erklärte, ist hier auf diese Weise eingeschaltet, dass er, σαυτὸν für αὐτὸν schreibt. Da aber σαυτὸν nach πέλαγος eine falsche Länge in den Vers bringt, so versetzt er dieses Wort hinter ἐμβαλεῖς γάρ, wo derselbe Fehler entsteht. Von der Versetzung dieses Wortes weiss wenigstens Rec. keinen anderen Grund aufzufinden.

Auf die Auswahl der Bruchstücke aus griechischen Komikern lässt Hr. *Sch.* die erste Rhapsodie aus Homers Iliade mit Weglassung aller Stellen folgen, welche den Zorn des Achilles betreffen, worauf doch der Anfang hindeutet. Hätte er im ersten Verse für Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος nach Angabe des 75 Verses Ἑκατηβελέταο ἄνακτος oder Ἑκατηβόλου Ἀπόλλωνος geschrieben, und hätte er nicht den ganzen Wortwechsel zwischen Agamemnon und Achilles weggelassen: so würde das ausgehobene Stück ein vollständiges Epyllium gewesen seyn, welches Rec. längst aus inneren Merkmalen als das älteste Gedicht erkannt hat, woraus sich mit einigen Abänderungen die ganze Iliade entwickelte. Nach der Homerischen Rhapsodie sind noch einige Verse aus Hesiods Tagewerke aufgenommen, ferner Parmeno's Jamben aus Athen. V, 64. p. 221. a., die Päane des Ariphron und Aristoteles aus Athen. XV, 64. p. 702 a. und XV, 51. p. 696 b. und die Beschreibung des Nautilus aus Athen. VII, 105 sq. mit dem Epigramme des Kallimachus, bey dessen Anführung durch ein Versehen οὕτως ἔχων für οὕτως ἔχον gedruckt ist. Das vorletzte Distichon ist als eine Stelle von zweifelhafter Lesart weggelassen, und der erste Vers also geschrieben:

Κόγχος ἐγὼ, Ζεφυρῖτι, παλαίτερον· ἀλλὰ σὺ νῦν με.

Welchen Zweck Hr. *Sch.* bey der Aufnahme mancher der gewählten Bruchstücke vor Augen hatte, lässt sich schwer errathen; das Bruchstück des Pariers Evenus aber aus Athen. IX, 4. p. 367. e., welches den Beschluss des ganzen Buches macht, hat die Überschrift πρὸς τοὺς εἰκῇ ἀντιλέγοντας erhalten, und die Anmerkung, dass es auf diejenigen ziele, *quibus nil rectum est, nisi quod ipsi vel dixerint vel fecerint.* Rec., dessen Pflicht es war, dem Herausg. in Vielem zu widersprechen, glaubt indess nicht unter diejenigen zu gehören, gegen welche Hr. *Sch.* die Verse des Evenus gerichtet zu haben scheint; da er aus eigener Erfahrung überzeugt ist, dass er auch da wieder fehlte, wo er etwas besser zu machen meinte.

F — G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10. FEBRUAR, 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

St. Petersburg, in der Schnoorschen Buchdruckerey: *Des Titus Calpurnius Siculus ländliche Gedichte*, übersetzt und erläutert von *Friedrich Adelung*. 1804. 255 S. 4. (3 Thlr.)

Die grofse und gerechte Verehrung, welche *Virgil*, der eigentliche Vater der römischen Bukolik, von jeher unter den Deutschen gefunden, war wohl eine der Hauptursachen, weshalb sein Nachfolger *Calpurnius*,

proximus huic, longo sed proximus intervallo,
jenem zunächst, doch zunächst in weitgesondertem Abstand,

keinen solchen Lobredner fand, der ihm einen tüchtigen Übersetzer aufgeregt, und dadurch einen allgemeinen Eingang verschafft hätte. Im Gegentheil, die meisten Erklärer, *Wernsdorf* an der Spitze, haben bey aller dem Calpurn geschenkten Sorgfalt, einige für ihn nachtheilige Vergleichungen mit seinem grofsen Vorgänger angestellt, und die Folge war, dafs Calpurn in seiner Dunkelheit geblieben ist. Auf Schulen wird er nicht gelesen, der Dilettant weihet ihm keine Aufmerksamkeit, und selbst manchem Gelehrten ist er unbekannt. Gleichwohl sind seine Eklogen, nicht blofs als redende Denkmale aus jener schriftarmen Zeit, sondern selbst als Reliquien aus der bukolischen Welt von grofsem Werthe. Denn wie sehr auch Mängel des Planes und der Ausführung, elende Schmeicheleyen, langweilige Ausdehnungen, falscher Witz, barbarische Sprache und Darstellung diesen Gedichten ankleben: so leuchtet doch unter allen diesen Gebrechen des sinkenden Zeitalters eine gute Dichteranlage hervor, bey der man nur die Ausbildung unter günstigeren Einflüssen vermifst. Auch hat Calpurnius einige glückliche und neue Situationen zum Gegenstande seiner Idyllen gewählt, wie die Gegenüberstellung des Hirten und des Gärtners im Wechselgesange, die Virgil (Ecl. VII, 33) nur im Vorübergehen andeutete; und in anderen weniger originellen Stücken findet sich mancher der Hirtenwelt abgelauschte liebliche Zug, manches schöne mit warmem Gefühl entworfene Gemählde, dafs, wer eine Blumenlese aus Calpurn anstellen wollte, eine herrliche Ausbeute von Einzelnheiten erhalten würde, die auch neben Virgilischen Darstellungen einen unzweydeutigen Werth behaupten dürften.

Das Unternehmen des Hn. *A.*, den Calpurn auf deutschen Boden zu verpflanzen, verdient schon durch sich selbst, und weil er als Bahnbrecher viele Schwierigkeiten zu überwinden hatte, den Dank aller Freunde der römischen Literatur. Wenn wir aber an das überschwengliche Lob denken, welches dem Übersetzer in einigen Zeitschriften zu Theil geworden ist: so können wir aus Achtung für Hn. *A.*, der etwas viel höheres wollte, als er diefsmal schon zu erreichen im Stande war, ohne Einschränkung nicht einstimmen. Gewifs gebührt ihm die Anerkennung, dafs er seinen Autor mit Geschmack, mit lebendigem Gefühl für Naturschönheit und ländliche Sitte, und nicht ohne genauere Kenntnifs der Originalsprache gelesen habe; auch mangelt ihm nicht eine gewisse Erhebung des Tones und Anmuth der Darstellung: nur jene Objectivität, welche die *Vossischen* Übersetzungen auszeichnet, können wir in vorliegendem Werke nicht erkennen. Die Übersetzung des Hn. *A.* ist durchaus subjectiver Natur, und giebt auch so nicht den lauteren Abdruck einer in sich harmonischen originellen Ansicht, sondern ein buntes Gemisch verschiedenartiger Auffassungen, wie gerade die Laune augenblicklicher Stimmung diese und jene vorüberschwebende Erscheinung festhielt und gestaltete. So sind z. B. die wiederkehrenden Verse: III, 55 und IX, 37; III, 51 und IX, 44: beidemal auf eine ganz abweichende Art übersetzt worden. Übersetzungen in diesem Charakter, deren so viele, als Individuen denkbar sind, fast ohne sich zu berühren, neben einander stehen können, bezeichnen den Dilettanten, der das Urbild in die Sphäre einer schwankenden Persönlichkeit herabzieht; während der Meister, mit Entäusserung alles Persönlichen, sich zum Urbilde emporhebt, mit Beharrlichkeit nur auf das Eine, was Noth ist, schaut, und dieses in einem wahren, treuen, für alle Zeiten gültigen Abbilde darzustellen bemüht ist. Um eine solche Übersetzung zu liefern, fehlte es dem Hn. *A.* wohl nicht so sehr am Talente, als an Kenntnifs des Versbaues und der Prosodie, an Fülle der Sprache, an Gewandtheit, poetische Perioden zu bilden und im Verse darzustellen. — Wir gehen zu Beyspielen über, die wir nicht mit ängstlicher Wahl auszuheben brauchen. Ecl. I, 5:

Hoc potius, frater Corydon, nemus, ista petamus
antra patris Fauni, graciles ubi pinea densat
silva comas, rapidoque caput levat obvia soli:
bullantes ubi fagus aquas radice sub ipsa
protegit, et ramis errantibus implicat umbras.

Hr. *A.* übersetzt:

Lafs uns, Bruder, den Hain, lafs jene Höle uns suchen,
Unserm Faune geweiht, wo im dichten Walde *die Pinjen*
Schlank die *Äste* verschränken, der brennenden Sonne zum Obdach;
Wo die Buche beschattet den Quell, *der Wurzel entsprudelt*,
Und ihm webet ein schützendes Zelt mit irrenden Ästen.

Schon die Auslaſſung des Namens, und des bedeutenden *potius* miſsfällt; *unſerm Faune* klingt, als wenn die beiden Hirten einen eigenen Faun, einen von den Söhnen des *Faunus* und der Fatua gehabt hätten; *der brennenden Sonne zum Obdach* iſt todt gegen das maleriſche *caput levat*; *der Wurzel entſprudelt*, ſo geſtellt, kann nur auf *Buche* gezogen werden; auch vermiſſen wir den bedeutenden Übergang *protegit*, durch den nicht bloſs die beiden letzten Verſe, ſondern auch die zwey letzten Bilder zu Einem Gemählde vereiniget werden. Wir verſuchen folgende Überſetzung:

Lieber den Hain, Freund Corydon dort, und die Grotte des Vaters
Faunus geſucht, wo dicht die Pinienwaldung das zarte
Laub verſchränket, und hoch der gewaltigen Sonne ſich vorſtreckt;
Wo herſprudelnde Waſſer der Buchbaum unter der Wurzel
Deckt, und irrender Äſte Geweb' ausbreitet zum Schirmdach.

Ähnliche Unbeſtimmtheiten finden wir V. 43 ſeq. wo: *poſito ſqualore ſituque* bloſs durch *dem Kerker entnommen*, und *qui luſit cauſam in maternis ulmis* durch das allgemeine: *der im Haine der Mutter ſich zum Fürſten gebildet*, wiedergegeben iſt. Man vergleiche auch II, 36—43. IX, 5—15. 86. IV, 114. — Mehrere Stellen ſind etwas empfindſam moderniſirt, wie IV, 50:

Sed niſi forte tuas melior ſonus avocat aures,
Et noſtris aliena magis tibi carmina rident,
Vis hodierna tua ſubigatur pagina lima?

Doch, wenn beſſere Töne dich nicht beſchäftigen, wenn nicht
Höhere Lieder als meins dein Beyfall-Lächeln erheiſchen;
Darf ich der Kennerfeile denn wohl mein heutiges bieten?

Wer erkennt hierin nur eine Spur vom Charakter des Originals, welches treu wiedergegeben ohngefähr ſo lauten würde:

Doch ſo dein Ohr nicht etwa von beſſeren Tönen erfüllt wird,
Und kein anderes Lied vor dem meinigen heiter dich anlacht,
Darf ich mein heutiges Blatt auf die glättende Feile dir legen?

Oft hat Hr. *A.* durch irgend eine Auslaſſung ſich freylich heutigen Foderungen angenähert, aber eben dadurch der Untreue an höchſt charakteriſtiſchen Zügen ſchuldig gemacht, wie VII, 4:

O piger, et duro jam durior axe, Lycota.
O du ſtumpfer Lycotas! du biſt weit härter als Holz noch.

Schien ihm die *harte Axe* zu ſtark im Munde des bäuriſchen Lycotas? Noch öfter ſind dem Original Zuthaten gegeben, z. B. X, 11—14:

Tum Pan excuſſus ſonitu ſtridentis avenae,
Jamque videns, Pueri, ſi carmina poſcitis, inquit — —

Da erwachte *verwundert* vom Schalle des kreiſchenden Rohres
Pan, *gewahrte die Hirten* und ſprach — —

So auch IV, 18 wo wir von den Worten: „*mir gleich an Liebe zur Flöte*," weder in der aufgenommenen noch in einer abweichenden Lesart auch nur eine Spur entdecken können. Nackt proſaiſch ſind Stellen, wie IV, 63:

Tityrus hanc habuit, cecinit qui primus in iſtis
Montibus Hyblaea modulabile carmen avena

Tityrus hatte ſie einſt, er der auf dieſen Gebirgen
Lieder geſungen zuerſt, die ſonſt nur tönten am Hybla.

Äuſserſt unverſtändlich iſt III, 24—35, beſonders gegen das Ende:

Nunc penes Alcippen manet; ac ne forte vageris,
Ah vereor, nec tam nobis ego Phyllida reddi
Exopto, quam, quod Mopſo jurgetur anhelo.

Und bey Alcippen bleibet ſie nun, und ich fürchte, ſie treibt es
Nun noch weiter, doch weniger wünſch' ich ſie wieder zu haben,
Wenn nur wieder ein Streit ſie trennte vom keuchenden Mopſus.

So auch X, 69 und viele andere Stellen. Daſs die Perioden oft ſehr nachläſſig gearbeitet ſind, wird man zum Theil ſchon aus den angeführten Proben wahrgenommen haben. Beſonders unangenehm wirken zerſtückelte Sätze, wie VIII, 40: „*Ach Meliböus, du liegſt von todter Kälte gelähmet! das iſt der Menſchen Geſchick; dein greiſes Alter* u. ſ. w. wogegen wir im Original eine einzige ſchönverflochtene Periode leſen. Conſtructionen, wie V, 1:

Mycon der Greis und Canthus, der Zögling Mycons, ſie flohen —

Und in längere Perioden hineingeſtreute Zwiſchenſätze, wie V, 14:

Wie du aber die Ziegen, ſie lieben die buſchigen Höhen,
Weideſt — —

die Hr. *A.* beſonders geliebt zu haben ſcheint (VIII, 64. X, 20. 23. IV, 76), ſind zwar von mehreren deutſchen Originaldichtern, namentlich Klopſtock, gebraucht worden, erfodern aber immer einen bedeutenden Grund, wenn ſie von Wirkung ſeyn ſollen; Hr. *A.* hat ſie gewöhnlich nur aus Bequemlichkeit zugelaſſen.

Hin und wieder haben ſich falſche oder unedle Bezeichnungen, Provinzialismen und Sprachunrichtigkeiten eingeſchlichen, von denen wir nur folgende, als die auffallendſten, ausheben. I, 5 *Gniſter* ſtatt Ginſt, Genſt oder Ginſter; I, 83 *miſeri cives*, *preisgegebene* Bürger; I, 89 *ipſo numine plenus*, voll von *höherem Weſen*; II, 5 *einerley* Buchen (VII, 71 *einerley* Boden) ſind Buchen von einer und derſelben Art; der Vf. aber dachte ſich *dieſelben* Buchen. II, 35 *irriguis canalibus*, mit wäſſernden *Gängen* iſt zweydeutig, beſſer *Röhren*. III, 74 *hing* für *hängte*; VII, 40 *Gelt du* Hirte, eine moderne und etwas zu vertrauliche Redensart; V, 49 *dürren* ſtatt *dörren*; VI, 55 *das* (*der*) Huf; I, 65 *neuere* Reiche, paſst nicht, beſſer *andere*; II, 10 und VI, 30, jener *verzieht ſich* der Erndte des Gartens, ſtatt *verzeiht ſich*. Man ſagt, „ſich eines Vortheils *verzeihen*" Lohenſt. Arm. II, 722, und, ich habe mich deſſen *verziehen*, nicht *verzogen*.

Viele der gerügten Fehler entſprangen wohl mit aus dem gänzlichen Unvermögen, durch eine genaue Verſchmelzung der rhythmiſchen und logiſchen Periode eine harmoniſche Versperiode hervorzubringen. Daſs in einem guten hexametriſchen Gedichte die Glieder und Gelenke der Gedankenperiode in die Abſchnitte der Hexametermelodie ſich hineinfügen, daſs die Haupt- und Nebenbegriffe mit den einzelnen Hebungen und Senkungen der Takte gleichen Schritt halten müſſen, ſcheint Hr. *A.* nicht einmal geahndet zu haben. Oft iſt die Cäſur ſo auffallend verletzt, daſs beide Perioden nebeneinander herlaufen. Manchmal iſt Hr. *A.* ſchon in der halben rhythmiſchen Periode mit dem auf den ganzen Hexameter berechneten Theile des Gedankens zu Ende,

und mufs dann die andere Hälfte entweder mit willkülrlich hinzugesetzten Nebengedanken ausfüllen, was fehr matte Verfe giebt; oder er ift gezwungen, ein Stück vom folgenden Verfe fchon in den vorhergehenden herüber zu ziehen, wodurch eine totale Zerrüttung der Versperioden hervorgebracht wird. Seltener demnach, als man wünfcht, wird man in der Überfetzung Perioden finden, welche denen des Originals genau entfprechen, was befonders bey fentenzenartigen Verfen fehr unangenehm ift. Lieber wollen wir einige Unebenheiten und Härten des Ausdrucks, die ja wegzufeilen find, uns gefallen laffen, wenn nur die Periode im richtigen und fchönen Ebenmafse ihrer Glieder dafteht; wo aber die Glieder verrenkt find, oder ihr Mafs überfchreiten, da hilft kein Aufputzen und Zurechtftutzen: die Arbeit mufs entweder weggeworfen, oder, wenn der Stoff wenigftens brauchbar ift, auf dem Ambos neu umgefchmiedet werden. Folgende Stelle fchon wird unfer Urtheil beftätigen, IX, 40:

Eheu nulla meae te tangit cura falutis!
Pallidior buxo, violaeque fimillimus erro.
Omnes ecce cibos, et noftri pocula Bacchi
horreo: nec placido memini concedere fomno.
Te fine, vae mifero! mihi lilia nigra videntur,
pallentesque rofae nec dulce rubens hyacinthus,
nullos nec myrtus, nec laurus fpirat odores.
At tu fi venias, et candida lilia fient,
purpureaeque rofae et dulce rubens hyacinthus,
tum mihi cum myrto laurus fpirabit odores.
Nam dum Pallas amet turgentes fanguine baccas,
dum Bacchus vites deus, et fata poma Priapus,
pafcua laeta Pales, Idas te diliget unam.

Hr. *Adelung* überfetzt:

Ach! dich rührt um den Kranken nicht mehr die *zärtliche* Sorgfalt!
Bläffer irr' ich umher, als Bux und *weifse* Violen.
Sieh, *ich haffe* die Speif', es *ift mir widrig* der Becher
Unfers Bacchus, es flieht mein Auge der tröftende Schlummer.
Ohne dich fcheinet die Lilje mir fchwarz, die Rofe erblaffet,
Weh mir, die Hyacinthe, die fanft erröthende, *hauchet*
Mir nicht *Geruch*, es duften mir weder Myrthe noch Lorber.
Aber kehreft du wieder, fo wird die Lilje mir blendend,
Purpur kehret der Rofe zurück, dann duftet die Myrthe
Und die röthliche Hyacinthe, mir grünet der Lorber.
Denn, fo lang Athene fich wählt die fchwellende Ölfrucht,
Bacchus die Rebe, Priap die Früchte liebet, fo lange
Pales, die *Gute*, das Feld uns fchützt, liebt Idas dich Eine.

Unter den übrigen Gebrechen diefer Überfetzung verdient das verletzte Ebenmaafs in den Perioden den ftrengften Tadel. Im 44 Verfe durfte durchaus nichts mehr genannt werden, als die Lilie; den folgenden Vers füllt die Rofe mit dem Hyacinthus, den nächftfolgenden die Myrthe fammt dem Lorber, welche bey den Bukolikern immer vereint genannt werden; und in eben demfelben Verhältniffe treten dann wieder die Gegenfätze auf. Ein Mifsgriff ift es, wenn in der vorletzten Zeile *fo lange* aus der letzten herübergenommen, und deshalb *deus* und *fata* in der Überfetzung aufgeopfert ift. Wir fchlagen folgende treue Nachbildung vor, die, fo wenig fie auf Vollendung Anfpruch macht, doch in ihrer Abweichung von der Adelungifchen zeigen wird, wie viel dem Überfetzer noch künftig zu leiften aufbehalten fey:

Wehe mir! gar nicht rühret die Sorge dich meiner Gefundheit!
Bläffer dem Buxbaum irr' ich umher, ganz gleich der Viole.
Siehe, die Speifen gefamt, und die Labungen unferes Bacchus
Sind mir verhafst, und ich fliehe den leif' andringenden Schlummer.
Ohne dich, wehe dem Armen! erfcheint mir die Lilie dunkel,
Blafs die Rof', unlieblich die röthelnde Blum' Hyacinthus;
Gar nicht athm' ich der Myrt' und des Lorbers würzigen Anhauch.
Aber fobald du nahft, wird hell mir die Lilie wieder,
Purpurn die Rof' und lieblich die röthelnde Blum' Hyancinthus;
Dann auch athm' ich der Myrt' und des Lorbers würzigen Anhauch.
Stets, weil Pallas Oliven mit ftrotzendem Blute fich auswählt,
Bacchus die Rebe, der Gott, und des Obfthains Pflanzung Priapus,
Pallas die fröhliche Trift, ftets liebt dich Idas, allein dich.

Zu ähnlichen Vergleichungen werden die von *Vofs* überfetzten Bruchftücke aus der fünften Ecloge des Calpurnius (*Erkl. zu Virg. Ldb.* S. 603 u. 605) Gelegenheit geben.

Von den weiteren Foderungen des Hexameters zu reden, und wie viel ihnen in diefer Überfetzung Genüge geleiftet fey, verbietet der Raum; auch können wir diefen Gegenftand um fo eher fahren laffen, da er in unferer Zeitung fchon öfter zur Sprache gekommen ift. Die profodifchen Mifsgriffe des Hn. *Adelung* dürfen wir ebenfalls nur kurz berühren. Nicht blofs die tieftonige Länge in gefchleiften Spondeen, fondern felbft die hochtonige hat er häufig gewaltfam verkürzt (*hinrufft* I, 13; *abweiden* V. 6); und *eine, meine, deine, unter, ihre, ohne* als Pyrrhichien gebraucht, auch wenn der ganze Accent auf einem diefer Worte ruhte, wie VIII, 48: „von allen erfcholl ĕinĕ (eine einzige) Klage. Gar fchlimm ift es den Namen ergangen, deren einige (*Lycidās, Corydōn*) nach dem Vorbilde römifcher Pofitionslängen anapäftifch; andere, ohne weitere Autorität, als die fchlechter Gedichte, amphibrachifch fcandirt find, wie *Zĕphȳrĕ, Sătȳrĕ*. Doch es bedarf wohl keiner befonderen Auffoderung an Hn. *A.*, dafs er in Zukunft ein ftrenger Richter feiner felbft fey, und nicht blofs diefe Vergünftigungen, fondern auch die weniger in das Ohr fallenden, wie den Hiatus, gezwungene Elifionen und Kakophonien (gegen welche er S. 133 und 154 ein gutes Wort redet,) fich auf das gewiffenhaftefte unterfage.

Über die Einleitungen und Anmerkungen, die jeder Idylle beygefügt find, fpricht Herr *A.* (S. 13) mit grofser Befcheidenheit: „fie machen durchaus keinen Anfpruch auf tiefe Kritik oder grofse Gelehrfamkeit, fondern follen einzig dazu dienen, manchem Lefer die Mühe des weitläuftigen Nachfchlagens über einige weniger allgemein verftändliche Stellen zu erfparen." Die Einleitungen beftehen in Erläuterungen des Locals und der gleichzeitigen politifchen Begebenheiten nach *Wernsdorf* und *Gibbon*; die Anmerkungen enthalten gröfstentheils Auszüge und Refultate aus dem *Voffifchen* Commentare zum Virgil, aus den Arbeiten *Wernsdorfs* und der früheren Commentatoren zum Calpurn und aus *Böttigers* Sabina; daneben etliche eigene Erklärungen, die fich durch Einfachheit auszeichnen, und Vergleichungen alter italifcher Sitten mit noch jetzt fortlebenden. Wichtige Auffchlüffe über den Calpurn (wenn man eine gute Anmerkung über die *Manticora* VII, 59 ausnehmen will,) find nicht gegeben.

Dafs Hr. *Adelung* während der Überfetzung (die ihm manche Nebenftunde verfüfste S. 13) feinen Autor liebgewann, war eine natürliche Folge feiner vertrauten Hingebung, die jeder bey ähnlichen Arbeiten an fich erfahren hat. Aber dafs er beym Niederfchreiben der Anmerkungen, wo ihm die Rolle des kühleren Kritikers oblag, diefe mit der des begeifterten Überfetzers zu vertaufchen fortfuhr, ift nicht recht zu billigen. Seine Vorliebe für Calpurn macht ihn ungerecht gegen Calpurns unerreichte Vorbilder, Theokrit und Virgil, denen er S. 12 (wo nicht, wie S. 76 blofs von Einzelnheiten die Rede ift), keine Vorzüge zugeftehen möchte; die er anderswo (z. B. S. 248) fogar dem Calpurn unterordnet. Welche undankbare Mühe giebt fich Hr. *A.* nach Fontenelle die Vorzüge der Anlage von Calpurns erfter Ekloge vor Virgils vierter zu erheben S. 24; und doch wie wenig fagt der einzige beygebrachte Grund, dafs Virgil zu künftlich und zu *gelehrt* feine Hirten fibyllinifche Weiffagungen fingen laffe! Man trug fich öffentlich mit fibyllinifchen Weiffagungen, und es war einer Flöte, die fonft nur Hirtengefänge zu tönen gewohnt war, keineswegs unanftändig, einmal einen höheren Gegenftand im Schwunge höherer Begeifterung anzuheben, (*Virg. Ecl. IV*, 1—3). Verräth es nur „Grämlichkeit" (S. 12) und „Schwarzgalligkeit" (S. 248) — wir dächten eher *Einficht* und *Gefühl* — wenn Männer wie *Gyraldus*, *Scaliger*, *Barth*, *Rapin*, *Burmann*, *Wernsdorf*, *Vofs* dem Calpurn feinen befcheidenen Platz anweifen? Ift das Rechtfertigung, wenn (S. 77) der Vorwurf des „*grämlichen* Scaliger," dafs die zweyte Ekloge zu fehr nach dem Felde fchmecke, von dem Dichter auf den Stoff gewälzt; oder wenn (S. 12) die Weitfchweifigkeit und die Wiederholungen, die Calpurn feinen älteren Hirten giebt, mit dem Charakter des Alters entfchuldiget werden! Wahr ift, was Hr. *A.* öfter bemerkt, dafs manche Erklärer aus zu grofser Delicateffe auch unfchuldige Äufserungen Calpurns angefochten haben; aber er felber gehet in feiner Rechtfertigung viel zu weit, als dafs ihm ein Unbefangener beypflichten möchte. Wenn er daher (III, 29) die derbe Eiferfucht des betrogenen Lycidas, der feiner Geliebten das Gewand zerreifst, und den Bufen mit Fäuften fchlägt, durch rohe Hirtenfitte und aufbraufendes Naturgefühl entfchuldigt, und dabey ähnliche Kraftäufserungen aus Theokrit, Lucian, Horaz anführt: fo können wir hierin weiter nichts tadeln, als folgende wunderliche Periode (S. 78): „Diefer Zug ift wohl *zu fehr* aus der Natur genommen, und beleidigt *am Ende* die Delicateffe *doch wohl* nicht fo aufserordentlich, dafs man dem Dichter mit einigen Kritikern ein grofses Verbrechen machen könnte u. f. w." Allein fchwer wird es, ernfthaft zu bleiben, wenn wir zu V. 73, wo derfelbe Lycidas feiner Phyllis reuevoll die Hände zum Binden darbietet, und fich dabey mit einem im Stalle aufgehenkten Schafdiebe vergleicht, diefs als einen „*fehr feinen und glücklichen Gegenfatz*" fchildern hören. Bey einigen Idyllen fiegt freylich der beffere Genius des Hn. *A.*; allein, wenn er in der Einleitung zur vierten die vielfachen moralifchen und äfthetifchen Flecken derfelben rügt, fo vergifst er fchon in der folgenden wieder, was er bey der vorigen — wir möchten fagen, nothgedrungen — eingeräumt hatte. Denn fo heifst es zur fünften: „diefe Idylle hat gar nichts von dem Reize *der übrigen* unferes Dichters;" und zur fechften: man kann *diefe* Ekloge gewifs, ohne Beforgnifs ungerecht zu fcheinen, mit Barth *omnium infelicissimam* nennen.

(*Der Befchlufs folgt.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Fleifcher d. J.: *Rural tales, ballads and songs: by Robert Bloomfield, author of the Farmer's boy.* 1803. 128 S. 8. (12 gr.) Wenn der deutfche Nachdruck diefer in England mit Nachficht und partieller Aufmunterung aufgenommenen ländlichen Gedichte nicht etwa eine verunglückte Speculation des Herausgebers ift: fo kann Rec. nicht umhin, feinen Landsleuten, den Deutfchen, feine Verwunderung darüber zu bezeugen, dafs fie, die fchon mit einem folchen Schwalle von mittelmäfsigen und halbwüchfigen Poëtereyen beladen find, noch die unreifen und unbedeutenden Erzeugniffe des Auslands herüber holen, und ihren Gefchmack daran verderben mögen. Übrigens macht *Bl.* einen erträglichen Vers: befonders wenn er in den Grenzen der matteften profaifchen Simplicität bleibt, und fich ausdrückt, wie jeder Andere im Dorfe. Z. B.

„My good old Partner, when at home,
Sometimes with wishes mingles tears;
Goody, fays I, let what wool come,
We've nothing for them but our pray'rs.
May you be all as old as I,
And fee your fons to manhood grow;
And, many a time before you die,
Be juft as pleas'd as I am now."

Derfelbe Alte, aus deffen Munde diefe Worte hervorgehen, fagt zu feiner bejahrten Frau, um fie zu einem Spaziergange zu bewegen:

„Look out; the fun fhines warm and bright,
The ftiles are low, the paths all dry;
I know you cut your corns laft night:
Come; be as free from care as I."

Ift diefs Leichdörnerfchneiden nicht wahre ländliche Poefie? O, es kommt noch beffer. Ein verliebter empfindfamer Dorffchmied foll ein Pferd befchlagen; feine Hanne geht in dem Augenblicke vor dem Nothftall vorbey: er fchlägt den Nagel krumm, und lähmt das Pferd.

„Jane pass'd that inftant; mifchief came of courfe;
I drove the nail awry and lamed the Horfe;
The poor beaft limp'd: I bore a Mafter's frown,
A thoufand times I wish'd the wound my own."

Denn befonders die Poeten die verderben die Natur!

Ok.

Görlitz, b. Anton: *Mährchen.* Herausgegeben von dem *Verfaffer des Romans Heliodora.* 1805. 178 S. 8. (20 gr.) Man täufche fich nicht. Die Mährchen, deren viere find, find nach franzöfifchen Originalen gebildet. Sie haben in ihrer Art nicht viel Anziehendes: denn was das Mährchen eigentlich fchmackhaft macht, Witz und Laune, fehlt ihnen faft gänzlich. Sie find langweilig und trocken. Die deutfche Bearbeitung ift, ohne defshalb vorzüglich zu feyn, fehr lesbar; aber der Vf. der Heliodora könnte, nach Rec. Bedünken, etwas Befferes thun, als folche Mährchen *nacherzählen*, da feine eigene Phantafie eine angenehmere Unterhaltung gewährt.

—bt—

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 FEBRUAR, 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

St. Petersburg, in der Schnoorschen Buchdruckerey: *Des Titus Calpurnius Siculus ländliche Gedichte*, übersetzt und erläutert von *Friedrich Adelung*, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Aus dieser Vorliebe für Calpurnius erklären wir es uns, wenn Hr. *Adelung* die erste Ekloge dem Kaiser *Carus* zu entziehen, und dadurch den Dichter vom Vorwurfe einer crassen Schmeicheley zu retten sucht. Der Grund, dass *juvenis* (V. 44) mehr auf den eben mannbaren Numerianus passe, wie auf den 60jährigen Carus, ist sehr unbedeutend. Auch Rec. glaubt mit allen Auslegern, dass diese Stelle auf den Numerianus gehe, der als Mitregent seines Vaters und Begleiter auf dem persischen Feldzuge, wohl eine ehrenvolle Stelle in einem Lobgedichte auf den Vater finden durfte. Aber auch, wenn wir mit Hn. *A.* diese Worte auf den ziehen wollten, der im folgenden Verse *deus* genannt wird, so folgte daraus für des Hn. *A.* Behauptung nichts. Der Dichter „nannte den Cäsar so, in Beziehung auf die ewige Jugend, die ihm als *Deus* zukam, und es wäre vergebens, wenn man daraus das Alter der besungenen Helden zu bestimmen versuchen wollte" — wie Hr. *Adelung* S. 117 ganz im Widerspruche mit S. 26 selber eingesteht. Wenn ferner die Aufgabe wäre, für die ausgesprochenen Lobeserhebungen den passendsten Helden auszumitteln: so treffen freylich die Weissagungen des Faunus mehr mit den Eigenschaften des Numerianus als des Carus zusammen. Allein wir dürfen auch andere Rücksichten nicht übersehen. 1) Als *Carus* auf seinem Feldzuge im December 283 vom Blitz erschlagen war, regierten seine beiden Söhne noch bis in den September 284, und starben an Einem Tage, *Carinus* zu Rom, *Numerianus* im Auslande, auf der Rückkehr aus Persien vom *Aper* ermordet. Wie tyrannisch nun auch Carinus mochte regiert haben, schwerlich hätte es Calpurnius gewagt, bey dessen Lebzeiten ihm gegenüber den Numerianus als den Wiederbringer goldener Zeiten zu schildern. Ein solches Lob für Numerius wäre ein gleich derber Tadel für Carinus gewesen, dessen Rache sich der Dichter nicht blossstellen durfte. 2) War die Stimmung gegen „die Schreckensregierung" des wollüstigen und grausamen Carinus gar nicht so arg, wie sie sich Hr. *Adelung* denkt; Carinus eben war es, der die berühmten amphitheatralischen Spiele gab, und dafür vom Volke, wie von unserem Dichter (*Ecl. VII*), bis in den Himmel gehoben wurde. 3) War die Gerechtigkeitsliebe und der Wahrheitssinn unseres ehrlichen Calpurnius nicht eben so geläutert, dass man ihm nicht auch hier eine menschliche Schwäche zutrauen möchte. Er ist es, der (*Ecl. IV*, 98 seq.) singt, „dass beym Namen des Cäsars ein heftiger Sturm plötzlich verstummt sey, dass den frisch geschorenen Schafen sich die Wolle im Übermass erneut, dass sich die starre Erde plötzlich mit neuen Blumen geschmückt habe; ja er entblödet sich nicht *Ecl.* VII, 84 an dem *garstigen* und *weichlichen* Carinus (s. *Gibbon Chapt.* 12 *Anmerk.* 98) zu rühmen, dass sich in ihm die Schönheit Apollo's mit der Kraft des Mars vereiniget habe. Demnach denken wir, auch die Schmeicheleyen der ersten Ekloge nicht nach der Beschaffenheit des Gegenstandes, sondern aus der Natur ihres Urhebers erklären zu müssen. Nicht der Gegenstand heischte einen Lobredner, aber der Schmeichler musste einen Gegenstand haben, und in Ermangelung eines besseren genügte ihm jeder. Übrigens hätte Hr. *Adelung* nicht bloss auf *Wernsdorfs* Argument, dass dem Kaiser Carus das Beywort *deus* (46 und 84) vorzugsweise zukomme, Rücksicht nehmen müssen. Von weit grösserer Wichtigkeit ist, was er über den von Calpurn erwähnten Cometen sagt, der, wie ehemals bey Cäsars Tode, so jetzt nach der Ermordung des Probus zwanzig Tage hindurch schimmerte; und von dem öfteren Ausspruche des Probus: *brevi milites necessarios non futuros*. Diese Worte wurden auf die zurückkehrende Unschuld und Sicherheit eines neuen goldenen Zeitalters gedeutet, welches unter seinem Nachfolger eintreten würde; und kaum hatte Carus den erledigten Thron bestiegen, so ward es auch schon vom Calpurn als ein daseyendes mit verschwenderischem Lobe besungen. —

Noch haben wir in den Erklärungen einige Versehen zu berichtigen, die der Aufmerksamkeit des Vfs. entgangen sind: II, 95 *jam cantibus obstrepit arbos* auf den Gesang der Cicaden zu ziehen, verbietet der Zusammenhang, welcher ein Abendgemälde fodert. Die Cicade aber singt in den wärmeren Stunden um Mittag (V, 56. VIII, 2, 8. *Virg. Ecl. II*, 12. *Georg. III*, 327); am besten verstehen wir jenen Ausdruck vom *Säuseln* des Abendwindes. IV, 28:

certe mea carmina nemo
praeter ab his scopulis ventosa remurmurat Echo.

„auch meine Gesänge tragen mir nichts ein, als das unfruchtbare Beyfallsgemurmel der luftigen Echo." Diesen Sinn, den der Zusammenhang fodert, entwickelt *Wernsdorf* mit eben so vielem Scharfsinn als

poëtischem Gefühle. Herr *A.* misversteht ihn gänzlich, wenn er glaubt, jener habe *remurmurat* als gleichbedeutend mit *remunerat* verstanden, und *echo ventosa* sich nur in Bezug auf die *aura popularis* gedacht; was wenigstens in dem Sinne, den er damit verbindet, so grundlos ist, wie die Behauptung: *Wernsdorf habe dem Calpurn den Vorwurf eines für den Hirten zu gesuchten Ausdrucks gemacht*, gegen welchen man den Dichter in Schutz nehmen müsse. Die *Adelung*ische Übersetzung passt durchaus nicht zum Vorigen. IV, 33 *far* ist nicht *Rocken*, sondern *Dinkel* oder *Spelt*. IV, 70 *Deus* kann nur auf den eben geschilderten *heiligen* Dichter gehen, nicht, was Hr. *A.* vorzuziehen scheint, auf den zu besingenden Kaiser, wogegen der Zusammenhang streitet. — VII, 9 ein blosser Irrthum ist es, dass Wernsdorf den Epheu als eine Zierde der *Hirtenflöte* angesehen habe; er erklärt es (neben der *möglichen* Deutung, dass Calpurn habe *cicuta* sagen wollen,) ganz einfach vom *Hauptschmucke* des wettsingenden Stimicon. So X, 19 und *Virg. Ecl.* VII, 26. — VIII, 3 *gracilis arundo*, nicht *gefälliges* Rohr, sondern *schmächtiges*. — VIII, 20 Die Inseln der Seligen sind weder nach *Rudbeck*, der ernsthaft angeführt wird, in Schweden, noch mit *Adelung* in der Gegend von Memphis zu suchen, sondern im fabelhaften westlichen Oceane. — VIII, 40 *mundoque fruuntur* versteht Hr. *A.*, durch die Schönheit des Gedankens verleitet, „wenn sich die Gestorbenen noch um diese Welt bekümmern;" allein *mundus* ist hier, wie V. 80 so viel als *coelum*.

Der Druck ist sehr schön; nur wäre ihm etwas mehr Correctheit, besonders im lateinischen Texte und in der Interpunction, zu wünschen.

D. A. E.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

1) Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Neues französisches Lesebuch*, oder *Anleitung zur Übung in der französischen Sprache.* Mit einem Wortregister herausgegeben von *F. C. Laukhard*, Mag. der Philosophie und Lehrer der älteren und neueren Sprachen auf der Universität zu Halle. Zweyte Auflage. 1805. XVI, 288 und (Wortreg.) 66 S. 8. (16 gr.)

2) Halle, b. Hemmerde und Schwetschke: *Französisches Lesebuch für Anfänger.* Nebst einem vollständigen französisch-deutschen Wortregister. Von *Joh. Christian Wiedemann*, Director des Handlungsinstituts und Rector der lat. Schule zu Hagen in der Grafschaft Mark. Zweyte verm. und verb. Ausgabe. 1805. 354 S. 8. (18 gr.)

3) Halle, b. Ruff: *Praktische Anweisung zum Sprechen der französischen Sprache*, oder *die Kunst, diese Sprache nach einer neuen und fasslichen Methode gründlich verstehen, sprechen und schreiben zu lernen.* Nebst einem Anhange der nöthigsten sinnverwandten Wörter von *G. F. Le Mang*, Sprachlehrer an der neuen Stadtschule in Köthen. 1805. X und 224 S. kl. 8. — Auch unter dem Titel: *Instruction pratique pour apprendre facilement à expliquer, à parler et à écrire l'Allemand etc.* (16 gr.)

4) Hannover, b. Hahn: *Erste Anfangsgründe der französischen Sprache, besonders für Kinder*, von *J. F. Schaffer.* 1805. VIII und 152 S. gr. 8. (6 gr.)

No. 1 zeichnet sich vor vielen ähnlichen Büchern zu seinem Vortheil aus: doch erfodert es beym Gebrauch einen Lehrer von mannichfaltigen Kenntnissen. Über beides müssen wir einige Worte hinzusetzen. Die meisten Lesebücher enthalten leichte Gespräche, Erzählungen und Beschreibungen, in welchen denn natürlicher Weise dieselben Wörter sehr oft vorkommen; solche aber, deren man in wichtigen Geschäften aller Art, und in gelehrten Unterredungen benöthigt ist, gar nicht. Diesen Mangel vermied Hr. *L.* dadurch, dass er eine kurze Encyklopädie ausarbeitete, und über alle Gegenstände des menschlichen Wissens etwas zusammentrug. Er nennt daher sein Buch eine blosse Compilation. Diese Bescheidenheit macht ihm Ehre. Sein Vortrag bleibt sich gleich, und sein Buch kann für ein leidliches Original gelten. Bey der Kürze der einzelnen Theile ist freylich für junge Leute und Ungelehrte manches dunkel geblieben. Dafür aber verlangt er selbst zur zweckmässigen Benutzung des Buches einen Lehrer, welcher nicht bloss die Sprache nach Nothdurft versteht, sondern auch besonders viel Sachkenntnisse besitzt, und also mündlich und in den schriftlich zum Übersetzen gegebenen Gedanken das Dunkele aufklären und das Mangelhafte ergänzen kann. Wie und in welcher Ordnung man hiebey verfahren könne, darüber erklärt er sich selbst in der Vorrede ausführlich. Übrigens hätte wohl in dieser zweyten Auflage manches verbessert, hie und dort einige Worterklärungen und einige *Synonymes*, an denen es in vielen Stellen fehlt, nachgetragen werden sollen. Aber Hr. *L.* scheint nichts daran gethan zu haben. Die Vorrede von 1796 ist unverändert mit abgedruckt, und keine Erinnerung von ihm oder einem anderen Herausgeber beygefügt.

No. 2 ist eine Compilation, die kaum erwähnt zu werden verdient. Sie besteht aus Formeln, Erzählungen, Beschreibungen natürlicher Gegenstände u. dergl. Ziemlich naiv sagt der Vf. in der Vorrede; „Aus wie vielen oder welchen französischen Lesebüchern oder anderen Werken es zusammengesetzt sey, kann ich nicht genau bestimmen, weil ich seit mehreren Jahren eine ziemliche Menge derselben in die Hände bekam" u. s. w. Dass diese zweyte Ausgabe wirklich einen Zuwachs erhalten habe, besagt die Vorrede nicht. Man kann es aber aus den doppelten Numern der meisten Stücke schliessen. Denn auch in den *leichten Aufgaben zur Übung der Jugend im Französisch-Schreiben* (auf welche Hr. *W.* mehr Fleiss gewendet hat) sind die Numern der ersten Ausgabe, wie hier, in Zeichen der Parenthese geschlossen, beygefügt.

Die Prahlerey des deutschen Titels von No. 3

steht in einem seltsamen Widerspruche mit sich selbst und mit dem französischen, nicht weniger marktschreyerischen, Titel. Wenn das Werkchen eine praktische Anweisung zum Französischreden ist, wie kann es eine Kunst seyn, diese Sprache (das Übrige bey Seite gedacht) gründlich verstehen zu lernen? Eine solche *Wissenschaft* (nicht *Kunst*) würde von Grundsätzen ausgehen müssen, nach welchen die ersten Bedeutungen der Wörter zu erforschen wären. Diesen würden vorausgeschickt oder beygefügt hermeneutische Regeln mit besonderen Bestimmungen, die in dieser Sprache ihren Grund hätten. Dann sind ja wohl die zwey Sprachen gar sehr von einander unterschieden. Wenn nun das Buch eine praktische Anweisung zum Französischreden ist, so kann es nicht eine *detta* seyn *pour apprendre à parler l'Allemand*. Kurz, der französische Titel ist ein Strategem, mit welchem man die Franzosen zu überlisten gedachte. In der That aber ist das Buch für Deutsche geschrieben. Es besteht blos aus französischen Sätzen und Gesprächen mit der gegenüberstehenden deutschen Übersetzung, ohne einige grammatische Anweisung. Hinter jeder Lection folgen ähnliche deutsche Sätze zur Übung des Übersetzens ins Französische. Diese nennt der Verfertiger *Praktiken*. Die Anmerkungen zu jeder Lection sind fast nichts als Phrasen und Wörter, die jedes Lexikon giebt. Etwas besser ist der Anhang, wo die Deutschen vor manchen Fehlern, die sie im Gebrauch der französischen Wörter zu machen pflegen, gewarnet worden: z. B. Nachlass am Preise sey nicht *rabbat*, sondern *rabais*; die Expedition (Arbeitszimmer von Juristen u. s. w., Stube, wo Alles ausgefertigt wird) sey nicht *expedition*, sondern *bureau*; man sage im Französischen nicht *trois stations* (3 Poststationen), sondern *trois postes*. Es kommen aber auch einige Sächelchen vor, wo die Warnung eines anderen Lehrers nöthig ist. S. 2 heisst es: „der Ausdruck, Angenehme Ruhe! oder, Ich wünsche ihnen wohl zu schlafen, wird nicht wörtlich übersetzt; man sagt aber: *Allez goûter la douceur du sommeil*; auch: *je souhaite qu'un profond sommeil vous rende cette nuit courte! Telemaque.*" Ausser einer Gesellschaft von *précieuses* möchte man mit einem aus dem Telemaque entlehnten Compliment herzlich ausgelacht werden. S. 42 wird zu „Ich möchte gern Frühkirschen essen" gegeben: „gern essen," „*manger bien*;" dunkel und verführerisch. Vermuthlich ist gemeynt *je voudrois bien manger;* wo nicht, *je mangerois bien*, welches noch weniger taugt. Scheint nicht folgendes ein Spass auf Kosten des Verfassers zu seyn: „*La feuille frivole*, die elegante Zeitung?"

Der Vf. von No. 4 setzt bey seinem Werkchen seine *Französische Sprachlehre Hannover* 1805, voraus. Er hatte also um so weniger Ursache, eine Anweisung für Kinder mit Regeln zu beschweren. Übrigens giebt er nach der Ordnung der Redetheile Förmelchen von aller Art. Dennoch ist es ein seichtes, bey weitem unzulängliches Büchelchen. Auf dem ersten Bogen ist nicht weniger enthalten, als die Regeln von der Aussprache, die Artikel, die Pronomina, das Hülfszeitwort *avoir* und ein Theil der ersten regelmäsigen Conjugation. Bey den Conjugationen sind zur (angeblichen) Erleichterung alle *praeterita* weggelassen, ausgenommen das zusammengesetzte Perfectum, als *j'ai aimé*. Bey der Aussprache wird durch französisch gedruckte Beyspiele gezeigt, welche Consonanten nicht gehöret werden. Da kommen einige Fehler vor; z. B. „die Dichter, *lè poetes!* die Menschen, *lè s'hommes;* statt *lé poetes* und *lé s'hommes*. Und S. 3 steht „*un enfant doi etre obéissan.*" Da wird kein Franzos das *t* vor dem *être* unausgesprochen lassen. Auch in der Syntaxis ist nicht alles genau genommen. So wird S. 64 der Satz: *il ne faut pas que j'aime*, als ganz gleichgeltend mit *il faut que je n'aime pas* betrachtet, und beide gegeben durch *ich muss nicht lieben*, da doch der andere vielmehr heisst *ich darf nicht lieben*. Mit Übergehung anderer Mängel zeigen wir noch einen Hauptfehler an, der das Buch fast unbrauchbar macht. Dieser ist die Einförmigkeit und Frivolität der Formeln und Sätze, aus welchen das Buch besteht. Wie viel giebt es nicht Dinge, die den Kindern interessant sind, oder von denen sie die Begriffe leicht fassen und bald brauchen können! Diese sollten zu kleinen Sätzen angewendet seyn. Dabey würden sie Wörter in Menge lernen, und nicht, wie es bey den hier gegebenen zu erwarten ist, mit dem Lehrer gähnen oder einschlafen.

W. Amb. +

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Grammaire française à l'usage des Allemands. Französische Grammatik zum Gebrauch der Deutschen.* Herausgegeben von P. *de Vernon*. Neue mit einem französischen Lesebuch von J. G. *Cleminius* vermehrte Auflage. 1806. VI und 368 S. 8. (1 Rthlr. 4 Gr.)

Ein Ladenhüter vom Jahre 1791, wozu der Verleger blos einen neuen Titel drucken lassen. Schwerlich werden sich Käufer, die das Buch unter seiner vorigen Gestalt gekannt haben, dadurch locken lassen. Der Vf. rühmt von seiner Grammatik, dass kein einziges lateinisches Kunstwort darin sey. Wie er das hat bewirken können? Sehr leicht. Statt Vocale heisst es bey ihm *Voyelles;* statt Nomen *Nom;* statt Conjugation, *Conjugaison*. Seine Freunde nannten ihn, wegen dieser Abneigung gegen die lateinischen Kunstwörter, *le Puriste*, und er gewann zwey Grammatical-Wetten gegen gelehrte Franzosen, welche von der französischen Akademie entschieden wurden. Seine Behandlungsart der Artikel ist originell; aber wehe dem Schüler, der sich darnach, ohne weitere Anweisung, selbst unterrichten wollte! Aufs Decliniren lässt er sich gar nicht ein; diess würde nach dem Lateinischen schmecken. Sein erster Artikel heisst *Le, la, l'*; deutsch: *der, die, das, den*. Sein zweyter: *Du, de la, de l'*, ohne Verdeutschung. Nach einigen Exempeln, als: *Le manteau du frère, la dureté de la pierre*, macht er die Anmerkung: „*dieser Artikel* wird auch in vielen Fällen gebraucht, wo er im Deutschen gar nicht ausgedrückt ist." Exempel:

Voici du pain, voilà de la viande etc. Damit muſs ſich der Anfänger zufrieden geben, und erfährt weder Urſache noch Zuſammenhang, bloſs weil dem Hn. *de Vernon* die lateiniſche Sprache nicht gefällt. Der Verleger hätte den armen Schläfer nicht aus ſeiner Ruhe ſtören ſollen. — Von dem beygehängten franzöſiſchen Leſebuch kann Rec. nichts ſagen. Er hat es bey dem ihm gewordenen Exemplar nicht gefunden.

Cch.

KURZE ANZEIGEN.

Pädagogik. *Bamberg* u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Über das Lehren der Rhetorik an Gymnaſien.* Eine Abhandlung von *Ge. Adam Krug*, der Philoſ. Doctor, und Prof. der Rhetorik am kurf. Gymnaſium zu Würzburg. Bey Gelegenheit der feyerlichen Prämienaustheilung herausgegeben. 1804. 32 S. 8. (2 Gr.) In der ganzen Abhandlung iſt kaum Eine fehlerfreye Periode zu finden. Dunkle, unbeſtimmte, falſche Gedanken wechſeln mit einander. Hiezu kommen unglücklich gewählte Wörter, ſprachwidrige Wortfügungen, Mislaute und andere anſtöſsige Zufälligkeiten, die gewiſs kein Profeſſor der Rhetorik zu Schulden bringt, wenn er ſich gehörig vorbereitet. Die Hauptgedanken ſind, man ſolle in den Gymnaſien nicht Rhetorik lehren, ſondern dafür deutſche Stylübungen einführen. Zuerſt ſollen die Jünglinge Geſpräche, einzig in deutſcher Sprache aufſetzen, „deren Stoff aus dem gemeinen Leben entlehnt iſt." (Was ſogleich angehängt wird, iſt dunkel und ſcheint widerſprechend.) Dadurch ſollen ſie zu dem geſellſchaftlichen Tone gewöhnt werden. In dieſer Abſicht ſollen ſie dieſelben auch mündlich vortragen. Den Geſprächen ſollen Briefe, Erzählungen, Beſchreibungen und Schilderungen folgen, den Beſchluſs aber ausführliche Abhandlungen machen. Er erlaubt auch lateiniſche Aufſätze, doch ſo, daſs zu dieſen die deutſchen ſich verhalten, „wie 2 zu 1: und billig ſind auch andere lebende Sprachen hier nicht zu vergeſſen." Am Ende ſagt er gleichwohl, nachdem er viel gegen die Art, wie man die Rhetorik gewöhnlich lehrt, geeifert hat, daſs man ſchon lange in den rhetoriſchen Claſſen ſolche Stylübungen zur Hauptſache gemacht habe. Dieſes rühmt er nicht nur von dem würzburger, ſondern auch von anderen katholiſchen Gymnaſien. Zum Beweis bezieht er ſich auf die jetzt verfertigten Urkunden, Verträge, gerichtliche und ſtaatsrechtliche Schriften, welche gegen die vor einigen Jahrzehenden gemachten Aufſätze ſich vortheilhaft ausnehmen ſollen.

Gegen das alles, beſonders ſo, wie es ausgedrückt iſt, läſst ſich viel erinnern. Wie ſonderbar gleich das erſte, daſs mit dem ſchwerſten aller proſaiſchen Aufſätze, mit dem *Dialog* der Anfang gemacht werden ſolle! Doch es heiſst nur *Geſpräch:* und vielleicht ſoll darin weder auf einen beſtimmten Zweck, noch auf einen gewiſſen Charakter der ſprechenden Subjecte, noch auf das Schickliche nach Geſchlecht, Alter, Stand u. ſ. w. geſehen werden. Aber wie viel würde dadurch gewonnen? und ſollte nicht ein ganz gemeines oder kindiſches Geſchwätz den Geſchmack der Jünglinge verderben? — Noch etwas zur Beſtätigung unſeres erſten Urtheils. S. 4: *befähigen — durch an ſie gerichtete Vorträge — eine Überzahl* (ſtatt einer groſsen aber unbeſtimmten Zahl.) Da heiſst auch das alte Griechenland *ein Freyſtaat*, da es doch eine Menge von Staaten begriff. Nach S. 5: erſtreckte ſich die Rhetorik ehedem auf die *Züge* des Geſichts. S. 13: *Mit Recht ſind dieſe unſchätzbare* (*n*) *Güter in die Gewahrſame — hinterlegt.* So auch S. 15: *dieſe wenige* (*n*) *Anſichten.* S. 21 lernen wir Quintilians Inſtitutionen kennen. *Geſchrieben — in einer halbbarbariſchen, äuſserſt unverſtändlichen und dunkeln Sprache u. ſ. w.* Unverantwortlich iſt die lange und harte Sentenz gegen dieſen gebildeten, feinen und lichtvollen Rhetor, welchen ein Lehrer der Rhetorik durch ein unausgeſetztes Studium nicht anders als lieb gewinnen kann. S. 25 wird geſagt, worauf bey dem mündlichen Vortrage zu ſehen ſey, *damit ſowohl der unbeweglichen Statue als der Charlatanerie entgegen gearbeitet werde.* Ein Paar Stellen geben, wie es ſcheint, gar keinen Sinn. Hoffentlich iſt der Hr. Profeſſor bey Ertheilung des mündlichen Unterrichts glücklicher.

W. Amb.

Ausländische Sprachkunde. *Augsburg*, b. Kranzfelder: *Neues deutſches und franzöſiſches A B C und Leſebuch.* Oder: *Anweiſung für Eltern und Erzieher, binnen zwey Monaten ihre Kinder richtig deutſch und franzöſiſch leſen zu lehren.* 1806. 83 S. 8. Der Vf. will mit dieſem Leſebuche dem Lehrer Gelegenheit und Stoff geben, die noch ungebildeten Sprachorgane ſeiner Kinder ſtufenweiſe zu beſchäftigen, und ſie für die deutſche und franzöſiſche Sprache zu bilden. Auch hat er es dabey auf eine zweckmäſsige Übung der jugendlichen Verſtandeskräfte abgeſehen. Die Einrichtung iſt dem Zwecke gemäſs, und wenn auch aus den zwey Monaten des Titels nach Beſchaffenheit der Umſtände, drey oder viere werden ſollten, ſo wird man doch wenigſtens mit Hülfe dieſes Leſebuchs ſo viel erreichen, daſs die Kinder beide Sprachen ziemlich richtig leſen lernen. Druckfehler und Provincialiſmen ſind nicht gänzlich vermieden worden.

G.

Leipzig, b. Hinrichs: *Neues vollſtändiges franzöſiſch-deutſches und deutſch-franzöſiſches Hand- und Taſchenwörterbuch.* Von *M. Karl Benjamin Schade*, Schloſsprediger und Inſpector des Waiſenhauſes in Sorau. Erſter Theil *franzöſiſch-deutſch.* 774 S. Zweyter Theil *deutſch-franzöſiſch.* 849 S. 1807. 8. (1 Thlr. 21 gr.) Hr. *Sch.* meint, dieſem neuen Taſchenwörterbuche oder Vocabular der franzöſiſchen Sprache den jetzt möglichen Grad der Vollkommenheit gegeben zu haben, und wünſcht, die Vorzüge ſeiner Arbeit von ſeinen Beurtheilern anerkannt zu ſehen. Dieſe Aufmunterung wollen wir ihm gern zubilligen, und verſichern, bey fleiſsiger Durchſicht beider Bände, weder Unrichtigkeiten noch Auslaſſungen von Wichtigkeit gefunden zu haben. Einige kleine Bemerkungen wollen wir doch herſetzen. *Grabat* wird längſt durch *Schragen* gegeben. *Grabuge* iſt auch ein bekanntes Kartenſpiel. *Kleinſtädtiſch* iſt wohl nicht *commun*, *Nichterkennung* nicht *désaveu*. Der *Landfriede*, dem Seefrieden entgegengeſetzt, kann wohl nicht *paix publique*; der *Schulwitz*, als Gegenſatz von Mutterwitz, nicht *eſprit des écoliers* heiſsen. Sollte man wirklich eine genügende Autorität für *Bains de Bade*, Baden-Baden finden? Es wäre doch ein komiſches Wort. Nicht allein die franzöſiſchen, ſondern auch die deutſchen Wörter ſind accentuirt. Angehängt iſt eine Tabelle der Zeitwörter in beiden Sprachen. Der Druck iſt rein und correct.

Cch.

Bamberg und *Würzburg*, b. Göbhardt: *Abrégé de la Grammaire Françaiſe par L. J. Mathey, maitre de langue à l'Univerſité de Wurzburg.* 1806. 108 S. 12. (12 gr.) Man könne keine Sprache gründlich inne haben, meint der Vf., wenn man die Grundregeln derſelben nicht wiſſe. Dieſe Wahrheit habe man ſehr lange (*très long-tems*) nicht geachtet, fange aber endlich (*enfin*) an, ſie zu beachten. — Aus welchem Jahrhundert mag wohl dieſe Bemerkung her ſeyn? — Die Redetheile nennt er *ſignes de nos penſées*, und nimmt ihrer neun an. Das *Nomen* kennt er nicht. Dagegen machen Subſtantiv und Adjectiv, jedes eine beſondere Hauptclaſſe aus. Und doch nimmt er ein *Pronomen* an! Sein letztes Gedankenzeichen iſt die Partikel *oder* die Interjection. Aus ſolchen Splittern beſteht der ganze Block. Man muſs lachen, wenn man im Gange dieſes höchſt ermüdenden, trocknen, und mit unzähligen Schiefheiten angefüllten Werkchens auf Glimmerbrocken ſtöſst, wie: *La jeuneſſe ſ'égare à la lueur du phosphore de ſes paſſions.*

Cch.

Kinderschriften. *Stuttgardt*, b. Löflund: *Neues A B C-Syllabier- und Leſebuch, nach Weiſse, Funke und Löhr.* Von *M.* Mit ſchönen Kupfertafeln. 1806. 24 Kupfertafeln und 72 S. 8. (20 Gr.) Für den erſten Anfang berechnet und nicht übel ausgeführt. Die gröſstentheils aus der Naturgeſchichte entlehnten Erzählungen ſind der Faſſungskraft der Kleinen angemeſſen, und treffen den Ton, worin man mit Kleinen reden muſs, ziemlich gut. Das Rhythmiſche der Erzählungen hat dem Vf. manchen ſichtbaren Zwang gekoſtet, und manche unangenehme Härte hervorgebracht. Kupfert. I. *Der Aff, ihr kennt ihn ja,* u. ſ. w. N. 8: *Die blauen, rothen, weiſen* (weiſsen) *Dingelchen.* Den Kupfern können wir das auf dem Titel beygelegte Prädicat nicht beylegen. Vor allen ſind die Figuren viel zu klein und unverhältniſsmäſsig.

— st —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 FEBRUAR, 1807.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Utrecht, b. J. van Paddenburg und Leiden b. Luchtmans: *Lexicon Hebraicum et Chaldaicum manuale in codicem sacrum veteris Testamenti cura Everardi Scheidii, Ling. orient. in Academia Lugd. Batavorum Prof. et J. J. Groenewoud, V. D. M. Ziriczeae. Praemissa est epistola ad virum illustr. J. D. Michaelis. Pars I.* ℵ—ℵ 1805. 378 S. gr. 4. (4 Thlr. 4 gr.)

Wir würden dem in dem Fach der orientalischen Literatur sehr erfahrenen und verdienstvollen *Scheidius* vieles zu verdanken haben, wenn er alles, was er unternahm, auch ausgeführt hätte. Aber seine Ausgabe des Dscheuhari, sein Abdruck des Hariri, seine arabische und hebräische Grammatik, seine *observationes etymologicae ad stirpes Hebraeas*, sein *Liber Geneseos Hebraice et Latine* und mehrere andere sind lauter unvollendete Stücke, wovon einige gar nicht in Umlauf gekommen sind. Ohne Zweifel würde der unternehmende Mann bey seiner 1793 erfolgten Versetzung nach Leiden, wo ihn so vieles aufmunterte, sich dem orientalischen Fach mit neuem Eifer zu widmen, einiges davon weiter fortgesetzt und andere eben angefangene Stücke noch selbst herausgegeben haben, wenn er nicht bald nachher 1794 den 27 April durch den Tod wäre abgerufen worden. Auch dieses Lexikon blieb unvollendet, und würde vielleicht nie ins Publikum gekommen seyn, wenn nicht Hr. Pred. *Gr.* die Ausgabe und Fortsetzung übernommen hätte.

Aus der vorgesetzten Epistel — sie ist *viro illustri et eruditissimo J. D. Michaelis, literaturae orientalis in Germania principi*, überschrieben — sieht man, dass der Abdruck schon zu Hardewyk, wahrscheinlich 1788, angefangen wurde. *Michaelis* hat sie vermuthlich nie zu Gesichte bekommen. *Scheidius* beschwert sich darin über einige Recensionen in der orientalischen Bibliothek, und sagt, dass er im Begriff gewesen sey, einen *Antimichaelis* zu schreiben, um sich, seine Schüler und Freunde zu vertheidigen, er habe aber diesen Vorsatz nachher aus Achtung gegen die Verdienste *Michaelis* wieder aufgegeben; doch könne er das hier gelieferte Lexikon nicht ganz ohne Begleitung nach Deutschland abgehen lassen, besonders da er voraussehe, dass es in der *orientalischen Bibliothek* mit dem scharfen anatomischen Messer werde zerlegt werden. Er finde es also am besten, das Lexikon selbst an *Michaelis* zu schicken und zugleich anzuzeigen, welche Grundsätze er dabey befolgt habe. Er verweiset daher auf Schultens *vetus et regia via hebraizandi* und seine *epistolae ad Menkenium* und auf die *origenes Hebr.* von Schröder, und ersuchet überhaupt die Recensenten, diese vorher zu lesen, ehe sie ihr Urtheil über das Lexikon fällten. Zugleich bittet er *Michaelis*, dass, wenn ihm etwas, was er in dem Lexikon aus arabischen Quellen geschöpft zu haben behaupte, verdächtig vorkomme, er dieses nicht gleich, ohne ihn vorher gehört zu haben, verdammen, sondern ihm vorher freundschaftlich mittheilen möchte. Er versichert dabey, dass er das liberale Urtheil gern hören würde, und dass er immer bereit sey, es offen zu gestehen, wo er gefehlt habe, wenn er des Irrthums überwiesen würde. Übrigens setzt er noch hinzu: *sancte Tibi polliceor, nullum me verbum amplius publice Tecum esse facturum, quodcunque etiam Tibi visum fuerit, eodem, quo jam saepius fecisti, modo, contra me perscribere, neque non contemtu, sed veneratione potius summa, qua Te otiaque Tua prosequor, esse vindicaturum.*

In der Vorrede wird von der Absicht und dem Gebrauch des Lexikons geredet. Der Vf. sagt seinen Zuhörern, dass es zwar nicht an Wörterbüchern fehle, aber die Bemerkungen von *Schultens, Schröder, Michaelis* und anderen Philologen seyen noch von keinem Lexikographen so gesammelt, dass man sie im Lexikon ordentlich nachschlagen könne. Er habe desswegen die Mühe übernommen, ein solches Lexikon zu veranstalten. Seine eigenen Worte sind: *ut tandem aliquando certius vobis constare possit de primariis verisque vocum Hebraicarum et Chaldaicarum notionibus: quibus cognitis Lexica Coccei, Castelli, Simonisque, quae omnibus palmam praeripere meritissimo censentur, tanto majori cum fructu possetis versare, phraseologiamque inprimis, et ellipses Hebraicas, ex iisdem addiscere.* Er ermuntert daher seine Schüler, sich mit den Grundsätzen der Grammatik und besonders mit den Paradigmen recht bekannt zu machen, weil dieses zur genaueren Kenntniss der Analogie der Sprache und zum Gebrauch des Lexikons durchaus erfoderlich sey. Zugleich warnet er sie, dass sie sich nicht durch die Vorwürfe, die man der Schultensschen Schule wegen der Grundbedeutungen der Wörter mit Unrecht gemacht habe, möchten abschrecken lassen, dieser Methode zu folgen. Er gesteht es selbst ein, dass das etymologische Studium bey einigen in Missbrauch ausgeartet sey, und dass er vielleicht selbst dazu könne gerechnet werden; aber doch habe er immer gesucht,

diesem Misbrauch entgegen zu wirken, und dieses sey auch unter andern von *Rau* geschehen; man könne also den Batavern überhaupt diesen Misbrauch nicht zur Last legen. Übrigens bemerkt er, dass er die 18 Sätze, die *Schultens* in seiner *vet. et regia via Hebraizandi* aufgestellt habe, als richtig annehme, weswegen er sie auch hier wieder abdrucken lasse. Er bemerkt zugleich, dass *Schultens* selbst ein Lexikon nach diesen Grundsätzen auszuarbeiten angefangen habe, wovon aber nur 2 Bogen gedruckt seyen, das übrige sey noch in Abschriften bis zum Buchstaben ש vorhanden. Er macht auf dieses Lexikon aufmerksam, und wünscht, dass es noch im Druck erscheinen möchte. Rec. hat Gelegenheit gehabt, einige Abschriften von den Dictaten von *Schultens*, obgleich nicht so vollständig als hier bemerkt ist, zu sehen, und auch gefunden, dass sie von den Schülern von *Schultens* fleissig sind gebraucht worden; aber dennoch wäre zu wünschen, dass sie von neueren Lexikographen noch mehr und ordentlich genutzt würden. Sie enthalten manche treffliche Bemerkungen, wodurch die Wörterbücher könnten bereichert werden. Das Ganze möchte aber wohl unsern Zeiten nicht völlig mehr angemessen seyn. Zuletzt räth der Vf. seinen Zuhörern an, sich das Lexikon durchschiessen zu lassen und sich die Bemerkungen anderer berühmten Philologen beyzuschreiben. Auch empfiehlt er die Stellen beyzuzeichnen, worin die einzelnen Bedeutungen der Wörter in der Bibel vorkommen. Diese Vorschläge sind allerdings nützlich, und man darf es auch erwarten, dass sie in Holland, wo das gründliche Studium der Sprache mehr zu Hause ist, noch werden befolgt werden. Aber wer wird in Deutschland darauf hören? Die meisten widmen der Erlernung des Hebräischen kaum so viel Zeit, dass sie es richtig lesen lernen. Auf Schulen wird das Hebräische sehr gewöhnlich durch andere gemeinnützige Dinge verdrängt, und der Aufenthalt auf Universitäten ist bey den meisten zu beschränkt, als dass daselbst die Sprache noch gründlich könnte erlernt werden. Auf Schulen müsste billig der Grund ordentlich dazu gelegt werden.

Das Lexikon war, als *Scheidius* starb, bis S. 352 abgedruckt, von S. 353 an hat es Hr. *Groenewoud* fortgesetzt. Die Einrichtung ist ungefähr dieselbe, welche *S.* in seinen *observat. etymolog. ad linguae Hebraeae stirpes*, Harderwyk 1772 befolgt hat. Doch ist hier alles noch gedrängter und kürzer dargestellt. Der Buchstabe א, welcher dort 80 Seiten füllt, enthält in dem Wörterbuche mit gröberem Druck nur 42 Seiten, und doch sind hier mehrere Stammwörter als dort angeführt. Auch in der Angabe und Bestimmung der eigentlichen Bedeutung weicht der Vf. mehrmals von der vorher angegebenen ab. Seine Hauptabsicht gehet dahin, die Grundbedeutung der Wörter genauer zu bestimmen, und die davon abgeleiteten Bedeutungen kurz anzugeben, und nach ihrer Abstammung zu ordnen. Die von den Stammwörtern abstammenden Wörter werden ebenfalls nach ihren Formen angeführt und die verschiedenen Bedeutungen davon ebenfalls bemerkt, ohne die Stellen anzuzeigen, wo das Wort in seinen verschiedenen Bedeutungen vorkommt. Nur höchst selten, besonders im Anfange des Buchs, findet man einzelne Stellen angemerkt. Ob dieses ganz zweckmässig, besonders für Anfänger sey, bezweifelt Rec. sehr. Der Vf. will zwar, dass diejenigen, die das Lexikon gebrauchen, sich die Stellen selbst beyschreiben sollten. Diess hat auch allerdings in gewisser Rücksicht sein Empfehlendes. Der Anfänger schärft dadurch sein Urtheil, wenn er aus der Reihe der Bedeutungen, die er hier mit einem Blick übersiehet, die schicklichste und passendste in dem Zusammenhange auszuwählen hat. Er gewöhnt sich dabey, eine Stelle unabhängig von der anderen verstehen zu lernen, ob er gleich die in dem Wörterbuche angegebenen Bedeutungen als richtig und völlig gegründet annehmen muss. Auf der anderen Seite hat aber doch diese Methode auch etwas nachtheiliges. Zuerst ist das eigene Beyzeichnen mühsam und nimmt viele Zeit weg, wodurch viele schon abgeschreckt werden, diese Methode zu befolgen. Fürs andere wird aber noch der Anfänger oft zweifelhaft bleiben, welche Bedeutung er wählen soll, oder in Gefahr kommen, gerade die unrichtige zu wählen, weil er die gewöhnliche und seltnere Bedeutung noch nicht zu unterscheiden weiss. Überdiess hängt die besondere Bedeutung eines Worts oft von der Verbindung ab, worin es stehet. Alles dieses müsste doch billig dem Anfänger bemerkbarer gemacht werden. Übrigens ist es für den, der schon weiter ist, angenehm, alles in der Kürze mit einem Blick zu übersehen, und die Formen richtig bestimmt, kurz erläutert und besser geordnet zu finden, als man sie in den gewöhnlichen Wörterbüchern antrifft. Hierin hat offenbar das Wörterbuch, bey aller seiner Kürze, ganz eigene Vorzüge. Auch sind die *nomina propria* sorgfältig unter die Stammwörter geordnet. Hätte der Vf. nicht vorgehabt, ein Handbuch in gedrängter Kürze zu liefern, so würde er ohne Zweifel manches zur Erläuterung und näheren Bestimmung hinzugesetzt haben. Der Sachkundige wird aber manches davon leicht auffinden können. Die Stellung und beygesetzte Bedeutung führt bey vielen Wörtern darauf hin. In dem Verfolg trifft man auch schon mehrere einzelne Winke und Hinweisungen auf andere an. *Michaelis supplementa* sind ebenfalls bey dem fortgesetzten Abdruck oft angeführt. Dass bey der Bestimmung der ursprünglichen Bedeutungen das Arabische nach *Schultens* Vorgang vorzüglich genützt sey, lässt sich leicht denken, aber dass darin auch mehreres gesucht und willkührlich sey, ist ebenfalls nicht zu verkennen. Doch hält sich der Vf. nicht so genau mehr an die Schultenssche Manier, wie in seinen früheren Schriften, z. B. in den *observat. etym. ad L. H. stirpes.* Die hier angegebenen Grundbedeutungen sind meistens nicht so weit gesucht, sondern natürlicher. Rec. will nur ein paar Beyspiele anführen. In den *observat. etymolog.* heisst es bey אבב ganz in der *Schultensschen* Manier *proprie micuit, emicuit; inde* אֵב *emicatio. micans viror, spec. herba, gramen,*

pabulum etc. אביב *cum vitaliaue, s. virore, e terra enatus, productusve. Hinc abs. spica viridis, arista recens, et dein Nomen Mensis Hebraeorum.* Hier in dem Wörterbuche stehet: אבב *et contracte* ־יב *, cognatum arab.* ־בב *movit, commovit. Unde* אביב *m. pp. forma participii pass., eximie culmus, a continuo motu, quo a vento impellitur. Etiam metonym. Abib „nomen mensis"* אב *m. vigor, etiam viror. Plur. fructus recentes.* Dieses ist wirklich einfacher, ob gleich die Vergleichung mit dem Arab. هب und die davon entlehnte Bedeutung *movit* noch nicht sicher ist, wenigstens ist Rec. zweifelhaft. Bey אבר wird in den *observ. etymol.* bemerkt אבר *H. et Chald. pp. secuit, resecuit, abscidit; et intrans. abscissus, resectus fuit; dein periit, spec. de ovibus a grege abscissis quasi et palantibus etc.* אבדה *forma partic. recissa res, res perdita et amissa* u. s. w. Im dem Lexikon heisst es: אבד *Chald.* אבד *vagatus, divagatus fuit; aberravit, periit. In Pihh et Hiph. perire fecit, perdidit.* אבד *m. Part. Act. errans; periens. Substantive divagatio, interitus:* אבדה *Part. Act. f. g. periens, elapsa, amissa.* Die hier angegebene Bedeutung *vagatus est* ist offenbar im Sprachgebrauch mehr gegründet, da die Bedeutung *secuit*, die man bey so vielen Wörtern als die Grundbedeutung angenommen hat, nicht ordentlich zu erweisen, sondern vielmehr abstrahirt ist. Überhaupt werden gewöhnlich in der Bestimmung der Grundbedeutungen viele Missgriffe begangen, wenn man nicht zugleich auf die Art der Entstehung einer Sprache und auf alles das, was dabey Einfluss hatte, sorgfältig achtet. Sobald man die Grundbedeutung aus den verschiedenen anderen Bedeutungen oder aus den von dem Stammwort abgeleiteten Wörtern bloss abstrahirt, hat sie wenig Wahrscheinlichkeit. Allgemeine und abstracte Begriffe sind ohnehin gewiss später durch Worte bezeichnet worden, als sinnliche Wahrnehmungen. Eben deswegen soll man auch nicht durchaus das *verbum* als Stammwort annehmen und davon alle Substantiven ableiten. Manche sinnliche Dinge liegen dem Menschen so nahe, dass es ihm Bedürfniss war, dafür Benennungen zuerst zu erfinden, und davon benannte er nachher wieder Handlungen und Beschaffenheiten. Rec. kann sich z. B. nicht überzeugen, dass das Verbum אבן *coaluit, concrevit in firmiorem massam* früher da gewesen sey, und dass davon אבן *ein Stein* abstamme; der Begriff des Zusammenwachsens und Hartwerdens ist ohne Zweifel der spätere vom אבן abgeleitete Begriff. Eben so war auch nach der Natur der Sache die Benennung אם *Mutter* gewiss früher da, als der Begriff, der durch אמם *tetendit, contendit recta* oder *praefuit* ausgedrückt wird. Auch die Ausrufungswörter אהה *ah! ahah!* bey der Klage und אח *vah!* beym Spott waren gewiss früher da als die Zeitwörter אחה *prae dolore suspiravit* und אחה *risit alta voce.*

Dass auch in diesem Lexikon solche Missgriffe vorkommen, ist nach den Grundsätzen, die *Scheidius* befolgte, leicht zu erwarten. Überhaupt hat er mit vielen anderen den Fehler, dass er das Etymologisiren übertreibt, ob er gleich nicht so weit geht, als manche andere von seinen Landsleuten gethan haben. Auch werden Wörter unter ein Stammwort geordnet, die wohl mit der nach dem Arabischen bestimmten Bedeutung gar keine Verbindung haben. Z. B. bey אחה *junxit, conjunxit*, steht אחו *juncus, alga, pro* אחוו *p. form. particip. Pass.* Dieses Wort ist aber sicherlich nicht von jenem Stammwort abzuleiten, sondern ursprünglich ägyptisch, wie schon Hieronymus richtig angegeben hat. Nach dem Koptischen ist es auch *juncus viridis, in paludibus nascens* vergl. *Jablonski opusc. T.* 1. *p.* 45. 46. Eben so ist bey אטן bemerkt *cognat.* ־טן *Arab. mollis fuit; molliter cubavit, consuevit in loco.* אטון *forma* אטוס *linum molle.* Allein das Wort אטון ist wohl ebenfalls wie das griechische *οθονιον* ägyptischen Ursprungs, wie *Forster de bysso p.* 74 *ff.* gezeigt hat. Vergl. auch *Jablonski opusc. p.* 72. Ebenso ist אזור welches hier von אזר *intonsa, hirsuta fuit coma* abgeleitet wird, wahrscheinlich ägyptisch s. *Jablonski p.* 366. Übrigens hat der Vf. das Wörterbuch durch viele neu aufgenommene Stammwörter sehr bereichert. Rec. hat in dem Buchstaben א 61 Stammwörter gezählt, die in der neuen Ausgabe von Simonis durch Eichhorn nicht aufgeführt sind. Mehrere davon sind deswegen aufgenommen, um die *nomina propria* darunter zu ordnen, und andere, um die Formen der abgeleiteten Wörter daraus zu erklären. Z. B. אגא *fugit, aufugit* אגא *Agee pp. Partic. act. nomen viri, pater Schammae.* אגג *Ar. arsit, flagravit ignis. Metaphor. cucurrit, celeravit gradum struthiocamelus, impetum dedit;* אגג *et* אגגי *nomina propria virorum* אגגי *Agagita. Patronymicum.* אסתר *stirps deperdita* אסתר *Esther pp. myrtus virens: nom. Persicum reginae, quae Hebraice* הדסה. Das Stammwort און *per quiet.* אם *Arab. vocem anhelando edidit stabundus: fumum edidit, fumavit*, wird eingerückt, weil davon מאומה *res nihili, minimum quid prop. fumus, evaporatum* abgeleitet und als *forma particip. pass. f. g.* angesehen wird. Von אור *cogn.* ערה *Arab. secuit, aequali mensura distribuit, finivit* wird או *pro* אוה *definitum tempus, articulus certus* und או *pro* באו *articulo isto, tunc* abgeleitet. Billig wird davon אי *aestus bulliens, fervor nasi; ira vehementior* unterschieden und deswegen און *cognat Chald.* אוא *Arab.*

bullivit, bulliendo murmuravit eingerückt, wie auch schon Eichhorn gethan hat. Eben so werden die Stammworte אוה und אָוָה und אָוָה wegen der verschiedenen Formen der davon abstammenden Wörter unterschieden. Von אור *per quiesc.* אָר *Arab. incurvavit, inflexit, gravavit* kommt אוּד *titio fumans; lignum incurvatum in igne* אוֹדָה *pro* אֻוְדַת *Arab. Onus, pondus unde* אוֹדוֹת *negotia gravia, caussae* עַל אוֹדוֹת *propter caussas* מְאֹר *obsol. nisus unde* בְּמְאֹר *et* מְאֹר *cum nisu, vehementer.* Doch wird bey dem letzten bemerkt, dass es auch von מאר *agitatus fuit huc illuc* könne abgeleitet werden. Unten findet man auch S. 297 מְאֹר *unde* מְאֹר *agitatio, inclinatio. Adverbialiter valde, an quasi agitatione?* Von איר *cogn.* אוד *et* אדר *Arab. gravitate sua pressit, molestus, durus, validus, robustus fuit* stammt aber איד *grave infortunium, calamitas: robur potentia.* אֵד *pro* איד *vapor terrae incumbens; nebula densior gravierque.* Von אוה *flexit, deflexit, recepit se aliquo. Pihh. et Hithp. desideravit, concupivit* kommt אַו *desiderium* אָוָה *et* תַּאֲוָה *propensio, desiderium* אוֹ *Arab.* أو אוֹי *et* אוֹיָה *eheu, vae!* אוֹת *signum, prodigium pro* אוֹיָת *ex* אוֹיָת u. s. w. Unter אוה *pro* אוי *et* או *cogn.* אוה *flexit: in Hithpah. Arab. contendit aliquo: commoratus fuit, constitit* steht aber: *Hinc* אַו *flexus, desiderium: in regimine* אֵי *idem quod* אַו *Porro* אֵי *commoratio:* אֵיוֹ *commoratio ejus? interrogative; id est ubi ille* אֵיכָה *ubi tu?* אֵיָם *ubi illi* אי אחיך *commoratio fratris tui? id est: ubi frater tuus?* אֵי זֶה *ubi iste, qui?* אֵיךְ *quo flexu, ubi?* אֵיךְ *et* אֵיכָה *ubi, quomodo?* אֵיכָכָה *ubi sic tibi?* אֵיפֹה, אֵפוֹ, אֵפוֹא, אֵיפוֹא, *ubi oras, ubi loci, ubi terrarum? In Plurali ab* אַי *est* אַיִן *unde* מֵאַיִן *e quibus oris, unde?* אַיִן *et quibus oris! (conf. etiam sub* אין*) Porro* אֵי *pro* אַו *item flexus, commoratio.* אִי נָקִי *commoratio insontis i. e. ubi est insons? Et* אִי *flexus littoris, littus, regio littoralis, ora maritima; peninsula, insula. Plur.* אִיִּים *et* אִיִּין *insulae, littora, orae maritimae* אִי *littoralis, insulanus Plur.* אִיִּים *insulani* u. s. w. Das Stammwort אפן *cogn.* פנה *Arab. diminuit; pp. vertit, vertendo flexit, invertit* wird hier aufgeführt, weil davon אוֹפָן und אֹפֶן *rota a motu versatili* abzuleiten ist. Auch wird פְּתִינִים *diminuta, frusta* an Statt תְּאֻפִּינִים davon hergeleitet, welches auch schon Moser und Eichhorn, der letzte aber doch zweifelhaft, versucht haben. ארן *cogn.* ארם *Arab. bene pasto, firmoque corpore; atque ita alacer, agilis, laetus, proterous fuit,* steht hier als Stammwort von אֹרֶן *pinus, pini species: vel potius arbor Arabica spinosa, baccifera* und ארון *arca, cista major et bene firma: pecul. arca feralis,* welches letztere sonst gewöhnlich von ארה hergeleitet wird. אשה erhält hier die Bedeutung *complanavit, consolidavit, firmavit. Etiam assavit, coxit super lapidibus aequaliter stratis,* und als Derivata sind angeführt אֲשִׁיָּה und אָשׁוּיָה *fundamentum, fulcimentum* und אִשָּׁה *assatum, assum.* Das Wort אֶשֶׁךְ *testiculus, scrotum* wird von אָשַׁךְ *fudit, effudit* abgeleitet. Von אשן *cogn.* אסן *et* ישן *Arab. pp. icit, percussit: unde Syr. durum, firmum, compactum, validum reddidit. Et intrans. apud Arab. icta fuit aestu solis, corrupta, alterata fuit aqua, foetuit, tetrum densumque odorem exhalavit,* kommt אָשׁוּן *densitas: foetor.* אשון חשך *tenebrae spissae, vel tetrae, foetidae.* Man siehet schon aus diesen Beyspielen die Manier des Vfs. Ob alle die angeführten Stammwörter mit Grund angenommen werden, und ob gerade die angegebene Bedeutung immer die richtigste sey, ist eine andere Frage. Verschiedenes lässt sich wenigstens gegen einzelne erinnern. Aber es ist auch nicht zu verkennen, dass Vieles der Analogie der Sprache ganz gemäss ist, und Manches dadurch richtiger bestimmt und unterschieden wird. Auch in den folgenden Buchstaben ist das Lexikon reichhaltiger an Stammwörtern, als die gewöhnlichen Wörterbücher, und Manches wird dadurch aufgeklärt. Unter dem Buchstaben ו, der in den Wörterbüchern von *Simonis* und *Coccejus* nur ein paar Worte enthält, findet man hier 82 Stammwörter aufgeführt, worunter die Derivata von der Form ילד, die man sonst unter Jod aufsuchen muss, verzeichnet sind. Z. B. hier stehet יאת *s.* ואת *cog.* אות *pp. ut videtur tetendit, attendit pec. aurem, auscultavit, obsecutus est: commodum se praebuit in Fut.* יאת *s.* יֵאוֹת *pro* יְוָאת *sed potest etiam esse formae* יָקוּם *pro* יֵאוֹת *ab* אות. Das letztere würde doch Rec. immer vorziehen. Mehrere Stammwörter werden auch hier bloss als Vermuthung gesetzt. Z. B. ובא *i. q.* ומא *Ar. protendit digitum in 4 spec. Ar. protenso digito indicium fecit. Et in 4 Pass. Ar. amore propensus fuit. An hinc* מְבָאִים *Ezech.* 23, 42? *quod viro cuidam doctissimo placebat.* Eben so heisst es bey וזן *Ar. appendit: ponderavit, libravit, unde Ar.* וֶזֶן *pondus et* וָזִין *ponderosus. Utrum ex hujus verbi spec. Pyhh.* מְוֻזָּנִים *Jer.* 5. 8 *sunt sive ponderibus instructi, bene vasati et peculiati; sive armati, sive adipe graves equi, an potius legendum est* מְזוּנִים *pasti a* זון*?*

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 FEBRUAR, 1807.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

UTRECHT, b. J. van Paddenburg u. LEYDEN, b. Luchtmans: *Lexicon Hebraicum et Chaldaicum manuale in codicem sacrum veteris Testamenti cura Everardi Scheidii*, etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Schon diess wird hinreichend seyn, auf dieses Lexikon aufmerksam zu machen. Wenn man auch dem Vf. nicht immer beystimmen kann, so verdienen es jedoch seine Bemerkungen und Bestimmungen, dass man auf sie Rücksicht nimmt, und sie näher prüft. Das Wörterbuch, welches wegen der Erläuterung der Formen auch für den Anfänger nützlich werden kann, enthält bey seiner Kürze gar manche Winke und Bemerkungen, die erwogen zu werden verdienen. Rec. will nur einiges davon anführen. S. 52 wird bey בי *quaeso, obsecro* bemerkt *dici putatur pro* בְּ, בי *pro* בעה בה *tetendit: sed fortasse elliptice dixerunt* בי אדני *in me, mi domine, pro* בי אדני העון *in me, mi domine! culpa est vel culpa esto! Conf. 1 Sam. 25, 24 cum Gen. 43, 20. 44, 18.* Der Ausdruck איש הבנים welcher 1 Sam. 17, 4 vorkommt, und verschiedentlich ist erklärt worden, wird S. 57 durch *vir staturae duplicis, i. e. alterum tantum major*, ὑπερμεγέθος erklärt, und בן in dieser Stelle, wie in der Bedeutung *structura, corporis constitutio*, wie das arab. بنى genommen. Der syrische und arabische Übersetzer bestätiget auch diese Erklärung. Bey בֶּצֶר *aurum purissimum* wird die Leseart Ps. 68, 31 בצרי כסף bemerkt, die eine Handschrift bey *Kennic.* hat, welche auch *Michaelis* in den Supplem. zu billigen scheint. Zugleich wird aber auch hinzugesetzt: *at in reliquis* ברצי כסף *in glarea argenti h. e. lapillis candidissimis, vel glarea aquae argenteae i. e. limpidissimae.* Diess letztere ist auch wohl vorzuziehen. Bey הבהב *ardentissime anhelavit* wird הבהב durch *aestus vehementissimus, amor summus* erklärt, und dabey bemerkt: *Hinc forte* זבחי הבהבי *Hos. 8, 13 sacrificia fervidissimi amoris mei h. e. quibus incredibilem quendam suum erga me amorem testantur. Gr. LXX* ἠγαπημένα. S. 116 wird יהי *contr. i. q.* היה *fuit, accidit* aufgenommen und dabey angeführt: *Hinc* ויאמר *pro* יהי ואמר *et fuit, s. accidit, ut diceret per pleonasmum pro et dixit.* S. 120 ist bey הם *aestuatio, strepitus* angeführt: *Plur.* המיהם *aestuationes eorum i. e. animi aestuantes et fervidi Ezech. 7, 11 nisi mavis referre ad* המה הם *forte idem ac* הם *unde Ps. 9, 7 pro* בהמה *cum fragore. Gr.* μετ᾽ ἤχου. S. 124 wird dem Stammworte הרם die Bedeutung wie im *Ar. 2 Spec. conscidit pec. in partes parvas, ut faciunt lanii,* beygelegt, und dabey stehet die Frage: *utrum hinc* הרמון *laniena Amos 4, 3 an Armenia, aliudve ibidem notatur voce* ההרמונה? S. 140 heisst es bey ושם *pp. icit, compunxit. Hinc Ar. stigma inussit Hiph. vastavit, desolavit. Hinc* ישימו *pro* ישמו *Ier. 49, 20; sed idem hoc commodius forte repetas a* ישם. S. 175 ist das Wort חית nach dem Arab. die Bedeutung beygelegt: *in praedam se demisit accipiter: rapuit, surripuit.* Der Vf. fragt dabey: *Hinccine in Kal* יחיתם *Hab. 2, 17 sive ex var. lect.* יחיתך, *an eadem forma potius petenda est ex spec. Hiphil verbi* חות? Von dem Stammwort כאר ist S. 251 angemerkt: כאר *cogn.* כור *quod Ar. notat volvit, obvolvit spirali forma. Et, forte, alio flexu evolvit, evolvendo extendit pec. membra hominis nece suppliciove adficiendi, leo, lictor, carnifex. An hinc (forma ducta ex Inf. Pihhel* כָּאֵר *cum adf. pron. primae pers.* כארי *Ies. 38, 13 et Ps. 22, 17 pp. evolvere mei! Hoc est eheu mihi, quod evolvar. conf. Synt. Schroed. R. 54. Apta satis haec imago est loco Ies. 38, 13 neque minus commode sedet Ps. 22, 17, quia mox sequitur adeo quidem ut enumerare possim omnia membra mea.*

Die Fortsetzung des Hn. *Groenewoud*, die mit dem Worte נפך anfängt, unterscheidet sich in Manchem von *Scheidius* Arbeit. Es ist hier nicht die gedrängte Kürze, wie in dem vorhergehenden. Es werden auch mehrere Schriftstellen, wo die Worte vorkommen, angeführt. Wahrscheinlich wird er das Lexikon von *Schultens*, bey der Fortsetzung, so weit es ausgearbeitet ist, mit benutzen, wenn er von *Scheidius*, wie es fast scheint, nichts weiter vorgearbeitet findet. Bey dem noch folgenden Theil, den er bald möglichst zu liefern verspricht, und der hoffentlich bald erscheint, wird sich am besten über die Art der Fortsetzung urtheilen lassen.

D. T.

LEIPZIG, b. Crusius: *Institutiones ad fundamenta linguae persicae cum Chrestomathia, maximam partem ex auctoribus ineditis collecta et Glossario locupleti.* Edidit *Fridericus Wilken.* 1805. XVI und 446 S. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Ebendaselbst: *Fr. Wilken auctarium ad chrestomathiam suam persicam, locorum ex auctoribus persicis quae illa continet, interpretationem latinam exhibens.* 1805. 80 S. (8 gr.)

Je seltener und theurer die älteren persischen Sprachlehren wurden, und je weniger sie befriedigten: desto mehr ward von den Freunden der orientalischen Literatur der Mangel einer zweckmäſsigen persischen Grammatik gefühlt. Diesem Mangel abzuhelfen, entschlossen sich fast zu gleicher Zeit zwey Gelehrte, Hr. *Franz von Dombay* in Wien, und Hr. *Wilken*, jetzt Prof. zu Heidelberg. Die Sprachlehre des ersten, welche im J. 1804 bey *Camesina* in Wien herauskam, ist schon anderwärts angezeigt worden; die *Wilken*sche ist uns erst jetzt zu Händen gekommen. Wenn beide mit einander verglichen werden, so gebührt der letzteren ein entschiedener Vorzug. Zwar geht auch diese den gewöhnlichen Gang, und handelt nach einer Einleitung über die Schrift und Aussprache der Perser, in verschiedenen Sectionen *de nomine substantivo, de declinatione, de articulo, de nomine adjectivo, de pronominibus, de verbis, de adverbiis, conjunctionibus, praepositionibus*, zuletzt von der Etymologie und Syntax, aber doch in einer besseren Ordnung und lichtvolleren Kürze, als *Dombay*. Weit besser sind auch die Beyspiele gewählt, welche zur Erläuterung der Regeln angeführt werden, und sowohl aus gedruckten persischen Schriften, als aus Handschriften entlehnt sind. Der gröſste Vorzug dieser Grammatik scheint aber dem Rec. in der Behandlung der Verbenlehre zu bestehen, wo der Vf. die *tempora* nicht, wie gewöhnlich, vom Imperativ, sondern von der dritten Person des *praeteriti infiniti*, so wie bey den Hebräern, Syrern, Arabern u. s. w. ableitet, und sie nach *Harris* Vorschlägen in zwölf, nämlich 3 *infinita* und 9 *finita* abtheilt, ingleichen die irregulären und defectiven *verba* in sieben verschiedene Classen absondert, nämlich die *verba* in ودن, فتن; ختن, شتن, ستن, يدن und ادن. Die mit der Grammatik verbundene Chrestomathie enthält gröſstentheils interessante, noch unedirte Aufsätze aus den persischen Handschriften der göttinger Universitätsbibliothek, nämlich aus *Mirchond's* Geschichte, aus dem *Schahnameh* von *Ferdusi*, aus *Dewletschah's* Geschichte der persischen Dichter; die übrigen sind aus *Ouseley's oriental collections* entlehnt. Ein vollständiges *Glossarium*, und zum Gebrauch der Anfänger eine lateinische Übersetzung der persischen Aufsätze unter dem oben angeführten besonderen Titel, erhöhen den Werth dieser Chrestomathie, welche die erste brauchbare und zweckmäſsige ist, die wir haben.

*

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WEIMAR, b. Hoffmann: *Kleine Abhandlungen, die Poesie und Kunst betreffend*, von *J. D. Falk*. Mit drey Umrissen nach Raphael und Michael Angelo. 1803. XVI und 412 S. (2 Thlr. 8 gr.)

Zu einer Zeit, in welcher die Poesie in Deutschland in Gefahr ist, sich in leere Schwindeleyen und gedankenlose Klänge zu verlieren, ist ein Streben, wie das des Hn. F., auf Kraft, auf Objectivität und auf Charakterausdruck in der Poesie zu dringen, wahrhaft verdienstlich. Aber gerade dann, wenn der Mensch sich in einen Fehler recht tief verirrt hat, vernimmt er die Stimme der Wahrheit am wenigsten; man kann also sagen, daſs diese Abhandlungen zu früh erschienen sind, und daſs die Anzeige davon jetzt, da man schon etwas ausgeschwärmt haben möchte, mehr zur rechten Zeit kommt. Schon in einem Taschenbuche von 1802 trug Hr. *F.* seine Gedanken über Charakter vor; hier liefert er die nähere Ausführung derselben, mit Beyspielen und Belegen. Das ganze Gebiet der Kunst und der mannichfaltigen Kunstwerke stellt er unter die Rangordnung von dreyerley Charakteren, und nennt *Charaktere höchster Art* alles, was mehr nach einer Idee, als nach der Natur und Erfahrung, *Charakter der zweyten Art*, was theils nach der Erfahrung und theils nach der Idee, jedoch mit einem Übergewichte für die erstere, und *Charaktere der dritten oder niedrigsten Art*, was mit Aufgebung alles Idealen (der Idee) streng nach der Wirklichkeit entworfen und dargestellt ist. Er drückt sich im Allgemeinen darüber also aus: „Alles, was der Mensch thut, treibt, sinnt; alles, was er auf Stein oder Leinwand darstellt, muſs einen Charakter haben, das heiſst: das Eigenste, das Bezeichnendste jedes Dinges muſs herausgehoben und zur Anschauung gebracht werden. So bringt Homer den Charakter jedes Dinges, das er beschreibt, gleichviel, ob es ein Gott, ein Mensch, ein Thier, eine Pflanze, ein Stock oder ein Stein ist, jedesmal, in den bestimmtesten Umrissen, vor unser Auge, und sagt: die erdaufwühlenden Schweine, das schwerwandelnde Hornvieh, der armstützende Stab u. s. w. Auf diese Art entsteht beym Dichter das Charakteristische, das Plastische, oder wie man es sonst nennen will." In der ersten Abhandlung dieses Buchs: *Über das Charakteristische* in der Poesie und Kunst, fährt er nun also fort: „Die Behauptung, daſs das Charakteristische das wesentliche Element der Kunst und Poesie sey, erhält vielleicht ihren stärksten Beweis daher, daſs man es nicht wegnehmen kann, ohne beide verschwisterte Künste, die Mahlerey und Poesie, einem leeren Spiel von *Phantasmen*, einem bodenlosen *Imaginatism*, oder, was noch schlimmer ist, einem leeren *Undulism* und weichlichen Schönheitsgetändel Preis zu geben." Mit den letzteren Worten deutet er sehr gut die Verirrungen an, gegen die seine Abhandlungen gerichtet sind. Hierauf folgen eine Menge Beyspiele aus den alten und neueren Dichtern, wodurch er seinen Satz noch mehr ins Licht stellt. Auch im

den *Aphorismen* über die Kunst, in einem Briefe *über Lichtenbergs Leben und Schriften*, in einem *Gespräche zwischen Ramler und Lessing*, über die *Aufführung der Iphigenie von Goethe* und zuletzt *über Füssli's Vorlesungen über die Mahlerey* kommt er immer wieder auf diesen Punct zurück. Und in der That möchte nach Durchlesung dieses Buches so leicht keiner mehr gefunden werden, der an der Nothwendigkeit dessen, was er fodert, zweifeln könnte, und es wäre sehr zu wünschen, dass diejenigen, die dagegen fehlen, sich diess alles zu Herzen nehmen möchten. Aber — wie es gewöhnlich geht, wenn man zu lange mit einer Sache beschäftigt und zu sehr für sie eingenommen ist — der Autor sucht nun auch alles, was ihm vorkommt, in die Gesichtsschranken seines Standpunctes einzuzwängen, spricht mit Geringschätzung von Dingen, die nicht in seinen Kram passen, und möchte gern das ganze Wesen der Kunst in seinen Satz hineinziehen — und dadurch schadet er sich selbst und der guten Sache. Indem er sich das Ansehen giebt, durch die einfache Wahrheit: *alles muss charakteristisch seyn!* die Kunst mit ihrer Tiefe und mit ihrem Umfange philosophisch zu entwickeln und zu begründen, zeigt er dagegen an manchen Stellen durch einzelne Äusserungen und Beyspiele wieder, dass er mit diesem Satze selbst in Gefahr ist, auf Abwege zu gerathen. Es findet sich nämlich, wenn er Charakter, Gestalt, plastische Beschaffenheit und Objectivität — eins für das andere setzt, dass er unter dem Charakteristischen vorzüglich die sinnliche Deutlichkeit, ja wohl gar die Handgreiflichkeit versteht, und eine Vorliebe für den Theil und die Seite der Poesie zeigt, die man die sichtbare nennen möchte. Gehen wir auf diesem Abwege noch einige Schritte weiter, so können wir leicht zur Derbheit und zu einer Überfülle von Objecten kommen, die den Geist ersticken, und den organischen Zusammenhalt durch Geist und Idee erschweren. Zwar unterlässt der Vf. nicht, sich dagegen sehr zu verwahren, indem er von dem *Vorzuge* der idealen Werke spricht, aber die *Idee* geht doch bey ihm noch zu sehr neben der *Natur* her, als dass es ihm gelingen könnte, in diesem seinem Satze als Foderung und Regel für die Kunst beides, *Idee* und *Natur*, unzertrennlich und zur Umfassung des Ganzen zu vereinigen. Er hätte den Begriff *Charakter* weit tiefer auffassen, und aus der Natur der Dinge (der äusseren sowohl als der inneren Welt) philosophisch entwickeln und herleiten müssen, wenn er darauf eine wirklich systematische Ansicht der Kunst hätte begründen wollen. Alsdann würde er auch nicht nöthig gehabt haben, über der Betrachtung des Objectiven die subjective, lyrische Poesie, deren er wenig gedenkt, zu vernachlässigen. Nur ein paar Mal berührt er den tieferen Sinn der Kunst, nämlich S. 5, wenn er sagt: „man könnte ohne Bedenken dem Dichter, der überall das höchst Charakteristische, das heisst, das Eigenthümlichste, die *Ur-Idee*, das *Urbild*, den *Vortyp* der Natur, dem sich alles andere gleichsam anbildet, aufzusuchen verstände, der das Gemeine von dem Wesentlichen, mitten unter den gewöhnlichsten Umgebungen, ausschiede, den ersten und obersten Platz einräumen u. s. w., und S. 96, wo es ganz vortrefflich heisst: „Nicht oft genug kann man es wiederholen, um einem unnützen Prunk in Dingen dieser Art (es ist vom Sammlungsgeist und dem Gedächtnisskram die Rede) Einhalt zu thun, dass überall nicht die Erscheinung, sondern die Idee, d. h. das, was die Natur bey einem Dinge gedacht hat, unserer Aufmerksamkeit werth ist.“ Wäre Hr. *F.* diesem Gedanken weiter nachgegangen, so würde er gefunden haben, dass die Natur von selbst in Charaktere zerfällt, und dass Charakter und Idee am Ende eins sey. Dann aber hätte er die Natur nach ihrem Geiste auffassen, und sie nirgends der Erfahrung und der Wirklichkeit gleichbedeutend setzen müssen. Ausdrücke wie diese: *mehr nach einer Idee als nach der Natur, Steigerung der Natur zum Ideal, Annahme der Natur zur Basis* u. s. w., dienen zwar in Beziehung auf Künstler und Kunstwerke zur historischen Verständlichkeit, können aber dem Philosophen, der in das Wesen der Kunst einzugehen verlangt, nicht genügen. Ob Ideen und Dinge verschieden sind, in wiefern sie sich vereinigen müssen, und wie weit sich die Ideen über die Natur erheben dürfen, das sind eigentlich lauter thörichte Fragen, weil sie auf der Einbildung beruhen, als ob der Mensch etwas Besseres schaffen könne, als Gott selbst. Alles kommt darauf an, den Sinn der Natur zu verstehen, das Göttliche in den Erscheinungen zu erkennen, und die Einzelnheiten als Theile eines herrlichen Ganzen zu überschauen. Die Natur selbst in ihrer Göttlichkeit, und nichts anders, ist das Muster und Vorbild des schaffenden Künstlers. Sein höchstes Ideal, sobald es als wahr und schön (welches unzertrennlich Eins ist) im Gemüth empfunden wird, muss auch in der Natur, d. h. in ihrem Wesen und in ihrer Kraft, wenn auch nicht zur Zeit in einer wirklichen Erscheinung, der Bedeutung nach vorhanden seyn. Eine Erweiterung der Natur ist nur nach der Aussenseite, also nur scheinbar möglich. Was der Dichter und Künstler, und mit ihm jedes reine Gemüth als wahr empfindet, wird eben dadurch auch für die Natur als möglich erkannt, und wenn sie es auch noch nie hervorgebracht hätte. Die schönste Rose, die ganz die Idee und den Charakter *Rose* erfüllt, und wenn sie auch nie gesehen wurde, hat in der Kraft der Natur wie in unserem Geiste ihre Wirklichkeit. Gott mit allen Engeln muss in der Menschheit vorhanden seyn, und wenn diese auch nie zu Göttern gedeihen sollte. Die Natur in ihrer Kraft und in ihrem Gedeihen — das und weiter nichts macht das Ideal des Dichters aus; und darin besteht gerade seine Göttlichkeit, dass er mit angeborner Idealität, (Sinn für vollendete Ideen) die göttlichen Ideen in der Natur (das Schaffende und Bleibende) noch eher erkennt, als die Wirklichkeit sie erreicht, und ihm völlig vor die Augen stellt; er weiss, was zur Gattung Blume, er fühlt, was zur *schönsten* Rose gehört, noch ehe er alle Blumen, noch ehe er die schönste Rose gesehen hat. So betrachtet, zerfällt die Natur von selbst in Charaktergestalten, die den Ideen des Geistes entsprechen. Wollen wir ein *Hinzufügen* der Idee zur Natur ein-

räumen, so gerathen wir in das grenzenlose Reich der blossen Willkühr, und treffen mit den Imaginanten und Phantasten zusammen, mit Leuten von überreizten und krankhaften Sinnen, denen wir gerade zu Wegführern dienen wollten. — Rec. zweifelt nicht, dass der Vf. eine solche Ansicht der Natur und Kunst im Sinne gehabt hat, aber sein Eifer gegen die Schwindler und Nebler hat ihn zu sehr an das, was diesen fehlt, nämlich an den festen, irdischen Boden, an das Sinnliche und Sichtbare gefesselt, so dass er das Charakteristische zu sehr in die bloss äussere sinnliche Bezeichnung setzt, wornach zwar die Dinge von anderen unterschieden, aber deshalb noch nicht ihrem Wesen nach erkannt werden. Auf das Subjective in der Poesie, und wie auch dieses als etwas Objectives betrachtet, und durch Bild und Ton dazu vermittelt werden könne, darauf lässt er sich fast gar nicht ein. Indess — wenn wir annehmen, dass er so mit einem desto stärkeren Gegensatz dem schwindelnden Zeitgeist in unserer Poesie nur noch kräftiger hat entgegenwirken wollen, so verdienen diese Abhandlungen als höchst nöthige Erinnerungen an Dichter und Künstler alle mögliche Empfehlung.

T. Z.

KURZE ANZEIGEN.

Ausländische Sprachkunde. *Halle*, b. Renger: *Elementar-Unterricht in der französischen Sprache*, oder *ganz neue und interessante Methode, diese Sprache recht schnell verstehen, sprechen und schreiben zu lernen.* Von *Gregor Ferd. Le Mang.* 1806. X und 328 S. 8. (16 Gr.) Wenn doch, statt unser, sich Hr. *Le Mang* hier selbst recensiren dürfte! denn wir werden es ihm gewiss auf keine Weise recht machen. Zwar äussert er am Ende seiner Vorrede: „Ich lasse mich gern belehren; ich lerne noch gern.“ Aber seinen Worten ist schwerlich zu trauen. Er ist zu sehr mit sich selbst und seinem Machwerke zufrieden, als dass er an fremder Belehrung grossen Gefallen finden könnte. Ausser dem thrasonischen Titel, der den Mann schon im Voraus charakterisirt, sieht man ihn leibhaft in der Vorerinnerung vor sich stehen. Da ist sein „gegenwärtiger Elementar-Unterricht *sehr gründlich*, und erleichtert die Erlernung der franzöß. Sprache *ausserordentlich*. Seine Methode des Abänderns oder so genannten Declinirens ist *neu*, *sehr vortheilhaft* und *einfacher*, als alle anderen bekannten Formen. Er hat so manches *Nützliche* gesagt, das man selbst in den *besten* Sprachlehren nicht findet. Er hat die *gründliche* Belehrung über den richtigen Gebrauch der Zeiten u. s. w. sehr *deutlich* angegeben. Seine Anweisung zum Sprechen ist ebenfalls *ganz neu*, *sehr vortrefflich* und *einzig in ihrer Art*, etc. etc.“ — Sollte man, nach diesen Selbstpreisungen, nicht etwas recht Seltsames erwarten? aber die Maus, die dieser Berg gebiert, ist doch auch gar zu klein. Seine neue, sehr vortheilhafte Declinir-Methode besteht darin, dass er keinen Casus annimmt, sondern bloss drey Numern. No. 1 bezeichnet den Nominativ und Accusativ: z. B. *l'homme*, der Mensch, den Menschen; No. 2 den Genit. und Ablat. *de l'homme*, des Menschen, von dem Menschen; No. 3 den Dat. *à l'homme*, dem Menschen. Der Vf. ist so schlau gewesen, sich in seiner ganzen Sprachlehre auf keine syntaktischen Regeln einzulassen; daher kommen die Schwierigkeiten nicht zum Vorschein, in die beym Übersetzen jeder Schüler gerathen muss, der, statt decliniren, bloss numeriren gelernt hat. Der Anweisung zum Sprechen wollten wir gerne das Neue und Einzige abgewinnen, finden aber nichts, das man nicht in den unzähligen Büchern dieser Art eben so gut und besser anträfe. Wie nützliche Dinge Hr. *Le Mang* zu sagen weiss, davon wollen wir zum Beleg nur die Anmerkung S. 226 hersetzen. Nachdem sich die von ihm aufgeführten Messieurs und Mesdames gerade neunmal einander *bon jour*, *bon soir* und *bonne nuit* gesagt haben, giebt er über diese wichtige Unterhaltung folgende Auskunft: „*Bon jour*, heisst guten Tag und auch guten Morgen. Unter *bonne nuit* versteht man eine ruhige Nacht, wo man von seinen grossen Arbeiten oder sonstigen Strapazen ausruht und gut schläft. Gewöhnlich sagt man in Frankreich *bon soir*, guten Abend.“ — Nicht wahr, Hr. *le Mang* weiss neue und interessante Dinge, und versteht sie auch neu und interessant vorzutragen? Wir verbinden hiemit sogleich

Halle, b. Ruff: *Interessante französische Briefe, nebst deutschen Nachahmungen zur Bildung des Verstandes und Herzens.* Von *Greg. Ferd. le Mang.* 1806. XVI und 451 S. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.) Zur Bildung des Verstandes und Herzens wird hoffentlich Niemand diese Briefe benutzen wollen; er würde auch seine Nahrung schlecht dabey finden. Übrigens sind sie in gutem Französisch abgefasst, nur zum Theil etwas alt und altfränkisch. Was der Duc de Montansier, was Bussy, Flechier u. a. ihren Zeitgenossen zu schreiben wussten, wird man lieber in vollständigern Sammlungen lesen wollen. Die deutschen Nachahmungen sind wahrlich nicht interessant, sondern frostig, gedehnt, aber auch hin und wieder anzüglich. Da ist z. B. eine Dame, die, um einige Lehrer für ihren Sohn zu suchen, nach Kiel reiset, sich zu diesem Behuf *vier* Monate dort aufhält, und in aller dieser Zeit keinen tauglichen finden kann, ob die Stadt gleich von so vielen Lehrern „überschwemmt *wird*.“ — Ein angehängtes kleines Wörterbuch ist brauchbar. Der Vf. verspricht in der Vorrede ein anderes, das nicht nur „alle Wörter beider Sprachen enthalten, sondern auch zugleich den richtigen und verschiedenen Gebrauch *jedes* Worts, für sich und mit anderen verbunden, erklären soll.“ Welch eine Unternehmung! Uns graut schon; zumal wenn uns auf oben gemeldete Art erklärt werden soll, was man unter *bonne nuit* u. s. w. zu verstehen hat. Wir wollen das Publicum im Voraus gewarnt haben.

Ch.

Orientalische Literatur. *Stuttgard*, b. Löflund: *Hebräisches Lesebuch für Schulen.* Von *M. C. C. F. Weckherlin*, Prof. am Gymnas. zu Stuttgard. Zweyte, verbesserte Ausgabe. 1806. XVI und 178 S. 8. (16 gr.) Unter den vielen hebräischen Lesebüchern, die wir in unserem chrestomathischen Zeitalter erhalten haben, gehört das gegenwärtige unter die vorzüglichsten. Es liefert im zweckmässigen Progress vom Leichteren zum Schwereren biblische Stücke, die aber nach Befinden abgekürzt und so verändert sind, dass dem Anfänger keine Schwierigkeit verursacht wird, nebst einigen anderen Aufsätzen in reinhebräischer Sprache, meistens Fabeln und Erzählungen belehrenden Inhalts. Diese Stücke sind aus einem für die Juden-Kinder in Berlin bestimmten Lesebuch entlehnt, das folgenden Titel hat: והוא אבטליון מבוא הלמוד לנערי בני ישראל ולכל החפצים כלשון עברי מאת אהרן בן – וואלף, welches Hr. *W.* durch die Güte des Hn. D. *Schnurrer* erhielt. Rec. kennt dieses zweckmässige Werkchen auch unter dem Titel: *Der Kindervater für die israelitische Jugend und die Liebhaber der hebräischen Sprache, von Aaron Wolfssohn* (Inspector der jüdischen Wilhelmsschule zu Breslau). Berlin 1790. 8. Als Anhang ist eine treue Übersetzung dieser nichtbiblischen Stücke beygefügt worden aus Gründen, die Vorr. S. IX gut angegeben sind. Den Beschluss macht eine Erklärung aller in diesem Lesebuche vorkommenden hebräischen Wörter in alphabetischer Ordnung.

N.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Littfas: *Morad. Eine Erzählung aus der orientalischen Welt.* 1806. 2 Theile. 328 und 342 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.) Der Vf. dieser Erzählung will durch dieselbe die Wahrheit lehren, dass mit der Kenntniss des Menschen sich auch die Liebe zu ihm im Gemüth entfalte, keinesweges aber, wie man gewöhnlich glaubt, schwach und kalt werde. In diesem Betracht ist der Plan der Erzählung sehr wohl angelegt, indem er uns mitten durch den irreleitenden Schein hindurch zu der eben ausgesprochenen schöneren Erfahrung bringt. Möchte man nur die Menschen immer so kennen lernen! Besonders ist Morads Bild für den bezweckten Effect recht gut gezeichnet; hingegen dünkt Rec., sey das weibliche Personale nicht fein genug gehalten. Der Vortrag ist leicht und angenehm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 FEBRUAR, 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Jena, b. Frommann: *Shakspeare's Othello*, übersetzt von *Dr. Joh. Heinr. Voss*. Mit 3 Compositionen von Zelter. 1806. 240 S. 8. (20 gr.)

2) Ebend.: *Shakspeare's König Lear* übersetzt von *Dr. J. H. Voss*. Mit 2 Compositionen von Zelter. 1806. 245 S. 8. (20 gr.)

3) Leipzig, b. Jacobäer: *Shakspeare's Hamlet* für das deutsche Theater bearbeitet von *Karl Julius Schütz*. 1806. 240 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Wer beide Übersetzungen des Hn. Prof. *Voss* ohne Zuziehung des Originals, oder ohne damit vertraut zu seyn, durchliest, und sich blos dem Eindrucke des Ganzen geniessend hingiebt, der wird sich angezogen fühlen durch die Harmonie und den rhythmischen Wohllaut der Verse; und die plastische nachdrückliche Sprache in den vielen pathetischen und mahlerischen Scenen wird seiner tragischen Stimmung so entsprechen, dass er wenig oder nichts vermisst. Etwas anders verhält es sich mit dem, der alle Theile aufmerksam betrachtet, und die Übertragung Schritt vor Schritt mit der Urschrift vergleicht: diesem kann es nicht wohl entgehen, dass der Übersetzer vorzugsweise und zuweilen selbst auf Kosten wesentlicher Puncte der musicalischen Schönheit nachstrebt, sowohl in ganzen Versen als in einzelnen Worten, und dass er in der Regel nur dann seinen Autor auf eine befriedigende Weise wiedergiebt, wenn sich die Kunst eines schönen Versbaues und einer kräftigmahlenden Sprache in ihrem Glanze zeigen kann, d. h. in allgemeinen hochpoetischen und anschaulich schildernden Stellen: diesen wiederfährt fast immer ihr volles Recht; da hingegen solche Scenen, die sich nicht so laut und stark aussprechen, meistens in schwankenden Umrissen und nur halb wahren Farben nachgebildet sind, wofür der Wohlklang der Verse keinen hinlänglichen Ersatz zu geben im Stande ist. Diesem zu Liebe wird öfters ein scheinbar unbedeutender, aber dennoch charakteristischer Nebenzug weggelassen, manches wird mehr angedeutet als bestimmt ausgeprägt, hin und wieder ist mancher Ausdruck zu getreu nachgeahmt und anderwärts wiederum zu frey nachgebildet; — überdiess findet sich zuweilen eine undeutsche Redensart, und von einigen Stellen ist der Sinn nicht getroffen.

Bey diesen Mängeln verdienen dennoch beide Übersetzungen eine ehrenvolle Auszeichnung und die Aufmerksamkeit der Freunde Shakspeare's. Man muss sie nämlich als Versuche ansehen, die Dramen des grossen Dichters getreu und vollständig, aber zugleich in einer Sprache wiederzugeben, wie wir sie in den Meisterwerken unserer Dramatiker zu hören gewohnt sind. Denn so vortrefflich auch *Schlegel's* Übersetzung an sich ist, so entbehrt sie doch zum Theil des unmittelbar Eindringlichen, des ungehindert Ansprechenden; was man vornehmlich inne wird, wenn man sie auf der Bühne recitiren hört. Sind gleich Hn. *V.* Versuche nicht ganz gelungen, so haben sie doch das Verdienst, zuerst einem Ziele nachzustreben, dem auch nur nahe gekommen zu seyn, schon rühmlich ist, und man muss wünschen, dass er seine Verheissung, auch das *Wintermährchen* und *Richard den Dritten* übertragen zu wollen, bald erfüllen möge.

Als Beleg zu obigem Lob und Tadel mag folgendes dienen: Im *Othello*, zu welchem Schiller die Veranlassung gab, und *dessen Überarbeitung* die letzte Arbeit des unvergesslichen Dichters war, zeichnet sich folgende Stelle aus:

Othello zu Jago. Glaubst du, ich will der Eifersucht nur leben,
Und meinen Argwohn mit dem Monde wechseln?
Nein, *einmal* zweifeln heisst auf einmal auch
Entschlossen seyn. Treib Teufelsspott mit mir,
Wenn ich je mein Gemüth zum Raub ergebe
So aufgedunsnen, leeren Phantasieen,
Wie du erregen willst. Das quält mich nicht,
Wenn's heisst, mein Weib sey schön, wohl auf, gern in Gesellschaft,
Gesprächig, sing' und spiel' und tanze gut.
Wo Tugend ist, macht das noch tugendhafter.
Auch geben meine eignen Mängel mir
Im mindsten keine Furcht, sie möge straucheln.
Sie war nicht blind und wählte mich. Nein, Jago,
Sehn will ich, eh' ich zweifle, wenn ich zweifle
Will ich *Beweis*, und hab' ich den — hinweg
Auf einmal dann mit Lieb' und Eifersucht!
(3 Aufzug 3 Scene)

Aus dem *Lear* stehe hier folgende, noch besser beweisende, pathetische Rede *Lear's*, welche im Originale so lautet:

Blow, wind, and crack your cheeks! rage! blow!
You cataracts, and hurricanoes, spout
Till you have drench'd our steeples, drown'd the cocks!
You sulphurous and thought — executing fires,
Vaunt couriers to oak-cleaving thunder-bolts,
Singe my white head! And thou, all-shaking thunder,
Strike flat the thick rotundity o the world!
Great nature's moulds, all germens spill at once,
That make ingrateful man!

Blaset, ihr Winde, sprenget eure Wangen!
Tost, blast! Ihr Himmelsfluthen und Orkane
Ströms, bis ihr Thürm' und Wetterhähn' ersäuft!

Ihr schweflichten, gedankenschnellen Blitze,
Vortrab der Eichespaltenden Donnerkeile
Versengt mein graues Haupt! Kommt, Wetterstrahle,
Und schlaget flach des Weltbaus dicke Rundung!
Zerbrecht die Formen der Natur, verwüstet
Auf einmal jeden Keim, woraus der Mensch
Entspringt, der undankbare.
(3 Aufzug 2 Scene)

Der Sinn ist theils verfehlt, theils nur halb ausgedrückt, unter andern in folgenden Stellen des *Othello:* S. 12: *einen doppelten Adler machen* sagt gerade das Gegentheil von *to make the beast with two backs.* S. 14: *Abbruch thun* ist zu unbestimmt gesagt für *to gall with sowe check*, mit einem Verweise kränken — und *irdisch Wohl*, statt nächstes (*present*), zu allgemein. S. 24: *So schalten Sklav und Räuber in dem Staat.* Das Original sagt nachdrücklicher und bestimmter: Beherrschen Sklav und Räuber unsern Staat. S. 31: *durch schnöden und unerlaubten Zwang*, zu allgemein für: *by indirect and forced courses*, welches besonders auf hinterlistiges Verfahren deutet. S. 39 wird *my dowuright violence and storm of fortunes* durch: *mein gewaltsam weggestürmtes Glücke* gegeben, was zu viel sagt, denn Desdemona wagte nur ihr Glück auf eine kühne Weise, sie stürmte es nicht weg. — S. 132: die Worte, welche Jago den Cassio im Schlaf zur Desdemona sagen läfst: *Let us be wary, let us hide our loves!* werden dem Klange zu gefallen zu feyerlich gegeben durch: *lass uns behutsam unsre Liebe bergen.* S. 202: *als Brautgeschenk für Desdemona.* Im Original steht blos *gifts*, denn es ist ja von dem Gelde die Rede, womit Othello's *Frau* sollte verführt werden (vergl. S. 189.). S. 63 ist über der mahlerischen Wortpracht in den Versen:

„Dann mag die angsterfüllte Barke hoch
Meerberg' erklimmen, und in Höllenschlünde
Tief untertauchen

der ausdrückliche Gegensatz von Himmel und Hölle im Original unbeachtet geblieben. — S. 212 wird das: *it is the cause*, durch: *die Sache wills* gegeben, klarer wäre wohl: es ist die Schuld. S. 217 heisst es zu wörtlich: *ich gab ihm nie ein Zeichen* — für: Geschenke, Andenken. S. 225 wird *villainy hath made mocks with love!* durch *Arglist verhöhnt die Liebe*, gegeben, da es *missbrauchte* heissen sollte.

Gegen die Sprache wird hin und wieder gefehlt, und auch einige Härten, die leicht zu vermeiden waren, laufen mit unter. Z. B. S. 6: *ich hab' schon*, für: schon hab' ich. S. 17: *bischen Frömmigkeit*, für: wenig. S. 36 heisst es undeutsch und zu wörtlich:

Mich würde deine Flucht tyrannisch machen,
Ihr Klöze anzubinden.

S. 42 desgleichen: *gute Nacht für Jedermann*, statt: euch allen gute Nacht! S. 133: *ich geb ein solches ihr als erste Gabe*, steif für: ein solches geb' ich ihr zum Angebinde. S. 142: *geweihte Würmer spannen dran die Seide* — ist undeutsch. S. 195 heisst es ungelenk:

Ich hab' die Tücher auf das Bett gelegt,
Die ihr befohlen.

statt: die Tücher hab' ich u. s. w., wie ihr befohlen. S. 234 ist ganz missrathen die Stelle:

Der Blick wird mich vom Himmel schleudern,
Wo Teufel mich ergreifen

denn das *Wo* kann man nicht anders, als auf Himmel beziehen.

Es liessen sich aus dem *Lear* nicht weniger verfehlte Stellen anführen, welches aber besser unterbleibt, da der Tadel, dass die nicht pathetischen und mahlerischen Scenen nicht mit gleichem Fleisse und Glücke übersetzt worden sind, zu sehr das Ganze dieser Scenen trifft, als dass Einzelnheiten allein diese Mängel recht anschaulich machen könnten. Es ist nur noch zu bemerken, dass die in beiden Stücken vorkommenden Bruchstücke von Balladen und Liedern, gröstentheils glücklich nachgebildet sind; jedoch ist von den Versen, die S. 124 des *Lear's* der Narr singt, der erste so wiedergegeben, dass er gar keinen Sinn zuläfst. Er lautet also: *wenn Priester Wort auf Worte häufen*, da hingegen im Original *word* und *metter* (Geist und Materie) sehr scharf einander entgegengesetzt werden.

Die in No. 8 enthaltene Bearbeitung des Hamlet für das deutsche Theater, ist ein misslungenes Unternehmen, man mag nun auf das Ganze sehen, oder auf die einzelnen Theile. Es läfst sich dieses darthun, ohne die, mit selbstgefälliger Zuversicht in den Vorerinnerungen aufgestellte Behauptung zu widerlegen, nach welcher „das ganze Stück in zwey unverbundene Theile zerfällt, von denen der erstere die höchste, der andere gar keine Einheit hat.“ Die Grundlosigkeit dieser Behauptung muss jedem einleuchten, der nur zu bemerken im Stande ist, dass Hamlet auch in den ersten drey Acten gar keinen eigentlichen Plan hat, und eher den Gelegenheiten, das Gebot seines Vaters auszuführen, ausweicht, als sie sucht. Überdiess ist von *Goethe* in Wilhelm Meisters Lehrjahren, und von *Richardson* in seiner Charakteristik, die vollkommene Harmonie in der Denk- und Handlungsweise Hamlets so überzeugend entwickelt worden, dass der grosse Dichter, welchen jeder seiner wahren Verehrer einer so unverzeihlichen Ungereimtheit gar nicht für fähig halten kann, keiner Rechtfertigung mehr bedarf. Dass die beiden letzten Acte etwas zu reich an Begebenheiten sind, und dadurch die Phantasie, besonders des deutschen Zuschauers, leicht in Verwirrung geräth, dieses läfst sich nicht ableugnen, und man wird daher gern jedem Bearbeiter des Stückes für die Bühne das Recht zugestehen, einige Nebenzüge wegzulassen und das Geschichtliche zu vereinfachen. Die Hauptschwierigkeit, auf die man dabey stöfst, ist unstreitig, ob Fortinbras ganz übergangen, und, wenn man sich hiezu entschliesst, ob Horatio, oder Laertes, zu Hamlets Thronfolger bestimmt werden soll. Die Idee, dass ein so heldenmüthiger, kühn unternehmender Jüngling, an der Spitze eines siegreich heimkehrenden Heeres, wie Fortinbras ist, den durch die Zerstörung der *ganzen* königlichen Familie verwaiseten Königsstuhl besteigt, und so auf den alten Stamm, von dem der Heldengeist gewichen ist, ein

neues kräftiges Leben pflanzt, diese Idee ist zu schön, als dass man sie nicht beybehalten zu sehen wünschen möchte. Horatio sowohl als Laertes erfüllen diese hohe Idee nicht ganz, man mag auch beide noch so sehr zu steigern suchen. Hr. Prof *Schütz* hat von dem allen nichts entdecken können, er erklärt ohne alles Bedenken den Fortinbras für gänzlich unbedeutend, der „*offenbar* (!) bloss eingeschoben sey, damit doch am Ende Hamlet einen Thronfolger erhalte," — und macht *Laertes* zum König. Aus welchem Grunde gerade diesen, möchte schwer zu errathen seyn, vermuthlich gemäss dem alten Weidspruche: *Vox populi, vox Dei*, denn wie bekannt, ruft ihn einmal das aufgehetzte Volk zum Könige aus. Man wird nun erwarten, dass Laertes wenigstens von einer so vortheilhaften Seite als möglich sich zeigen werde, aber keineswegs: er erscheint vielmehr in einem zweydeutigeren Lichte, als selbst im Original. Als er nämlich dem Hamlet die beabsichtigte hinterlistige Wunde beygebracht hat, und die Königin am Gifte sterben sieht, wirft er sich ihm zu Füssen mit den Worten:

Ich fleh' um Gnade, Prinz!
Ja, dies Rappier, es ward zum Mord geschliffen.
Ich wollte *meine* Rache, doch nun seh' ich,
Ich soll den Arm nur einer fremden leihn,
— Da liegt des Frevels Werkzeug an dem Boden!
Verzeiht mir, noch ist nichts geschehn, der Stoss,
Mit dem ich Euch getroffen, war nicht tödlich!

Nun musste der Laertes aus gutem Grunde vermuthen, dass das Rappier vergiftet sey, denn S. 198 hatte ihm der König geradezu gesagt, dass er es werde vergiften lassen, so wie auch, dass er einen Becher mit Gift in Bereitschaft halten wolle. Wenn man auch diese Inconsequenz übersähe, so ist doch jene Bereuung keineswegs ein Zug, der uns vom Laertes einen grossen Begriff geben könnte.

Nach den wiederholten Lobpreisungen, die Shakespeare'n wegen der drey ersten Acte, ganz unbedingt ertheilt werden, erwartet man nichts anderes, als dass hier alles Wesentliche völlig werde unangetastet bleiben. Man wird aber gleich bey der *ersten Scene* des Stückes eines Bessern belehrt, und erfährt, dass es mit dem grossen Lobe eigentlich kein rechter Ernst war, und dass, ein so grosser Meister in der theatralischen Anordnung auch der Dichter nach dem Geständnisse des Bearbeiters ist, dieser dennoch die Theaterkunst weit besser verstehe. Wer nun etwa Shakespear'n vornehmlich in der ächt dichterischen Kühnheit bewundert, womit er insonderheit seine tragischen Dramen, z. B. den Macbeth, zu eröffnen und mit unvorbereitet starken, schnell vorbeygeführten, und auf das Ganze hindeutenden Momenten seine Zauberwelt wie auf Einen Schlag in's Daseyn zu rufen pflegt, der muss natürlich denjenigen anfeuern, der da glaubt, den grossen Dichter hier zurecht weisen zu müssen. Zum Glück löst sich jedoch die unangenehme Anspannung des Staunens bald auf in ein wohlthuendes Lächeln. Shakespeare lässt, wie bekannt, nach ein paar kurzen Gesprächen der Wachtofficiere, dem ungläubigen Horatio den Geist sogleich erscheinen, und dieser macht nun eine natürlich herbeygeführte Schilderung von dem gegenwärtigen Zustande des Reichs, giebt der Erscheinung eine dunkel prophetische Deutung, der Geist zeigt sich noch einmal, verschwindet bald wieder, und hierauf werden alle schauderhaften Bilder des Volksglaubens angeregt. Diese ganze erste Scene fehlt in der Bearbeitung, statt derselben macht die zweyte den Anfang, und das Stück beginnt nun mit der Rede des Königs vom Throne. Hierin werden die inneren und äusseren Verhältnisse des Reichs weitläuftig auseinander gesetzt — und nachher wird der Inhalt jener ersten Scene des Originals dem Hamlet vom Horatio erzählt.

Wie frostig diese Veränderung ist, leuchtet von selbst ein; sie ist ganz in französischem Geschmack, nach welchem die Tragödie in der Regel mit langen Erzählungen anhebt, welchen der durch nichts Vorhergehendes angeregte Zuschauer nur mit halbem Ohre zuhört, und die ihn eigentlich mehr verwirren, als dass sie ihn in die Stimmung und mitten in das Leben des Dramas versetzen. Zu dieser unglücklichen Veränderung verleitete wahrscheinlich die Meinung, die wenig vorbereitete plötzliche Erscheinung des Geistes mache nicht Effect genug, sie müsse aber, wenn sie erst späterhin einträte, eine um desto grössere Wirkung hervorbringen. Dieses ist, nach den gewöhnlichen Vorstellungen vom sogenannten Effect, nicht einmal ganz richtig, die vorzüglich viel auf das ganz Unerwartete rechnen. Denn durch das Hinausschieben und umständliche Schildern der Erscheinung wird mehr die Neugier erregt, *wie* wohl der Geist auftreten werde, als dass eigentlich die Phantasie darauf gespannt würde. Freylich frappirt bloss das erste plötzliche Auftreten des Geistes den Zuschauer, und macht auf ihn nicht einen so tiefen Eindruck, als in der Folge, aber durch diesen kühnen Schlag wird die Einbildungskraft auf einmal für die Stimmung des Geisterhaften erweckt, wofür sie bey und nach der bald darauf folgenden Wiederkehr fast völlig schon gewonnen ist. Die dazu nicht wenig mitwirkende prophetische Ahndung des Horatio wird vom Veränderer ganz willkührlich in dem Momente eingeschaltet, wo Hamlet dem Geiste nachfolgt: das Ungehörige dieser Stelle an diesem Orte, wo die Aufmerksamkeit ausschliesslich auf das gespannt ist, was der dem Hamlet winkende Geist zu eröffnen haben wird, ist durch sich selbst klar, und ein solches leichtsinniges Schalten kann allein schon einen Begriff geben, wie oberflächlich der Bearbeiter den Geist des Ganzen aufgefasst hat, und wie wenig Sinn er für Shakespeare's Grösse besitzt. Es ist natürlich, dass, wer das Ganze nicht lebendig zu ergreifen fähig ist, auch das Einzelne nicht nach seinem Werth und Gewicht zu schätzen weiss, und dieses bestätigt sich in gegenwärtigem Falle fast bey jeder Scene. *Schlegels* meisterhafte Übersetzung ist, wie man bald sieht, zum Grunde gelegt worden, und das wird Jedermann billigen. Aber warum begnügte sich Hr. Prof. *Schütz* nicht, diese treffliche Arbeit, die er selbst so ausserordentlich erhebt, möglichst unverändert zu lassen, nur die Sprache hie und da etwas geschmeidiger und verständlicher zu machen, und für unsere

Zeiten anstöfsige, nicht passende, oder völlig räthselhafte Züge wegzulassen? Aus falscher Schaam hat er fast jeden Vers verändert, und diese Veränderungen sind im Ganzen so mislungen, dass Niemand ihm für diese traurige Arbeit, welcher man die folternde Mühseligkeit ansieht, Dank wissen wird. Zur Probe mag folgende Stelle hier stehen, zuerst nach *Schlegels* Übersetzung und dann nach der Bearbeitung, so dass der Abstand Jedem von selbst in die Augen fallen muss.

Hamlet. Nun blickt' er finster?
Horatio. Eine Miene, mehr
des Leidens als des Zorns.
Hamlet. Blass oder roth?
Horatio. Nein äusserst blass.
Hamlet. Sein Aug' auf euch geheftet?
Horatio. Ganz fest.
Hamlet. Ich wollt', ich wär' dabey gewesen.
Horatio. Ihr hättet euch gewiss entsetzt.
Hamlet. Sehr glaublich.
Sehr glaublich. Blieb es lang?
Horatio. Derweil mit mäss'ger Eil
man hundert zählen könnte.

— — — — — — — —

Hamlet. Ich will heut wachen,
vielleicht wirds wieder kommen.
Horatio. Zuverlässig.
Hamlet. Erscheints in meines edlen Vaters Bildung
So red' ich's an, gähnt' auch die Hölle selbst,
Und hiess mich ruhig seyn. Ich bitt' euch alle:
Habt ihr bis jetzt verheimlicht diess Gesicht,
So haltets ferner fest in eurem Schweigen;
Und was sich sonst zur Nacht ereignen mag,
Gebt allem einen Sinn, doch keine Zunge.
Ich will die Lieb euch lohnen; lebt denn wohl!
Auf der Terrasse zwischen eilf und zwölf
Besuch ich euch.
Alle. Eu'r Gnaden unsre Dienste.
Hamlet. Nein, eure Liebe, so wie meine euch.
Lebt wohl nun.
Hamlet. (allein.) Meines Vaters Geist in Waffen!
Es taugt nicht alles: ich vermuthe was
Vom argen Räuber. Wär die Nacht erst da!
Bis dahin ruhig, Seele! Schnöde Thaten,
Birgt sie die Erd' auch, müssen sich verrathen.

Diess lautet nach Hn. *Schütz* Umänderung:

Hamlet. So sagt mir, wie er aussah. Zürnend, nicht?
Horatio. In seiner Miene lag mehr Leid als Zorn.
Hamlet. Roth oder blass?
Horatio. Sehr blass.
Hamlet. Und sah euch an?
Horatio. Mit unverwandtem Blick.
Hamlet. *O wie viel wollte*
Ich darum geben, wäre ich dabey
Gewesen (!)
Horatio. *Sicher hättet Ihr Euch sehr*
Entsetzt.
Hamlet. Wohl glaublich, Freund, wohl glaublich. Sagt mir,
Verweilt' es lange?
Horatio. Ohngefähr so lange,
Dass man gemächlich hundert zählen konnte.

— — — — — — — —

Hamlet. Hört! Ich will diese Nacht selbst mit Euch wachen,
Vielleicht kömmt's wieder.
Horatio. Zuverlässig!
Hamlet. Sey es auch
Ein Blendwerk, sey's ein trügliches Fantom;
Erscheint es wirklich mir in meines Vaters
Ehrwürdiger Gestalt; so red' ichs an,
Und wenn sich auch die Hölle selbst aufthäte,
Und hiess mich ruhig seyn. — Euch bitt' ich sehr,
Habt Ihr bis jetzt verheimlicht diess Ereigniss,
So haltets ferner in Verschwiegenheit,
Wie alles, was *auch sonst noch etwa* (!) sich
In dieser Nacht begeben mag. — Gebt allem,
Was sich Euch zeigt, *ein aufmerksames Auge*, (!)
Doch keine Zunge. Hört Ihr wohl? Ich will
Den Dienst Euch lohnen. Und nun geht mit Gott;
Ich muss vorher die Sache noch bedenken.
Habt guten Abend! Diese Nacht um Zwölf
Auf der Terrasse bin ich wieder bey Euch.
Marcellus. Empfehlen Eurer Hoheit uns zu Gnaden.
Horatio. Lebt wohl mein theuerster Gebieter!
Hamlet. Dein Freund, wie du der meinige, Horatio!
Auf Wiedersehn also. Noch einmal heiss ich
Mit ganzer Seele dich in Helsingör
Willkommen. —
Hamlet. (allein.) Meines Vaters Geist in Waffen! —
Da steht nicht alles gut. Ich ahnde mancherley
Verborgnes Unheil. Wäre nur die Nacht schon da.
Bis dahin ruhig meine Seele! — Böse Thaten,
Birgt sie der Erde Schooss, müssen sich verrathen! (!!).

So verwässert und entstellt, wie diese Scene, ist mehr oder weniger das ganze Stück, und so unverzeihlich schlechte Jamben, wie man hier liest, finden sich an unzähligen Stellen, und besonders da, wo die Prosa des Originals in Verse zerstückelt ist, und wo recht klar wird, wie der Versmacher auch nicht einmal eine Ahndung vom Wesen und der Bedeutung des poetischen Rhythmus hat: hiernach zu schliessen, würde er es auch gar nicht abgeschmackt finden, einen Zeitungsbericht zu versificiren. Aber der misshandelte Jambe hat in einer Stelle sich auf das spasshafteste gerächt: in der schönen Rede Hamlets an die Schauspieler, die er bekanntlich im Original in Prosa hält, schiebt der schalkhafte Jambe dem Verbesserer ganz unvermerkt statt eines *ungeschlachten Gesellens* einen — *ungeschlachteten Gesellen* unter. Das entschlüpfte *Quiproquo* ist zu sprechend, als dass wir nicht damit schliessen sollten.

H. D. F.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Maurer: *Drey Monate aus dem Leben des Kanonikus von S. Noch eine Reise ins Bad.* 1806. 453 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.) Wer in diesem Buche einen gewöhnlichen Zeitverderber sucht, irrt sich nicht wenig; wer viel mehr als Zeitvertreib sucht, irrt sich gleichfalls; nur wer es zur Hand nimmt, um sich auf eine leichte, angenehme Weise zu erholen, irrt sich nicht. In einer solchen Stimmung zur Erholung scheint das Buch selbst, wahrscheinlich auf dem Lande, geschrieben zu seyn. *Con amore* wenigstens ist der Vf. an seine Erzählung gegangen: das zeigt die frohe Laune, der leichte Scherz, der spottende Muthwille, die durch das ganze Buch hindurch sichtbar sind, das überhaupt den nämlichen Verfasser zu haben scheint, als *die Revüe*. Indem wir den Lesern das nämliche Vergnügen wünschen, als wir empfunden haben, ersuchen wir sie zugleich um ihres eigenen Besten willen das dreyzehnte Kapitel, Haupt- und Staatsactionen überschrieben, als etwas langweilig zu überschlagen.

wg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 FEBRUAR, 1807.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Weidmanns: *Der Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft erster Theil. Von des Volks Ursprung. — Zweyter Theil. Von dem Aufblühen der ewigen Bünde. — Dritter Theil. Bis auf den ersten französischen Krieg.* Durch Johann von Müller. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. 1806. I Th. mit des Vfs. Portrait. LX und 648 S. II Th. IV und 771 S. III Th. VI und 707 S. gr. 8. (9 Rthlr. 8 Gr.) *Vierter Theil. Bis auf die Zeiten des burgundischen Kriegs.* 1805. XVI und 774 S. gr. 8. (2 Rthlr 8 Gr.)

Es konnte wohl keine Erscheinung für Geschichte und deutsche Literatur so erfreulich seyn, als die neue Darlegung und Fortsetzung dieses Werks. Unsere Leser wissen, was sie von dem unerschöpflichen Genie des Vfs. erwarten; sie sehen hier, bey seiner ungemeinen Thätigkeit, neben so vielem anderen, die grosse Aufgabe seines Lebens der Vollendung näher schreiten. Wenn hier einerseits das Verdienst der neuen Ausgabe, andererseits das Verhältniss des neuen IV Theils zu den vorhergehenden gezeigt werden soll, so wird voraus nichts geringeres erfodert, als dass ein Gesichtspunct angegeben werde, aus welchem theils der Werth des Werks an sich, theils auch sein Verhältniss zu dem gegenwärtigen Zustand der Geschichtskunde überhaupt, vollständig geschätzt werden kann.

Jedoch hier setzt Rec. dieser ohnehin verspäteten Anzeige ihre Grenzen. Das Werk, das der Kritik und Kunst vorgeleuchtet, das von den Zeitgenossen mit Enthusiasmus und allgemeiner Verehrung aufgenommen worden, das seiner Dauer bey der Nachwelt sicherstes Merkmal in sich selbst trägt, kann einem literarischen Tagblatt nicht unterworfen seyn, wie ein anderes. — Indessen, wenn die wahren Regeln zur Beurtheilung eines originalen Kunstwerks, wie im Laokoon, nur in ihm selbst zu suchen sind, so mag wenigstens zu dem letzteren das folgende einiges beytragen.

In der neuen Ausgabe der 3 ersten Theile, — um, wie sichs gebührt, vom Kleineren zum Grösseren aufzusteigen, — ist nicht sowohl *Verbesserung* als *Vermehrung* auszuzeichnen. Jene betrifft in Ansehung des Vortrags nur wenige Ausdrücke oder Wendungen; in Ansehung des Sinnes hie und da eine Stelle, die vielleicht der Missdeutung unterworfen gewesen wäre. Dagegen sind die *Zusätze* und *Berichtigungen*, hauptsächlich in den Noten, um so beträchtlicher und schätzungswerther; ein Zeitungsblatt hat deren in den zwey ersten Bänden über 2000 gezählt. Hier ist die Ausbeute eines vieljährigen rastlosen Sammlens aus den mannichfaltigsten Quellen, aus einer der grössten und reichsten Bibliotheken; durch das Ganze der Beweis der genauesten Revision auch jeder kleinen Anmerkung, zugleich auch wohl ein stillschweigendes Zeugniss für die Anlage des Werks selbst. So gross nämlich der Zuwachs ist, so hat dieses den Vf. doch nicht bewegen können, den ersten Plan zu ändern; kaum dass hie und da die Übersichten näher bestimmt, oder in den Text einzelne Stellen eingeschaltet worden sind. Es zeigt dieses vorläufig, was er selbst als vollendet betrachtet.

Erster Theil. „Sag an, Helvetien, du Heldenväterland!
„Wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt?"
Haller.

Zwar ist dieser ganze Theil nur als Einleitung zu betrachten; er hat aber, den Anfang und Endpunct gegen einander gehalten, seine Einheit in sich selbst. (Vrgl. III B. II Abth. Einleit. und die Vorreden des III und IV Theils.) Er ist überdiess schon in der ersten Darstellung nach jeder Rücksicht der vollkommenste gewesen, so dass jede wesentliche Veränderung eine Auflösung im Ganzen nothwendig gemacht haben würde. In der römischen Periode konnte jenes ohnehin kaum Statt finden, da hier auch der Quellen-Vorrath so gut als geschlossen zu betrachten ist. Die wenigen, (aber nicht unwichtigen,) Nachträge sind aus *Strabo*, (zu S. 13, 15,) aus *Appian*, (S. 17, 22, ersteres zur näheren Bestimmung des cimbrischen Zugs; letzteres von den ersten Alpen-Pässen in Beziehung auf die neuesten Ereignisse). Merkwürdig insbesondere ist (S. 24) die Bestätigung aus *Justin.* 38, 3, dass die cimbrische Unternehmung mit dem Plan des Mithridates zusammenhing. Über die Herkunft der Rhätier (S. 42) ist *Dion. Hal.* mit *Plinius* und *Strabo* verglichen. Von den Vindeliciern wäre noch beyzufügen, dass sie diesen Namen wahrscheinlich von ihrem Gau hatten, „*inter Vindum et Lycum.*" *vid. Orig. Guelph. II. p.* 333. Bey der Wanderung der Galen aus Asien bis an den westlichen Ocean (S. 5) vermisst Rec. noch die Beweisstellen, eben so, wie bey der Schilderung derjenigen Gallier, die sich zu Trajans Zeiten in den Rheingegenden angebaut haben (S. 67). Von ihrem *Aussehen* meldet wenigstens *Tacitus* nichts: wohl aber beschreibt *Agathias* einige Jahrhunderte später die in Italien eingefallenen Fran-

hatte nicht sowohl zur Absicht, die Landleute besser zu schirmen (S. 378), als dem übermüthigen Adel den Bürgerstand entgegen zu setzen (S. 386. 388. 455). Diese neuen Bürger bestanden zwar gröfstentheils auch aus angesehenem Adel: aber in ihrer Städtischen Vereinigung war ihr Interesse dem des Landadels geradezu entgegen.

Wie unter den Hohenstaufenschen Kaisern, so folgt auch unter dem Habsburgischen Hause die Geschichte nicht dem Hauptfaden ihrer Regierung, sondern den *localen Verhältnissen*. Es fehlt aber sowohl für diese, als jene, nicht an neuen Zusätzen. Über *Zürichs* Händel, älteste zünftige Verfassung S. 593 und 206. n. 7. Über *Bern* und seine ruhmwürdige alte Grundverfassung S. 461. n. 117. — Zur Geschichte K. Rudolphs I sind theils die obengenannten, theils viele andere neue Quellen, insbesondere *Ottokars* (vortreffliche, sinnreiche) Reimchronik, benutzt worden. Was in der ersten Ausgabe zum Ruhm des Österreichischen Charakters gesagt worden, ist — ohne Zweifel aus des Vfs. eigener Erfahrung — bestätigt. S. 597 zu der Not. 347 dürfte wohl auch das Jahr 1806 gesetzt werden? — Über die vielfach versuchte Ableitung von *Habsburg* hier nur Eine Bemerkung. Von *castrum aviationum* kann es schwerlich genannt seyn, weil es schon bey der ersten Erbauung diesen Namen hat. Warum nicht vom deutschen: „auf eigener Habe" zu Beschützung des Ländchens „im Eigen?" Es gab mehrere Schlösser dieses Namens, bey dem Hause Landau, Gundelfingen u. s. w. Die Pfalzgrafen von Tübingen hatten auch ein *Habstal*.

Die ganze Reihe von Begebenheiten, welche den Aufstand unter K. Albrecht vorbereitet haben, zeigt Spuren wiederholter, genauer Prüfung. Die Natur ihrer Quellen, wie wir unten zeigen werden, machte dieses nicht überflüfsig. Um so wichtiger sind nun die Resultate dieser Kritik. — Die historische Kunst hat den Knoten so geknüpft, dafs der Leser, wenn er das ganze ehrwürdige Alterthum, die Zeiten der alten Kaiser, die Gothen, die Alemannen, die Burgunder, mit ihrer Verfassung, das fränkische Kaiserthum, die Gründung des deutschen Reichs, und den ersten Zerfall desselben, vorübergegangen ist, mitten aus allen diesen Ruinen den wohlbehaltenen Keim einer uralten Eidgenossenschaft, den merkwürdigen Anfangspunct vieler neuer Begebenheiten, vor sich sieht. Die ganze Darstellung im Geist der Alten selbst. Schwerlich wird man aber aus diesen ein Beyspiel auffinden, dafs der dramatische Dichter den Geschichtschreiber so zum Grund legen konnte, wie in Schillers Tell geschehen ist.

II Theil. „Lernt, Brüder, eure Macht; sie ist in uns'rer Treu.
O würde sie auch jetzt bey jedem Leser neu!"
Haller.

Die Darstellung ausgenommen, ist zwischen dem ersten und zweyten Theil mehrfache Verschiedenheit. In jenem sind gröfstentheils Bruchstücke, nach einem frey entworfenen Plan aufgenommen; in diesem reihen sich die Begebenheiten von selbst an den Hauptfaden an. Dort ist ruhige Betrachtung bis auf Tells *That:* hier beginnt mit rasch auf einander folgenden Scenen die *Handlung*. In Ansehung der *Quellen* ist hier beynahe kein Ziel; je weiter die Geschichte ins Einzelne geht, je mehr in einzelnen Stücken noch zu sammeln und zu berichtigen war, desto gröfser waren auch die Foderungen zur Vollständigkeit. Daher hat dieser zweyte Theil verhältnifsmäfsig auch die meisten neuen Zusätze erhalten; der ohnehin natürliche Plan konnte dadurch aber nicht verändert, vielmehr nur ergänzt werden.

Die erste Befreyung der Waldstädte, und Albrechts Ermordung sind nach *Tschudi*, *Ettarlin*, *Ottokar*, *Gerbert*, (Königsfeld. Chron.) *Haselbach*, *Hagen* u. a. neu durchgesehen. Eine ähnliche Revision ist bey der sempacher Schlacht und Herz. Leopolds Tod. Begebenheiten, die erst später aus mündlichen Berichten und Sagen niedergeschrieben wurden, können nur durch Vergleichung der verschiedenen Referenten erörtert werden. Der Vf. verwirft auch solche nicht, die, wie *Justinger*, *Thomas Lyrer*, *Felix Faber*, ächtes und unächtes zusammen geworfen haben. (Leichter ist es freylich, über solche Quellen abzusprechen, als sie so anzuwenden, wie es hier geschehen ist.) Es sind auch hin und wieder die noch bestehenden *Volkssagen* und *Volkslieder* trefflich zur Erläuterung gebraucht worden. (Wenn es auch Fälle giebt, wo das eigentliche Factum von der Darstellung der Sage nie ganz zu unterscheiden seyn möchte, so ist es charakteristisch genug, auch diese zu kennen.) — Auf Veranlassung der Schweizer Theilnahme an den *italienischen* Händeln ist zur Einleitung eine sachreiche, gedrängte Schilderung des damaligen (verwirrten, aber thatenvollen) Zustandes der ennetbürgischen Lande vorausgeschickt. S. 61—70. Es ist auch sonst, zur Erläuterung der einzelnen Begebenheiten in Wallis, Savoyen u. s. w. aus *Muratori's* Sammlung, aus *Lehmann*, *Zurlauben* u. s. w. viel Schönes hinzugekommen. Jenes gehört so gut in den Plan, als Herodots treffliche Episoden in den seinigen; und welcher Leser wird sich nicht freuen, hier über manches, das er in Geschichtbüchern, wohin es eigentlich gehört, vergeblich sucht, überraschende Aufschlüsse aus gröfstentheils noch wenig benutzten Quellen zu finden. Auch der kleinste Zusatz, wie S. 15, n. 29 von Heinrichs VII Erwählung, kann auch für andere Geschichte bedeutend genug werden. — *Schaffhausens* Verpfändung giebt dem Vf. Gelegenheit, den alten Sitten und Einrichtungen seiner Vaterstadt, gröfstentheils aus den Stadtpapieren selbst, hier ein neues Denkmal zu setzen. — *Zürich*, Mittelpunct vielfältiger Cultur, erhält wichtige Beyträge zur alten Lit. Geschichte. Über die Minnesinger viele zusammengedrängte Resultate gelehrter Untersuchungen der *Haller*, *Schinz*, *H. Füfsli*, *Hottinger;* zugleich lehrreiche Winke, sowohl über die einzelnen Producte, (das Lied der Nibelungen, „die deutsche Ilias,") als über den Geist der Minnesinger im Allgemeinen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 FEBRUAR, 1807.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Weidmanns: *Joh. v. Müller: Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft.* I—IV Theil u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Bern, seiner ersten Anlage getreu dargestellt, hat theils in dem Kriege gegen den burgundischen Adel, theils in den späteren Kriegen, Chronik-Zusätze, hauptsächlich aus dem *Anon. Freyb.*, der im schweiz. Mus. abgedruckt ist: über die alte Verfassung der Stadt sind Bemerkungen des Hn. von *Mülliner*, ebenfalls aus dem schweiz. Mus. — (Die Entstehung einer zünftischen Verfassung, wie in Zürich, wurde hier durch die Überlegenheit der alten adelichen Geschlechter verhindert). — Urkunden aus *Burgklechner, Tschudi*, u. s. w. sind bey den Rhätischen Bündnissen angewendet. Des wackeren *Stalders* Fragmente über Entlibuch geben hin und wieder zu schönen Erläuterungen Anlass (S. 482. und sonst). Möchte sein Idiotikon (s. S. 423. I Theil) bald zu Stande kommen. — Die Fragen: ob Streitwagen in Deutschland eingeführt waren? (S. 186) die Bedeutung von *carnifex*, (S. 104) werden auch nicht übergangen. — Bey Basels Senat ist eine grosse Parallele mit dem Venetianischen S. 761. n. 983. Wer kann ohne Rührung die Geschichte des Hirtenknaben auf dem Arleberg (S. 721), oder den Ausbruch von Freundes Sinn bey Feinden im Augenblick der Noth, S. 324. n. 198 (aus bereits benutzten Quellen nachgeholt,) lesen?

Mit Vorbeygehung vieles anderen will Rec. hier noch einiges beyfügen. Burkhard von Ellerbach, österreichischer Anführer bey Tättwyl, (S. 242) heisst in Urkunden: Ritter, Landvogt und Pfleger der Herzoge von Österreich in ihrem Lande zu Schwaben, Elsass, Ergöw. — Bey den Verbündeten Österreichs ist über *Urslingen* S. 254. n. 102 eine unrichtige Quelle. Die Stammburg war zwar damals schon verkauft (*Sattler*, Gesch. der Gr. v. Wirt. I, 105), hingegen der letzte Herzog von U. starb erst in der Mitte des *funfzehnten* Jahrhunderts, da *Teck* schon ausgestorben war, und würde grösstentheils von dem Hause *Geroldseck* beerbt. Das ist wahr, dass in der Mitte des 14 Jahrh. ein Herzog von U. mit Beatrix von Teck vermählt war, und dass ihr Sohn, Conrad, mit der Beatrix Bruder, Friedrich von Teck, in Streit gerieth wegen des Erbschenken-Amts von St. Gallen. (Vielleicht gehören zu diesen Lehen auch die teckischen Rechte, deren S. 54. n. 154 gedacht ist?) Von dem Hause *Landenberg* ist zu bemerken, zu S. 380. n. 313, dass schon 1378 „*Pfaff* Herrmann v. L. von Greiffensee“ mit Joh. v. Blumenel, Ritter, in Urkunden genannt ist, also nicht erst 1380 den geistlichen Stand angenommen haben kann. In die Kirche zu *Ustre* hat schon 1380 Hermann v. L. von Gr. eine Pfründe gestiftet, „ist, dass ich verdürb“ (stürbe.) Zu S. 378 vergl. 752 dass Herrmann und Albrecht v. L. von der breiten Landenberg, Albrechts Söhne, von St. Gallen Pfandweis um 400 fl. des Klosters Kirchen Tanbaum und Wyle inne haben; und zu S. 266. III Th. vergl. S. 352. n. 880, dass Beringer von L, Vogt zu Tüngen, Marggraf Wilhelms von Baden Diener war, und für diesen, (der Herrschaft öster. Landvogt,) Bürge wird gegen die von Zürich um 4000 fl. wegen Österreich.

Wir verlieren darüber den Plan nicht aus den Augen. Der Mittelpunct ist: Behauptung der *Reichsfreyheit gegen Österreich*, zum Theil unter nicht undeutlicher Begünstigung der nachfolgenden Kaiser, (wie dieses auch bey anderen Reichsständen ausser Helvetien geschehen ist). Im Inneren werden schon jetzt charakteristisch einander gegenüber gestellt *Zürich* und *Bern*, Bürgermeister *Brun* und Held *Erlach*. Die acht alten Orte, in dem Zeitraum von 1308—1358 in *gleichen* gegenseitigen Bund vereinigt, der Kern und die *Grundlage* der ganzen Eidgenossenschaft, sind der Gegenstand der 4 ersten Kap. Das übrige sind mehr oder weniger vollkommene *Aneignungen* unter fortwährendem Widerstande gegen die Feinde des Bundes. Das 5 Kap. giebt zur Vollständigkeit theils Nachlese und Ergänzung des vorigen, (so weit es im ersten Zusammenhange nicht mit begriffen war, z. B. der Ausgang der Familie Brun,), theils die innere Fortbildung der einzelnen Theile. Alsdann wird auch gezeigt, wie die Nachbarn allmählig zum Beytritt reif werden. Durch Basel kommt die Geschichte wieder auf das Haus Österreich, dessen Familien-Fehde (mit dem Coucy) unschuldiger Weise auch Helvetien trifft. Die andere Hälfte dieses Theils, vom 6 Kap., an ist in Absicht des Gegenstandes der ersteren völlig analog, nur dass die Resultate entscheidender werden. 6 Kap. Die Entscheidungsschlachten. Auch die Zusätze von den Streiten bey *Sempach* und *Näfels* erhöhen den Beweis (den aber bis daher nur der Vf. gegeben), dass unsere Chroniken und alte Stammregister der Homerischen Zeit nahe gebracht werden können. Das 7 Kap. zeigt die nächsten Folgen dieser Schlachten. Innere Verstärkung der Sieger, durch Verträge, wie der *Sempacher Brief*. Österreichs Abnahme durch Verpfändungen. Dann die

Verhältnisse der Verbündeten zur Kirche, zum Reich, zu einander selbst. Das Aufblühen ihrer localen Verfassungen nach der Reihe. Ferner die Nachbarn bereits in der Annäherung zur Verstärkung des Bundes, durch Aussterben grosser Geschlechter, durch Verträge, hernach hauptsächlich durch Entstehung neuer, ähnlicher Verbindungen in Rhätien und Appenzell. Jedes Einzelne findet seine besondere Stelle. Nicht allein Österreichs, auch des ganzen Adels Schicksal in diesen oberen Gegenden ist bereits entschieden. Schliessung des 50jährigen Friedens.

III Theil. Die Übersicht des Plans und des Charakters der Gegenstände kann ohne weitere Unterbrechung verfolgt werden, da dieser (später ausgearbeitete) Theil nicht so viel eigentliche Vermehrungen aus neuen Quellen erhalten konnte, ob er gleich nichts desto weniger überall Spuren der zweyten Revision zeigt. Die Aufschrift: „Bis auf den französischen Krieg," hätte Rec. bestimmter ausgedrückt gewünscht. Der Gegenstand ist: Übergang vom *Defensiv-Bündniss* zu *Eroberungs*-Planen a) gegen Österreich unter dem Costanz. Conc.; b) gegen einander selbst, in Länderzueignungen; letzteres wiederum von Österreich gegen die Eidgenossen benutzt. — Der Stoff ist, in Vergleichung mit dem vorhergehenden, reicher und mannichfaltiger; gewährt auch der Anordnung freyeren Spielraum und Ausdehnung. Dieses, die grössere Verwickelung und Verbreitung der Begebenheiten, ihr rascheres Ineinandergreifen, führt den Leser immer tiefer in die Wirklichkeit. Wenn der erste Theil die Ruinen der alten Welt, der zweyte eine frische, grünende Landschaft vorstellt, so ist der dritte hauptsächlich durch *Charaktere* belebt; dasjenige, was am meisten der Versinnlichung fähig ist. In dem zweyten sind volle hundert Jahre verfasst: der dritte begreift nicht einmal funfzig.

Auf den Freyheitskrieg in den Alpen folgt plötzlich die grosse Scene zu Costanz. Aus allen Völkern der Christenheit ein Concilium. Eine inhaltschwere Betrachtung über den Ursprung der Hierarchie zeigt die Quelle der damaligen Verirrungen. Über diesen wichtigen Verhandlungen an der Grenze Helvetiens sollte die Geschichte einer so kleinen Eidgenossenschaft vergessen werden? Unvermerkt tritt diese unter weitaussehenden Ereignissen ein. Des Herzogs von Österreich Anschlag auf das Concilium wird sein Unglück; seine Stammherrschaft wird den Eidgenossen Preis gegeben. Das wichtigste in der Untersuchung war, zu zeigen: a) wie die Eidgenossen, trotz des kaum zuvor neu bestätigten 50jährigen Friedens, bewogen worden, den Herzog zu fehden. (Die Eroberungslust hatte die vorderen Städte schon ergriffen (S. 48), als der Ausspruch der Reichsversammlung die Schweize hiezu *berechtigte* (S. 50 f.). b) Unter was für Bedingungen den Schweizern das Eroberte zugesprochen wurde? S. 104. (Sie sind mehr als einmal zur Sprache gekommen. — Die Schweizer glaubten für sich zu sorgen; in den Augen des Kaisers waren sie nur Mittel, Österreich zu schwächen. Er konnte ihnen desswegen auch, nach einigen, eben nicht sehr rühmlichen Zierungen, sein Versprechen gar wohl halten.) Die darauf folgende Wiederversöhnung der Parteyen ist ganz nach der Zeitreihe, zugleich mit dem Schicksal des Herzogs und des Pabsts dargestellt. (Die Erscheinung des Herzogs vor dem Kaiser hält Rec. immer noch für eines der gelungensten Stücke.) Wo der Vf. es für nöthig fand, sind Erinnerungen an die Eidgenossen eingerückt. Auch der Ausgang des Conciliums wird berührt, und sein Einfluss auf die Schweiz gezeigt. Am Ende des 1 Kap. wird, was während dieser Zeit in den südlichen Gegenden vorgegangen war, (der erste Keim zur Entzweyung der Eidgenossen, vergl. S. 202) nachgeholt.

Das grosse 2 Kap. stellt die Eidgenossen in ihren drey *gemeinschaftlichen* Verhältnissen, a) zur Kirche und zum Reich, b) zu einander selbst, c) in den (neuerworbenen) gemeinen Herrschaften dar. Dann folgt der *Zustand* jeder einzelnen Gegend während der *inneren Ruhe* von 1418—1436. Letzteres zeichnet eigentlich die Periode dieses Kap. aus. Nach jener Abtheilung werden die einzelnen Vorfälle geordnet, da hier der chronologische Zusammenhang fehlt. Die Theilnahme der Schweizer am Hussiten-Krieg hätte übrigens vielleicht eher unter die *Reichs*begebenheiten, als unter die *kirchlichen*, gesetzt werden können. Das Aufgebot war bekanntlich Sache des Reichstags, ungeachtet die Berichte, die Rec. vor sich hat, Klagen genug enthalten, wie man auf diesem „schimpflich abgeschieden" sey. In der Geschichte der gem. Herrschaften entfaltet sich das verschiedene Interesse, der Grund der Entzweyung, und der folgenden Begebenheiten. Was hernach die besondere Schilderung des inneren Zustandes betrifft, so ist hier im allgemeinen zu bemerken, dass die helvetische *Landes*-Geschichte vieles enthält, was zwar nicht Geschichte der Eidgenossenschaft ist, was aber zu merkwürdig ist, theils an sich, (wegen der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Verfassungen, Einrichtungen und Sitten), theils wegen der früheren oder späteren Resultate für die Eidgenossen-Geschichte, als dass es hätte übergangen werden können. Dieses alles konnte aber, wenn die Episoden nicht zu gross werden sollten, auf keine schicklichere Weise, als die hier angenommene, vorgestellt werden. Hier waren denn zugleich auch, der Natur der Sache nach, die meisten neuen Zusätze anzubringen. Man findet deren aus *Hüllmann*, *Ebel*, *Sinner*, *Lehmann* u. a. Selbst Glockenaufschriften: „*patriae libertatem*," sind nicht entgangen. Geographisch geht diese Übersicht an der südwestlichen Grenze von Wallis herab bis Basel; von hier östlich am Rhein aufwärts zu der Freyheit in Rhätien und im Valtellin; schon der Analogie wegen, noch mehr wegen der bald darauf erfolgenden näheren Berührung mit diesen Umgebungen. Hierauf die Ruhe der inneren Schweiz, wo nicht äussere Gewalt oder Unfälle der Natur etwas ändern. Im J. 1435. 4 März, versank ein Theil der Stadt Zug, wie es scheint, durch Erdbeben, doch bemerkt der Vf., dass es um die Jahreszeit war, wo (durch Thauwetter) die meisten Felsen von den Höhen stürzen, wodurch auch er selbst 1774

in dem waldstetter See beynahe in den Abgrund geschleudert worden. Zürich sandte den Zugern Speise und Kleidung. S. 306. ff. Die Erweiterung von St. Gallen konnte als Folge des Conc. zu Costanz, durch die daselbst verdrungenen Leinwandgewerbe, angesehen werden. Nach den Appenzeller Begebenheiten folgt Zürich, der Mittelpunct des folgenden.

Die zweyte Abtheilung dieses Bandes zeigt, wie jenes, allmählich entstandene, verschiedene Interesse in wirkliche Collision kommt; die Blössen, die dem Feind gegeben werden; aber auch zugleich die Nothwendigkeit, die inneren Verhältnisse näher zu bestimmen. Da dieser Theil nach einer Pause (1788—1795 „*ille ego qui quondam!*") herauskam, so war zur Übersicht des Plans eine Einleitung gegeben. Diese ist auch jetzt stehen geblieben, weil sie in gedrängten und grossen Resultaten zugleich den Schlüssel des folgenden enthält. Die von hier an bis in die Mitte des IV Theils durchgeführte Einheit, bey der grossen Mannichfaltigkeit des Zwischenspiels, ist bewundernswürdig. Der Anlass vielfachen Streits: die tockenburgische Erbschaft. Zürich und Schwyz, während der Ungewissheit der Erben, in gleichem Eifer, jenes sein Burgrecht, dieses sein Landrecht auszudehnen. Dieses heimlich, jenes hernach öffentlich mit Österreich in Verbindung. Mit Österreich der ganze Adel und auswärtiges Hülfsvolk. Durch alles hindurch aber die eiserne Beharrlichkeit von Schwyz in Behauptung der *Bundes-Grundverfassung*, wie auf Tagen, so im Feld. An diesen Faden sind alle andere, zum Theil auch vorhin schon berührte, Verhältnisse der Eidgenossen verflochten: selbst der Kaiser gehört zu den Parteyen. Nur die Baseler Kirchenversammlung, die neben der ganzen Fehde fortwährt, greift hie und da als ein höheres Tribunal, durch schiedsrichterliche und friedengebietende Gewalt, ein.

Dass voraus der Umfang der Tockenb. Herrschaft, der Charakter des letzten kinderlosen Grafen, die von ihm nicht ganz unabsichtlich hinterlassene Verwicklung seiner Verhältnisse mit den Eidgenossen, aufgestellt werden, erhöht sowohl die Klarheit, als das Interesse des Folgenden. Ein seiner Natur nach trockener Gegenstand, die genealogische Ausführung der Erben, einer noch dazu sehr ausgebreiteten Familie, ist hier so dargelegt, dass der Leser schwerlich die darauf verwendete Mühe fühlen wird. (Es sind auch Zusätze aus *Hormay'r* u. a. hinzugekommen.) Wie die zwey Hauptcharaktere Bürgermeister *Stüssi* zu *Zürich*, und Landmann *Reding* von *Schwyz*, jeder seinen Canton, repräsentiren, (Kap. 3) ist schon in *Spittlers* Staatengeschichte (II, 15) trefflich angedeutet. Hier, wo selbst der kleinste Umstand (von Stüssis väterlicher Hütte in Glaris S. 374. 440) nicht vergebens angeführt ist, ist die Durchführung der beiden Charaktere durch das Ganze ein besonderer Gegenstand der hist. Kunst. — Im vierten Kap. wird der Streit der Erben sich selbst überlassen, da neben Schwyz (Glaris) und Zürich, auch Österreich und der Kaiser selbst, jedes auf seine Art, Ansprüche machen. Das wichtigste wird aber (Kap. 5) die Wendung, welche Schwyz der Sache giebt, indem es sogar die Erwerbungen gemein eidgenössisch machen, (S. 431) auf jeden Fall aber keinen anderen Spruch anerkennen will, als einen *eidgenössischen*. Diess die Hauptfrage: deren Erörterung aber schon auf den ersten Tagen die Eifersucht zwischen Stüssi und Reding in persönlicher Erbitterung übergehen macht (S. 446. 450). — Dass ein *geheimes Vernehmen* zwischen Schwyz und Österreich bestanden habe, wird zwar S. 461, n. 164 für unwahrscheinlich gehalten; allein der Landammann scheint es selbst dem Stüssi, der es für bekannt annimmt, S. 453, n. 146, nicht geradezu läugnen zu können. Die nachher geführten öffentlichen Verhandlungen, worin Schwyz während des schon ausgebrochenen Kriegs mit Zürich so sehr von Österreich begünstigt wird, lassen mit Recht auf früheres Verständniss schliessen. Der heftige Reding war nachgiebig und gefällig, wenn er Freundschaftsverbindungen zu suchen für rathsam hielt, S. 461.

Bis zum VIII Kap. folgen die Ereignisse, welche zur Entwicklung der in Frage stehenden Sache führen, bloss der Zeitreihe; auch K. Sigismund's Tod nur nach diesem Zusammenhang: (er würde aber auch ohne diese Entschuldigung, n. 206, mit Interesse hier gelesen werden). Das VI Kap. zeigt die inneren Vergleichungsversuche. Zürichs erste Berufung auf Kaiser und Reich, und die eidgenössische Vergleichsnote. — Kap. VII der zürich'schen Rechtsgelehrten Gegendeduction wird durch die sogleich ausbrechende Fehde aufgenommen. Zürich wendet sich nun an den K. Albrecht II, der auch wirklich, kurz vor seinem Tode, einen Ausspruch giebt. (Hier wird auch der glückliche Ausgang des Herzogs Friedrich von Österreich, der oben so unglücklich war, gemeldet. Die tockenburgischen Erben werden schon jetzt untereinander in Güte verglichen. Die Billigkeit, mit der hier die Unterthanen-Rechte bestimmt werden, wird der Erbitterung zwischen den Eidgenossen treffend gegenüber gestellt. Eben so erhöht die kurze Beschreibung der Pest den Eindruck der *fortlebenden* feindseligen Gesinnungen. (Zu S. 516 gehört noch eine Berichtigung. Der Patriarch von Aquileja, Ludwig, war allerdings der letzte Herzog von Teck; aber der in der Note 138 angeführte *Crusius* ist diessmal unrichtig. Ludwig hatte keinen Neffen von der *männlichen* Linie mehr. Sein *Bruder*, Friedrich, der Erstgeborne, starb schon 1413. Der zweyte Bruder, Ulrich, K. Sigismunds Hauptmann in Italien, starb 1432. Nach ihm trat der Patriarch in die Nutzniessung der mindelheimischen Herrschaft, — (*Teck* war schon 1381 an Wirtemberg verkauft,) — unter der Bedingung, dass nach seinem Tode alles den „*nepotibus ex sorore*," den Grafen von Wertheim u. s. w. heimfalle, welche 1433 diess Erbe ihren Vettern, denen von Rechberg, verkauften.)

Das VIII Kap. zeigt die heftigere Erneuerung der vorigen Scenen. Über dem Beharren der Schwyzer auf *unbedingtem* Recht bricht die verheerende Fehde wieder aus (in der Zwischenzeit vom Tode Albrechts bis zur Erwählung Friederichs III). — Durch die

Standhaftigkeit der vermittelnden Stände wird zuletzt doch *eidgenössisch* entschieden; und nicht allein das *innere* Verhältniss, sondern auch das *zum Reich*, bestimmter dargethan. In Rücksicht auf das Letztere könnte man einwenden: warum sollte Zürich nicht das Reich als Vermittler, oder auch als letzten Richter, anrufen, da damals die schweiz. Eidgenossen nicht weniger, als andere verbündeten Stände, (die desswegen in Urkunden oft auch Eidgenossen heissen,) unter dem Schutz des Reichs waren? da Zürich überdiess Ursache hatte, zu glauben, dass die neutralen Vermittler nicht neutral seyn? da endlich der Kaiser, an den es appellirte, ein österreichischer, ihm gewiss nicht günstiger, Kaiser war, wie der Vf. dieses ausdrücklich bemerkt? — Übrigens sind die Verhältnisse zu dem deutsch. Reich in den beiden Fehdebriefen selbst näher ausgeführt. Später provocirten die Schwyzer doch selbst auch auf des Reichs Landvogt, und der redliche Tschudi gesteht, „er sey ihr heimlicher, guter Freund" gewesen. — Beide Parteyen konnten die Formen missbrauchen. Die Schiedsrichter blieben aber unverwandt bey dem *Geiste* des Bundesbriefs. Hieher mag das Motto des Titels bezogen werden:

Ihr Sinn war stark und ungeziert,
Und all' ihr Witz war nur Verstand.

Haller.

IX. Die kaum gestillte Erbitterung wird nun erst durch Österreich zu einer neuen Flamme angefacht. Die erste Theilnahme dieses Hauses an der obigen Fehde — betraf nur diejenigen Erwerbungen, welche einst Tockenburg von Österreich gemacht hatte: Friedrich III, im Besitz der Kaisergewalt, sprach von nichts geringerem, als von der Wiederherstellung der *gesammten Eroberungen*, welche die Eidgenossen an Habsburg gemacht hatten. — Ehe dieses aber im Zusammenhange ausgeführt werden kann, wird in diesem Kap. noch nachgeholt, was von den übrigen eidgenossischen Geschichten mit der obigen Streitsache nicht zusammenhing. An der italien. Grenze die Erwerbungen der Waldstädte, und Befestigung des Friedens mit den Nachbarn; das Aufblühen der Wadt unter Savoyen. (Zu des Genfer Handels Ausbreitung S. 579 ist beyzufügen, dass 1441 zur Beschützung desselben ein Bündniss der Seestädte veranlasst wurde, insbesondere gegen die Räubereyen der Grafen von Lupfen u. a. auf dem Bodensee.) Ferner: die Festigkeit der Städtebündnisse, Bern, Basel, das Vertrauen dieser Stadt zu den Eidgenossen, noch ehe sie in ihrem Bunde war. Vergeblich protestirte der Adel gegen die *Städte*-Bündnisse. (Das Recht hatte er auf seiner Seite; der Kaiser, als Kaiser, kann nie Bündnisse *einzelner* Städte gutheissen; thut er diess, (was freylich die luxenb. Kaiser oft gethan,) so gesteht er nur seine Unmacht, *alle* Stände bey *gleichem* Recht unter dem Reich zu schirmen; er erlaubt ihnen, sich selbst zu schützen; zu S. 588). Nach diesem folgt neben einzelnen Verhältnissen zum Reich das besondere Verhältniss und der Zustand der im vorigen Kriege eroberten habsburgischen Herrschaften: der Gegenstand, der nun zum Streit kommt, sobald Österreich und Zürich sich ihrer Seits gegenseitig versichert haben. Zugleich giebt das letztere, das Bündniss eines eidgenössischen Standes mit dem Erbfeinde der Eidgenossenschaft, der bereits oben angeführten Streitfrage, (vom unbedingten eidgenössischen Recht,) eine grössere Ausdehnung.

Im X Kap. will zwar der Kaiser *seine* Sache zum Gegenstand einer rechtlichen Untersuchung machen; aber schon die Beschreibung seiner ganzen Reise zur Krönung, die Verhandlungen bey dieser, seine Herausreise — dieses alles lässt fühlen, wie die Schweizer im eigentlichen Sinne *nachgeführt* werden. Die Schweizerreise zeigt dem Kaiser die gebrochenen Burgen seiner Ahnherren; die Gesinnung lässt sich errathen. (K. Sigismund's Schweizerreise ist damit zu vergleichen). Friedrich zeigt sich nur, sobald er sich entfernt hat, folgt die Entscheidung von selbst. Zwar soll auch die zweyte Rechtsfrage: ob Zürich, ohne Verletzung der ewigen Bünde, mit einem Kaiser, der diese nicht bestätigen will, ein Bündniss eingehen könne? nach Recht entschieden werden. (Beide Parteyen klagen über einander vor dem Reich, über gegenseitige Rechtsverletzungen, und dass Zürich als über einen vorbehaltenen Gegenstand sich keinem eidgenössischen Recht unterwerfen wolle). Aber der Ausbruch der lange verhaltenen Gährung hemmt alle weitere Untersuchung. Bürgerkrieg mit Österreichs Beystand. Selbst die Berner, das Haupt der Vermittler, fehden Zürich, da ihr Erlach noch daselbst unterhandelte. Ehe Österreich Burgund oder Frankreich gewinnt, geschieht schon eine Entscheidungsschlacht vor Zürich. Stüssi fällt. (Der Vf. selbst scheint gewünscht zu haben, dass Reding in diesem Kampf auf ihn getroffen wäre). Verheerung bis an die Thore Zürichs. „Das ist Bürgerkrieg!"

Des IVten Theils erste Hälfte zeigt die schwere Entscheidung des verwickelten Kriegs. Schon daraus ist abzunehmen, wie erwünscht dieser neue Band nach Verfluss von 10 Jahren (von 1795 — 1805) seyn musste. Wir fahren hier des Zusammenhanges wegen in der Übersicht sogleich fort. Eine neue Abtheilung beginnt hier mit Recht, weil die Schweiz in grosse *auswärtige* Berührungen tritt. Hauptinhalt: Österreich zieht den Eidgenossen die zwey mächtigsten Feinde zu; Frankreich, Burgund. Im Kampf gegen den erstern wird die Einigkeit der Eidgenossen wieder hergestellt. Den zweyten muss Österreich selbst bekämpfen helfen. Die Eidgenossenschaft gründet immer mehr ihre Selbstständigkeit, (Unabhängigkeit auch vom Reich), und Wichtigkeit für die fremden Mächte.

I Kap. Als Gegenstück zu der Schlacht bey St. Jacob an der Sil, (am Schluss des dritten Theils), folgt hier die Schlacht bey St. Jacob an der Birs. — Während nämlich die Fehden auch unter dem vermittelten Stillstande fortgehen, sucht K. Friederich, im Gefühl seiner Schwäche, franz. Hülfsvölker. Zum Schein werden zwar noch die Friedensunterhandlungen fortgeführt, aber die Schweizer brechen ohne Weiteres los.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 FEBRUAR, 1807.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Weidmanns: *Joh. v. Müller Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft*, I-IV Th. u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zu den stärksten ergreifendsten Gemälden zählen wir die Beschreibung der unter Reding vollbrachten Ermordung der greifensee'schen Besatzung. S. 29 ff. Des Reichstags „Entschluss, nichts zu thun, durch vielversprechende Worte verfehlt," macht die Herbeyrufung der Franzosen dem Kaiser nur um so dringender. Listige Einnahme von Brugk durch die österreichische Partey. Die eidgenössische Belagerung der Farnsburg wird unterbrochen durch die Ankunft der Armagnacs. Ihre Art. Frankreichs System: „*jura domus Galliae usque ad Rhenum extendere!*" (Schon 1444). Zu grosser Muth der Eidgenossen an der Birs. Wie die Gedanken der Chronikschreiber von Wiedervergeltung der Gräuel in der züricher Schlacht und beym greifensee'r Mord mit ächt herodotischem Sinn hier angewandt werden! (S. 83.) — Die Seele des Kriegs und der Unterhandlungen gegen die Eidgenossen war Hans von Rechberg; (ein wahrer Odysseus; wie er aus der belagerten Burg in der Nacht mitten durch das feindliche Lager reitet, S. 64 und wie um einen Anschlag verlegen ist); die Züge seines Charakters S. 44. 64. 91. 1113, sollten beysammen stehen.

II Kap. *Friedensverträge.* Die Folgen jener Schlacht an der Birs. Beide Theile gehen zurück. Der Dauphin unterhandelt mit Basel, mit dem Reich, beschämt den Kaiser durch offene Darlegung seiner Plane vor dem Reichstag; lässt aber alles übrige das Reich entgelten. Mit den *Schweizern*, die er achten gelernt, schliesst er *Frieden*. S. 105. Dagegen erheben Fürsten und Adel unter Österreich neue Fehde gegen sie. Das Reichsaufgebot, das zur Sicherheit gegen die Armagnacs dienen sollte, verwandelt sich in einen Heerzug gegen die Schweiz. (S. 111.) Vermittlungstag zu Costanz. Herzog Albrechts List erneuert den Krieg. Die schlimmste Wendung; kleine, vielfältige Feindseligkeiten, ohne Entscheidung. Basels besondere Fehde mit dem umliegenden Adel macht die Verheerung noch allgemeiner. S. 119 ff. Sobald die Armagnacs fort sind, wird ganz Vorder-Österreich aufgeboten. S. 124. Rings um die Schweiz lauter Fehde. Die Erzählung geht geographisch. Rheinfelden, Seckingen; die Städte im Aargau; Streit um die Herrschaft auf dem züricher See. Zwey Schlachten durch Hanns von Rechberg angeführt, bey Wolrau und bey Ragaz, erschöpfen Österreich. Allgemeine Verheerung bis auf den Schwarzwald. Da Österreichs Unterhandlungen bey Burgund durch Berns Dazwischenkunft vereitelt werden, so wird ein Tag zu Costanz angenommen. Der Churfürst von der Pfalz bringt einen vierfachen *Tractat* zu Stande, nach welchem die besonderen Streitigkeiten auf eigenen *Rechtstagen* abgehandelt werden sollten: a) *zwischen Zürich* und *den neun eidgenossischen Orten*, zuerst zu Kaiserstuhl; (der Sohn Redings war genöthigt, diessmal von dem bundesbriefmässigen Rechtstag in den Einsiedeln abzugehen S. 173. (Die einzige Nachgiebigkeit von Seiten Schwyz in dem ganzen Rechtshandel; zur Annäherung mussten beide Theile ein kleines Opfer bringen). Eben so vereinigen sich auch beide Theile statt der eigenen Schiedsrichter auf einen auswärtigen Obmann, den Bürgermeister von Augsburg; endlich kommt der bundesmässige Rechtsgang in den Einsiedeln doch zu Stande; die schwäbischen Städte wollen sich nicht weiter in die Sache einlassen. Zuletzt thut *Bubenberg*, Schultheiss von Bern, den Ausspruch, *dass Zürichs Bund mit Österreich ab seye!* (S. 160.) b) *Zwischen Österreich und allen Eidgenossen.* III Kap. Hier *entschlief* der Rechtsgang! Nach so vielen Anstrengungen von Seiten Österreichs bleiben die Eidgenossen im ruhigen Besitz ihrer Eroberungen. Es scheint zwar, dass einiges vertragen worden seye, S. 199, n. 48, aber in der Hauptsache wurde nichts verändert, auch ist weder ein Actenstück noch ein Erfolg bekannt geworden. (Familienzwistigkeiten im österr. Hause scheinen das meiste zu dieser Indolenz beygetragen zu haben). — c) *Zwischen Österreich und Basel.* Hier kommt noch eine That von Rechberg. Einnahme Rheinfeldens. Basels Rache gegen den Adel gereizt. Friede zu Bressach. Rheinfelden wird österreichisch. d) *Zwischen Bern und Freyburg*; dieses kommt erst später vor, weil es mit dem züricher Krieg nicht unmittelbar zusammenhängt. —

Nach diesem wird gezeigt, wie der Friede *befestigt* wurde. Da durch die tockenburgische Erbschaft der *innere* Krieg entstanden war, so werden nun die Verhältnisse der tockenburg. Erben und ihrer Herrschaften zu den Eidgenossen dargethan; und hierauf die Lage der habsburgischen Güter und der Städte im Aargau, worüber der *äussere* Krieg mit Österreich sich erhoben hatte. Dieses muss sogar, wegen seiner Schulden, die Grafschaft Kyburg wieder an Zürich überlassen. So weit war die alte Freundschaft wie-

der hergestellt, dass die Schweizer denen von Zürich hierin sogar behülflich waren. Es war nun an der allgemeinen Aussöhnung. Sogar Überlingen erhält für die gute Auswahl des Schiedsrichters (Bubenberg) ein ehemals verlorenes Banner zurück. Alle diese Umstände halfen das Hauptfriedensgeschäft zwischen Zürich und den Eigenossen, wie es im II Kap. angezeigt ist, vollenden. Nur den Ausgang des Landammann Redings möchte der Leser vermissen. Sein Tod (1445) kommt im Vorbeygehen S. 152 vor; aber sein Geist lebt in dem Sohne gleiches Namens fort. Dieser muss bey der Aussöhnung mit der letzten, hartnäckigsten Partey, der zürichschen Gesellschaft der *Böcke*, doch auch am Feinde Beharrlichkeit anerkennen (S. 215). So ist durch den langen verwickelten Streit, der aus der tockenb. Erbschaft entstanden war, und der während 15 Jahren alle Eidgenossen beschäftigt hatte, jene oben angezeigte Einheit in dieser Darstellung hindurchgeführt worden. Nur Eins ist noch übrig, ein Friedensopfer, ein Märtyrer der Wahrheit, *Felix Hemmerlin*.

An dieses Mannes Schicksal wird zugleich (IV K.) eine allgemeine Darstellung der ganzen damaligen Cultur angeknüpft. Zwar, um die Abflüsse oder Verzweigungen der Kenntnisse und Meinungen jener Zeit zu zeigen, steigt der Vf. hinauf zu ihren ersten Quellen. Grosse, herrliche Ideen, die erhabensten Betrachtungen über den Gang des menschlichen Geistes, drängen sich hier; aber er vergisst nicht den Schweizer-Stamm, dessen unermüdete Arbeit schon damals seinen kleinen Namen der Welt ehrwürdig gemacht hatte. (Von dieser Zeit an heisst die ganze Eidgenossenschaft die *Schweiz*). Die Denkart und die Sitten dieses Volkes und der damaligen Zeit überhaupt sind nun hauptsächlich aus den Schriften des obengenannten, aufmerksamen und gelehrten Beobachters seiner Zeit genommen. Die geheime Lehre ist meist nach *Füsslin*, aber beleuchtet von dem Vf. durch *Lessing's* grosse Winke, (*Erzieh. des Menschengeschlechts*), und durch eigene hohe Ahndungen: „vielleicht dass irgend einst eine Übersicht der Laufbahn ist" u. f. w. S. 240. n. 143. (vergl. Philosophie und Religion von *Schelling*, 1804. S. 68 ff.). Im Gegensatz gegen die geheime Lehre folgt die Religion des gemeinen Mannes; dort war die Philosophie in Träumereyen übergegangen, hier ist gutmüthiger Aberglaube; die Gelehrten in bodenlosen Tiefen, fern von der Wirklichkeit, in dieser das nahrungsbedürftige Volk sich selbst überlassen; (das folgende bezeichnet erst *jene* Zeit), der Stand selbst, der die Leitung des Ganzen hatte, im Zerfall, auch durch seine Sitten. Übergang auf das Concilium; dieses sollte hier verbessern, aber gerade diese Aufgabe beschleunigte seine Auflösung. Ruhm der Baseler, die wenigstens in der Sorge für äussere Ruhe und Sicherheit bis auf den letzten Augenblick beharrten. (Zu den Geleitsverletzungen S. 265. n. 317 mag ohne Zweifel auch folg. Actenstück gehören: 1444, *ad S. Petr. vinc.* bekennt Markgr. Albr. von Brandenburg, dass unsere Räth und lieben Getreuen, Wilhelm, Ulrich, Rittere, und Hanns von Rechberg, Brüder, ihm versprochen, den Bischof von Lüttich, so über Meer zog, zu werfen; dagegen verheisst er ihnen alle Beut oder Ranzion ganz halb, es sey woran es wolle). — Wirkung der Schweizerfreyheit auf alle gesellschaftlichen Verhältnisse. Der Adel sinkt. Geldreichthum kommt auf. S. 275. Tragisches Ende Meister Felix Hemmerlins, sehr wahrscheinlich durch einen geheimen Friedensartikel, S. 285. n. 465 nach *Stalder*. „Das wisse jeder Fürst, jedes Volk, dass die Unterdrückung Eines gerechten Mannes ein Fleck in allen Geschichtbüchern ist!"

Diese, obgleich unvollständige Übersicht der ersten Hälfte des IV Theils, mag bereits hinreichen, das Verhältniss zu den vorhergehenden daraus abzunehmen. Nur von den *Quellen* mag hier noch Nachricht stehen. Die häufigst gebrauchten, einheimischen und auswärtigen, sind: der edle *Tschudi*, (hin und wieder auch nach Handschriften S. 699. n. 18. 19), *Bullinger*, *Edlibach*, *Lau*, *Stattler*, *Etterlin*, *Hüpli*, *Tschachtlan*, (aus einer prächtigen Abschrift, S. 586. n. 84) *Rhan*, (das grössere Geschichtbuch unter den Handschriften der Wiener Bibliothek, S. 411. n. 823) *Zurlauben*, *Schamdocher*, *Wurstisen*, *Brückner*, *Walser*, (Appenz. Chron.) *Bünsinger*, *Zelger*, (Gesch. Unterw.) *Hottinger*, *Waser*, *May*, (*Hist. militaire*,) *Wattewyl*, (*hist. de la conf. Helv.*) Hr. v. *Müllinen*, *Alt*, Peters *Branchen*, Domherrs zu Sitten, Chron., *Simler*, (*Vallesia*.) *Albr. de Bonstetten*, *Haltmeyer*, *Bischofsberger*, *Scheyder*, (Gesch. von Entlib.) *Hafner*, (Gesch. von Solothurn) *Waldkirch*, *Meyers* Chron., *Hasslbach*, *Diessbach*, *Schinz*, (Gesch. der Handelsschaft). Neuffch. Chron., *Hallers* schweiz. Bibl., neues schweiz. Mus., — ferner, Gesch. der vorderöster. Staaten. (S. Blasien), öster. Ehrenspiegel, *Roo*, (*Ann. Austr.*) *Schilter*, *Sprecher*, *Guler*, *Stumpf*, *Schoepflin*, *Gerbert*, *Häberlins* neue Gesch., *Müllers* N. D. Theater. Die Samlungen von *Oefele*, *Muratori*, auch *SS. min. rer. Basil.* — Ferner, *Guillimann*, *Guichenon*, (*hist. de Savoye*,) *Aeneas Sylvius*, *Senebier*, (*hist. lit. de Geneve*.) *Comines*, *Gollut*, *de la Marche*, *Dunod*. Noch verdienen besonders erwähnt zu werden: Freyburger Chron., *MSC. BM. Pfisters* (Schafhausen) Handschriften. *Möschig* (Sanen *MSC.* Valer. *Anshelm*, Bern. Chron. *MSC.*, *Chron. Auster MSC.*, S. 404 n. 210 b) Der vielen einzelnen Urkunden und Actenstücke nicht zu gedenken. Dadurch hat dieser IV Theil gewissermassen schon das Gepräge einer zweyten Ausgabe, dass er in der Zeit, bis er gedruckt werden konnte, eben so wie die vorhergehenden, manche bedeutende Nachträge erhalten hat. Zur Gleichförmigkeit mit jenen wird also auch in dieser Rücksicht nichts vermisst werden. — (Von der Verlagshandlung war ohnehin zu erwarten, dass sie sich um das *Äussere* nach jeder Rücksicht verdient machen würde. Nur das Portrait hat weniger Ähnlichkeit, als das zu Berlin bey *Lowe* erschienene. Die angehängte genaue Durchsicht der (beynahe unvermeidlichen) Druckfehler war, wie leicht zu erachten, bey einem Werke von der höchsten diplomatischen Genauigkeit doppelt wichtig.) —

Wir eilen zur zweyten Hälfte dieses Theils. Nach der Pause auf den züricher Krieg beschreibt das 5 Kap. die *inneren, besonderen*, das folgende VI Kap. die *äusseren, gemeinschaftlichen* Verhältnisse und Begebenheiten in der grossentheils ruhigen Periode von 1450—1469. Nach der bis daher befolgten Methode wurden jene *nach* diesen, meistens als Resultate, aufgestellt. Hier sind die ersteren zum Theil noch mit dem vorhergehenden zusammenhängend, wie das (oben schon berührte) Verhältniss von Freyburg zu Bern, Österreich, Savoyen; zum Theil andere gleichzeitige Resultate. Hernach zeigt es sich, dass die im VI Kap. enthaltenen gemeinschaftlichen Geschichten sofort in den burgund. Krieg eingreifen, wo kein schicklicher Zwischenraum zur Betrachtung des Einzelnen übrig geblieben wäre. So verschieden dem Inhalt nach die Titel des V Kap. sind, so findet man sie doch am Ende in der Schlussübersicht in Zusammenhang gebracht, und noch überdiess bey dem Übergang von dem einen auf das andere überraschende Beziehungen angegeben. Zugleich ist leicht zu bemerken, was bey allen die durchscheinende Folie seyn sollte. Was die Gegenstände selbst betrift, so ist schwer zu sagen, ob die Geschichte des mächtigen Sforza, („in den starken Charakterzügen der mittleren Geschichte Italiens ist für den Menschenforscher so viel Gewinn, als in der alten,") oder der kleine Roman der *bona Lombarda*, S. 364, oder das Schicksal Heinrichs von Razüns, (wo auch Hans v. Rechberg wieder auftritt,) oder der feste Charakter Abt Ulrichs von St. Gallen (S. 381), der das tockenburgische Erbe endlich durch Kauf an sich bringt, oder die Sitten zu Bern und Zürich, (der Gott der Berner, S. 429) oder des Pabsts (Äneas Sylvius) schöne Bestätigungs-Bulle der Universität zu Basel, anziehender gefunden werden. Darin ist diese Schilderung des inneren Zustandes auch den vorhergehenden gleich, dass sie geographisch die nämliche Richtung verfolgt.

Im VI Kap. beginnen die gemeineidgenössischen, auswärtigen Verhältnisse mit der Theilnahme an dem nürnberger Krieg; (sonst auch Städtekrieg). Hier hätten billig dem Vf. Stadtarchive zu Gebot stehen sollen. Nach diesen geschah die Theilnahme der Schweizer (nicht bloss durch freywillige S. 468, sondern) hauptsächlich durch *geworbene* Hülfe. Es sind darüber noch Rechnungen vorhanden, mit Rücksicht auch auf die Städte, welche sich der Bezahlung weigerten, weil sie diese Hülfe nicht unmittelbar genossen. Zu S. 467 ist beyzusetzen aus einem dem Rec. bekannt gewordenen Actenstück: dass 1450 als die Nürnberger den Markgraf Albrecht beym Fischen überfielen, Hans v. Rechberg der ältere ihrer Wagenburg Oberster war. (Sollte dieser mit dem oben vorgekommenen Eine Person seyn?) Wichtiger ist der Einfluss, den die Schweizer durch Schafhausen auf die Fortdauer, oder vielmehr Auflösung des ihrer Eidgenossenschaft ähnlichen Städtebundes hatten. In dieser Rücksicht ist als Folge des Städte-Kriegs zu betrachten, nicht nur, was von Montfort über das Schloss Ruggburg S. 468 vorkommt, sondern auch, was Schafhausen betrifft. S. 470—475. Diese Stadt hatte noch im Städte-Bund das Schloss Balen gebrochen, (nach Archiv-Nachrichten,) ungeachtet die Gräfin von Sulz, die Besitzerin, ihnen die Versicherung gegeben hatte, dass sie ihren, den Städten gefährlichen, Söhnen keinen Aufenthalt bey sich gestatte; Schafhausen hatte dieses ganz für sich, ohne Vorwissen der Bundes-Städte und ohne Auftrag von dem damals zu Ulm permanenten städtischen Kriegs-Rath, gethan. Das Kammergericht verurtheilte desswegen die Stadt zu 8200 fl. Schadenersatz an die Gräfin. Als Schafhausen in den Schweizerbund aufgenommen war, foderte es diese Summe, mit kräftiger Verwendung der Eidgenossen, an die Städte; das schon beschworne Rechtbot auf Strasburg wurde von Schafhausen wieder verworfen, und endlich Costanz dazu vorgeschlagen. Die Städte meinten, Costanz möchte von den Schweizern „gehochnöthigt" werden; es wurde aber doch auf einem Tage daselbst „mit Hartigkeit und grossem Geschrey der Eidgenossen" auf der Foderung bestanden, die Städte mussten nachgeben, wenn es nicht zum wirklichen Krieg kommen sollte. Dadurch geschah, dass nicht allein Schafhausen den schwäbischen Städten gänzlich entfremdet, und jede künftige Annäherung der beiden Bündnisse abgeschnitten wurde (die Not. 50. S. 481 ist danach zu berichtigen,) sondern es wurden eben diese Streitigkeiten und Nachfoderungen für die Städte selbst so odiös, dass jeder Versuch, ihr Bündniss zu erneuern, hauptsächlich dadurch vereitelt wurde. — Wenn in den Gesinnungen keine Verschiedenheit gewesen wäre, an gemeinschaftlichen Berührungspuncten zwischen der Schweiz und den Städten hätte es nicht gefehlt. Schon die Vorbereitungen zum Städte-Krieg von Franken aus geschahen von den Fürsten und Herrn unter dem Vorwand, sie wollten Freyburg im Uechtland zu Hülfe ziehen, während Herzog Sigmund seine Macht zu Dissenhofen sammelte (zu S. 317). — Das Verhältniss der Schweizer zu den *Städten* ist auch in dem meisten folgenden bis S. 487 mit Einschluss des Plappart-Kriegs fortgeführt. Wenige waren, wie Strasburg, mit ihnen auf eigentlich freundschaftlichem Fuss. Der Hirsbrey, den die züricher Jugend zu Wasser noch warm nach Strasburg brachte, ist dem Vf. so wenig unbedeutend, als es einst die Feigen waren, welche Cato, in drey Tagen von Kartago erhalten, in den Senat brachte. S. 485. n. 162. — Das Verhältniss zu *Österreich*, das schon unter den städtischen Ereignissen, (Schafhausen, Rapperschwyl) durch Bilgeri von Hewdorf angeregt worden, wird das herrschende, nachdem die Verhältnisse zum Reich, zu Frankreich, zu Burgund kurz berührt worden. — S. 492. Anlass des Kriegs mit Erzherzog Sigmund. Er war friedlich gesinnt. Seine ehemaligen Lieblinge, die Gradner, sind jetzt züricher Bürger. Sein Zerfall mit dem Pabst durch *Cusanus*, (dessen Herkunft und Unternehmungen hier eingeschaltet werden, S. 496. ff.) weckt die Schweizer, die er während dieser Händel noch besonders aufgebracht hatte. S. 512. Die Gradner mit ihren Verbündeten, alle Eidgenossen fehden den Erzherzog.

(Aargau hatte einst Herzog Friederich durch Anhänglichkeit an den Pabst Johann verloren; nun entreissen die Schweizer durch Auffoderung des Pabstes Pius II dem Herzog Siegmund das *Thurgau* und Diessenhofen). Sie behalten die Eroberung, weil es den vermittelnden Mächten nur darum zu thun ist, zu *ihren* Fehden Schweizer in Sold zu bekommen. — Bey der Friedensrichtung zu Costanz ist auch der Ausgang der beiderseitigen Sachführer, *Cusanus* und *D. Heinburgs*, nicht vergessen, S. 526.

Bis zum Ausbruche eines neuen Kriegs werden die inneren Verhältnisse berührt, nicht sowohl die gemeineidgenossische Geschichte betreffend, als vielmehr zur Bezeichnung des Geistes, mit dem auch kleine Dinge geführt wurden. Neben diesem wird das Dienstlaufen, Theilnehmen der Individuen an benachbarten Fehden, bald freywillig, bald um Sold, immer bemerklicher. Nicht bloss im Reich, auch für Frankreich und Burgund werden sie gesucht. Der Dauphin, der sie aus der Schlacht an der Birs kannte, war jetzt König; sein Rival, Karl, Erbe der burgundischen Macht, (sie kann nicht schöner beschrieben werden, als S. 546. f.) bisher Freund der Schweizer. Schon hier sind die grossen Beziehungen, die ihren, für ganz Europa wichtigen Einfluss auf die Schweiz bald zeigen. Vorher aber musste der kleine Anlass, der allmählich dazu führte, erzählt werden.

Mühlhäuser Krieg. S. 547. Der angrenzende österreichische Adel unter Bilgeri von Hewdorf, (der schon oben thätig war,) war durch den Erzherzog selbst und durch den fünfjährigen Landfrieden kaum beruhigt, so wurde Mühlhausen über den streitigen Handlohn eines Müllerknechts, der seine Foderung an einen elsässischen Junker verkaufte, von dem ganzen umliegenden Adel gefehdet. Einsam, durch lange vorige Fehden erschöpft, ruft die Stadt die Schweizer zu Hülfe; sie wird durch die blosse drohende Stellung der eidgenössen. Macht befreyt. Diese geht bey Schafhausen über den Rhein, belagert Waldshut. Wenn die Eidgenossen über den neuen Zuwachs hätten einig werden können, „der ganze Schwarzwald wäre eidgenössisch geworden," u. s. w. S. 567. Nur Bern sah dieses. Österreich versprach Geld. Waldshuter Friede.

VII Kap. Der Adel überredet den Erzherzog (zu Nichterfüllung dieses Friedens), Hülfe bey den Reichsfürsten, bey Frankreich, vergeblich, zuletzt, wie schon früher, bey Burgund zu suchen. Seine Geldverlegenheit zieht die Verpfändung der vorderösterreichischen Lande an den reichen Herzog nach sich. Wie daraus zwischen Schweiz und Burgund Krieg entstand, konnte erst nach einer grösseren Episode gezeigt werden. Zuerst an den übrigen Grenzen die Verhältnisse, und insbesondere die Vereinigung der drey (rhätischen) Bünde. S. 577. (Neue Sicherung der eidg. Grenze von dieser Seite.) Von den häuslichen Tugenden dieser Landschaft geschieht der Übergang auf die „gebührliche" Verwaltung Berns durch seine hohen Geschlechter. S. 581—616. Eine zu lange Unterbrechung könnte die Erzählung der berner Händel scheinen. Aber eben diese Geschlechter, deren fernere Theilnahme an der Regierung durch die Behauptung ihrer Zwingherrn Rechte, und ihrer Auszeichnung vor dem Volk in Lebensart und Kleidung, entschieden wurde, sind es, die allein unter den Eidgenossen sich auf geheime Tractaten mit Auswärtigen verstehen, und die folgenden Begebenheiten einleiten. Unter ihnen hatten Frankreich und Burgund jedes seine Partey. Unmittelbar darauf folgt der Charakter Kaiser Ludwigs XI von Frankreich, (seit dem Caroling. Zeitalter greift Frankreich zum erstenmal wieder, (die Armagnacs abgerechnet,) in die helvet. Geschichte ein,) und ihm gegenüber Karl, Herzog von Burgund. Die Denkart dieser beiden Fürsten ist der Schlüssel des nachstehenden. Schon vor dem Ausbruch des Zwingherrn-Streits hatte Nicolaus von Diesbach sich an Frankreich gewendet mit Klagen über die burgundische Verwaltung der öster. Pfandschaft, wodurch bernsche Rechte verletzt worden waren. Während jenes Streits selbst wurde der geheime Bund mit Frankreich eingeleitet, (S. 638) und hatte auch auf die Entscheidung des Streits hauptsächlich Einfluss, weil zu den franz. Unterhandlungen die berner Herren nothwendig waren. — Von Reichssachen, Türkenhülfe S. 642 wollen die mit sich selbst beschäftigten Eidgenossen nichts hören.

Nun erhebt sich wieder Bilgeri von Hewdorf mit dem Adel, um durch Gewaltthat die Eidgenossen zum Ausbruch zu reizen. Nur dieser Adel hatte noch die alte feindselige Gesinnung. Der Pfandherr, Karl von Burgund, wollte friedliches Verständniss; sogar Österreich, das sich, der Verpfändung ungeachtet, der Sache annehmen musste, weil jenes seine Vasallen waren, benutzt den ersten Anlass, in Beylegung der Streitigkeiten, bereits jetzt ein Verständniss mit Schweiz einzuleiten, (S. 647) auf den Fall, dass die schon jetzt beschwerliche Verpfändung Schwierigkeiten bey der Wiederlösung haben sollte. Hiezu kam die Absicht des Kaisers auf die burgund. Erbtochter für seinen Sohn, die bey der Zusammenkunft mit dem Herzog erst zweifelhaft wurde (S. 649. f.). — Karls kalte Abfertigung der schweizerischen Botschafter mit ihren Klagen, während Ludwig insgeheim ein näheres Bündniss anlegt (S. 655). Da Peter von Hagenbach, burgund. Vogt, endlich auch den Adel aufbrachte, war freundschaftliche Verbindung Österreichs mit der Schweiz nicht mehr möglich (S. 658). Zu spät die burgund. Freundschaftsbewerbung. Wie weit Bern in der Politik fortgeschritten, im Verhältniss zu der inneren Schweiz, zeigt die naive Antwort der Unterwaldner (S. 663).

(*Der Beschluss folgt.*)

NEUE AUFLAGEN.

Hamburg, b. Berthes: *Kurzer Abriss der christlichen Lehre in Sprüchen* entworfen, von *C. F. Callisen*, Dr. der Philos., Probst der Probstey Hütten, und Pastor der Friedensberger Gemeinde zu Schleswig. Zweyte Aufl. 1806. 48 S. 8.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 FEBRUAR, 1807.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Weidmanns: *Joh. v. Müller: Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft.* I—IV Theil u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

So sehr hatte sich's mit Österreich nun gewendet, (den Schweizern selbst noch kaum glaublich, S. 665) dass dieses Haus, nachdem es die letzten Kräfte zu ihrer Demüthigung versucht, nun mit der Eidgenossenschaft *die ewige Richtung* schliesst. S. 666. Gegen den Schweizerbund war die Verpfändung an Burgund geschehen, nun sollte dieser selbst zur Wiederlösung helfen. Wie verschieden ist die Schweizerreise des Herzogs Sigmund von der seiner Vorfahren, S. 667. Kaum war mit den Eidgenossen und mit der niederen Vereinigung (den Rheinstädten) der Bund geschlossen, so leitet Österreich selbst den Aufstand gegen den burgundischen Vogt ein. Das Landgericht; sein Ausgang, S. 673. f. — So wird endlich Karl von Burgund geneckt, während er immer noch an Erhaltung des Friedens dachte. Unter den ersten Ausbrüchen seines Zorns ist die Misshandlung Heinrichs von Mömpelgard, Stammvaters des jetzigen Hauses Wirtemberg, merkwürdig. — Die klugen Anführer der Eidgenossen decken die übrigen Grenzen durch Einverständnis mit Mailand, Savoyen; helfen auch mit dem „Jüngling von Lothringen" unterhandeln, der der niederen Vereinigung beytritt. Die ersten burgund. Feindseligkeiten bringen die Abschliessung des *franz. Subsidientractats* zu Stande (S. 686). Kaum wussten die Eidgenossen, wie sie (unter bernischer Führung) *dazu* kamen. Der Bund mit Österreich (dem ersten Feind,) war allen schmeichelhaft; zeigt durch Beyseitsetzung der Feindseligkeit die natürliche Gutmüthigkeit: der mit Frankreich fand seinen Weg durch *Geld*. (Die *Reden* für und wider S. 691. f. haben vor denen der alten Geschichtschreiber den Vorzug, dass jedes Wort diplomatisch ist.) Jenes Geld hat eine grosse Veränderung in den *Sitten* zur Folge. — Wie der burgundische Krieg mit dem vorhergehenden, durch Österreichs Politik, zusammenhängt, ist aus dem obigen klar. Durch den züricher Krieg wurden die inneren Verhältnisse wieder hergestellt und näher bestimmt; durch den burgundischen wird schon zum voraus das Verhältniss der Eidgenossen zu Österreich definitiv entschieden, (in der ewigen Richtung;) Von dem ersten Krieg war *veränderte Gesinnung*, getheiltes Interesse der Eidgenossen die Ursache. *Veränderte Sitten* sind die Wirkung von dem zweyten. —

VIII Kap. In den ersten Feldzügen des burgund. Kriegs verfahren die Schweizer meist angriffsweise mit ihrer gewohnten Heftigkeit; der Leser, indem er durch die Landschaften Burgundiens geführt wird, sieht, wie dem Adel in den festesten Schlössern der Muth entfällt. Dass die Schweizer in der ersten Schlacht nicht Einen Mann verloren, (S. 702) ist durch die damaligen schlechten Feuergewehre und gute Waffenbedeckung erklärbar. Wie geeignet der Krieg in diesen Landesgegenden für die Schweizer sey, zeigen sie dadurch, dass sie gegen die Ermahnungen des Kaisers, vor Nuys zu ziehen, hier fortfahren, so dass er ihnen endlich erlaubt, Hochburgund für das Reich einzunehmen, (wie es einst zur Zeit der salischen und hohenstaufenschen Kaiser war.) Nach diesen Aufmunterungen von Seiten des Kaisers, und von Seiten Frankreichs durch Geldsendungen, schliessen plötzlich diese beide, — jeder in Hoffnung auf die Erbtochter, mit Burgund Frieden, und geben die Alürten Preis! — Dennoch fahren die Schweizer fort a) gegen Burgund zu kriegen. Obgleich Nicolaus von Diessbach, die Seele der Unterhandlungen, vor einer der stärksten Burgen bleibt, hält doch Bern den sinkenden Muth den übrigen aufrecht. In 6 Wochen sind 12 Schlösser, 3 Städte erobert. b) Gegen Savoyen und Mailand, die im Bund mit Burgund nun auch aufgeregt werden. S. 739. Beynahe lustig ist die Feigheit des Bischofs von Genf vor den Schweizern. S. 742. In weniger als 3 Wochen wird fast die ganze Wadt mit 46 Städten und Schlössern eingenommen. (Und wie unvollkommen war damals noch das Belagerungszeug!) Waffenstillstand S. 770. Lothringen, von Frankreich verlassen, wird von Karl eingenommen. Bisher war der Krieg der Schweizer nur gegen den burgundischen Adel; jetzt tritt Karl selbst auf.

Bis hieher das IV Buch. Es sey genug, zum Schluss dieser Übersicht zu sagen, dass die Forsetzung (möchte sie bald erscheinen!) mit den Tagen von Granson und Murten beginnen wird. — Noch sind zwey Seiten in der Anzeige dieses Werks nicht berührt worden. Die *politisch-praktische* Tendenz, die nach der eigenen Bemerkung des Vfs. nicht zur historischen Einheit gehört; und dann hauptsächlich diejenige, durch die es *mehr*, als ein *nationales* Geschichtbuch ist. Aber für beides ist hier der Ort nicht. Das letztere betreffend fühlt überdiess ein jeder, was nicht bloss Schweizerherzen ergreift. Für beides ist der erhabenste und zugleich einfachste Standpunct in der

Vorrede der neuen Ausgabe bezeichnet. — — Überhaupt, der Leser, der nicht bloss den ersten Eindruck geniesst, sondern Gegenstand, Darstellung, Sinn, die ganze Grösse des Werks umfasst, der wird auch beurtheilen, was wir oben gefodert haben. Hier nur noch dieses. Seit der Kantischen Periode wird für die Geschichte aufs neue Quellenstudium und Kritik von der einen, von der anderen Seite Statt der gemeinen Pragmatie die höhere Ansicht der Geschichte und die historische Kunst in den Mustern der Alten zur Nachahmung von vielen gepriesen. Über diese Zeitverhältnisse erhaben entsteht hier durch dreyssigjährige Arbeit ein Werk, an dem sie keinen jener Vorzüge, die wir an den Alten einzeln finden, vermissen werden. An Gelehrsamkeit und an Kraft mag ihm keines an die Seite gesetzt werden, noch weniger in der seltenen Vereinigung so verschiedener Eigenschaften. Wer, wie wir gefunden haben, nur die schönen, reichhaltigen Bemerkungen über Menschen und Völker, oder die Tacitische Gedankenfülle, oder das verständige, treue Auffassen der alten Jahrbücher auszeichnet, der hat gewiss noch nicht alles gesagt, noch mit jenen allgemeinen Eigenschaften die Individualität des Charakters bezeichnet. Es ist auch jener kraftvolle, so ganz eigenthümliche Ausdruck nicht, nach der Meinung vieler, den alten Mustern nachgebildet, sondern durch eigene Gewohnheit, vieles in wenigen Worten zu sagen, entstanden. Die Sprache selbst hat aus den Urkunden aller Zeitalter einen Reichthum, durch den sie nicht bloss Einer Periode unserer Cultur angehört.

Jünglinge, die Sinn haben für das Edle und Grosse, mögen aus den Briefen und der Selbstbiographie des Vfs. seine Bildung kennen lernen. Was die Schweizergeschichte als Muster wirkt, kann in unserer Literatur nicht unbemerkt bleiben. Dadurch kann dargethan werden, unser Zeitalter — in seinem wissenschaftlichen Fortschreiten — sey dieser Erscheinung werth gewesen.

—C.—

Leipzig, b. Hartknoch: *Geschichte des menschlichen Geschlechts aus dem Gesichtspunct der Humanität.* Erzählt von *J. G. Gruber.* Erster Band. 1806. XXIV und 306 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wenn auch die Vorrede dieses Buchs damit anfängt, dass es „ein Versuch der Darstellung einer Geschichte unseres Geschlechts" genannt wird, und damit endigt, dass der Vf. sich für „bescheiden" erklärt: so ist sie doch in einem so selbstgefälligen Tone geschrieben, dass man seine Erwartungen von dem Buche kaum hoch genug spannen zu können glauben möchte. Sie charakterisirt das Buch. Hr. G. erzählt, sein ernstes Bestreben sey dahin gegangen, sich das Räthsel seines Daseyns zu lösen. Nichts Höheres habe er gekannt, als den Ehrentitel eines Humanisten, aber der sey ihm etwas anderes gewesen, als was er gewöhnlich zu seyn pflege. Nicht bloss Kenntniss der alten Literatur, sondern vereint mit ihr Kenntniss der Poesie, der Philosophie, der Weltkunde und Geschichte umschliessen nach seiner Meinung den Kreis der Humanioren, lösen jenes Räthsel. Der Zufall habe ihn von Poesie zu Philosophie geführt; endlich sey ihm die Geschichte willkommen geworden; unbefördert sey er diesen Weg gegangen, aber auch ungehindert; das Ziel unverrückt im Auge (das Räthsel seines Daseyns zu lösen), habe er oft irrend, stets mühsam gewandelt; aber die Kräfte geübt, gestärkt. Wenn das Leben einen Zweck habe, Gottheit darüber walte: so müsse sich das in der Geschichte zeigen. Mit dieser Gesinnung habe er sich an das Studium der Weltgeschichte gemacht. Weil ihm die Universal-Historiker früher nicht zugesagt, so habe er sich entschlossen, mit den alten Specialhistorikern anzufangen, bis auf die neueren fortzulesen, und sich so aus lauter Specialgeschichten eine Universalgeschichte zusammen zu setzen. Nachdem diess geschehen, habe er sich wieder an die Universalhistoriker gewandt. Keine Befriedigung! Darauf an die, welche Culturgeschichte, Geschichte der Menschheit geschrieben. Viel besser! Er sah Vieles in Eins verbunden, that einen Blick ins Triebwerk der Begebenheiten, sah mehr Zusammenhang, mehr Plan, und kam endlich auf eine Idee, „wie man wohl eigentlich Geschichte schreiben solle." Aber auch das gefiel ihm nicht lange; auch die, welche die kantische Philosophie auf die Darstellung der Geschichte hatten einfliessen lassen, schienen ihm nicht geeignet, zu dem reinen Ertrag von Erkenntniss zu verhelfen, welchen wir der Geschichte verdanken sollen. Und was ist denn das für eine Erkenntniss? Nicht mehr die Auflösung des Räthsels des menschlichen Daseyns, sondern die Erkenntniss: „die Gegenwart sey die Frucht der Vergangenheit und der Keim der Zukunft. Die Form der Mitwelt als Resultat der Vorwelt darzulegen, das muss der Zweck jeder Geschichte seyn, die nicht bloss eine müssige Neugier befriedigen will." Darauf habe er sich neuerdings wieder unter den Historikern umgesehen: Keiner sey seinen Wünschen entgegen gekommen als *Voltaire*, (und der hätte es vielleicht auch nicht gethan, wenn nicht *Herder* ein empfehlendes Wort über ihn gesagt hätte!) Sein Wunsch sey nun gewesen, dass es ein Werk geben möchte, welches die Tugenden des Voltaireschen ohne seine Fehler befasse. Er selbst, eben kein Historiker *ex professo*, habe sich an das Geschäft begeben. Durch Versuche sey es ihm endlich gelungen, eine Geschichte zu Stande zu bringen, „die er darum eine humanistische nennen möchte, weil sie ihn den Schauplatz und die Übungen seines Geschlechts als ein Institut zu dessen Bildung zur Humanität erkennen lehrte. „Sollte es Tadel verdienen, fährt er fort, wenn ich, was ich lange suchte, endlich fand, was mich klüger, weiser, besser machte, Andern mitzutheilen versuche?" Seinem Zwecke gemäss habe er die Materialien gewählt. Er fange nicht mit Philosophie an, sondern lasse sich vom Strom der Geschichte leiten, das Ziel stets im Auge, das Warum nie vergessend. „Wie und warum aus dem, was war, Anderes und immer Anderes wurde, frag' ich nachher, und frage, bis ich endlich stehen

muſs bey dem, was *iſt*. *Der Geſichtspunct der Humanität wird hier erſt entdeckt.* — In dem Augenblick, wo die Form der Gegenwart erſcheint, als Reſultat der Vergangenheit, muſs ſich zeigen, wie es um Humanität ſtand, ſtehe, und ſtehen werde, u. ſ. w." — Eben ſo geht es fort über die Darſtellung. Was ſoll nun die ganze Vorrede? Sie zeigt den unphiloſophiſchen Geiſt des Vf.; aber nichts mehr; was er eigentlich hätte ſagen ſollen, was nämlich Humanität ſey, das erfahren wir nicht; und aus dieſem Bande wahrlich auch nicht. Warum der Geſichtspunct der Humanität erſt entdeckt werde, wenn er bey dem ankommt, was *iſt*, das iſt nicht wohl zu begreifen.

Zuerſt eine *muthmaſsliche Urgeſchichte des Menſchengeſchlechts*, worin Meinungen vorgetragen werden über den Zuſtand der Erde *vor* den Menſchen, (es iſt ſeltſam, daſs eine Geſchichte aus dem Standpuncte der Humanität früher anfängt, als es Menſchen gab!) — dann über die erſten Menſchen, bald nach der Geneſis, bald nach dem Zuſtande der Irokeſen, bald nach dem der Neu-Holländer, wie die Noth ſie getrieben zu Thätigkeit, zu Erfindung, (z. B. *zur Erfindung des Feuers*), wie ſie zu verſchiedener Lebensart gekommen ſeyn mögen u. ſ. w. Nachdem „mit bloſsen Muthmaſsungen ein Zeitraum von 1656 Jahren ausgefüllt iſt," kommt die Sündfluth, die aber doch hier aufgeklärter „die noachitiſche ungeheuere Waſſerfluth" heiſst. Darauf eine geographiſche Überſicht Aſiens; alsdann *eine Genealogie der erſten Reiche*, die von den Söhnen und Nachkommen Noah's hergeleitet werden, mit einigen eigenen (und kaum eigenen) Bemerkungen, die aber hier, wie überall, durch das ganze Buch mit fremden verflochten ſind, die, wörtlich abgeſchrieben, oft mehrere Seiten fortgehen, (von *Herder*, von *Schlözer*, von *Eichhorn* u. a.). Dann wird mit groſser Umſtändlichkeit erzählt, was von den bekannten Reichen die alte Sage vorzubringen wuſste, und es wird ſo erzählt, daſs man oft nicht weiſs, ob Hr. G. (der ſelbſt die erſten hebräiſchen Sagen und Mythen Geſchichte zu nennen ſcheint), das Alles für baare Wahrheit hält, oder wieviel er davon für baare Wahrheit hält. Wenn er bey dem *Ninus* ankommt, ſo heiſst es: „Von *Schritt* zu *Schritt ſchreiten* wir jetzt dem *hellen Tage* mehr entgegen; (alſo das Morgenroth muſs doch ſchon ſehr täuſchend ſeyn!) mit Belus Nachfolger wird die Geſchichte zuverläſſiger." Und es werden da ſchon überall über Fürſten und ihre Regierung ſo ſchöne Reflexionen gemacht, daſs man anfängt zu fürchten, der Vf. möge ſich erſchöpfen gegen die Zeit, wo ſie (wenn je) beſſer angebracht wären. So heiſst es von dieſem Ninus: „Die Geſchichte, wenn ſie ſolche Gräuel, (wie er verübte), in ihre Annalen verzeichnet, muſs dem Wütherich, der ſie verübt, das Brandmal der Schande aufdrücken, damit die Leute, welche des Eroberers blutiges Handwerk treiben, lernen, ihre Namen ſeyen zwar unſterblich, allein auf ewig der Schande übergeben. Man würde ſie übergehen, wenn ſie nicht eine Lücke ausfüllten, (und daran iſt natürlich viel gelegen). Sey man aber kurz über Lückenbüſser dieſer Art, und kurz wollen wir über Ninus ſeyn, der ſich ſo gut auf des Henkers ehrloſes Gewerb verſtand." So nachdrücklich ereifert ſich Hr. *G.* mehrmals; dafür werden aber die anderen, die ſich um die Menſchheit verdient gemacht haben, wie z. B. *Belus*, deſto höher geprieſsen. Die Geſchichte, oder vielmehr die Erzählung, die Hr. G. von der *Semiramis* giebt, wird mit folgender Bemerkung eingeleitet: „die Betrachtung, von welchen kleinen Veranlaſſungen oft das Schickſal ganzer Reiche und Welttheile abhänge, an welche dünne Fäden das Schickſal der Menſchheit geknüpft ſey, erregt nur zu oft das höchſte Erſtaunen, und Unmuth wohl gar beym Zweifler an einer Vorſehung." Dann folgt die Erzählung, die nicht weniger als 34 Seiten füllt, auf welchen ſorgfältig vorgetragen iſt, was Verläumder und Schmeichler von der Semiramis geſagt haben, und was der Unparteyiſche wohl glauben möchte. Aber, warum ſollen wir dem Vf. weiter folgen? Er hat ſein Buch für ſolche Leſer beſtimmt, die, ohne eigentlich gelehrte Bildung zu beſitzen, doch für die Angelegenheiten der Menſchheit ſich intereſſiren, und aus rein menſchlichem Intereſſe an dem Laufe der Weltbegebenheiten Theil nehmen. Dieſe Leſer müſſen ſelbſt am beſten wiſſen, was ihnen gefällt, was heilſam iſt, und mögen ſelbſt entſcheiden, ob ſie dergleichen Dinge, wie von der Semiramis und anderen erzählt werden, für Angelegenheiten der Menſchheit halten. Wir wollten nur darauf aufmerkſam machen, welche Begebenheiten Hr. G. für eine Geſchichte vom Standpuncte der Humanität wählen zu müſſen glaubt. — Dieſer Band geht übrigens nur bis auf den Cyrus, hier, von ſeiner Geburt an, viel gelehrter Kores genannt; die Geſchichte deſſelben als König noch nicht einmal mit. Welch' eine Reihe von Bänden wird erfoderlich ſeyn, wenn der Vf. auf die angefangene Weiſe fortfährt, ehe die Form der Gegenwart als Reſultat der Vergangenheit daſteht! Er aber glaubt, das Werk in einer nicht groſsen Anzahl von Bänden, wie dieſer, beſchlieſsen zu können!

Δ9.

KURZE ANZEIGEN.

STATISTIK. *Nürnberg*, b. Grattenauer: *Leitfaden zu einer allgemeinen Statiſtik, mit Hinweiſung auf wahre und gründliche Staatskunde*, von *Gregor Schöpf*. 1806. 110 S. 8. (10 gr.) Hr. *Schöpf*, ein vormaliges Mitglied des aufgelöſeten Kloſters St. Stephan zu Würzburg, wollte, wie er in der Vorrede ſagt, eine ſyſtematiſche Grundlage einer allgemeinen Statiſtik liefern. Er nennt ſeine Schrift einen *Leitfaden* zur allgemeinen Statiſtik. Dieſes Wort iſt nicht paſſend: *Einleitung* oder *Prolegomena* zur europäiſchen Staatenkunde, wäre der angemeſſene Ausdruck geweſen. Das Ganze iſt gut und brauchbar, und kann als Einleitung zu akademiſchen Vorleſungen über die Statiſtik der europäiſchen Staaten, dienen. Aber leider! iſt nur wenig davon des Vfs.

Eigenthum. Rec. hatte vor mehreren Jahren Gelegenheit, die nachgeschriebenen Collegien-Hefte eines noch lebenden berühmten Universitätslehrers durchzulesen. Fast Alles, was dieser vormals in seinen statistischen Vorlesungen als Einleitung vorausschickte, hat Rec. hier wörtlich wieder gefunden, selbst die erläuternden Beyspiele nicht ausgenommen; nur die Ordnung der Materien ist zuweilen verändert: und im Kapitel von der Staatsverfassung scheint etwa die Hälfte dem Hn. *S.* anzugehören. Der Artikel von der Geistlichkeit S. 57 würde einen schicklichern Platz in dem Kapitel von der Staatsverwaltung gefunden haben. Der Vf. sagt hiebey: „Man muss forschen, ob sie (die Geistlichen) die reine Sittenlehre aus dem Grunde kennen, ob sie die rechte Art haben, sie zu lehren, u. s. w." Aber wer soll diese Untersuchung anstellen? Der Regent, oder seine Minister, oder das Ober-Consistorium? Und was nennt der Vf. *reine* Sittenlehre? Versteht er etwa darunter den *wahren* Glauben? Was heisst hier die *rechte* Lehrart? Gewiss könnte diess sehr gemissbraucht werden. Von den Kunstschulen behauptet der Vf. S. 63, dass es daran beynahe gänzlich fehle. Aber in welcher bedeutenden Stadt, und auf welcher protestantischen Universität Deutschlands fehlt es an öffentlichen Anstalten oder an Privatlehrern, wo junge Leute beider Geschlechter in den Künsten Unterricht nehmen können? Die Schreibart des Vfs. ist erträglich; doch stösst man zuweilen auf Ausdrücke des gemeinen Lebens.

G. v. F.

Schöne Künste. *Zerbst*, b. Kramer: *Kurzgefasstes Wörterbuch der gedankenreichen, sinnbildlichen, allegorischen und malerischen Darstellungen in ältern und neuern Zeiten.* Von M. *Joh. Christoph Vollbeding*, Diaconus und Rector in Werder. 1806. 96 S. in 8. (8 Gr.) Mag der Vf. immerhin, wie er im Vorbericht anmerkt, die gute Absicht haben „nützliche Kenntnisse durch dieses Buch zu befördern:" es bleibt darum doch noch die Frage übrig, ob er auch die zu einem solchem Unternehmen nothwendigen Kenntnisse nebst Geschmack und Beurtheilungsgabe besitze. Und man findet in dem ganzen Werk das, beyläufig gesagt, auch höchst unvollständig ist, kaum ein Blatt, welches nicht zur ungünstigen Entscheidung dieser Frage beytragen könnte. Damit wir aber nicht, wie Recensenten sonst oft vorgeworfen wird, nur mit blossen Machtsprüchen gegen den Vf. verfahren: so heben wir, zum Erweis unserer Anschuldigungen, einige Stellen aus. Nach S. 15 soll der Bankerot allegorisch dargestellt werden, als „ein *schwermüthiger* und *trauriger* junger Mann, in *zerrissenen* Kleidern, mit grünem Haupt (!), an Armen und Beinen einen eisernen *Ring* tragend. Im Munde ein *Korb*, in der rechten Hand eine *Geissel*, an deren Ende *Kugeln* festgemacht sind, und neben seinen Füssen ein liegender *Hase*." S. 70 wird die Bemerkung gemacht, und S. 80 wiederholt, „dass die krummen Beine als *Symbole* des Schlafes und Todes bedeutend seyen." Nach S. 83 wären „Unbeständigkeit und Leichtsinn: durch einen *Schornstein* mit dem *Rauche*" sinnbildlich darzustellen. Sachverständige werden mehrere Zeugnisse nicht bedürfen, um einzusehen, dass des Vfs. Arbeit durchaus unbrauchbar ist.

— y — H.

Pirna, b. Friese: *Unterricht, ohne mündlichen Lehrer geschmackvoll und gründlich Landschaften zeichnen zu lernen. Nach bis jetzt wenig bekannten (?) aber durch Erfahrung bewährten Grundsätzen, von einem Maler.* Zweyte verbesserte Auflage. 56 S. und 5 Kupfertafeln, 4. ohne Jahrzahl. (1 Thlr. 8 gr.) Nur äusserst selten wird man Gefahr laufen, sich zu irren, wenn man ohne weitläuftige Untersuchung diejenigen Werke, welche laut Titels zum Selbstunterricht im Zeichnen, Mahlen u. s. w. bestimmt seyn sollen, als schlechte unnütze Waare verwirft. Denn um einige Fertigkeit und Geschmack in der bildenden Kunst zu erlangen, sind selbst unter dem Beystand eines erfahrenen Lehrers grosse Schwierigkeiten zu überwinden, die aber ohne mündlichen Unterricht, ohne Nachhülfe eines Meisters, sich vielfach vergrössern, und fast unbesieglich werden. In Erwägung dessen könnte also auch das vorliegende Werk jenen überflüssigen beygezählt werden, zumal da man auf den ersten Blick gewahr wird, dass es bloss der Anfang einer grösser angelegten aber ins Stocken gerathenen Unternehmung, auch die vorgegebene zweyte Auflage ohne Zweifel nur ein listiger Fund des Verlegers ist. Wir haben indessen bey näherer und gewissenhafter Durchsicht verschiedene praktisch brauchbare Anweisungen gefunden, welche die Leser allenfalls §. 18. 24. 25. 28. 38. 159. 168 zu suchen haben. Aber freylich läuft ungleich mehr Irriges und Gehaltloses unter. Der Vf. scheint oft vergessen zu haben, dass er Unterricht geben wollte, *geschmackvoll und gründlich Landschaften zu zeichnen*, und spricht alsdann sehr unzweckmässig vom *P. Perugino*, *Lucas Kranach*, *Holbein* und *Rafael*. Bald erfodert er vom Anfänger schon das Schwerste, und bald empfiehlt er demselben die Küpferchen aus Kalendern und Romanen zu Vorbildern §. 23. 108. An den beygefügten 5 Kupfertafeln ist die Arbeit reinlich; im übrigen aber sind sie keine grossen Kunststücke.

—y—H.

1) *Hamburg*, b. Schmidt: *Kleine ländliche Gemählde und Lieder*, von *Joh. Christoph Heise*. Zum Besten einer armen Familie. 1803. 198 S. kl. 8. (12 gr.) 2) *Halberstadt*, bey Dölle: *Neues Berg-Reim-Buch* oder *Sammlung neuer bergmännischer Lieder lustigen und ernsthaften Inhalts*, herausgegeben von *Karl Christian Wilhelm Kolbe*, kön. preuss. Markscheider bey dem Bergamte zu Wettin u. s. w. 1802. 190 S. 8. XVII S. Vorr. und Pränumerantenverz. (12 gr.) Der Vf. von No. 1, der seinen Eintritt in das Publicum mit dem Drange seines Herzens entschuldiget, das Schicksal einer unglücklichen Familie zu erleichtern, wird sich auch wahrscheinlich mit dem Bewusstseyn, sich keiner Unterlassungssünde schuldig gemacht zu haben, zu trösten wissen, wenn ihm von der Kritik der erwartete Beyfall nicht gezollt werden sollte. In der Vorrede gesteht er selbst, dass er auf einen hohen Schwung der Phantasie und auf eine erhabene Dichtersprache keine Ansprüche machen könne. Indess, wenn es seinen Gemählden und Liedern auch noch an Mehrerem gebrechen sollte, an Originalität z. B., denn nicht selten liest man blosse Reminiscenzen aus anderen Dichtern nach einem neuen Rhythmus aneinandergereiht; wenn man auch seinen Bildern mehr Correctheit, (*die Jugend blüht — krystallner Thau* — lassen sich wohl schwerlich rechtfertigen) seinen Reimen eine grössere Reinheit und mehr Auswahl, (S. 42 findet man sogar wandlen mit handeln gereimt) und seiner Sprache eine grössere Biegsamkeit wünschen möchte, denn das beynahe auf jeder Seite wiederkehrende unregelmässige Voranstehen des Zeitworts vor dem regierenden Nennworte und den Präpositionen, wie: *die ihr mehrtet an diesem Tage Menschenwohl, spriesse auf, und die Freude flieht von mir* u. s. w. stört das Vergnügen des Lesers auf eine unangenehme Art: so ist doch nicht zu zweifeln, dass sich die zahlreichen Subscribenten für ihr Mitwirken zu des Vfs. menschenfreundlichen Absichten durch diese Gemählde und Lieder mögen reichlich belohnt gefunden haben. Denn hie und da findet man ein gelungenes Landschaftsgemählde, und das Ganze athmet den Geist einer reinen Religiosität. Daher werden auch künftige Sammler religiöser Gesänge für den kirchlichen Gebrauch hier mehrere für ihre Zwecke erwünschte Beyträge finden.

Durch die Herausgabe von No. 2 hat sich Hr. *K.* um einen ehrwürdigen Stand der bürgerlichen Gesellschaft, der sich von jeher durch vielen hervorstechenden Hang zu Gesang und Saitenspiel auszeichnete, höchst verdient gemacht. Der Hauptcharakter seiner Sammlung ist Vollständigkeit, beynahe übertriebene Fülle. Es wird nicht leicht ein Ereigniss des bergmännischen Lebens aufgefunden werden können, für welches er nicht durch einige Lieder gesorgt hätte. S. 41 ist sogar die allenfallsige Singlust der Bergbeamten berücksichtiget worden. Die meisten Bergreime sind vom Herausgeber und von Kapf, Harmsen, Meurer, Novalis, Wagener, Weisse, und einige Ungenannte sind die Verfasser der übrigen. Sie sind nicht alle von gleichem Werthe; aber den meisten ist das Verdienst der Leichtigkeit und Fasslichkeit eigen. Ungeweihten Lesern hat der Herausg. durch das angehängte bergmännische Wörterbuch seine Blumenlese geniessbar gemacht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 FEBRUAR, 1807.

LITERATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Starcke, und Leipzig, b. Mittler: *Bildnisse jetztlebender berliner Gelehrten, mit ihren Selbstbiographien.* Herausgegeben von *M. S. Lowe.* Erste Sammlung. *J. E. Bode, J. P. Erman, C. W. Hufeland.* Zweyte Sammlung: *L. Bendavid, E. F. Klein, F. S. G. Sack.* Dritte Sammlung: *J. E. Biester, P. Buttmann, C. F. Nicolai.* 1806. 8. (Jede Samml. 1 Rthlr 12 gr.)

Schon in einem vorjährigen Hefte der J. A. L. Z. No. 48 ist das Probestück der gegenwärtig rasch fortgehenden *Bildnisse* von einer Meisterhand angezeigt worden. Jenes Probestück, *Johann von Müller's* Selbstbiographie enthaltend, erweckte am Eingange der Gallerie eine günstigere Vorbedeutung, als die Ankündigung der Sammlungen, welche vierteljährlich ein drey Bildnisse nebst den dazu gehörigen Selbstbiographien enthaltendes Heft versprach. Das Fabrikmäsige dieser Verpflichtung mit der Überzählung der geringen Anzahl berliner Gelehrten, denen ein allgemeines Interesse des Publicums zusagt, verbunden, schien den mit den Schwierigkeiten einer Selbstbiographie bekannten Leser vorher ahnden zu zu lassen, dass entweder mancher Selbstbiograph *invita Minerva* ans Werk gehen, und zur Feder greifen würde, oder dass hier manches Bildniss eine Stelle erwarten könne, die es nur der willfährig geschriebenen Selbstbiographie zu verdanken hätte. Wirklich ist auch, dieses Prognostikon erfüllend, die Anordnung und Nebeneinanderstellung der Gallerie, mehr die Sache des Zufalls, als eines der Kritik unterworfenen Planes; weshalb wir das Aufgestellte, so verschiedenartig der Ton desselben auch seyn mag, an und für sich in nähere Erwägung ziehen, und die Selbstbiographien als isolirte Proträts charakterisiren wollen.

Einfach und fein Streben mehr ahndend als entwickelnd, redet *Bode*, der Astronom, von sich. Indem er den Himmel, nicht die Erde, zum Gegenstande seiner fleissigen Beobachtungen macht, begnügt er sich, zwar ziemlich irdisch, seine Selbstbiographie fast allein auf ein räsonnirendes Verzeichniss seiner bekannten Schriften zurück zu führen; doch gewinnt man ihn in seiner populären Bescheidenheit lieb. Man erinnert sich mancher feurigen Stelle seiner Werke, bey welcher ihn der Gegenstand zu einer seinem Wesen fremden Begeisterung hinriss, und freuet sich, hier einen Mann zu finden, der gemüthlich seine Individualität erkennend und aussprechend, jeden Schmuck der Umgebung ruhen, und den scientiven Werth seines bürgerlichen Fleisses errathen lässt.

Neben *Bode* steht *Erman*, seinen Nationalursprung ehrend, und bemüht sich, in französischer Sprache insofern seine Celebrität ans Licht zu setzen, als es die Convenienz erlaubt. Wenn ihm dieses auch nicht gelingen sollte, so weiss er sich doch mit der Erreichung der Gemeinnützigkeit, dem Surrogate seines eigentlichen Lebenszweckes zu trösten. Aber der gute Greis gefällt in jeder Umgebung, und man kann ihn nicht verspotten, nur bedauern, wenn er in der Aufstellung des Gesichtspunctes, aus dem er seine akademischen Vorlesungen ansieht, eine Beruhigung gegen gewisse Weisungen findet, die der Monarch des preussischen Staats an die sogenannte Akademie der Wissenschaften zu Berlin erliess; aus denen man sieht, dass die damals in Berlin herrschenden, keym Könige so beliebten *Vaterländereyen* endlich das schon immer mit sich getragene Lächerliche selbst dem flachen Beobachter entdeckten.

Eine durch Leben und Wissenschaft gebildete Milde des Charakters, die zuweilen die abgemessene Hofmanier errathen lässt, ohne in kalte Steifheit auszuarten, scheint sich in *Hufeland's* Worten besonnen auszusprechen. Die moralische Reinheit des Gemüths wird durch kein absichtliches Missverstehen und Anfeinden streitiger Meinungen gestört, und *Hufeland* selbst sucht durch ein gewisses Annäherungssystem den unversöhnlichen wissenschaftlichen Gegnern die Hand des Friedens zu bieten. Dieser unverkennbare Zug der Selbstverläugnung muss den Vorwurf des Stolzes widerlegen, welchen oft ein in der bürgerlichen Gesellschaft erlangtes Glücksloos, öfter das unbefangene Bewusstseyn eines mackellosen Strebens und Wirkens veranlasst.

Zweyte Sammlung. Bendavid. Unverkennbar ist das Verdienst eines Mannes, der durch fleissiges Studium bemüht ist, sich von den Fesseln der Erziehung und seiner an dieselbe geknüpften Lebenssphäre zu befreyen; unverkennbar aber beweisst zugleich dieses Gemählde, dass leichter manche Form der Nationalität, (*Bendavid* ist von jüdischen Ältern geboren,) weggeworfen, leichter eine Masse von Kenntnissen und Fertigkeiten vom Geiste erworben, als dass eine freye Selbsterkenntniss zur Vervollkommnung des Charakters in Thätigkeit gesetzt wird. Wenn man sich die Eigenthümlichkeiten der gebildeten Juden in dem Gedächtnisse vergegenwärtigt, so wird

man diese Cardinaleigenschaften, unter welchen caricaturmäſsiger Egoismus und gänzlicher Mangel an Kunstfähigkeit keinen unbedeutenden Zug ausmachen, mit ihren Fehlern und Tugenden, hier wieder finden; eine gewisse Festigkeit der Denkart ist diesen zugesellt, die wechselsweise auf Einseitigkeit und Vollendung wirkt. — In einem wahren Contraste steht gegen *Bendavid*, *Klein*, von dem einst behauptet wurde, daſs er seine Celebrität sowohl den Philosophen als den Juristen zu verdanken habe, indem jene ihm als Rechtsgelehrten, diese aber als Philosophen den Doctorhuth zuerkannt hätten. Bey dem allen hat *Klein*, als Mitglied der Gesetzcommission unter Carmer und Suaretz in Berlin, und als Universitätsdirector zu Halle, zwey Lebensepochen gehabt, welche seiner Selbstbiographie ein höheres Interesse geben. Indem er aber mehr die Entwickelung seines idealen *Wollens*, als die Darstellung des Vollbrachten verheiſst, bleibt er bey allgemeinen Räsonnements stehen, und man erfährt weder den wahren Antheil, welchen er an der neuen preussischen Gesetzgebung nehmen konnte, noch die Art, wie er seine Zwecke in der akademischen Laufbahn realisirte. Daher kommt es, daſs der mit *Klein's* Leben näher Bekannte von dieser Lebensbeschreibung am allerwenigsten befriedigt wird.

Durch eine Celebrität des berliner Publicums mehr, als durch einen allgemeinen oft so precären literarischen Namen bekannt, folgen *Sack*, *Biester* und *Buttmann*, wovon der erste wichtig deshalb ist, weil er den jüngeren Mitgliedern des preussischen Hauses die erste Anleitung zur Erlangung der christlichen Religion gab; der zweyte, weil er vor zehn und mehreren Jahren gegen die verkappten Jesuiten zu Felde zog, und der dritte, weil er sein eigenthümliches Forschen auf die Bearbeitung einer griechischen Grammatik verwandt hat, welche bis jetzt noch nicht vollständig erschienen ist. Alle drey sprechen ihre Individualität mit einer ruhigen, und der moralischen Ansicht nach, mit einer bescheidenen Selbstwürdigung aus; weshalb die Lectüre dieser Bogen dem eine nicht verwerfliche Unterhaltung gewährt, welcher, wie Rec., die Verfasser näher zu kennen das Vergnügen hat. Der aber, bey welchem dieses nicht der Fall seyn sollte, wird wenigstens durch die Andeutung des Wirkungskreises jeder der Männer näher in der berliner Welt orientirt.

Am Schlusse des dritten Heftes der Selbstbiographien spricht *Friedrich Nicolai*, auf eine Weise, wie er gewiſs gern von Freunden und Nichtfreunden gehört wird. Nicht ohne Freude an Worten und Wortfolgen, weiſs er seine Expectorationen zu beschränken, (die Selbstbiographie enthält mit den Anmerkungen 36 Seiten), und hat die Polemik, welche ihm gewiſs manchen Augenblick seines sonst so thätigen Lebens verleidete, nur selten durchblicken lassen. Hat Herr *Nicolai* Gegner, sie werden gewiſs gröſstentheils durch diese wenigen Blätter versöhnt; und werden sie es nicht, so ist es nicht *Nicolai's* Schuld, daſs seine Zahl - Bände und bogenreichen Werke mehr Aufmerksamkeit erregten, als diese wenigen Blätter. Nie würde der gehaltvolle Werth seines rastlos thätigen und in bürgerlichen Verhältnissen so humanen Lebens verkannt seyn, wenn er selbst dieses nicht durch gänzliche Verkennung *seiner* Sphäre veranlaſst hätte. —

Um noch mit einem Worte die Bildnisse des Hn. *Lowe* zu erwähnen, so hat Rec. einige mehr, andere minder ähnlich gefunden; alle aber können in artistischer Hinsicht auf keinen besonderen Werth Anspruch machen. Das gröſsere Publicum pflegt auch danach wenig zu fragen, und ist gewöhnlicher Weise mit einer die Augen ergötzenden Ähnlichkeit, welche etwas subjectives, nur der Meinung unterworfenes ist, leicht befriedigt. Nicht ohne Geist, aber auch nicht ohne Schmeicheley gegen die darüber stehenden Portraits sind die den Bildnissen beygefügten Vignetten. Z. B. unter *Buttmann's* Kopfe erblicken wir eine solche, die der Herausgeber folgendermaſsen erklärt: „Kadmus, der Phönizier, nach der Tradition, Erfinder des griechischen, aus dem phönicischen entlehnten, Alphabets sitzt zwischen der Kuh, der er auf Befehl des Orakels gefolgt ist und dem ungeheueren Drachen, den er erlegt hat, und gräbt die Buchstaben des alten griechischen Alphabets auf zwey Tafeln ein, von denen die eine schon fertig ist und ihm zur Seite steht: Anspielung auf die Bemühungen und Verdienste des Hn. Pr. *Buttmann* um Alterthumskunde und besonders um griechische Sprache." — Die Vignette zu *Biester's* Portrait ist inhuman. Zu der auf Hn. *Sack* Bezug habenden Vignette ist folgende Erklärung gegeben: „Ein mit der königl. Krone und dem königl. Gewande bekleideter Jüngling will mit groſsen Schritten sich dem Tempel der Wahrheit nähern. Sein Lehrer in priesterlicher Kleidung und mit der Binde um das Haupt macht ihn auf den ungebahnten Weg aufmerksam, den er betreten will und die Hindernisse, die er auf demselben antreffen wird. Er entfernt zugleich von seinem erhabenen Zöglinge die Sinnlichkeit, die ihn von dem Wege der Wahrheit ablenken könnte, und prägt ihm die Worte ein aus *Pred. Salomon.* XII, 13 welche auf der Rolle, die er in der linken Hand hält, verzeichnet sind, und die der Vf. auch zum Texte der Predigt gewählt hatte, als Se. Majestät der König zum ersten Mal das heil. Abendmahl in der Domkirche zu Berlin empfing." — Auf dem Kupferabdrucke des vor dem Rec. liegenden Exemplars war ominöser Weise bey der Versbezeichnung die 3 weggelassen; Rec. schlug die Schriftstelle nach und fand *Vers* 1 die Worte: „Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen und die Jahre herzutreten, da du wirst sagen, sie gefallen mir nicht u. s. f.

M. M. M.

MAGDEBURG, b. Keil: *Lebensbeschreibung Joseph Spenns, ehemaligen Katholiken und Augustinermönchs, jetzigen Protestanten und Arztes;* geschrieben von ihm selbst, und mit seinem Bildnisse begleitet. 1805. Erster Theil 240 S.; Zweyter Theil XXIV und 216 S. 8. (2 Thlr.)

Über ein Buch, wie das vorliegende, im Namen eines kritischen Instituts öffentlich zu reden, ist ein Auftrag, der bey genauerer Erwägung weit schwieriger erscheint, als die erste flüchtige Ansicht der Sache vermuthen läfst. Dafs der Vf. eines folchen Buchs als *Schriftsteller* beurtheilt werden soll und mufs, diefs ist hier gerade das minder Wichtige und minder Schwierige; ungleich wichtiger und schwieriger ist dabey die zweyte Aufgabe: seine Beurtheilung als *Mensch*. Gleichwohl berechtiget er nicht blofs zu dieser letzteren, sondern er verbindet sogar dazu, indem er, aus eigener Bewegung, durch seine Selbstbiographie das Versprechen giebt, sich *so* darzustellen, wie er sonst *war*, wie er gegenwärtig *ist*; indem er den wichtigsten Schritt seiner bisherigen Laufbahn nicht nur zu erklären, sondern auch befriedigend zu vertheidigen unternimmt; indem er mit einer seltenen, oft angreifenden, erschütternden Offenheit, sein Verborgenstes enthüllt, sein Eigenstes, Geheimstes und Höchstes öffentlich kundbar macht.

Was soll und kann nun derjenige thun, dem es aufgetragen ist, über solche Selbstgeständnisse, zum erwähnten Behuf, etwas öffentlich zu sagen? Soll er sie wiederholen? Soll er bemerken: ob und wo der Beichtende zu streng oder zu gelind gegen sich selbst oder gegen andere gewesen sey? Soll er angeben: ob und wo er ihm, in diesem oder jenem, beystimme oder nicht? ob und wo er dieselben Ansichten, wie der Confitent, gefafst habe, oder nicht? — Wohl *sollte* das der Anzeiger, wofern er nicht gegen den Bekennenden ungerecht werden, für den Leser aber unbefriedigend bleiben will. *Kann* er aber auch, ohne dem Verfasser ganz genau und Schritt für Schritt zu folgen, auf diesem Wege aber die ihm vorgezeichneten Grenzen ganz unverhältnifsmäfsig zu überschreiten? Schwerlich! — Noch mehr! — Wie? wenn nun das Buch, von welchem die Rede ist, durch eine, keineswegs gewöhnliche, Vereinigung besonderer und günstiger Umstände, bereits in die Hände vieler und zwar bedeutender Leser gekommen ist, und, aller Wahrscheinlichkeit nach, in mehrere dergleichen Hände kommen wird, ehe das Wort des Rec. darüber ins Publicum gelangen kann? Soll er dennoch umständlich darüber sprechen? Soll er es darauf ankommen lassen, dafs man sein Wort für anmafsenden Widerspruch, für anmafsenden Versuch, der Beurtheilung des Buchs eine andere Richtung nach *seinem* Sinn geben zu wollen, ansehe und deute? — Wage diesen, wer Luft dazu haben mag! — Für den Vf. der gegenwärtigen Anzeige ist es ein Unternehmen, dem er sich nicht gewachsen fühlt, dem er also, wiewohl ungern, entsagen mufs.

Anstatt derselben beschränkt er sich auf einige *Bemerkungen* und *Wünsche*, die zum Theil an die *Leser*, zum Theil an den *Verfasser* des vorliegenden Buchs gerichtet seyn sollen.

Jenen sind, durch die sehr bedeutenden und gehaltreichen Gegensätze auf dem Titel des Buchs *die* Puncte, bey welchem ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise verweilen sollen, unverkennbar und eindrücklich genug angedeutet. Zugleich aber ist ihnen auch stillschweigend, doch mit gleichem Ausdruck, hinlänglich gesagt, was sie zu der Lectüre — zu einer sorgfältigen Lectüre dieses Buchs mitbringen müssen, wenn es ihnen, wie der Vf. mit Grund erwartet, vielfach lehrreich werden soll. Nichts geringeres müssen sie dazu mitbringen, als eine vollständige Kenntnifs des Katholicismus oder Papismus, und des Monachismus insonderheit; ruhiges Einverständnifs mit sich selbst in Absicht auf unser Thun und Leiden im Leben und unsere Hoffnungen jenseit des Grabes. Nur eine solche Vorbereitung kann und wird das Leere des Buchs völlig nutzbar machen; ohne sie wird das heilsame Geschäft gar nicht oder nur unvollständig gelingen: dem Vf. aber wird man unvermeidlich mehr oder weniger Lob oder Tadel zutheilen, als Ihm, gewifs einem warmen Freunde des Wahren und Guten, ohne allen Zweifel gebührt.

Ihm aber, dem achtungswerth gewordenen Vf. dieser Selbstbiographie, noch einige Wünsche, die er, zum Theil wenigstens, alsdann wird befriedigen können, wenn er etwa — wie gar nicht unwahrscheinlich ist — eine zweyte Auflage dieses Buchs veranstalten wird. In diesem Falle suche er doch so viel über sich zu erhalten, dafs er aus seinem Buche das alles herausnehme, was nicht zum wesentlichen Inhalte desselben gehört, und den gesetzten ruhigen Ton des Ganzen unterbricht. Wo also sein Ton humoristisch oder spafshaft zu werden anfängt, oder wohl gar etwas tiefer sinkt, da stimme der Mann die launigen Worte des Jünglings zu einem Ernste, den die Sache durchaus erfodert. Aus dem Inhalte aber werde alles hinweggenommen, was ihm fremd, durchaus fremd ist; wie z. B. die, zum Theil, weitläuftigen Excerpte, die Biographien von Galilei, von Machiavelli, von Michel-Angelo, oder auch wie die gröfsere Anzahl seiner Reise-Notizen und die Abschweifungen über andere, zum Theil ganz bekannte Dinge. Mag es seyn, dafs sein Buch dadurch an Extension verlieren würde; dieser Verlust würde kein Verlust genannt werden dürfen. Insonderheit aber tilge Hr. *Sp.*, aus der Vorrede, die Parallele, in welcher er sich selbst mit einem vormaligen Genossen seines verlassenen Ordens im 16 Jahrhunderte stellt. Gewifs verliert er zu viel bey dieser Parallele, die nicht allein keineswegs trifft, sondern ihm wohl auch überdiefs einen falschen Schein von Anmafsung giebt, von welchem doch sein bescheidener Sinn sehr weit entfernt ist. Ferner werde doch im Fall einer zweyten Auflage des Buchs für einen genaueren Abdruck gesorgt, als der jetzige ist, der durch häufige Druckfehler, und besonders durch Vernachläfsigung der Interpunction, das Lesen des Buches äufserst unangenehm macht. Zu den Berichtigungen der Druckfehler möchte, unter anderen, auch *Vetturino* statt *vittorino*, welches mehrmals vorkömmt, und *Buonarotti* statt *Buonarota*, zu rechnen seyn. Endlich wäre noch zu wünschen: Hr. *Sp.* möchte alsdann bedacht seyn, seiner Schreibart, die im Ganzen eine gewisse Lebhaftigkeit und Leichtigkeit verbindet, noch etwas mehr Correctheit und Ausbildung zu geben.

G. St....s.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Weigel: *Liebe und Geheimniss. Eine Novelle.* Auch unter dem Titel: *Kleine Romane und Erzählungen. Achtes Bändch. Aus dem Französischen der Frau von Genlis.* 1805. 192 S. 8. (16 Gr.) Die Liebe ist stark, das Geheimniss gross; indem aber Frau von *Genlis* zwischen beide tritt, ist die Liebe etwas schwächer, und das Geheimniss etwas kleiner geworden. Diess ist das gewöhnliche Schicksal aller Dinge, von denen man zu viel Redens macht. Übrigens aber wird auch diese Novelle von den Freunden der Frau *v. G.*, die das Original nicht verstehen, mit Vergnügen gelesen werden, da die Übersetzung gut gerathen ist.

Wf.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Steinacker: *Versuch einer Lebensphilosophie für die Toilette*, oder *Wanderungen durch das Gebiet der Welt- und Lebensklugheit.* Ein Hausbedarf für Frauenzimmer für Lebensgenuss und Lebensglück, von *H. A. Kerndörffer*, Doct. der Philosophie, 1806. 279 S. 8. (1 Rthlr.) Der Titel spricht den Inhalt, ja selbst die Form des Buchs, ziemlich deutlich aus. Es sind Bruchstücke über Gegenstande, die besonders bey dem Bildungsgeschäfte junger Frauenzimmer an sich selbst eine vorzügliche Beachtung verdienen. Sie sind mit vieler Wärme des Herzens niedergeschrieben, und, wie sie der Vf. selbst nennt, wahre Worte geprüfter Erfahrung. Vieles, ja das Meiste, ist freylich nicht neu, und kann es schon der Natur der Sache nach nicht seyn; aber es fehlt doch nicht gänzlich an neuen Ansichten und Zusamenstellungen, die auch für die obwaltende Absicht nicht unglücklich sind. Nur da, wo der Vf. von der Simplicität des Vortrags etwas abgeht, was aber nicht oft geschieht, muss ihm Rec. seinen Beyfall versagen. Um den Lesern den Inhalt des Buchs näher bekannt zu machen, mögen hier die Überschriften der einzelnen Abschnitte stehen: die mit einem Sternchen bezeichneten haben Rec. in der Ausführung besonders gefallen. S. 5 Religiosität. S. 14 Selbstachtung *. S. 19 Selbstveredlung, S. 25 Lectüre und Unterhaltung. S. 33 Sittsamkeit und weibliche Delicatesse *. S. 53 Vortheile einer gutgewählten Kleidung *. S. 65 Vergnügungen. S. 86 die Gabe zu gefallen. S. 101 Eitelkeit. S. 118 Launen *. S. 131 weibliche Sanftmuth. S. 141 Schwärmerey *. S. 152 körperliche Schönheit. S. 164 Putz und Mode. S. 173 Häuslichkeit *. S. 189 Freundschaft S. 202 Liebe. S. 227 Eifersucht. S. 240 über die Dauer einer zärtlichen Zuneigung. S. 260 die Wahl des künftigen Gatten.

Δ.

Züllichau, b. Darnmann: *Beyspiele bewundernswürdiger (?) Handlungen aus der römischen Geschichte von moralischen Maximen begleitet.* Zum Gebrauch in Schulen, besonders in Garnisonschulen, herausgegeben von *F. D. E. Scherwinzky*, Diaconus zu Reppen, und Prediger zu Tornow in der Neumark. Ohne Jahrzahl. VIII und 189 S. 8. (14 gr.) „Nach des Vfs. Absicht und Wunsch soll die Jugend, hauptsächlich in Garnison-Schulen, hiermit ein angenehmes und lehrreiches Lesebuch empfangen, woraus sie zu eben der Zeit, da sie mit den Hauptpersonen und mit den merkwürdigsten Ereignissen der römischen Geschichte bekannt wird, eine gesunde Moral erlerne.“ Sowohl die Auswahl der Begebenheiten, als die Darstellung derselben zu dem angegebenem Zwecke, sind beyfallswürdig; ob man gleich bey der erstern ausstellen könnte, dass sie wohl ein zu vortheilhaftes Licht über die Geschichte des römischen Volks überhaupt und dessen Charakter insbesondere verbreite, und die zweyte aus Mangel der historischen Präcision bisweilen etwas dunkel werde. Die angehängten moralischen Maximen sind den Erzählungen nicht fremd, und leicht fasslich; die am Ende beygebrachten Verse aber, „in denen die moralischen Maximen zusammengedrängt seyn sollen, damit sie sich dem Gedächtnisse desto tiefer einprägen, und nachher desto leichter behalten werden,“ haben mitunter etwas zu viel Worte, und zu wenig Gedanken

AN.

Berlin, b. Littfas: *Kleines Portefeuille schlichter Hausmanns-Vernunft oder einer gesunden Lebens-Philosophie für junge Weltbürger.* 1806. 238 S. 8. (1 Thlr.) Diess kleine Portefeuille (zu deutsch *Brieftasche*) enthält eine Sammlung kurzer Sätze, bald aus dem Gebiete der Sittenlehre, bald aus dem Gebiete der Lebensklugheit, mit hinzugefügten längeren oder kürzeren Erläuterungen. Die Sätze folgen einander ohne Ordnung und Zusammenhang, obgleich hie und da auf eine gewisse Verbindung verwiesen wird; sie treten daher nicht selten mit einander in Widerspruch, und machen einen zweydeutigen Eindruck aufs Gemüth. Auch hat der Ausdruck nicht immer die gehörige Präcision und Energie, und ist selbst für Hausmannskost zu geschmacklos. Die hinzugefügten Erläuterungen sind im Ganzen genommen höchst mager und dürftig, und bringen oft so wenig zur Sache Gehöriges vor, dass man sie eher an jedem anderen Orte suchen könnte, als an dem, wo sie sich befinden. Zur Probe wollen wir einen der kürzesten Sätze mit seiner Erläuterung beyfügen. S. 196: *„Suche dir die Energie einer starken Seele zu geben.* — Die Gewohnheit des Nachdenkens, das Gefühl unserer Würde giebt sie. Diese (?) bewahren uns davor, durch jedes kleine Übel erschüttert, durch jede Einschränkung beleidigt, durch jede Meinung anderer beunruhigt, und durch die Unbeständigkeit oder Nichtigkeit herrschender Grundsätze in unaufhörliche Bewegung gesetzt zu werden.“

PF.

Dresden, b. Arnold: *Die uralskischen Kosaken auf dem Marsche*, gemahlt von *Hess*, und in Aquatinta geätzt von *Gränicher.* Nebst einem beygelegten Blatt Erklärung. (Braune Abdrücke 3 Thlr., ausgemahlte 5 Thlr.) Man muss zugeben, dass diese Kupfertafel den gewählten Gegenstand richtig darstelle. Die Pferde sind gut gezeichnet, und die menschlichen Figuren haben den für sie passenden Charakter erhalten. Gefälliger könnte die Anordnung zwar wohl seyn; fehlerhaft ist sie aber darum doch nicht. Denn das Ganze theilt sich in zwey grosse Haufen von Figuren, welche durch die beiden in der Mitte reitenden Officiere geschickt verbunden sind. Hingegen möchte man vielleicht mit Recht tadeln, dass der Mahler überhaupt wenig bedeutende Motive gebraucht, und sein Werk von Seiten der Erfindung betrachtet ohne poetischen Gehalt ist. — Hr. *Gränicher's* Aquatinta erscheint minder zart und glatt, als manches anderen Künstlers; allein die mit der Nadel gezogenen Umrisse haben desto mehr Geist und mahlerische Freyheit. — In dem beygelegten Erklärungs-Blatt wird von dem Unterschied zwischen uralskischen und donischen Kosaken; ferner über ihre Waffen, Kleidung, Pferde u. s. w. das Nöthige berichtet.

—y—H.

FORTSETZUNGEN.

Hamburg, b. Perthes: *Erläuternde Winke, zu einer zweckmässigen Benutzung des kurzen Abrisses der christlichen Lehre in Sprüchen*, von *C. F. Callisen. Ein Anhang zum Abrisse*, vornehmlich zum Gebrauche für Lehrer. Zweyte Auflage. 1806. 79 S. 8.

Rastatt, b. Sprinzing: *Auswahl von Predigten, über einen ganzen Jahrgang der im Kurfürstenthum Baden, evangelisch-lutherischen Antheils, gnädigst vorgeschriebenen neuen Texte.* Besonders für häusliche Erbauung. Von *Christoph Friedrich Rink*, evangelisch-lutherischen Stadtpfarrer zu Gernsbach etc. Zweyte Hälfte. Von Pfingsten bis zum Ende des Jahrgangs. 1806. 533 S. 8. (S. Recens. der 1sten Hälfte 1806. No. 279.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 FEBRUAR, 1807.

ÖKONOMIE.

Halle, in Commiss. b. Hemmerde und Schwetschke: *Landwirthschaftliche Zeitung für das Jahr 1805, oder Repertorium alles Neuen und Wissenswürdigen aus der Haus- und Landwirthschaft für praktische Landwirthe, Kaufleute und Fabrikanten.* Unter der Leitung einer Gesellschaft praktischer Landwirthe herausgegeben von *J. H. Schnee,* Prediger zu Grofs-Oerner. Januar — December. Für das Jahr 1806. Januar — December mit illum. und schwarzen Kupfertafeln. 4. (Jeder Jahrg. 2 Thlr. 16 gr.)

Der Herausg. hat uns eine Zeitung versprochen, seither aber wirklich nur eine Zeitschrift — eine wöchentliche Sammlung kleiner Ausführungen gegeben, die zwar im Ganzen genommen lehrreich und unterhaltend, aber doch das nicht sind, was wir nach der Ankündigung erwarten mussten, — und, da es an anderen Zeitschriften nicht mangelt, gern erwarteten — nämlich eine Sammlung von interessanten Neuigkeiten. Diese erregte Erwartung vom künftigen Jahre an besser zu befriedigen, könnte, wie uns dünkt, dem Herausg. auch so gar schwer nicht werden. Wir ermuntern ihn dazu also hiemit nicht nur auf, sondern legen ihm zugleich auch unsere Ideen über die Sache vor.

Eine Zeitung muss alles enthalten, was neu und einer so allgemeinen Bekanntmachung werth ist. Wir zeichnen dafür folgende Rubriken aus: 1) Ereignisse aus dem ganzen Gebiete, das die Zeitung beherrschen will — das aber, wenn es nach dem Titel *dieser* Zeitung die Landwirthschaft, den Handel und die Technik umfassen soll — fast etwas zu ausgedehnt ist; 2) Erfindungen und Verbesserungen; 3) von den Regierungen der Staaten genommene Masregeln; 4) Preise der Producte aller Art; 5) Witterungsbeobachtungen; 6) zur Ausfüllung beym Mangel von anderen Nachrichten, ökonomische Beschreibungen der Länder, kurze Nachrichten von dem wesentlichen Inhalte (aber nicht Recensionen) neuer Bücher; 7) Intelligenzien, wenn man ein besonderes Intelligenzblatt mit der Zeitung verbinden wollte — was aber, da wir es schon im Reichsanzeiger haben, nicht nöthig scheint, und was auch für eine sehr grosse geographische Ausdehnung nie recht gemeinnützig werden kann.

Die Länder, von denen uns die Zeitung das wichtige Neue erzählen muss, können nicht Deutschland, nicht die europäischen Staaten allein, sondern es müssen alle Länder der Welt seyn. Was uns neu und wichtig ist, das ist für uns auch wissenswerth; es mag von den Quellen des Rheins oder des Nils, von Kamschatka oder aus dem Marattenlande kommen. Aber das Publicum, für das die Zeitung geschrieben wird, dürfte nicht zu grofs seyn: nur der Schriftsteller, der es weifs, was er für Leser hat, kann für sie zweckmäsig schreiben. Um die Zeitungsnachrichten zusammen zu bringen, würde der Herausg. wenigstens in Deutschland an den wichtigsten Örtern aufmerksame, sachkundige, an der Quelle sitzende Männer zu Correspondenten haben müssen. Dergleichen Örter sind unstreitig die Hauptstädte, in denen sich die obern Finanz-Kammer- und Polizey-Behörden befinden. Denn wenn hier gleich die Landwirthschaft nicht selbst getrieben wird: so fliessen dahin doch alle wichtige Nachrichten von derselben zusammen. Mit den Correspondenten müsste verabredet seyn, was und wie sie es schreiben sollen; sonst würden ihre Briefe nur selten befriedigen. In Ansehung des Auslands könnte es genügen, wenn monatlich nur gute Auszüge aus den Zeitschriften und Zeitungen, die es hat, mitgetheilt würden: denn wirklich fehlt es vom schwarzen Meere bis an das atlantische fast keinem daran. Wenn die Zeitung nach diesem Plane ausgeführt würde: so würde sie zwar freylich für den gegenwärtigen niedrigen Preis nicht geliefert werden können: wer würde aber auch ein wichtigeres, lehrreicheres und unterhaltenderes Blatt nicht gern nach seinem wahren Werthe bezahlen?

Doch wir kommen nun von dem Verbesserungsplane dieser Zeitung auf die Zeitung selbst, so wie sie jetzt wirklich ist, zurück. Sie enthält, wie gesagt, gröfstentheils kleine Abhandlungen; bisweilen aber auch schon einige eigentliche Zeitungsnachrichten. Jene rühren nicht sowohl von gelehrten Ökonomen, als vielmehr von Praktikern her; und sind uns daher in mancherley Betrachte desto schätzbarer. Denn aufserdem, dafs sie uns die angenehme Überzeugung geben, dafs sich ein ziemlich hoher Grad von Bildung auch schon unter Männern von diesem Stande verbreitet hat, und dafs gerade diese Schriftstellerey der Praktiker die Aufmerksamkeit, weitere Forschung und Nacheiferung der übrigen immer mehr und mehr wecken und unterhalten wird; haben sie auch gewifs mehr Neues, oder wenn gleich alte Sachen, doch diese mehr von neuen Seiten zur Sprache gebracht, als es von gelehrten Ökonomen zu erwarten gewesen wäre. Verhehlen können wir dabey aber gleichwohl

nichts ist, als das Product aus der Zeit und der Qualität des Bodens.

rZ.

Ronneburg und Leipzig, im Verlags-Bureau: *Neues dresdener Koch- Back- und Wirthschaftsbuch*, oder *Anweisung, wie man gute Speisen und Backwerke für Personen von allerley Ständen bereiten könne.* Herausgegeben für alle solche Hausmütter und junge Frauenzimmer, welche ihre Haushaltung und Küche selbst besorgen, und ihre Geschäfte mit Nutzen betreiben wollen. 1805. VIII und 759 S. in 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Wenn gleich durch dergleichen Koch- Back- und Wirthschaftsbücher für die Wissenschaften selbst nicht das Mindeste gewonnen wird; so hält es Rec. doch dem Wohl der Gesellschaft für sehr zuträglich, dass solche geschrieben, und dass sie so vollständig und gut, als nur möglich, geschrieben werden. Für die mittlern Stände sind sie zuverlässig eines der ersten Bedürfnisse, und zwar besonders *jetzt* — nicht sowohl weil die Preise der Dinge, im Verhältnisse zu unseren Einnahmen, gar zu hoch gestiegen sind, und der erhöhete Luxus auf der einen Seite Ersparung, auf der anderen Abwechselung desto nöthiger macht; als vielmehr, weil unsere jungen Frauenzimmer sich nicht mehr, wie in der guten alten Zeit, unter den Augen ihrer Mütter durch die Praxis zu Hausfrauen bilden, sondern nur die Freuden des Lebens geniessen, und Talente zum Glänzen in den grossen Zirkeln sich geben wollen. Diese armen Verirrten rettet, nach ihrem Eintritte in den Frauenstand, wenn sie den Gebrauch ihrer gesunden Vernunft und Sinn für Familienglück behalten haben, oft noch allein das Wirthschaftsbuch; und wenn sie ganz verloren sind, so kömmt es wenigstens dem Ehemanne zu Statten, dem die Erhaltung seines Hauswesens am Herzen liegt. Mag man über die Wissenschaft aus Büchern im praktischen Leben so viel spotten als man will; so bedient man sich ihrer doch jetzt wirklich gewiss mehr, als vorhin. Rec. kennt selbst viele Hausfrauen in Niedersachsen, die des Gartenbaues ganz unkundig, aus *Lüders* Briefen über das Gartenwesen, vortreffliche praktische Gärtnerinnen geworden sind; und er weiss sicher, dass in manchem Putzschranke *Germershausens Hausmutter*, als oft insgeheim befragte Rathgeberin, versteckt liegt.

Unter den Büchern dieser Art zieht Rec. die eben genannte *Hausmutter* noch immer allen übrigen vor; aber da sie zu weitläuftig und zu theuer ist, und da jede Gegend ein eigenes solches Buch haben muss, worin auf die Umstände, die Denkungsart, die Sitten und die Gewohnheiten der Localität Bedacht genommen ist: so verkennt er darum das Verdienst anderer Compilationen nicht, die auf diese Zwecke insbesondere angelegt, und wohl ausgeführt sind. Das *dresdner Wirthschaftsbuch*, das den Gegenstand der gegenwärtigen Anzeige ausmacht, umfasst das Wissenswürdige der Frauenwirthschaft für die mittleren Stände ziemlich vollständig. Die ersten 14 Kapitel geben den Unterricht für die Küche; das 15te lehrt das Schlachten, Einpökeln, Räuchern, Wurstmachen; das 16te die Benutzung des Obstes; das 17te das Brodbacken; das 18te das Seifensieden; das 19te das Ziehen und Giessen der Lichter; das 20ste das Waschen; das 21ste giebt einen kurzen Unterricht von den gewöhnlichsten Gewürzen und Speisebedürfnissen; und das 22ste macht auf die Schädlichkeit des Fleisches von kranken Thieren, der abgestorbenen Fische, der kupfernen und zinnernen Küchengeschirre, des mit Mutterkorne und anderen ungesunden Dingen verunreinigten Brodkorns, und der verfälschten Weine aufmerksam. — Die Schriften, woraus die Compilation gemacht ist, sind hie und da, aber nicht immer genannt; die Sachen sind jedoch meistens sehr gut, sie mögen vorher gesagt seyn, von wem sie wollen. Im Vortrage zeichnet sich das Buch vor der Hausmutter durch mehrere Kürze, und durch bessere Ordnung der Materien unter einen Gesichtspunct, aus dem sie leichter und völliger übersehen werden können, und durch geschmackvollere Darstellung, merklich aus. Über den Inhalt mehr ins Detail zu gehen, erlaubt der Zweck dieser Blätter nicht. Es wäre aber zu wünschen, dass der Vf. sich an die Sachkundigen der Gegend, für die er geschrieben hat, um vertrauliche Mittheilung ihrer Urtheile und Verbesserungen wenden möchte, damit bey einer folgenden Ausgabe Gebrauch davon gemacht, und so mit der Zeit etwas Vollkommnes geliefert werden könnte. Schliesslich bemerkt Rec. noch, dass, ob das Buch zwar dem Titel nach für neu anzusehen ist, ihm doch dünkt, dass er schon einmal eine ältere, aber weniger vollständige Ausgabe, in Händen gehabt habe.

a.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Magdeburg*, b. Keil: *Welches sind die zweckmässigsten Mittel, Klätschereyen in kleinen Städten abzustellen?* Eine Preisschrift, welcher von der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt das Accessit zuerkannt worden. Von *Alexander Weinrich.* 1806. 52 S. kl. 8. (4 gr.) Diese Schrift ist mit mehr Überlegung abgefasst, und zeugt auch von mehreren zur gründlichen Beantwortung der Frage erfoderlichen, Talenten und Kenntnissen, als die von ähnlichem Inhalte, welche wir 1805 No. 258 angezeigt haben. Man wird auch hier in manchen Stellen die gehörige Bestimmtheit und Präcision vermissen; aber es zeigt sich doch bald, was der Vf. sagen will. Der Plan: 1) *Begriff der Klätscherey;* 2) *die Quellen und Veranlassungen dieses Lasters;* 3) *die zweckmässigsten Mittel, dasselbe, besonders in kleinen Städten, abzustellen.* Die Hauptsache im dritten Abschnitt vereinigt sich darin: es sollen sich die Vernünftigsten, Gebildetsten und Angesehensten zu Erreichung dieses Zweckes verbinden. Dieses wird nicht übel ausgeführt. Es bleiben freylich wichtige und schwer zu beantwortende Fragen übrig, z. B. wie der Eifer dieser Gesellschaft zu beleben sey, damit sie nach ihrem Plane unermüdet fortwirke, wenn auch die Obrigkeit es nicht nöthig oder — rathsam finden sollte, ihre Bemühungen zu unterstützen, oder auf irgend eine Weise zu vergelten. Aber wenn die Sache im Allgemeinen für den Staat von äusserster Wichtigkeit wäre (wie sie es in kleinen Städten zu manchen Zeiten seyn kann): so würde sich selbst aus dem, was der Vf. in der Kürze angiebt, manches zur Ergänzung entwickeln lassen.

Albut.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 FEBRUAR, 1807.

NATURGESCHICHTE.

Meiningen, b. Hanisch's Wittwe: *Geologische Beschreibung des thüringer Waldgebirgs nach seinen Flözlagern.* Zweyter Theil. Fünfte Abtheil. Von *Joh. L. Heim*, herzogl. sachs. meining. wirkl. Geheimenrath. 1806. 332 S. 8. Mit Kupf. (1 Rthlr. 16 gr.)

Ein vortreffliches Werk, welches besonders in dieser Abtheilung eine Übersicht von sonst verwirrten Gegenständen giebt, und uns helle Blicke in einige Kapitel der Geognosie thun läſst. Aus Thüringen ging die erste genaue Kenntniſs der Flözlager hervor; *Lehmann* in seiner Schrift von den Flözgebirgen hatte diese in Thüringen studirt, aber die Menge von Gegenständen überhäufte ihn, und er war nicht im Stande, zu einer Übersicht zu gelangen. Auch in neueren Zeiten hat man durch eine Verwechselung von geognostischen und oryktognostischen Charakteren die Lehre von den Flözlagern in ihren wichtigsten Theilen oft verwirrt. Der Vf. theilt zuerst die gesammte um den Thüringerwald hergelagerte Flözmasse in Haupt- und in Zwischenlager. Jene sind, von unten herauf gezählt: 1) das Todtliegende, welches zunächst auf dem primitiven Boden aufsitzt; 2) der ältere Kalkstein; 3) der bunte, feinkörnige Sandstein; und 4) der neuere Kalkstein. Auf der Scheidung dieser Lager befinden sich alsdann drey aus mehreren Gebirgsarten zusammengesetzte Zwischenlager. Das Todtliegende ist nicht als eine Gebirgsart, sondern als ein Gebirgslager, nicht oryktognostisch nach der Beschaffenheit seines Gesteins, sondern geognostisch nach seinen Lagerungsverhältnissen zu beurtheilen. Dasjenige Flözlager, das der ursprünglichen Ordnung nach, auf der einen Seite mit den primitiven Gebirgsarten, und auf der anderen, unmittelbar oder mittelbar durch das untere Zwischenlager mit dem älteren Kalkstein zusammengrenzt, ist das Todtliegende, sein Gestein sey auch, welches es wolle. Durch diese Bestimmung des Vf. sehen wir ein, was die Schriftsteller mit ihrem Sandstein und Trümmerporphyr, mit der Flözgrauwacke, mit dem Flözthonschiefer, dem After- und regenerirten Granite gewollt haben. Das Todtliegende enthält die Trümmer einer zerstörten Erdoberfläche, auch Trümmer von Pflanzen und Thieren finden sich darunter. Schalthiere sah der Vf. nie darin. Es entstand aus den Trümmern der damals vorhandenen, also bloſs primitiven (Urgebirgs- und Übergangs-) Gebirgarten, und zwar von den nahliegenden Gebirgen; eine Regel, welche für Thüringen allgemein ist. Um die Entstehung dieser Trümmer zu erklären, nimmt der Vf. eine krummlinige, wirbelförmige Strömung der Gewässer an, und setzt also Räume voraus, innerhalb deren sie so eingeschlossen waren, daſs sie sich nicht anders bewegen konnten. Ein Schluſs, der ihn sehr weit führt. Zwar gedenkt er der Geschiebe, welche man noch an den Küsten des Oceans aufgehäuft findet, aber einer ähnlichen Entstehung des Todtliegenden widerspricht, nach seiner Meinung, die Lagerung desselben, welche nicht auf schmale Striche eingeschränkt ist, sondern sich über weitläuftige Länderflächen verbreitet. Allein es giebt an dem Ufer des Meeres ansehnliche Strecken mit Geschieben bedeckt, wovon Rec. ein merkwürdiges Beyspiel bey Hytha an der englischen Küste im Kanal gesehen hat; es giebt mit solchen Geschieben bedeckte Ebenen, wie die Ebene *la Crau* im südlichen Frankreich, und die Ebene am baltischen Meere läſst sich auch hieher rechnen. Es bedarf hier keiner besonderen Hypothesen; das Todtliegende machte einen Theil der primitiven Erdoberfläche aus, und die Lager desselben waren den noch jetzt mit Geschieben bedeckten Gegenden völlig analog. Die unterste, auf den primitiven Boden ruhende Schicht des Todtliegenden besteht aus den gröbsten Stücken und Körnern, worauf nach und nach feinere folgen; doch liegt zuweilen ein feinkörniges Todtliegendes unten, worauf aber dann kein grobkörniges mehr folgt. In den tieferen Gegenden herrscht im Todtliegenden die Kieselerde, wodurch die Geschiebe wiederum verbunden, und manche den primitiven ähnliche Gebirgsarten entstanden sind. In den höheren Gegenden ist dagegen die Eisenerde vorzüglich abgesetzt worden. Der ältere Kalkstein, woraus das zweyte Hauptlager besteht, ist im Ganzen genommen grau, dicht, splittrig, aber sehr vielen Abänderungen unterworfen. Er nimmt von den anliegenden Lagern oft etwas in sein Gemenge auf. Eine merkwürdige Abänderung ist der Höhlenkalkstein, worin sich Höhlungen von der Gröſse einer Faust, bis zu einer solchen, welche Erstaunen erregt, in Menge finden. Die groſsen Höhlen entstehen durch bogenförmig gekrümmte Bänke, durch welche in der Mitte eine Spalte geht, welche sich bald weit aufthut, bald enge zusammenzieht. Dieser Kalkstein macht keine eigene Formation aus, denn er geht an vielen Stellen in den gemeinen über, er bildet Lager in dem letzteren, und sogar in dem neueren Kalkstein. Alle diese Erscheinungen schreibt der Vf. einer Verrückung

in der Lage zu, durch eine Ursache hervorgebracht, welche von unten nach oben wirkte. Diese Verrückung zeigt sich auch nicht selten an den unter ihnen befindlichen Schichten des bunten Sandsteins. Höchst wahrscheinlich ist es die Elasticität entwickelter Dämpfe und Gasarten, welche hier wirkte, welches manche von dem Vf. angeführte Unordnungen in der Lage dieser Steinart und der benachbarten Gebirgsarten beweisen. Sogar das primitive Gebirge hat daselbst gelitten, es ist verrückt und voll Höhlungen; nur sind die gröfseren Spaltungen nicht leer, fondern ausgefüllt und zu Gängen geworden. In einer Note giebt der Vf., durch diese Erscheinungen bewogen, *Saussure's* Meinung von den Entstehungsarten der Berge seinen Beyfall. Aber die einzelnen, oft kleinen, rund umher verschlossenen Höhlungen zeigen doch, dass an jeder Stelle für sich die Gasart oder der Dampf entwickelt wurde, welcher die Höhlung verursachte, und eine allgemeine Erhebung, die auf mehrere Lager wirkte, wie der Vf. anzunehmen scheint, müsste Wirkungen von ganz anderer Art hervorgebracht haben. Eine andere Abänderung dieses Kalksteins ist im Eisensteine, welcher besonders in den seit langer Zeit berühmten Gruben der Mommel und des Stahlberges gewonnen wird. Dieser Eisenstein macht eine Rinde aus, die sich auf der Scheidung des Kalksteins mit den primitiven Gebirgsarten umherzieht, und sich nicht als ein Flöz, sondern vielmehr als eine Gangmasse verhält. Hiebey viele wichtige Bemerkungen über die Bildung der Gänge. Gegen *Werner's* Meinung, dass sie von oben herab angefüllte Spalten sind, erinnert der Vf., dass in Thüringen derselbe Gang nur da metallisch ist, wo er eine metallführende Gangart durchsetzt, sonst völlig metallleer. Es ist eine allgemein bekannte Wahrheit, sagt er, dass auf Gängen überhaupt neue chemische Verbindungen Statt gefunden haben, und wie weit diese gegangen sind, wird wohl niemand bestimmen können. Gewiss ist *Werner's* Behauptung, welche seine Schüler, wie gewöhnlich, übertrieben, dass alle Fossilien in ihrem jetzigen Zustande ursprünglich abgesetzt wurden, von den schlimmsten Folgen für die Geognosie gewesen. Man sah nun nicht mehr auf die neueren Bildungen im Gebirge, und auf jene Umwandlungen eines Fossils in das andere, durch deren Beobachtungen wir einst zu einer wahrhaften Geognosie gelangen müssen. Das dritte Hauptlager, der neuere feinkörnige, bunte Sandstein, so wie das vierte, der neuere Kalkstein, gehören eigentlich nicht mehr zur Bergkette des thüringer Waldes, sondern lagern sich mehr um dieselbe herum. Feuerstein und Ammoniten können für den neuern Kalkstein, als charakteristisch angesehen werden, da hingegen der ältere sich durch Gryphiten auszeichnet. Die Zwischenlager sind nicht als einer Steinart untergeordnet anzusehen, sondern sie stehen zwischen zwey Lagern so in der Mitte, dass sich nicht angeben lässt, welchem von beiden sie eigentlich angehören. Über die Zwischenschichten, so wie über die jetzt gewöhnliche Methode, die Fossilien nach dem Alter geognostisch zu classificiren, lieset man hier einige treffende Bemerkungen, welche eine besondere Erwägung verdienen. Die Hauptmasse aller dieser Zwischenschichten ist Thon, von diesem werden Gyps, Mergel, Steinkohlen eingeschlossen, und sind ihm im eigentlichsten Verstande des Wortes untergeordnet. Das untere Zwischenlager ist sehr unterbrochen, es zeichnet sich durch eine gröfsere Härte und Festigkeit des Gesteins aus, ferner durch einen gröfseren Vorrath von Bitumen, wovon der bituminöse Mergelschiefer zeugt. Auch gehört zu eben derselben Formation ohne Zweifel auch das Steinkohlenflöz. Die beiden folgenden Zwischenlager liegen ausserhalb der Bergkette; dem mittleren ist vorzüglich Gyps untergeordnet, auch hält es die Salzquellen, aber keine bituminöse Schichten; das obere hält Mergel, Gyps, ferner bituminöse Schichten in schwachen Trümmern, Schwefelkiese, Kalkspath, auch einige Salzquellen. Der Vf. erklärt sich sehr für den mechanischen, nicht chemischen Ursprung dieser Flözlager. Endlich ist noch von den Ablagerungen die Rede, oder dem Nachlasse des sinkenden Oceans, da hingegen das eigentliche Flözgebirge ein Werk des hohen stehenden Oceans ist. Sie bestehen aus Geschieben, losem und verhärtetem Sand, losen oder zusammengebackenen Muscheln, aus vielfarbigem, zähem und fettem Thon, aus einer grofsen Menge Holz, welches bituminisirt, versteinert und sonst verändert ist, und aus Elephanten-, Rhinoceros-, und ähnlichen fossilen Knochen.

L R.

1) Leipzig, b. Crusius: *Der innere Bergbau, nach der Natur modellirt und beschrieben von Karl Immanuel Löscher*, vormal. gräfl. thunische Bergmeister in Böhmen. 1805. XII und 96 S. 4. mit Kupfern. (1 Thlr. 4 gr.)

2) Dresden, b. Arnold: *Der Bergmaschinenmeister, oder kurze Übersicht alles dessen, was einer wissen und beobachten muss, wenn er hier den Mann machen will, den er soll.* Dem bergmännischen Publico gewidmet von *Karl Immanuel Löscher.* 1805. VIII und 64 S. 4. mit 1 Kpf. (15 gr.)

Der Vf. (jetzt privatisirend in Freyberg) ist schon bekannt durch seine bergmännischen Briefe, und noch mehr durch die brauchbaren Modelle von Bergmaschinen oder anderen Gegenständen des Berg- und Hüttenwesens, die Rec. noch nirgends zweckmäfsiger gefunden hat, nicht blofs für den Dilettanten, sondern hauptsächlich zur Erläuterung des Unterrichts, für Orte, wo es dem Bergbau an Mannichfaltigkeit fehlt, um für die Demonstration alle genüglichen Belege zu liefern. Gewöhnlich fertigt der Vf. eine Suite von 31 Modellen, (theils aus Pappe, theils aus Holz) die nicht viel über 1 Centner wiegen, in einer einzigen Kiste leicht transportabel sind, und 123 Thlr. 8 gr. kosten. Gröfsere Modelle oder Modelle von einzelnen Gegenständen müssen besonders bey ihm bestellt werden, und sind dann von sehr verschiedenen Preisen. (So kostete z. B. ein's allein, das Hr. L. nach Norwegen fertigte und das ein vollstän-

diges Grubengebäude mit Kunst- und Treibmaschinen vorstellte, 120 Thlr. S. 73) Er war seither gewohnt, eine erläuternde Beschreibung dazu zu geben, und diese ist es, die mit etwas weiterer Ausführung in No. 1. abgedruckt ist. Sie bezieht sich freylich zunächst nur auf Gegenstände des Gangbergbaues (besonders auf Anlage von Strasen- und Förstenbauen) und auf verschiedene Arten des Grubenausbaues; giebt aber dem Anfänger doch eine gröfstentheils genügende, richtige und deutliche Übersicht dieser Branchen der Bergtechnik. Die Modelle selbst sind überall so instructiv und zweckmäfsig eingerichtet, wie nur möglich, und sollen folgende Gegenstände versinnlichen: den *Strassenbau*, *Förstenbau*, die *Haspel- und Streckenförderung*, einen *Tagestolln*, einige Vorrichtungen für den *Wetterwechsel*, einen *Markscheiderzug*, ein Stück *Kunstschacht* (ziemlich mangelhaft), *verlohrne Schachtzimmerung*, die Vorrichtungen bey bevorstehenden wichtigen *Durchschlägen*, das *Streichen und Fallen der Gänge*, zehn verschiedene Arten der *Stolln- und Strecken-* und 6 Arten von *Schachtmauerung*. — Bis S. 38 reicht die erläuternde Beschreibung der Modelle; von da an ist solche weiter ausgeführt; dieser letzte Abschnitt enthält also gröfstentheils Wiederholung des Vorhergehenden. Vollständigkeit, praktisches Raisonnement, ja selbst Bekanntschaft mit den neuesten Fortschritten im Technischen darf man hier nicht suchen; immer aber verdient der Vf. billige Beurtheilung. Die Kupfer geben nach einem verjüngten Mafsstabe treue Abbildungen der Modelle nach zwey Seitenansichten. Über die Vorrichtungen zu Sicherung der Arbeiter bey bevorstehenden Durchschlägen hätten wir ein instructiveres Modell und mehr Erläuterung gewünscht. Von S. 46—52 ist eine kurze Geschichte und Ausbeuteverzeichniss der berühmten Grube Himmelsfürst zu Freyberg (die allein in den letzten hundert Jahren den Gewerken mehr als 1 Million Thaler Überschufs gebracht hat) eingeschoben, von der man nicht recht einsieht, wie sie hieher gehört. Manche Lehren, z. B. die vom Wetterzuge, von den Wafserhebungsmaschinen u. s. f. sind sehr kurz und oberflächlich behandelt.

Was No. 2 enthalten soll, sagt schon der Titel; er giebt auch zugleich einen Vorschmack der Darstellung, der es durchaus an Präcision fehlt. Daher muthet der Vf. seinem Bergmaschinenmeister mehr zu, als irgend ein Mensch zu leisten im Stande ist. Er giebt hier eine Menge Vorschriften, die sich auf Anlage und Erbauung von *Grubenwassergewältigungsmaschinen* (Kunstrad, Wassersäulen- und Dampfmaschinen) *Berg- und Erzförderungsmaschinen* (Göpel, Haspel und Hunde) *Zimmerung*, *Mauerung*, *Grubenwetterbeförderungsmaschinen*, (Wassertrommel, Wettersauger und Bergbohrer), *Aufbereitungsmaschinen* (Pochzeug und Stofsheerde) *Wehr- und Wasserleitungs-Kanal- und Teichbau*, ingleichen auf *Hüttenmaschinen* beziehen, nirgends aber findet man eine zusammenhängende oder gründliche Theorie der abgehandelten Gegenstände; auch fehlt es durchgehends an Vollständigkeit und Ordnung. Die meisten Vorschriften sind trivial und mangelhaft, oder wenigstens dem schon bekannt, der so viel von seinem Geschäfte versteht, dass er die theoretischen Erläuterungen, die beym Vf. fehlen, vermissen kann. Einige Abschnitte sind besonders dürftig ausgefallen (z. B. die Vorschriften über die Zimmerung); mehrere Maschinen (z. B. die Rosskünste, verschiedene Wettervorrichtungen u. s. f.) sind ganz mit Stillschweigen übergangen, von anderen (z. B. den Dampfmaschinen, den Hüttengezeugen u. a.) erhält man nur höchst unbefriedigende Notizen. Am nutzbarsten schienen Rec. verschiedene richtige praktische Vorschriften zur Erbauung von Kunsträdern, ferner die Abschnitte von den Pochgezeugen und vom Wehrbau. Auch hier bezieht sich fast Alles auf den Gangbergbau, und dass namentlich der freyberger Bergbau, wenigstens vor dem letzten Jahrzehend, des Vfs. Ansichten bestimmte, verräth sich gar bald. Die Schreibart ist theils affectirt, theils gemein; — man möchte also wohl auf den Vf. hier, wo er ausser seinem Fache zu arbeiten scheint, das anwenden, was er am Schlusse seines Buchs von Anderen sagt:

> dies alles ist nur Oberfläche —
> drum fühl ein jeder seine Schwäche,
> der hier den Meister machen will. —

Das beygefügte Kupfer bezieht sich auf Zusammenstückung von Wellen, auf doppelte Krumzapfen und auf den Wehrbau. —n.

Leipzig, b. Baumgärtner: *W. Bingley's Biographien der Thiere.* Nach dem Englischen mit Zusätzen bearbeitet von *J. A. Bergk*. Erster Theil. 1804. 317 S. Zweyter Theil. 1805. 346 S. 8. (3 Thlr.)

Eine Compilation von Erzählungen über die Sitten und Lebensart der Thiere, nicht unbrauchbar als ein Lesebuch für Liebhaber der Naturgeschichte. Auch die neueren Reisebeschreibungen sind genutzt worden, und Hr. *Bergk*, ein fleissiger Übersetzer solcher Schriften, hat es an Zusätzen nicht fehlen lassen. Diese beiden ersten Theile handeln nur von den Säugethieren, mit Ausschlufs der Wallfische; es lassen sich also noch mehr Theile erwarten. Auf die genaue Bestimmung der Arten ist wenig geachtet worden, und ungeachtet Hr. *B.* dieses verspricht, so findet man doch nur ein Paar unbedeutende Anmerkungen über diesen Gegenstand von ihm. Dass aber eine solche Bestimmung zum Grunde liegen müsse, leuchtet ein. Auch laufen die Erzählungen ohne Kritik in einer bunten Reihe durch einander; die Erzählungen von Androclus und dem Löwen, neben Sparrmann's und Barrow's genauen und wahrhaften Nachrichten von diesem Thiere. Bingley hatte ein Verzeichniss der Quellen voran gesetzt; der Übersetzer sagt, man finde bey jedem Artikel die Quellen angegeben, aber dort stehen blofs die Namen der Schriftsteller fast immer ohne alle weitere literarische Notiz. Was soll der Leser denken, wenn er den Namen Du Fouillaux, wie den Namen Buffon angeführt findet, und nicht weifs, dafs jener der Vf. eines alten Jägerbuches ist, voll Mährchen, wie sie bey dieser Classe von Menschen gewöhnlich sind? Ohne Kritik der Quellen ist ein sol-

ches Buch nichts weniger als, wie es noch ein Titel von dem zweyten Theile, nennt, eine *Thierseelenkunde*. Eine Kritik der Quellen würde keinesweges den Vortrag zu gelehrt oder langweilig machen, aber Kenntnisse voraussetzen, welche die Büchermacher nicht besitzen. Auf dem Titel des ersten Theiles wird eine Abhandlung über die Psychologie der Thiere von dem Übersetzer angezeigt, und dann im zweyten Theile versprochen, dafür findet man aber nur äusserst oberflächliche Bemerkungen aus der Organenlehre des D. Gall. Das Wort Instinct meint Hr. *B.* sey bisher ein unbestimmter verworrener Begriff gewesen; durch die Organenlehre des D. Gall habe er nicht allein weit mehr Bestimmtheit bekommen, sondern man habe auch mehr Einsicht in das Wesen des Instincts erhalten. Rec. ist auf die Psychologie der Thiere von Hn. B. nicht mehr neugierig.

LR.

BERLIN, b. Sander: *Anfangsgründe der Naturgeschichte* nach dem neuesten Zustande der Wissenschaft, besonders ihres physiologischen Theils von *E. F. Wrede*, ord. Prof. der Mathematik zu Königsberg. 1806. 390 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Dieses Lehrbuch zeichnet sich durch folgende, solchen Lehrbüchern eben nicht gewöhnliche Eigenschaften aus. Es enthält sehr viel Anatomie, wobey *Cuvier's* Schriften, so wie auch bey der allgemeinen Eintheilung der Thiere, sehr benutzt sind; es sind die allgemeinen Begriffe der Erregungslehre, nach *Brown* oder vielmehr *Röschlaub* angegeben; die Lehren von dem Nutzen oder Schaden der Natur-Körper, so wie alle allgemeinen Betrachtungen über die Natur, sind ans Ende gebracht worden. Dafür bemerkt man manche Mängel, welche den Werth desselben wiederum verringern. Es fehlt nämlich an allen literarischen Hinweisungen, welche dem Anfänger ganz unentbehrlich sind; es sind die Namen der Naturproducte nur deutsch angegeben, und nirgends findet man die lateinischen systematischen Benennungen, auch nicht einmal in Klammern eingeschlossen. Ein grosser Übelstand, da es vorzüglich die systematische Naturbeschreibung ist, welche der Lehrling lernen will und lernen soll! Bey den Unterabtheilungen folgt der Vf. nicht immer den besten Führern: so sind die Unterabtheilungen der Säugethiere schlecht gewählt, und die Fledermaus steht z. B. unter den fleischfressenden Thieren. Manche wichtige Gegenstände sind kaum und oberflächlich berührt, z. B. was Art, was Abart sey; die Beschaffenheit und Stellung der Giftzähne an den Schlangen u. dergl. m. Das Interessante der Naturgeschichte zu wählen und zu heben, ist eine Kunst, welche der Vf. nicht versteht, und welche er bey dem Meister darin, *Blumenbach*, studiren muss. Indessen ist das Buch nicht so schlimm, als der erste Paragraph, wo die allgemeinen Eigenschaften der Körper und unter diesen Modificirbarkeit, Dauer, Berührungsfähigkeit bey vielen anderen in einer bunten Reihe stehen.

LR.

KURZE ANZEIGEN.

NATURGESCHICHTE. *Eisenach*, b. Wittekindt: *Die kleinen Freunde der Naturgeschichte*, von *Adolf Friedrich Höpfner*, Rector in Greussen, I B. 1802. VIII u. 326 S. 2 B. 1803. 348 S. 3 B. 1804. 352 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.) Der Vf. des kleinen Physikers, der Seereisen, der Vorübungen zur Erlernung der Geschichte und mehrerer Schriften für das frühe Alter, liefert hier eine Naturgeschichte für Kinder von 8—12 Jahren. Weil aber diese Abwechselung lieben, so hat der Vf. eine systematische Bearbeitung vermeiden wollen. Allein ehe von Thieren, Gewächsen und Fossilien etwas erzählt wird, sollte doch wohl eine allgemeine Eintheilung derselben vorausgehen, theils damit das Kind wisse, was unter Säugthieren, Amphibien, Insecten u. s. w. zu verstehen sey, theils weil durch eine solche Eintheilung eine leichtere Übersicht über das Ganze der drey Naturreiche, und zugleich die Freude gewonnen wird, eine Classe von der anderen unterscheiden zu können. — In diesen drey Bändchen, denen wahrscheinlich noch mehrere folgen werden, wird bloss von den Thieren gehandelt; von den beiden übrigen Naturreichen wenig oder nichts. Unrichtigkeiten finden wir leider nicht selten. Der Goldfasan z. B. soll nicht viel grösser als eine Taube seyn; aber der, den Rec. besitzt, hat wenigstens sieben Viertel Ellen. I. S. 297 sollen die Augen der Katze, die im Finstern leuchten, die Tücke dieses Thiers verrathen. Die Katzen sollen einen schlechten Geruch haben. Der Unterschied unter Schweinigel und Hundsigel sey nur eingebildet, S. 263 wird zu allgemein gesagt, dass die jungen Vögel anfangs von den Alten gefüttert würden. Dergleichen Fehler liessen sich noch sehr viele angeben. Es ist in der That zu bedauern, dass Hr. *H.* bey guten Anlagen allzuviel schreibt, und dadurch gehindert wird, seinen Schriften die nöthige Feile zu geben.

r.

JUGENDSCHRIFTEN. *Öhringen*, b. Holl u. Möss: *Übungen im Lesen und Denken für die hohenlohe-neuensteinischen Stadt und Landschulen*. Zweyte Abtheilung. 1806. 406 S. kl. 8. Der ungenannte Vf. hat in diesem zum allgemeinen Gebrauche bestimmten Buche alles zusammengetragen, was er ungefähr zu den unentbehrlichsten Kenntnissen rechnen zu müssen glaubte. Ein anderer würde Manches weglassen, Manches noch hinzusetzen, Manches ändern. Die Grenzlinie, innerhalb welcher sich Schulbücher dieser Art sonst halten mussten, ist nicht mehr gezogen, und ein Jeder folgt nun sowohl bey der Verfertigung als bey dem Gebrauch der Lehrbücher seiner Meinung. Doch herrscht in den meisten Schriften der Art das Princip der Nützlichkeit. Eine jede erlernte Sache soll Zinsen tragen, nicht mehr in der Ewigkeit, sondern hier in der Zeit. Freylich sind nun der Dinge, die da nützlich werden können, unendlich viele. Kein Wunder, dass es auch des zu Erlernenden unendlich viel giebt. Daher sollten die Elementarwerke eigentlich folio Bände seyn. Nun sind aber der Mittel zur Bestreitung der dadurch nöthig werdenden Kosten sehr wenige. Was geschieht? Es entstehen Schulbücher wie das vorliegende, die ein Anderer wieder anders einrichten würde, welchen man aber demungeachtet ihre Brauchbarkeit gar nicht absprechen kann.

Ax.

CHEMIE. *Braunschweig*, b. Lucius: *Preussische Pharmacopöe*. Nach der neuesten Ausgabe aus dem Lateinischen übersetzt, und mit vielen Zusätzen versehen. Von *L. A. Kraus*. 1805. 308 S. gr. 8. (1 Rthlr.) Was den Vf. bewogen hat, auch eine Übersetzung der preussischen Pharmacopöe herauszugeben, können wir nicht errathen; bekanntlich haben uns schon *Dörffurt* und *Juch* Übersetzungen, und zwar sehr gute, geliefert, mit welchen dieses elende Machwerk schlechterdings nicht in Parallele zu setzen ist. Wenn auch der Vf. richtig übersetzt hat, und dazu gehört wahrhaftig nicht viel; so sind doch seine *vielen* (wie auf dem Titel steht,) Zusätze so beschaffen, dass sie jeder Lehrling mit Hülfe des Journals der Pharmacie, *Westrumbs* und *Hagens* Schriften eben so gut machen kann. Der Druck ist des Ganzen würdig. Man wird selten eine Seite ohne mehrere, oft den Sinn völlig entstellende Druckfehler finden.

GR.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 FEBRUAR, 1807.

PHYSIK.

Hamburg, b. Perthes: *Theory and description of a Ventilator*, for airing vessels, vaults, mires coal-pits etc. with some remarks on airing vessels and goods, suspected of infection. By *R. Woltman*, Direct. of the hydraul. publ. works at Cuxhaven. With three plates.

Theorie und Beschreibung eines Ventilators u. s. w. Nach vorstehendem Englischen übersetzt, und mit einer Zugabe über die Propagation des gelben Fiebers vermehrt. 1805. 165 S. 8. (1 Thlr.)

Dieses ist der doppelte Titel einer Abhandlung, welche Hr. *W.* zugleich englisch und deutsch in demselben Bande herausgegeben hat.

Das Bemühen, ein Instrument zu erfinden, wodurch die stagnirende, mit bösen Dünsten erfüllte Luft aus den Schiffsräumen und anderen eingeschlossenen Plätzen ausgetrieben werden könnte, ist unstreitig ein sehr gemeinnütziges, und der rühmlich bekannte Vf. verdient dafür den Dank des Publicums, in welchen der Rec. sehr gern einstimmt, obgleich er sich in dem Falle befindet, in dieser Anzeige verschiedenes gegen Hn. *W.* erinnern zu müssen.

Das vor uns liegende Bändchen besteht eigentlich aus drey verschiedenen Theilen. Es enthält 1) die englisch abgefasste Theorie und Beschreibung des Ventilators, (S. 1—62); 2) die deutsche Übersetzung (S. 63—126); 3) eine deutsch geschriebene Abhandlung über *Entstehung* und Fortpflanzung des gelben Fiebers (S. 127—165). Unsere Beurtheilung wird hauptsächlich die Beschreibung und Theorie des Ventilators betreffen. — — Der Grund, weswegen Hr. *W.* die Abhandlung englisch schrieb, war, um auch anderen Nationen dieselbe lesbar, und den gemeinnützigen Vorschlag möglichst bekannt zu machen; und dieser Zweck konnte allerdings so am besten erreicht werden. Der deutschen Leser wegen war die Übersetzung beygefügt, welches Rec. zwar sehr billigt, doch lieber wünschte, dass der englische Theil besonders abgedruckt wäre. Das Englische ist, so weit Rec. urtheilen kann, recht gut geschrieben und die vorkommenden Druckfehler, — die einen der Sprache nicht durchaus kundigen Corrector zu verrathen scheinen, — am Schlusse angezeigt. Der deutsche Druck ist correcter und im Übrigen sind Druck und Papier gut und die Kupfer, — wie wir zur Ehre des Verlegers ausdrücklich bemerken müssen, — sehr hübsch gestochen.

Der Inhalt der Abhandlung selbst ist folgender. Wenn man eine feste Ebene in einer gegen die Richtung der Bewegung geneigten Lage fortbewegt, so wird die aus ihrer Stelle getriebene Luft nicht bloss nach eben der Richtung fortgeschoben, nach welcher jene Ebene sich bewegt, sondern sie erhält auch eine auf die Richtung jener Bewegung senkrechte Geschwindigkeit; denn die aus der Stelle getriebene Luft geht nach einer auf die bewegte Ebene senkrechten Richtung fort. Da wir voraussetzen, dass die Ebene mit paralleler Bewegung geradlinig fortgehe: so ergiebt sich aus der Grösse, Lage und Geschwindigkeit derselben sehr leicht das ganze Volumen der in Bewegung gesetzten Luftmasse; und wenn man annimmt, dass die Richtung, nach welcher diese ganze Masse fortgeht, senkrecht auf die bewegte Ebene sey: so findet man auch, wie viel Luft nach der Richtung, wie sich die Ebene bewegt, und nach der senkrechten fortgetrieben wird. Um hier die Ausdrücke abzukürzen, mag die Bewegung als horizontal und die durch die Richtung der Bewegung gelegte verticale Ebene als senkrecht auf die bewegte Fläche angenommen werden; dann ist die nach verticaler Richtung fortgestossene Luftmasse eigentlich diejenige, auf deren Bestimmung es hier ankömmt. Mehrere, hinter einander folgende, in gleicher Lage befestigte Platten treiben jede eine eben so grosse Quantität Luft nach verticaler Richtung fort, (mit gewissen Einschränkungen, die Hr. *W.* näher angiebt,) und es lässt sich nun einsehen, wie auch eine Reihe solcher ebenen Platten, die im Kreise herum, als Flügel um eine horizontale Scheibe, (der vorhin angegebenen Bedingung in Rücksicht der Lage gemäss,) befestigt sind, eine verticale Bewegung der Luft bewirken, indem die Scheibe um eine auf ihre Ebene senkrechte Axe gedreht wird. — Eine solche mit gehörig eingesetzten Flügeln versehene Scheibe ist der *Woltmansche* Ventilator, und man übersieht nun leicht, wie bey gegebener Neigung der Flügel, der Grösse und der Geschwindigkeit des Ventilators u. s. w. die Luftmasse bestimmt wird, die man damit, indem man ihn durch eine fremde Kraft drehen lässt, aus einem eingeschlossenen Raume heraus mahlen kann. Je nachdem die Neigung der Flügel gegen die Ebene oder eigentlich gegen die Richtung der Bewegung verschieden ist, fällt auch die Menge der ausgemahlnen Luft, (dieser Ausdruck scheint dem Rec. in der Kürze am passendsten, und er hofft, dass er verständlich ist,) ungleich aus. Diese Masse ist gleich Null, sowohl wenn die Flügel mit der Ebene der Scheibe selbst zusammen-

fallen, als auch, wenn sie auf dieselbe senkrecht sind; es muss also eine mittlere Neigung geben, wo sie am grössten ist, und diese ist offenbar für den Effect des Ventilators die vortheilhafteste. Diese Neigung ist bey den von Hn. *W.* angenommenen Voraussetzungen, (dass die Flügelplatten sehr dünne sind, u. s. w.) 35°. 16', fällt aber unter anderen Umständen etwas anders aus, wie auch der Vf. umständlicher zeigt. Offenbar würde es nun am vortheilhaftesten seyn, den Flügeln diese Neigung zu geben, wenn nicht andere Umstände anriethen, auf den grössten Effect Verzicht zu thun, und sich mit einem etwas kleineren zu begnügen, und desshalb die Neigung der Flügel geringer anzusetzen. Dieses wird besonders desswegen rathsam, weil bey grösserem Neigungswinkel auch die zur Bewegung erfoderliche Kraft sich vergrössert. —

Gegen alle diese Rechnungen lässt sich, wie es dem Rec. scheint, aus der gewöhnlich angenommenen Theorie vom Widerstande flüssiger Körper nichts erinnern; aber dennoch muss er gestehen, dass er von dem ersten Grundsatze, dass die ganze widerstehende Luftmasse vor der festen Ebene fortgeschoben werde, nicht überzeugt ist. Wir kennen die genauen Umstände bey der Bewegung eines Fluidi, wenn eine feste Ebene darin fortbewegt wird, noch zu wenig, um zu entscheiden, ob nicht manche Theilchen seitwärts um den festen Körper wegfliessen und folglich die wirklich vorwärts getriebene Luftmasse merklich kleiner ausfalle, wodurch dann der Effect des Ventilators bedeutend vermindert würde. Da es uns nun an anderen Gründen zur Berechnung der Wirkung dieses Instrumentes fehlt, so wäre sehr zu wünschen, dass sorgfältige Versuche mit diesem Ventilator angestellt würden, die unstreitig sehr belehrend seyn müssten. Es ist zwar zu besorgen, dass sie, wie fast noch alle über den Widerstand flüssiger Körper angestellte Beobachtungen, von der Theorie abweichen würden; aber sie würden dann die Correctionen an die Hand geben, welche bey den theoretischen Formeln angebracht werden müssen.

Man kann, sagt Hr. *W.*, die von dem Ventilator ausgemahlne Luftmasse ohngefähr so gross ansehen, als diejenige Luftmasse seyn würde, welche der Wind, wenn er gerade herein bliese, und seine Geschwindigkeit der Geschwindigkeit der Flügel-Enden gleich wäre, durch die Zwischenräume des Ventilators treiben würde. (Dieses gilt nämlich bey der von Hn. *W.* vorgeschlagenen Entfernung und Stellung der Flügel.) Da nun ein Wind von 10—20 Fuss Geschwindigkeit in 1 Secunde auf diese Weise wenig Erfrischung bewirken möchte, so muss man dem Ventilator, wenn er gute Wirkung thun soll, eine Schnelligkeit von etwa 50 Fuss in einer Secunde geben. Thut man dieses, so wird man vermittelst eines Ventilators von 14 Zoll Halbmesser, wo die Länge der Flügel etwa die Hälfte des Halbmessers beträgt, in nicht langer Zeit die grössten Schiffsräume mit frischer Luft anfüllen können. Rec. muss hier bey der Rechnung S. 91 eine Bemerkung einschieben. Hr. *W.* findet, dass unter den dort angenommenen Voraussetzungen beynahe 47000 Cubikfuss Luft mit einem 14 zolligen Ventilator in einer Stunde können weggeschafft werden, und schliesst hieraus, dass in dieser Zeit der Raum selbst des grössten Schiffes mit neuer Luft könne angefüllt werden. Aber man muss bedenken, dass zwar anfangs ganz unreine Luft ausgetrieben wird, nachher aber ein Gemisch aus frischer und verdorbener Luft, daher man natürlich weit länger arbeiten muss, weil man immer die eingebrachte Luft zum Theil wieder mit austreibt. Will man durch den Ventilator frische Luft herein mahlen, so kömmt hiezu noch, dass wegen der Compression der Luft in der Leitröhre, (die man, wie Hr. *W.* aus guten Gründen anräth, vom Ventilator bis unten in den Raum anbringen soll), der Effect bedeutend vermindert werden und vielleicht ein Theil der frischen Luft wieder entschlüpfen wird. Was aber bey der Ausführung die meiste Schwierigkeit machen möchte, ist die grosse Geschwindigkeit, womit der Ventilator sich beym Gebrauche bewegen muss. Hr. *W.* fodert etwa 12 Umlaufe in 1 Secunde, eine Schnelligkeit die man freylich durch ein Getriebe leicht bewirken kann, welche aber die Axe des Ventilators und seine Flügel selbst sehr angreifen und vielleicht bald abnutzen würde. Endlich wünschte Rec. noch die Frage beantwortet zu sehen, ob die Luft, wenn sie in eine so äusserst schnelle, wirbelnde Bewegung gesetzt ist, auch noch so regulär sich vermittelst des Ventilators werde forttreiben lassen? — Hat man nicht Grund zu befürchten, dass die benachbarte Luft sehr schnell mit herumgeschleudert und wenig nach senkrechter Richtung fortgetrieben werden wird, da es offenbar ist, dass der Effect des Ventilators verschwindet, wenn die Luft eben so schnell ausweicht, als die bewegte Platte nachfolgt? Alle diese Fragen werden oft durch einen wirklich ausgeführten Versuch mit diesem Instrumente gründlich beantwortet werden, und Rec. wünschte, dass Hr. *W.* selbst sich zu diesem Versuche entschlösse.

Übrigens wird es den Rec. freuen, wenn die hier geäusserten Zweifel zu näherer Untersuchung Veranlassung geben, und wenn dann Hn. *Ws.* Vorschlag so nützlich befunden wird, wie man zufolge der Theorie scheint hoffen zu dürfen.

Soviel von dem Hauptheile des Buchs! — Von dem übrigen mag folgende Inhaltsanzeige genügen. Bey der Lüftung der Quarantäne-Schiffe könnte man mit Hülfe des Ventilators den Zweck in wenig Stunden erreichen, der bey blosser Öffnung der Luken und Thüren des Schiffs in sehr langer Zeit erst erreicht wird. Vorsichten bey der Lüftung. Bemerkungen über die Frage, welche Waaren für giftfängig zu halten sind. Massregeln, die man nehmen kann, um einer Stadt gute frische Luft zu erhalten. Bey schon herrschenden epidemischen Krankheiten könnte eine kurze Auswanderung der Einwohner auf benachbarte Berge vielleicht nützlich seyn, sonst aber auch Räucherungen mit sauren Dämpfen, besonders auch mit Schwefel.

Die Zugabe über Entstehung und Fortpflanzung des gelben Fiebers enthält des ritzebüttelschen Physi-

cus, Hn. Dr. *Neumeister's*, Gründe für die Meinung, dass das gelbe Fieber endemisch sey, und ausserhalb der Sphäre seiner natürlichen Entwickelung seine Bösartigkeit verliere und ganz verschwinde. Ferner, Auszüge aus der spanischen Ärzte *Don Gonzalez* und *Don Arejula* Schriften, worin die gerade entgegengesetzte Meinung vertheidigt wird, die Hr. *W.* durch einige Bemerkungen zu widerlegen sucht. Interessant sind hier noch die Vergleichungen der Thermometerstände, die man im Jahre 1800 im Herbste in Cadix und Cuxhaven beobachtet hat. Alle diese Betrachtungen lesen sich recht angenehm. Über die Frage: welche Meinung in Hinsicht des gelben Fiebers die richtige sey, kann Rec., als unerfahren in medicinischen Untersuchungen, nichts entscheiden.

B.

Giessen, b. Tasché und Müller: *Anfangsgründe der Naturlehre:* zum Gebrauch für Schulen, auch zum Selbstunterricht für Liebhaber dieser Wissenschaft, von *F. W. D. Snell*, Profess. zu Giessen. Erste Abtheilung. Zweyte Abtheil. 1806. 588 S. 8.

Auch unter dem Titel: *Encyklopädie der Schulwissenschaften für höhere Bildungsanstalten und zum Selbstunterricht*, ausgearbeitet von einer Gesellschaft von Gelehrten, und herausgegeben von *Christ. Wilh. Snell* und *Friedr. Wilh. Dan. Snell*. IV Abth. Naturwissenschaft. Erster Band. Mit 4 Kupfertafeln. Zweyter Band. 1806. 588 S. 8. (2 Rthlr.)

Wir haben nichts dawider, dass Lehrbücher für die Jugend frey bleiben von übertriebenen Neuerungen und Theorien, deren ephemere Existenz nur zu sehr zu fürchten ist; aber es ist doch auch nothwendig, dem jugendlichen Verstande durch mannichfaltige Ansichten die Gewandtheit zu geben, deren er, bey der Wandelbarkeit der menschlichen Meinungen, gar sehr bedarf. An diesem letzten Erfodernisse fehlt es dem gegenwärtigen Lehrbuche völlig. Mit den allgemeinen Eigenschaften fängt der Vf. an; es wird von der Undurchdringlichkeit geredet, als einer Eigenschaft, vermöge welcher nicht zwey Körper in einem und demselben Raume seyn können; die mathematische Theilbarkeit wird mit der physischen verwechselt; aus der Porosität wird die Zusammendrückung der Körper abgeleitet; Flüssigkeit ist ein geringer Grad der Cohäsion, u. dgl. m. Und doch sagt der Vf., die anziehende Kraft mache die Materie möglich, weil sie sich sonst in dem unendlichen Raume zerstreuen würde. Es ist kaum begreiflich, wie der Vf. sich bey seinen vorhergehenden Behauptungen so etwas denken könne. Jeder Körper sey beweglich, weil jeder einen Ort im Raume einnehme, und keine Ursache vorhanden sey, warum er gerade immer an demselben Orte bleiben müsste. Freylich nicht, aber man sieht auch *a priori* keine Ursache, warum er den Ort verändern muss. Überhaupt findet man sehr viele Stellen, wo es an Bestimmtheit, Genauigkeit und Ausführlichkeit sehr mangelt. Wie unbestimmt und fehlerhaft ist zum Beyspiel folgendes: „Stossen elastische Körper mit verschiedener Geschwindigkeit auf einander, so laufen sie mit verwechselten Geschwindigkeiten zurück. Wenn der Körper a noch einmal so geschwind gegen b läuft, als dieser gegen jenen, so wird die Wirkung des Stosses von a auch noch einmal so gross als die Wirkung des Stosses von b seyn. Bey dem Stosse verliert der eine Körper so viel von seiner Kraft, als er einem andern mittheilt; das ist, Wirkung und Gegenwirkung sind einander gleich. Es ist gleichsam ein Übergang der Kraft aus einem in den andern Körper." Man sieht, wie wenig hier unterschieden ist, was dem Stosse unelastischer Körper, und was der Elasticität angehört. Es liessen sich noch manche Beyspiele anführen, wo die Sätze eben so unvollständig vorgetragen sind. Aber es liegt dieses ohne allen Zweifel an dem Vortrage. An Kenntniss des mathematischen Theils der Wissenschaft fehlt es dem Vf. sonst nicht, und Manches ist deutlich und gut abgehandelt. So ist z. B. das Gesetz vom Fall der Körper sehr gut vorgetragen, und der Lehrling wird auf den einzigen wahren Beweis durch Analysis des Unendlichen, vermittelst einer Näherung, hingewiesen, indem sich die meisten Lehrbücher bemühen, einen halben Beweis dieses Gesetzes zu geben. Es wäre daher sehr zu wünschen gewesen, dass der Vf. durch eine grössere Aufmerksamkeit seinem Buche die Zweckmässigkeit und Brauchbarkeit gegeben hätte, deren es fähig ist.

L R.

CHEMIE.

Königsberg, b. Nicolovius: *J. A. Chaptal's*, des heil. Geist-Ordens Ritters, öffentlichen Lehrers der Chemie zu Montpellier u. s. w. *Anfangsgründe der Chemie*, aus dem Französischen übersetzt, und mit Anmerkungen versehen von *Friedrich Wolf*, der W. W. Dr. und Profess. adjunct. der Mathematik und Physik am königl. Joachimsthal. Gymnasio zu Berlin, nebst einer Vorrede von D. *Sigismund Friedrich Hermbstädt*. 1 Th. 1791. XVI u. 424 S. 2 Th. 1792. 540 S. 3 Th. 1792. 420 S. 4 Th. 1805. 696 S. 8. (7 Rthlr.)

Die drey ersten Theile dieser Anfangsgründe sind den deutschen Chemikern schon seit 15 Jahren bekannt, und bedürfen daher keiner neuen Anzeige. In einem Zeitraume von 13 Jahren sind von diesem Werke vier Auflagen erschienen, wovon vorzüglich die dritte Auflage mehrere Verbesserungen erhielt, welche hauptsächlich auf die Verbesserung der chemischen Gewerbe in Frankreich abzweckten. Die vierte Auflage erschien ohne alle Verbesserungen. Da aber in dieser Zeit die chemische Wissenschaft an neuen Thatsachen ungemein zugenommen hat: so gab diess Veranlassung zur Ausarbeitung des vierten oder Supplement-Bandes, um dadurch das Werk zu ergänzen und es unserer Zeit mehr anzupassen. *Chaptal's* Verbesserungen der dritten Auflage betreffen vorzüglich die Erzeugung des Salpeters, Anlegung der

Salpeterplantagen und Bereitung des Schieſspulvers, die Zerlegung des Kochſalzes, um das Natrum darzuſtellen, die Bereitung der Seiſe durch Auflöſung der wollenen Lumpen in Ätzlauge, Bereitung der Fettſeiſe, die Gewinnung des Theers aus den Fichten, die Färbekunſt, das Gerben der Häute u. ſ. w. Dieſe Zuſätze ſind hier aus der dritten Auflage ungeändert ausgehoben, und die Abhandlung über den Salpeter iſt ihrer Gemeinnützigkeit wegen noch beſonders abgedruckt. Es ſind auch noch einige neue Kapitel hinzugekommen, die in der älteren Ausgabe ganz fehlen, nämlich die Unterſuchung der Saamenfeuchtigkeit, der Thränenfeuchtigkeit, des Naſenſchleims und des Ohrenſchmalzes. Auſserdem enthält dieſer Band Nachträge, welche die veränderte Geſtalt der Wiſſenſchaft ſeit der Erſcheinung der erſten Ausgabe nöthig machte. Diejenigen alſo, welche die drey erſten Bände dieſer Überſetzung beſitzen, werden dem Vf., der dieſe Nachträge mit groſser Sorgfalt und Fleiſs entwarf, und ſich dabey, ohne der Deutlichkeit zu ſchaden, der möglichſten Kürze befleiſsigte, gewiſs danken, indem nun dadurch das *Chaptalſche* Werk wieder zu einem der erſten Handbücher geworden iſt. Auch hat es durch ein vollſtändiges Regiſter an Brauchbarkeit ſehr gewonnen. Um zu zeigen, wie aufmerkſam der Vf. auf neuere Unterſuchungen war, wollen wir nur auf einige der weitläuftigſten Zuſätze aufmerkſam machen. *Berthollet's* neue Theorie über die chemiſche Verwandtſchaft; Clements und Desormes gasförmiges Kohlenſtoffoxyd, wobey ſie eine Verbindung aus Schwefel und Kohle beſtehend erhielten, und wo zugleich das Verhältniſs dieſer Verbindung mit anderen Subſtanzen gezeigt wird; *Davys* neuere Verſuche über das Athemholen; *Tennant's* und *Pearſon's* Verſuche über die Zerlegung der Kohlenſtoffſäure; *Berthollet's* Verbindungen der überoxydirten Salzſäure mit den ſalzfähigen Grundlagen; Zuſätze, welche die neueren Erden betreffen, namentlich die Strontionerde, Glucinerde und Yttererde; Verſchiedenheit der mit Kohlenſtoffſäure völlig und nicht völlig geſättigten Bittererde; Modification der mit Schwefelſäure verbundenen Alaunerde und Verbindungen dieſer Erde mit anderen Säuren; Verbindung der Säuren mit den neueſten Erden; neuere Unterſuchungen verſchiedener Foſſilien; Berichtigung über die Auflöslichkeit des metalliſchen Arſeniks; Darſtellung eines reinen Kobalts; Darſtellung eines reinen Nickels; Verſuche von *Clouet*, *Vauquelin* und *Morveau* über die Verſchiedenheit des Schmiedeeiſens, Stahls und Guſseiſens; Verſchiedenheit der beiden Arten des ſchwefelſauren Eiſens und die Verbindung des Eiſens mit anderen Säuren; über die Gallus- und Blauſäure; *Prouſt's* Unterſchied zweyer verſchiedener Kupferoxyde; *Chenevix* Unterſuchung über die Verſchiedenheit des ätzenden und milden Sublimats, welche beweiſst, daſs die Salzſäure in dem ätzenden Sublimat nicht oxydirt vorhanden ſey, und die Verſchiedenheit dieſer beiden Verbindungen bloſs in der verſchiedenen Oxydation des Queckſilbers geſucht werden müſſe; über das Molybden und ſeine Säure; über das Titan, Tellur, Chrom und Columbium; über das Caoutchuc; über die verſchiedenen Arten der Steinkohlen; über die Pflanzenſäure; Bernſteinſäure und ihre Verbindungen; Honigſtein und ſeine Zuſammenſetzung; *Thenard's* Bemerkungen über die weinigte Gährung; den Weinſtein; über den Magenſaft und den Chylus, Blut und Galle. Phosphorſaurer Talk als Beſtandtheil der Knochen der grasfreſſenden Thiere und der Fiſche; Beſtandtheile des Harns und des Harnſtoffes; Blaſenſteinſäure; *Fourcroy's* und *Vauquelin's* Verfahren den Phosphor zu bereiten, welches darin beſteht, daſs man die Phosphorſäure, aus den Knochen durch Schwefelſäure geſchieden, erſt durch Hülfe des eſſigſauren Bleyes in phosphorſaures Bley umwandele, und ſolches dann mit Kohle behandele, (genau berechnet, ſind die Vortheile bey dieſer Behandlung in Anſehung der gröſseren Menge dadurch zu erhaltenden Phosphors unbeträchtlich); über die verſchiedene Oxydationsgrade des Phosphors und einiger phosphorſauren Verbindungen; *Chenevix* Unterſuchung der Feuchtigkeiten des Auges; *Vauquelin's* und *Buniva's* Unterſuchung der amniſchen Flüſſigkeit; Unterſuchung der Ameiſenſäure von *Fourcroy* und *Vauquelin*, wo gezeigt wird, daſs ſie als eine Verbindung aus Eſſig und Äpfelſäure zu betrachten ſey; *Pearſon's* Lackſäure; *Klaproth's* Unterſuchungen über die Ochroiterde u. ſ. f.

x†y.

KLEINE SCHRIFTEN.

Chemie. *Braunſchweig*, b. Reichard: *Etwas über die allgemeinen Wirkungen der Kryſtalliſationskraft.* Eine Einladungsſchrift zu öffentlichen Vorleſungen über Chemie von *J. F. L. Hausmann.* 1805. 39 S. 8. Der Hauptgedanke in dieſer Schrift iſt: die ſecundären Formen der Kryſtalle ſind als Unvollkommenheiten, als Mängel anzuſehen, wodurch die Kryſtalle gehindert werden, eine der primitiven Kerngeſtalt ähnliche Form anzunehmen. Er verdient Aufmerkſamkeit, und es läſst ſich daraus vielleicht manches für die Theorie nützliches herleiten. Sonſt will der Vf. die dynamiſche Vorſtellungsart mit der atomiſtiſchen vereinigen; welches nicht nöthig iſt, da jeder wahrhafte Naturforſcher leicht vermeiden kann und wird, auf eine von beiden Rückſicht zu nehmen. Die Bedingungen der Kryſtalliſation werden auseinander geſetzt; Erklärungen liefert der Vf. nicht. Daſs Anziehungskraft und Zurückſtoſsungskraft ſich in einer dritten, der Cohäſionskraft, gegenſeitig beſchränken, gilt nur nach den Lehrſätzen einer philoſophiſchen Schule, auf welche der Vf. weiter keine Rückſicht nimmt. Wenn doch die Naturforſcher endlich aufhörten, mit ſolchen geborgten Sätzen eine philoſophiſche Miene anzunehmen! Auch iſt es nur ein gelehrt ſcheinender Ausdruck, zu ſagen, die Kryſtalliſationskraft erreiche ihr Maximum, wenn ſich Kryſtalle bilden. Etwas erreicht ſein Maximum, wenn bey der Vermehrung einer Bedingung das Product nicht mehr vermehrt wird, ſondern anfängt abzunehmen. So braucht den Ausdruck der Mathematiker — wenn die Ordinaten nicht mehr zunehmen, ungeachtet die Abſciſſen wachſen — und der mathematiſche Sprachgebrauch verdient die gröſste Achtung.

L. R.

Vermischte Schriften. *Glogau* u. *Leipzig*: *Einige Bemerkungen über die ungemeine Gelehrſamkeit eines Recenſenten in der ſterbenden allgemeinen Bibliothek.* Von *C. F. Benkowitz* 1806. XXXII S. 8. (3 gr.) Die Recenſion betraf des Vfs. Reiſe von Glogau nach Sorrento. Hr. *B.* vertheidigt ſich mit Wärme, zuweilen mit Bitterkeit. Ohne uns in den Streit ſelbſt einzulaſſen, zeichnen wir bloſs die paar lehrreichen Bemerkungen aus, welche ſich über die *drey* Fauſtinen (die ältere, die jüngere, und die Gemahlin des K. Conſtantin) und über Neapels Zählung (600,000 Einwohner im J. 1802) in der Schrift befinden.

M. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 FEBRUAR, 1807.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Sander: *Marc-Aurel*, von *Carl August Buchholz*. 1806. XII und 527 S. 8. (2 Rthlr.)

Schriften, die Personen mit historischen Namen darstellen, ohne dass diese Personen historisch sind, können einen doppelten Zweck haben. Entweder will der Schriftsteller einzelne, historisch bekannte Erscheinungen im Leben eines Menschen zu einem Ganzen vereinigen, und sie, die einzeln unbegreiflich da stehen, durch diese Verknüpfung begreiflich machen; oder er will eine freye Darstellung liefern, die keine andere Wahrheit hat, als die, welche sie in sich selbst trägt; eine Darstellung, der nur ein bekannter Name gegeben ist, weil etwa einzelne Züge in ihr daran erinnern. Im ersten Fall ist es ihm um die Geschichte selbst zu thun; sie soll nicht aufgehoben, sie soll nur begreiflich gemacht, nur erklärt werden; im zweyten wird das Historische, als solches, ganz vernichtet, und gar nicht berührt; was etwa historisch zu seyn scheint, ist es nicht mehr in der That und Wahrheit. Ob man noch eine dritte Absicht mit Schriften dieser Art haben kann, lassen wir dahin gestellt seyn; glauben es aber nicht von dem, der weiss, was er will.

Schriften der ersten Art sind seit längerer Zeit mehr erschienen, und bekanntlich einmal beliebt gewesen; aber es ist auch eben so bekannt, dass sie unter dem Namen von *historischen Romanen* ziemlich verrufen geworden sind, obwohl man sie, nach unserer Meinung, mit Unrecht unter diesem Namen begriffen hat. Sie wollen ja kein Roman seyn; sie machen auf historische Wahrhaftigkeit Anspruch, aber nur in den *Resultaten*, nicht in den *Mitteln*, wodurch die Resultate herbeygeführt werden. Es fragt sich also: ob es erlaubt ist, Erscheinungen aus der wirklichen Welt nicht erscheinende Bedingungen unterzuschieben, wodurch sie möglich geworden seyn sollen, oder, ob es erlaubt ist, wirkliche Erscheinungen von anderen abhängig zu machen, welche die Wirklichkeit nicht zeigt. Durch die Beantwortung dieser Frage wird der Werth solcher Schriften, ihr Lob oder Tadel bestimmt; hier aber muss sie so kurz als möglich gegeben werden. Die ganze Unternehmung geht davon aus, dass man einzelne Erscheinungen erklären will, die an sich unbegreiflich sind. Es ist nicht einzusehen, was dagegen eingewendet werden könnte. Der Mensch ist verständig und will verstehen. Verstehen aber kann er nichts, wenn ihm nicht die Nothwendigkeit einleuchtet, mit welcher das geworden ist, was er zu verstehen glaubt. Also: wenn jene Resultate, welche die Geschichte als einzelne Erscheinungen in dem Leben eines Menschen aufbehalten hat, erklärt werden sollten: so müsste von ihnen gezeigt werden können, dass sie nothwendig dieses und dieses voraussetzen; dass sie aber auch unter dieser Voraussetzung schlechterdings erscheinen mussten. Es ist freylich nicht nöthig von den Erscheinungen auszugehen und zu ihren Veranlassungen fortzuschliessen: man kann auch diese Veranlassungen voraufstellen, und so jene Erscheinungen ganz natürlich in der Reihe liegen lassen; sie würden sich zu ihnen verhalten, wie die Wirkungen zu den Ursachen. Wenn also eine Darstellung diess leistete: so würde sie gewiss grosses Lob verdienen; nur müssten die Veranlassungen zu den Erscheinungen nicht erdichtet, d. h. die Triebfedern, von welchen man sie abhängig macht, müssten nicht willkührlich gesetzt scheinen, sondern es müsste sich beweisen lassen, dass sie nothwendig waren, d. h. dass nur durch sie solch' eine Erscheinung ins Leben treten konnte. Wäre diess nicht der Fall, so wäre offenbar die Erscheinung nicht erklärt, die doch erklärt werden soll; der ganze Zweck des Unternehmens wäre verfehlt, und hätte sich selbst vernichtet. Wie weit aber würde die Erscheinung, die erklärt werden soll, zurückzuführen seyn, um als nothwendig einzuleuchten? Offenbar dürfte sie nicht von einer anderen Erscheinung abhängig gemacht werden; denn diese würde ja nur wieder eine Erklärung verlangen. Und wenn man doch etwas unerklärt lassen will: so ist nicht wohl zu begreifen, warum man nicht bey der ersten stehen blieb. Ist diess wahr: so ist es unmöglich, dass *psychologisch* etwas im Leben eines Menschen erklärt werden kann. Denn in diesem Falle geht man ja nicht über das Leben dieses Menschen hinaus; um eine Erscheinung desselben zu begreifen, setzt man ihn als lebend, man mag ihn aufnehmen, in welchem Augenblicke man will; oder, falls man auch über *seine* Geburt hinweggeht zu seinen Eltern, so bleibt man ja doch bey diesen stehen, als wirklich lebend. Man bleibt also stehen bey einer Erscheinung; und zeigt höchstens, dass, nachdem diess war, und unter solchen Verhältnissen war, auch jenes, worauf es ankommt, nothwendig war. Aber hat man nun dieses erklärt? Nein, denn jene Erscheinung ist ja unerklärt geblieben, von welcher die Erklärung der anderen abhing. — Wenn es uns gelungen ist, in dem, was gesagt wurde, deutlich zu seyn, so muss daraus erhellen, — was wir behaupten — dass es durch-

aus nicht möglich ist, irgend eine Erscheinung im Leben der Menschen wirklich zu erklären, wenn man nicht die Erklärung von vorne anfängt, d. h. wenn man nicht ausgeht von der Idee des Lebens der Menschheit, und dann versteht, in ihr die Nothwendigkeit dieser Erscheinungen nachzuweisen. Und das dürfte allerdings von dem Leben eines einzelnen Menschen schwer seyn, wenn es nicht unmöglich ist. Wird aber in einer solchen Darstellung dieser Anfang nicht genommen, so ist es durchaus unmöglich, etwas begreiflich zu machen. Alle Psychologie erklärt nichts; und wenn es auch schiene, durch sie sey dieses oder jenes begreiflich geworden, so würde sie doch wieder so viele unbegriffene Voraussetzungen hinterlassen, dass wir um nichts besser daran wären. Wenn Ihr recht was geleistet zu haben glaubt, so habt Ihr uns einen Menschen gebildet auf eine Weise, deren Mechanik wir sehen, aber die Feder, wodurch sie in Bewegung gesetzt wurde, zeigt Ihr uns nicht. Durch eine unerklärte Welt glaubt Ihr uns einen Menschen erklärt zu haben. Kurz in der Welt ist nichts erklärlich, ausgenommen aus der Idee der Welt; und nur der Umstand, dass die meisten Menschen des Denkens bald müde werden, und nicht zum zweytenmal fragen, wenn sie auf das erste Warum? eine Antwort erhalten haben, kann glauben lassen, sie hätten nun eingesehen, was einzusehen unmöglich ist. — Sonach ist gezeigt, dass die erste Art solcher Schriften, die das Historische im Leben eines Menschen —, was nur als historisch, d. h. als wirklich erschienen, dargestellt werden soll, weil es nur so dargestellt werden kann — erklären will, schlechterdings ihren Zweck verfehlen muss. Und wenn irgend Etwas Tadel verdient, so ist es eine Unternehmung, die zu nichts führen kann.

Ist denn die zweyte Art besser? Diese Art achtet das Historische gar nicht, und will es weder darstellen noch begreiflich machen; sondern sie will eine freye Darstellung liefern, ohne andere Wahrheit, als welche in dieser Darstellung liegt; mit Einem Wort, sie will ein Kunstwerk liefern, zu welchem der Dichter, wie den bildende Künstler den Stoff zu seiner Schöpfung aus der Natur nimmt, den Stoff aus der Historie entlehnt, um ihn zu gestalten, wie er nach der Idee von seinem Werk seyn soll. Das Historische hört gänzlich auf zu seyn, und das Werk fällt unter ästhetische Gesetze, nach welchen es nur beurtheilt werden kann. Es ist nicht einzusehn, was dem Dichter verbieten sollte, die Geschichte zu benutzen, wenn er nur den Foderungen, die man an ein Kunstwerk zu machen berechtigt ist, genug thut. Man hat dem Tragiker längst die Erlaubniss zugestanden, warum sollte nicht auch der Romandichter Ansprüche darauf haben? aber sein Werk würde kein *historischer* Roman, sondern er würde eben ein *Roman* seyn; und man würde nicht fragen müssen, was hat *er* aus der Geschichte gemacht? sondern, was ist das Werk in sich?

Das vorliegende Buch, welches uns zu diesen Bemerkungen Veranlassung gegeben, soll wahrscheinlich zur ersten Classe von Werken gehören, und damit ist *unser* Urtheil über das Ganze schon ausgesprochen. Es muss ein zweckloses Beginnen seyn, wodurch nichts erreicht, kein Problem gelöst wird. Um aber auch denen, die wir nicht überzeugt haben, oder die nicht mit uns einerley Meinung sind, eine Vorstellung von dem Buche zu geben, ist nöthig, dass wir noch etwas hinzusetzen.

Das Buch ist dem Kaiser Alexander dedicirt. Nicht das Ideal eines Monarchen, sagt Hr. *B.* in der Zueignung, habe er zeichnen, sondern nur die Tugenden des *Menschen* darstellen wollen. Dann versichert er in der Vorrede: „ein auch als Schriftsteller rühmlich bekannter, als Mensch aber noch tausendfach mehr verehrungswürdiger (aber nicht genannter) Mann, habe ihm Muth gemacht, seine Arbeit drucken zu lassen." Ferner: „es sey öfters nothwendig gewesen, seinen Helden anders zu zeichnen, als Diocletians Zeitgenossen ihn schildern; und *darin*, setzt er hinzu, suche der strenge Historiker die Entschuldigung des Verfassers, wenn er bisweilen die Wahrheit verletzte." Warum war es denn nothwendig, seinen Helden anders zu zeichnen? Um im *Marc-Aurel* die Tugenden des Menschen im Monarchen darzustellen? wenn aber dadurch die *Wahrheit* verletzt wird, so ist es doch wenigstens nicht *Marc-Aurel*, in welchem er diess dargestellt! So bescheiden er übrigens gesteht, „dass er sehr weit von einem *gewissen* Grade der Vollkommenheit entfernt geblieben sey, und vieler Nachsicht bedürfe:" so weiss er doch auch, „dass er mit Fleiss gearbeitet und lange gefeilt hat;" so „macht ihm die huldreiche Gnade, womit Alexander die Wissenschaften schützt und das *Talent* begünstigt, Muth, das Werk an seinem Throne niederzulegen," so „glaubt er doch, seinen Gegenstand nicht *bis zur Ermüdung* weitschweifig behandelt zu haben." In welchem Ton er ihn aber behandelt hat, das können wir besser durch Mittheilung einer Stelle zeigen, wie sie uns gerade in die Augen fällt. „Um die nämliche Stunde des folgenden Tags eilte er (Annius, Aurels Vater, der gestern seine nachherige Gemahlin, Domitia, aus der Gewalt eines Wollüstlings errettet hatte), dem Ufer des Almo zu; und — stand das Schicksal im Bunde mit seinen Wünschen? — schon von fern sah er Domitia's Schleyer wallen, schon von fern goss der Zauberton ihres schönen Gesangs ihm die seligsten Gefühle ins Herz. In diesem Augenblicke erhielten alle seine Gefühle, alle seine Empfindungen Bestimmtheit. Die Welt schwand vor seinen Blicken: er sah nichts um sich her als nur sie, hörte nur den melodischen Klang ihrer Worte. Hingerissen von der Allgewalt seiner hoch auflodernden Leidenschaft, sank er nieder zu ihren Füssen und bat um Liebe. Sie sank erröthend in seine Arme; beider Herzen feyerten das Fest der für die Ewigkeit geschlossenen Vereinigung und ihre Lippen besiegelten den Bund. Schon nach Mondenfrist führte Annius die Geliebte in das bräutliche Gemach. Aus ihren keuschen Umarmungen empfing Marc-Aurel das Daseyn."

A 2

Halle, b. Gebauer: *Erinnerungen an Gustaf Adolph*, enthaltend: Seine eigenhändige Einleitung zur Geschichte seines Lebens; *G. R. Weckherlin's* Ebenbild *Gustaf Adolphs.* Herausgegeben von *Rühs*. 1806. 144 S. 8. (12 gr.)

Mit dem, was Hr. *Rühs* in der Vorrede sagt, mögen vielleicht Andere zufrieden seyn; der Rec. ist es nicht. Dass man auf unser Zeitalter schmähet, das sind wir gewohnt; das müssen wir einem Jeden überlassen; wer es tadeln wollte, der müsste alle individuellen Ansichten tadeln und bekriegen. Aber das darf man wohl sagen, dass gewiss nicht alles Schmähliche erduldet wird, „um nur nicht den Genuss eines einzigen Augenblickes zu verlieren." Die Redensart scheint eine missverstandene Anwendung des Satzes eines grossen Schriftstellers: unser Zeitalter sey herabgesunken zu dem einzigen Gefühl des Augenblicks. So wahr dieses ist, so falsch ist jenes. Auch können wir den nicht sehr hoch achten, „dem *nichts übrig bleibt* zum Trost und zur Erquickung, als *die Betrachtung* grosser Geister und ihres Wirkens, die ein höheres Ziel für das Daseyn kannten, als die Befriedigung selbstsüchtiger Leidenschaften und einer verächtlichen Ruhmbegierde." Wahrlich, wem nichts weiter bleibt, als das, der ist sehr arm! Aber Hr. R. verdient unsern Dank für die Mittheilung des Anfangs, den Gustaf Adolph machte zur Beschreibung seines eignen Lebens. Wie ehrwürdig erscheint in ihm der grosse König, wie treu, einfach, herzlich, fromm und gut; und doch königlich gesinnt. Das schwedische Original kennen wir nicht; Hr. R. versichert, dass es sorgfältig nach der von *Bergius* 1759 erschienenen Urschrift verdeutscht sey; und das glauben wir um so lieber, da es in einer so einfältigen, alterthümlichen Form geschrieben ist, wie Gustaf Adolph schreiben musste. Nach dem Zeugniss des Archiv-Secretärs *Leyonmark*, welches am Schlusse steht, hat der Copist *M. Falk* diesen „historischen Bericht auf Befehl, einige Jahre vor dem unglücklichen Schlossbrande, aus König *Gustaf Adolphs* eigenem Manuscript abgeschrieben." — Nachdem der edle König, so gross als gut, über sein Vorhaben gesprochen und die Gründe, die ihn fast bewogen, den Entschluss sein Leben zu beschreiben, wieder aufzugeben, setzt er hinzu: „wenn ich aber die Sache näher betrachte und gründlich untersuche, so finde ich, dass ich für mich und Andere sicherer thun werde, wenn ich meine Handlungen und mein Leben mit Wahrheit beschreibe, mit Gründen entschuldige, und was gefehlt ist (denn es giebt keinen Menschen, der nicht sündigt), Gott und der Welt abbitte; damit die gerechte Zeit nicht meine Tugenden vergessen und meine Fehler verbergen möge, wie manchem stattlichen Mann und Helden widerfahren ist u. s. w." Und am Schlusse bittet er Gott, ihm zu verleihen, „so zu leben, dass ich nach dieser Zeitlichkeit ewig mit Christus leben möge und auf Erden vor meinen Thaten nicht erröthen darf." Es würde Tadel verdienen, wenn wir Ein Wort hinzusetzten! Nur wäre zu wünschen, Hr. R. hätte seinen Lesern gesagt, *wann* Gustaf Adolph dieses geschrieben. — Dann einige Worte über das Alter des Königreichs Schweden, seinen Umfang, sein abwechselndes Glück, nicht ohne einen grossen Blick und königlichen Sinn. „In seinen Nöthen hat sich das Reich auf Gott und auf sich selbst verlassen, wohl wissend, dass nichts unbeständiger unter der Sonnen ist, als eine Macht, die nicht auf sich selbst beruht." — Darauf eine kurze Übersicht des Zustandes von Schweden und des Verhältnisses der Könige zum Lande, von Gustaf Wasa an bis zu dem Reichstage in *Arboga*; über das, was da beschlossen wurde, wird auf die Acten verwiesen; und damit endiget das merkwürdige Fragment, das durchaus in einem herzlichen, nicht selten biblischen Styl geschrieben ist, und zum Herzen spricht, weil es von Herzen geht.

Das zweyte, womit Hr. R. an den grossen König zu erinnern sucht — aber wer hat ihn vergessen? — ist das *Ebenbild* desselben, welches *Weckherlin* „zu glorwürdigstem und unvergänglichem Gedächtniss seines so schnellen als hellen Lebenslaufs 1633 aufgerichtet hat." Wenn es Hn. R. nöthig schien an Gustaf Adolph zu erinnern, so hätte das unstreitig leicht kräftiger geschehen können, als durch dieses Ebenbild. Rec. muss gestehen, dass er die Vortrefflichkeit dieses Gedichts nicht so hoch anschlägt, als Hr. R., und in ihm „die hohe deutsche Stimme, die seine fleckenlose Ehre in unsterblichen Gesängen verkündigt" nicht finden kann, wenn diess anders in Beziehung auf dieses Gedicht gesagt wurde. Es ist nicht etwa die Härte, die uns missfällt; es ist das gutgemeinte Jammern, das vor lauter Worten darüber, dass gejammert werden soll, gar nicht zu dem Gegenstand selbst kommen kann; es ist der Bombast, der schon den Hofmannswaldau und Lohenstein verkündigt; es ist das Prosaische des Ganzen: nur ein Paarmal sind die Wendungen glücklich. Das Erste mag dadurch erhellen, dass *W.* 9 Strophen sechszeiliger Alexandriner braucht, um uns zu sagen, dass er nicht so jammern könne, als er jammern möchte. Für das Zweyte geben wir folgende Strophe zum Beweise:

Wann also meine Red' und Klag' zu aller Frommen
Gehör und Herz (mit Kraft durchdringend) sollten kommen,
Möcht ihrer Seufzer Wind und ihrer Thränen Meer
Ein solches Ungestüm bald durchaus verursachen
Und durch ein' zweyte Flut den Umkreis sinken machen,
Ertränckend auf einmal uns und der Feinde Heer.

Das Dritte beweist das ganze Ebenbild von Anfang bis ans Ende, mit wenigen Ausnahmen. — Wir wollen den Schluss geben, weil wir nichts Besseres zu geben wissen:

Als nun das Heer siegreich den Helden wollt' beweinen,
Sah männiglich mit Trost klar an dem Himmel scheinen:
Der Gross' Gustaf Adolph ist ewiglich gleichlos:
Und dieses Ebenbild ward' ihm bald aufgerichtet,
Mit dieser Überschrift, die keine Zeit vernichtet,
Gleichlos ist ewiglich Gustaf Adolph der Gross'.

Der Anhang enthält einige Sonnette von *W.* an Gustaf Adolph und Oxenstierna.

A. S.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Emden*, b. Eckhoff: *Versuch einer Hypochondralgologie*, oder *kurze theoretisch-praktische Darstellung der Lehre von den Milz- und Mutterbeschwerden* durch *E. Salomo von Embden*, der Arzney- und Wundarzney-Kunde Dr. 1804. XVI u. 88 S. gr. 8. (10 Gr.) Unter Nervenkrankheiten begreift der Vf. alle Krankheiten, welche sowohl in der fehlerhaften Spannkraft, als in der fehlerhaften eigentlichen Nervenkraft zu suchen sind. Spannkraft ist die Kraft, welche dazu dient, die geistigen Empfindungen zum Körper fortzupflanzen, und Nervenkraft diejenige, welche nach einem sinnlichen Eindruck eine ihm ähnliche in dem Gehirne erregt. Erstere hat ihren Sitz in den Nervenscheiden, letztere im Nervenmarke. Wenn man im Körper krankhafte Phänomene wahrnimmt, die von Selenreizen entstanden sind, so ist ein Fehler in der Mischung und Form der Nervenscheiden vorhanden, und wenn von sinnlichen Ursachen Krankheiten entstehen, die von einem widernatürlich afficirten Sensorio im Gehirne zeigen, so hat die Mischung und Form des Nervenmarks gelitten; u. s. w. — Nach dieser Einleitung geht der Vf. auf seinen Gegenstand selbst über. Hypochondrie und Hysterie ist eine und dieselbe Krankheit; beide werden bestimmter unter dem Namen Hypochondralgologie begriffen; und sie ist eine Krankheit des Gemeingefühls des menschlichen Körpers, welche darin besteht, dass der Patient alle Veränderungen seines Körpers stärker empfindet, als er im gesunden und natürlichen Zustande bey einem gesunden Menschen seyn sollte, welche Krankheit chronisch ist, und sich in periodischen Anfällen äussert. Fehlerhafte Stimmung der Reizbarkeit der Muskelfasern und der Empfindlichkeit der Nervenfasern der Eingeweide des Unterleibs verursachet, dass die Symptome so unbestimmt und sich selbst widersprechend sind, und dass diese Krankheit unter so mannichfaltigen Gestalten erscheint. Ihre nächste Ursache ist die falsche Vorstellung, welche die Seele von dem Zustande ihres Körpers hat, und also ein Product der verletzten Thätigkeit desjenigen Theils der Lebenskraft, der im Nervensystem seinen Sitz hat. Die Ursache muss in der fehlerhaften Mischung des Nervenmarks liegen, und diese rührt von Mangel an Sauerstoff her, wodurch verletzte Thätigkeit des Nervenmarks entsteht. Zu dem Entstehen der Krankheit ist, als vorbereitende Ursache, eine Veränderung der Reizbarkeit und Empfindlichkeit nothwendig. Gelegenheitsursachen sind physische und moralische, welche ziemlich vollständig angegeben sind. Die Prognose ist sehr schwierig. Im Allgemeinen ist diese Krankheit theils wegen ihrer Verwickelung, theils wegen der Hindernisse, welche von Seiten des Patienten in den Weg gelegt werden, schwer zu heilen. Sie geht leicht in Skorbut über, besonders in den Gegenden, wo derselbe einheimisch ist, denn beide Krankheiten haben eine grosse Ähnlichkeit der Ursachen mit einander gemein. Ferner geht sie zuweilen in ein Tertianfieber, in Melancholie, Epilepsie, Manie und andere kachektische Krankheiten über, weil mehrentheils eine allgemeine Verdorbenheit der festen und flüssigen Theile vorhanden ist. Das Heilverfahren ist radical oder palliativ. Mit der Palliativkur muss der Anfang gemacht werden. Sie besteht vorzüglich in Anwendung Schmerz- und Krampflindernder Arzneymittel, jedoch muss auch auf die übrigen noch vorhandenen Umstände Rücksicht genommen, und nach diesen der Kurplan bestimmt werden. Die Radicalkur erfodert, dass die Ursachen aufgesucht und beseitiget werden. Da diese aber sehr verschieden sind, so lässt sich keine besondere Heilmethode angeben.

Das Verdienst, welches diese Monographie hat, bestehet, wie auch schon aus vorliegendem Auszug erhellet, einzig darin, dass sie das bereits Bekannte, was schon andere Schriftsteller über diese Krankheitsform gesagt haben, in einer gewissen Ordnung zusammengestellt, enthält; neue Ansichten und neue Ideen, welche über die Natur dieser Krankheit oder ihre Behandlung ein helleres Licht verbreiten könnten, findet man aber nicht. Und diess lässt sich auch wohl schwerlich von einer Schrift erwarten, in welcher ein so buntes Gemisch der verschiedensten Lehrmeinungen anzutreffen ist. Denn Lehrsätze der *Reilschen*, der Erregungstheorie, der Nerven- und Humoralpathologie findet man unter einander gemengt; von Schärfen, schwarzer Galle, Infarctus, auflösenden Mitteln u. s. w. wird noch viel und mit Wichtigkeit gesprochen. Überhaupt zeigt das Ganze, dass der Vf. mit seiner Theorie des medicinischen Wissens noch nicht ganz im Reinen ist, ohngeachtet ihm Fleiss und Gelehrsamkeit nicht abgesprochen werden kann.

S. M.

Ökonomie. *Erfurt*, b. Hennings: *Beschreibung einer Dresch- Stoss- und Stampfmaschine, als Beytrag zur Maschinerie in der Landwirthschaft.* Von *J. V. Sickler*, Pfarrer in Kleinfahnern im Herzogthum Gotha u. s. w. mit 1 Kupfertafel. 1806. 64 S. 8. (8 gr.) Sehr gut gemeint und alles ganz bescheiden gesagt. Aber da Hr. *S.* die sich jetzt von Tage zu Tage weiter verbreitenden englischen Dreschmühlen weder nach ihrer Construction, noch nach ihrer Wirkung, noch auch in Hinsicht auf den doch wirklich nur geringen Kostenaufwand, den sie erfodern, kennt; da er seine eigene Maschine weder nach der Theorie, noch nach der Erfahrung im Grossen, sondern nur nach einem Modelle, das er sich hat machen lassen, hat beurtheilen können: so hat er uns gleichwohl nur eine Erfindung geliefert, die so, wie jetzt schon die Sache steht, keine weitere Aufmerksamkeit verdient. Nur zur Nachricht für diejenigen, die Hn. *S.* Idee gern wissen möchten, ohne die Beschreibung selbst lesen zu wollen, zeigen wir hier noch den Plan der Maschine an. Eine gewöhnliche Daumenwelle hebt auf der einen Seite eine Reihe Stempel zum Stossen oder Quetschen, und auf der anderen die Dreschhämmer, worunter sich eine Dreschdiele von Bohlen befindet, die jene Daumenwelle mittelst eines vorgelegten Zeugs dergestalt vor und zurück schiebt, dass die darauf parallel mit den Stielen der Dreschhämmer angelegte Frucht von der Spitze der Ähre bis an das Stoppelende bedroschen werden kann. Die Hämmer selbst sind längliche, unten platte, oben abgerundete, im rechten Winkel auf die Stiele befestigte Stücken Holz, von deren einem bis zu dem anderen nur ein geringer Spielraum gelassen ist, damit sie neben einander ohne Hinderung gehen können. Bey jedem Niederfallen der Hämmer wird also ein Streif von der unteren Breite der Hämmer in der ganzen Breite der Dreschdiele, und auf diese Art bey dem allmälichen Fortschieben der Diele der Halm allmälich nach seiner ganzen Länge bedroschen. Findet man das einmalige Bedreschen noch nicht hinlänglich, so kann man es so oft, als nöthig ist, wiederholen.

Die Gründe, die uns die Dreschmühlen immer nöthiger machen, giebt Hr. *S.* sehr richtig an; nur fällt es etwas auf, wenn er auch den mit darunter stellt, dass man anfängt, die geringen Leute „*Sie*" zu nennen. Verdarb man sie denn vor ein oder zweyhundert Jahren damit, dass man das vorige „*du*" in das neuere „*ihr*" verwandelte? Achtung können auch diese Menschen verlangen; und die Mode in der Sprache muss auch ihnen zu Statten kommen.

a.

Erbauungsschriften. *Düsseldorf*, b. Schreiner: *Über den Einfluss des evangelischen Lehramtes auf das Wohl des Staates.* Eine Synodalpredigt mit einigen hinzugefügten Bemerkungen und Herzensergiessungen, von *Friederich Mohn*, französischem Prediger zu Duisburg am Rhein. 1805. 76 S. kl 8. (8 gr.) Die eigentliche Tendenz dieser Predigt ist polemisch. Sie geht von einer Behauptung aus Hn. *Voss* Handbuch der allgemeinen Staatengeschichte aus, und sucht sie zu widerlegen. Diese Darlegung der Veranlassung zur Wahl des Stoffes ist dem Ganzen nicht günstig. Überdiess ist es uns noch zweifelhaft, ob der Vf. Hn. *Voss* im Zusammenhange richtig verstanden habe, da sich ja auch manche seiner Äusserungen, aus dem Zusammenhange gehoben, sogar für Belege zu jener bestrittenen Stelle halten liessen. Übrigens ist diese Synodalpredigt mit vieler Wärme, in einer andringlichen, nur etwas zu wortreichen Sprache geschrieben, und theilt, so wie die hinzugefügten Herzensergiessungen, zwar keine neuen Ansichten, aber manche zu beherzigende Bemerkungen mit.

V. Pf.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 FEBRUAR, 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zürich, b. Orell, Füfsly und Comp.: *Lyrische Anthologie*, herausgegeben von *Friedrich Matthiſſon*. I—XVIII Theil. 1803—1806. 12. (18 Thlr.)

Mehrere kritische Blätter haben bereits diesem beyfallswerthen Unternehmen des Hn. *M.* Gerechtigkeit widerfahren lassen, und auch in dieser A. L. Z. (J. 1805. No. 74) hat ein anderer Mitarbeiter die ersten VIII Theile nach Verdienst erwähnt. Idee und Ausführung sind des geschmackvollen Herausgebers würdig, und wenn auch eine strengere Kritik noch Einiges zu tadeln finden sollte, so liegt diess in der Natur eines solchen Unternehmens, und kann Hn. *M.* zu keinem besonderen Vorwurfe gereichen. Schon vor mehr als dreyssig Jahren gab *Ramler* den ersten Theil einer ähnlichen Sammlung heraus, die er mit einem, etliche Jahre später erschienenen *zweyten* Theile beschloss. So viel Schönes und zum Theil Meisterhaftes nun auch jene *Ramlerische Blumenlese* enthielt, so blieb es doch unangenehm, dass kein einziges Gedicht mit dem Namen seines Vfs. bezeichnet war. Dadurch verliert nun zwar diese Sammlung nichts in den Augen des blossen Dilettanten; dem Literator hingegen wird dadurch ein grosser Theil des Genusses entzogen. Wer auch noch so sehr in unseren deutschen Dichtern belesen ist, wird doch Mühe haben, den Namen des Vfs. jedes einzelnen Gedichtes aufzufinden; und wer wünscht nicht gern auch den Verfasser eines trefflichen Gedichts zu kennen? — In dem Vorberichte zum zweyten Theile macht zwar *Ramler* einige der bekanntesten Dichter, wie *Weisse*, *Hagedorn*, *Lessing*, *Gleim*, *Uz*, *Kleist*, *Ebert*, *Adolph* und *Elias Schlegel*, *Kretschmann*, *Bürger*, *Gotter*, *Blum*, *Schiebeler*, *Giseke* und *Zachariä* im Allgemeinen namhaft, und fast der sechste Theil des zweyten Bandes rührt von dem, von *R.* nicht genannten Dichter *Nikolaus Götz* her; allein nach der Namens-Angabe der einzelnen Verfasser sieht man sich vergeblich um. Alle Verfasser kannte Hr. *R.*, wie er gesteht, selbst nicht; einige wollten nicht aus dem Dunkel der Anonymität hervortreten, andere hingegen wurden darum nicht vom Herausgeber genannt, weil sie — welches wir jedoch nicht für billig halten können, — „in dem Falle, dass er sie genannt hätte, vielleicht bey einigen ein kleines Vorurtheil wider die Blumenlese erweckt haben würden, indem man die eigenen Werke derselben hin und wieder nicht allzuwohl aufgenommen habe; indessen stritten die hier von ihm mitgetheilten Proben mit den besten dieser Sammlung um den Vorzug." — — Im Gegentheile hätten hier die schönen Gedichte dieser Verfasser die Vorurtheile der Recensenten wider ihren Dichterberuf widerlegen können.

Nach einem, im Ganzen besseren Plane hat Hr. *M.* die vorliegende Sammlung veranstaltet. Sie umfasst *zwey volle Jahrhunderte*; und stellt die, während diesem Zeitraume aufgetretenen lyrischen Dichter der Deutschen nach der Zeitfolge auf. Der im J. 1584 geborne und gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gestorbene Dichter *Georg Rudolph Weckherlin* macht den Anfang dieser vaterländischen Dichter-Reihe, und der im J. 1781 geborne Hr. *Christian Schreiber* zu Eisenach macht den Beschluss. Von allen Dichtern und Dichterinnen — bis auf wenige Ausnahmen — ist das Geburts- und von den Gestorbenen auch das Todesjahr, so wie der äussere Beruf oder das Privatleben derselben, bemerkt worden. Da Hr. *M.* dieses Werk nicht ausschliessend für Sprachforscher und Literatoren, sondern für das ganze lesende Publicum bestimmte, so kam es darauf an, dasselbe auch durchaus lesbar zu machen. Dass diess, besonders bey den älteren Dichtern, unmöglich gewesen seyn würde, wenn ihre Gesänge mit diplomatischer Genauigkeit wären abgedruckt worden, bedarf wohl keiner Erinnerung. An Abdrücken älterer Gedichte mit allen Incorrectheiten, wird es unser sammelndes Zeitalter ohnehin nicht fehlen lassen. Manches Gedicht hat nur zwey bis drey Stellen, die einer Berichtigung oder Veredlung im Ausdrucke bedurften, und warum sollte nun ein solches Gedicht nicht aufgenommen werden? Veränderungen und oft auch Abkürzungen waren hier unvermeidlich. Es kam nur darauf an, den Charakter und Geist der abgekürzten oder veränderten Gedichte mit Schonung, und den guten Geschmack mit Achtung zu behandeln; und dass diess Hn. *M.* im Ganzen trefflich gelungen sey, können wir mit voller Überzeugung bejahen. Mehrere veraltete Dichter sind mit Medeenzauber verjüngt worden; nur selten hat die *Matthiſſonsche* Feile den ursprünglichen Charakter eines Gedichts verwischt, oder gelungene Strophen, die der Zusammenhang nothwendig machte, vernichtet.

Dass der Herausgeber die 187 Dichter, die in der Hauptsammlung vorkommen (denn der 18te Theil enthält noch einige Supplemente) chronologisch und nicht nach Schulen, wie ein sonst sehr einsichtsvoller Beurtheiler irgendwo wünschte, an einander reihte, ist unter anderen auch darum zu billigen, weil diese

Ordnung gewissermaſsen einen Maſsſtab des Steigens und Fallens der lyriſchen Poeſie unter den Deutſchen darbietet; bey einer neuen Auflage möchten wir ſogar eine noch ſtrengere chronologiſche Ordnung wünſchen, als beſonders in den letzteren Theilen Statt findet. Die Anordnung nach Schulen ſcheint etwas Willkührliches, und noch mehr Willkührliches zu haben, als die ſcharf bezeichneten Claſſen, worunter unſere Äſthetiker bisher die einzelnen Dichtungsarten zu bringen geſucht haben. Unter welche der herkömmlichen Claſſen will man z. B. manche herrliche Ergieſsungen des morgenländiſchen Dichtergeiſtes bringen? Der Grund hievon liegt in der Natur der Sache. Jeder wahre Dichter iſt originell; ſelbſt der geiſtvoll nachahmende Dichter wird ſich ſchwerlich an Ein Original halten, und bleibt daher in gewiſſem Sinne, indem er ſich nur das Schönſte und Trefflichſte fremder Poeſieen im Geiſte anzueignen weiſs, in gewiſſem Sinne originell. Wir dürfen nur an *Bürger*, *Gotter*, *Herder* u. a. erinnern, wovon wir einige Nachahmungen beſitzen, die den Werth von Originalen haben. Überdieſs hat jeder ſelbſtſtändige Künſtler überhaupt ſeinen individuellen Styl und ſeine eigene Manier. Zu welcher Schule z. B. ſollen *Götz*, *Hölty*, *Gotter*, *Salis*, *Gallisch* u. a. gerechnet werden? oder ſollen alle dieſe Dichter beſondere Schulen bilden? Bloſs manierirende, d. h. nachkünſtelnde Dichter dürften in eine lyriſche Anthologie gar nicht aufgenommen werden. Die meiſten der hier aufgeſtellten Dichter ſind nun ihres Platzes in einer Blumenleſe, wo ein niedliches Feldblümchen gar wohl neben einer geruchigen und prächtigen Gartenblume ſtehen kann, nicht unwürdig. Man muſs es Hn. *M.* danken, daſs er manchen von ſeinem gleichgültigen Vaterlande zu früh vergeſſenen oder gar nicht gekannten Dichter in dieſer Gallerie deutſcher Lyriker aufſtellte, und dadurch ſein Andenken wieder auffriſchte. Mancher minder bekannte Dichter ſteht hier mit Ehre neben einem allgeprieſenen, und ſcheint ihm wohl gar den Rang ſtreitig zu machen. Manches, bey ſeiner erſten Erſcheinung von Ariſtarchen bekrittelte Lied gereicht dieſer Sammlung zu einer wahren Zierde. Was müſste aus unſeren aufblühenden Dichtern geworden ſeyn, wenn ſie ſich durch jede abſprechende und oft ganz grundloſe Kritik hätten beſtimmen oder abſchrecken laſſen! Auch die namhafteſten Kritiker wuſsten ſich nicht immer von übeler Laune unabhängig zu erhalten.

Offenbar aber hat Hr. *M.* auf der einen Seite zu viel, und auf der anderen Seite zu wenig gethan. Von manchen Dichtern wäre die Hälfte ihrer Beyträge hinreichend geweſen, manches mittelmäſsige oder witzelnde Stück hätte gänzlich wegbleiben können, noch anderen Stücken ſieht man allzuſehr die ängſtlichen Compoſitionen ihrer Verfaſſer an, und wir möchten dieſe Arbeiten mit muſſiviſchen Gemählden vergleichen, die nur in einer gewiſſen Entfernung ihre Wirkung thun. Manches Stück ſcheint auch mehr dem Namen ſeines Verfaſſers oder freundſchaftlichen Verhältniſſen des Herausgebers mit dem Verfertiger, als innerem Gehalte, die Aufnahme zu verdanken. Dagegen ſind nicht nur manche treffliche Dichter, die wir mit Recht erwarteten, gänzlich übergangen worden, ſondern wir haben uns auch nach einzelnen vorzüglichen Gedichten vergebens umgeſehen. Das von *Andreas Skuttetus* (Th. I) mitgetheilte Gedicht: *Namenstagsgeſang* iſt ziemlich trocken, und nicht geeignet, nach den übrigen Gedichten dieſes Verfaſſers lüſtern zu machen. Warum von *Gleim* (Th. 2) nur Schlacht- und Siegslieder, von *Weiſse* (Th. 4) nur Amazonen-Lieder, von *Schiebeler* (Th. 6) bloſs mythologiſche Romanzen aufgenommen worden ſind, ſehen wir nicht ein, da man von dieſen Dichtern einige andere, ungleich intereſſantere, Stücke hat. Unter den ſchönen Gedichten von *Claudius* (Th. 7) würde man das S. 194 mitgetheilte, worin die öftere Wiederholung der Naſe ermüdet, nicht vermiſst haben. *Die ſchwimmenden Batterien* von *Lichtenberg* (Th. 8) wurden wohl nur aufgenommen, um den Namen dieſes geiſtreichen und witzigen Kopfs auch unter Deutſchlands Lyriker zu bringen. Mehreren Gedichten von *Gottl. Nathan Fiſcher* (Th. 9) ſieht man eher Studium und Bildung, als ächtpoetiſchen Geiſt, an. Eben dieſs iſt der Fall mit einem anderen verdienten Preuſſen, mit *Gedike* (Th. 13). Warum nahm Hr. *M.* (Th. 10) nicht *Bürgers Pfarrers Tochter zu Taubenhain* auf? die, wie wir aus *Bürgers* eigenem Munde wiſſen, der Dichter ſeiner *Lenore* vollkommen an die Seite ſetzte. Ungern vermiſsten wir (Th. 11) den *Fiſcher* und *Erlkönig* von *Goethe*. Von *Blumauer* (Th. 13) hätten ſich wohl noch intereſſantere Stücke, als die hier mitgetheilten, z. B. ſeine *Freymauer-Tugend* aufnehmen laſſen, ein Gemählde, ausgezeichnet durch eine treffliche äſthetiſche Haltung. Obgleich *Koſegarten* ſo manchen geiſt- und herzvollen Geſang geliefert hat, ſo ſind doch hier (Th. 13) nur zwey Stücke, gleichſam Ehren halber, aufgenommen worden. Dagegen nehmen andere Dichter, deren Sammlungen in jedermanns Händen ſind, oft den gröſseſten Theil eines Bandes weg: von *Göckingk* (Th. 8) ſind nicht weniger als 37 Stücke, von *Schiller* 21, von *Salis* 27, und von Hn. *M.* ſelbſt 25 Stücke eingerückt (Th. 14. 15). Die Elegie des Apoſtels Petrus (Th. 16) hätte wegbleiben können, zumal, da einige andere Gedichte des Hn. *F.*, wie z. B. *die Lebensgöttinnen*, deſto vorzüglicher und trefflicher ſind. Statt der vielen *Farbenlieder* von *Müchler* (Th. 16) würden wir auch einige andere von dieſem Dichter mitgetheilt haben.

Mehrere Dichter, — die meiſten älteren und unter den neueren *Gerſtenberg*, *Galliſch*, *Ewald*, *Koſegarten*, Maler *Müller* u. ſ. w. haben viele Veränderungen erlitten; wir fanden jedoch bey genauerer Vergleichung mit den Originalen, daſs dieſe Veränderungen meiſt wirkliche Verbeſſerungen waren. Nur ſelten iſt eine Strophe weggefallen, wodurch der Zuſammenhang dunkel wurde, und noch ſeltener ſind wahrhaft ſchöne Strophen ganz vernichtet worden, ohne daſs man die Urſache davon einſieht. Die Klagen über die von *Ramler* mit den *Kleiſtiſchen*, *Götziſchen* und anderen Gedichten vorgenommenen

Veränderungen hat man bis zum Überdruffe wiederholen gehört. Rec., der einige Originale gepriesener Dichter mit den von *Ramler* veränderten Stücken verglichen hat, möchte fast glauben, dafs jene Dichter einen Theil ihres Ruhms der Ramler'schen Feile zu verdanken haben. Auch talentvolle Dichter wissen oft nicht wegzustreichen, und die Feile bey ihren Arbeiten anzuwenden, und doch — wie sehr würden manche Poesieen gewonnen haben, wenn ihnen die Feile *Ramler's*, *Gotter's*, *Vossens* oder *Matthisson's* zu Theil geworden wäre! Was würde *Kosegartens* Gedicht-Sammlung seyn, wenn ½ der aufgenommenen Stücke gänzlich ausgeschlossen, ganze Strophen aus den beybehaltenen weggestrichen, und den übrigen eine recht strenge kritische Sorgfalt gewidmet würde! Einige von Hn. *M.* vorgenommene Abkürzungen haben uns jedoch wehe gethan. Unter den neueren Dichtern haben wenige so unter seiner Feile gelitten, als Hr. *von Münchhausen*. (S. 16.) In dem Abschiedsruf an *Seume* fehlen sogleich die vier ersten einleitenden Strophen, wovon wir die erste, als Probe, hieher setzen:

Nur Thränen träufeln am empörten Rheine
In die entweihten Becher deutscher Weine;
Mit Schaudern trinkt der Biedermann,
Und Braga flieht die blutgedüngten Hügel —
Wer lösete, Begeistrung, dir den Flügel?
Wer schlug der Harfe Saiten an?

Schiller hatte zwar auch schon in der *neuen Thalia* Manches aus diesem Gedichte weggelassen, war aber doch weit schonender, als *Matthisson*, damit verfahren. So fängt doch *S.* mit dieser zweyten Strophe an:

Ich sass umbraus't vom kriegrischen Gewühle,
Und sann, auf meinen Arm gestützt, dem Spiele
Des Schicksals und der Menschen nach;
Da hört' ich fernen Laut bekannter Stimme.
Es tönte, wie mit Todesboten-Grimme,
Ein Abschiedsruf den Träumer wach.

Verdienten solche Strophen nicht stehen zu bleiben? *Matthisson* läfst das Gedicht erst mit der *fünften* Strophe: „o Mann der einst auf wilden Meereswogen" u. s. w. beginnen. Aufserdem sind noch *sechszehn* andere Strophen weggeschnitten, worunter einige sind, die einen bedeutenden Bezug auf das *Seume'sche* Gedicht haben. Ungern vermifst man unter andern auch die vorletzte Strophe, wo es heifst:

Und taugt das Wetter nicht zum Fischen oder Jagen,
So steigen wir in *Wielands* Wunderwagen,
Und fahren rasch in's Feyenland;
Dort schenkt er Schlöffer dir und Blumengründe,
Und Ruhe, die er in der Zauberbinde
Schon oft um meine Stirne wand!

Ein guter Dichter kann unmöglich ein Gedicht verfertigt haben, woraus man *zwanzig Strophen*, ohne Nachtheil des Ganzen, *wegwerfen kann!* Bey einem so correcten Dichter, wie *Gotter* ist, war es gewagt, zu ändern, oder Strophen wegzulassen. Wir würden daher auch in der Romanze: *Blaubart* die Schlufsstrophe beybehalten haben. Bey einer neuen Auflage dieser Anthologie wünschten wir auch, dafs Hr. *M.* von solchen Dichtern, deren Gedichte noch nicht gesammelt sind, und wo — wie bey manchen Verstorbenen, — zu einer Sammlung wenig Hoffnung ist, mehrere Beyträge aufnehmen möge, als von solchen Dichtern, deren Sammlungen in den Händen aller gebildeten Leser sind. Kleine Unrichtigkeiten in den Literär-Notizen, dafs z. B. *Meifsner* schon seit etlichen Jahren nicht mehr zu *Prag* lebe, sondern zu *Fulda*, als Consistorialrath und Director des dortigen Lyceums, dafs *Bouterweck* schon längst *ordentlicher* Prof. der Philos. zu Göttingen gewesen, u. s. w., übergehen wir billig mit Stillschweigen.

Mehrere vorzügliche Dichter, (und *nicht blofs Dichter vom zweyten Range!*) sind unbilliger Weise von Hn. *M.* übergangen worden. Wir hatten eine Anzahl älterer und neuerer Dichter bemerkt, welchen eine Stelle in dieser Sammlung gebührt hätte; die älteren aber fanden wir — bis auf *Ph. v. Zesen*, *Christian Gryphius* und einige andere — im achtzehnten Theile noch nachgetragen. Von den neueren aber fanden wir blofs *J. J. Bodmer*, *V. B. v. Tscharner*, *K. W. Müller*, *G. B. Funk*, *H. Füfsli*, Mad. *Seidel*, geb. *Lange* und *K. P. Moritz*, wovon wir hier einige zuerst als Dichter kennen lernten, nachgeholt. Dagegen sieht man sich vergeblich um nach *G. A. Gramberg* d. ält., *Zaupser*, (dem Verfasser der feurigen *Ode auf die Inquisition*), *F. L. W. Meyer*, *Freudentheil*, *Falk*, *Broxtermann*, *Filidor*, (H. C. L. Senf) *Hölty's* glücklichem Nachfolger, aus Bürgers früheren Musen-Almanachen und einer Gedichte-Sammlung, Leipzig 1788. bekannt, *Aloys Schreiber* (zu Heidelberg), *Tieck*, *von Hardenberg* (*Novalis*), und vielen anderen von gleichem Werthe. Wie trefflich ist z. B. *das Bergmanns-Lied* des letzteren, das so anfängt:

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mifst,
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schoofs vergifst;
Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht,
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.
Er ist mit ihr verbündet
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' sie seine Braut, u. s. w.

Eben so hätten *Karoline Rudolphi*, *Louise*, *Fürstin von Neuwied*, *Sophie Brentano* (sonst *Mereau*), wovon besonders die letztere neben oder über unseren besten deutschen Dichterinnen steht, manche wohlduftende Blumen zu dieser Anthologie liefern können, vieler anderen gemüthvollen Gesänge, Romanzen, Balladen, lyrischer Ergiefsungen, wie z. B. des Gedichtes: *an Bacchidion* (Göttinger Musen-Alman. v. J. 1789) nicht zu gedenken. Einige vorzügliche geistliche Lieder hätten gleichfalls eine Aufnahme verdient. Gerne hätten wir dagegen auf manches Stück von — — — — u. s. w. Verzicht gethan.

Aller dieser kleinen, offenherzig von uns angezeigten Mängel ungeachtet, wird diese Sammlung des Vorzüglicheren, was unsere lyrische Poesie in den zwey letzten Jahrhunderten hervorgebracht hat, Vieles dazu beytragen, dafs die Achtung für die deutschen Musen nicht nur in Deutschland selbst, sondern

auch im Auslande wachse; zumal, da auch die Verlagshandlung für ein so einladendes Äussere gesorgt hat. Nicht immer war es bisher das Beste und Trefflichste, was unsere Nachbarn aus Deutschland auf ihren einheimischen Boden verpflanzten. Eben so widerlegt diese Anthologie die von manchen Schriftstellern so oft erhobene Klage, dass die letztere Periode keine so vorzüglichen Dichter hervorgebracht habe, als die frühern; denn auch die letzten Theile dieser Sammlung bieten noch die lieblichsten Blumen dar, durch Frische und Wohlduft ausgezeichnet. Zuletzt wünschen wir Hn. *M.* nicht viele Nachfolger im Blumensammeln, weil wir nicht Vielen die nöthige Competenz zur Auswahl und die gehörige Prüfung der Geister zutrauen. Der erste Theil einer kürzlich erschienenen epigrammatischen Anthologie zeugt von einer zweckmäfsigen Anlage, und verspricht viel Gutes; auch ist es bey diesem letzten Unternehmen lobenswerth, dass es nicht zu bändereich werden wird. — Möge Hr. *M.* diese Anzeige als einen Beweis der Achtung ansehen, die wir ihm seit seinem ersten Auftreten als Dichter aufrichtig weiheten!

Kw.

Arnstadt und Rudolstadt, b. Langbein und Klüger: *Leontino*, eine romantische Geschichte. Vom *Verfasser des Rinaldini.* 1804. 272 S. 8. (1 Rthlr.)

Ebendaselbst: *Armidoro*, eine Wundergeschichte. Vom *Verfasser des Rinaldini.* Erster Theil. 1804. 236 S. Zweyter Theil. 222 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Abermals zwey kleine Rinaldini's, die sich nichts, als das Rauben abgewöhnt haben. Der Vf. hat zwey Themata, die er mit leichter Mühe ins Unendliche variirt, zwey Hebel, die seine ganze Kunst bewegen: *Neugier und Lüsternheit.* Er hat einen *Helden* von italiänischem Namen; der junge Mann ist weiter nichts, als schön und etwas liederlich — so charakterisirt eine Aloisia (*Leontino* S. 158) *alle* diese Helden: „Sie „sind einer von den *ganz gewöhnlichen* Männern, nur „dass Sie *schöner* sind, als der gewöhnliche Schlag der „Männerrace. Zum Glück aber können Sie nur *für* „*Augenblicke* gefährlich werden, denn Sie können „nicht *lieben.*" Derselbe Held ist umringt von einem Dutzend Mirabellen, Seraphinen, Serenen und Rosauren, alle mehr oder weniger schön, gefällig und flach, gegen welche sein Herz spielt in der Art wie *Armidoro* Th. I. S. 104 geschildert wird: „Euer empfängliches Herz weiss *jeder weiblichen Gestalt* mit „Entzücken zu huldigen, und glücklich seyd ihr *al*„*lenthalben*, wo Euch ein Auge freundlich lacht, *es ge*„*höre, wem es wolle.*" (Wer erkennt hier nicht die zarte Umschreibung der *Schürze!*) Dabey ist die Herkunft des jungen Adonis immer *unbekannt*, auch hat er mit *Gefahren* zu kämpfen, die er aber alle durch Hülfe einer unsichtbaren Wunderkraft besiegt, (in Rinaldini ist es der Alte von Fronteja, im Leontino der Kapitän Falardo, im Armidoro sogar *zwey*, nämlich die Fee Melusine und die Mutter Maria!) wird endlich ein Graf, ein Prinz oder gar ein König, und stirbt gewöhnlich auf der letzten Seite, mit dem Buche zugleich. — Diess ist das *Wesen* dieser Romane. Zufällige *Zierrathen* sind die Romanzen, welche zu allerhand Instrumenten gesungen werden, von solcher Art und Kunst:

> Sie und Er, mit Glanz umflossen,
> Sie und Er voll Zärtlichkeit,
> Welch ein Glück hat sie genossen!
> Was hob ihn zur Seligkeit! Armidoro, Th. I, S. 9.

ferner Stellen und Motto's aus fremden Sprachen, italiänische, spanische, portugiesische, ja lateinische (denn in Armidoro regiert der Seneca), und endlich — die *einfache Geschichte*, die sich als eine Art von Fabel ausspinnt.

Dennoch weiss der Vf. zu interessiren, wie das schon seine vielen Leser beweisen. Seine Kunst besteht darinn: er fasst sich kurz, eilt von einer kleinen Begebenheit zur anderen; stellt alles abgerissen, in einem Halbdunkel hin, und hat gerade so viel Imagination, dass er die Imagination des Lesers anregt. *Dialogen* sind folgender Art zu lesen: (*Armidoro* Th. 2. S. 219 f.):

„*Arrad.* Der König regiert in seinen Unterthanen die vier Elemente u. s. w.

Jassor. (Ein Hofnarr.) So seyd ihr ja ein *elementischer* König gewesen!

Arrad. O! ja, guter Narr! Eben so, wie ich jetzt ein elementischer Derwisch bin.

J. Und diese Elemente habt Ihr auch regiert?

A. Wie gesagt.

J. Gut! gut! So bin ich auch ein vierfacher, elementischer Narr!

A. Trompeten!

Jassor. Finis."

Finis!

fc.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Berlin*, b. Schöne: *Beyträge zu einem zweckmässigen Elementarunterrichte für angehende Stadt- und Landschullehrer* von *Joh. Gottfr. Eger*, Schullehrer beym hochlöbl. v. Götzeschen Regim. in Berlin. Nebst 2 Zeichen- und 1 Buchstabentafel. 1805. 73 S. 8. (12 gr.) Über Sinnenübungen, Selbstbeschäftigung der Kinder, über Erlernung der Buchstaben, Unterhaltung mit den Kleinen, über Schul-Gebete und einige andere pädagogische Gegenstände theilt Hr. *E.* einige Bemerkungen mit, welche denkenden Jugendlehrern keinesweges neu, aber den Anfängern in der Unterrichtskunst gar wohl nützlich seyn können. Bey den wiederholten Unterhaltungen mit kleinen Kindern über einen und denselben Gegenstand sich immer der nämlichen Worte zu bedienen, scheint dem Rec. nicht nöthig zu seyn, wie der Vf. glaubt.

Z—d.

Jugendschriften. *Berlin*, in der Realschulbuchh.: *Der Kinderfreund auf dem Lande.* Ein Geschenk für die ländliche Jugend von *M. Karl Ludwig Schulze*, Prediger und Rector zu Spandau. 1806. 96 S. 8. (4 gr.) Schon manche versuchten, die ländliche Jugend mit der sie umgebenden Natur auf eine gefällige Weise bekannt zu machen, und die meisten Versuche der Art hatten wenigstens Eine gelungene Seite. Hier finden sich mehrere. Der Inhalt des Buchs, so wie der Ton des Vortrags, der am leichtesten zu verfehlen war, entsprechen ihrer Bestimmung. Nur erwarte man von der ersten Seite keine Landschulenencyklopädie, die auch der Vf. gar nicht hat geben wollen; auch sind hier so wenig, wie bey der Art des Vortrags, alle individuellen Ansichten gänzlich zu vermeiden.

Km.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 FEBRUAR, 1807.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Hamburg, b. Villaume: *Holsteinisches Idiotikon, ein Beytrag zur Volkssittengeschichte*, oder *Sammlung plattdeutscher alter und neugebildeter Worte, Wortformen, Redensarten, Volkswitzes, Sprichwörter, Spruchreime, Wiegenlieder, Anekdoten und aus dem Sprachschatze erklärter Sitten, Gebräuche, Spiele, Feste der alten und neuen Holsteiner*. Mit Holzschnitten. Erster Theil, nebst Einleitung über den Plan und die Grundideen des Werkes von *Joh. Fried. Schütze*, königl. dänischem Kanzley-Secretär. 1800. XXIV und 342 S. 2 Th. 1801. 370 S. 3 Th. 1802. 324 S. 4 Th. Altona b. Hammerich, 1806. 391 S. 8.

Wir haben das Ende dieses zur Kenntnifs der plattdeutschen Mundart vorzüglich nutzbaren Werkes abwarten wollen, ehe wir unser Urtheil darüber fällten, weil wir besorgten, es möchte sonst Manches erinnert werden, was der fleissige Vf. in dem beym 2 und 3 Theile befindlichen Anhange selbst anbrächte. Der Vf. bestimmt in der ausführlichen Vorrede den Gesichtspunct, aus welchem er angesehen zu seyn wünscht. Man würde also ungerecht handeln, wenn man sein Buch bloss als ein Idiotikon betrachten wollte, da er sich hauptsächlich auf Sitten und Gebräuche einläfst, und dadurch die Sprache erklärt, die Ableitung der Wörter aber nur zuweilen bemerkt. Dadurch ist das ganze Werk in verschiedener Absicht unterhaltender geworden, als andere ähnliche Bücher, weil man fast auf allen Blättern etwas antrifft, was zur Geschichte der Denkart, der Sitten und Gebräuche der Holsteiner gehört, Sprichwörter, Gleichnisreden, Volkswitz, Denkreime, Spöttereyen u. s. w. Man möchte eher sagen, dass Hr. *S.* darin zu freygebig, als zu karg gewesen, und dass manches den Holsteinern nicht besonders eigene Wort absichtlich eingereihet wäre, um irgend ein Bonmot, womit bisweilen auch Plattheiten bezeichnet werden, (wie 1 Th. 195 S.) anzubringen. Daher kommt es vielleicht, dass man mit eben so vielem Rechte über Mangel, als Überfluss in diesem Werke zu klagen hat. Von dem Mangel dienen die unerklärt gebliebenen Wörter zum Beweise, ingleichen die Nachträge, die Hr. *Hübbe* in der Zeitschrift: *Hamburg und Altona*, 4 Jahrg. 2 und 6 Heft bekannt gemacht hat. Doch sind auch andere Mängel dem Vf. ungerechter Weise vorgeworfen worden. Denn wenn man Wörter der plattdeutschen Mundart hier vermisste, so vergass man oft dabey die Frage, ob sie auch im Holsteinischen bekannt waren. Überfluss aber ist daher entstanden, dass viele Sprichwörter, Denkreime u. s. w. zweymal aufgeführt werden, wo Eine Nachweisung hinreichend gewesen wäre; ferner dass auch solche Ausdrücke und Vergleichungen aufgeführt worden, in welchen alle deutschen Mundarten übereinstimmen. Wenn 1 Th. S. 109 steht: *Blaker*, Wandleuchter, und weiter nichts, so sucht das wohl niemand hier. Eben so *blaffen*, bellen, auch bläken, (an anderen Orten nennt man nur das eintönige Bellen der Hunde ein Blaffen), ingleichen *Dunbedde*, ein weiches Bette, woraus ein Fremder, der etwa das Deutsche aus Büchern lernen wollte, den Schluss machen müsste, *Dun* bedeutete weich, *Hagel*, wie im Dän. Hagel, *Happen*, *Hase*, *lepus*. Dergleichen Wörter finden sich hier eine Menge, und vergrössern das Buch ungemein, wozu auch der weitläuftige Druck und die häufigen Absätze viel beytragen. Bey *backsen*, *vorbacksen*, welches allerdings her gehörte, war die Erklärung, Maulschellen geben, hinreichend; aber der dabey angeführte Vers, worin das Wort nicht einmal vorkommt, ist überflüssig. Das Wiegenlied vom Bischoff Bukow von Halberstadt, woraus man Mukoh oder Bukoh gemacht hat, gehört eigentlich gar nicht her; es wird aber hier vierfach aufgeführt, und es werden die Erklärungen des *Buköken von Halle* verlangt. Da ist doch wohl die Reimsucht einer Amme, die einen Reim zu *Stalle* suchte, die einzige Erklärung. Was der gelehrte Däne *Gramm* dem *Richey* vorwarf, dass er vieles in sein hamburgisches Idiotikon aufgenommen hätte, was eigentlich überhaupt zur niedersächsischen Sprache gehörte, das gilt auch von diesem Werke. Man muss also das Wort *Idiotikon* nicht gar zu genau nehmen, und nur von dem Hauptinhalte verstehen. Man hat ferner dem Vf. den Vorwurf gemacht, dass er gar zu viele Plattheiten und schmutzige Redensarten angebracht hätte. Ganz konnte dergleichen nicht vermieden werden; aber Manches hätte entweder ganz wegbleiben, oder doch anständiger erklärt werden können, als das Wort *fladdern* u. a. Wem ist daran gelegen, jedes niedrige Schimpfwort zu wissen, welches man nicht etwa in Hamburg, Lübeck oder im Holsteinischen, sondern überhaupt in der gemeinen Volkssprache gebraucht, zumal wenn man keine nähere Erklärung darüber geben konnte oder wollte. Rec. erinnert sich des Worts *Flamschnute* aus *Sackmanns* plattdeutscher Predigt, welches hier fehlt, weil es vielleicht im Holstein. nicht gebräuchlich ist. Es sollte nämlich *Fladenschnute*, (Kuchenmaul), heissen. Dergleichen Erläuterungen,

die hier auch zuweilen vorkommen, sind nöthig, und werden von Verständigen mit Dank angenommen; hingegen ist es unangenehm, wenn sie bloss genannt oder geschrieben werden. Doch man kann darin schwerlich mit dem Vf. rechten. Es stand ihm frey, nach seiner eigenen Einsicht Wörter aufzunehmen oder auszuschliessen, nur für *Deutlichkeit* und *Richtigkeit* in den Erklärungen musste er sorgen. Beide anerkannte Grundgesetze findet Rec. nicht immer gehörig beobachtet. Manche Undeutlichkeiten entstehen daraus, dass Provincialwörter gebraucht werden, deren Erklärung man erst nachsuchen muss, die aber gleich in einer Parenthese hätten erklärt werden können. Man sehe die Wörter *Döreken, Hamen, Kort-Essen, Plattendrücker, Dwetern u. s. w.*, dergleichen Wörter, als *Amedam, Bicksand, beschwichtigen, schwögselig, unwirsch u. s. w.* sollten in Erklärungen vermieden werden. Bisweilen entsteht auch die Undeutlichkeit daraus, dass der Ausdruck gekünstelt ist, z. B. wenn es 1 Th. 309 S. von den Prügeleyen am Fastelabend heisst: *die Schauspieler outriren dafür, dass Jan Hagel auf allen Sitzreihen befriediget werde.* So steht 2 Th. S. 328 *Famel wie im Tunderschen Mädchen, vom Celt. ham, mator.* Hier sollte das Wort Mädchen als das erklärende Wort zuerst stehen, hernach im Tunderschen, wiewohl dieser Beysatz auch ganz wegbleiben könnte, wenigstens sollte er durch Commata von dem Worte Famel getrennt seyn; sonst sollte man denken, es wäre hier etwa ein Gedicht vom tunderschen Mädchen angeführt. *Gale* soll in Ditmarschen etwas bedeuten, was als eine Rinne ausgehöhlt ist, eine hohle, mit dem Arm eingedrückte Stelle in dem Tisch. Wie soll man diess verstehen? Kaum kann man in einer Tischplatte von sehr weichem Holz einen Eindruck mit dem Arm machen. Also etwa in die Tischecke. Bey dem Worte *Hase* für Strumpf wird angeführt: *Strump* ist in Hamb. Waizen- und Milchbrod *mit 2 Timpfen.* Hätte nicht leicht hinzugesetzt werden können, oder 2 spitzigen Ecken? Ebend. wird *Neocori* Erklärung von den Hasen oder Strümpfen ohne Füsslinge angeführt, aber die Worte *na dem Renden,* ingleichen *Kirsing* unerklärt gelassen. So ist *hegern* zwar richtig durch sparsam erklärt; aber es hätte wohl hinzugesetzt werden sollen, dass es so viel ist, als *hegerig*, (wie in anderen Mundarten *habern, haberig* für habsüchtig, *rappern* oder *rapperig* für rührig). Das Wort *Purt*, welches im 2 Th. S. 270 vorkommt, findet sich gar nicht. Ebend. sollte das Sprichwort: *Nan goden Heger kommt en goden Feger,* deutlicher so gedruckt seyn: Na'm (nach einem) goden Heger u. s. w. 1 Th. S. 109 steht: *Black:* (denn Hr. *S.* setzt durchgehends ein Colon hinter das zu erklärende Wort, wo doch ein Comma richtiger wäre), *Dinte*, (warum nicht Tinte?) *eigentlich die schwarze, nach dem Angelsächs.* Hier sollte es doch wohl heissen: eigentlich die schwarze Farbe oder Feuchtigkeit des Blackfisches. *Blackhorn* wird überhaupt durch *Dintefass* erklärt, und hernach folgt *das Hornene*, (richtiger *hornene* oder *hörnerne*), *mit einer Spitze von Eisen u. s. w. Blackschieter: Spottname für Gelehrte und Schreiber, Vielschreiber. Der Blackfisch führt denselben Namen im eigentlichen Verstande.* (Es könnte deutlicher heissen: ein Tintesudler, oder der viel Papier mit Black, d. i. Tinte beschmutzt). Unter *Bood, Naarenbod* stehen am Ende die Worte: auch der Polichinell im Kasten *zotelt. Budenland* wird durch das einzige Wort Vorland erklärt, wo eins so undeutlich ist als das andere. *Deele* heisst auch ein Bret, steht Th. I, S. 211. Sollte nicht das Hochdeutsche *Diele* hinzugesetzt seyn? *Ding* wird erklärt durch *ens*, Wesen, Etwas. Heisst es nicht auch eine Begebenheit, ein Umstand? Bey dem Denkreim (1 Th. 92 S.) *Vör Bescheed givt na keen Kret,* ist das Wort *Kreet* zwar durch Streit erklärt, aber nicht besonders an seinem Orte aufgeführt, wie im bremischen Wörterbuche, welches man öfters zu Rathe ziehen muss. Ferner ist der Spruchreim so erklärt, dass schwerlich der eigentliche Sinn getroffen ist. Dadurch wird der Streit nicht verhütet, dass man überhaupt Bescheid von einer Sache weiss, sondern dass man bey einer Verabredung seine Verpflichtungen mit gehörigen Einschränkungen, Ausnahmen und Bedingungen übernimmt, und diese Bedingungen nicht erst nachher bekannt macht, sondern sich darüber vorher bescheidet. Vielleicht wäre *Vorbescheed* richtiger in einem Worte gedruckt. Genug der wahre Sinn ist von *Matheson* in *Recheys Idiot. Hamb. p.* 138 so ausgedrückt, dass keine Veränderung nöthig war, nämlich: vorhergenommene Abrede macht hernach keinen Streit. Noch steht 1 Th. 226 S. *In de Dodenlade setten, sagen geringe Leute, die Geld bey gewissen autorisirten Anstalten einschliessen, die ihnen das Geld zum Begräbniss auskehren.* Das kann wohl nicht anders verstanden werden, als dass man sein eingesetztes Geld, also weder mehr, noch weniger, bey Begräbnissen wieder bekäme, welches aber wohl bey keiner Begräbniss-Casse der Fall ist. Wenn hier ja eine Erklärung für nöthig erachtet wurde, so war sie doch wohl deutlicher abzufassen. Manche Undeutlichkeit entsteht auch aus der Schreibart, z. E. *jenereen*, welches besser *jenner een* geschrieben wäre. Für *eendont* wäre auch wohl besser *een dont* und in der Erklärung, *mir gleich*, wäre es deutlicher, *mir gleichgeltend*, oder eins so gut, als das andere. Hr. *S.* erklärt zwar in der Vorrede, dass er in der Orthographie vornehmlich dem *Dähnert*, dessen pommerisches Idiotikon einen hohen Rang unter Büchern dieser Art behauptet, gefolgt sey; allein dieses muss wohl nur von einigen Wörtern verstanden werden: denn sonst ist Hr. *S.* nicht recht fest in der Schreibart. Man findet daher *Betrieger* und *Betrüger*, (I, 93), *citiren* und *zitiren*, *Nachlass* und *Anlas u. s. w. Hake, uncus*, erklärt er durch *Hacke*, welches letzte offenbar *ligo* ist. Überhaupt ist er den Doppelbuchstaben, besonders ck, tz, ss, sehr abgeneigt, und schreibt daher *Blok, dik, Strik, Glük, Rok u. s. w. blaren, Geblar.* Dadurch wird die Aussprache sehr ungewiss, weil z. B. *Rok* nach richtigen orthographischen Grundsätzen lang, wie *Rook*, *Rock* aber kurz ausgesprochen werden muss. Hin und wieder findet man aber auch das ck, wo nur ein einfaches k nö-

thig gewesen wäre, z. B. *sie hackte ein*, anstatt, *sie hakte* ein, (II, 90). Öfters findet man kk und zz. In der Zusammenschmelzung der Wörter, z. B. *Stromaustiefung* (I, 151) *Boomstillschwiegen*, *Fastelabendordnung*, ist Hr. *S.* zu frey, und verabscheuet das Verbindungszeichen, wo es doch zur Deutlichkeit und Bestimmung der richtigen Aussprache nöthig wäre. Z. B. wenn man 1 Th. 95 S. *Stubessen* lieset, so weiss man nicht gleich, ob das b zur ersten oder letzten Sylbe gehöret. Entweder sollte also Stubbessen oder Stub-Bessen stehen. Für *bedhen* S. 98 wäre besser *betthen* oder *bett-hen*, besser hinwärts, und S. 125 für *bönan*, *treppan*, *bön-an*, *trepp-an* geschrieben. Besonders ist das kleine s sehr oft gebraucht, wo ein geschärftes oder ss stehen sollte, z. B. *gewislich*, I, 33, *nas*, 130, *Dürnis*, 270 *schlieslich*, 289 *Anlas* (II, 52) u. s. w. Hingegen steht I, 93 unrichtig *Strassenbau* für Strasenbau. Ferner ist es allgemein angenommen, dass die Hauptwörter, wenn sie mit Beywörtern verbunden und in eins geschrieben werden, ihren grosen Anfangsbuchstaben verlieren. Dennoch findet man hier I, 150 *Feuerroth*, II, 232 *Miethweise* u. s. w. Auch findet Hr. *S.* so viel Vergnügen an der Zusammenschmelzung der Wörter, dass er *furchtsamerweise* schreibt. Es wäre wohl billig, dass ein Lexikograph entweder die alte Orthographie ehrte, weil davon die Verständlichkeit und die richtige Tonsetzung abhängt; oder sich wenigstens über seine Abweichungen erklärte. *Unrichtigkeiten* anzuzeichnen ist beynahe noch nöthiger, als *Undeutlichkeiten*: ein Rec. giebt damit zugleich Rechenschaft von seiner Aufmerksamkeit, womit er ein Buch durchgelesen hat. Wenn also I, 29 das Sprichwort *Allbot helpt* so erklärt wird; jedes Anerbieten hilpt, so ist dieses theils unrichtig, da es vielmehr heisst: *Alle Bate* (jede Zubusse oder Vermehrung) *helpt*, und also unter Bass gehört; theils müsste es, wenn mans auf Auctionen bezieht, worin jedes Gebot etwas beyträgt, den Preis zu erhöhen, (nach II, S. 130.) unter *Bieten* oder *Beden* aufgeführt; hier aber unter *allbot* die Bedeutung allemal, allewege, nicht vergessen seyn. In beiden Fällen der Ableitung wäre es besser *alle Bot* in zwey Wörtern zu schreiben. *Dat leege Geld* S. 30 heisst nicht das falsche Geld, sondern das *leidige*, in der Bedeutung verwünscht. *Kettelharig* wird S. 47 unter *arg* aufgeführt, und eine neue, aber unwahrscheinliche und öffentlich bestrittene Ableitung in Schutz genommen. Diese kommt auch S. 248 bey *dreeharig* vor, wo von des Hn. *Nicolai* Ableitung von *arg* gesagt wird: Diese Ableitung hat auch ein für sich. (Wie schön! und doch wie ungrammatisch! denn es sollte ja heissen ein vor für sich.) Ebend. wird das Sprichwort: *Mi Jutt wol Eeen lang den Arm, averst nicht lang den Darm*, so erklärt: ich weiss am besten, wo mich der Schuh drückt. Aber es ist doch wohl eines Sinnes mit dem Hochdeutschen; *Man sieht einem wohl auf den Leib, aber nicht in den Leib*, wodurch man sich entweder rechtfertiget, wenn man seine Armuth durch eine gute Kleidung verbirgt, oder auch die Lebensregel empfiehlt, dass man lieber mager essen, als zerlumpt gekleidet gehen soll. *Ballstürig* S. 61 soll aus bald und störrig zusammengesetzt seyn. Das liesse sich hören, wenn nicht *bal* im Holländischen übel, schwer bedeutete, wie *balhörig* schwerhörig, *baldadig* übelthuend, boshaftig. So ist *ballstürig* wohl so viel als schwerlich zu steuern oder zu lenken; wie es auch von eigensinnigen, widerspenstigen Menschen gebraucht wird. Andere Ableitungen sind im bremischen Wörterbuche nachzulesen, wobey aber die erste Sylbe unbestritten ist. *Fischbeenrieter* soll Fischbeinreiter seyn, allein es heisst *Fischbeinreisser*, und diese buchstäblich richtige Benennung ist auch im Hochdeutschen bekannt. *Beed* mehr, besser, ist unter *beeden*, bieten S. 79 aufgeführt; aber es gehört unter *Bat*, (bass), wovon es der Comparativ (anderwärts *bäter*, besser) ist. S. 88 steht *Beierwand*. Sollte es nicht *Bäuer-* oder vielleicht *Bauer-Wand* heissen müssen? Bey *Beleven*, *Belebung* hätte sollen angemerkt werden, dass das e dunkel ausgesprochen wird, oder es hätte *beleeven* geschrieben werden sollen, wie auch hernach *beleevt* vorkommt. *Lat im Betemen* S. 96 wird sonderbar erklärt: zähme mich nicht, besser: zwinge, übereile mich nicht, lass mir Zeit, mich zu besinnen. *Bigt* soll ehemals *Bigicht* gelautet haben. Rec. ist nur *Begicht* oder *Besicht* bekannt. S. *Schottels* ausführliches Werk von der deutschen Hauptsprache S. 623. Doch findet sich auch in der alten Beichte, die *Lambecius* bekannt gemacht hat, das Wort *pigicte*, beichtig. Die S. 107 angeführte Redensart: *de Salat bütt hüt nig*, soll so viel heissen, als man will nicht darauf beissen. Warum nicht *bieten* von dem plattdeutschen Worte *beden*: der Salat bietet sich heute nicht (nämlich häufig oder mit Nutzen) aus? *Glubetsch*, heimtückisch, wird unter *bieten* (beissen) aufgeführt, welches nur alsdann anzunehmen wäre, wenn man den Ton auf die letzte Sylbe setzte, dass *betsch* das verkürzte *bettisch*, beissig, wäre, in welchem Fall es betsch müsste geschrieben werden. Sonst ist es wohl mit *glupisch* oder *glupsch* einerley. *Blesse*, (richtiger *Blösse* von bloss), ist wohl kein eigentlich plattdeutsches, sondern ein hochdeutsches Wort. Das Sprichwort: *et regnet em in de Blomen*, will Hr. *S.* so verstehen: et regnet em Blomen, oder ihm gelingt alles, das Glück ist ihm günstig. Allein es wird gerade das Gegentheil dadurch angezeigt, nämlich, seine Hoffnung wird vereitelt, es mislingt ihm. Die Blumenliebhaber spannen ja desswegen ein leinenes Obdach über ihre Aurikeln, Nelken u. s. w., damit der Regen nicht zu frühzeitig ihre Blumen unscheinbar mache. *Börtjen* wird S. 131 hinter *Boort* aufgeführt, gehört aber richtiger zu Bart, heisst auch im Hochdeutschen *Bärtchen*, *Barttuch*, *Bartkragen*. Bey *börren* ist daselbst als die dritte Bedeutung *lösen*, *geniessen*, angeführt. Diese ist aber mit der vierten Bedeutung tragen, aufheben, einerley. Etwas *aufnehmen* heisst auch im Hochdeutschen bisweilen so viel als einnehmen, es sey Geld oder Getreide. In alten Rechnungen oder Hebungs-Registern steht an Statt des Wortes Einnahme öfters *Aufnahme*. Das lateinische *levare* hat im Mittelalter ebenfalls die Bedeutung *accipere*,

und für einnehmen wird aufheben, erheben, auch das einfache Wort *heben* oftmals gebraucht. S. 136 ist das Wort *Bort* ohne Erklärung aufgeführt. Es sollte dabey stehen Rand, welches mit der dabey stehenden Redensart: *et sleit ant Bort* (es schlägt an den Rand der Glocke) übereinstimmt. *Borte* heisst daher eine Rand-Tresse, oder eine Spange am Saume; daher *bardinen*, den Rand mit einer Tresse besetzen oder einfassen; daher auch das Bort eines Schiffes. Bey *bredel* ist anzumerken vergessen, dass es das lateinisch-französische *brutal* ist. *Burt* für fort, ist wohl von burren, fliegen, herzuleiten, und verkürzt so viel als weggeburret oder weggeflogen. Das Sprichwort: *wat ick denk und do, dat meet ick annern to*, wird I, 217 so erklärt: der Mensch schiebt gern seine Schuld auf andere. Der Sinn liegt zwar in den Worten; aber nach dem Gebrauch zu urtheilen, der bey zweydeutigen Spruchreimen vornehmlich in Betrachtung kommt, ist die Meinung diese: ich beurtheile andere nach mir selbst; ich denke, was mir angenehm ist, das ist auch Anderen angenehm. Es wird auch so ausgedrückt: was ich denk und thu, trau ich andern zu. Sonst sagt der Hochdeutsche, wiewohl noch dunkler: wie ich bin, so ist mein Sinn (nämlich gegen andere). Dass *Diemen* gar nicht von Kornhaufen gebraucht werden soll, wie doch *Richey* behauptet, beruhet wohl auf einem Missverstande. Von einem Haufen Garben, der nur 15 oder 20 Bund enthält, wird es freylich nicht gebraucht, aber wohl von einem grossen, aufgethürmten und mit Stroh bedeckten Haufen, der mehrere Schocke Garben enthält. An anderen Orten nennt man dergleichen *Dimme*, *Feime*, *Schober*. *Dicke Tünn*, heisst es weiter, ist eine einfältige Verhunzung des Worts Ducaten. Es sollte heissen *Dücaton*, welches eine Silbermünze ist. *Dom* soll das altdeutsche *dom*, *forum*, *judicium*, und *Domkirche* also eine Kirche, die Gerichtsbarkeit hat, bedeuten. Es wird zwar auf das Berl. Intelligenzblatt von 1791 verwiesen, aber schwerlich wird dadurch die Herleitung gerechtfertiget. Die Herleitung von *dominicum* (*Templum*) ist sicherer und älterer, und weil man darunter eine bischöfliche Kirche vorzugsweise verstand, so war freylich die nothwendige Folge, dass eine solche Kirche, oder die dazu gehörende Geistlichkeit, wie die Bischöfe selbst, eine Gerichtsbarkeit hatte. Im weiteren Sinne nannte man auch die Collegialkirchen Dome, zum Unterschiede von Pfarrkirchen. Ferner *winddröge* soll das gewaschene Zeug heissen, das nicht völlig trocken ist, weil es nicht lange genug im Winde hing. Es sollte heissen: weil es bloss im Winde hing, und keinen Sonnenschein bekam. Nach S. 302 im 1 Th. soll das *en* das verstärkende *ne* oder die verstärkte Verneinung, und nicht eine nichtssagende Ausfüllungs-Partikel seyn. Das erste ist unläugbar, und ist lange vorher, ehe der *Reinike Voss* zu Eutin 1797 mit dürftigen Erklärungen erschien, gelehret und mit dem französischen *ne pas* verglichen worden; aber desshalb ist doch das letzte nicht ganz abzuleugnen. Das Beyspiel, welches 2 Th. S. 168 angeführt wird, *it en sy also*, es sey denn so, verglichen mit dem, was *Frisch* anführt, dient zum Beweise, dass das *en* oder versetzt *ne* zuweilen bloss *particula expletiva* ist. *Fee* ist richtig durch blöde erklärt, aber das hochdeutsche *feig* nicht dabey angemerkt, und eben so ist bey *fix* die Hauptbedeutung *hurtig* vergessen worden. *Flage* wird nicht allein vom Wetter und von der Zeit, sondern auch von Örtern und Plätzen gebraucht. Sommerflage, Hungerflage, Sandflage, Sumpfflage sind daher im Hochdeutschen übliche Wörter. Es ist unstreitig das lateinische *plaga*, wofür sonst die plattdeutschen Mundarten die Würter *Bidde*, *Fleck*, *Plack* gebrauchen. *Et vergeit sick*, wird 2 Th. 3 S. erklärt: es geht wohl hin. Deutlicher: es geht vorüber, verläuft sich. Mit Recht wird dabey die Ableitung im brem. Wörterb. getadelt, wo *gaan* wunderlich von *Gade*, Gatte, abgeleitet wird, da es doch *gehen* bedeutet. Es müsste alsdann heissen: *es vergaat* (vergattet) *sick*. Die Redensart: *et geit damit*, wird erklärt, das hat den Vorzug. Das kann bisweilen der Sinn seyn, wenn man mit mehreren Mitteln Versuche angestellt hat. Aber der allgemeine Sinn ist dieser: es hat Fortgang, es ist nützlich. *Gau* wird durch geschwind, hurtig, bald, erklärt, und der Ausdruck *geswind n gau* angeführt. Schon dieser Ausdruck giebt zu erkennen, dass *gau* eigentlich mehr List und Behendigkeit anzeigt. *Grüten* (grüssen), wird für ein neugebildetes Stadtwort ausgegeben. Allein im Angels. ist schon *grötan*, *gretan* (grösser, vergrössern), und Hr. *Wolke* behauptet also mit Recht, dass es im Hochdeutschen undeutlich gemacht sey. *Grüttkopf* wird erklärt, *der gerne Grütze ist*. Sonst bedeutet es auch im Hochdeutschen einen Verständigen, der Grütze oder Gehirn im Kopfe hat; ein Liebhaber von Grütze hingegen heisst Grützmaul. *Kettelharig* wird bloss durch kitzlich erklärt; es wäre aber auch reizbar hinzuzusetzen. Bey *Heidi* hätte wenigstens für Ausländer angemerkt werden sollen, dass der Ton auf der letzten Sylbe ist. *Stoschens* Vermuthung, dass es aus *a Dieu* entstanden seyn mag, ist übrigens wohl die wahrscheinlichste. *Dat hillige Ding* soll diejenige Entzündung, die man die Rose nennt, (von welcher sie aber nach dem Anhange III, 334 noch unterschieden ist,) heissen, weil sie heilig, gewissenhaft, verpflegt seyn will. Das würde von vielen anderen Krankheiten gelten. Der wahre Grund ist: weil nach der Meinung der röm. Kirche der h. Antonius seine Verächter damit bestrafen soll, daher sie auch das Antonius-Feuer heisst. *Hofruut* wird durch das einzige Wort *Hofraute* erklärt, welches für den Hochdeutschen nicht befriedigend ist. Hätte nicht Hofraum, Gehöfte, Umfang eines Wirthschafts-Hofes hinzugesetzt werden können? *He is Mall* (besser mall) *int Höft*, muss wohl nicht von *malus* hergeleitet werden, sondern von *mollis*, oder dem deutschen *moll*, *mulsch*, d. i. weich, mürbe, zerwurmt. Man sagt auch von einem Betrunkenen, er ist *molum*.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 FEBRUAR, 1807.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Hamburg, b. Villaume: *Holsteinisches Idiotikon*, von *Joh. Friedr. Schütz u. s. w.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Kopans wäre besser *Kohpanns* geschrieben, und *heiren* oder *häuren* S. 175 könnte vielleicht von heuer abgeleitet werden, weil man auf ein Jahr lang zu miethen pflegt, alsdann wäre es *heuren* zu schreiben. S. 185 steht *stehnende* Kinder, richtiger *stöhnende*, wie *trift* für *trifft*, *gekocht*, als das bekanntere, wäre besser gesetzt als *gestopft*. *Jochen* oder Joachim von *jochen*, überwinden, abzuleiten, ist *Wachters* unreifer Einfall, der nicht verdiente nachgeschrieben zu werden. Der Name ist offenbar hebräisch. Die sonderbare Redensart: *et is kort vorn Juchten meeten*, soll so viel heissen, als kurz vor dem Messen des *Juchen*, (so ist hier zweymal gedruckt für *Juchten*, oder richtiger *Juften*). Das will uns nicht einleuchten. S. 227 ist in den angeführten Reimen zweymal *windt* gedruckt für *winn't (gewinnt)*. Die auf der folgenden Seite angeführten Verse sind nicht von *Richey*, sondern von *Hagedorn*. *Kastig* wird durch muffig, angekommen erklärt. Warum nicht deutlicher übelriechend? S. 234 vermisst man das Wort *kattharig* und *Kattuul* (Kattuhle), welches S. 264 beyläufig angeführt wird, und vielleicht eine Ohr-Eule bedeutet. Bey *Kattenkerken* weiss man nicht gleich, wo man den Ton setzen soll, daher es besser Katt-Erkerken geschrieben wäre. Das unerklärbare *Kattrepel* ist doch wohl aus cathedral entstanden, wiewohl ein Dorf in Dithmarsen auch so heisst. S. 231 steht: Göze hat die Unschädlichkeit der Schweine für den Genuss der Esser (wie gekünstelte!) erwiesen. Es sollte heissen: der Finnen der Schweine. Die Reime, die S. 279 mit Fragezeichen bemerkt sind, scheinen dem Hn. S. unverständlich gewesen zu seyn. *Klock dree ging ick tom Barbeer*, (um drey Uhr ging ich zum Barbier), *Klock söss spann ick de Büss*, (um sehs Uhr spannte ich die Büchse oder Flinte), *Klock zwölf weer se al up*, (um zwölf Uhr war er (der Hase) schon aufgezehrt. S. 294 steht die sonderbare Erklärung des Ausdrucks, *en knokern Herrgott*, den hat sein Gott aus Knochen gemacht. Es ist blofs eine Vergleichung eines magern und bleichen Menschen mit einem Crucifix von Knochen oder Elfenbein. Das Wort *krüdauisch* auch *krüdatsch* scheint aus *küren*, wählen, und *atzen*, essen, zusammengesetzt und eigentlich *kurätisch* zu heissen, wie das ähnliche *kiesetig* aus kiesen und essen zusammengesetzt ist. S. 366 bezweifelt Hr. *S.* die Entstehung des Worts *Kunkelfuse* aus Confusion, und will es für eine Verwirrung der Faden an der Kunkel ausgeben. Allein dadurch ist das *Fuse* nicht erklärt. Im 3 Th. S. 6 steht: *soll dem Kinde warnen*. Ganz ungrammatisch. S. 13 soll ein Herzog von Cassel Döpnitz berannt, und zu dem Sprichworte Gelegenheit gegeben haben: *Dats 'n Lärm, as wenn Kassen vör de Stadt is.* — *Kassen* bedeutet vermuthlich Christian I, König von Dänemark, und seine Besitznahme von Holstein, oder Christians V Belagerung der Stadt Hamburg 1679, mag zu der Redensart Gelegenheit gegeben haben; aber von einem Herzoge von Cassel ist dem Rec. nichts bekannt. S. 49 steht der Ausdruck: *en fuuler Laban*, mit der unerwarteten Erklärung, der nach der Bibel vom Jacob überlistet ward, als man ihm Lea für Rahel unterschob, und erst nach langem Harren diese dazu (gab). Laban war ja der Vater der Lea und Rahel, und überlistete den Jacob. Wenn Hr. *S.* auch Recht hätte, so wäre doch damit nichts von Faulheit erklärt. Ein träger Hund, der gerne unter dem Ofen liegt, heisst an manchen Orten *Lobbe*. Davon könnte die Vergleichung hergenommen seyn. Hr. *S.* muss auch das Wort *Tagewähler* nicht in der deutschen Bibel gelesen haben, denn er schreibt S. 68: die Menschen nennt man Tagewähler, die mit ihren Vorurtheilen an Tagen hängen (hangen). Etwas seltsam steht S. 72: *Prückenmajor, ein Schimpfwort, womit der Pöbel, der keine, den zu höhnen sucht, der eine Perücke trägt.* S. 73 steht ein *fromm Pferd*. Der *Molt* ist nicht einmal durch das hochdeutsche Malz erklärt. Bey *Morseel* wird angemerkt, dass daher der Name der gewürzigen Zuckerplatten, Magenmorsellen der Apotheker komme. Er kommt nicht daher, sondern ist nur eine besondere Bedeutung des Lat. *Morsellus*, wovon Morseel herkommt. S. 131 ist *wohlslapene Nacht* statt einer wohlzuschlafenden Nacht, welches besser seyn soll, angeführt; aber im Grunde ist beides unrichtig. Nach S. 160 soll man nicht *Ekelname* sagen, sondern *Oekelname*, es wird aber keine Ursache oder Herleitung angeführt. *Ötje* ist wohl das Verkleinerungswort von Ottgar. S. 185 *gehangen werden*, für gehänget werden. S. 190 *Sausse*, wie mehrmals, für Brühe. S. 195 *dirigiren machen*, ein Gallicismus. S. 206 steht: *woselbst um die sich eine abgesonderte abgelegne Gasse zieht.* Sonderbar! es sollte heissen: woselbst eine Gasse sich um dieselbe (s. Peterskirche) herumzieht. *Pose* soll nicht von *Pausa*, nach *Richey's* Herleitung, sondern von *pulsus* herkommen; aber die Redensart, *de erste Pose*

is ludet, kann den Sinn haben: es ist die erste Pause mit dem Geläute gemacht. S. 229 ist das Sprichwort gar nicht erklärt: *Praatjes sind keen Gaatjes.* S. 235 hätte bey *Promsies* wohl angemerkt werden können, dass es aus dem französ. *grand merci*, woraus man anderwärts Gramersies gemacht hat, entstanden ist. S. 239 steht *Pudel, Hund, rauhe Sorte Hunde.* Wäre es nicht besser: eine Art krausshariger Hunde? S. 251 steht *Leimkugeln* für Lehmkugeln, richtiger Thonkugeln. S. 256 wird behauptet, das Stammwort von *quanswies* sey unerklärbar, und wahrscheinlich von *quasi* gebildet. Sollte es nicht von *quanti* herkommen? Die Frage: wie theuer? ist doch öfters nur ein Vorwand. S. 258 bey dem Sprichworte: *dana de Gast, dana de Quast*, möchte Rec. *Richey's* Erklärung in Schutz nehmen: wie der Gast ist, so tafelt man ihm auf. *Quasten* und *Quisten* heisst im Holl. verzehren, davon kann *Quast* in der Bedeutung des Aufwandes in Mahlzeiten ganz wohl herkommen. S. 275 steht *stallen* von dem Feldhuhne. Es sollte heissen *misten*. S. 278 *Rebuus*, *Rappuse*, wie *Luther* Jerem. 15, 13 hat, soll von dem Französ. *rapide* herkommen. Allein wir haben im *raffen*, Plattdeutsch rappen, wovon *rappsen* das *augmentativum* ist, das richtige Stammwort, nur die Bildungssylbe ist undeutsch. S. 285 ist vergessen, dass das Wort *reinefeeren*, das Lat. *renovare* ist. Die Erklärung der *Rookhöner* oder Rauchhühner, die von Rauchfängen oder Schornsteinen hergenommen ist, bleibt wohl die vorzüglichste, obgleich mit der Zeit auch von gewissen Äckern eine jährliche Abgabe von so genannten Rauchhühnern eingeführt ist. Die Theilung der Äcker, die zu einem Gehöfte gehörten, hat vielleicht die Veranlassung dazu gegeben. Im IV Th. S. 58 wäre bey *Schor*, der Hausherr, anzumerken, dass es das Ital. *Signor* ist. S. 75 sollte bey *Schü* das französische Jus angemerkt seyn, aber es wird *Sause* hinzugefetzt und erst nachher erklärt. S. 103 wird *Sielk*, *Zilke* durch Sibylle erklärt, es scheint aber Cäcilia zu bedeuten. S. 105 steht die Redensart: *he sleit den Bloten*, *nämlich den Hintern, er verfehlet sein Ziel, seinen Zweck.* Diese Erklärung ist zwar richtig, aber die Ergänzung findet Rec. dunkel, und ist geneigt, den blossen Wind zu denken, wie im Lateinischen *ventum ferire*, und im Griechischen *ἀέρα δέρειν*, einen Luftstreich thun. *Frischens* Erklärung von einem schändlichen Fall mit Entblösung des Hintern ist offenbar gezwungen. S. 197 wird die Redensart: *Ick weer et stick moden* durch die Worte erklärt: ich war es sicher erwartend. Warum nicht genauer *vermuthend*? S. 233 steht: *Swesër*, *Brissel* (diess Wort findet sich nicht), *Kalvsswesër*, *ris de veau*, *Halsdrüsen des Kalbes.* Wäre nicht Kalbs-Gekröse verständlicher? S. 246 ist eine Erläuterung der Redensart: *hoch am Brete seyn*, mit einer Abbildung des Zahlbrets, wofür man dem Hn. *S.* Dank schuldig ist. Das *Torelör* wird S. 271 durch Ordnung erklärt; es ist aber wohl richtiger: zur Lehre. *Trawallen* soll von traben und wallen herkommen; Rec. hält es für das französische *travailler*. S. 300 wird der Spruchreim: *Wien up Melk iss vör elk* u. s. w. der schon II, 93 stand, nochmals angeführt, und an beiden Orten *elk* durch einige erklärt, es heisst aber jeder oder jedermann. Der Cirkel *Veorpartrunt* ist nicht erklärt, sondern nur im Holzschnitt vorgestellt. S. 306 steht sonderbar: *Silbergeschirr-Krug.* Das angehängte fehmarsche Lied mit Noten oder Gesangzeichen ist eine angenehme Zugabe und hat einen höheren Werth, als viele Wiegenlieder und ähnliche Reimereyen. Rec. muss Vieles zurückhalten, und begnügt sich, viele Winke zu einem Nachtrage von Ergänzungen und Verbesserungen gegeben zu haben. Unter anderen wünscht er auch das *Stamei und Stermei* (III, 134) erklärt zu sehen, aber in fasslicher Deutlichkeit. Da ein solches Buch für Deutsche vornehmlich geschrieben ist, so sieht man keine Nothwendigkeit, die französischen Wörter *geniren*, *persiffliren*, *kapriziren*, *riskiren* u. s. w. einzumischen. Sollen etwa die Leser von der feinen Modewelt dadurch für die Unsauberkeiten schadlos gehalten werden? Aber diese Leser, bey denen des alten vergessenen Dichters *Corrini* Lehre noch gilt: Ein Wort Französisch ziert den ganzen Menschen aus, werden von diesem Buche wenig Gebrauch machen. Es scheint überhaupt, Hr. *S.* hat an seiner Schreibart oft gekünstelt, und darüber die Richtigkeit vergessen. Daher steht III, 288 *für Schrecken zusammenfahren*, I, 269 *alle Leichen folgen*, 271 *auf die Schläfen gelegt*, *Partheien* und *Parthien* sehr oft für Parteyen, *Körbel* für Kerbel, *der Contingent*, *das Markt*, *die Accidenz*, icht sehr oft für ig, ee für ä u. s. w. So heisst es auch I, 122 sonderbar: *Fassbinder*, *die wir Böttcher sprechen.* Warum nicht *nennen*? Ein Beyspiel von der gezwungenen Schreibart ist unter dem Worte *Hamm* zu lesen. Man hängt die Nachgeburt an einen Baum, weil der Aberglaube sagt: *sonst hätte die Geborne, deren Nach es ist, das Kalb, kein Gedeihen.* Auch kommt mehrmals *geessen* für gegessen vor, z. B. III, 26. Besonders hat sich Hr. *S.* in den Latinismus: *in der Regel*, sehr verliebt. Es sollte doch offenbar heissen, nach der Regel, und öfters sagt es nichts mehr, als gewöhnlich, gemeiniglich. Aber diess ist zu alltäglich, und es muss also II, 228 heissen: *die Dorffrauen halten in der Regel die Regel.* Auch beschenkt uns Hr. *S.* mit einigen neuen Wörtern (oder Worten, wie er auf dem Titel, aber unrecht, schreibt, 1) z. B. *ein verstelliger Kranke*, für verstellter, *bedegent*, *einhäusig*, *eingesperrte Weiber*, *Wohlbehaltenheit*, *sanftsinnig*, *unkleidsamer Hut*, *Verrichtung des Teiges* für Zurichtung u. s. w. Der Rec. will aus Dankbarkeit für dieses Sprachgeschenk *Phisiognomie*, *ὀνομαζονιυν*, *paramitium* u. s. w. an Statt Physiognomie, *ὀνοματοποιΐα*, *panaricium* für Druckfehler ansehen. Gz.

TECHNOLOGIE.

1) FRANKFURT a. M., b. Wilmans: *Der technologische Jugendfreund, oder unterhaltende Wanderungen in die Werkstätte der Künstler und Handwerker.* Von *Bernhard Heinrich Blasche.* Zweytes Theil. Mit 12 Kupfern. 1805. VIII und 282 S. in Taschenformat. (1 Thlr. 18 gr.)

2) Hamburg u. Mainz, b. Vollmer: *Technologischer Kinderfreund*, mit vorzüglicher Hinsicht auf Handlung, Künste und Gewerbe, vom *Verfasser von Cooks Reisen um die Welt*. 1 Bandes 1 Vierteljahr. 1804. 208 S. kl. 8. (16 gr.)

Der erste Theil des No. 1 aufgeführten Jugendfreundes ist mit Beyfall aufgenommen worden; der zweyte Theil wird es gewiss nicht weniger. Der Vf. will in diesem Buche nicht die ganze Technologie umfassen (das würde allerdings gar zu weitschweifig werden), sondern er will nur eine noch unbestimmte Reihe von Gegenständen darin aufstellen.

In dem zweyten Bändchen kommen folgende Handwerker vor: 1) der *Schlosser*. Nach einer *Einleitung*, die auch die Erklärung zu dem Kupfertäfelchen giebt und den Nutzen des Schlosserhandwerks zeigt, werden erst die *Materialien* des Schlossers auf eine interessante Art beschrieben; dann folgen die *Werkzeuge* und zuletzt die *Arbeiten* des Schlossers. — Rec. hätte gewünscht, dass der Vf. seinen jungen Lesern auch etwas von den sogenannten Vexierschlössern und von anderen künstlichen Schlössern, zur besseren Verwahrung der Gebäude und Behältnisse vor Dieben, woran der Scharfsinn des Professionisten sich recht üben kann, erzählt hätte. 2) Der *Töpfer*. Auch hier folgen nach einer *Einleitung* erst die *Materialien* des Töpfers (Töpferthon, Bestandtheile der Glasur und Glasurfarben), dann die *Werkzeuge* und zuletzt die *Arbeiten* selbst. 3) Der *Hutmacher* (welcher Filzhüte verfertigt). 4) Der *Gerber*. Nach der *Einleitung*, welche, wie immer, die Arbeiten kurz durchgeht, folgt die ausführlichere Beschreibung der *Materialien*, *Werkzeuge* und *Arbeiten* dieses Handwerkers. Erst kömmt das Einweichen und Flössen der Häute, dann das Streichen auf dem Streichbaume, das Schwitzen, Äschern, Schwöden, Läutern, Beitzen, und endlich das Garmachen oder Gerben. — Hier hätte der Vf. auch Manches von der Verfertigung der Juften und anderer feinen Leder der Russen erzählen können. Denn auf das Seltnere pflegen die jungen Leute immer am neugierigsten zu seyn. 5) Der *Papiermacher*. Ein ganz vorzüglich schöner Abschnitt. Unter den Maschinen, Geräthschaften und Werkzeugen der Papiermacher kommen hier vor: die Stampfmühle, der Holländer, die Form, die Presse, die Butte, der Rechen, und noch verschiedene Nebengeräthschaften, als das Leerfass, die Glättmaschine, der Lumpenschneider. Eine Zeichnung von der Stampfmühle neben den einfachen Figuren wäre zur Anschauung gewiss auch von Nutzen gewesen. Die Arbeiten des Papiermachers handelt der Vf. in folgenden drey Hauptabtheilungen ab: 1) vorbereitende Behandlung der Lumpen; 2) das Formen, nebst den damit zunächst verbundenen Verrichtungen; 3) Das Zurichten des geformten Papiers. — 6) Der *Buchdrucker*. Auch die Materialien, die Werkzeuge und Arbeiten dieses Künstlers werden hier genau und deutlich beschrieben. Die Arbeiten zerfallen in Verrichtungen des Setzers und des Druckers. Wenn Hr. B. nicht Willens ist, *in dem folgenden Bändchen* den *Kupferdrucker* mit aufzuführen, so hätte er wohl gethan, auch von diesem Künstler und seinen Arbeiten das Allgemeinste hier beyzubringen.

Der Vf. von No. 2 hat seinen Vortrag in Unterhaltungen eingekleidet, die zwischen jungen Leuten verschiedenen Geschlechts und zwischen den Vätern derselben und anderen Erwachsenen geschehen. Es bleibt nicht immer dieselbe Gesellschaft von Personen auf dem Schauplatze, sondern fast bey jedem neuen Gegenstande, den der Vf. abhandelt, kommen auch neue Personen vor. Nach Rec. Einsicht verdient schon diess einigen Tadel, weil dadurch die Schrift auf eine ganz unnöthige Weise vergrössert wird. Denn das Publicum muss nun erst die neue Gesellschaft wieder kennen lernen, und dazu gehört immer eine neue Einleitung, ehe der eigentliche Unterricht anfängt. Doch auch diess würde man allenfalls so hingehen lassen, wenn es nur auf eine Art geschehen wäre, die weniger Langeweile erregte. Die Erzählungen und Unterhaltungen sind aber so erstaunend mager, und der ganze Vortrag des Vfs. ist so schleppend und dürftig, dass Rec. schon in dieser Hinsicht sich wenig Nutzen von der Schrift verspricht. Ausserdem fehlt es ihr fast überall an Fasslichkeit; Vieles ist zu wenig, Manches gar nicht erläutert worden; selbst unrichtige Erklärungen kommen hin und wieder vor. Und doch verstehen Schüler und Schülerinnen zuletzt Alles, und brechen in laute Freude über das Gelernte aus!! Freylich hatten diese nun wohl manche von den Gegenständen selbst vor sich, in denen sie unterrichtet wurden, welches bey den blossen Lesern nicht der Fall ist, sie müssten denn mit dem Buche in der Hand alle diejenigen Arbeiten aufsuchen, welche darin abgehandelt werden. Aber diess kann doch nicht der Zweck des Vfs. bey der Herausgabe seines Buchs gewesen seyn, und selbst wenn er es gewesen wäre, so würde er doch bald gewahr werden, wie sehr er sich darin geirrt habe.

Zuerst wird die *Schiffahrt* abgehandelt, und dann folgen in der Ordnung, wie Rec. sie hier angiebt, die *Zuckersiederey*, das *Torfgraben*, die *Windmühle* und *Graupenmühle*, die *blokirte Elbe*, der *Kattun* und die *Kattundruckerey*, die Verfertigung von *Kupferstichen*, die *Firnisse*, die *Bierbrauerey*, die *Brantweinbrennerey*, die *Destillirkunst*, die *Kalkbrennerey* und die *Landwirthschaft* (wovon die Fortsetzung noch folgen soll).

Bey mehreren hier vorkommenden Gewerben ist besonders auch der Mangel an Zeichnungen recht fühlbar, z. B. bey der Bauart eines Schiffes, bey den Windmühlen und Graupenmühlen, und bey der Kattundruckerey; ohne sie würden die jungen Leser selbst dann noch keinen deutlichen Begriff von den abgehandelten Gegenständen sich machen können, wenn auch die Beschreibung sehr gut auseinandergesetzt wäre. — S. 53. muss *Bockmühle* statt Backmühle gelesen werden. S. 54. Das Kammrad greift nicht in die gerade stehende Welle, sondern *in den Trilling* der gerade stehenden Welle. An eine Beschreibung aller dieser einzelnen Theile wird gar nicht gedacht, eben so wenig, als bey der Zuckersiederey, Bier- und Branteweinbren-

nerey u. s. w. verschiedene chemische Ausdrücke erklärt, und die Operationen, die man damit bezeichnet, erläutert worden sind. Die Definition von einem *Mahlgange* S. 58 ist viel zu unverständlich. Die politischen, wirklich sehr trokenen, Unterredungen von S. 62 — 82 über die Blockirung der Elbe und die Schicksale Hannovers hätten füglich wegbleiben und mit einer zweckmäsigern Materie ausgefüllt werden können. Die Beschreibung aller folgenden Gewerbe aber, die den Kindern hätte recht anziehend gemacht werden müssen, z. B. Bier- und Branteweinbrennerey, Destillirkunst u. s. w. ist eben so dürftig ausgefallen, als die vorhergehenden, und Rec. bedauert die jungen Leser, denen es ein Ernst ist, aus diesem Buche sich über technologische Gegenstände belehren zu lassen. Sollte übrigens der Vf. an eine Fortsetzung seiner Arbeit denken, die uns zur Zeit nicht zu Händen gekommen ist: so geben wir ihm den gutgemeinten Rath, nicht bloss eine bessere Auswahl unter den so mannichfaltigen technologischen Gegenständen zu treffen, sondern sich auch eines deutlichern Vortrags zu befleissigen, und auf seine Schreibart überhaupt mehr Sorgfalt zu verwenden. Alsdann erst kann er darauf rechnen, dass man sein Werk mit Dank annehmen, und ihn mit Ernst zu der Fortsetzung ermuntern werde. Ce. Mr.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Celle*, b. Schulze: *Beschreibung eines bequemen Dendrometers oder Baummessers, nebst dem nöthigen Unterrichte zum Gebrauche desselben, und einer kurzen Anleitung zu Holzberechnungen*, für Forstmänner und Werkmeister von *J. A. Brauns*, kurhannöverschem Landesökonomie-Commissär im Fürstenthum Lüneburg. 1805. 111 S. und 3 Kupfer. 4. (1 Thlr. 4 gr.) Unter den seither erfundenen Baummessern ist dieser einer der einfachsten und vorzüglichsten. Er besteht seinen wesentlichsten Bestandtheilen nach in einem Massstabe von 5 Fussen, der unten mit einem Stachel versehen ist, um leichter in den Boden eingesteckt zu werden. In dem oberen Theil desselben ist eine Falze eingeschnitten, in welcher der Auffatz mit der Taste beweglich ist, mit welcher der Baum an seinen Seiten gefasst wird; welcher zugleich die Theile auf der Scale abschneidet, die hier zur Seite der Nuth befestiget ist. Auf den Stab rechtwinklich kann ferner ein Stäbchen in dem o Punct der Scale angezogen werden, an dessen einem Ende die Oculardiopter eingesteckt wird, während das eingetheilte Stäbchen selbst in seinem Gehäus vor- und rückwärts geschoben werden kann. Dabey misst die Theilung auf dem Stäbchen die von dem Standort nach dem Baum gemessene Basis, und die Scale auf dem Stock selbst misst die Höhe des Baums. Die Taste besteht aus zwey Kniestücken, die in ihrer Rahme durch eine vor und rückwärts geschnittene Schraube den nöthigen Abstand erhalten, während eine Theilung am Fuss der Rahme diesen Abstand selbst misst. Ein an dem Stock angebrachter Senkel zeigt seinen senkrechten Stand; man stellt bey dem Gebrauch den Querstab auf die Füsse der gemessenen Basis, rückt sodann den Aufsatz mit der Taste so lange hinauf, bis die Visirlinie der Oculardiopter über die Tasten an dem Baum die verlangte Stelle schneiden; fasst allda den Baum mit der Taste, so giebt die Scale auf dem Stock die Höhe der Stelle, und die Theilung am Fusse des Aufsatzes seine Stärke unmittelbar an. Von diesem einfachen Instrument zeigt ferner der Vf. den Gebrauch in den vorkommenden Fällen sehr gründlich und ausführlich, und giebt ausserdem noch Vorschläge, wie dasselbe bey Forsttaxationen am füglichsten angewandt, und wie nach demselben die Cubatur der gemessenen und classificirten Bäume veranstaltet werden kann. Ein beygefügter Anhang giebt das sehr gut rubricirte Taxationsregister einiger Laubhölzer, so dass diese Beschreibung dem forstlichen Publicum bestens zu empfehlen ist. M. F. T.

CHEMIE. *Erfurt*, b. Hennings: *Praktisch-chemische Tabellen für Ärzte, Apotheker und Liebhaber der Chemie, zur leichten Übersicht bey Untersuchungen der natürlichen, einfachen und zusammengesetzten Körper in chemisch physischer Hinsicht, und deren Verhalten zu den gegenwirkenden Mitteln.* Von *Wilhelm Christian Meyer*, D. und Apotheker zu Schweina im Meiningischen, *Erster Theil.* Übersicht der einfachen und zusammengesetzten Körper, in physisch-chemischer Hinsicht. 1806. 7 Folio Bogen (14 Gr.) Die Absicht des Vfs. war, demjenigen Theile des Publicums, der sich nicht berufen fühlt, die Chemie *ex professo* zu studiren, gleichwohl aber die natürlichen Körper nach ihrem Gehalte zum Gegenstande seines Geschäfts, seiner Wissenschaft und Arbeit machen muss, einen Leitfaden in die Hände zu geben, wodurch er in den Stand gesetzt wird, alle bis jetzt chemisch bekannten Naturkörper in systematischer Ordnung kennen zu lernen, und mit dem Verhalten der gegenwirkenden Mittel zu denselben bekannt zu machen. Und diesen Zweck hat der Vf. sehr gut erreicht. Der Werth tabellarischer Darstellungen ist schon längst anerkannt, und bedarf nicht erst weitläuftig gezeigt werden; es war daher sehr zweckmäsig, dass der Vf. die tabellarische Form wählte.

Diese sechs Bogen (denn ein Bogen macht Titel und Vorrede aus), enthalten in drey Tabellen den theoretischen Theil der Chemie. In der ersten Tafel wird die Affinitätslehre als Bedingung zur Zerlegung und Zusammensetzung der Körper aufgestellt, wobey indess auf Berthollets neue Ansichten nicht Rücksicht genommen ist, und hierauf folgen die einfachen, bis jetzt noch unzerlegten Körper nach ihren physisch-chemischen Eigenschaften. In der zweyten Tafel werden die zusammengesetzten Körper, Säuren und salzfähigen Grundlagen aufgestellt, und in der dritten die näheren Bestandtheile des Pflanzen- und Thierreichs. Durchaus findet man richtige logische Ordnung und deutliche Begriffe, und das Ganze gewährt eine lichtvolle Übersicht. Der Vf. verspricht in der Vorrede auf drey nachfolgenden Tabellen die wechselseitigen Reactionen der chemischen Substanzen durch Reagentien, und überhaupt den praktischen Theil der Chemie aufzustellen. Rec. kann diese Schrift Liebhabern der Chemie, so wie vorzüglich angehenden Ärzten bestens empfehlen, und wünscht sehr, dass der Vf. bald den versprochenen zweyten Theil möge nachfolgen lassen. X. X.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Berlin*, b. Maurer: *Ausführlicher Bericht über meine Luftreise v. 26 Sept. d. J. Aufgesetzt von W. Jungius* 1805. 34 S. 8. (4 gr.) — *Berlin*, b. Matzdorf: *Bericht an das Publicum über meine zweyte Luftreise am 19 May 1806* von *W. Jungius*, 1806. 54 S. 8. (5 gr.) Bey seiner ersten Luftreise verschlief Hr. *J.* den Zeitpunct, wo sein Flugzeug die gröste Höhe erreicht hatte; nach einer wahrscheinlichen Berechnung aber betrug sie 20365 par. Fuss über die Meeresfläche, und der Ball des Hn. *J.* übertraf mithin in seiner grösten Erhebung die Höhe des Chimborasso um 1045 par. Fuss. Hätten es die Umstände verstattet, so hätte er von dieser Höhe einen Flächenraum von 4776 Quadr. Meil. übersehen können. Den Totaleindruck der Erde von der grösten Höhe vergleicht er mit dem Anblicke des Vollmondes durch ein gutes Teleskop, den Glanz abgerechnet. Der Himmel über ihm hatte eine reine dunkele schwarzblaue Farbe. Je höher der Ball stieg, desto mehr hatte er vom Winde auszuhalten, ein Beweis, dass in den höheren Regionen nicht das Stilleben ist, das man vermuthet. Die Reise dauerte nicht volle anderthalb Stunden, und in dieser Zeit hatte das Schiff in gerader Linie 7 Meil. zurückgelegt. — Bey der zweyten Reise, die mit mehr Vorsicht und einem grösseren Reiseapparat unternommen wurde, glaubt der Begleiter des Hn. *J.* in einer Höhenentfernung v. 5000 par. F. über den berl. Horizont noch das Rufen und Schreyen des versammleten Volks zu vernehmen. Hr. *J.* war ohngefähr um 1 Uhr 35 Min. aufgestiegen; um 1 Uhr 51 M. hatte er schon eine Höhe von 6062 p. F. zurückgelegt. In der Entfernung von 14111 par. F. von der Erde wurde die Kälte schon sehr empfindlich. Die gröste Höhe von 15651 p. F. über die Meeresfläche erreichte der Ball ungefähr um 2 U. 5 M. Durch einen unglücklichen Zufall verliert Hr. *J.* beym Landen seine Begleiter und mehrere seiner Geräthschaften: er muss also *nolens volens* noch einmal in die Höhe fahren. Hier vermuthet er höher, als das erste Mal, gekommen zu seyn. Von dieser zweyten Fahrt kam er um 3 U. 36 M. früh und eine halbe Meile von Berlin zur Erde zurück. — Der Vf. hat eine etwas breite und devote Manier zu erzählen, die für Gegenstände der Art gänzlich unpassend ist. Frh.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 FEBRUAR, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Sander: *La gloire de Frédéric.* Discours prononcé à la Séance publique de l'Académie des Sciences, à l'occasion de l'anniversaire de Frédéric II le 29 Janvier 1807, par *Jean de Muller*, historiographe. 1807. 16 S. 8.

Fragte sich ein gebildeter Redner deutscher Nation, wie würdest du dich benehmen, wenn du am 29 Januar 1807 in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin von dem Ruhme Friedrichs zu sprechen hättest? gewiss, er würde unmittelbar empfinden, dass die ganze Kraft seines Geistes, die Zartheit seines Gemüths, der Umfang seines Talents und die Tiefe seiner Kenntnisse ihm in einem solchen Falle nöthig seyn würden. Liesse er sich dann von der Vorstellung des zu Leistenden hinreissen; würde er aufgeregt sich zu prüfen, einen Versuch zu machen, zu erfinden, anzuordnen: so könnte ihn diese Beschäftigung wohl einige Zeit fesseln, aber gar bald würde er, wie aus einem schweren Traum erwachend, mit Zufriedenheit, dass ein solches Geschäft ihm nicht obliege, gewahr werden.

Theilen wir diese Empfindung mit ihm, so finden wir uns desto angenehmer überrascht, wenn wir sehen, dass einer von den Unsern diese Aufgabe so glücklich gelöst hat. Die kurze Rede, womit *Johann von Müller* jenen Tag feyerte, verdient in der Ursprache und in Übersetzungen von Ausländern und Deutschen gelesen zu werden. Er hat in einer bedenklichen Lage trefflich gesprochen, so dass sein Wort dem Beglückten Ehrfurcht und Schonung, dem Bedrängten Trost und Hoffnung einflössen muss.

Nicht allein was gesagt ist, sondern auch wie es gesagt ist, verdient ungetheilten Beyfall; und indem wir daher unseren Lesern jene Bogen selbst empfehlen, so ziehen wir, um doch etwas zu liefern, einige Stellen aus, die hier nicht bloss als einzelne tröstliche Worte abgesondert stehen, sondern auch zugleich den Gang der Ideen und die Ordnung des Vortrags einigermassen bezeichnen sollen. „Mitten im Wechsel, in der Erschütterung, dem Einsturz, verlangen preussische Männer, die sich der alten Zeiten erinnern, verlangen ausgezeichnete Fremde an diesem Tage zu erfahren, was wir jetzt von Friedrich zu sagen haben, ob die Empfindung seines glorreichen Andenkens nicht durch die neuesten Begebenheiten gelitten habe. — — Wenn mit jedem Jahre einer neuen Prüfung unterworfen, der Glanz eines Verdienstes durch keinen äussern Wechsel, nicht durch den Ablauf der Jahrhunderte gemindert wird ..... dann ist die Weihe vollbracht; ein solcher Mann gehört, wie die unsterblichen Götter, nicht einem gewissen Lande, einem gewissen Volke — diese können veränderliche Schicksale haben — der ganzen Menschheit gehört er an, die so edler Vorbilder bedarf, um ihre Würde aufrecht zu erhalten. — Ohne Zweifel waltet ein zarter und unschätzbarer Bezug zwischen einem jeden Lande und den berühmten Männern, die aus seinem Schoosse hervorgingen. — An jedem Volke, das grosser Epochen und ausserordentlicher Männer gewürdigt wurde, freut man sich, in der Gesichtsbildung, in dem Ausdruck des Charakters, in den Sitten überbliebene Spuren jener Einwirkungen zu erkennen. — Solche unzerstörliche, höchst achtungswerthe Erinnerungen an die Tugenden der Altväter sind es, um derentwillen wir die Fehler der Nachkömmlinge verzeihen. — Also, Preussen, unter allen Abwechselungen des Glücks und der Zeiten, so lange nur irgend fromm die Erinnerung an dem Geist und den Tugenden des grossen Königes weilt, so lange nur eine Spur von dem Eindrucke seines Lebens in euren Seelen bleibt; dürft ihr nie verzweifeln. Mit Theilnahme wird jeder Held Friedrichs Volk betrachten. — Das erste, was Friedrich mit einem heissen Willen ergriff, wovon er nie abliess, war die Überzeugung, er müsse, weil er König sey, der Erste unter den Königen seyn, durch die Art seine Pflichten zu erfüllen. — Eine Krone, ein halbes Jahrhundert uneingeschränkter Herrschaft geben, wer wird es läugnen, sehr grosse Vorzüge; aber der Sinn, sich zur ersten Stelle zu erheben, liegt für Jeden in seiner Laufbahn. Die moralische Grösse entscheidet; die Mittel, die Gelegenheiten vertheilt das Glück. — Das Geheimniss sich immer seiner selbst würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu seyn, lag in der Art, wie er seine Zeit anwendete. — Die Ordnung, die er beobachtete, war bewundernswürdig; jeder Gegenstand hatte seine Zeit, seinen Platz, alles hatte sein Mass; nichts war unregelmässig, nichts übertrieben. — Indem er alle Seiten eines Gegenstandes und ihre Bezüge zu kennen suchte, brachte er eben so viel Ruhe in die Überlegung als Schnelligkeit und Nachdruck in die Ausführung. — Er hörte nicht auf, sich an der Geschichte zu bilden, die dem lebendigen Geist für Staatsverwaltung und Kriegskunst den Sinn aufschliesst. — Eroberungen können verloren gehen; Triumphe kann man streitig machen ..... aber der Ruhm und der Vortheil des Beyspiels bleibt

unzerstörlich, unverlierbar, der eine seinem Urheber eigenthümlich, der andere zugesichert denen, die ihm nachahmen. Das Verdienst beruht in den Entschliessungen, die uns angehören, in dem Muth der Unternehmung, in der Beharrlichkeit der Ausführung. — Die verschiedenen Nationen und die verschiedenen Klimaten müssen allmählich hervorbringen, was jede ihrer Natur nach Vollkommenstes haben können. — Niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wähnen, das Ende sey gekommen. Der Zweck bey der Feyer grosser Männer ist, sich vertraut zu machen mit grossen Gedanken, zu verbannen, was zerknirscht, was den Aufschwung lähmt. Güterverlust läfst sich ersetzen; über andere tröstet die Zeit; nur Ein Übel ist unheilbar, wenn der Mensch sich selbst aufgiebt."

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Frölich: *El ingenioso hidalgo Don Quixote de la Mancha*, compuesto por *Miguel de Cervántes Saavedra* Parte I. Tomo I, 1804, 396 S. (mit dem Bildnisse des Cervantes), P. I. T. II, 450 S. P. II. T. III, 431 S. P. II. T. IV, 486 S. — Tomo V. Vida del autor y notas à la primera Parte, 424 S. T. VI. Notas à la segunda Parte 435 S. (mit einer Karte), in 8. (13 Rthlr.)

(Die beiden letzten Theile, welche das Leben des Cervantes und Anmerkungen zum Don Quixote enthalten, werden auch einzeln verkauft. 4 Rthlr.)

Unter den unzähligen Ausgaben, welche dieses berühmte Meisterwerk des Cervantes erlebt hat, zeichnet sich diese neue von Hn. *Ideler* auf eine so ungemein vortheilhafte Art aus, dafs es nicht zu viel gesagt ist, wenn man sie für die beste von denen erklärt, die das Ausland aufzuweisen hat. Als die zuverlässigste und correcteste aller bisherigen in Spanien erschienenen Editionen, selbst die drey von der madrider Academie v. 1780-1787 besorgten nicht ausgenommen, ist die vom königlichen Bibliothekar D. Juan Antonio Pellicer anerkannt, welche in Madrid bey D. Gabriel de Sancha 1797 und 1798 in fünf Theilen in 8 und in 8 Theilen in 16 erschienen ist. Nach dieser neuesten und vollkommensten Ausgabe hat nun Hn. *Ideler* nicht nur den Text aufs sorgfältigste in vier Bänden abdrucken lassen, sondern er hat auch fast alle Anmerk. des gelehrten Pellicer, und die meisten historischen Erläuterungen, welche v. John Bowle seinem 1781 in London herausgegebenen Don Quixote angehängt sind, in zwey Bänden gesammelt, und überdiess die Erklärung der schwierigsten Idiotismen und Sprichwörter nach dem Wörterbuche der Akademie, seine eigenen Bemerkungen, und endlich einige Notizen des Grafen von Casa-Valencia, spanischen Geschäftsträgers am berliner Hofe, hinzugefügt. Da selbst den Spaniern dieses Werk des Cervantes hin und wieder unverständlich ist, wegen mancher veralteten Redensart und besonders wegen mancher Anspielungen auf alte Gebräuche und Sitten, so wie auf Vorfälle in der politischen und in der literarischen Welt: so ist den Ausländern zu völligem Verständnisse dieses Romans ein Commentar durchaus unentbehrlich. Der, welchen sie hier erhalten, ist so vollständig und befriedigend, dass er wohl eher zu viel, als zu wenig, enthält; ausserdem ist er in spanischer Sprache abgefasst, und also nicht bloss für die Deutschen geeignet. Die Zusätze des Grafen von Casa-Valencia sind insofern besonders schätzbar, als sie manche Eigenheiten des Idioms und der Sitten und Gebräuche erläutern. Die Anmerkungen von John Bowle haben insonderheit die Stellen aus den alten Ritterbüchern, Romanzen und Gesetzen zum Gegenstande, auf welche der Dichter so vielfältig anspielt, und die er mit einer so unvergleichlichen Kunst parodirt. Die meisten Notizen liefert der gelehrte, mit unverdrossenem Fleisse nachforschende Pellicer: sie sind nicht allein kritisch und grammatisch, sondern auch historisch und literarisch, selten ästhetisch; in allen, aber vorzüglich in den literarischen, zeigt sich eine unermüdete Forschbegierde, und öfters eine bis ins Pedantische sich verlierende Vorliebe für das Bücherwesen, welcher es auch zuzuschreiben ist, dafs er in Nebensachen zuweilen ausschweift, und an sich zwar merkwürdige, aber nicht hier an ihrer Stelle stehende Themata abhandelt. Dahin ist z. B. seine historische Untersuchung über die Verbreitung der venerischen Krankheit in Europa zu rechnen, wozu er durch die Stelle sich verleiten läfst, wo Cervantes in dem Supplementensammler zum Virgilius Polydorus die Gelehrten verspottet, welche kleinlichen Curiosis nachjagen; er kann diesen Spott nicht allein nicht ungerügt hingehen lassen, sondern sucht nun auch förmlich den Werth solcher Kleinigkeiten zu beweisen. Seine ästhetischen Urtheile sind, wie sich hiernach schon erwarten läfst, in der Regel nicht von Werth, und es ist daher recht gut, dafs er nicht sehr freygebig damit ist; manche sind geradezu unrichtig. So z. B. seine Behauptung: das Beywort *ingenioso* gebe Cervantes seinen Don Quixote nicht, als solchem, denn dieser zeige ja in seinen *lucidis intervallis* nur einen guten Verstand, und erscheine keinesweges sinnreich und scharfsinnig; der Dichter mache vielmehr sich und seinem Werke damit ein Compliment.

Der *Discurso preliminar* und die Lebensgeschichte des Cervantes, welche im fünften Bande stehen, haben gleichfalls Pellicer zum Verfasser; jene Abhandlung verräth aber nicht eine Ahndung von dem hohen Werthe, der diesem universellen Dichterwerke eine der ersten Stellen in der neuen Poesie giebt, und die Lebensgeschichte ist ohne Geist und Leben geschrieben, und mit so kleinlichen Einzelnheiten und Citaten aller Art angefüllt, dafs sie kaum lesbar ist. Es wäre daher recht sehr zu wünschen, Herr *Ideler* hätte diese beiden misslungenen Versuche gänzlich umgearbeitet, und wir glauben ihn dazu und zu einer strengeren Auswahl der Anmerkungen auffodern zu müssen auf den wünschenswerthen Fall, dafs seine sonst so verdienstliche und wohlgelungene Ausgabe von Neuem sollte aufgelegt werden. — Mit der Correctheit des Textes hat man alle Ursache sehr zufrieden zu seyn: ausser den wenigen angezeigten Druckfehlern haben wir noch folgende unbedeutende bemerkt:

T. I, p. 224 lin. 19 steht *la* statt *se*. — T. III, p. 225 l. 5 *virdutes* — *virtudes*, p. 325 l. 17 *oiro* — *otro*,

p. 393 l. 11 *incantado* — *encantada*. — T. IV, p. 32 l. 5 *he dar* — *he de dar*, p. 125 l. 16 *fies* — *fiés*, p. 142 l. 8 *Real* — *real*, p. 212 l. 27 *es coco* — *sé coco*, p. 213 l. 1 *es* — *sé*, p. 361 l. 23 *susbstanciales* — *substanciales* — p. 438 l. 16 *del* — *el*. Druck und Papier verdienen alles Lob. C. f. r. Z.

JENA, b. Frommann: *Orlando furioso di Lodovico Ariosto*. Riveduto e corretto col confronto delle migliori edizioni da *C. L. Fernow*. Tomo I. 350 S. T. II. 341 S. T. III. 377 S. T. IV. 372 S. T. V. 375 S. 1805. gr. 12. (5 Thlr.) Auch unter dem Titel: *Raccolta di autori classici italiani. Poeti*. Tom. VI—X.

Alle Foderungen, welche man an einen Herausgeber von classischen Werken zu machen berechtigt ist: Berichtigung des Textes mittelst Vergleichung der besten Ausgaben, kritische Würdigung der abweichenden Lesearten, grammatische und historische Erläuterungen und Nachrichten von den merkwürdigsten Lebensumständen und Verhältnissen des Autors — alle diese Foderungen finden sich in dieser neuen Ausgabe des *Orlando furioso* erfüllt, so dass man mit Recht den Freunden der italiänischen schönen Literatur sie empfehlen kann, und von ihnen erwarten darf, dass sie diess mit so rühmlichem Eifer für die Beförderung des reinen Kunstgenusses und mit so gewissenhaftem Fleifse begonnene Unternehmen, die besten Werke der Italiäner auf das correcteste nach und nach zu liefern, gern nach Verdienst unterstützen werden. Da der Commentar in italiänischer Sprache abgefasst ist, so eignet sich überdiess diese classische Sammlung auch für Ausländer. — Hr. *F.* benutzte seinen neunjährigen Aufenthalt in Rom auch vornehmlich dazu, sich von den italiänischen Classikern die ältesten und die besten neueren Ausgaben zu verschaffen, und so war es ihm möglich, die ersten Editionen, und insbesondere die von 1532, welche Ariost selbst besorgte, und überdiess noch mehrere neuere, zu Rathe zu ziehn, wie die venetianische von Orlandini 1730 in Fol., die baskervillische, Birmingham 1773, die molinische, Paris 1788, und die masische in Livorno 1797, welche der gelehrte Gaetano Poggiali besorgte. Als Probe mögen von den wichtigeren Verbesserungen des Textes zwey hier stehen: Die gewöhnlichen Ausgaben lesen Cant. VI. St. 65. V. 8 *Egli s'arresta*, welches gar keinen Sinn giebt; die gegenwärtige Edition liest dafür *Egli s'arrosta*, und nun ist der Sinn der Stelle klar. — Eben so unverständlich ist nach der hergebrachten Leseart der 8 Vers der 36 Stanze im 13 Gesange, weil statt *Chiron* Caron steht. — Was den historischen Commentar betrifft, so verbreitet sich derselbe sehr zweckmäsig nur über das allernöthigste, und übergeht alles das mit Stillschweigen, was nur ein beschränkt individuelles Interesse für Ariost und seine Gönner und Freunde hatte: für den Neugierigen sind jedoch die Schriften angezeigt, wo er Aufschluss erhalten kann. Wegen der Ritterfabeln, welche Ariost öfters als bekannt voraussetzt, wird in der Regel auf den *Orlando innamorato* des Bojardo verwiesen, von dem der *Orlando furioso* in mehr denn einer Hinsicht als Fortsetzung anzusehen ist; auch ist von jener Ritterepopöe der Inhalt kurz vorangeschickt, so dass, wer das Bedürfniss fühlt, die zum völligen Verständnisse nöthigen Stellen leicht auffinden kann. — Zu den Erläuterungen liessen sich etwa folgende wenige noch hinzusetzen: Cant. II. St. 21. V. 6 *pentacolo, pezzetta di pietra, metallo o carta, dovi siena effigiati caratteri o figure stravaganti, il quale, appeso al collo, o applicato ad altre parti, era creduto preservativo contra malie, in cantesemi, veleniati*. Cant. VI. St. 78. V. 1 *lama è un pantano d'acque di pioggia. vost lat.* — Der Ausdruck: *per la schiena del mar* Cant. XXII. St. 9. V. 7 wird zu unbestimmt durch *superficie* erklärt; bestimmter sollte es wohl heissen: *alto mare*. — So fehlerfrey auch im Ganzen der Druck ist, und so sehr das Unternehmen zugleich dem Verleger zur Ehre gereicht: so sind uns dennoch, ausser den angezeigten, einige Druckfehler, die jedoch meistens nur zu den unbedeutenden gehören, aufgestossen. Es sind folgende: Cant. I. S. 18. V. 3 *quanto* statt *quando*. Cant. XV. St. 34. V. 2 *arrosica* st. *arrosisca*. St. 48. V. 5 *D'arcangelo* st. *L'arcangelo*. Cant. XVII. St. 81. V. 4 *a salti* st. *assalti*. Cant. XXIII. St. 2. V. 3 *E* st. *È*. St. 10. V. 3 *usci* st. *uscì*. Cant. XXV. St. 20. V. 7 *Braudamante* st. *Bradamante*. Cant. XXVI. St. 36. V. 3 *travogliato* st. *travagliato*. Cant. XXVII. St. 120. V. 2 *uomo* st. *l'uomo*. Cant. XXXI. St. 12. V. 5 *E* st. *È*. St. 42. V. 8 *E* st. *È*. Cant. XXXII. St. 1. V. 8 *entro* st. *entrò*. Cant. XXXVIII. St. 11. V. 6 *in pochi* st. *i pochi*. Cant. XLVI. St. 107. V. 1 *levose* st. *levosse*.

C. f. r. Z.

QUEDLINBURG, b. Ernst: *Frühlingsschilderungen der Deutschen, Engländer und Franzosen, vorzüglich die von Kleist und Thomson.* Zur angenehmen Vergleichung für Freunde des Schönen übersetzt, gesammelt und mit Anmerkungen begleitet von *With. Jul. Wiedemann*, Rector der Schule zu Neuhaldensleben. Mit 1 Kupfer. 1806. XXIV und 196 S. kl. 8. (1 Thlr.)

Einer seiner Freunde, (erzählt der Vf.), den Deutschland zu seinen vorzüglichsten Schriftstellern zählt, der aber der englischen Sprache nicht mächtig ist, wünschte von ihm eine ganz genaue und wörtliche Übersetzung von Thomsons Jahreszeiten zu lesen. Zur Probe übersendete ihm Hr. *W.* den Frühling. Dieser gefiel dem Freunde, welcher ihn aufmunterte, seine Arbeit dem Publicum zu übergeben. Kleists Frühling damit in Parallele zu stellen, war dann ein sehr natürlicher Gedanke; aber ist man einmal so weit, nicht weniger natürlich, alle Frühlingsblumen, die man kennt und leicht auffinden kann, zu lesen, um damit den Liebhabern und Liebhaberinnen des Schönen und Anmuthigen ein Geschenk zu machen. Dieses that Hr. *W.* Man sieht also nicht recht, warum der Titel sagt, das Buch enthalte vorzüglich die Frühlingsschilderungen von Kleist und Thomson. Die von anderen Dichtern, in ziemlich grosser Zahl, sind nicht weniger, und wirklich, und ohne Veränderung darin enthalten. Unstreitig wollte Hr. *W.* damit andeuten, die von *Kleist und Thomson* seyen die vorzüglichsten oder die ausgeführtesten; welches schicklicher in der Vorrede gesagt worden wäre. Vor *Thomsons* und *Kleists*

Werken, und vor einigen anderen, steht eine kurze Lebensbeschreibung der Dichter, oder, wie es der Sammler ausdrückt, z. B. bey *Thomson*, „*Vorläufige Bekanntschaft mit diesem englischen Dichter;*" und bey *Kleist*: „*Zuvor einige nähere Bekanntschaft mit diesem vaterländischen Dichter.*" Nach diesen zwey Gedichten sind die kleineren Werke in folgender Ordnung mitgetheilt: 3) zwey Frühlinge von Hölty a) in Prosa, b) in Versen; 4) der Frühling von *Matthisson*; 5) von *Stollberg*; 6) Frühlingslied von *Salis*. Märzlied und Mailied von demselben; 7) aus dem Frühlinge von *Saint-Lambert* Gemählde eines schönen Morgens, betrachtet von einem Wiedergenesenen; 8) Lied im Freyen von *Salis*; 9) an einem Frühlingsmorgen von *Karoline Rudolphi;* 10) der Frühling von *Bernis*; 11) der Frühling von *Karoline Rudolphi;* 12) Ode von *Mis Aikin* (jetzt verheirathete *Barbauld* zu Hampstead nahe bey London, wo ihr Mann einer Erziehungsanstalt vorsteht). Erst die Ode *to spring* englisch, dann in Prosa deutsch; 13) der Frühling von *Ludwig Oemler*; 14) der Frühlingsabend von *Matthisson*; 15) der Frühling von * — (Ein populärer religiöser Gesang); 16) Frühlingslied von *Miller;* 17) *La primavera* vom *Abbate Casti*, erst das Original, in italiänischen Versen, dann die Übersetzung deutsch, in Prosa; 18) der Maiabend und Maimorgen aus dem Französischen. Zu dieser beträchtlichen Sammlung ist der Titel sehr bescheiden. Die Anmerkungen sind nicht gehäuft. Die meisten sind dem Gedichte *Thomsons* beygefügt. Sie gaben historische und mythologische Notizen zum Verständniss einiger Stellen. Es sey hier auch dem Rec. eine beyläufige Bemerkung erlaubt. Hr. *W.* schreibt, wie jetzt viele thun, *italienisch* mit e, nicht *italiänisch* mit ä; ganz ohne Grund. In einem kritischen Werke wurde unlängst das e in diesem Worte sehr sonderbar gerechtfertiget: nämlich von der Endung des Namens *Italien* wäre mit Beybehaltung des e das Adjectiv *italienisch* gebildet. Aber wie kann der Accent von dem Radicalbuchstaben a auf das e der abänderlichen Sylbe en rücken? und sagt man denn *spanienisch*, *sicilienisch*, *volhynienisch* und dergleichen? oder ist ein Grund zu einer Ausnahme vorhanden? etwa der verjährte Gebrauch? — Nur seit Kurzem billigt man diesen Fehler. Aber schon wird er den Ausländern mitgetheilt. In der *Nouvelle grammaire Allemande par Schade*, Leipsic, 1805 wird S. 540 erinnert: „*N'écrivez pas et ne prononcez pas Italiäner. La raison en est, que Italiener et italienisch se forment du mot Italien, Italie.*" Die Endung ist vielmehr aus der Sprache Italiens genommen. Der Einwohner nennt sich und was sein Land angeht *italiano*. Diesem Worte haben wir durch den Umlaut (durch Verwandlung des a in ä) und durch Hinzusetzung einer deutschen Endung *isch* ein deutsches Ansehen gegeben. Das erste anlangend, sagen wir auf gleiche Weise *dänisch, flämisch* st. *danisch, flamisch;* das andere müssen wir toleriren, wenn wir *asiatisch, athieniensich, Karthaginenser* u. dergl. sagen. Die Endung *en* in den Namen der Länder ist zufällig und abänderlich. Wie wir von *Spanien, Schlesien, Britannien* sagen *spanisch, schlesisch, britannisch*, so sollten wir von *Italien* sagen *italisch*: und so wird man hoffentlich einst schreiben; wiewohl auch in solchen Kleinigkeiten die Gewohnheit eine Tyrannin ist: denn man sagt von jeher allgemein *Franzos* (weil die Franken vermuthlich Anfangs die Endung in *françois* wie einen wahren Diphthong and wie in *François*, Franciscus, aussprachen, und die Deutschen mit einiger Verstümmelung *Franzois*) statt *Franke* oder *Franzer*. Doch die Anmerkung beginnt auszuschweifen. — Von S. 188 an ergiesst sich Hr. *W.* selbst wider Erwarten in frommen Empfindungen über die Schönheit der Natur im Frühjahre, und führt seine Leser und Leserinnen auf einen Spaziergang, um ihnen gewisse Gegenstände vor Augen zu bringen. Seine Sprache ist da sehr dichterisch, und die Gedanken sind durch grosse stark auffallende Bilder wichtig gemacht. An seine Empfindungen schliesst sich ein Gebet, nach dessen Vollendung er von seinen Lesern und Leserinnen mit der Anfrage Abschied nimmt, ob er auch die übrigen Jahreszeiten von Thomson übersetzen soll, und ob sie darauf subscribiren wollen. Dass in diesem Anhange etwas Sonderbares liege, scheint Hr. *W.* selbst zu fühlen, indem er gleich anfangs versichert, dass er es doch gut meine. — Das Werkchen empfiehlt sich übrigens auch durch guten Druck und durch schönes Papier.

Albut.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Kühnel: *Sechs Gedichte aus dem* ΚΥΛΛΗΝΙΟΝ *mit der Begleitung des Pianoforte* (*oder der Guitarre*). In Musik gesetzt und dem erhabnen Verfasser S. Durchl. *dem regierenden Herzog von S. Gotha* unterthänigst zugeeignet von *F. H. Himmel*. (20tes Werk) 4 Bogen und Titel. (20 gr.) In diesem neuesten Werkchen übergiebt der Componist mehrerer classischen Liedermelodien dem Publicum zwar nur wenige Stücke, aber von ausgezeichneter Lieblichkeit. — Das 3te vorzüglich hat einen so schönen innigen Ausdruck der sehnsuchtsvollen Erwartung, dass es bald eben so allgemein in dem Munde der Sänger wird gehört werden, als die immer junge Hebe. Das ausrufsvolle Aufsteigen und Verweilen auf dem Worte „ferne" ist etwas fignant, aber nimmt sich sehr gut aus. Nächst dem möchten wir stellen das 6te „Chelidon, Chelidon, wohin, wohin?" welches von einer leichten fröhlichen Beweglichkeit erfüllt, und sehr naiv declamirt ist. Diesem folge das 2te kleine und einfache Lied „Treue siegt!" der Ausgang ist jedoch nicht recht passend, und mehr der einer Opernarie. — Der erste Gesang „beym kindlichen Stab des erwachenden Phoibes" ist „rasch und feurig," wie die Überschrift sagt, aber klingt nach etwas ähnlichem. Die beiden übrigen können weniger gefallen, weil sie hier zu sehr abgerissen da stehen aus dem Zusammenhange der Dichtung. Doch gefällt noch mehr (das 5te) das *leichte gemüthliche Weberlied*, als das vierte. „Kennst du das Thal, der Vorwelt Zauberspiegel." Für die Gattung des Lieds ist die Modulation darin zu stark und häufig, auch ist der Ausgang nach den Worten: Es ist des Traumes Räthselland, doch gar zu *räthselhaft*, indem die Begleitung mit einer unaufgelösten Differenz abbricht. Der Componist hat bey einer Fortsetzung dieser Sammlung, welche, wie wir hören, erscheinen wird, mehr auf die Wahl der Texte zu sehen, in wie fern diese nämlich ein musicalisches Ganzes bilden oder nicht. Das Arrangement der Begleitung für die Guitarre hat, wahrscheinlich auf Betrieb des *Verlegers*, Hr. Herder besorgt. Nur *die* zum dritten Liede kann sich ausnehmen; die übrigen passen entweder ihrer Natur nach gar nicht für die Guitarre, oder nehmen sich sehr matt aus, indem das Eigenthümliche bey der Unvollkommenheit dieses Instruments verloren gehen müsste. — Das sollte man zwar einsehen, — allein *usus est tyrannus!* Stich und Papier sind sehr schön.

M. . . l.

Monatsregister

vom

Februar 1807.

Verzeichniſs der im Monat Februar in der J. A. L. Z. recenſirten Bücher.

(Die erſte Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 MÄRZ, 1807.

THEOLOGIE.

Rostock und Leipzig: *Die geheime Lehre der alten Orientaler und Juden, zur inneren und höheren Bibel-Erklärung, aus Rabbinen und der ganzen alten Literatur, von einem grossen Philologen des Auslandes.* 1805. 292 S. in 8. (1 Rthlr.)

Schon der Titel ist einladend, und die kurze Vorrede des ungenannten Herausgebers ist recht dazu eingerichtet, um die Neugierde des Lesers noch mehr zu reizen. Sie kündigt diese Schrift als eine kleine, aber doch reiche Sammlung der seltensten Kenntnisse, die sehr wichtige Aufschlüsse enthält, an; und schliesset zuletzt damit: „Wer wiederum aus dieser Sammlung sammelt, aus diesem Strausse wählt, der wird leicht das Herrlichste in dieser hohen Art kennen und besitzen." Rec., nachdem er das Buch selbst gelesen hat, muss gestehen, dass er allerdings einen recht bunten Strauss angetroffen hat, worin manches Auffallende aus sehr verschiedenen Gegenden, die zum Theil jetzo nur selten besucht werden, gesammelt ist; aber doch kann er nicht alles, was hier aufgestellt ist, als neu aufgefunden anstaunen, und noch weniger als das Herrlichste in dieser Art anpreisen. Er muss deswegen auch wünschen, dass man sich bey dem Gebrauch dieser Sammlung nicht bloss durch den äusseren Anschein bestimmen lasse, sondern vielmehr die einzelnen Blumen nach ihren wahren Kennzeichen und ihrer eigentlichen Beschaffenheit genau untersuche und daraus mit aller Vorsicht auswähle.

Hr. *Hallenberg* ist Verfasser dieser Schrift, wie man unter andern aus S. 46 siehet, wo er durch die in der Note angeführte Abhandlung *disquisitio de nomine Dei Gud*, die er 1796 zu Stockholm herausgab, kenntlich gemacht wird. Er zeigt wirklich in dem Buche eine recht gute Belesenheit, und hat insbesondere die Schriften über die Kabbala der Juden fleissig genutzt. Schon mehrere ältere Gelehrte, z. B. *Buddeus, Hackspan, Knorr von Rosenroth, Voisin, Meyer, Rittangel* und andere machten auf den Nutzen aufmerksam, den man aus den Schriften der jüdischen Kabbalisten zur Erläuterung der Bibel und der christlichen Dogmen schöpfen könnte. Was man in jenen älteren Schriften von dieser Art findet, ist hier gesammelt und zum Theil auf eine eigene Weise in Verbindung mit anderen alten Meinungen und Vorstellungen angewandt. Billig hätte aber der Vf. auf die Cautelen, die ebenfalls schon ältere Gelehrten in dieser Hinsicht gegeben haben, mehr achten, und überhaupt ältere und neuere Kabbala besser unterscheiden sollen. Die spätere Kabbala der Juden ist ein sonderbares Gemisch von künstlich ausgesonnenen Hypothesen und mühsamen Versuchen zu geheimnissvollen Aufschlüssen und allegorischen Deutungen, um auf diese Weise alles in der Bibel zu finden, was nach dem simplen Wortverstand nicht darin liegt, und doch nach der herrschenden Denkungsart und den angenommenen Grundsätzen der orientalischen Philosophie daraus abgeleitet werden sollte. Um diese Hypothesen und Grundsätze geltend zu machen, berief man sich zwar auf ältere Überlieferungen, oder die Kabbala, aber diese ältere Kabbala, die selbst zum Theil schon eine sehr trübe Quelle hatte, war doch bey weitem das noch nicht, was man späterhin daraus machte. *Vitringa* sagt daher auch richtig, dass man die ächte Kabbala der Alten besser aus dem N. Testament lernen könne, als aus den Schriften der neueren Juden. Aber eben desswegen darf man auch die Grundsätze der späteren Kabbalisten nicht in die Bibel hineintragen, und selbst den früheren Schriftstellern schon solche Maximen andichten, die ihnen nach allen Umständen noch fremd waren und fremd seyn mussten. Wer sich mit der Sprache und dem Geist der biblischen Bücher vertraut gemacht hat, und diese dann unbefangen mit dem Geist, der in den Schriften der Kabbalisten herrscht, vergleicht, der wird gewiss in jenen die Spitzfindigkeiten und Spielereyen der letzteren nicht finden können. Dem Vf. der vorliegenden Schrift fehlt aber diese Unbefangenheit, und daher findet man auch so manche übertriebene und wirklich unrichtige Behauptung. Gleich anfangs wird davon geredet, dass zu den Zeiten Jesu bey der herrschenden pharisäischen Secte die Überlieferungen mit den alttestamentlichen Schriften in gleichem Ansehen gestanden hätten, und da heisst es S. 2: „Da der Stifter des Christenthums, wenn er gleich das heuchlerische Leben der Pharisäer tadelte, und vor der Nachahmung desselben warnte, dennoch ihre Lehrsätze als richtig und befolgenswerth anerkannte, Matth. 23: so hat er nicht minder als die Evangelisten und Apostel den mündlichen Überlieferungen der Juden mit den eigentlich biblischen Schriften derselben gleichen Werth beygelegt." Rec. begreift nicht, wie der Vf. aus Matth. 23, 3 so etwas folgern konnte. Christus redet daselbst bestimmt von den Schriftgelehrten und Pharisäern, die auf Moses-Stuhl sassen, und der Sinn der Stelle ist offenbar dieser: „Was sie euch in sofern, als Vorgesetzte und Stellvertreter, der mosaischen Constitution gemäss, beobachten heissen, das beobachtet

und thut; widersetzt euch ihren Verordnungen nicht, aber ihrer Handlungsweise ahmet nicht nach." Wie konnte es doch der Vf. verkennen, dass Jesus selbst in dem Verfolg die Lehrsätze und Bestimmungen der Pharisaer tadelt? V. 4 nennt er sie φορτια βαρεα και δυσβαστακτα. Dieser Ausdruck beziehet sich doch offenbar auf den sogenannten סיג לת״ה, wobey man sich auf die Überlieferung berief, und wodurch eben die Vorschriften zu schwer und kaum erträgliche Lasten wurden. V. 16-24 eifert auch Jesus ausdrücklich gegen gewisse Lehrsätze und Bestimmungen, die man bekanntlich durch die Überlieferung rechtfertigte; und nennt eben desswegen, weil diese Bestimmungen mit dem wahren Geist des mosaischen Gesetzes im Widerspruch stünden, die Pharisäer μωροι και τυφλοι. Auch in anderen Reden und Aussprüchen Jesu werden die Überlieferungen und die darauf gegründeten Behauptungen ausdrücklich bestritten, und Matth. 15, 2 lehret nicht allein der Vorwurf, den die Pharisäer Jesu machten, dass er auf die Überlieferungen keinen Werth legte, sondern er erklärte sich auch nachdrücklich dagegen, indem er ihnen den Vorwurf zurückgiebt, dass sie durch ihre Überlieferungen das Gesetz Gottes selbst überträten, und dieses durch Beyspiele bestätigt. Wie kann man also behaupten, dass Jesus den Überlieferungen gleichen Werth mit den biblischen Schriften beygelegt habe! Eben so wenig haben es auch die Apostel gethan. Paulus redet wenigstens Gal. 1, 14 u. Coloss. 2, 8 nicht sehr rühmlich davon. Dass die meisten Bitten in dem Gebet, welches Jesus seinen Jüngern lehrte, auch unter den Juden üblich waren, ist bekannt; nur in der Auswahl und Zusammenstellung hat Jesus etwas Eigenthümliches. Allein die Erklärung, die der Vf. von der vierten Bitte giebt, wird wohl niemand gutheissen. Er nimmt mit Mehreren den Ausdruck ἀρτος ἐπιουσιος für das *Brod des morgenden Tages*, welches allerdings dadurch bestätigt werden kann, dass nach Hieronymus in dem Evangelium der Hebräer der Ausdruck מחר stand. Aber wie gesucht ist der Sinn, den der Vf. herausbringt! Das Gebet um Speise oder Brod schon heute für den morgenden Tag soll ein Gebet seyn um solche Speise in dieser Welt, wodurch auch das Leben in der künftigen Welt erhalten wird. Fragt man nach dem Grund dieser Erklärung, so wird eine Stelle aus *Abhoda sara* (nicht *sacra*, wie dieser talm. Tractat einigemal angeführt ist,) citirt, wo *heute* und *morgen* von der jetzigen und zukünftigen Welt vorkommen. Wer wird aber daraus, dass diese Worte bisweilen so gedeutet werden, schliessen können, dass sie auch hier so zu nehmen seyen? Die angeführte Grille des R. Josua Ben Levi über den Ausdruck *heute* 5 Mos. 7, 11 wird doch Niemand selbst in dieser Stelle billigen wollen. In der Stelle Jesaia 66, 24 soll die Redensart, *dass ihr Wurm nicht sterben werde*, die auch im N. T. gebraucht wird, nur vermittelst des Talmuds recht gefasst werden können, indem dort gesagt wird, dass die Seele nach dem Tode dadurch gequält werde, dass Würmer ihren todten Körper fressen. Wer wird doch diese Grille dem Jesaias selbst beylegen wollen! Sie ist offenbar spätern Ursprungs und aus dem unrichtig gefassten Ausdruck des Propheten entstanden. Marc. 9, 44 wird jener Ausdruck bildlich von den Folterungen des Gewissens gebraucht. Wie unpassend würde es seyn, wenn man nach jener Grille diese Stelle erklären wollte! Jeder Leichnam geht doch in die Verwesung über, jede Seele würde also auf diese Weise gequält werden. Von der Sünde wider den heil. Geist sagt der Vf.: „es sey nicht zu leugnen, dass Jesus damit dasselbe meine, was die Juden in ihren Schriften mit dem Namen Sünde wider den heil. Geist belegen. Nämlich von dem, der sich seiner Lehre widersetzte, und die Richtigkeit der Lehre desselben bestritt, sagte man: er sündige wider den h. Geist. Als daher Jesu, als Lehrer, von den Juden mit Verachtung begegnet wurde, warf er ihnen vor, dass sie eine Sünde wider den h. Geist begingen." Hr. *H.* beweiset dieses durch folgende Stelle, welche vom Ansehen der Lehrer handelt: *Reverere magistrum tuum, sicut times Deum. Quicunque disceptat adversus magistrum suum, is veluti adversus spiritum sanctum contendit u. s. w.* Sie ist aus *Vorstius* Ausgabe von R. *Moses Ben Maimon de fundam. legis* S. 77 abgeschrieben. Rec. muss aber bemerken, dass dasjenige, was in der Übersetzung durch *adversus spiritum sanctum* ausgedrückt ist, im Original eigentlich anders lautet. Es stehet hier nicht על רוח הקדש, sondern על שכינה. Freylich verstehen einige unter Schechina den h. Geist; aber mit Recht wird doch beides unterschieden, wie schon *Buxtorf Lex. Talm. p.* 2394 bemerkt hat. Die Stelle ist also hier gar nicht passend. Wenn der Vf. ferner sagt: „um ein solches göttliches Ansehen zu erlangen, brauchte ein solcher Lehrer keine Wunder zu thun; es war hinreichend, dass man ihn für einen glaubwürdigen und rechtschaffenen Lehrer erkannte:" so ist es doch unleugbar, dass gerade hier bey Jesu die Sache ein Wunder betraf. Jesus weiset auch ausdrücklich darauf hin, Matth. 12, 28, Luc. 11, 20. Dass ein jeder angesehener Lehrer bey den Juden auch *Gott* sey genannt worden, wie S. 13 behauptet wird, hätte doch erwiesen werden sollen. Rec. kann es wenigstens dem Vf. nicht auf sein Wort glauben. Der Ausdruck *Wiedergeburt* wird S. 15 aus der Meinung der Juden erklärt, nach welcher derjenige, der zu ihrer Religion überging, als neugebornes Kind betrachtet wurde. Schon Lightfoot, Danz, Wall und andere haben bey Joh. 3, 3 den Ausdruck daraus erläutert. Aber sehr gesucht ist es, wenn der Vf. die Aussprüche Jesu, dass er gekommen sey, um Uneinigkeit zwischen Ältern, Kindern und Verwandten zu stiften, und dass man Ältern, Kinder und Verwandte verlassen müsse, darauf beziehen will, dass die jüdischen Lehrer dieses von den Proselyten verlangt hätten. Man braucht nur diese Reden Jesu in ihrer Verbindung zu lesen, um sich zu überzeugen, dass diese Vergleichung nicht Statt finden könne. Rec. giebt es zwar zu, dass die Erzählung von Jannes und Jambres, deren Paulus gedenkt, und die Anführung der Weissagung Enochs bey Judas, der auch des Streits um den Körper Mosis erwähnt, aus den mündlichen Überlieferungen der Juden geschöpft sey; aber er siehet nicht ein, wie man daraus folgern könne, dass die Apostel diesen Nachrichten ei-

nen gleichen Werth mit anderen aus dem A. Test. angeführten Beyspielen beygelegt hätten. Sollte diess etwa aus den Anführungen folgen, so müsste man auch annehmen, dass Paulus die Gedichte des Aratus und Epimenides den Schriften des A. Bundes gleichgeschätzt habe, weil er sich auf Stellen daraus berufet. Dass die Kabbala bey den Juden in einem hohen Werth stehe, wie S. 22 bemerkt wird, ist bekannt. Auch ist es nicht zu leugnen, dass viele jüdische Lehrer behaupten, dass nicht allein die Propheten, sondern auch alle alttestamentlichen Schriften in kabbalistischem Sinne verstanden werden müssten. Wer wird aber diese Behauptung als richtig annehmen können? Der Vf. sagt: „es ist gewiss, dass eine solche Auslegungsart bey der Entstehung des Christenthums unter den pharisäischen Juden *allgemein* geltend war, und auch von den ältesten christlichen Schriftstellern gebraucht ist." Wäre diess auch wirklich der Fall, so folgt doch noch nicht, dass die alttestamentlichen Schriftsteller nach solchen Grundsätzen ihre Schriften abgefasst haben und so wollten verstanden seyn, wie sie die Kubbalisten späterhin erklärten. Wie vieles finden diese oft in einer einzigen Stelle nach ihren verschiedenen Erklärungsarten; wer wird aber dieses Alles zum wahren Sinn des Schriftstellers rechnen? Der Vf. bemerkt, dass die 70 לב קמי Jerem. 51, 1 durch Χαλδαιυς übersetzen, und erklärt dieses aus der geheimen Schreibart, welche die Kabbalisten das Alphabet *Athbasch* nennen. Nach dieser geheimen Schreibart wird die Hälfte des hebräischen Alphabets von der Rechten zur Linken geschrieben und die andere Hälfte wird von der Linken zur Rechten darunter gesetzt, und nun werden die rechten Buchstaben mit den unter oder über denselben stehenden Buchstaben vertauscht. Verfährt man nun auf diese Weise mit לבקמי, so entsteht das Wort כשדים, wovon Χαλδαιοι die rechte Übersetzung ist. Hier entsteht aber vorerst die Frage: Ist Χαλδαιυς wirklich die Übersetzung der 70, oder ist es eine später in den Text aufgenommene Glosse? Das letztere liesse sich wohl behaupten, da die syrisch hexaplarische Übersetzung [illegible] im Text hat und nur auf dem Rand ܟܠܕܝܐ bemerkt ist. Fürs andere, wenn aber auch Χαλδαιυς die ursprüngliche Übersetzung der 70 wäre, so könnte man wieder mit Recht fragen: konnten die 70 zu dieser Übersetzung nicht anders als durch die Anwendung des Alphabets *Athbasch* kommen, kann es nicht auch eine erklärende Übersetzung nach dem ganzen Zusammenhang seyn? Da wir mehrere solcher erklärenden Übersetzungen in den Alexandrinern finden, die nicht aus dem Alphabet *Athbasch* abzuleiten sind: so ist doch das letztere sehr wahrscheinlich. Gesetzt aber auch, dass Χαλδαιυς aus einer solchen kabbalistischen Erfindung entstanden wäre, wer wird desswegen dem Jeremias eine solche geheime Schrift andichten wollen? Ist der Ausdruck לב קמי für כשדים nicht verständlich genug, und warum nennt er denn in dem vorhergehenden ausdrücklich בבל, wenn er geheimnissvoll schreiben wollte? Rec. weiss es wohl, dass auch ältere Gelehrte diese Stelle als Bestätigung der kabbalistischen Erklärungsart angeführt haben, aber sie hätte hier nicht wiederholt werden sollen. Eben so ist es auch mit der Stelle Jer. 25, 26, welche der Vf. für sehr merkwürdig hält. Freylich hat der chaldäische Übersetzer hier ששך durch בבל ausgedrückt und Hieronymus beruft sich auf das Alphabet *Athbasch*, nach welchem בבל aus ששך herauskommt; aber was beweisst dieses anders, als dass der Chaldäer den bildlichen und charakteristischen Namen, der die Stadt oder den König bezeichnet, dem Zusammenhang gemäss richtig erklärt, und dass die Juden zu den Zeiten des Hieronymus schon solche Künsteleyen ersonnen hatten, um aus Scheschach Babel heraus zu bringen, welches Hieronymus auf guten Glauben von ihnen annahm. Der Grund, den Hieronymus angiebt, warum Jeremias den Namen von Babel so geheimnissvoll geschrieben habe, ist wirklich lächerlich. Er meint (und Hr. *H.* scheint ihm beyzustimmen,) Jeremias habe Babel nicht deutlicher auszudrücken gewagt, aus Furcht vor der Strafe, wenn die Babylonier Jerusalem, das damals von ihnen belagert wurde, würden eingenommen haben. Warum hat denn der Prophet in anderen Stellen Babel ausdrücklich genennt? Ist es nicht der Propheten-Sprache gemäss, auch charakteristische Benennungen zu gebrauchen? Der Vf. sagt: „diese Stelle diene zu der wichtigsten historischen Entdeckung, dass die ältesten Schriften der christlichen Kirche, welche von Juden und in jüdischen Redensarten abgefasst wurden, nothwendiger Weise in dem Sinne, welchen die Juden damals selbst mit diesen Redensarten verknüpften, genommen werden müssen, so bald der historische Sinn, d. i. der, den die Schriftsteller selbst gehabt (haben), erforscht werden soll." Nach dem, was Rec. erinnert hat, kann das nicht in der Stelle gesucht werden, was Hr. *H.* darin findet, und was spätere Kabbalisten durch ihre Künsteleyen darin fanden, kann unmöglich zum wahren Sinn des Schriftstellers gerechnet werden, weil es durchaus nicht erwiesen werden kann, dass der Schriftsteller wirklich solche Grundsätze befolgt hat. Auch die Erklärung, welche S. 29 von der Stelle Matth. 23, 35 gegeben wird, dürfte wenig Beyfall erhalten. Der Vf. bemerkt, dass, weil der Name Jehovah nicht ausgesprochen wurde, auch die Namen der Personen, die aus diesem Namen zusammengesetzt waren verändert und anders ausgesprochen wurden. Diess ist allerdings richtig, aber nun fährt er fort: „Hierin muss man ohne Zweifel die Ursache suchen, warum Jesus den Zacharias Barachia Sohn nennt, weil (da) im alten Testament Zacharias Jojada Sohn heisst: denn unter den verschiedenen Namen Gottes war *Berichhu*, Er, der Gesegnete, einer von den gewöhnlichsten, und weil der Name Jojada dieselben Anfangsbuchstaben, als Jehova hat, so ist der Name Barachia, als aus einem anderen Namen Gottes zusammengesetzt, diesem entsprechend." Allein da wir doch sonst kein Beyspiel von einer Zusammensetzung aus diesem Epitheton haben, und Barachia überhaupt ein ganz anderer Name ist: so bleibt diese Auflösung immer gesucht. Rec. findet es immer am wahrscheinlichsten, dass der Name Βαραχιυ eine spätere Glosse ist, besonders da er sich auch in der Parallelstelle bey Lukas nicht findet.

Es würde zu weit führen, wenn Rec. dem Vf. ferner folgen wollte. Er begnügt ſich daher mit dieſen wenigen Bemerkungen, und will nur noch Einiges aus dem Verfolge des Buches ausheben, um den Leſer mit dem Inhalt und den Anſichten deſſelben weiter bekannt zu machen. Über die Sephiroth der Kabbaliſten verbreitet ſich der Vf. weitläuftig, und zugleich ſchaltet er manches aus anderen morgenländiſchen Überlieferungen und den Begriffen anderer Völker ein, die zuſammengeſtellt und mit einander verglichen werden. Eigentliche Ordnung darf man hier nicht ſuchen. S. 64 heiſst es: Die Sonne und übrigen Himmelskörper, die dem Menſchen die erſte Anleitung gegeben haben, ſich einen Begriff von Gott und deſſen Weltregierung zu machen, haben auch veranlaſst, daſs die Gottheit mit der Zeit verglichen worden iſt, als der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen, indem die Zeit von den Himmelskörpern abgemeſſen wird, weshalb man von der Sonne, als einem ſichtbaren Bilde der Gottheit ſagt, ſie beſchaue das vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige. Hieraus entſtand ſowohl der Begriff von der Dreyeinigkeit, als auch von der Ewigkeit des höchſten Weſens, gerade ſo wie die dreyfache Zeit immer eine und dieſelbe war, und das Ewige, oder Gott, der immer derſelbe blieb, der Einzige war, von dem man ſagen konnte, daſs er da ſey, oder Exiſtenz ſey. „Da die erſte Abmeſſung der Zeit, welche dem Menſchen in die Augen fällt, die iſt, welche innerhalb Tag und Nacht durch die Abwechſelung des Lichts und der Finſterniſs geſchieht, ſo heiſst es auch in der Schöpfungsgeſchichte das erſte, was hervorgebracht worden, ſey die Abwechſelung des Lichts und der Finſterniſs. Hier wird nun S. 66 eine Überſetzung von 1 Moſ. I, 1—5 eingeſchaltet, wovon wir nur die beiden erſten Verſe als Probe herſetzen. „Die Himmel, die da ſind, und dieſe Erde, ſchuf Gott zu allererſt. Die Erde war damals ein ödes und ſchauerliches Weſen, nämlich Finſterniſs über einem Waſſerraume, und ein unüberwindlicher Sturm, der über dem Waſſer ſchwebte.“ Über dieſe Stelle werden nun Anmerkungen geliefert. Bey dem 1 Vers findet der Vf. in dem Wort את und in dem Artikel einen ſtarken Nachdruck. Er ſagt, der erſte Vers laute eigentlich genau nach den Worten ſo: „Im Anfang hat Gott eben dieſe Himmel und eben dieſe Erde erſchaffen.“ Nachher wird auch S. 74 noch eine lateiniſche Überſetzung von der Stelle gegeben. Darauf kommt der Vf. auf die Abmeſſung der Zeit zurück. „Auf die erſte Abtheilung der Zeit, vermittelſt Tag und Nacht, welche der Sonne zugeſchrieben wurde, folgte zunächſt diejenige Abtheilung, welche durch den Mond geſchiehet, der jeden ſiebenten Tag ſein Anſehen verändert. — Die Geſtalt des Mondes hat alſo die erſte Anleitung zur Abmeſſung der Zeit nach jedem ſiebenten Tage, und ebenfalls zur Heiligkeit der Siebenzahl und des ſiebenten Tages gegeben. — Als man endlich anfing, die Zeit nach dem jährlichen Umlauf der Sonne abzumeſſen, erhielt die Umlaufszeit des Mondes den Namen eines Mondenjahrs oder kurzen Jahrs, und die Umlaufszeit der Sonne wurde ein Sonnenjahr oder groſses Jahr.“ In der Nachricht der Geneſis von den Lebensjahren der erſten Menſchen nimmt der Vf. nur kurze Jahre oder Monate an, ſo daſs das Leben des älteſten Menſchen von 969 Jahren nur 80 Sonnenjahre ausmachte. Auf dieſe Weiſe müſste alſo dieſen Nachrichten zufolge Henoch 5 Jahr und 5 Monate alt geweſen ſeyn, als er den Methuſalah zeugte! S. 93 heiſst es: „In den Schriften der Juden kommen überall die Einheit und Dreyeinigkeit, ſo wie die Heiligkeit der Siebenzahl und Dreyzahl vor. — Gott wird eigentlich unter dem Namen *Einer* oder *Einheit* beſchrieben, welches auch als dem Namen *Vater unſer, der da iſt in den Himmeln* entſprechend betrachtet wird. Mit dieſem Namen *Einer* wird, nach der Erklärung der Juden, alle Vergleichung ausgeſchloſſen, und es wird damit ein ſolcher Begriff verbunden, daſs keine andere Art von Einheit damit verglichen werden kann. Wenn Gott in Anſehung der Art ſeines Daſeyns betrachtet wird, wird er mit der dreyfachen Zeit, der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen, verglichen, er wird in dieſer Hinſicht als *dreyeinig* betrachtet, welches durch die Buchſtaben יהוה angedeutet wird, mit welchem Namen man das Weſen bezeichnet, das war, das iſt, und das ſeyn wird. Wenn Gott in Anſehung ſeiner Wirkungen in der Welt betrachtet wird, wird er unter einer Siebenzahl vorgeſtellt, und als *ſiebeneinig* angeſehen. Wenn er ſowohl ſeinem Weſen als ſeinen Wirkungen nach betrachtet wird, wird er als *zehneinig* angeſehen, und mit der Zehnzahl, mit dem Namen der zehn Sephiroth bezeichnet, wo denn die drey erſten Zahlen ſein Weſen und die ſieben letzten ſeine Wirkungen bezeichnen.“ S. 250. „Aus übelverſtandenen, kabbaliſtiſchen, ſymboliſchen und hyperboliſchen Redensarten ſind Geſichte und Offenbarungen, Wunder und übernatürliche Begebenheiten auf eine ungereimte Weiſe, der Meinung und dem Zweck der Schriftſteller zuwider, gemodelt worden. — Da nach der Lehre der Juden Alles Gottes unmittelbarer Wirkung zugeſchrieben, und der Urſprung jedes aufſteigenden Gedankens von Gott hergeleitet wurde: ſo war freylich in der Hinſicht alles, was geſchah, ein Wunder von Gott, und wurde wie ein Wunder beſchrieben; aber es wurden darunter doch bloſs natürliche Begebenheiten verſtanden; obgleich ſie auf eine wunderbare Art beſchrieben ſind.“ S. 258. „Es war eine allgemein angenommene Methode, beſonders über Gegenſtände, welche zur Theologie gehörten, ſeine Meinung nicht deutlich und geradezu auszudrücken, ſondern durch bildliche Redensarten, Gleichniſſe und erdichtete Erzählungen mit eingeführten Wundern, die als wirklich vorgeſtellt wurden, die aber weder der Vf., noch der Leſer, weder der Lehrer noch der Zuhörer für etwas Anders, als eine Schilderung hielt, die dazu dienen ſollte, eine gewiſſe gröſsere Aufmerkſamkeit zu erwecken.“ S. 289. „Um die prophetiſchen Schriften der Juden recht zu verſtehen, muſs man darin nie Darſtellungen von Begebenheiten ſuchen, welche ſich in der Zukunft ereignen werden, ſondern ſie vielmehr als Abbildungen der Zeit betrachten, da die Schrift abgefaſst wurde; man muſs ſich daher bemühen, die möglichſt genaue hiſtoriſche Kenntniſs von dieſer Zeit zu erhalten, in der gewiſſen Überzeugung, daſs Alles, was zu einer Zukunft zu gehören ſcheint, nur von der Beſchaffenheit iſt, daſs es als unvermeidliche Folge von Begebenheiten der gegenwärtigen Zeit betrachtet werden kann.“ Dieſes wird ſchon genug ſeyn, um die Leſer mit den Eigenheiten des Buchs und der Tendenz deſſelben bekannt zu machen. T. D.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 MÄRZ, 1807.

JURISPRUDENZ.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Über die Grenzen der Civil-Patrimonial-Jurisdiction.* Ein Beytrag zum Territorialstaatsrecht von *D. B. W. Pfeiffer*, kurf. hess. Hof- und Regierungs-Archivar. 1806. XLII und 796 S. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Als Rec. diese Schrift vorläufig durchblätterte, glaubte er eine Deduction für Hessen-Cassel gegen Hessen-Rothenburg vor sich zu sehen. Sie zerfällt nämlich in zwey Haupttheile, in deren erstem von den Grenzen der Civil-Patrimonial-Jurisdiction überhaupt gehandelt wird. Im zweyten beschäftiget sich der Vf. mit den Patrimonial-Gerichten in den kurhessischen Staaten, oder eigentlich mit den Grenzen der den fürstlich rothenburgischen Gerichten zustehenden Civil-Jurisdiction. Rec. kann nun nicht leugnen, dass er das erste Buch um des zweyten willen geschrieben glaubte, und er freute sich, eine erst in neueren Zeiten allgemeiner gewordene Art der Bearbeitung wichtiger, besonders staatsrechtlicher Streitigkeiten auch hier angewendet zu finden, da er ihr vorzüglich diese sehr interessante Abhandlung über Patrimonial-Gerichtsbarkeit danken zu müssen wähnte. Der Vf. versichert aber in der Vorrede, das zweyte Buch habe schlechterdings nur einen — dem des ersten subordinirten Zweck, und man würde seine Absicht durchaus verkennen, ja in der That völlig umkehren, wenn man ersteres bloss als Einleitung zum letzteren betrachten, und solchergestalt ihm die Intention eines directen Angriffs der fürstl. rothenburgischen Gerichtsbarkeit, die ihm doch nur als historischer Beleg diene, unterschieben wollte. Ein aufmerksamer und kundiger Leser wird sich indessen bald überzeugen, dass der Vf. bey der Bearbeitung des ersten Buchs das zweyte zum voraus schon gleichsam im Gesicht hielt; und wenn es vielleicht bey der zweyten Prüfung sich zeigen sollte, dass er hin und wieder in Inconsequenzen oder Widersprüche sich verwickelt habe: so dürfte wohl hierin ein Hauptgrund davon ohne Mühe zu finden seyn.

Der Vf. muss sich zuförderst den Weg zu seinem Gegenstand durch einen Kampf bahnen, der die *rechtliche Existenz* desselben zu retten den Zweck hat. Die Staaten-Reformatoren unserer Zeit haben auch der Patrimonial-Gerichtsbarkeit den Krieg angekündigt, weil sie ein Überrest der rohesten Barbarey sey, dem Begriffe eines Staats geradezu widerspreche, und, als völlig widerrechtlich, von jedem Landesherrn sofort aufgehoben werden könne, ja müsse. Von der *peinlichen* Patrimonial-Gerichtsbarkeit glaubt nun Hr. *Pf.*, dass die mit ihr verbundenen Nachtheile für den Staat wohl nur durch gänzliche Aufhebung des Instituts abgestellt werden können. Er hält sich jedoch hiebey nicht weiter auf, weil sein Augenmerk allein auf die *Civil*-Patrimonial-Gerichtsbarkeit gerichtet ist. Rec. will sich aber nur die Bemerkung erlauben, dass nach den eigenen Grundsätzen des Vfs. auch das *erbliche* Recht, das *peinliche Richteramt* durch *gehörig qualificirte* Personen nach den Landesgesetzen und Ordnungen unter landesherrlicher Oberaufsicht verwalten zu lassen, wenigstens mit dem Begriffe des Staats und der Staatsregierung nicht im Widerspruch zu stehen scheint, und dass daher auch auf die *peinliche* Patrimonial-Gerichtsbarkeit dasjenige grösstentheils anwendbar seyn dürfte, was der Vf. für die *Civil*-Patrimonial-Gerichtsbarkeit vorbringt. Rec. kennt die Mängel und Gebrechen beider aus mehrjährigen Beobachtungen und Erfahrungen ziemlich genau, und er hält sich überzeugt, dass es meistentheils an der Nachlässigkeit der Regierungen liegt, wenn sie nicht vermieden werden. Hr. *Pf.* stellt nun in Beziehung auf die Civil-Patrimonial-Gerichtsbarkeit folgende zwey sehr richtige Sätze auf: Soll diese Gerichtsbarkeit für gänzlich verwerflich geachtet werden; so müsste man annehmen 1) dass die mit derselben verbundenen Nachtheile von der Art wären, und einen so bedeutenden Einfluss auf die gemeine Wohlfahrt des Staats hätten, dass die hieraus entstehende Gefahr einen *statum extraordinarium* hervorbrächte, in welchem der Unterthanen wohlerworbene Gerechtsame nicht mehr respectirt zu werden brauchen, wo vielmehr das mit ihnen collidirende Gemeinwohl ihre Aufhebung unerlasslich erfodert; ausserdem aber noch 2) dass auch diese Nachtheile mit der Patrimonial-Jurisdiction nothwendig verknüpft seyen, dass sie mit zu deren wesentlichen Folgen und Eigenheiten gehören, und dass keine Patrimonial-Jurisdiction gedenkbar sey, mit welcher sie nicht, schon durch ihren Begriff selbst, unzertrennlich verbunden wären. Man pflegt es freylich mit den wohlerworbenen Rechten, besonders ganzer Corporationen oder Stände, heutzutage so genau nicht zu nehmen, und der Schleier des Staatswohls muss hier manchen Act der Willkühr bedecken. Auch wird es wohl nicht an Rechtsgelehrten fehlen, die sich zur Vertheidigung solcher Gewaltstreiche hergeben. So wenig nun auch dieses zu billigen ist, so muss man doch weit mehr die Äusserungen öffentlicher Rechtslehrer missbilligen, die dergleichen Unter-

nehmungen leichtsinnig begünstigen. Diess ist in der That in Ansehung der Patrimonial - Gerichtsbarkeit bey einigen der Fall, die sogar den Patrimonial - Gerichtsherren nicht einmal ein wohlerworbenes Recht angesehen wollen, und denen der Vf. mit Recht eine wahre *petitionem principii* vorwirft. Vollkommen stimmen wir ihm bey, wenn er hier, wo es darauf ankommt, von dem höchsten und heiligsten Zwecke jeder Staatsvereinigung, der Sicherung von Privat-Gerechtsamen des Unterthanen, eine Ausnahme zu begründen, die *absolute Gewissheit eines in die Staatsorganisation selbst unmittelbar eingreifenden Nachtheils* fodert. Dass diess aber wenigstens bey der Civil - Patrimonial - Jurisdiction der Fall nicht sey, wird auf eine befriedigende Weise gezeigt. Der gröfste Theil der Vorwürfe, die man den Patrimonial - Gerichten zu machen pflegt, können eben sowohl die landesherrlichen treffen, und auch diese werden sie immer mehr verdienen, je mehr die heutzutage nur allzugewöhnliche flüchtige und ungründliche Art, zu studiren, überhand nimmt, je leichter es Indolenz, Bequemlichkeit oder Nepotismus den nicht gehörig vorbereiteten Jünglingen machen, in die Dienste des Staats zu treten, und in demselben, auch bey gänzlichem Mangel weiterer Ausbildung, wenn nicht durch Protection, doch durch die Wohlthat der Zeit, — durch die löbliche Anciennetät — zu den wichtigsten und ersten Richterämtern zu gelangen.

Dass der Vf. die rechtliche Existenz des Gegenstandes seiner gelehrten Arbeit siegreich vertheidigt hat, muss man eingestehen. Aber viel mehr, als das Leben, lässt er ihm auch nicht. Sein ganzes Bestreben geht nämlich dahin, der Civil - Patrimonial - Gerichtsbarkeit so enge Grenzen zu setzen, als möglich. Er nimmt dabey auf den Ursprung dieser Gerichtsbarkeit in Deutschland und ihre Ausbildung mit und neben der Landeshoheit keine Rücksicht, als nur dann, wenn er Thatsachen einräumen muss, die zu seiner Theorie nicht passen, und die dann freylich nur aus der Geschichte erklärt werden können. Das Thema, welches der Vf. ausführt, ist kurz dieses: *Der Civil - Patrimonial - Jurisdiction stehen keine anderen Befugnisse zu, als welche nothwendig aus dem reinen und strengen Begriffe einer von der Landeshoheit abgeleiteten, dieser untergeordneten, als Patrimonialrecht erworbenen, bürgerlichen Gerichtsbarkeit fliefsen.* Allgemeine Bemerkungen über die Vergleichung von Hoheitsrechten dienen dem Gebäude zur Grundlage. Hier hat Hr. *Pf.*, wie er versichert, eine *ganz neue* Entdeckung gemacht, indem er, was man bisher allgemeine und besondere Hoheitsrechte nannte, mit einem *neuen Namen* belegt, und danach die „äusserst wichtige" Trennung der *Form* und des *Inhalts* der Landeshoheit vornimmt. Das Ganze läuft am Ende darauf hinaus, dass die gesetzgebende, aufsehende und vollstreckende Gewalt, als wodurch die Landeshoheit auf die einzelnen Gegenstände des Staatszwecks wirkt, die *Form*, diese Gegenstände insgesamt aber oder der Staatszweck den Inhalt der Landeshoheit constituiren soll. Ob diese neue Terminologie grofsen Gewinn gewähre, mag dahin gestellt seyn. Mehr als die Neuheit der Terminologie kann sich aber Hr. *Pf.* nicht zueignen. Der Gedanke selbst findet sich in mehreren Lehrbüchern des allgemeinen Staatsrechts, und besonders *Hufeland* hat ihn in seinem Naturrecht herausgehoben. Der Vf. hat zur Erläuterung auch die Polizeygewalt als Beyspiel angeführt, und gerade in Beziehung auf diese hat *v. Berg* im *Handbuch des deutschen Polizeyrechts* dasselbe, was der Vf. als neu giebt, gesagt: „die Polizeygewalt sey ein besonderes Hoheitsrecht, welches seinen eigenthümlichen Gegenstand habe, auf welchen die allgemeinen Hoheitsrechte durch jene sich wirksam äufsern." Eben so verhält es sich nun auch mit der *Justizgewalt*, von welcher allerdings die *Gerichtsbarkeit* nicht nur als *ein Theil*, sondern auch als *ein Ausfluss* betrachtet werden kann. In jener Eigenschaft, d. h. verbunden mit der vom Vf. sogenannten hoheitlichen Form, oder mit anderen Worten, als ein von der Landeshoheit getrenntes, folglich unabhängiges Hoheitsrecht kann die Gerichtsbarkeit freylich kein Patrimonial-Recht werden, und die ganze Lehre von der Verleihung einzelner Hoheitsrechte an Privatpersonen, lässt sich leicht auf einfache Grundsätze zurückführen, wenn man mit dem Vf. die (jetzt ohnehin antiquirte) Reichsverfassung ganz bey Seite setzt, und auf die Natur eines zusammengesetzten Staats gar keine Rücksicht nimmt. Daher hat der Vf. an diese Materie in der That mehr Gelehrsamkeit verschwendet, als nöthig war, aber auch manchen alten Publicisten mit ungerechtem Tadel heimgesucht, der bey dem Wunsch, den Zustand der Dinge in Deutschland, wie er war, mit dem, wie er nach seiner staatsrechtlichen Theorie seyn sollte, zu vereinigen, leicht in gröfserer Verlegenheit seyn konnte, als Hr. *Pf.*, der, was mit seinem durch Philosophie geläuterten Staatsrechte sich nicht reimen lässt, ohne weiteres verwirft. So äussert er sich wenigstens S. 67 deutlich genug. Wie aber, wenn ein deutscher Kaiser nach eben diesen Grundsätzen die Landeshoheit der deutschen Reichsstände beurtheilt und sie in die ihr gebührenden Grenzen zurückgeführt hätte, weil sie in ihrer nach und nach angenommenen Gestalt sich mit den Aussprüchen eines durch Philosophie geläuterten Staatsrechts nicht reimen lasse? — Freylich wird jetzt selbst mancher Fürstenerianer wünschen, dass sich ein Kaiser, mit Muth und Kraft ausgerüstet, *so* um das Vaterland verdient gemacht, *so* es den Deutschen erhalten hätte! —

Hr. *Pf.* würde uns wahrscheinlich mit einem rein philosophischen *deutschen* Staatsrecht beschenkt haben, wenn wir überhaupt noch eins brauchten, indem er aus der von dem unvergesslichen *Pütter* gestifteten *historisch*-philosophischen Schule nur den philosophischen Theil sich zu eigen gemacht zu haben scheint. Das theoretische Kritisiren und Absprechen ist freylich leichter, als gründliche historische Nachforschung!

Die Materie von der Verleihung einzelner Hoheitsrechte würde dem Vf. nicht so wichtig gewesen seyn, wenn er nicht überall von der Voraussetzung ausginge, die Patrimonial - Gerichtsbarkeit sey ledi-

glich als ein von der Landeshoheit abgeleitetes, folglich durch diese entweder ausdrücklich oder stillschweigend verliehenes Patrimonial-Recht zu betrachten. Wie aber, wenn die Geschichte zeigte, dass das, was wir jetzt Patrimonial-Gerichtsbarkeit nennen, schon vor der Entstehung der Landeshoheit in der Gutsherrschaft und in der Stadtverfassung begründet war? Wie, wenn in Ansehung lehnbarer Güter sich nachweisen liesse, dass die mit ihnen verliehene Gerichtsbarkeit keine andere war, als die dem Lehnsherrn, nicht als Hoheitsrecht, sondern selbst als gutsherrliches Recht zustand? Wie wenn bey weitem die meisten älteren Städte ihre Gerichtsbarkeit durch *kaiserliche* Verleihung oder Bestätigung besassen, und sie in ihrem ganzen Umfang weit früher geübt hätten, als *landesherrliche* Justizgewalt und Gerichtsbarkeit existirte? In diesem Falle würde doch ohne Zweifel die theoretische Grenzbestimmung einer nicht denkbaren Verleihung auf die praktische Grenzbestimmung der *deutschen* Patrimonial-Gerichtsbarkeit keinen rechtlichen Einfluss haben können. Überhaupt ist ja nicht von einer idealischen Patrimonial-Gerichtsbarkeit die Rede, sondern von derjenigen, welche in Deutschland hergebracht ist. Nun ist es aber bekannt, dass nach der deutschen Verfassung und nach der Sprache der älteren Urkunden Gerichtszwang, Gerichtsbarkeit (*judicia, jurisdictiones*) mehr bedeuteten, als die blosse Befugniss, die Streitigkeiten der Bürger und Bauern zu schlichten, und dass darunter (ausser der peinlichen Gerichtsbarkeit,) eine *obrigkeitliche Gewalt*, die überhaupt in dem Gerichtsbezirk die Ordnung zu erhalten und die höheren Befehle auszuführen hatte, in der Regel verstanden wurde. Das soll man freylich mit den Aussprüchen eines durch Philosophie geläuterten Staatsrechts sich nicht vereinigen lassen! Allein eines Theils dürfte man sich hiegegen wohl einige Zweifel erlauben, anderen Theils leugnet auch Hr. *Pf.* nicht, dass in dieser besten Welt nicht alles nach einem solchen Staatsrechte gehen kann, und dass ohne Ungerechtigkeit den Staatsbürgern Befugnisse nicht entzogen werden können, von denen es nicht mit Gewissheit ausgemacht ist, dass sie dem Staatszweck wesentlich und nothwendig widersprechen. Sollte nun nach der deutschen Verfassung die Patrimonial-Gerichtsbarkeit streng genommen, als das *potius, a quo fit denominatio*, anzusehen und damit der Ausdruck: Unterobrigkeit, Stadt-Obrigkeit, Gerichts-Obrigkeit, subjectiv genommen, gleichbedeutend seyn: so würde alles, was der Vf. zur Begrenzung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit *a priori* deducirt, als wenig befriedigend und zur Sache gehörig erscheinen, obgleich Rec. nicht in Abrede stellen will, dass seine Deduction im Allgemeinen sich durch Gründlichkeit, Klarheit und Bestimmtheit auszeichnet. Ist es erst ausgemacht, dass nur von der Civil-Gerichtsbarkeit im eigentlichen und engsten Sinne die Frage seyn kann: so wird man des Vf. positive Charakteristik der Gerichtsbarkeit und dessen negative Grenzbestimmung grösstentheils mit Nutzen anwenden können. Wenn aber die durch die Geschichte bewährte Beschaffenheit der Patrimonial-Jurisdiction ein ganz anderes Rechtsverhältniss begründet, als das vom Vf. dargestellte: so ist klar, dass seine Ausführung keinen *allgemeinen* praktischen Werth haben kann. Die von ihm aufgestellte Confiscations-Regel passt nicht auf die *deutsche* Patrimonial-Gerichtsbarkeit, und der Vf. muss dieses selbst mittelbar durch mehrere Modificationen seiner Behauptungen eingestehen. Der 15 und 16 §. sind in dieser Hinsicht merkwürdig, zumal da sie auch den steten Hinblick auf das zweyte Buch deutlich verrathen. Bey sehr verwandten Rechtsinstituten, gesteht der Vf., langen oft bloss theoretische Gründe nicht aus, um mit völliger Zuverlässigkeit das eine oder das andere anzunehmen, und nicht selten entscheide da mehr eine bloss praktische Ansicht, als die sorgfältigste Anwendung allgemeiner Rechtsbegriffe, (d. h. man muss die Sachen kennen, ehe man über sie urtheilt — und das geht durch theoretische Speculationen und apriorische Deductionen nicht!) — So sey es auch in dem vorliegenden Falle! — hier könne daher eine mehr empirische Untersuchung gar oft die besten Dienste leisten! Ja wohl! — Bisweilen lässt sich dann auch der Vf. zu dergleichen Untersuchungen herab, und so hat er z. E. gefunden, dass doch die Patrimonial-Gerichte in Ermangelung eines speciellen Rechtstitels ihres etwanigen Besitzes der niederen Polizey nicht zu entsetzen seyen. Etwas weiter unten fodert er freylich wieder einen *unverrückten* Besitzstand, der dann wohl *loco tituli* ist. Nach seinen Grundsätzen würde indessen, wo es bloss auf den *Besitz* ankäme, der Rechtsstand für jeden Landesherrn sogleich klar seyn. Es scheint jedoch, dass dies im Ernste zu behaupten, des Vf. Absicht nicht sey, und hier vorzüglich glaubt Rec. eine strenge Consequenz in des Vf. Grundsätzen zu vermissen. Bey der Besorgung gewisser Regierungsgeschäfte, — falls sie nicht im Schlafe langer Vernachlässigung ruhen — kann der Besitzstand nicht wohl zweifelhaft seyn, und gegen diesen werden theoretische Gründe der Art, wie sie in dem vor uns liegenden Werke zum Theil aufgestellt sind, im Rechtsstande schwerlich entscheiden können. Sonst möchte vor dem durch irgend eine Philosophie geläuterten Staatsrechte so leicht kein wohlerworbenes Recht sicher seyn, und selbst der Vf. rechtfertigt solche Besorgnisse, wenn er, im Widerspruch mit seiner oben angeführten Äusserung, an einer anderen Stelle behauptet, in der Jurisprudenz müsse ein jedes, dem theoretischen Raisonnement conträre Factum, entweder unter einen Gesichtspunct gefasst werden, der es mit allgemeinen Grundsätzen in Harmonie *setzt*, oder es bleibe, wo dies nicht angehe, kein anderes Mittel, als gänzliche Verwerfung aus dem Kreise *rechtlicher* Gegenstände. — Was nach der Landesverfassung Unterobrigkeiten gewöhnlich zu thun und zu besorgen pflegen, das wird auch der Patrimonial-Obrigkeit billig nicht entzogen werden können, sofern nicht in Ansehung ihrer ein Anderes rechtlich hergebracht ist. Was sind in mehreren Ländern die landesherrlichen Untergerichte anders, als un-

sprüngliche Patrimonial-Gerichte über die Familiengüter des jetzigen Landesherrn? Es kann seyn, dass der Landesherr für gut findet, seinen Gerichten und Beamten die unmittelbare Ausführung in Ansehung mehrerer Zweige der Regierungsgewalt besonders zu übertragen, und darüber mag sich keine Patrimonial-Obrigkeit beschweren, selbst wenn die Aufträge sich auch in ihren Gerichtsbezirk erstrecken sollten. Denn auf ihre Bürger und Hintersassen wirken in solchen Fällen jene Gerichte und Beamte nicht als *solche*, sondern als landesherrliche Commissarien. Nur so viel glaubt Rec., dass die wahre Beschaffenheit der *deutschen* Patrimonial-Gerichtsbarkeit die Inhaber derselben berechtigt, zu verlangen, dass sie nicht bloss als *Richter*, sondern als *Obrigkeiten* in ihrem Gerichtsbezirke geachtet und behandelt, folglich auch von demjenigen, was in der Regel den Unterobrigkeiten zukömmt, nicht ausgeschlossen werden. Den Beweis und die rechtlichen Folgen dieses Grundsatzes hier darzulegen, würde zweckwidrig seyn. Rec. wollte nur im Allgemeinen darauf aufmerksam machen, dass die rein theoretische Bearbeitung des vorliegenden Gegenstandes für die Verfassung in Deutschland nicht genüge.

Diess vorausgesetzt, wollen wir nunmehr die Leser mit dem Detail des *Pfeifferschen* Werkes genauer bekannt machen, und nur noch hin und wieder eine Bemerkung hinzufügen. Von dem ersten Abschnitte des ersten Buchs ist bereits erinnert worden, in wiefern derselbe für die Lehre von der *deutschen* Patrimonial-Gerichtsbarkeit von keinem umfassenden praktischen Werth seyn kann. Im Allgemeinen hat der Vf. seine Theorie von Verleihung der Hoheitsrechte mit vielem Scharfsinn durchgeführt. Alle Hoheitsrechte, sagt er, participiren an *Form* und *Inhalt* der Landeshoheit. In der Beziehung auf die Staatswohlfahrt im Ganzen liegt das Charakteristische aller Hoheitsrechte, diese Beziehung wird aber nur unter der hoheitlichen Form sichtbar, folglich beruht das Wesentliche eines Hoheitsrechts in der hoheitlichen Form. Dieses Wesentliche aber, meint er, sey seinem Begriff nach *durchaus unveräusserlich*, könne von der Landeshoheit nicht getrennt, von einem Landesherrn an Andere nicht verliehen werden, ohne darin ein Stück von der Landeshoheit selbst wegzugeben, und diese dadurch zu theilen und zu beschränken. Die *absolute Unveräusserlichkeit* ist nun wohl so streng nicht zu nehmen. Denn der Vf. räumt ja selbst ein, dass eine solche Veräusserung nur nicht möglich sey, ohne die Landeshoheit zu theilen und zu beschränken. Dass diess aber *rechtlich* geschehen kann, wenn es gleich vielleicht politisch tadelnswerth seyn dürfte, leidet keinen Zweifel. Wir müssen uns aber erst über den von dem Vf. angenommenen Begriff der sogenannten hoheitlichen Form verständigen. Unserer Einsicht nach versteht er darunter nichts anderes, als die Wirksamkeit des Regenten für die Staatswohlfahrt im Ganzen durch die legislative, inspicirende und executive Gewalt. In diesem Sinn räumen wir nun gern ein, dass der Regent nichts veräussern, d. h. keinen Theil der *allgemeinen* Sorgfalt für das Staatswohl Privatpersonen überlassen oder abtreten kann, ohne seiner Regentenpflicht entgegen zu handeln. Denn dass er einen Mitregenten annehmen darf, versteht sich von selbst, und gehört hieher nicht. Dass aber der Regent die *untergeordnete* erbliche Ausübung eines Zweiges der Regierungsgewalt, entweder in dem ganzen Umfange des Staatsgebietes oder in einem besondern Bezirke desselben, Anderen einräumen könne, und dass dadurch die Qualität des Hoheitsrechts nicht verloren gehe, diess gesteht der Vf. selbst ein; er behauptet aber, nur das Objective eines Hoheitsrechts werde verliehen, das Hoheitsrecht selbst bleibe dem Landesherrn. Da jedoch das Objective nicht erreicht, also z. E. die Justiz nicht verwaltet werden kann, ohne einen Theil der hoheitlichen Form, welche, wenn man von einer beurtheilenden Gewalt ganz abstrahirt, wenigstens in der executiven besteht: so folgt, dass auch der einzelne Inhaber das Hoheitsrecht, als solches, ausüben müsse, und insofern ihm die erbliche und ausschliessende, wiewohl subordinirte Ausführung desselben zusteht, mag man wohl sagen, das Hoheitsrecht gehöre ihm. Wenigstens kann daraus weder für die Theorie noch für die Praxis ein wesentlicher Nachtheil entspringen. Diess gilt jedoch nur von gewöhnlichen Verleihungen einzelner Hoheitsrechte. Denkt man sich einen zusammengesetzten Staat, wie ehemals Deutschland war, oder auch nur untergeordnete Regierungen, wie sie die rheinische Bundesacte bildete, oder wie wir sie längst schon in Deutschland kannten (Rec. will nur an einen Theil der schönburgischen Lande, an die schlesischen und lausitzischen Standesherrschaften, an Wernigerode u. a. dgl. erinnern): so wird man die Theorie des Vf. ganz unanwendbar finden. Er selbst wird doch wohl diese Verhältnisse nicht für widerrechtlich erklären? Hier werden aber die Hoheitsrechte offenbar als solche besessen und ausgeübt.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Heidelberg*, b. Mohr und Zimmer: *Diss. inaug. de collocatione depositi tam regularis quam irregularis in concursu creditorum*, quam — puplice (*publice*) defendet auctor *Christianus Gerardus Overbeck*, Lubecensis. 1806. 60 S. 4. Der Vf. ist der Meinung, dass die *Argentarii* der Römer sich nicht, wie Hr. v. *Almendingen* in der bekannten Abh. von Urkundenedition und Argentarien (im *Grolmann'schen* Magazin) gezeigt hat, aus den Mensariis, sondern unabhängig von diesen gebildet hätten, dass beide also ganz verschiedene Personen gewesen seyen, und man auf die ersteren die *fr.* 7. §. 2. 3. *fr.* 8 de *positi* anzuwenden, von den letzteren aber das *fr.* 2. §. 24 *de reb. auct. jud. poss.* zu verstehen habe.

Helmstädt, mit akad. Schriften: *De nepotibus ex filio unico avo non in capita sed in stirpes succedentibus.* Commentatio quam — defendet *D. Leon. Ludov. Gottl. Süptitz*, *P. P. E.* 1806. 35 S. 4. Die in dieser deutlich geschriebenen Dissertation, deren Inhalt der Titel hinlänglich bezeichnet, gemeinte Frage ist eigentlich die: ob bey Bestimmung des Pflichttheils des Erbtheils des Ehegattens und für andere Lehren die *nepotes ex filio unico avo succedentes* für Eine Person oder für mehrere zu halten seyen? und nach dem Geiste dieser Lehren, nicht nach der Nov. 118 zu beantworten.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 MÄRZ, 1807.

JURISPRUDENZ.

Göttingen, b. Dieterich: *Über die Grenzen der Civil-Patrimonial-Jurisdiction.* Ein Beytrag zum Teritorial-Staatsrecht v. *D. B. W. Pfeiffer* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der *zweyte Abschnitt* enthält die rechtliche Beurtheilung der Patrimonial-Jurisdiction, und dessen erster Titel die Entwickelung des Begriffs derselben. Auch hier legt der Vf. wieder vorsichtig den Grund zum zweyten Buche. Im Wesentlichen geht seine Meinung dahin: ein Gericht, das nicht landesherrlich ist, ist Patrimonial-Gericht. Die Patrimonial-Gerichtsbarkeit aber ist diejenige Gattung *abgeleiteter* Gerichtsbarkeit, welche als Patrimonial-Recht erworben ist. Mit Recht verwirft der Vf. die Distinction zwischen der Patrimonial- und administratorischen Gerichtsbarkeit. Denn die der Patrimonial-*Gerichtshalter* ist auch administratorisch. Daraus folgt aber nicht, dass es ausser der landesherrlichen Gerichtsbarkeit keine andere, als eigentliche Patrimonial-Gerichtsbarkeit geben könne. Der Vf. wirft bey dieser Gelegenheit die Frage auf: wie, wenn bereits dieses fest steht, dass ein Gericht kein landesherrliches ist, und es sich dennoch mit den übrigen anerkannten Patrimonial-Gerichten nicht gleichstellen, nicht nach der von diesen geltenden Grundsätzen beurtheilen lassen will; — *ein Fall, der überhaupt nicht selten ist, und gewöhnlich da eintreten wird, wo einem apanagirten Prinzen ein gewisser District mit den Gerichten abgetreten ist,* — wie wollte man hier auch nur den mindesten Entscheidungsgrund aus jener Distinction in Patrimonial- und administratorische Gerichtsbarkeit hernehmen? — Der Gegensatz ist überhaupt unrichtig; aber man lege doch auch bey der Bestimmung des Begriffs jener Gerichtsbarkeit nicht zuviel Gewicht auf den Ausdruck: *Patrimonial*-Gerichtsbarkeit, der nicht legal ist, ursprünglich nur von der Gerichtsbarkeit adelicher Gutsbesitzer gebraucht, und erst in neueren Zeiten, vielleicht nicht ganz passend, auch auf die städtische Gerichtsbarkeit ausgedehnt wurde. Übrigens bezieht sich Rec. in Ansehung des von dem Vf. angenommenen Begriffs auf die oben vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen. — Im zweyten Titel beschäftigt sich der Vf. mit der juristischen Grenzbestimmung der Patrimonial-Jurisdiction, die er auf die zwey Hauptpuncte des aufgestellten Begriffes: I) *Gerichtsbarkeit* und II) *Patrimonial-Recht* gründet. In Rücksicht auf den ersten Punct geht er zuförderst von der positiven Charakteristik (dem Begriff) der Gerichtsbarkeit aus. Sodann giebt er — unter der Rubrik: negative Grenzbestimmung — die Gegenstände und Theile der Regierungsgewalt (die besonderen und allgemeinen Hoheitsrechte) an, von welchen er die Patrimonial-Gerichtsbarkeit gänzlich ausschliesst. Zu ersten rechnet er zuförderst alle Regierungssachen überhaupt, und sodann insonderheit die Verfügungen über Commercial-Gegenstände und die Policeygeschäfte. Sehr uneigentlich nennt er Commercial-Wesen den Inbegriff derjenigen Mittel, welche die öffentliche Wohlfahrt unmittelbar befördern. Es ist kein Zweifel, dass Verfügungen über Commercial-Gegenstände zur Competenz eines Patrimonial-Gerichts nicht gehören. Diese Verfügungen fliessen entweder aus der Landes-Policey oder aus der Finanzgewalt, und der Vf. hat sie ohne Grund davon getrennt. Was die Policeygeschäfte betrifft; so scheint der Vf., soviel literarische Kenntniss er auch zeigt, doch noch nicht zu ganz deutlichen Begriffen in dieser Materie gelangt zu seyn. Es würde indessen eine eigene Abhandlung erfodern, wenn man das mannichfaltige Unrichtige von dem vielen Guten, das der Vf. hier sagt, gehörig trennen wollte. Im Wesentlichen leugnet er, dass in der Regel die niedere Local-Policey den Ortsobrigkeiten zustehe, gesteht aber doch, dass, wenn die landesherrliche Policey nur dafür gesorgt habe, dass alle gesetzlich vorgeschriebenen Policeyeinrichtungen wirklich zweckmässig angewendet werden, alsdann das Factische der Anwendung, die einzelnen besonderen Anstalten, mittelst deren diese Anwendung geschieht, ohne Zweifel für die Ortsobrigkeit gehören, im welchem Fall diese denn doch einen sogenannten Erwerb, den der Vf. fodert, nicht nachzuweisen haben wird. Hr. *Pf.* hat nun freylich seine Beschreibung der Local-Policey so eingerichtet, dass er sich mit vieler Zuversicht gegen den Vorwurf eines Widerspruchs gesichert hält. Der gewöhnliche Begriff der Local-Policey passt jedoch auch zu seinem Eingeständniss, und hiernach würde Manches, was er bestreitet, auf einen Wortstreit hinauslaufen. Policeygerichtsbarkeit statuirt er gar nicht, und er hat Recht, wenn man sie mit *Schmalz* so definirt; sofern die vollziehende Gewalt die Policeygesetze vollzieht, heisst sie Policeygerichtsbarkeit. Sie besteht aber vielmehr in der Untersuchung, Beurtheilung und Ahndung policeywidriger Handlungen, und ist daher weder in der Theorie, noch in der Praxis ein Unding. — Wenn hiernächst der Vf. in seiner sogenannten formalen Begrenzung den Patri-

monial-Gerichten alle Theilnahme an der Ausübung allgemeiner Hoheitsrechte in Beziehung auf den ganzen Staat abspricht, und demnach das Princip ganz generell aufstellt, dafs in allen Fällen, wo es auf die Wirksamkeit der hoheitlichen Formen ankommt, blofse Gerichtsbarkeit sich durchaus nicht thätig äufsern könne: so mufs man ihm freylich *in dem Sinne* vollkommen beystimmen, und niemand wird den Patrimonial-Gerichtsherren gesetzgebende Gewalt, *höchste* Aufsicht und *höchste* Executiv-Gewalt im Staate beylegen wollen. Obschon nun aber Hr. *Pf.* nicht leugnen kann, dafs der Patrimonial-Richter *mit öffentlicher Autorität* Recht spricht, und seine Erkenntnisse vollstreckt; so will er doch nicht zugeben, dafs die höchste Gewalt den Patrimonial-Richter *für diesen Zweck*, und innerhalb der Grenzen seines Gerichtszwanges, mit ihrer Autorität begleitet, oder, was dasselbe ist, ihm diesen bestimmten Theil der beurtheilenden und vollstreckenden Gewalt übertragen habe. Die Wendung, die er hier der Sache zu geben sucht, wird schwerlich irgend einen gründlichen Leser befriedigen. Bey manchen Handlungen der Aufsicht und Vollstreckung (nicht der *höchsten* Oberaufsicht und Executiv-Gewalt) sieht Hr. *Pf.* den Patrimonial-Richter blofs als *Werkzeug* der Regierung an. Man kann ihm diefs zugeben, er wird aber für seinen Zweck nicht viel weiter kommen, wenn er nicht einen Umstand aus dem Wege räumt, der seiner Theorie ganz widerstrebt, den nämlich, dafs nicht ohne Grund behauptet wird, der Regent dürfe im Bezirke eines Patrimonial-Gerichts in der Regel keines anderen Werkzeuges, als eben dieses Gerichts, sich bedienen, und zwar in Folge des mit der *deutschen* Patrimonial-Gerichtsbarkeit vereinigten *obrigkeitlichen* Amts.

Die eigenthümlichen Wirkungen der Patrimonial-Qualität, womit Hr. *Pf.* die Patrimonial-Gerichtsbarkeit ferner umzäunt, stehen und fallen grofsentheils mit der Hypothese, dafs die deutsche Patrimonial-Gerichtsbarkeit ein von der Landeshoheit abgeleitetes, verliehenes Recht sey. Andere beruhen nicht auf der *Patrimonial*-, sondern theils auf der *Civil*-Qualität, theils auf der Beschaffenheit einer niederen, örtlichen Gerichtsbarkeit. Nimmt man hiernach eine gehörige Absonderung vor, so wird man nicht selten ganz andere Resultate erhalten, als Hr. *Pf.* suchen und finden wollte.

Die Anwendung der gesammten Theorie desselben enthält das *zweyte Buch*, welches die fürstlich rothenburgische Civil-Gerichtsbarkeit in die vorher wohl zubereitete Form, nicht ohne einige Gewaltthätigkeit, wie es Rec. wenigstens scheint, einpafst. Hier kann der Vf. mit der theoretischen Speculation und mit dem durch Philosophie gereinigten Staatsrecht nicht auskommen. Er versucht also sein Heil an der Geschichte, und dieser geht es dann auch manchmal nicht besser, als im vorigen Buche den aus der Geschichte sich darbietenden Rechtssätzen, die mit des Vf. allgemeinen Grundsätzen sich nicht in Harmonie setzen lassen wollten. Hat der Vf. erst bewiesen, die fürstlich rothenburgischen Gerichte seyen wahre Patrimonial-Gerichte, und zwar, so wie er sie vorher beschrieben und begrenzt hat: so müssen Verträge, Herkommen und Urtheilssprüche seiner Theorie weichen, und das Factum, welches nicht geleugnet werden kann, wird ohne Weiteres aus dem Kreise rechtlicher Gegenstände geworfen. Schwerlich sind aber zu der Zeit, als ein gewisser Landestheil den jüngeren hessischen Prinzen überlassen wurde, und bey Abschliefsung der nachher darüber errichteten Verträge, solche Begriffe und Grundsätze angenommen worden, und schwerlich wollten diese Prinzen mit einer so begrenzten Patrimonial-Gerichtsbarkeit sich begnügen, als ihnen der regierende Herr oberherrliches Recht und Gerechtigkeit, Hoch- und Obrigkeit einräumte.

Ms.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Vofs: *Steuerverfassung des platten Landes der Kurmark Brandenburg*. Von *Paul Gottl. Wöhner*, kurmärk. Kammersecretär. I Th. 1804. VIII und 228 S. II Th. 1805. VI und 286 S. III und letzter Th. 1805. XXXIV und 328 S. gr. 4. (6 Thlr.)

Wer des Vfs. *Anleitung zum Cassen- und Rechnungswesen* u. s. w. kennt, kann mit Recht in dem vorliegenden Werke viel Gründliches und Zuverläfsiges erwarten. Kein Wunder, dafs schon von dem *ersten Theil* alle Vorgänger des Vfs., selbst das Werk des Kriegs-Raths *v. Thiele* von der Contribution und Schofseinrichtung in der Kurmark — weit übertroffen worden. Denn der Vf. liefert Resultate von der sichtbarsten Anstrengung und kritischen Auseinandersetzung der oft zerstreut liegenden Gegenstände, die alle in einer systematischen Ordnung vorgetragen, und dadurch sowohl für Cameralbediente als Statistiker gemeinnützig gemacht werden. Er hat daher ganz Recht, zu behaupten, dafs die Grundsätze, nach welchen die allgemeinen Landessteuern und Lasten vom platten Lande der Kurmark Brandenburg aufgebracht und getragen werden, sich gröfstentheils von den alten Verfassungen aus denjenigen Zeiten herschrieben, da alle Bedürfnisse der Landesherrn zum Behuf der Regierungsverwaltung, von den Landesständen bewilliget, und auf die Städte und Kreise, nach Verhältnifs ihrer Kräfte und nach besonderen, unter ihnen getroffenen Vereinigungen, repartirt wurden, auch jeder Stadt und jedem Kreise überlassen war, die Subrepartitions-Anlagen zur Aufbringung ihrer respectiven Beytragssummen selbst zu entwerfen, und diese darnach von den einzelnen Beytragspflichtigen gewissermafsen zu collectiren. Dadurch haben, aufser den von den Landständen festgesetzten General-Repartitions-Principien, nach welchen die Hauptsummen des Bedarfs auf die Kreise und Städte vertheilet werden, viele specielle Kreis-Principien und Vergleiche entstehen müssen, welche bey der individuellen Bestimmung der Kreis- und Städte-Raten zu jener Hauptsumme zur Richtschnur dienen. Zu den vorzüglichen älteren Repartitions-Principien, z. B. für die Altmark, Priegnitz, Mittel- und Ukermark, gehört

der Landtags-Revers von Bartholomäus 1472; und die Recesse von Joh. Baptist 1524 und 1534; auch Reinigung Mariä 1542, nach welchen die Immediatstädte dieser Kreise *zwey Theile*, das platte Land derselben aber einen Theil tragen sollte. In der Folge ist indessen diess Verhältniss genauer bestimmt, und gleich anderen älteren brandenburgischen Provinzen, in denen eine ständische Verfassung zum Grunde lag, durch den Recess vom 28 Juni 1643 der *Tausend-Zettel* eingeführet worden, wonach die Immediat-Städte geben sollen 590, das platte Land hingegen 410 Theile. So wie nun der Wohlstand der Ritterschaft, Stände und des platten Landes in der Folge wechselsweise ab- oder zunahm, wurde es nothwendig, auch andere Repartitions-Principien einzuführen, die der Vf. allenthalben mit pragmatischer Genauigkeit aufstellt. Um das Steuerwesen des platten Landes der Kurmark Brandenburg *gehörig* beurtheilen zu können, ist daher nöthig, sich mit allen feststehenden Normen und Bestimmungen der Haupt- und Subrepartitionen und den dabey zum Grunde liegenden Verhältnissen der einzelnen Kreise und Städte bekannt zu machen. Diesen Erfodernissen hat der Vf. abgeholfen, indem ihm dazu theils seine Berufsverhältnisse, theils die Unterstützungen des königl. General-Directorii und anderer landesherrlichen Behörden behülflich waren. Dabey hat sich aber der Vf. aller Beurtheilungen der bestehenden Formen sorgfältig enthalten. Diess liegt auch *für einen preussischen Geschäftsmann*, dergleichen auch Rec. ist, ausser der Grenze seines Wirkungskreises; wiewohl ihm als *Schriftsteller* nicht verarget werden kann, wenn er über einzelne Theile der Staatswirthschaft, und deren Mängel und Gebrechen, alsdann seine Gedanken eben so freymüthig als bescheiden erwähnet, wann eine gegründete Theorie durch eine vieljährige Erfahrung gerechtfertiget wird.

Der *erste Theil* zerfällt in 3 Kapitel, deren Inhalt einzeln anzugeben, der Zweck dieser Blätter nicht verstattet. Über den Ursprung der *Contribution* in diesem Theile Deutschlands werden einige treffliche historische Notizen eingestreut. Nach dem preussischen genealogischen Kalender v. J. 1763 soll schon im Jahr 1572 eine *Contribution* zu Abtragung der kurmärkischen Landesschulden ausgeschrieben worden seyn. Späterhin kommt dieselbe in pragmatischen Urkunden vor. Denn da im Transact vom J. 1594, dem kurfürstlichen Abschiede, vom 28 Aug. 1600, und in dem Privilegio der Stadt Joachimsthal vom 1 Jan. 1604 die Benennung von *Contribution* schon vorkommt: so ist anzunehmen, dass vor dem bekannten Recessjahre 1626, Abgaben unter dem Namen Contribution collectirt sind, die Contribution in dem gegenwärtigen Sinne und Verhältnisse jedoch nur zur Zeit, da die Kurmark ein stehendes Truppencorps erhalten, als beständige Abgabe und Landessteuer eingeführt worden, indem nach dem Zusatze §. 2 des Recesses von 1653, dem Landesherrn von den Ständen zur Unterhaltung der Truppen bewilliget worden, wozu sie auch noch jetzt angewandt wird. Dieser Zeitpunkt, zur Errichtung eines stehenden Heeres, wird, nach *Michaelis* preuss. brandenb. Regenten-Tafel, in das J. 1655 gesetzt. Das Contributions-Princip in der Kurmark ist jedoch nicht überall gleich. So findet man in der Altmark z. B. den 1000 Zettel zum Grunde gelegt, in anderen Marken und Kreisen dagegen Natural- und Geld-Verhältnisse anwendbar gemacht. (Ganz anders ist die Normal-Contribution anderer europäischer Völker, zumal die der Franzosen, besonders seit den Zeiten beschaffen, da die Revolution und ihre Folgen ganz andere Grundsätze in diesem Theile der Staatswirthschaft herbeygeführt haben.)

Der *zweyte Theil* enthält 57 Numern verschiedener Repartitionen, Nachweisungen, Auszüge, Überschläge, Verzeichnisse, Berechnungen und Remissions-Reglements, nach welchen die öffentlichen Abgaben und Gefälle, auch sonstigen Staatslasten, in der Kurmark vertheilt, erhoben und verrechnet werden. No. 1 bis 4 enthalten vollständig bearbeitete quotisationsmässige Repartitionen, wie nach dem Tausendzettel von der Kur- und Neumark, mit und ohne Inbegriff der Städte, sowohl für beide Provinzen überhaupt, als jede derselben insbesondere, die Abgaben, nach den bestehenden Parten und Verhältnissen, und deren Ertrag der Antheile, an 1000 Rthlr. aufgebracht werden müssen. No. 5—9 geben eine Nachweisung von der Contribution und dem Cavalleriegelde, wie dieselben in dem salzwedel-stendal-arendsee- und seehausen-arenburg- und tangermündschen Kreise, auch der Priegnitz, erhoben werden. No. 10 u. 11 sind eben diesem Gegenstand, jedoch mit Inbegriff des Metzkorns gewidmet, welche die, in dem havelländischen, auch glien- und löwenbergschen Kreise befindlichen contribuablen Hufen, Bauer- und Kossäthen-Höfe u. s. w. jährlich aufzubringen pflegen. Diese Branche des Staatshaushalts ist in No. 12 bis 19 für die übrigen Kreise der gesammten Kurmark ausführlich abgehandelt. — No. 20, 26, 44 u. 45 enthalten dagegen Auszüge, theils aus den ukermärkischen Contributionsrechnungen, theils aus dem Contributions-Cataster, theils aus der Repartition der ordinären und extraordinären Contributions-Gelder für verschiedene Zeiten und Gegenden der Kurmark, welche noch immer, wenigstens bis auf die Ankunft der Franzosen in Berlin, am Ende des Octobr. 1806 daselbst bestanden haben. No. 21, 23 u. 24; 26—29 sind im wesentlichen Inhalte mit No. 10 und 11 gleich; jedoch betreffen sie andere Kreise und Gegenden der Kurmark. No. 22 liefert einen besonderen Überschlag, wonach die Anlage bey der ukermärkischen Ämter-Contributions-Casse, wenn sowohl Ordinaria, als Extraordinaria künftig daraus genommen und bezahlt werden sollen, zu machen seyn würde. (Diese Num. kommt leider in unseren heillosen Zeiten, — wenn anders der bisherige Regulirungsfuss beybehalten werden darf, — sehr oft in Anwendung.) Dagegen giebt No. 25 eine Nachweisung der Contribution, Fourage- und Speisegelder, landschaftlicher Contribution, Nahrungs-, Handwerks- und Mühlensteuer, auch Regierungs-Besoldungs-

Gelder im luckenwaldschen Kreise. Von No. 30 - 37 werden über verschiedene Abgabenzweige, welche sowohl das platte Land, als die Städte und deren Kämmereyen betreffen, Nachweisungen und Repartitionen mitgetheilt, auch in No. 38 ein Verzeichniss der Dörfer vorgelegt, wie viel jedes in der Altmark jährlich an Lagergeld giebt. No. 39 — 43 sind theils den potsdamschen Bettgeldern, theils den Rationen der Cavallerie - Dienstpferde in und ausser dem Kriege gewidmet, wohin man auch No. 46 die Berechnung von den Marsch - und Fuhrkosten zählen kann. In No. 47 findet man ein Schema zur Remissions - Tabelle, die in No. 48 — 57 von verschiedenen Remissions-Reglements für die Unterthanen in der Altmark, der Priegnitz, und mehrere landräthliche Kreise der Kurmark begleitet werden. Diese sind jedoch unter verschiedenen Regierungen des königl. preuss. Hauses seit 1738 bis 1802 abgefasst, und haben bisher in Fällen der Art zur Norm gedient. —

So wichtig, wie diese theoretisch - praktische Anleitung für jeden cameralistischen Staatsbeamten überhaupt, und den preussischen insbesondere ist, wird auch im *dritten Theile* der Gebrauch sämmtlicher, auf die Steuerverfassung der Kurmark Bezug habenden landesherrlichen Verordnungen und Vorschriften, die alle hier *im Auszuge*, in chronologischer Ordnung, vom Bartholomäustage des Jahres 1472 an, in 388 fortschreitenden Num. bis zum 5 Decmbr. 1804 geliefert werden. Diesen ist S. III - XXXIV eine bequeme Tabelle oder Verzeichniss der im *ersten Theile* vorkommenden Edicte, Patente, Recesse u. s. w. und wo solche zu finden sind, angehängt. Sie ist fast auf eben die Art eingerichtet, wie der Vf. seine chronologische Tabelle der königl. preuss. Staatsrechnungsvorschriften, zu seinem *Handbuche des Cassen- und Rechnungswesen*, S. 191 - 222 geliefert hat, und die darin besteht, dass auf jeder der benannten Bücher - Seiten, zur Linken in der 1 Columne die steigende Numer der Verordnung u. s. w.; in der 2 und 3 die Jahreszahl, das Datum und der Name des Monats, wann die Verordnung ergangen; in der 4 der kurze Inhalt derselben, und in der 5 Columne: wo solche entweder in dem *Corp. Const. March.*, — der *Edicten - Sammlung*, u. s. w. oder in einer Privat-Sammlung der Gesetze und Verordnungen, oder in diesen oder jenen Landschafts - oder kurmärkischen Kammer u. s. w. Acten angetroffen werden. Der Vf. hat eine Menge Acten und verschiedene Privat-Sammlungen der früheren Gesetze und Verordnungen aus dem 15ten und 16 Jahrhundert benutzt; und man kann kühn hinzusetzen, dass diese hier im 3ten Theile, obgleich nur im Auszuge, gelieferte Sammlung landesherrlicher Vorschriften die vollständigste ist, die je in den preussischen Staaten gedruckt worden.

B — s.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Mannheim*, b. Kaufmann: *Archivordnung für die badenschen Lande.* Neue, mit gnädigster Bewilligung veranstaltete Auflage. 1803. 148 S. 8. (16 gr.) Die ehemalige kurfürstliche, itzt grossherzogliche badensche Regierung, hat sich von jeher durch Weisheit und Ordnung in ihren Geschäften ausgezeichnet; die gegenwärtige Archivordnung liefert hierzu einen neuen Beweis. Längst gehörte es unter die frommen Wünsche ordnungliebender Archivare, dass ein in der Hauptsache unabänderlicher Plan für die Einrichtung der Landesarchive festgesetzt werden möchte, indem die Erfahrung nur zu oft zum Nachtheile der Regenten und des Landes lehrte, dass mancher neue Archivar mit grosser Selbstgefälligkeit die Arbeiten seines Vorfahren tadelte, seine Person dadurch in ein vortheilhaftes Licht stellte, sofort einen neuen Plan entwarf, unbekümmert, ob er den staatsrechtlichen Foderungen an das Archiv entspreche oder nicht, Urkunden und Acten darnach bearbeitete und — Verwirrung auf Verwirrung häufte. Dieses Übel ist durch gegenwärtige Archivordnung für die badenschen Lande vollkommen gehoben. Da sie die wohldurchdachte Arbeit einer Archiv - Commission ist, so schränkt sich Rec. bloss auf die Inhaltsanzeige ein, und wünscht zum wahren Besten der Regenten und Völker, so wie auch für die Bereicherung so vieler Wissenschaften, die aus wohlgeordneten Archiven mit Nutzen schöpfen, dass diese oder derselben ähnliche Ordnungen, auch bey anderen Archiven, die der Willkühr der Archivare noch überlassen sind, eingeführt werden möchten. In der Einleitung wird der Gesichtspunct angegeben, warum das badensche Archiv seit dem letzten Friedensschlusse einer neuen Bearbeitung bedurfte, und warum diese der wandelbaren Willkühr der Archivbeamten ferner nicht mehr überlassen werden konnte, sondern durch landesherrliche sancirte Normen festgesetzt werden musste. Der Zweck jeder Archivs - Einrichtung ist Brauchbarkeit, Auffindlichkeit, Aufbewahrlichkeit, Wichtigkeit. Für die Brauchbarkeit wird gesorgt durch Charakterisirung, Rubricirung und Repertorisirung der Urkunden und Acten. Die leichte Auffindlichkeit wird gesichert durch specielle und generelle Topographirung und Physiographirung. Unter Topographirung wird verstanden, dass alle Schriften, die einen bestimmten Ort betreffen, darunter gesammelt, unter Physiographirung aber, dass alle Schriften nach den darinnen enthaltenen Gegenständen rubricirt werden, und für diese sind im Anhange eigentlich alle zulässigen Rubriken festgesetzt worden, weil diese am meisten der Willkühr ausgesetzt waren. Das alphabetische Verzeichniss enthält 216 Realrubriken für die Physiographie des Archivs, welche weder zu vermehren, noch zu vermindern, dem Archivar frey steht; bey der Aufbewahrlichkeit sind die nöthigen Manipulationen angegeben. Mit der Nichtigkeit der Archivschriften schliesst die Einleitung, und Rec. wünscht aus voller Überzeugung diesem §. 6 alle Aufmerksamkeit, indem leicht durch voreilige Abschätzung des Archivswerths nicht zu berechnende Folgen entstehen können. Nach dieser Einleitung folgt im ersten Abschnitte der Plan des Archivs, als, Classificirung der Acten, allgemeine und besondere Charakterisirung derselben, specielle und generelle Topographirung, Physiographirung der Acten, Fascikulirung, Sortirung, Einquartirung, Archivs-Dienst - oder Bewahrungs - Repertorium, Geschäfts-Repertorium; dessen Theile, als Familien - Repertorium, Staats - Hoheits - Kirchen - und Lehns - Repertorium, Schuldregister, Stammgutsregister, Abgabs - Repertorium, Completirung des Archivs, Rekrutirung desselben, von Ämtern und Dicasterien, Verhältniss der Registraturen zum Archiv - Plane. Der II Abschnitt beschäftigt sich mit der Ausführung und Erhaltung des Archivplans, als Uniformirung der Acten, Umquartirung derselben, Regulirung und Reprotorisirung, Praeparirung der nachwachsenden Acten, Incorporirung der unwichtigen, Cassirung der überflüssigen, Incorporirung der wichtigen, Extrahirung, Remittirung und Notabilien-Buch, Conservirung, Extradirung und Retradirung der Acten. Der III Abschnitt enthält die Amtspflichten der Archivspersonen, als das Amt des Archivars, der Mitbeamten am Archiv, der Archivschreiber, des Archivdieners, Vorschriften gegen Feuersgefahr, Verhalten in Feuersnoth, dann die Pflicht des Archivs-Commissarii sowohl bey dem Archiv, als bey den Dicasterial-Registraturen.

C. F. B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 MÄRZ, 1807.

MEDICIN.

Leipzig, b. Dyk: *Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Ärzte.* XXI Band, 1—4 St. 1804. 482 S. XXII Band 1—4 St. 1805. 632 S. XXIII Band 1—4 St. 1806. 640 S. 8. (Jedes Stück 10 gr.)

Der Zweck dieser Blätter erlaubt nicht, alle Abhandlungen aus dieser schon bekannten Sammlung ohne Unterschied anzuführen. Wir heben daher nur einige vorzügliche aus, und erlauben uns, unsere Bemerkungen darüber mitzutheilen. *Andreas Lund von der Milchruhr* [*Fluxus coeliacus*] (aus d. *Act. reg. Societ. med. Hafniens. T. IV. p.* 423). Der Vf. beobachtete die Krankheit nur einmal, welche er mit Richter bloss für Localkrankheit des Mastdarms hält; der Kranke genas in eilf Tagen bey Chinadekokt, Klystieren aus kaltem Wasser, *laudan. liq.* und *Aqua Goulardi.* — *Magnus Ström vom Nutzen der Alaunmolken.* Dieser wird vorzüglich bey schwarzem Erbrechen im Faulfieber, Blutbrechen und Nasenbluten, blauen Flecken in bösartigen Pocken, bey Blutspeien, weissem Fluss und Mutterblutflüssen gerühmt. „*Ebenderselbe von einer durch eine Versetzung entstandenen Schwierigkeit des Schlingens* [*dysphagia metastatica*].“ Der Patient war der Vf. selbst, der diesen Zufall nach einem Nervenfieber bekam; nach fünf Jahren waren zwey verengerte Stellen im Schlunde noch immer gegenwärtig, obschon die Function des Schlingens etwas freyer von Statten ging. „*Clemens Tode über den Nutzen des Chamillenextracts und der Bernsteinsäure zur Heilung von Geschwüren.*“ Ein Zungengeschwür mit wildem Fleisch ward durch zehn Gran Extract und 2 Gran Bernsteinsalz, fünfmal im Tage, glücklich geheilt. — „*Ebendesselben Bemerkungen über den Alaun, Kampfer und Citronensaft.*“ Von einem seiner Kranken erfuhr der Vf., dass man sich in Jütland 2 Loth Alauns als eines schweisstreibenden Hausmittels zu bedienen pflege, welches der Erzähler so eben mit Erfolg an sich probirt hatte. — Die Beobachtung über die Wirkung des Kampfers ist sehr zweifelhaft. — Ein Mann nahm jeden Morgen den Saft einer Citrone gegen hartnäckige Verstopfung, die keinem Mittel wich, mit fortdauerndem Nutzen. — „*Ebenderselbe von dem äusserlichen Gebrauch der Cantharidentinctur.*“ Gegen rheumatische plötzliche Zufälle habe sie sich schnell wirksam bezeigt, mehr als Fliegenpflaster und alle übrigen äusserlichen Mittel. — „*Ebenderselbe von der Heilung eines Krebsgeschwüres an den Augenliedern durch ein arsenikalisches Aezmittel.*“ Es war das von Cosme, welches in zwey Fällen half, nur allemal das verderbte Fleisch, nie das gesunde wegätzte; wesshalb der Vf. seine Wirkung aus chemischer Verwandschaft zu erklären geneigt ist: auch räth er, es gegen Chanker anzuwenden. „*Callisen von dem Gebrauch des kochenden Wassers, als eines blasenziehenden Mittels.*“ Da, wo man eines auf der Stelle blasenziehenden Mittels bedarf, schneide man in ein biegsames Leder ein Loch, so gross als die Blase werden soll, befestige es an der gewählten Stelle und giesse ganz heisses, oder kochendes Wasser auf: in wenigen Secunden erfolgt die Blase und alle übrigen Erscheinungen wie nach Fliegenpflaster. In Faul- und Nervenfiebern, wo die Lebenskräfte so sehr tief gesunken sind, in Krankheiten der Harnwege, wo Canthariden nicht Statt finden. Der Herausgeber bemerkt, dass diess Verfahren in bösartigen Blattern wohl den Brand erregen, in soporösen Krankheiten und Schlagflüssen aber von trefflichem Nutzen seyn könne. (Alle diese Aufsätze sind aus den oben angeführten *Act. Hafn.*) — „*Broussonet über den Gebrauch der blutigen Schröpfköpfe.*“ [*Journal general de Medecine T. XVI. p.* 57.] Der Vf. sucht diese in Frankreich vernachlässigte Operation wieder in ihre Rechte einzusetzen, indem er seine glücklichen Erfahrungen bey der Armee anführt, worin ihm Rec. vollkommen beypflichtet.“ — „*Gilbert über den Gebrauch der thierischen Gallerte bey Wechselfiebern.*“ Enthält eine genaue Vorschrift ihrer Bereitung nach Seguin, und ihrer Anwendung; übrigens nichts, was nicht bereits allgemein über diese gallische Erfindung bekannt ist. — „*Dumas von den Ursachen des Hungers und des Durstes.* „[*Journal general de Medecine T. XVI*] — Nachdem der Vf. die sonst üblichen Theorieen zu Erklärung der Ursachen des Hungers und Durstes widerlegt hat, trägt er seine auf eine Reihe von Versuchen an Hunden gegründete Meinung vor, die dahin geht, dass des Hungers Ursache nichts als eine gewisse Abänderung des Nerven- und des genau mit ihm verbundenen Lymphsystems, die des Durstes aber von einem besonderen Zustand des Gefässsystems abhängig sey. Der Hunger werde durch den Mangel nährender Säfte, so wie der Durst durch den Überfluss (!) derselben erregt. Der Hunger zeige eine Schwäche oder Verminderung der Kräfte, der Durst hingegen eine Vermehrung oder Erregung (!) derselben an. Der erste sey mehr asthenisch, nervos; der Durst aber mehr sthenisch (!) inflammatorisch. Die einsaugenden Gefässe wirkten bey dem Hunger auf

das empfindende System der Nerven; beym Durst erfolge eine gleiche Wirkung auf das Blutgefäfssystem. Bey vielen Hunden wurden die Erscheinungen des Hungers und Durstes beobachtet, und diese durch mancherley Potenzen zu vermindern oder zu verlöschen gesucht, die an und für sich nicht nährend sind, z. B. Opium, Sublimat u. s. w., welche die Empfindungen des Hungers entfernten; Salpeter u. s. w. welcher den Durst, in geringer Menge Wasser gelöst, aufhob. So minderten ihn auch Aderlässe; das abgelassene Blut bedeckte sich sogleich mit inflammatorischer Speckhaut. Oft entstand, wenn der Durst bey Hunden aufs höchste gestiegen war, die Wasserscheue. — „*D. J. Larrey, von der Leberentzündung.*" [*Relation historique et chirurg. de l'armée d'Orient en Egypte et en Syrie. Paris* 1803]. Bey mehr oder weniger fetten Personen habe in den mühseligen Feldzügen in Ägypten und Syrien der Mangel nothwendiger Nahrungsmittel und Erquickungen in den Wüsten eine beträchtliche krankhafte Veränderung in der fettigen Substanz des Netzes und Zellgewebes hervorgebracht, deren Wirkungen das Leberorgan unmittelbar angriffen, Entzündung begründeten, und dieses in Vereiterung fetzten, wenn nicht zu rechter Zeit Hülfe geleistet werden konnte. Diese Leberentzündung zeigte sich durch einen Fieberanfall, der von der brennenden Hitze des Klima's und der Jahreszeit entstand, mit umherziehendem Schmerz, Schwierigkeit zu athmen u. s. w. verbunden. Die Beschreibung der primären Krankheit sowohl, als der zuweilen folgenden Vereiterung der Leber, ist im Ganzen gut gerathen, und trägt deutliche Spuren guter diagnostischer und anatomischer Kenntnisse: weniger befriedigend sind die pathogenischen Erklärungen des Hn. *L.* über diese Krankheit — eine Klippe, an welcher gallische Ärzte gewöhnlich scheitern, indem sie oft den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen, wenn sie recht gelehrt thun wollen. — Weit schlechter aber ist der therapeutische Theil dieser Abhandlung, ganz im Geist des vor zwanzig Jahren üblichen Schlendrians; um so mehr aber darf man mit den chirurgischen Vorschriften bey der secundären Krankheit der Leberveiterung zufrieden seyn. Die Prophylaxis dieser Krankheit in Ägypten, welche die meisten Schriftsteller für absolut tödlich halten, befiehlt, nach dem Vf., sich am Tage der Einwirkung der Sonne, Nachts der kalten und feuchten Luft zu entziehen, sich im Genuss der physischen Liebe zu mäfsigen, geistige Getränke zu meiden, mäfsige Ruhe zu geniefsen, sich mit Wasser und Seife zu waschen, und was dergleichen allgemein bekannte Dinge mehr sind. — „*Ebenderselbe über den Aussatz der Griechen* [*Lepra*] *und den der Araber* [*Elephantiasis*]." Der Vf. hatte Gelegenheit, beide Krankheiten in Ägypten häufig zu beobachten. Französische Soldaten wurden durch Matrazen der Einwohner mit der *Lepra* angesteckt; unter den Einwohnern kam die *Elephantiasis* vor. Beide sind, trotz ihrer ähnlichen Zufälle, wesentlich verschieden, nur warmen Klimaten, vorzüglich Ägypten eigen, und nehmen, in andere verpflanzt, einen ganz verschiedenen Charakter an. Die erste Krankheit schränkt sich vorzüglich auf das Hautorgan ein, giebt sich durch umherziehende Schmerzen der Glieder, Beschwerden im Gehen, Müdigkeit und allgemeine Schwäche und Traurigkeit zu erkennen: darauf erscheinen kleine bläuliche oben runzliche Pusteln, in gröfseren oder kleineren Haufen, im Gesicht oder auf den Gliedmafsen, am meisten auf den Hinterbacken und in den Kniekehlen, selten auf dem Rumpfe: bald trocknen sie zu schwärzlichen Krusten, unter welchen eine gelbliche, wäfsriche Feuchtigkeit hervordringt, die den übeln Geruch wie der Athem des Kranken hat. Der Puls schwach, der Urin häufig mit viel Bodensatz; die Haut wird runzlich, die ausgeschlagenen Stellen sind gefühllos und ohne Ausdünstung: die Lippen verdicken, die Nasenlöcher erweitern sich, ihr Ausfluss wird jauchig, der Kranke zehrt ab, der Ausschlag vermehrt sich, fliesst zusammen, doch ohne zu jucken, oder zu schmerzen, in den Knochen und Gelenken aber finden sich Schmerzen ein. So dauert das Übel oft Jahre lang, zuweilen nur kurze Zeit bis zum erfolgenden Tode: in diesem Fall wird alles schlimmer, die Geschwüre unter den Krusten werden gröfser, speckartig, knotig, die angegriffenen Stellen gefühllos, abgestorben, die Gelenke oft zerfressen, ganze Glieder fallen ab, es entsteht hektisches Fieber und der Kranke verlischt. Eingeborne und Fremde haben gleiche Ansteckungsfähigkeit; tiefe Geschwüre scheinen die Ansteckung am meisten zu begünstigen. — Bey der Leichenöffnung eines am Aussatz verstorbenen Officiers fand Hr. *L.* Milz und Leber vergröfsert, erste fast scirrhös, die Gekrösdrüsen geschwollen, verstopft, die kleinen Därme mit harten, fast gypsartigen Knoten besäet, das ganze Zellgewebe fast verschwunden, gelblich, mit weifslichen harten Knoten erfüllt, die mit den Hautgeschwüren zusammenhingen. — Ausgeartete venerische und Flechtenkrankheiten scheinen den Ausbruch des Aussatzes zu begünstigen; eben so der Genufs der Zwiebeln, des gesalzenen Fleisches und selbst des frischen Schweinefleisches. — Nachdem der Vf. die bey den Schriftstellern herrschende Verschiedenheit in der Heilmethode des Aussatzes berührt hat, erklärt er ihn für eine asthenische Krankheit, die er [*eheu!!*] mit örtlichen Blutausleerungen, Brechmitteln, Purganzen, Molken, Spiefsglanz, Erdrauch, Klettenwurzel, Milch und Milchspeisen in den zwey ersten Perioden heilen will!! — mit einem Wort — es ist der ekelhafte, alte Tissotismus, und dient zum neuen Beweis, dafs die Franzosen so bald noch nicht die therapeutischen Lehrer der Deutschen werden können. Die Beschreibung der Elephantiasis [vorzüglich häufig bey Damiette] giebt uns keine neue Ansichten: die physiologisch-chemische Erklärung des Vfs. ist armselig. Die Behandlung soll ohngefähr die nämliche, wie beym Aussatz seyn: wäre nur ein Bein befallen, so würde unser Vf. kurzen Procefs machen, und amputiren. Man sieht daraus, dafs ihm die westindischen Erfahrungen fremd waren, die uns lehren, dafs nach der Amputation der gesunde Fufs auch von der Elephantiasis ergriffen ward. — „*Ebenderselbe über den wahren Fleischbruch* [*Sarcocele*]." Diese in Europa fast nie vorkommende, in Ägypten häufige Krankheit des Hodensacks, nicht der Hoden, beobachtete der

Vf. oft, amputirte einst eine noch ganz kleine Geschwulst, sie wog nur 6 Pfund, glücklich: er sah mehrere von hundert, und eine sogar von der stupenden Gröfse von zweyhundert Pfunden. Der Raum verstattet nicht, auch nur eine gedrängte Beschreibung zu geben, und wir verweisen daher auf die interessante Abhandlung selbst. — „*Alexander Gerard über die von selbst entstandenen Durchlöcherungen des Magens.*“ Compilation einer Menge Krankengeschichten und Leichenöffnungen von mehreren Beobachtern, mit des Vfs. eigenem Raisonnement verbrämt. [Übers. von *Des perforations spontanées de l'estomac. Paris* 1803]. — „*Gallé Auszug aus der Erzählung des Erfolgs der, von der Commission des Nationalinstituts zu Paris, über den Gebrauch der thierischen Gallerte gegen die Wechselfieber angestellten Versuche*“ ... Die Resultate, die sich aus dem Gebrauch der nach *Segnie's* Vorschrift bereiteten Gallerte ergeben, sind im Ganzen diesem Mittel günstig. Die meisten Kranken nahmen es gern. wenige haben Widerwillen dagegen und brechen sie weg, oder verlieren den Appetit; es finden bey seinem Gebrauch keine Gegenanzeigen statt; es mildert die gewöhnliche Cardialogie bey Wechselfiebern, lindert die schlimmsten Zufälle, beschleunigt den Eintritt der Hitze und des Schweifses, verkürzt den Anfall, und hebt oft das Fieber gänzlich. Oft aber erschienen bey seinem Gebrauch Zeichen der Vollblütigkeit, die theils allgemeine, theils örtliche Blutentleerungen heischten. „*Grille und Morellot über den Arzneygebrauch des Braunsteinoxyds.*“ Ersterer, nahe bey einer Grube wohnend, in welcher Magnesium gewonnen wurde, bemerkte, dafs Arbeiter, entweder schon mit Faulkrankheiten vorher befallen, oder während der Arbeit davon ergriffen, durch den blofsen Aufenthalt in derselben bald davon geheilt wurden. Diefs brachte ihn auf den Gedanken, mit Fett eine Salbe daraus zu bereiten, welche Anfangs bey räudigen Schafen, Pferden, in der Folge bey Menschen gegen den Erbgrind, Flechten und auch venerische Geschwüre mit auffallend grofsem Nutzen angewendet wurde. „[Die Wirkungen dieser Salbe scheinen mit den, der oxygenirten, zuerst von Alyon bekannt gemachten Salbe, *Unguentum oxygenatum*, genau zusammen zu treffen. Rec. hat sich derselben in den angeführten Fällen sehr oft mit dem schönsten Erfolg bedient.] *D. J. Larrey über die Augenentzündungen bey der französischen Armee in Ägypten.*“ Interessant, verstattet aber keinen Auszug. „*Ebenderselbe über den Tetanus bey Verwundungen.*“ Ein lesenswerther Auffatz. Die Zeichnung dieses fürchterlichen Übels ist ganz vorzüglich gut gerathen, genau und der Natur getreu. Die meisten vom Wundstarrkrampf Befallenen starben in Ägypten, so wie sonst immer; Klima, Mangel des Schutzes vor der Nachtluft waren dort die grofsen Ursachen der ungemein häufigen Erscheinung des Starrkrampfs bey Verwundeten: innere Mittel, Opium, Kampher, Moschus, auch Laugensalze, halfen sehr selten; einigemal die Amputation. Den abwechselnden Gebrauch des Kali's mit Opium scheint der Verfasser so wenig zu kennen, als die damit zu verbindenden Laugenbäder. „*Chrestien über den Gebrauch der Coloquinten in einigen Gattungen des Wahnsinns.*“ Sie wurden mit Fett als Salbe in den Unterleib gerieben, und bewerkstelligten einigemal volle Heilung. „*Odier vermischte praktische Bemerkungen.*“ [Ohne Zweifel sind diese Erfahrungen aus dem, in Genf, besonders bey dem schönen Geschlecht so berühmten „*blauen Buch*“ des Verfassers. Es gehörte nämlich zum guten Ton einer Dame, des Hn. Odiers Klientin zu seyn, *pour être reçû dans son livre bleu*, in welches, wie bekannt war, nur die interessanten (!) Kranken eingezeichnet wurden.] Manche schätzbare und wirklich praktisch brauchbare Bemerkung und Beobachtung enthält diese Schrift allerdings, und deshalb ist das blaue Buch gewifs interessant: manches ist aber in der That auch trivial, allgemein bekannt, oder gar obsolet, wie der Gebrauch der rohen Kräutersäfte!! Hie und da findet man Spuren, dafs sich der sonst verdienstvolle Vf. vom alten medicinischen Gallicismus noch nicht ganz frey gemacht hat. „*Astley Cooper von den Zufällen bey der Verletzung des Trommelfells, nebst einer Nachricht von einer Operation zur Heilung einer besonderen Art der Taubheit.*“ Diese letztere hat ihre Ursache in der Verschliesfung der eustachischen Röhre; die Heilung geschah in vier hier erzählten Fällen vermittelst Durchbohrung des Trommelfells mit einem Troikar an dessen unterem Ende unter dem Hammer: nie entstanden üble Zufälle.

Rec. mufs übrigens dem Herausgeber den wohlgemeinten Rath geben, künftig eine etwas strengere Auswahl der Auffätze zu veranstalten. Denn gewifs wird nur ein sehr kleiner Theil seiner Leser einigen Werth darauf legen, zu lernen, wie man — nicht kuriren soll. Auch sind die Übersetzungen etwas fabrikmäfsig, d. h. steif und holprich, und zum Überflufs werden sie noch durch häufige Druckfehler entstellt. Es ist daher ein sehr natürlicher Gedanke, dafs der Titel: „Sammlung *nicht* auserlesener Abhandlungen“ u. s. w. im Ganzen passender seyn möchte.

2 p. 2 T; E et i.

Braunschweig, in der Schulb.: *Über die richtige Anwendung des Aderlassens*, nebst einer Einleitung zur Diagnose des sthenischen Charakters einer Krankheit, von Dr. G. *Fr. L. Griese.* 1804. XVI und 159 S. in 8. (12 gr.)

Da die ganze organische Integrität thierischer Körper durch Blut beharret, so gehört das Aderlassen allerdings zu den wichtigsten Operationen in Ansehung seines allgemeinen Einflusses auf die Lebensäufserungen und seiner Folgen für die Integrität organischer Körper. Ein unrichtig gebrauchtes Aderlassen mufs daher für die Gesundheit ungleich nachtheiliger seyn, als ein zur Unzeit gereichtes Purgans oder Emeticum. — Das Blut ist kein Wohnsitz der Schärfen; und wäre es das, so läge der Grund der Erzeugung des scharfen Blutes in den productiven Organen, oder in den Stoffen, welche man ihnen zu verarbeiten gebe: im schlechter Nahrung, wodurch ursprünglich ihre Thätigkeit, und secundär durch diese das Blut geändert würde. Das Aderlassen kann daher auch keine Schärfe des Bluts verbessern; wohl aber vermindert es die Summe der Reize, und die Summe des nährenden

Stoffes. Nur da, wo die Energie des Lebens zu vermindern ist, sey das Blutabzapfen angezeigt. Zeichen der sthenischen Beschaffenheit aber sind: ein derber, fester, starker Körperbau, ein sthenischer Puls, sthenische Wärme, sthenische Mattigkeit, volle Se- und Excretionen u. s. w. Sthenische Krankheiten könnte man auch Krankheiten von zu grosser Selbstständigkeit des Strebens des bildenden Triebes nennen. — Von den Miasmen oder Ausschlagsfiebern könnte man sagen: in den Säften sey, durch specifische Stoffe, ein eigener Chemismus und ein, von den Gesetzen des organischen Bildungstriebes abweichender, Wechsel des Stoffes nach neuen Affinitäten herrschend geworden. (Oder wie man sonst kürzer sagte: durch specifischen Nervenreiz entstehen specifische Entmischungen der Säfte). — Starker, robuster Körperbau, gute Fleischkost, Frohsinn, männliches Alter zwischen 25 bis 45 Jahren u. s. w. erzeugen Sthenie: Schwangerschaften und das Säugen nie. Für die *Sensibilität*, in Ansehung ihrer Verhältnisse zum productiven Leben, stellt der Vf. folgende Gesetze auf: Sie sey zu betrachten als eine *leidende*, empfangende, der Aussenwelt offene, als Empfänglichkeit, Receptivität: oder als eine *handelnde*, den übrigen Organism, und durch diesen die Aussenwelt, bestimmende, als Activität, oder Spontaneität. Die Erhaltung der organischen Integrität in den sensiblen Organen sey Folge der mit ihnen verwebten, und ihren Ersatz befördernden, productiven Organe: je mehr die Sensibilität Spontaneität ist, desto mehr handelt sie in ihren Organen, um so mehr also muss ein Defect organischer Integrität in denselben entstehen. Diess ist der Zustand im Wachen, Denken, Bewegen. Ferner beschränkt die handelnde Sensibilität die Productivität, und erhöht also den Mangel organischer Integrität. Der periodische Stillstand in der sensiblen Thätigkeit heisst Schlaf, in welchem die nicht beschränkte Productivität wieder ersetzt wird, und die nothwendige Folge des Integritätsersatzes in den sensiblen Organen durch productive Organe geschieht. — Bey frohen Leidenschaften nimmt die receptive Sensibilität, bey traurigen die handelnde Sensibilität mehr Antheil. Diese fliesst in sich selbst zurück, und möchte gern alle Äusserungen der Productivität auf einmal hemmen. Auf diese Weise untergraben die traurigen Leidenschaften die Gesundheit, verstopfen die Quellen des Lebens, und stürzen durch die höchste Ohnmacht ins Grab, so wie die frohen durch Uebermass und zu hohen Grad von Sthenie den Tod herbeyführen. Bey alle dem haben die frohen Leidenschaften mit der Sensibilität als Receptivität, die traurigen hingegen mit der Sensibilität als Spontaneität eine analoge erregende Wirkung. — Bewegung kann in sofern als reizend oder erregend betrachtet werden, wenn sie so lange fortgesetzt wird, dass dadurch eine stärkere Wärmeerzeugung entsteht, oder dadurch der Wechsel organischer Materie befördert wird. — Der Vf. nimmt mit *Niemeyer* den Antagonism in den Willensorganen an. — Blut ist zur Erhaltung des Lebens nothwendig, und wir betrachten es als einen Inbegriff und als Vehikel aller zur Fortdauer der Lebensäusserung nöthigen materiellen Bedingungen. Weder falsche Vollblütigkeit und Congestionen, noch Gewohnheit, Jahreszeiten u. s. w. erheischen Aderlassen. Die sogenannten Probe-Venesectionen werden gewürdiget und verworfen. Giebt es aber nicht Formen der Asthenie, z. B. Tuberkeln in den Lungen, Verhärtungen u. s. w., bey welchen Aderlassen vorgenommen werden muss, wo z. B. die Productivität stark, die Masse der Säfte gross, der Bau der Organe aber zart ist; wo die Organe auf die zu grosse Säftemasse nicht gehörig reagiren, und ihrem Volumen nicht kraftvoll genug widerstehen können? *Antw.* Immer wird man sicherer heilen, wenn man, ohne vorher Ader zu lassen, die Energie der festen Theile erhöht. Bey Verwundungen sey es nur dann vorzunehmen, wenn wahre Sthenie vorhergegangen ist. — Theoretisch ist Alles das recht schön und consequent gesagt: am Krankenbette aber tritt doch wohl der Fall öfters ein, selbst in entschiedenen asthenischen Formen kleine Aderöffnungen vornehmen zu müssen, um sicher heilen zu können. Nur gar zu oft verträgt der junge Blutspeier dann erst mit Erfolg Reizmittel, wenn sein ganzes Gefässsystem durch eine mässige Blutausleerung gleich geschwächt oder herabgestimmt worden ist. Übrigens aber wird diese Schrift den Nutzen nicht verfehlen, auch von dieser Ansicht aus, den schändlichen groben Missbrauch des Aderlassens zu vertilgen.

J. M.

KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN. *Pirna*, b. Friese: *Anweisung die Gesundheit der Augen zu erhalten, und die Krankheit derselben, so weit es möglich ist, selbst zu heilen* Für Blindheit Befürchtende, Kurzsichtige und jeden Freund der Gesundheit seiner Augen, von D. G. *W. Becker*, ausübendem Arzt in Leipzig. Zweyte verm. Auflage. 1805. VIII und 124 S. 8. (12 gr.) I *Abschn. Von den Augen und Bedingungen des Sehens.* Ungeachtet des geschmückten Styls nicht ganz befriedigend; *Muschenbroek* (*Mussch.*) in den Anfang des 17 Jahrh. zu setzen (S. 14), ist ein ziemlich starker Anachronismus. Besser ist der *II Abschn. Gewöhnlichere Krankheiten des Auges, worin sich der Nichtarzt helfen kann.* Gute Vorschriften gegen das Schielen; Schwäche der Augen, theils von zu grosser Empfindlichkeit, theils vom Mangel der Erregbarkeit (weitläufig, aber zweckmässig, von den Erfodernissen und dem Gebrauch der Brillen, zu deren Besorgung sich der Vf. S. 55 anbietet); Kurz- und Weitsichtigkeit; gewöhnliche Augenkrankheiten, mit Übergehung alles dessen, was *nur* vom Arzte behandelt werden kann und darf; leichtere Grade der Augenentzündung. (Bey neugebornen Kindern möchte es doch wohl bedenklich seyn, die S. 74 angerathenen Bleymittel dem Nichtarzte allein zu überlassen). *III Abschn. Wie erhält man die Augen gesund?* Durch Vermeidung allzugrosser und anhaltender Anstrengung, durch Erholung nach der Mahlzeit, Vermeidung der Arbeit im Halbdunkel, plötzlicher Erleuchtung des Zimmers, Nachtlichts oder Mondscheins in demselben, alles dessen, was zu lebhaften Schein auf das Auge wirft (Beyspiel eines durch das Anzünden der Pfeife mit dem Brennglas verursachten unheilbaren schwarzen Staars), des Stankes, Rauches, der Unreinlichkeit (wobey der Gebrauch der porzellanenen Augenbecher gegen *Beer* in Schutz genommen und dagegen dessen Rath, die Augenlieder mit nüchternem Speichel zu benetzen, verworfen wird). *Anhang: Verhalten bey Verletzungen der Augen und einigen Zufällen an den äusseren Theilen desselben* (*derselben*). Fremde, auflösliche, oder nicht auflösliche Körper in den Augen; Insectenstiche in den Augenliedern; Verletzungen durch Stich, Hieb, Schlag u. s. w.; Gersten- und Hirsekörner.

Rs.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6. MÄRZ, 1807.

LITURGIK.

NEUSTRELITZ, b. Albanus: *Ideen über das Äussere der evangelischen Gottesverehrung*, von *Friedrich Ludwig Reinhold*, Prediger und Inspector des Schullehrer-Seminariums zu Woldegk. 1805. 354 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

In jeder Religionslehre entwickeln sich mit dem Fortschritt der Zeit drey merkwürdige Bestrebungen: der *Katholicismus*, der das Heilige in bestehenden Formen festzuhalten wähnt; der *Protestantismus*, der über jene Formen, als todte Stoffe, die den Geist fesseln, hinwegsieht auf das Wesen der Religion selbst; und — der *Evangelismus*, der mit Unbefangenheit beide vereinigend und ihre Extreme vermeidend, die Hülse von dem Kern zu unterscheiden weiss, und zwar nicht verlangt, dass, mit *Lessing* zu reden, allen Bäumen Eine Rinde wachsen soll, aber doch auch einsieht, dass jeder Baum seine ihm eigene Rinde haben müsse. Diese Stufen der Religionsgeschichte dürfen wir nicht etwa blos in der christlichen Religion suchen; wir finden sie in jeder anderen vor und nach ihr. Aber überall hat der Charakter dieser Parteyen einen durchgängigen Einfluss auf das Äussere der bey ihnen üblichen Gottesverehrungen. Dem protestantischen Cultus merkt man es deutlich an, dass er eben so wenig ein evangelischer als katholischer, sondern ein protestirender ist. Als solcher steht er aber in feindlicher Opposition dem katholischen gegen über. Wenn der Katholicismus nur dahin sieht, dass keine gefährlichen Neuerungen sich einschleichen, die den bestehenden Ritus umstürzen: so bringt der Protestantismus eine Neuerung um die andere auf die Bahn, rüttelt und schüttelt an den vorhandenen Formen, bis sie allen Schein des Ehrwürdigen verlieren, und führt neue ein, aber auch nur unter dem Vorbehalt, dass sie früher oder später noch besseren Platz machen müssen. — Wenn jener das Blendende und Schimmernde im Cultus für nothwendig erachtet, damit das Volk nicht abfalle von seinem Glauben, und in dieser an sich richtigen Idee über die Grenze des Nothwendigen hinausschreitet in das Gebiet der Ueberladung: so verwirft dieser, seinem Gegner zum Trotz, jeden Schimmer, und reducirt in seinem Eifer alles äussere Vehikel der Religion aufs cynisch Einfache und Schmuzige. Da er aber, seinem Charakter gemäss, nie aufhört, die Waffen der Polemik, oft gegen die Katholiken unter seinen Glaubensgenossen selbst, zu führen: so versteht sichs von selbst, dass er nie zu einer consistenten organischen Verfassung kommt. Der Stoff, den er bearbeitet, ist immer in reger Wallung und Unruhe, und nur die ruhige Materie vermag sich zu crystallisiren. Er ist nicht ein organisirender, sondern desorganisirender, chemischer Geist. Weit günstiger und geneigter einem festen Gebilde ist der Katholicismus. Aber er hat nicht bloss seine Freude am Lebendigen, er balsamirt auch wie die Ägyptier das mit der Zeit Abgestorbene zur Mumie ein, um es dem Volk zur Anschauung auszustellen, und darin liegt sein Verwerfliches. — Der Evangelismus allein schaft einen Vernunft und Sinn zugleich befriedigenden Cultus. Er ist der Geist, der die Foderungen der Philosophie und Poesie an den Religionscultus möglichst zu vereinigen sucht, und derjenige unternimmt kein kleines Werk, der uns diese Vereinigung darzustellen verspricht. Er muss Ästhetiker und Philosoph, Katholik und Protestant zugleich seyn, und ist bey allem guten Willen doch in Gefahr, es mit beiden Parteyen zu verderben. Als Philosoph muss er die Principien aufsuchen, nach denen der religiöse Cultus in seinem Zweck, Wesen und Umfang begründet wird, und diesen Cultus kleidet denn der poetische Sinn in den jenen Principien angemessenen Schmuck.

In diesem Geiste kündigt sich uns die vorliegende Schrift an. Wir ehren den edeln Zweck des Vf., und müssen ihm das Zeugniss geben, dass er hie und da recht gelungene Ideen über Verschönerung und Veredlung des Cultus mittheilt. Manche derselben sind schon von anderen vorgetragen worden, andere sind ihm eigenthümlich, und es gereicht ihm schon zu einem unleugbaren Verdienst, dass er das Ganze der Materie in einem eigenen Werke zu umfassen sucht. Aber die poetische Tendenz überwiegt bey ihm die philosophische. Erst das Häsliche und Karricaturähnliche führt ihn auf das Schönere und Edlere, der Missbrauch auf den rechten Gebrauch, das Anstössige auf das Erbauliche, statt dass dieses alles durch die wissenschaftliche Begründung ohne Bezug auf jene Antithesen gefunden werden sollte. Der Evangelismus ist bey ihm noch nicht zum organischen Schaffen und Bilden aus Einem Stück und durch einen inneren Bildungstrieb gediehen; welches wir ihm aber kaum zum Vorwurf machen können, da es noch Niemanden vor ihm gelungen, und in der That keine geringe Aufgabe ist. Doch glauben wir sein Werk gerade dadurch zu ehren, dass wir den Massstab der höheren Kritik an dasselbe legen: wobey sich denn ergiebt, dass es seinen Ideen noch an jener Consequenz und Nothwendigkeit der Principien fehlt, die das Innere

der Gottesverehrung construiren. Dadurch werden so manche seiner Vorschläge, die das *Äussere* derselben betreffen, rhapsodisch schwankend und unreif, so dass er mit ihnen vor den gewöhnlichen Projectmachern in diesem Fache nichts voraus hat. Da ferner jene Vorschläge den grössten und wichtigsten Theil seines Buchs ausmachen, so hätte vor allem die Frage eine gründliche Untersuchung verdient: wer soll sie ausführen? der Staat als Stellvertreter der Kirche? oder der Prediger? oder die Gemeinden? — Denn Vorschläge sind zwar bisher in Menge gethan worden, (mit jedem neuen Journalheft kommen neue zum Vorschein); aber wie wir mit ihnen den Einwohnern von Tchinkistane gleichen, die die europäischen Beile seit langer Zeit besitzen, ohne beym Fällen ihrer Bäume wirklichen Gebrauch davon zu machen, so rührte es unstreitig mit daher, dass ein Theil die Ausführung immer vom anderen erwartet und darüber nichts geschieht. Hier nur einige Bemerkungen! — Es ist erstens nicht zu wünschen, dass der Staat selbst sich zu eifrig in dieses Geschäft einmischt, weil der argwöhnische Unterthan nur einen neologischen Glaubenszwang dahinter zu vermuthen, oder es wohl gar unter die Rubrik drückender Staatslasten zu setzen geneigt ist. Nichts wäre dienlicher, den Geist des Evangelismus unter Katholiken und Protestanten zu verscheuchen, als wenn er in der Person eines Menschen sich aussprechen und durch Religionsedicte monarchisch gebieten wollte. Und doch giebt es unter den nöthigen Verbesserungen solche, die nur durch die Beyhülfe des Staats ins Werk gerichtet werden können, z. B. die Errichtung geschmackvollerer Kirchengebäude, die Einführung anständigerer Predigerornate u. s. w. — Es ist ferner nicht zu leugnen, dass die Veredlung des Ritus durch die Bemühungen verständiger und thätiger Prediger hier und da ungemein gewonnen hat, und dass sie gerade dadurch im Stillen viel ausrichteten, weil sie mit Vorsicht und Schonung der Gemüther zu Werke gingen. Aber haben wir überall solche Prediger? werden ihre Bemühungen von Consistorien und Oberen auch nur gern gesehen, von den Gemeinden mit Dank erkannt? Treten überall die Bedingungen ein, ohne welche die besten Wünsche misslingen: ein geschickter Schulmann? ein guter Cantor und Organist? ein wohlbesetztes Chor? eine empfängliche Gemeinde? ein hinreichender Kirchenfonds? Soll es aber ewig nur auf den Zufall ankommen, welche Gemeinde so glücklich seyn wird, einen veredelten Cultus zu besitzen? Sollen die gutbestellten Gemeinden ringsum mit desto vernachlässigteren umgeben seyn? soll nie ein überall sich verbreitendes, harmonisches Ganzes geschaffen werden? — Und wie können endlich die Gemeinden selbst gewonnen werden, wenn sich mancher Prediger herausnimmt, an dem bisher üblichen Ritus nach tölpischem Gutdünken jeden Augenblick zu meistern? an die Stelle des Alten, das vielleicht nur ihm nicht gefiel, etwas Neues zu setzen, das noch viel weniger der Gemeinde gefallen kann? Beurtheilt man überhaupt den Eindruck, den eine Sache auf die Gemeinde macht, nicht zu sehr nach dem Eindruck, den sie bloss auf uns macht? Wie leicht ist es, bey der Erloschenheit des Sinnes für das Symbolisch-feyerliche in protestantischen Gemeinden, durch willkührliche Einführung neuer Gebräuche ins Gezierte, Läppische, Tändelnde zu verfallen, und dadurch das Übel noch ärger zu machen! — Man sieht, wie viele Interesse noch vereinigt werden und welche Umstände zusammen wirken müssen, bis wir hoffen können, mit unseren Vorschlägen etwas Ganzes auszurichten. Möchte der Vf. diese Puncte berücksichtigt und aus einander gesetzt haben, gewiss hätten seine Vorschläge dadurch selbst gewonnen. Doch wir wenden uns von den allgemeinen Bemerkungen bey Gelegenheit des Buchs, und über dasselbe, zur näheren Ansicht im Einzelnen. Es ist in 5 Bücher abgetheilt nach folgenden Überschriften: I) Über die zur öffentlichen Gottesverehrung gehörenden Werkzeuge. II) Über die öffentlichen, religiösen Zusammenkünfte. III) Über einige gemeinschaftliche Feyerlichkeiten. IV) Über einige besondere Feyerlichkeiten. V) Über die geistlichen Finanzen. — Kap. I, B. I entwirft der Vf., nachdem er eine abschreckende Beschreibung mancher Kirchen, wie sie sind, gegeben, einen ausführlichen Baurifs von einer Kirche, wie er sich dieselbe aufgeführt wünscht. Sofern er damit nur das Bedürfniss des Besseren andeuten will, ist nichts dagegen einzuwenden; wenn er aber damit dem Architecten selbst ins Amt greift, so findet es Rec. äusserst gewagt. Man überlasse die Ausführung wo möglich einem Christoph W r e n, und sorge seiner Seits nur dafür, einen Geldschatz zusammen zu bringen, womit jener Baumeister einst bezahlt werden kann. Oft kauft man sich ein in seiner Meinung unübertreffliches Prachtgeräthe, aber bald entdeckt man in den Zimmern der Reichen ein anderes, das das unsrige weit hinter sich zurücklässt. So könnte es uns leicht mit unseren idealischen Kirchen gehen, und doch werden diese für den Geschmack mehrerer Jahrhunderte erbaut. Rec. würde daher, da es jetzt Mode wird, in Büchern neue Kirchen zu bauen, den Predigern rathen, sich selbst mit keinem Baurifs abzugeben, dafür aber desto sorgfältiger alle Kleckse, Schmutzecken und Zerrbilder wegzuschaffen, die ihre Kirchen verunzieren. — Bestimmtere Vorschläge lassen sich (Kap. 2) über die *Geräthschaften der Kirche* machen. Unter anderen wäre die Wiedereinführung der Rauchfässer allerdings zu wünschen. Ein angenehmer Geruch wirkt wohlthätig auf das ganze Nervensystem, besonders des weiblichen Geschlechtes, und Rec. sollte meinen, dass die Räucherung, zumal in stark besuchten Kirchen, bald eine gefällige Aufnahme finden würde. — Dass (Kap. 3) die *gottesdienstliche Kleidung der Prediger* eines besseren Zuschnitts bedarf, ist wahr; doch würde Rec., wenn es einmal dazu kommen sollte, noch mehrere Stimmen darüber sammeln, als die des Vfs. Auch wäre die Frage, ob diese Kleidung nicht nach den verschiedenen feyerlichen Gelegenheiten wechseln dürfte. Statt des Kragens schlägt der Vf. bey dem blossen Prediger ein silbernes, bey

dem Superintendenten ein goldnes, bey dem Gener. Super. oder Consistorialrath ein dergleichen mit Edelgesteinen besetztes Kreuz vor, das mittelst einer Kette an der Brust herunter hängt. — Die *weissen Chemisen* aber, die die Mädchen an ihren Confirmations- und Trauungstagen, und endlich im Sarge tragen sollen, und ein ähnlicher *Überwurf* für das männliche Geschlecht, die als Universalfeyerkleider in der Kirche parat liegen sollen, wollen uns nicht gefallen. — Was der Vf. B. II Kap. 1 — 5 über die Zeit des Gottesdienstes, über Gesang, Kirchenmusik, äusseren Anstand im Predigen, und während des Gottesdienstes, Aufeinanderfolgen der kirchlichen Verrichtungen sagt, sind bekannte, aber herzliche und gut vorgetragene Erinnerungen. Sie würden noch interessanter geworden seyn, wenn er auf das, was andere schon darüber gesagt haben, Rücksicht hätte nehmen können, welches ihm aus Mangel an hinlänglicher Bekanntschaft mit der neuesten Literatur, worüber er am Ende seines Buchs selbst klagt, nicht vergönnt war. Mehr Eigenthümliches sagt er Kap. 6 von den *Festen*. Er führt Blüthen- und Blumenfeste ein, um die verschiedenen Jahreszeiten zu feyern, und will daran sinnige Betrachtungen über die ihnen ähnlichen Epochen des Menschenlebens angeknüpft wissen. Richtiger würde diese Idee gedacht seyn, wenn er umgekehrt jene Epochen des Menschenlebens zum Gegenstand der Feyer gewählt und die Blüthen- und Blumenzeit nur als Symbol damit in Verbindung gebracht hätte. Da die Kirche keine Anstalt für Kinder ist, so sind alle Feste für Kinder nur Schul- nicht Kirchen-Feste, und der Vf. hätte sowohl das ihnen gewidmete Blumenfest, als das noch eigene Schulfest, das er ebenfalls der Kirche übergiebt, unter anderen auch desshalb für die Schule bestimmen müssen, weil mit allen Kinderprocessionen ein zu rauschender Lärm verbunden ist, als dass aus dem Feste nicht ein Spektakel werden sollte. Warum überhaupt zwey Feste für Kinder in *Einem* Jahr? Eine günstigere Aufnahme verdient das Vaterlandsfest, das Fest zur Erinnerung an Verstorbene, das Fest der Eheleute. — Kap. 7 trägt er mit Recht auf ein eigenes Kirchenpolizeycollegium an, das aus dem Prediger, den beiden Kirchenvorstehern und einer obrigkeitlichen Person bestehen soll

Um eine Probe von den gottesdienstlichen Anordnungen des Vfs. zu geben, stehe hier seine Feyer der Beichte und des Abendmahls. Die allgemeine Beichte empfiehlt er unter der Einschränkung, dass einige Tage vorher sich jeder, der das Nachtmahl feyern will, ohne Unterschied des Standes persönlich bey dem Prediger melde, damit er ihm seinen besonderen Gemüthszustand eröffnen, und von ihm Rath, Trost und Belehrung erhalten kann. Er bestimmt jährlich 4 — 6 Sonntage zu dieser Feyer, und nur die Antheilnehmenden dürfen dabey zugegen seyn. Sonntags früh versammeln sie sich, es wird ein Busslied gesungen, der Prediger tritt an den Altar, um den sich die Gemeinde herum versammelt, hält eine Rede mit freundlichen Ermahnungen zur Sinnesänderung, spricht ein Gebet, worin Reue über die Sünde, Hoffnung auf Gottes Gnade und Vorsatz der Besserung bezeugt wird. Nach etlichen Fragen, die mit ja beantwortet werden, fallen alle auf die Kniee, und werden entweder insgesamt, oder jeder einzeln, durch Handauflegung absolvirt. Während sie noch knieen, sinkt auch der Prediger am Altare nieder, und spricht ein kurzes Gebet. Unter einem feyerlichen Orgelspiel erhebt sich die Versammlung und geht zu ihren Sitzen zurück. Das Orgelspiel geht in die Melodie eines anzustimmenden Liedes über, der Prediger hält einen kurzen Kanzelvortrag, nach welchem er unter dem Absingen einer Liederstrophe an den Altar, tritt und die Versammlung während des blossen Orgelspiels sich um ihn her rangirt. Die Orgel schweigt, er sinkt mit der Gemeinde auf die Kniee, und spricht das Vater unser; dann erhebt er sich, sagt die Einsetzungsworte und nun steht auch die Gemeinde auf. Der Prediger reicht dem Vordersten die Patine mit gewöhnlichem Brod oder Backwerk, um sich davon zu nehmen und sie weiter zu reichen, wobey er eine schickliche Anrede hält, die durch ein Adagio von der Orgel beantwortet wird. Diese Musik ertönt auch beym Herumreichen des Kelchs, der mit gutem, wo möglich *rothem*, Wein gefüllt ist. Nachdem so gegessen und getrunken worden, schweigt die Orgel. der Prediger hält noch eine kurze Ermahnung, spricht den Segen, und nun verfügt sich jeder unter angemessenem Orgelspiel zu seinem Sitz. Der Prediger singt eine Antiphonie, spricht ein kurzes Gebet und ein Abendmahlslied beschliesst die Feyer. — Glückliche Veränderungen schlägt auch der Vf. mit der Taufe, der Confirmation und Copulation vor. Er hat hier, wie überall, die löbliche Absicht, mehr *Handlung* in den kirchlichen Ritus einzuführen. Denn der Unsrige besteht mehr im Sprechen als Handeln, und überdiess ist es nur Ein Sprecher, der als activer Theil die oft bis zum Schlafen und zu Narrentheidungen passive Gemeinde in ihrer Andacht leitet. Der katholische Gottesdienst hat zwar mehr Handlung, aber er stempelt sie a) durch ihre einförmige Wiederkehr zu einer die Seligkeit eintragenden Münze, und b) fodern die meisten ein eigenes Studium, um in Beziehung auf das Heilige nur verstanden zu werden. Jenes verhindert, dass sie ein Gegenstand des ästhetischen Wohlgefallens seyn können, indem sie selbst in ihrer Mannichfaltigkeit eintönig werden; dieses macht, dass sie nicht Erbauung und Andacht, sondern Heucheley und Gedankenlosigkeit befördern. Von diesen Extremen müssen die Handlungen des evangelischen Gottesdienstes entfernt bleiben. Denn sie sollen a) das Einförmige in Mannichfaltigkeit verwandeln, b) eine ästhetische Anschauung gewähren, c) wahre Andacht und Erbauung befördern. Nach diesen Grundsätzen dürfte von Prediger und Gemeinde weniger geknieet werden müssen, als der Vf. haben will, und das Essen des *Freuden*- und *Thränen-Brods* von den Verlobten nach geschehener Trauung, wegen des damit verbundenen Kauens und Schlingens, das einer oft abgeweinten Braut sehr beschwerlich fallen würde, we-

der ein schöner Anblick seyn, noch eine leichte Beziehung auf seine Bedeutung zulassen. — Doch wir brechen ab, um mit unseren Bemerkungen nicht den Schein zu erregen, als wollten wir das Buch dem Leser weniger empfehlen, als wir wirklich thun, da wir im Gegentheil das Verdienstliche desselben mit Vergnügen anerkennen, und dem Vf. dafür Dank und Achtung bezeugen.

A+S.

Halle, b. Gebauer: *Liturgisches Journal.* Herausgegeben von *Balth. Wagnitz.* 1801. 1802. 1803. 1804. 1805. 1806. Ersten Bandes 1—4 St. 488 S. Zweyt. Bandes 1—4 St. 494 S. Dritten Bandes 1—4 St. 493 S. Vierten Bandes 1—4 St. 472 S. Fünften Bandes 1—4 St. 493 S. Sechsten Bandes 1 und 2 St. 248 S. 8. (Jedes St. 9 gr.)

Dieses Journal soll sich an das *für Prediger* anschliessen, welches itzt ebenfalls der für das Gute unermüdet thätige Vf. herausgiebt, und hat den Zweck, zur Verbesserung des öffentlichen Religionscultus mitzuwirken. Es liefert zu dem Ende unter gewissen allgemeinen Rubriken, die durch alle Stücke fortlaufen, 1) längere und kürzere Aufsätze; es enthält 2) eine liturgische Correspondenz; es giebt 3) liturgische Nachrichten; es liefert 4) Recensionen liturgischer Schriften, und 5) liturgische Formulare. Für die nöthige Mannichfaltigkeit und Abwechselung ist also hinlänglich gesorgt, und das Ganze athmet einen so liberalen Geist der Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit, dass wir dem Journale eine lange Dauer und die verdiente günstige Aufnahme wünschen. Zwar sind, wie sich das von selbst versteht, nicht alle Aufsätze, Vorschläge und Formulare von gleichem Werthe; es sind die Arbeiten sehr verschiedener, theils schon bekannter, theils unbekannter Verfasser, und einige mögen wohl in Gegenden leben, wo zur Verbesserung der Liturgie noch sehr wenig geschehen ist: aber eben desswegen hat es seinen guten Nutzen, wenn Gegenstände dieser Art recht oft und immer wieder aufs neue zur Sprache gebracht, und recht viele, wenn gleich bisweilen ganz entgegengesetzte Meinungen darüber gehört werden. Auch bescheidet sich Rec. gern, dass manches, was dem belesenen, mit allen Hülfsmitteln der Literatur versehenen Theologen unrichtig oder längst abgethan scheint, solchen Predigern, die in einer ziemlichen Abgeschiedenheit von der gelehrten Welt leben, neu und interessant seyn könne; und aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, kann auch der Mangel an Neuheit dem gegenwärtigen Journale auf keine Weise zum Vorwurfe gereichen. Da es uns nicht erlaubt ist, auf eine ausführliche Kritik der einzelnen Aufsätze dieses Journals einzugehen, und da den Lesern mit einer blossen Inhaltsanzeige wenig gedient seyn dürfte: so haben wir zu unserem obigen Urtheil weiter nichts hinzu zu setzen.

Malc.

KURZE ANZEIGEN.

Erbauungsschriften. *Cassel,* b. Griesbach: *Predigten vermischten Inhalts,* von *F. W. Ernst,* kurf. hessischem Hofprediger. 1806. 271 S. 8. (20 Gr.) Diese Predigten zeichnen sich durch interessanten Stoff, durch philosophisch richtige Dispositionen, durch Fülle der Gedanken, durch Energie und Kraft im Ausdrucke, überhaupt durch eine edle und ungezwungene Sprache vor vielen anderen aus. Irrt sich Rec. nicht, so hat der Vf. die fast unübertrefflichen Reinhardischen Predigten sich zum Muster genommen. Man findet hier eben so, wie in jenen, einen Eingang, der auf die Wichtigkeit der Sache, die abgehandelt werden soll, aufmerksam macht, sodann eine Erklärung des Textes und Bestimmung des Hauptbegriffes des Thema und den Übergang zur Eintheilung des Vortrages. Die Ausführung des Thema ist immer vollständig und erschöpfend. Die Disposition des zweyten Theils nimmt gewöhnlich auf die Unterabtheilungen des ersten Theils Rücksicht, und eine jede Predigt bildet ein harmonisches Ganzes. Nur die erste Predigt: *„Wie wohlthätig die Zeit für den Menschen ist,"* hat dem Rec. nicht befriediget. Der Vf. legt da der Zeit Eigenschaften und Wirkungen bey, die sie nicht hat. Die Zeit führt nicht jeden Einzelnen zu dem Ziele der Vollendung in Rücksicht auf Bildung des Verstandes und des Herzens, (sonst müssten alle zu dieser Vollendung kommen, was doch offenbar nicht geschieht,) sondern die Umstände, die Gelegenheiten und Veränderungen *in der Zeit,* und unsere Aufmerksamkeit und eine sorgfältige Benutzung dieser Umstände und Gelegenheiten bewirken das, was im ersten Theile, der Zeit selbst zugeschrieben wird. Eben so erleichtert auch nicht die Zeit die Beschwerden und Arbeiten unseres Lebens, sondern die Gewohnheit, diese Arbeiten zu thun und die Beschwerden zu tragen. Der zweyte Theil, welcher angiebt, was wir thun müssen, wenn die Zeit diesen Nutzen wirklich leisten soll, widerlegt daher ganz den ersten Theil; und das Thema hätte vielmehr so gefasst werden sollen: Was müssen wir thun, wenn die Veränderungen in der Zeit wohlthätig für uns werden sollen?

Oe. m. r.

Leipzig, b. Steinacker: *Das Confirmationsfest.* Ein Versuch, seine Feyer sowohl Eltern als Kindern unvergesslich zu machen, von *Friedrich Heinrich Anton Wallroth,* Pastor und Consistorialassessor. 1805. 40 S. 8. (4 gr.) Den Tag der Confirmation für Eltern und Kinder wichtig zu machen, muss um so mehr das Bestreben eines jeden Religionslehrers seyn, je mehr dieser Tag ihm mehr als ein anderer Gelegenheit giebt, erregte Vorsätze zu wecken, und auf die Gemüther bleibende Eindrücke zu machen. Väter und Mütter selbst nehmen doch wohl dann noch am ersten ein Wort der Ermahnung an, wenn sie ihre Kinder vor dem Altare stehen sehen, die sie — sie wissen selbst nicht wie — unter manchen Gefahren und Beschwerden schon so gross gezogen haben, und jetzt ein Gegenstand ihrer Furcht und ihrer Hoffnung sind. Welcher Prediger diese Handlung mechanisch treibt, der sollte durchaus nichts als mechanische Arbeit treiben und — Holz hacken. — Rühmlich schliesst sich Hr. *W.* an die besseren Prediger an, die in unseren Tagen alles aufsuchen, um dieser Handlung mehr Feyerlichkeit zu geben, wiewohl die hier aufgestellte Form nicht eben viel abweichendes von dem enthält, was Rec. schon an mehreren Orten gesehen hat. Nach einer kurzen Anrede an die Gemeinde folgt das Examen der Kinder; welches aber wohl desswegen überflüssig seyn dürfte, weil gerade die geschicktesten Kinder theils zu gerührt, theils zu blöde seyn werden, um vor der ganzen Gemeinde auf die vorgelegten Fragen zu antworten, wie sie zu anderer Zeit geantwortet haben würden. In der Rede an die Kinder, die mit Rührung gesprochen, gewiss nicht ohne Eindruck geblieben seyn wird, werden sie ermahnt, in der *Erkenntniss der Religion immer mehr zu wachsen, die Pflichten des irdischen Berufs zu erfüllen und in der Heiligung zuzunehmen.* Allein die Heiligung (warum nicht gleich ein verständlicheres Wort?) schliesst doch auch eine gewissenhafte Berufserfüllung in sich. Rec. hält dafür, dass nicht immer die Ermahnung so allgemein bleiben, sondern lieber jedesmal eine Maxime, eine Sentenz, ein Spruch voll Kern und Saft den jungen Gemüthern gleichsam auf den Weg durchs Leben gegeben werden müsse. Das Ganze beschliesst nach der Einsegnung mit Wechselgesang.

L. M. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 MÄRZ, 1807.

GESCHICHTE.

Frankfurt, b. Mohr: *Der rheinische Bund. Drittes Heft.* 1807. bis S. 480. 8.

Wir eilen die Fortsetzung dieser sehr interessanten Zeitschrift des Hn. Hofkammerrath *Winkopp* in Aschaffenburg anzukündigen, oder vielmehr über deren Inhalt auch unser Wort zu sagen. Die Rede ist von einer Wiedergeburt, deren Schmerzen nicht vergeblich seyn sollen, von Grundfesten, über deren Güte die Nachwelt uns richten wird. Wir täuschen uns nicht über den Eindruck; wir wissen, wie weit, bey uns zumal, das Lesen und Ausführen von einander liegen; wenn aber auch der beste Wille, durch Vorurtheile entstellt, misskennt oder unbeachtet bleibt, so ist man das Zeugniss der Wahrheit sich selbst nicht weniger schuldig.

Es ist in diesem Heft glücklicher Weise manch lobwürdiges: Die *Organisation der Stadt Frankfurt*, voll Billigkeit, Einfachheit, möglichst klar, sichtbar wohlwollend, eine achtungswerthe Grundlage der neuen Existenz einer so ehrwürdigen Commun. Eben so trefflich das *wirtembergische Religionsgesetz*, welches keine Religion *tolerirt*, alle *gleich stellt*. Man muss die Souverainetät lieben, deren erste Ausflüsse so wohlthätig sind; und gestehen wir es, dergleichen vieles war in verschiedenen Ländern weiland höchst schwer oder unmöglich: Beschränkungen, welche das Böse nicht allezeit hinderten, seit ihr erster Geist in ein Formenspiel überging, haben auch dem Besten manchmal die grössten Schwierigkeiten entgegengesetzt. Allein jetzt, wo sie nicht mehr walten, fragt sich allein, wo und wie das Gute, so in ihnen war, die heilsame Grenze der Willkühr, künftig zu suchen seyn dürfte: der osmanische Kaiser hat seinen Koran; der sinesische die Herkommen der Väter; wir hatten auch wohl eine Bibel; da ist aber die höhere Kritik gekommen, und hat an den Verfassern und ihrem Ansehen irre gemacht; was bleibt uns als eine möglichst allgemein zu verbreitende, bestimmte, öffentliche Meinung über öffentliche Interessen? Diese von dem einsamen Arbeitszimmer des Denkers in die Hütte des Landmanns und in die Quartiere des Kriegers hinab, und hinauf in die Kabinette der ersten Minister steigende Stimme für Humanität und Recht, kann, wenn Ernst und Redlichkeit ist, vor der Hand vieles ersetzen und festhalten. Darauf kamen wir bey der lehrreichen Abhandlung *über die Landstände* (bey Anlass ihrer Abschaffung im Grossherzogthum Hessen (S. 381). Sehr natürlich, dass die Auflösung so lang verehrter Repräsentaturen erschrecken mag: wenn sie hin und wieder nicht viel mehr werth waren, als die Parlamente unter dem Hause Tudor, so waren die Körper doch, die einst ein Geist finden und heilsam erhöhen konnte; es war ein *Schein* von Zwischenmacht. Doch, unersetzlich ist nichts, wenn die Menschen sich nicht verschlechtern; was in der Natur liegt, wird seine bessere Zeit allemal finden, und aus der Gährung entwickeln sich Keime und Kräfte. Indess ist nichts besseres zu thun, als, mit Verschmähung der Schmeicheley, um *gute* Anstalten die Fürsten so loben, dass ihnen der Weg wahren Ruhms unverkennbar werde; die Bedürfnisse und Foderungen der Menschheit in ein so klares Licht setzen, und so bestimmt aussprechen, dass Collegien sich scheuen müssten, offenbar dagegen zu handeln; selbst aber einen höheren, einen Gemeinsinn annehmen, der mit Verachtung der pöbelhaften Persönlichkeiten und pedantischen Klaubereyen, diese Denkungsart an allen die sie haben, in allen Schriften wo sie ist, freudig erkenne und patriotisch rühme. Das übrige, wie es sich bilden und setzen, wie es endlich seyn wird, beruhet auf nicht vorherzusehenden Fügungen, welche der Verstand und Sinn, welchen wir hier fodern, allenfalls besser nutzen und lenken dürfte, als mancher geist- und herzlosen Versammlung in der Steifheit ihres Herkommens etwa hätte einfallen mögen. Es hängt wirklich von den Menschen ab, ob kommende Geschlechter dieses Zeitalter für das betrachten sollen, wo eine allgemeine Hemmung der Sprachorgane die oberste der Creaturen mit den unteren Classen egalisirt habe, oder für das, worin dem aufwachsenden Jungen die gewohnten Gängelbande endlich weggenommen worden, damit er für sich gehen lerne. Jedoch, es ist Zeit einzulenken.

Es ist eine wichtige Abhandlung *über die Unterhaltung des Personals vom Cammergericht* S. 390—435. man mag sie in Humanitätsrücksichten, oder mit einem gewissen Gefühl deutscher Nationalehre betrachten. Vier und dreyssig Personen, die ihr Leben den Reichsgeschäften gewidmet, und wovon zehn über 60 Jahre alt sind, ihr wirklich sehr mäsiges Gehalt ferner zu sichern, ist ein Satz, der weder Widerspruch noch Schwierigkeiten finden sollte. In der That scheint auch aus den beygebrachten Acten zu erhellen, dass dieses allgemein gefühlt wird. (Nur denkwürdig, und ein besser zu verheimlichender Fleck ist immer, dass die Idee hat entstehen können, für die Unterhaltung des untergeordneten Personals den Assessoren ab

aus den Sachen fliefsen, und ihrem Verstand überlassen; auch die Phantasie wird Beschäftigung finden, sowohl im Hinblick auf künftige Zeiten, als die Zufälle der gewesenen Welt. Wie viel wäre wohl anders, wenn Cromwell 1634 durch ein königliches Auswanderungsverbot nicht verhindert worden wäre, sich mit seinen Freunden an den Connecticut zu verpflanzen (S. 503)! Ths.

ERDBESCHREIBUNG.

ERFURT, b. Keyser: *Der kleine Reisegefährte, oder Reise-Taschenbuch für junge wandernde Künstler und Handwerker.* Herausgegeben von *Johann Carl Lieber,* I Abtheilung. 1805. 108 S. in 8. II Abtheilung. (Auch unter dem Titel: *Kleine Erdbeschreibung,* oder *Geographie für junge reiselustige Künstler, Handwerker und andere Reisende,*) XXVI und 220 S. in 8. (1 Rthlr.)

Wir haben schon mehrere solcher Taschen-Bücher für reisende Handwerker, die wenigstens eben so gut, als das vorliegende, eingerichtet sind. Zuerst zeigt der Vf. einen zweckmäfsigen Reiseplan. Sein Rath in Hinsicht der Kleidung, des Reisegepäckes, des Reisegeldes, des Passes, der Kundschaft und der Empfehlungsbriefe ist allerdings sehr beherzigenswerth. Er warnt vor Contrebande, und räth Vorsicht bey der Wahl der Reisegefährten an. In Rücksicht der Gesundheit und des vorsichtigen Genusses der oft schlecht zubereiteten oder verfälschten Speisen und Getränke, giebt er den Reisenden einen vernünftigen Unterricht. Nun kömmt auch etwas von dem Klima und von der Sicherung gegen epidemische Krankheiten, welches freylich etwas zu dürftig ausgefallen ist. Darauf folgen noch andere nützliche Regeln zur Verwahrung der Gesundheit, z. B. gegen Erhitzungen und Erkältungen, gegen das Erfrieren u. s. w., ferner über das sittliche Betragen, über die Wahl der Herberge, über Reisen auf der Post, und über Wasserreisen. Sodann noch ein Unterricht in der Witterungskunde, eine Reiseroute mit dem Meilenzeiger, und das Nöthigste von der Geld-, Münz-, Gewicht-, und Mafskunde. Das letztere ist gröfstentheils klar und bündig dargestellt. Die vorhergehenden Belehrungen aber hätten besser an einander gereiht, zum Theil auch genauer abgehandelt werden sollen. Den Beschluss der *ersten* Abtheilung macht eine gute Auswahl von Liedern.

Die *zweyte* Abtheilung bedarf sehr vieler Berichtigungen. Rec. will nur auf einige derselben hindeuten. S. 43 soll wohl unter *brittischem Meer* das caledonische Meer bey Schottland gemeint seyn. S. 44 fehlen unter den vorzüglichsten Meerengen der Hellespont und die Meerenge von Constantinopel, unter den Flüssen die Themse, die Weichsel und der Po. S. 47 stehen *Gebirge* und *Berge* unter einander. S. 48 muss statt Dümmersee *Dümmersee* stehen. S. 54 *Grätz* hat Manufakturen und Fabriken in Baumwolle, Seide, in Eisen und Stahl. S. 57 zu *Inspruk* verfertigt man Seidenband, Kattun, lederne Handschuh und dergleichen. *Roveredo,* welches viele Seidenfärbereyen und andere Manufakturen hat, hätte hier nicht sollen vergessen seyn. S. 63 *Stuttgard* hat nicht 18000, sondern 22000 Einwohner. S. 148 das baseler Papier verdiente doch auch einer Erwähnung. S. 147 *Padua* hat 40,000, Florenz 80,000 (nicht 8000) und *Pisa* 20,000 Einwohner. Das wichtige *Livorno* mit 58000 Einwohnern ist nicht mit aufgeführt. S. 157 *Neapel* hat nicht 800,000, sondern 420—430,000 Einwohner. S. 161 Portugal hat nicht 10000 Quadratmeilen, sondern 1600—1800. S. 185 *Persien* ist bey weitem nicht so bevölkert, als der Vf. glaubt. S. 169 unter den englischen Besitzungen fehlt *Canada.* S. 197 *Neuyork* hat höchstens 50—60,000 Einwohner u. s. w. — Der Vf. scheint zu dieser Abtheilung nicht die besten Quellen benutzt zu haben. Brauchbarkeit kann man sonst dem Werke auf keine Weise absprechen.

Gn.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Basel* und *Arau,* in der Flickischen Buchhandlung: *Das Alpenhirtenfest bey Unterseen im Bernerschen Oberland. Dargestellt in 4 vom Maler König radirten Blättchen,* mit 22 Seiten erklärendem Text. 1806. kl. quer 8. (8 gr.) Wer hat nicht zu seiner Zeit aus den Tagesblättern erfahren, dass zu Unterseen im Berner Oberland ein Fest gehalten worden, von Verehrern alter Gebräuche veranstaltet, wo mancher rüstige Älpler Beweise von seiner Muskelkraft ablegte? Ob es aber auch rechte Zeit gewesen sey, dergleichen Fest zu veranstalten, ob Nutzen daraus entsprungen sey oder noch entspringen werde: darüber waren die Meinungen sehr verschieden, und wir sind weder geneigt noch berufen, uns in diesen Streit urtheilend zu mischen. — Eigentlich erhält man in dieser Schrift keine detaillirte Geschichte von dem erwähnten Fest von Unterseen, sondern bloss einen Commentar zu den vier vom Mahler *König* zart radirten Küpferchen, welche Scenen des Festes darstellen: nämlich 1) die Alphornblaser; 2) die Schwinger; 3) die Steinstosser und 4) die Austheilung der Preise. Diese kleinen Blätter haben ursprünglich zu dem ebenfalls im Flickischen Verlag erschienenen „kleinen Schweizeralmanach auf das Jahr 1805" gehört, aus welchem auch die Erklärung derselben abgedruckt ist. Betrachten wir nun die Küpferchen sowohl, als den sie begleitenden Aufsatz, wie ernste Kunst es verlangt: so fehlt es diesem an Geist und Geschmack, jenen vornehmlich an Charakter. Als Novität konnten sie vielleicht das Publicum einigermafsen interessiren, jetzt aber möchte solches wohl schwerlich mehr der Fall seyn.

—y—H.

CHEMIE. *Erfurt,* b. Hennings: *Systematisches Handbuch der gesammten Chemie,* v. Dr. *J. B. Trommsdorf,* Professor zu Erfurt. Zweyter Band. Zweyte Auflage. 1806. 567 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.) Es ist hinreichend, die Fortsetzung dieser neuen Ausgabe anzuzeigen und zu bemerken, dass sie auch in diesem Theile sehr vermehrt ist, indem überall die neuesten Entdeckungen und Beobachtungen eingeschoben worden sind.

LR.

Druckfehler.

In No. 29 S. 225 Z. 19 v. unten l. *Grundes* st. *Grades.* S. 227 Z. 19 v. oben l. *Deterioration* st. *Determination.* No. 30 S. 237 Z. 42 v. oben l. *Vergleichung* st. *Untersuchung.* S. 238 Z. 30 v. oben l. *constituirt* st. *restituirt.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 MÄRZ, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halle, b. Schimmelpfennig: *Die Weihnachtsfeyer: Ein Gespräch. Von Friedrich Schleiermacher.* 1806. 135 S. kl. 8. (12 Gr.)

Der heilige Abend versammelt eine Familie von Verwandten und Freunden, Kindern und Erwachsenen. An alle werden von allen, der Sitte des Festes gemäss, Geschenke ausgetheilt, welche der „verständigen und heiteren Ernestine" übergeben werden, die sie zu einem anziehenden, freundlich symbolischen Eindruck zusammen ordnet, und dann die Pforte des Saales öffnet. — Die kleine Sofie hat Musikalien bekommen, religiöse Compositionen im alten grossen Kirchenstyl; denn nur diese liebt und übt das wunderbare Kind, und stimmt auch gleich die ersten Töne zu einer höheren Feyer des geselligen Abends an; wie auch über sie und die fromme Richtung ihres Wesens das Gespräch beginnt. Der ungläubige Leonhard ahndet dabey Unnatur und Gefahren, fürchtet für sie ein Kloster oder herrnhuthisches Schwesternhaus; die Eingeweihteren aber erkennen nur den reinen, aus der Tiefe hervorgehenden Trieb, der jetzt Sofien nicht hindert, ein unbefangnes Kind zu seyn, und späterhin ihrer natürlichen Bestimmung keinen Eintrag thun, sondern ihr Leben nur mit seinen heiligen Grundtönen begleiten wird. Dann schlingt sich das Gespräch anmuthig weiter durch den Kranz der Verbündeten hin, berührt zart mancherley Verhältnisse des Lebens und der religiösen Gesinnung, am liebsten bey dem Gegensatz der Männlichkeit und Weiblichkeit verweilend, und das erste Symbol des Christenthums verherrlichend, welches ja die Mutter mit dem Kinde ist, und das Kind mit der Mutter, in unerschöpflicher Lieblichkeit der Wendung. Dann und wann wird es von musikalischen Accorden unterbrochen, und bildet sich endlich aus zu drey Erzählungen, nicht sowohl von Begebenheiten, als Situationen vergangener Weihnachtsfeste, im Munde der Frauen, und drey Reden von Seiten der Männer, von denen die erste des ungläubigen Leonhard die Vortrefflichkeit des Festes ironisch preisset und besonders daran rühmt, dass der Dienst desselben vorzugsweise in die Hände der Frauen und Kinder niedergelegt sey; die zweyte die schöne Freude des Festes an sich zum Gegenstand hat, und die dritte einen tieferen, mit dem Universum in Einklang stehenden Sinn der Freude, andeutet. Nachdem sich so die leichtere Unterhaltung etwas steifer zusammengezogen hatte, kommt ein Freund, der von allen noch erwartet wurde, und hilft ihr wieder in das Freye. „Ich bin nicht gekommen, um Reden zu halten, sagt er, sondern mich mit euch zu freuen. — Der sprachlose Gegenstand verlangt oder erzeugt mir auch eine sprachlose Freude; die meinige kann wie ein Kind nur lächeln oder jauchzen. — Alle Menschen sind mir heute Kinder, und sind mir eben darum so lieb. Lasst mich eure Herrlichkeiten sehn, und lasst uns heiter seyn, und etwas Frommes und Fröhliches singen." —

Nachdem nun diese Feyer, wie sich alles begeben, und wie es gesprochen wurde, sammt jedem kleinen Ereigniss, kunstreich niedergeschrieben worden, wäre nicht unmöglich, dass ein zweytes Gespräch, weniger zierlich zwar, über das erste geführt würde. Wäre aber Einer aufgefodert, seine Meinung über das Ganze zu sagen; so könnte er, an die Form sich haltend, das zarte Kunstwerk wohl kaum anders als bewundern. Über Inhalt aber und Grundlage des Ganzen zu reden, müsste er seinen Standpunct ausser demselben nehmen, und um in lebendige Wechselwirkung mit dem Einzelnen und Inneren des Gesprächs zu treten, von allen in demselben vorkommenden Standpuncten aus ins besondere reden, sich selbst und das Ganze in Mehrere spaltend.

Wollte nun diess Einer auf die angezeigte Weise versuchen, so möchte er seine Rede an die Männer der Gesellschaft ohngefähr in folgenden Worten richten.

„Zuerst also über euer ganzes Gespräch und euch insgesammt, der Eine, redend, bin ich genöthigt, eine Person anzunehmen, welche, fern davon euer Widersacher zu seyn, doch ganz ausserhalb eures bisherigen Gespräches steht. Denn mit Lob erkenne ich zwar, wie ihr den Saal so magisch mit Lichtern und Blumen geschmückt, Herz und Augen mit einem ungewöhnlich harmonischen Anblick entzückt habt, wie ihr so elegant und so geistig zugleich, von erfreulichem Wohlstand umgeben und doch so häuslich waret; wie eure Munterkeit sich so besonnen und eure Besonnenheit wieder mit so auserlesener Leichtigkeit sich ausdrückte; wie es an Musik nicht fehlte und ihr so richtig anerkanntet, dass sie das Beste bey der Sache und das eigentliche Element der Andacht sey; wie die Darstellungen, welche die Frauen einwebten, des Pittoresken einer fein gebildeten Imagination nicht ermangelten, und die Reden der Männer Zeugniss ablegten, dass sie mit dem in deutscher Zunge redenden Platon vertraut geworden: allein verzeiht,

ihr Trefflichen, wenn ich, diesen Ruhm ungeschmälert euch lassend, doch nicht dem Christenthum Glück wünschen kann, dass es auf diese Weise soll wiedergeboren werden. Denn nicht den Weisen und Gebildeten dieser Welt hat es Gott offenbaret, sondern den Unmündigen und Einfältigen, d. h. dem allgemeinen Verstande und Sinne der Menschen; und Christus der Herr selbst dankte dem Vater, dass dem so sey. Ihr nun zeigt zwar überall ein löbliches Bestreben in eurem Thun nichts Particulares zu verrathen; nicht nur indem es „gar nichts förmliches Religiöses in eurem Kreise giebt, kein Gebet zu bestimmten Zeiten, keine eigne Andachtsstunden, sondern alles nur geschieht, wenn euch so zu Muth ist," sondern auch, dass ihr das Fest durch die allgemeinsten und höchsten Ideen zu verherrlichen sucht. Dennoch bin ich zweifelhaft, ob ich nicht eher wünschen sollte, das Christenthum mit dem, was euch vielleicht Beschränktheit scheinen könnte, was aber eben das wahrhaft Allgemeine seyn möchte; und das Fest selbst in seiner gedankenlosen Fröhlichkeit gefeyert zu sehn, als dass jetzt eure anderweitige gebildete Geselligkeit sich in ihm bespiegelt, und das magische, vom Neugebornen ausgehende Licht, das bey seiner ersten Erscheinung das Gemeine erleuchtete, nun das Ungemeine zu erhellen und zu erklären dient. Eben dadurch nämlich, dass ihr euer durchaus besonderes und ausgezeichnetes Wesen mit dem an sich allgemeinen und der ganzen Menschheit angehörigen Fest in Verbindung setzt, entsteht ein ganz eigenthümlich Particulares, dessen besonderer Mischung ich jedes für sich, das Fest in seiner alten Einfalt, eure Bildung aber auch, bey weitem vorzöge. Schreibt es nicht blosser Idiosynkrasie zu, dass ich so urtheile! Wolltet ihr nämlich euer Gefühl und Ansicht für euch behalten, so wäret ihr eben darin schon nicht christlich. Denn die erste Gesinnung des Christen ist die Liebe des Volkes; die volkswidrige Richtung also, die ihr der Religion gebt, eine offenbar unchristliche! Oder wie möget ihr billigerweise noch Christenthum nennen, was euch nur mit eurer nächsten Freundschaft verbindet? Meint ihr aber, dass jene, wie ihr sie hegt, allmählich auch der Welt mitgetheilt werden; so hebt ihr ein Verhältniss auf, das ich für wesentlich halten muss: eine von aller Eigenheit befreyte, völlig objective Grundlage, auf die man jederzeit zurückkommen kann, wie auf eure Ansichten nicht, und die jeden, indem sie ihn mit Allen verbindet, doch zugleich frey lässt, wie eure Weise ebenfalls nicht thut. Dass ihr also durch eine Geisteserhebung, deren Werth gerade in ihrer Besonderheit besteht, das Universelle ergriffen zu haben meint; und ausserdem, dass ihr den Ruhm der Gebildeten habt, auch noch die Güter der Einfältigen verlangt — dass ihr alte Formen gebraucht, an denen ihr den Reichthum eures Geistes zeigt, wie Umgebungen von antiker Form nur die Gemächer der Reichen zieren, dieses, verzeiht meiner Empfindung, tadle ich, und kommt mir nicht anders vor, als wenn ihr den ersten und natürlichen Gaben, des Weins und des Brodes, euer spätgebornes, subjectives Getränke, den Thee (dessen ihr euch auch bedient habt,) substituirend, die frohe, freye, allgemeine Bundesfeyer begangen haben wolltet. Bedenklich schien mir auch diess, und den Zwiespalt in euch selbst andeutend, dass zuletzt, da eure Freude fast ganz formell geworden, ein frisch ankommender Freund euch erst ermahnen musste, der rechten Heiterkeit euch hinzugeben."

„Um aber von dem Standpunct des gebildeten Verächters Leonhard, und zwar „sachwalterisch" zu reden, indem ihr ihm nicht zum Besten mitspielt, obschon er sich darüber, wie es scheint, zu trösten weiss: so lasset ihr ihn unter euch nur auftreten als das, was er nicht ist, nämlich als Unchristlichen, nicht aber als das, was er ausserdem noch seyn könnte, wo er dann leicht eben so viel Positives in sich tragen möchte, als ihr, das ihn dem Christenthum versöhnte, und das Negative verschwinden machte. Hätte er Raum gefunden, seine Abneigung gegen eure Religiosität weniger von der gewöhnlichen Seite und nur als Opposition darzustellen: so dürfte er wohl, weiter gehend, eben diese Thatsache, dass es ein solches „böses Princip" und einen Verächter, wie ihn, für euch giebt, als ein Zeichen angeführt haben von der Nichtuniversalität eures Wesens, und behaupten, dass es einen Punct der Erkenntniss geben müsse, wo ihr gleichfalls in der Wahrheit ihn begreifen und hinwiederum er mit Lust eintreten könnte in den alles umschliessenden Kreis. Denn auch die ihm eigene Ironie scheint mir der rechte Ausdruck einer, wenn gleich nicht in das Klare gekommnen, Liebe des Allgemeinen zu seyn. Entschuldbar also, dass er an euch Anstoss nimmt, ist er schon dadurch, dass ihr an ihm Anstoss genommen, und er eure Betrachtungsart nicht nur an ihrer Stelle lieben und verstehen, sondern *sich* aneignen müsste, um nicht als einer, der draussen ist, angesehen zu werden. — Dass er aber eurer Wiederherstellung des Christenthums insbesondere abgeneigt scheint, geschieht vielleicht, weil er mit frischerem Sinn empfindet, wie alles, was nicht grundkräftig entsprungen und erzeugt ist, weder Dauer noch überhaupt Wahrheit hat. Denn nicht durch Erweckung des Todten wird Lebendiges geschaffen; sondern das wahrhaft Lebendige ist, was nie todt seyn kann. Wo aber die Glut in Asche zusammengefallen, da blaset die Funken mit noch so viel schönem Willen an, es wird immer nur seyn, wie die Belebung des alten Schnitzwerkes und die künstliche Beleuchtung des Hauses zu Bethlehem, welche die kleine Sofie veranstaltete. Und was werdet ihr antworten, wenn er, wegen der, nicht ausgesprochnen zwar, aber doch verrathenen Meinung, als habet ihr im Stillen das Christenthum herzustellen, euch selber des Unglaubens schuldig fände, indem ihr annehmt, dasjenige habe ein Todtes werden können, das ein Wort ist vom ewigen Leben? Glaubte er aber auch an die Möglichkeit einer allgemeinen Gründung eures Christenthums, so möchte dennoch an dem Bestande desselben, gerade so wie *ihr* es herstellen wollt, seiner männlichen Gesinnung billige Zweifel entste-

hen. Denn ihr leget, wie er es scherzhaft schon angedeutet, gar sehr an den Tag, dass alles Männliche nicht nur, sondern das allgemein Menschliche darin unter euch in's Weibliche übergegangen. Ihr erscheint, wenn es erlaubt ist zu sagen, nicht mehr unserer lieben Frauen allein dienend, sondern den Frauen, welches sich nicht sowohl darin kund thut, dass ihr ihnen liebevoll wie Christus begegnet, sondern dass ihr ihrer Fassungskraft, ihrem Verständniss und ihrer Neigung vor allem huldiget. Oder habt ihr ihnen nicht in der ganzen Feyer die erste Stelle gegeben, nicht dass ihr sie ihnen einräumt, sondern dass sie sie durch sich selbst einnehmen, wie dies bereits im Kleinen durch das Verhältniss zwischen dem grossfinnigen Kind Sofie und dem Knaben Anton vorgebildet ist? Und nicht allein der Weiblichkeit überhaupt schmeichelt ihr, sondern bestimmter: so wie ihr alles in Musik aufzulösen sucht, aber nicht in die männliche, antreibende, rhythmische, sondern in die weiche, sehnsüchtige, harmonische; so dass Leonhard in demjenigen vielleicht am meisten ironisch sich geäussert, was er zu den idealistischen Schwärmerinnen sagt: „Ihr wäret die Heldinnen dieser Zeit mit eurer Verachtung des Einzelnen und Wirklichen, und man sollte bedauern, dass ihr nicht lauter tüchtige waffenfähige Söhne habt; ihr müsstet die rechten christlichen Spartanerinnen seyn." Denn schwerlich kann er dafür halten, dass aus dieser Geringschätzung des Wirklichen kriegerischer Heroismus hervorgehe, da jeder Staat, für den die Waffen doch getragen würden, wäre seine Einrichtung auch noch so idealistisch, doch zugleich die Makel der Wirklichkeit an sich tragen müsste, und ein in dieser Verachtung Erzogener leicht unwürdig fände, ihn heldenmüthig zu vertheidigen. — Wenn ihr aber sagt, dass Leonhard nicht dem Christenthum, sondern der Religion überhaupt abhold sich zeige, so verstattet hier ebenfalls ein Wort der Milderung zu versuchen. Denn es ist seit einiger Zeit unter uns immer allgemeiner geworden, eine Beschaffenheit der Seele, die man Religion nennt, für das unbedingt Höchste des Menschen zu verkündigen. Aber das Beste ausser dem Allbefassenden ist einseitig und wirkt zurückstossend, sobald es etwas für sich seyn will. So haben die meisten Religion nur begriffen als eine Hinneigung oder Anziehung der Seele zum Göttlichen, als Andacht, Anbetung, Ahndung; und auch unter euch, obwohl man es mehr aus dem Ganzen merken, als aus einzelnen Äusserungen schliessen kann, hat sie mehr oder weniger einen ähnlichen Beygeschmack von Subjectivität angenommen. Was aber werdet ihr für höher halten, die Anbetung, Andacht, Ahndung, wobey die Seele immer als etwas ausser Gott befindliches, dem er als Gegenstand vorschwebt, verharret, oder die Einigkeit des ganzen Wesens der Seele mit Gott? Setzt doch auch Christus dieses als das Höchste, dass wir Gott ähnlich werden sollen. Das ist die wahre Religion, der ächte Gottes-*Dienst*, dass ein jeder, als ein Organ Gottes, in innerlicher Einigkeit mit dem in allem lebenden und wirksamen Wesen seine Stelle kräftig und freudig erfülle, die er im Ganzen der Dinge hat, ohne aus ihm herauszutreten, wie auch das Ewige nicht aus sich heraustritt, sondern, selig und beständig, in sich bleibt. Nicht die Betrachtung verwerfe ich; denn eben das Versinken der Seele in das All mit allen ihren Kräften nenne ich Betrachtung, von welcher dann das Thun und Leben nicht verschieden, sondern die selbst das Seyn und das Handeln ist. Wie der einzelne Ton aus der Melodie nicht weichen soll, und über das Ganze abgesondert reflectiren, sondern an seiner Stelle voll und rein erklingen, so der Mensch. Es giebt daher einen Zustand der Seele, in welchem auch die Religion in jenem Sinn als eine Einseitigkeit verschwindet, so dass auch ein anderer als Leonhard ihr auf diese Weise nicht mit Unrecht zu widerstreben scheinen könnte. Und hättet ihr diese rechte und grosse Melodie, diesen wahren Kirchenstyl, schon gefunden, so könntet ihr keine Verächter mehr haben, weder gebildete noch ungebildete. Es würde jeder willig in eurer Gemeinschaft seyn, weil jeder Gott auf seine Weise ausdrücken und verkünden möchte."

„Nachdem ich nun nicht ohne Liebe, eingedenk, dass auch im Himmel über einen Sünder, der sich zum Guten wendet, mehr Freude sey, wie über neun und neunzig Gerechte, dem Unchristlichen das Wort geredet, wende ich mich zu den Christlichgesinnten, wovon der erste, Ernst, sich und euch auf eine für mich völlig deutliche Weise ausgesprochen, als er sagte: „Wir selbst fangen im Zwiespalt an und gelangen erst zur Übereinstimmung durch die Erlösung, welche nichts anderes ist, als die Aufhebung jener Gegensätze, und die darum nur von dem ausgehen kann, für den sie nicht erst durften aufgehoben werden," (dem unmittelbaren Gottessohn). Darin aber stimme ich ihm bey, wenn er bald darauf als die allgemeinste, auch unabhängig von allem historischem noch bestehende, Idee des Festes die nothwendige Idee des Erlösers angiebt. Ich halte sogar eben diese Idee der Erlösung für die Geburt des Christenthums selbst; aber auch nur für seine Geburt. Denn alle Erlösung ist nur Befreyung von einem vorhandenen Übel oder einer Schranke, und also nur der negative Anfang einer neuen Welt: denn der erlöst, erlöst nicht, damit nichts anderes werde, sondern damit es werden könne. Und nach diesem Anderen, diesem Positiven, das dem Anfang des Christenthums, der Erlösung, folgen sollte und erst das eigentliche Christenthum selber ist, fragen wir. Wäre nämlich keine Folge der Erlösung, und dürfte sie nicht, nachdem sie Christus verkündet, als für alle in der That und für immer geschehen angenommen werden: so wäre nur immer noch der Anfang und nicht das Christenthum selber, und ihr könntet dann wirklich nur das Kind Jesus jedesmal wieder mit Blumen und güldnen Spangen zieren. Ist aber der Erlöser einmal geboren, und die Erlösung, wie sie von Ewigkeit geschehen war, in der Zeit geoffenbart und verwirklicht: so ist es nicht an dem, dass wir, in dem Zwiespalt anfangend, erst zur Erlösung gelangen, sondern vielmehr, dass wir

von der Erlösung anfangend unmittelbar und zuerst in der Ewigkeit leben. Nehmet also einmal an, dass wir erlöst *sind*, und saget ab der alten Kleinmüthigkeit und Sorge, und freuet euch der Freyheit, damit euch Christus befreyet hat. Zeigt „das Leben und die Freude der ursprünglichen Natur, in der jene Gegensätze gar nicht Statt finden, zwischen der Erscheinung und dem Wesen, der Zeit und der Ewigkeit" und sprechet ferner nicht „dass es *nicht unser* Leben sey;" denn eben damit saget ihr, dass wir durch Christus nicht erlöset sind. Denn der Widerspruch des Wesens und der Erscheinung, der Ewigkeit und der Zeit gebieret den Tod, und die Sünde und die Hölle. Christus aber, saget ihr selbst, hat den Tod überwunden, die Sünde hinweggenommen, über die Hölle den Triumph davon getragen. Und hat nicht Er selber das Positive uns verheissen, da er den Paraklet zu senden versprach, den aufmunternden, antreibenden, erheiternden Geist, der euch in alle Wahrheit leiten sollte; wohl wissend, dass er das Werk nicht vollendet durch die Erlösung, wie er selbst spricht: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird es euch sagen." — Wähnet daher nicht dass die bloss wiederholte Feyer der Geburt des Welterlösenden Kindes den Herrn wiederbringe. Er muss aus eigener Macht wiederkommen, und er wird wiederkommen, durch den Mund nicht bloser Feyrer, sondern berufener Propheten, und der da ein Kind war, und das Werk seiner Lehre nur bis zu seiner Geburt geführt, wird sie darstellen in voller Männlichkeit und mit der Glorie seines Reichs die neue Welt erfüllen."

„Tiefer dringt nun der Gedanke und mystisch, wie er selbst zuvor uns ankündigt, aber zugleich in die Freyheit einer allgemeineren Anschauung den Gegenstand des Festes hinausrückend, ja den *Menschen an sich* mit dem Erdgeist befreundend, tritt die letzte Rede, Eduards, hervor, so dass, indem er diess Blatt aufschlägt, auch hier einer, wie Faust, freudig sprechen möchte: Du, Geist der Erde, bist mir näher — bald aber und nachdem sich die Erscheinung auf eine fast magische Weise umgestaltet und zusammengezogen, mit abgewendetem Gesicht wie jener ausrufen: Weh ich ertrag dich nicht! Denn euch Andere zwar, die ihr die Rede sprechen hörtet, mag gedünkt haben, dass eure Gedanken der raschen Folge von Verknüpfungen, wodurch der Geist, dem zuvor die Erde der Tempel und Leib, alles was lebt Organ war, in die engen Mauern und dumpfen Hallen der Kirche sich zusammenzieht, nur nicht haben nachkommen können; mir aber, der diese Folge schriftlich vor sich hat, und ihr, verweilend, nachgehen konnte, hat sie doch fast seltsam gedünkt durch ihre Leichtigkeit und Behendigkeit, so dass es gewiss ein Geist war, der hier erschien, wenn auch nicht der Erdgeist. Zuvörderst indess, um in diese Weise mystischer Auslegung einzugehn, möchte es wohl dem Fest und allgemeinerer Deutung gemäss seyn, zum Gegenstand desselben egoistisch nur *uns selbst*, wie wir insgesamt sind, oder das Menschengeschlecht zu machen, der jungfräulichen, ewig blühenden Mutter aber, der Natur, nicht zu gedenken, die doch stets und unzertrennlich mit dem Geborenen erscheint? — Der Erdgeist dann wie er ewig der Mensch *an sich* ist, soll im Einzelnen auch noch als dieser *werden*, nämlich als das An-sich des Menschen sich wieder erkennen im Einzelnen, welches so ausgedrückt ist, dass er werden soll als des Menschen *Gedanke* und als der Gedanke eines gemeinschaftlichen Lebens. „Nur wenn der Einzelne, sagte der Redende, die Menschheit als eine lebendige Gemeinschaft der Einzelnen anschaut und erkennt, ihren Geist und Bewusstseyn in sich trägt und in ihr das abgesonderte Daseyn verliert und wiederfindet, nur dann hat er das höherere Leben und den Frieden Gottes in sich — diese Gemeinschaft aber, fuhr er fort, durch welche so der Mensch an-sich dargestellt oder wieder hergestellt wird, ist *die Kirche*." Ist das nun auch eure Meinung, ihr anderen Redenden, dass das Werk des Erdgeistes zuletzt sich mit dem Menschenwerk, der Kirche, schliesse? Denn einige üben das wohl sonst, dass sie sich erst ein Wort nur als poëtisch, oder in anderer und höherer Bedeutung, als der gewöhnlichen zugeben lassen, hernachmals aber doch einen ganz unpoëtischen Gebrauch davon machen, und alles, was sonst damit verknüpft wurde, wieder an dasselbe anknüpfen. Nun fürchte ich sehr, ob euch mit dem Wort Kirche etwas ähnliches begegnet; wie da sie zuerst nur aus einer Geburt des Erdgeistes *in Gedanken*, ferner als eine Gemeinschaft durch *Gesinnung* herbeygeführt wurde, dennoch gleich nachher der Redende sagt, dass sie von denen, die die Wissenschaft besitzen, nur *äusserlich* verleugnet werden könne — wo sie also schon ein Äusserliches geworden und zwar wiederum ein solches, das Gebildete verleugnen: ferner, dass die Frauen, weil das höhere Bewusstseyn bey ihnen in der Empfindung sey, darum um so inniger und *ausschliessender* der Kirche anhangen, welches alles anzeigt, dass sie eine Beschränkung und Absonderung, wenn nicht in euren Gedanken, doch in denen des Redenden ist, also auch eine menschliche Anstalt, und von Menschenhänden errichtet. — Wollte er aber sagen: die Kirche auch so genommen, als Anstalt nämlich, sey doch eine nothwendige und ewige Idee: so scheint er mir hiemit den eigenen ersten Äuserungen zu widersprechen. Denn es soll der Erdgeist auch im Einzelnen als das An-sich der Menschheit werden oder sich erkennen: wie aber wäre diess möglich ausser durch Zurückführung des allgemeinen Bewusstseyns der Menschheit auf das, was sie in That und Wahrheit von Ewigkeit schon ist; ich meine auf die vollkommene Freyheit und Einigkeit des Daseyns in welcher keine Schranke ist, keine Ausschliessung und somit auch keine Kirche.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 MÄRZ, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halle, b. Schimmelpfennig: *Die Weihnachtsfeyer.* Ein Gespräch. Von *Friedrich Schleiermacher* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

„Auch dieses aber hat mir unverständlich gedünkt, und fast widersprechend, dass, da der Redende — nicht ohne Beziehung auf seinen Vorgänger, wie mir schien, — von dem Menschen an sich sagte: es sey kein Verderben und kein Abfall und kein Bedürfniss der Erlösung in ihm, er von dem, was er die Kirche nennt, nämlich der Gemeinschaft, durch die der Mensch an sich dargestellt wird, dasselbe sagen müsste, dass nämlich durch die Existenz der Kirche jenes alles schon als aufgehoben, weggewischt und getilgt, als wäre es nie gewesen, angesehen werden müsse: dennoch aber nachher von ihr geredet wird, als von einem *Mittel* der Wiedergeburt, und gesagt, dass wir (die Einzelnen) wiedergeboren *werden* durch den Geist der Kirche. So ist also die Kirche nicht die Darstellung und Feyer der schon hergestellten ursprünglichen Einigkeit, sondern nur das Mittel zu ihrer Herstellung und setzt das Verderben und den Abfall voraus: Heil- und Sühnmittel sind ihr Gefolge; weit entfernt die ursprüngliche Gesundheit der reinen von allem Gegensatz freyen Natur darzustellen, ist sie in der Gebrechlichkeit und Sündlichkeit befangen, und nicht mehr ewige Idee, sondern zeitliches Mittel. — Wenn ihr mich aber nun dagegen zur Rede setztet, was ich selbst dann statt der Kirche wollen könnte; so würde ich sagen: die öffentliche, allgemeine, im Geist und Herzen eines Volkes lebende Religion, von welcher getrennt seyn zu wollen eben so thöricht wäre, als von der Nation selbst getrennt seyn, oder der allgemein belebenden Luft entfliehen zu wollen, die uns alle umschliesst. Denn eben dadurch, dass ihr die Religion und was ihr Kirche nennt, völlig von dem scheidet, ja ihm entgegensetzt, was ausserdem ein Volk als Ganzheit vereinigt, verwandelt ihr sie in etwas Particulares, und dem Gemeinsamen Widerstrebendes; dem Sinn dessen entgegen, der seine Gemeine mit demselben Wort (ἐκκλησια) bezeichnete, womit sonst die sichtbare, und als sichtbar sich darstellende, Gemeinschaft eines Volkes ausgedrückt wurde, wieder, welcher wohl der Sprache mächtig war und die Bedeutung der Worte kannte, es nicht durch Kirche, sondern durch Gemeine verdeutschte. Indem ihr nun diese Gemeinschaft dem öffentlichen Verein entgegensetzt, gebt ihr nicht nur zu, dass es für den von jenem sich trennenden noch ein anderes Leben in und mit seinem Volke, durch die andere Gemeinschaft, giebt, und machet ihm damit die Abtrünnigkeit möglich: sondern auch ihr selbst, eurer Gemeinschaft, gebt ihr ein Verhältniss des Streits, und verwandelt die *Ecclesia triumphans*, die, durch sich selbst gross, verschmähte, gegen Ungläubige zu kämpfen und sie damit anzuerkennen (da vielmehr, wer nicht völlig nichtig ist, von selbst in ihr leben wird), in die *Ecclesia militans*, aus der, weil auf ihrer Seite das Unrecht ist, mit Recht endlich die *oppressa* wird. — Ist es aber der Erdgeist, oder der allgemeine, ihnen unbewusste Geist der Dinge, der sich durch die Menschheit offenbar werden soll: so muss diese bewusste Gemeinschaft, welche sich in der öffentlichen Religion ausdrückt, die Menschen eben so frey vereinigen, wie jene ursprüngliche des Universums die Dinge vereinigte, so dass keine Eigenheit durch die des anderen unterdrückt wird, kein innerstes Gefühl gegen das des anderen sich zu sträuben hat, welches das Grundgebrechen eurer Kirche ist. Es soll, wie ihr selbst eingestehen müsst, wenn ihr von dieser Idee nicht willkührlich ablenken wollt, die Gemeinschaft eine solche seyn, dass nicht das Subject mit dem Subject übereinzustimmen habe, welches unheilig ist und den Hass gebiert; sondern jeder mit dem gemeinschaftlichen Bande, das alles trägt und erhält und eben darum die Liebe ist. Dieses scheint auch der Gedanke des göttlichen Lehrers und der nachfolgenden Verkünder gewesen zu seyn, welche die Menschheit als wahrhaft Eins anschauend, und jede Scheidewand aufhebend, vorhersagten, es werde die Zeit kommen, da ihr Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten werdet; da keine Satzungen mehr seyn werden, keine Priester und Leviten, sondern Christus, das heisst, der lebendige Gott, als Alles und in Allem."

Hat der Redner nun auf diese Weise das Ganze zu beleben gesucht, so bietet sich die Bemerkung dar, wie er von den verschiedenen Standpuncten doch immer zuletzt auf Eines gekommen, woraus der Glaube erwächst, dass alles übrige nur Spiel, dieses aber das Wahre gewesen. Nicht aber glaubt er hiemit gegen den Verfasser des Werkes geredet zu haben; denn wer weiss, welche Gedanken der hegt, welcher selbst nicht erscheint, und der, wenn er die bestimmten und wirklichen religiösen Ansichten von Individuen unserer Zeit mit ihren Gegensätzen und Eigenheiten darzustellen die Absicht hatte, eben durch den reinen Ausdruck subjectiver Denkweisen am meisten die Gewalt objectiver Darstellung erprobt. Und wieder in den Gesichtspunct der künstlerischen Einheit des

alle Seelsorger ohne Ausnahme und Nachsicht, wo nicht das ganze Jahr, doch wenigstens das Sommersemester hindurch, in dem sogenannten Gemeinde-Versammlungszimmer eine Art von öffentlichen Vorlesungen halten; z. B. über den Zweck der bürgerlichen Verbindung und Gesellschaft oder des Staats — über dessen Vortheile für ein jedes Individuum — über die Nothwendigkeit der Abgaben an den Staat — über die Pflichten eines Bürgerunterthanen (ans) (—), über die Gesetze und Verordnungen des Staats, und die Strafen, womit er die Übertreter derselben belegt — über den Justiz- und Processgang, über die Behörden und Instanzen — über die Vortheile der bürgerlichen Betrieb- und Erwerbsamkeit — der bürgerlichen Genügsamkeit — des Friedens — über den Krieg — über den Gräuel bürgerlicher Unruhen und Empörungen — über die Vortheile des Bürger- und Nachbarn-Vereins — über bürgerliche Privatverbesserungen — über bürgerlichen Wohlstand — und bürgerliche Ehre u. s. w. Ueber die Pflichten der Eheluſtigen a) der Jünglinge und b) der Jungfrauen — der Eheleute, a) der Ehemänner und b) der Eheweiber — über die Pflichten der Ältern in Bezug auf ihre Kinder und Leibeserben, a) der Väter, und b) der Mütter — über die häusliche Erziehung in physischer, moralischer und religiöser Hinsicht — über die Pflichten a) der Hausherrn, (en) und b) der Hausfrauen in Bezug auf ihre *Ehehalten* (Gesinde) — über die Pflichten der Ehehalten, a) der Knechte und b) der Mägde u. s. w. Diese Vorlesungen, so wie ihre Katechesen, Predigten, Betrachtungen und Gebete sollen die Pfarrer fleissig ausarbeiten, *leserlich* zu Papier bringen und dem Kirchenvisitator vorlegen. Wenn der katholische Seelsorger alles dieses leisten soll, so muss er eine ganz andere Bildung erhalten, als die jungen Weltpriester seither erhalten haben.

Für das vornehmste Stück des symbolischen oder liturgischen Religionsunterrichtes hält der Vf. das *Messopfer*, von welchem er S. 26 schreibt: „Die Messe ist nach der reinen Lehre der katholischen Kirche das neutestamentische Versöhnungsopfer, oder jene heilige Handlung, bey welcher der wahre Leib und (das) Blut unsers Herrn Jesu Christi unter den Gestalten des Brods und Weins Gott dem Allerhöchsten für die Sünden des christlichen Volkes zur Vergebung derselben und zum Erlasse der dadurch verdienten göttlichen Strafe aufgeopfert wird. Diesem nach ist die Hauptsache der Messe die Darstellung und Erzeugung der Idee, dass Christus für die Sünden am Kreuze gestorben sey, somit die Strafe für dieselben Statt der Sünder abgebüsset, hiedurch Gott mit dem Sünder ausgesöhnet, und diesen vor jenem gerechtfertiget habe." Wie zufrieden die katholische Orthodoxie mit dieser Erklärung unsers Reformators seyn wird: so sehr wird sie demselben zürnen, wenn er gleich darauf hinzusetzt, das Messopfer diene bloss zur Beruhigung jener Gläubigen, *die sich zum Sittlichen noch nicht so hoch geschwungen haben, dass sie glauben, nebst ihrer Bekehrung eines äussern Versöhnungsmittel (s) zu bedürfen, und daher sich noch vor der ewigen Strafe der Sünde fürchten, so lange sie sich nicht mit Gott durch ein äusseres Mittel versöhnt haben.* Die aufgeklärten Christen bedürfen also, nach dieser Äusserung, keines Versöhnopfers und keiner Messe, weil sie mit dem Vf. S. 98 überzeugt sind, *dass die christliche Religion kein anderes Versöhnungsmittel kennt, als die Bekehrung und Besserung des Sünders;* sie müssen vielmehr die katholische Messe, nach dem Ausdruck des Vfs. S. IV als einen ächten Fetischdienst des Pöbels verachten. Dass die Messe den katholischen Priestern nicht viel zum Guten fromme, beweiset er S. 29 daraus, dass sie nach verrichtetem Messopfer dieselben in Bezug auf Sittlichkeit sind, die sie zuvor waren. Ob dieses bey *allen* katholischen Priestern der Fall sey, und ob die Schuld am Messopfer oder an ihnen liege, darf Rec., der nicht allwissend ist, nicht bestimmen.

Der Vf. will ferner *allgemeine Beicht- oder Buss- und Communiontage*, unter der schon geläufigen Benennung *Monatssonntage* einführen, an denen die Katechese Nachmittags, und die Predigt Vormittags gehalten werden soll. Von den sogenannten *geistlichen Brüderschaften* soll nur die bekannte *Corporis Christi* oder Frohnleichnams Christi Bruderschaft (Brüderschaft) beybehalten werden. Alle Privatandachten sollen aufhören, ausgenommen die (von Jesuiten emporgebrachte) *Todesangst*, und der (den Franciscanermönchen so einträgliche) *Kreuzweg* Jesu, die er an den Monatssonntagen nach der Katechese halten will. Die *Weihung* physischer Körper, z. B. der Palmen, der Kräuterbüschel, der Lichtmess- und Blasius-Kerzen, des Salzes, des Weins, der Eheringe u. s. w. soll nicht mehr Statt haben; doch nimmt er das *Weihen des Wassers* aus, und erwartet eine überaus gesegnete Wirkung vom *Weihwasser*, das bekanntlich am meisten vom katholischen Pöbel gemissbraucht wird.

S. 46 schreibt der Vf.: „Die Lehre der Priester von der allmächtigen Wirkungskraft der heiligen Messe zu allen nur denkbaren Zweck (en) und zur sicheren Gewährung aller menschlichen Wünsche und Bitten zu Gott — seyen sie auch übrigens noch so unsittlich und widerchristlich — muss den Priestern gänzlich untersagt werden." Rec. muss zur Steuer der Wahrheit bemerken, dass er bey den katholischen Theologen, die er darüber nachschlug, diese Lehre nicht gefunden hat. Eben so wenig kann Rec. der *weltlichen Macht* mit dem Vf. das Recht einräumen, die S. 49—51 verzeichneten Lehrmeinungen zu verbieten, z. B. von dem unbedingt heilig- und seligmachenden Glauben — von der unbedingten Vergebung der Sünden und Erlassung der ewigen Strafen für dieselben — von der unbedingten Ergreifung der Verdienste Christi durch blossen und festen Glauben an dieselbe — vom stellvertretendem Gebete zur Tilgung unserer Sünden und Vermehrung unserer Verdienste für den Himmel — *de gratia sic dicta finali*, und vom unbedingten Gebete um ein seliges Lebensende — von der unbedingten Wirkungskraft und Wirksamkeit der sogenannten Sterbsacramente. Der weise Landesfürst wird zwar für den besseren Unterricht der Religionslehrer Sorge tragen; aber speculative Lehrmeinungen kann er nicht verbieten, ohne das heiligste Menschenrecht seiner Unterthanen, die *Gewissensfreyheit*, zu kränken.

Im Anhang spricht der Vf. §. 1 vom *Orts-* und *Dorfspolizeyministerium*, von welchem er die Seelsorger ausschliesst, und dafür das *Controlleuramt* ihnen anweiset. Eben so macht er §. 2 die Seelsorger zu *Controlleurs* bey der *Gotteshausesadministration*, die alles ächte Silber und Gold aus den Kirchen wegschaffen soll. Denn (§. 3) die Monstranzen und Kelche *müssen* aus vergoldetem Kupfer bestehen, und in allen Kirchen des Landes *gleich* geformt seyn. Auf dem Altar dürfen nie mehr als 4 Wachskerzen angezündet werden. (Wozu aber *vier brennende Wachslichter*, wenn der Gottesdienst am hellen Tage gehalten wird?) Zuletzt folgt noch ein Entwurf zur Einrichtung der heiligen Messe an Sonn- und Feyertagen. Die vorangeschickte Erklärung des Zwecks der heiligen Messe hat Rec. sehr gut gefunden. Mit den vorgeschlagenen Gebeten, als Mustern, war er weniger zufrieden. Das sonderbarste ist, dass auch lateinische Gebete dabey vorkommen, z. B. S. 76 zum *Gloria* heisst es: „*Gloria in excelsis Deo, qui est lux, et in quo non sunt tenebrae ullae.* 1 Joh. 1, 5. *Gloria Patri luminum! in quo non est vicissitudo diei noctisque* u. s. w. *Benedictus Deus Israelis, per universum terrarum orbem inhabitantis! quia visitavit et fecit redemtionem plebis suae terram incolentis a tenebris et umbra mortis!* u. s. w. Soll das *deutsche* Volk diesen aus der lateinischen Vulgata zusammengestoppelten Hymnus singen? Oder wollte der Vf. eine Probe liefern, wie weit er im classischen Lateinschreiben gekommen sey? Die heilige Messe an den Arbeitstagen soll nach S. 93 so gehalten werden, *dass die Landleute durch diese Religionshandlung nicht im geringsten in ihrer Arbeit gestört, noch aufgehalten werden mögen.* Der Pfarrer soll sie jedesmal eine halbe Stunde früher lesen, als die Leute an die Arbeit zu gehen pflegen. Warum erlässt man nicht lieber dem Landmanne das Messehören an Arbeitstagen? Oder soll er bey der h. Messe in demselben Gewande erscheinen, in welchem er zur Arbeit geht? Soll er sich erst zur Messe, und dann wieder zur Arbeit umkleiden? Kann dieses ohne Zeitverlust für die Arbeit geschehen? Das *tägliche* Messehören muss nothwendig in Mechanismus ausarten. Der Sonntag genüget dem Landvolke zu seiner Gottesverehrung.

Rec. hat sich bey dieser Schrift länger aufgehalten, nicht weil ihr innerer Werth, sondern weil der Gegenstand derselben eine ausführlichere Anzeige verdienet. Denn die zweckmässigere Einrichtung der öffentlichen Gottesverehrung ist für unsere Zeiten von der grössten Wichtigkeit, und alle Freunde des positiven Christenthums müssen hierin ihre Wünsche vereinigen. Wer aber immer hier als Reformator auftreten will, der muss mit gründlichen Kenntnissen ausgerüstet seyn, und er darf nicht in dem bittern und anmassenden Tone schreiben, den man hier findet. Unreife Arbeiten und unausführbare Vorschläge schaden der guten Sache mehr, als sie ihr nützen.

M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 MÄRZ, 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Tübingen, b. Cotta: *Homers Werke in vier Bänden:* 1) *Homers Ilias,* von *Johann Heinrich Voss.* Erster Band, mit einer Karte von Troja. 318 S. Zweyter Band. 336 S. Dritte verbesserte Auflage. 1806. gr. 8.

2) *Homers Odyssee* von *Johann Heinrich Voss.* Erster Band, mit einer Homerischen Welttafel. 270 S. Zweyter Band, mit einer Karte des kephallenischen Reichs, und einem Grundriss vom Hause des Odysseus. 260 S. Dritte (eigentlich vierte) verbesserte Auflage. 1806. gr. 8. (Zusammen 4 Rthlr. 12 gr.)

Was den neueuropäischen Nationen das gründliche Erlernen der griechischen Sprache und das anschauliche Verstehen ihrer dichterischen Kunstwerke entweder leicht macht oder erschwert, ist die ursprüngliche Anlage und der in minderem oder höherem Grade entwickelte Zustand der eigenen Muttersprache. Ist diese reich, biegsam und einer vielseitigen Ausbildung fähig, so wird sie den, der ihrer mächtig ist, leicht in die Eigenthümlichkeiten einer ausländischen Darstellung hineinführen. Ist sie dagegen dürftig und von einseitigem Charakter, so wird sie dem, der nur in ihr zu denken gewohnt ist, solche Vorstellungen, die ausser dem Gebiet ihrer Bezeichnungen liegen, entweder ganz vorenthalten, oder in einem trüben Bilde zusenden. Selbst der Gelehrte, der (so weit diess überhaupt möglich ist,) mit einer todten Sprache vertraut ist, wie mit einer lebenden, konnte doch nicht unmittelbar dahin gelangen, sondern nur durch die Vermittelung seiner Muttersprache; und hatte, nach Massgabe ihrer Beschaffenheit, ehe er es so weit brachte, mit vielen oder wenigeren Schwierigkeiten zu kämpfen. Wie schwer es denen wird, die von römischen Töchtersprachen ihre Bildung empfangen haben, besonders den Franzosen, sich zur Anschauung des Homer zu erheben, beweisen schon ihre einseitigen und zum Theil lächerlichen Versuche, ihn in ihrer Sprache wieder darzustellen. Bildsamer, und eines vielseitigen Ausdrucks fähiger, ist schon die englische Sprache, die noch Triebe aus der kräftigen sächsischen Wurzel aufweist; allein bey ihrer gänzlichen Unfähigkeit, antike Formen nachzubilden, werden auch die Britten, wenn gleich auf eine bessere Übersetzung als die Popische, doch nie auf eine ächt alterthümliche Anspruch machen dürfen. Nur der deutschen Sprache ist es vergönnt, mit der gebildetsten des Alterthums zum Wettstreit aufzutreten, ihre Formen zu erreichen, ihrem Wohlklange nahe zu kommen, sich an jede Farbe und Tonart der Rede nachbildend anzuschmiegen. Sind wir nun durch einen solchen Besitz hoch über unsere Nebennationen gestellt, und gleichsam schon von der Geburt an zu treuen Auslegern des Alterthumes berufen, so müssen wir unserer Sprache vor allem Dank bringen; aber ein nicht geringerer Dank gebührt den Männern, die unsere Sprache zu einer solchen Sprache ausbildeten.

Der erste, der durch Nachbildungen aus fremden Sprachen den Umfang unserer eigenen erweiterte, und, bey unverletzter Selbstständigkeit des vaterländischen Charakters, das Colorit ausländischer Darstellungen in seine Übersetzungen aufnahm, war Luther. Hätten seine Nachfolger auf diesem Wege zu gehn fortgefahren, so wäre die Erscheinung eines deutschen Homer wahrscheinlich in viel frühere Zeiten gefallen. Aber die Ausbildung unserer Sprache wurde bald durch Unruhen in ihrem Fortschreiten gehemmt, und während der Schrecken des dreyssigjährigen Krieges fast ganz unterdrückt. Von den nachfolgenden Dichtern wurde mehr der einheimische Reichthum unserer Sprache entfaltet, als sie selbst für den Ausdruck griechischen Geistes, und für griechische Formen geschmeidigt. Selbst einen Mann wie Opitz konnte seine innere Kraft und Fülle, und die Gewalt über die Sprache, nicht vor einer gewissen einseitigen Manier bewahren. In seiner Übersetzung der sophokleischen Antigone leuchtet eine ursprünglich edle Ansicht hervor, die aber durch die steife Form des gereimten Alexandriners zum Theil wieder verdunkelt wird. Und lächeln müssen wir, wenn wir auf Übersetzungen des Horaz aus jenen Zeiten stossen, dessen Oden ganz in die Form damaliger Modelieder hineingezwängt sind. Die Gottschedische Schule endlich fing an, die Poesie ganz zur popularen Natürlichkeit herabzustimmen; die Kraft wich von der Sprache, und es schien ihr ein völliger Umsturz bevorzustehn. Zum Glücke traten nun Männer auf, die dem prosaischen Unfuge sich widersetzten, die in unserer Sprache nach Bestimmtheit, Kraft und Anmuth strebten, und dadurch Vertrautheit mit dem Geiste der Alten weckten. Mit Lessing, Klopstock und Ramler erwachte eine freyere Ansicht des griechischen Alterthums; sie lehrten durch That und Wort höhere Gesetze der Metrik und die Kunst eines wahrhaft poëtischen Vortrags.

Während so zwey Parteyen gegen einander über standen, und die poëtische die Oberhand zu gewinnen anfing, aber doch jene noch nicht besiegt hatte,

Jetzt iſt das bloſs beſtätigende *ja* in einen Laut der Empfindung verwandelt worden:

So war ich (*oh*, ich war's!) in der Feldſchlacht.

In der Rede der Here Il. XIV, 200. 201. 301. 302 ſind die Worte der L. A.:

ich geh' an die Grenzen der nahrungsſproſſenden Erde,
Daſs ich den Vater Okeanos ſchau' und Tethys die Mutter.

dem Originale weit näher gebracht:

ich gehe zu ſchau'n der nährenden Erde Begrenzung,
Auch den Okeanos unſre Geburt. —

Sie meint Elyſion, die Geburtsinſel der Götter am Okeanos. Il. XVI, 107 iſt der *bewegliche* Schild, in einen *prangenden* (αιολον) umgeändert. — Od. IV, 16 L. A.:

beym rühmlichen Held Menelaos
Hocherfreut.

Statt deſſen hat die N. A.:

bey dem rühmlichen Held Menelaos
Innig erfreut.

Od. IV, 569 L. A.:

Weil du Helena haſt, und Zeus *als Eidam dich ehret.*

hat metriſch durch bloſse Umſtellung gewonnen:

Weil du Helena haſt, und Zeus *dich ehret als Eidam.*

Die ſchönſte Veränderung fanden wir im Garten des Alkinoos Od. VII, 214. ſeq.:

Dort ſind ragende Bäume gepflanzt mit laubigen Wipfeln,
Voll der *ſaftigen* Birne, der ſüſsen Feig' und Granate.

wo die L. A. *balſamiſchen* las. Dann:

Birne reift auf Birne heran, und Apfel auf Apfel,
Traub' auf Traube gelangt, und Feig' auf Feige zum Vollwuchs.

Die frühere Überſetzung:

Birne reift auf Birn', es röthen ſich Äpfel auf Äpfel,
Traub' auf Traub' erdunkelt, und Feigen auch ſchrumpfen auf Feigen.

wich in ihrer mahleriſchen Übertreibung ganz von der Einfachheit des Originales ab, und ward deshalb von Mehreren, namentlich von Heinze, mit Recht getadelt. Dann:

Dort auch prangt ein Gefilde von edelem Weine beſchattet.
Einige Trauben umher, auf ebenem Raume gebreitet,
Dorren am Sonnenſtrahl, und andere ſchneidet der Winzer,
Andere keltert man ſchon; hier ſtehn *noch Herlinge vorwärts,*
Eben der Blüt' entſchwellend, und andere bräunen ſich *mählich,*
— — — — — — —
Siehe, ſo *prachtvoll* ſchmückten Alkinoos Wohnung die Götter.

Eine Vergleichung mit dem Original wird zeigen, wie ſehr auch die drey letzten Verſe gegen folgende frühere Überſetzung gewonnen haben:

Andere keltert man ſchon; hier ſtehn *die Herling' in Reihen,*
Hier entblühn ſie zuerſt, hier bräunen ſich *leiſe die Beeren.*
Siehe, ſo *herrlich* ſchmückten u. ſ. w.

Od. VIII, 307 L. A.:

Kommt doch, und ſchaut heilloſen und unausſtehlichen Frevel.

Dafür wörtlicher und beſſer:

Kommt, daſs ihr Dinge zum Lachen, und unausſtehliche ſchauet.

Od. X, 150. 197 L. A.:

— durch dichtes Geſträuch und Waldung.

Jetzt wohlklingender und rhythmiſcher:

— durch dichtes Geſträuch und durch Waldung.

Od. XII, 105 L. A.:

Dreymal ſtrudelt ſie täglich hervor, und ſchlürfet es dreymal.

N. A. *und ſchlurfet auch dreymal.* — Od. XIX, 360 lautet jetzt *in dem* (L. A. *im*) *Unglück.* — Od. XIX, 363 L. A. *ich verlaſſene!* dafür jetzt: *ich verlorene!*

Dieſs ſind die ſämtlichen Verbeſſerungen der Cottaiſchen Ausgabe. Einige Druckfehler der Vieweg'ſchen, wie Il. I, 514 *ſcheuſt* ſt. *ſcheueſt.* IV, 266 Atreus dir *blieb'* ich (ſt. *bleib'* ich) ein Treugeſinnter. XVI, 370 *wagenbeflügelte* (ſt. *wagenbeflügelnde*) Roſſe, ſind dieſsmal glücklich vermieden. Dagegen haben ſich einige neue eingeſchlichen, von denen wir folgende, zum Theil vers- und ſinnſtörende, ausheben. Il. I, 306 Mönetios l. *Menötios.* I, 357 meeres l. *meers.* XIV, 165 voll ſpähenden Geiſtes l. *ſpähendes.* — Od. I, 211 land, aufſteuerte l. *land' aufſteuerte.* I, 245:

dieweil mir die Götter noch *anders* wehe bereiten.

l. *anderes.* I, 330 Itharios l. *Ikarios.* V, 273 die Bären l. *die Bärin.* VII, 313 und mir ſich erböte *zu* eidam l. *zum.* IX, 126:

Auch ſind dort nicht Meiſter des *Schiffbaues*

l. *Schiffbaus.* IX, 165 die Stadt *die* Kikonen l. *der.* IX, 192. 285 Gebürge l. *Gebirge.* IX, 243:

Solch ein *ungeheueres* Geſtein

l. *ungeheures.* IX, 304 von l. *vom.* IX, 377 abgeſchrökt l. *abgeſchrekt.* IX, 382 den abgeſpizten Ölbrand l. *abgeſpizeten.* IX, 410 dich *einſam* l. *einſamen.* IX, 551 getheilten l. *getheileten.* XIV, 5 voraus l. *vorhaus.* XIV, 7 ungehbar l. *umgehbar.* XIV, 189 gen Ithaka l. *gen Ithaka her.* XXIII, 16 erkündung l. *verkündung.* XXIII, 244 am l. *an.*

Der Grundriſs vom Hauſe des Odyſſeus hat durch *Weinbrenner* und durch *J. F. B. Voſs*, den dritten Sohn des Überſetzers, der unter Weinbrenner der Baukunſt ſich befleiſsigt, beſonders im Wirthſchaftshofe und im Arbeitsſaale der Königin eine von der letzten Zeichnung abweichende und genauere Einrichtung erhalten. Die Zeichnung iſt von J. F. B. Voſs.

E. B.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Ohne Druckort: Der Weltmann, aus dem Engliſchen.* 1803. 1r Theil. 342 S. 2r Theil. 248 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Leider giebt ſchon die Einleitung einen ſehr geringen Beweis von des Vfs. Darſtellungsgabe; es gehört, wenn man dieſelbe geleſen hat, groſse Überwindung dazu, weiter zu gehen, denn ſie allein hat ſchon Sprachfehler in Menge aufzuweiſen. Warum das Werk den Titel *Weltmann* führt, iſt ſchwer zu errathen. Auf eine höchſt unnatürliche Weiſe läſst der Vf. den Sohn eines Kaufmanns zum Landgeiſtlichen werden. Ohne das Wie und Warum in des Sohnes Erziehung oder die eingetretenen Umſtände anzugeben, läſst er den Sohn vom Vater enterben, — und S. 27 nach einer Reihe empfindſamer Betrachtungen, vom Sarge des ihn enterbenden Vaters weggehend, eine alte Geliebte wieder finden, die er heirathet. Dieſe ſtirbt im zweyten Wochenbette mit dem Kinde; bald darauf der Schwiegervater; wo denn abermals viel ſentimentaliſche Parade erſcheint. Ganz verunglückt iſt die Entwickelung der Charaktere der beiden Kinder. Ohne ſich jedoch lange bey der Erziehung aufzuhalten, läſst er den Sohn 20 Jahre alt werden, die Akademie zu Oxford beziehen, und daſelbſt auf die unnatürlichſte Weiſe, durch die Verführung eines Barons, der ſich in ſeine Schweſter verliebt hat, zum liederlichen Menſchen werden. Das 5te und 6te Kap. füllt der Vf. mit väterlichen Lehren aus, die, dem beſſeren Styl nach, der darin herrſcht, höchſt wahrſcheinlich geſtohlen ſind; auch findet man darin ganz zuſammenhängende Sätze. Wir übergehen das Übrige: denn überall kommen Inconſequenzen vor, die hinlänglich von des Vfs. gänzlichem Mangel an Kenntniſs des menſchlichen Herzens zeugen.

E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 MÄRZ, 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

HALLE, b. Hemmerde: *Xenophontis Memorabilium Socratis dictorum et factorum ex ore et vita illius ad verbum fere exceptorum libri quatuor.* Textum recognovit, summaria, animadversiones in loca difficiliora et indicem emendatiorem adiecit *Guil. Lange*, Ph. D. et A. A. M., gymnasii civ. Hal. collega, bibliothecae Fridericianae subbibliothecarius. 1806. 174 und 116 S. 8. (1 Thlr.)

Die Betriebsamkeit und den guten Willen, die Hr. L. schon so vielfältig bewiesen, beweisst er aufs neue durch diese Ausgabe der Memorabilien. Unverkennbar ist, dass er seine Vorgänger fleissig studirt, und keine Mühe gespart hat, um aus deren vielen und mancherley Arbeiten eine neue darzustellen, die, ohne sich den Ansprüchen des Gelehrten zu entziehen, vorzüglich dem Bedürfniss des Anfängers dienen möchte. Gelungen scheint das freylich nicht: aber die Absicht bleibt immer löblich.

Die Vorrede enthält ein Lob der Memorabilien, eine Rechtfertigung des geneuerten lateinischen Titels (von dem gewaltsamen Zeugma kein Wort), eine Abfertigung der Weiskischen Grille von häufiger Lückenhaftigkeit des Textes: daneben eine lange Erläuterung über die sokratische Freundschaft, die zuletzt der christlichen Liebe aequal gefunden, und, als Stifterin des Himmels auf Erden, mit drey o und vier Ausrufungszeichen zu allgemeiner Einführung empfohlen wird.

Der Text ist ziemlich correct und luculent gedruckt: die Summarien sind in die Animadversionen verwiesen, und synthetisch umgearbeitet. Sonst lässt sich in diesen Animadversionen der Herausgeber vornehmlich das angelegen seyn, die gemeine Lesart in Ehren zu erhalten. Sein Grundsatz ist: Conjecturen dürfen dann erst in den Text aufgenommen werden, wann die gemeine Lesart auf keine Weise vertheidiget werden könne (S. 39): und da ihm nun gewöhnlich der Wunsch und das Unternehmen einer Vertheidigung für wirkliche Vertheidigung gilt, so tritt für ihn der postulirte Fall höchst selten ein; vielmehr gewinnt seine Lust am Retten und Streiten meist ein unabsehbares Feld, auf dem sie ihren Rozinante um so munterer tummelt, je weniger das gute Thier, weder mit Gelehrsamkeit beschweret, noch mit Logik gezügelt, einen Fehltritt, auch wohl einen derben Fall, sich übel nimmt. So 2, 5, 5. Dass die Lesart ὥσπερ ὅταν τις οἰκέτην πονηρὸν πωλῇ καὶ ἀπόδοται τοῦ εὑρόντος, οὕτω — unrichtig und zumal ἀπόδοται eine Unform sey, wird jeder Schüler einsehen, der einigermassen zu construiren weiss, und sein Paradigma gelernt hat. Hr. L. glaubt sie *bequem* beybehalten zu können, weil καὶ *vel* bedeute (*vel quovis pretio addicit:* dass also καὶ zu τοῦ εὑρόντος gestellt seyn müsste, hat Hr. L. gefühlt, und Xenophon sollte es nicht gefühlt haben?) und weil ἀπόδοται ohne Reduplication dasselbe sey, was ἀποδίδοται mit der Reduplication. — 2, 7, 11 πρόσθεν μὲν οὐ προσιέμην δανείσασθαι· νῦν δέ μοι δοκῶ εἰς ἔργων ἀφορμὴν ὑπομένειν αὐτὸ ποιῆσαι. Hr. L. giebt zu, dass nach δοκῶ μοι in diesem Sinne das Verbum im Futurum stehen müsse: um aber doch nicht des Stephanus von Schneider vertheidigte Änderung ὑπομενεῖν zu billigen, ersinnt er die unerhörte Construction, νῦν δέ μοι δοκῶ αὐτὸ ποιῆσαι εἰς ὑπομένειν ἀφορμὴν ἔργων *es zu thun, um die Materie zur Arbeit zu bestreiten.* Welche unerhörte Construction ihm noch dazu gar nichts hilft: denn ist, wie er selbst einräumt, nach δοκῶ μοι das Futurum nothwendig, so muss er ja nun statt ποιῆσαι ποιήσειν setzen. — 2, 6, 23 δύνανται δὲ καὶ οὐ χρημάτων μόνον, τοῦ πλεονεκτεῖν ἀπεχόμενοι, νομίμως κοινωνεῖν, ἀλλὰ καὶ — lesen Castalio, Ernesti und Schneider statt νομίμων, welches ohne grosse Härte nicht auf χρημάτων zurückbezogen werden kann. Hr. L. schreibt die — noch zu erweisende — Zeunische Erklärung ab, und tadelt in νομίμως einen diversen und nicht genug accuraten Sinn. — 2, 9, 4 (οὐ γὰρ ἦν οἷος ἀπὸ παντὸς κερδαίνειν, ἀλλὰ φιλόχρηστος τε καὶ εὐφυέστερος ἀπὸ τῶν συκοφαντῶν λαμβάνειν) hat Ruhnkenius εὐφυέστερος aus einem Cod. an die Stelle des sonstigen, sichtlich aus εὐφυέστερος verschriebenen ἔφη ῥᾷστον εἶναι zurückgerufen, und Schneider gründlich erklärt. Aber weder Ruhnkenius noch Schneider thun unserem Manne Genüge: er verbindet Fehler und Correctur in Eine Lesart (εὐφυέστερος ὢν ἔφη ῥᾷστον εἶναι ἀπὸ —) und hofft, so der Stelle Integrität wiederhergestellt zu haben. Widerlegen lässt sich dergleichen Bethörung kaum, so wenig, als wenn 2, 10, 3 (καίτοι τὸ ὑπηρέτην ἑκόντα τε καὶ εὔνουν καὶ παραμόνιμον [καὶ τὸ κελευόμενον ἱκανὸν ποιεῖν] ἔχειν καὶ μὴ μονὸν τὸ κελευόμενον ἱκανὸν ὄντα ποιεῖν, ἀλλὰ δυνάμενον καὶ ἀφ' ἑαυτοῦ χρήσιμον εἶναι) die Wiederholung der eingeklammerten Worte nicht für Verderbniss, sondern für höchst angemessene Emphase erklärt und also verdeutscht wird: *aber ein freywilliger Diener, der im Stande ist, die Befehle seines Herrn zu vollziehen, und nicht bloss im Stande ist, die Befehle seines Herren zu vollziehen, sondern auch von selbst ohne*

Befehl u. f. w. — Notabler, wo möglich, ist die Verwirrung 3, 9, 4 ἀλλὰ τὸν τὰ μὲν καλά τε καὶ ἀγαθὰ γιγνώσκοντα χρῆσθαι αὐτοῖς, καὶ τὸν τὰ αἰσχρὰ εἰδότα εὐλαβεῖσθαι (Hr. L. schreibt viermal hinter einander εὐλαβεῖσθαι) σοφόν τε καὶ σώφρονα ἔκρινε. Die Infinitive χρῆσθαι und εὐλαβεῖσθαι läfst man gewöhnlich an einem ausgelassenen ὥστε hangen, an dessen Faden man sich mühselig genug durch die gewifs verderbte, aber auch längst zurecht gerückte Construction hindurch windet. Nicht so dieser Herausgeber. Die angeführten Worte, erklärt er, seyen so viel als ἀλλὰ τὸ τὰ μὲν καλὰ — γιγνώσκειν καὶ χρῆσθαι αὐτοῖς, και τὸ τὰ αἰσχρὰ εἰδέναι καὶ εὐλαβεῖσθαι σοφοῦ τε καὶ σώφρονος ἔκρινε. *Sed infinitivi* (vermuthlich *infinitivos*) γινώσκειν *et* εἰδέναι *quum auctor mutaret in participia* (in dem Concepte des Autors waren also die Infinitiven) *necesse erat, ut ob sequentes accusativos* σοφὸν καὶ σώφρονα (die in demselben Concepte, wie eben gesagt, nicht folgten) *articulum accommodaret participiis* γιγνώσκοντα *et* εἰδότα. Demnach hange der Infinitiv χρῆσθαι an keinem ὥστε, sondern an dem Participium γιγνώσκοντα, und εὐλαβεῖσθαι an keinem ὥστε, sondern an dem Participium εἰδότα; jedes aber der beiden Participien sey zwiefach zu verstehen, dergestalt: τὸν τὰ ἀγαθὰ γιγνώσκοντα καὶ γιγνώσκοντα χρῆσθαι αὐτοῖς, und τὸν τὰ αἰσχρὰ εἰδότα καὶ εἰδότα εὐλαβεῖσθαι. Mithin sey an der Stelle nichts zu ändern, und alle Versuche des Leunclavius, Stephanus, Welsius, Edwards, Schütz und Schneider aus dem Felde geschlagen. Und allerdings, was widerstände solcher Erklärung!

Seltener trifft sich, dafs Hr. L. beystimmt: aber auch da mit geringem Glück. 2, 2, 1 καταμεμάθηκας οὖν, τοὺς τί ποιοῦντας τὸ ὄνομα τοῦτο ἀποκαλοῦσι. Der Artikel, mit der Frage verbunden, hat fast alle Ausleger geirrt, und selbst den grofsen Valkenaer zu einem Solöcismus verleitet. Hr. L. findet den Artikel nicht nur unerträglich, sondern weifs auch mit vieler Bestimmtheit anzugeben, aus welchem Glossem er sich eingeschlichen habe. Und doch ist der Artikel vollkommen richtig, und zwar nicht, wie gemeint worden, als Substitut für τίνας, sondern als Artikel: auch so wenig ungewöhnlich, dafs sich auf Einer Seite im Plato vier Beyspiele darbieten: *Gorg.* 451 A. πειρῶ εἰπεῖν, ἡ περὶ τι ἐν λόγοις τὸ κῦρος ἔχουσα ῥητορική ἐστιν; Ebendas. B. εἴ με ἐπανέροιτο, τῶν περὶ τί (ἐστιν ἡ ἀριθμητικὴ τέχνη;) und ferner nach 3 Codd. εἰ ἐπανέροιτο, ἡ περὶ τί; D. λέγε δή, τῶν περὶ τί; Eben so 454 A. τῆς περὶ τί πειθοῦς ἡ ῥητορικὴ ἐστι τέχνη; und *Alcibiad.* 1. 124 E. οἱ τί ἀγαθοί; Einen ähnlichen Gebrauch des Artikels hat Hermann (*ad Vigen. annotat.* 25) erläutert, und *dieser* wird sehr klar, wenn man die Phrase also wendet: τί ποιοῦσιν οἱ ἀποκαλούμενοι, wo der Artikel offenbar nicht fehlen darf.

Noch minder pflegen dem Herausgeber Conjecturen zu gelingen. Unnütz zum wenigsten ist 1, 2, 42 οὗτοι νόμοι εἰσίν, οὓς τὸ πλῆθος — ἔγραψε, φράζοντας ἃ δεῖ ποιεῖν statt φράζον. 1, 3, 3 πολλάκις γὰρ ἂν αὐτοῖς τὰ παρὰ τῶν πονηρῶν μᾶλλον ἢ τὰ παρὰ τῶν χρηστῶν εἶναι κεχαρισμένα soll eben so wohl bedeuten können, *denn so würden ihnen die Opfer der Bösen oft angenehmer seyn, als der Guten,* als auch: *denn oft wären ihnen die Opfer der Bösen angenehmer, als der Guten.* (Lateinisch würde sich der Unterschied deutlicher haben ausdrücken lassen.) Um nun diese Zweydeutigkeit zu heben, solle man entweder jenes *so* auch im Griechischen hinzusetzen (was nichts ändern konnte), oder statt εἶναι lesen εἶεν (wodurch die oblique Rede ganz zur unrechten Zeit direct werden würde) was wegen vorangehenden ἂν sehr zulässig scheine. Aber eben dieses ἂν hebt alle Zweydeutigkeit, und das Übel, das geheilt werden soll, existirt nicht ausserhalb der Einbildung des vermeinten Arztes. Desgleichen 2, 1, 21 τεθραμμένην μὲν εἰς πολυσαρκίαν τε καὶ ἁπαλότητα, κεκαλλωπισμένην δὲ τὸ μὲν χρῶμα, ὥστε λευκοτέραν — τοῦ ὄντος φαίνεσθαι, τὸ δὲ σχῆμα, ὥστε δοκεῖν ὀρθοτέραν τῆς φύσεως εἶναι. Nach σχῆμα vermifst Hr. L. ein Participium, das so zu σχῆμα passe, wie κεκαλλωπισμένην zu χρῶμα, und schlägt als ein solches ὀρθουμένην vor. Dafs dieses nicht passe, leuchtet ein: aber auch ein passenderes würde unvermeidlich die Concinnität stören, die Xenophon hier mit so sichtbarer Absichtlichkeit dem sprachkünstelnden Sophisten nachgebildet. Wie τεθραμμένην ein zweyfaches unter sich begreift, εἰς πολυσαρκίαν τε καὶ ἁπαλότητα, so auch κεκαλλωπισμένην, genau entsprechend, nicht nur τὸ μὲν χρῶμα, sondern auch τὸ δὲ σχῆμα, und nur darin, dafs es auf beides gleichmäfsig bezogen wird, ist die Voranstellung gegründet. Weiske freylich hat übersetzt. *ihre Farbe verschönert, ihre Stellung gezwungen:* aber soll das Xenophon verantworten? Gleich wenig Einsicht in Concinnität verräth die Vermuthung, 3, 6, 2 (Γλαύκωνα, ὄντων ἄλλων φίλων, οὐδεὶς ἠδύνατο παῦσαι —Σωκράτης δὲ μόνος ἔπαυσεν) sey nach ὄντων ein μὲν einzuschieben. Statt ὄντων müfste es ja dann τῶν heifsen, τῶν μὲν ἄλλων φίλων οὐδεὶς — Σωκράτης δέ — oder dem ὄντων μὲν müfste ein anderes Participium gegenüber treten. Was Hr. L. gegen sich selbst anführt, würde nicht viel beweisen: denn dafs μὲν weggelassen werde, dazu ist das Beyspiel schlecht gewählt, und dafs δὲ weggelassen werde, folgt unmöglich daraus, dafs an dessen Stelle ἀλλὰ und αὐτὰρ gesetzt wird.

Mehr Lob verdient manche Erklärung. So scheint uns 2, 1, 26 sehr richtig bemerkt, dafs das vielfach besprochene ὑποκοριζόμενοι (οἱ δὲ μισοῦντες ὑποκοριζόμενοι ὀνομάζουσί με κακίαν) ironisch zu verstehen sey. Für richtig halten wir auch die Entwickelung der Bedeutung von διατίθεσθαι 1. 6, 13; aber die Construction derselben Stelle (παρ' ἡμῖν νομίζεται τὴν ὥραν καὶ τὴν σοφίαν ὁμοίως μὲν καλόν, ὁμοίως δὲ αἰσχρὸν διατίθεσθαι εἶναι) ist falsch also gefafst: παρ' ἡμῖν νομίζεται, εἶναι (*licere*) διατίθεσθαι — ὁμοίως μὲν καλόν, ὁμοίως δὲ αἰσχρόν, wobey καλὸν und αἰσχρὸν Adverbia seyen, gesetzt, um nicht kakophonisch ὁμοίως καλῶς und ὁμοίως αἰσχρῶς sagen zu dürfen. Wie leicht wäre die Kakophonie anders zu vermeiden gewesen! Falsch ist auch der Zusammenhang gefafst 2, 6, 10. Zwey Mittel gebe es, lehrt Sokrates, sich die Liebe

eines anderen zu erwerben: ἐπῳδαί, daſs man ihm Angenehmes erweiſe, wie die Sirenen dem Odyſſeus, und Perikles den Athenern, und φίλτρα, daſs man ihm Gutes erweiſe, wie denſelben Athenern Themiſtokles. Um aber Gutes erweiſen zu können, müſſe man ſelber gut ſeyn, zu Rede und That. (Δοκεῖς μοι λέγειν, ὡς, εἰ μέλλοιμεν ἀγαθόν τινα κτήσεσθαι φίλον, αὐτοὺς ἡμᾶς ἀγαθοὺς δεῖ γενέσθαι λέγειν τε καὶ πράττειν). Hr. L. ſtatuirt der Mittel — im Widerſpruch mit ſeiner Vorrede, wo er nur zwey aufführt, Wohlthat und Vergnügen — drey, Lob, Wohlthat und eigene Sittlichkeit (durch welches letztere ohne Zweifel jene *ſic dicta honeſtior amicitia, omne commodum reſpuens*, bewirkt werden würde, von der er in derſelbigen Vorrede, gegen *Weiske* polemiſirend, umſtändlich darthut, *illam nec noviſſe Socratem nec agnoſcere potuiſſe*). Damit er nun dieſe drey ſämtlich in den angeführten Worten nachweiſen könne, muſs er hinter λέγειν τε ein längſt verworfenes καλὰ zurückholen, und, mit Hintanſetzung aller Conſtruction, alſo überſetzen: *deine Meinung ſcheint zu ſeyn, daſs, wenn wir uns einen braven Freund verſchaffen wollen, wir ſelbſt gut ſeyn und Gutes (von ihm) reden und (ihm) thun müſſen.* Dieſen mühſamen Fund hält er dennoch nicht feſt: denn am Ende giebt er zu, das ganze λέγειν τε καὶ πράττειν (mit Einſchluſs hoffentlich des καλὰ) könne *bequem* weggelaſſen werden, und merkt nicht, daſs ihm damit von ſeinen drey Freundſchaftsquellen zwey unter den Händen verſiegen, und die allein fortflieſset, die er für unſokratiſch erklärt. — Eben ſo ſchief I, 2, 31 ἐμίσει τὸν Σωκράτην ὁ Κριτίας — ὥστε — ἔγραψε, λόγων τέχνην μὴ διδάσκειν, ἐπηρεάζων αὐτῷ — οὔτε γὰρ ἔγωγε αὐτὸς τοῦτο πώποτε Σωκράτους ἤκουσα, οὔτ᾽ ἄλλου φάσκοντος ἀκηκοέναι ᾐσθόμην. Ἐδήλωσε δέ. ἐπεὶ γὰρ —, καλέσαντες ὅ τε Κριτίας καὶ ὁ Χαρικλῆς τὸν Σωκράτη, τόν τε νόμον ἐδεικνύτην αὐτῷ. — Zu ἐδήλωσε haben die Herausgeber bisher, nach einem bekannten ſchon aus *Schneiders* Note zu lernenden Sprachgebrauch, τὸ πρᾶγμα als Subject ſupplirt. Hr. L. aber ſieht nicht, warum nicht ὁ Κριτίας verſtanden werden könne, und wie Alles nicht *alſo* wohl zuſammen hange: *legem illam in Socratem a Critia fuiſſe directam, equidem neque a Socrate ipſo audivi, neque ab alio quoquam audire memini, ſed Critias ipſe patefecit.* Jeder Andere wird leicht ſehen, daſs unter jenem τοῦτο nichts anderes verſtanden werden dürfte, als τὸ κοινῇ τοῖς φιλοσόφοις ἐπιτιμώμενον, τὸ λόγων τέχνην διδάσκειν; daſs, um den *Langiſchen* Sinn zu geben, die Worte οὔτε u. ſ. w. ganz anders geſtellt ſeyn müſsten; daſs ὁ Κριτίας von dem ἐδήλωσε δέ viel zu entfernt und durch Zwiſchenſubjecte unvereinbar abgetrennt ſtehe; daſs es endlich nicht gar verſtändig ſey, über die Abſicht des Geſetzgebers von einem anderen Aufſchluſs zu erwarten, als von dem Geſetzgeber: daſs alſo ἐδήλωσε δὲ durchaus nichts anderes iſt, als, womit §. 38 die Erzählung des Vorfalls abgeſchloſſen wird, ἔνθα δὲ καὶ δῆλον ἐγένετο, ὅτι ὠργίζοντο τῷ Σωκράτει. Am ſchiefſten aber 3, 8, 1 βουλόμενος τοὺς συνόντας ὠφελεῖν ὁ Σωκράτης, ἀπεκρίνατο, οὐχ ὥσπερ οἱ φυλαττόμενοι, μή πῃ ὁ λόγος ἐπαλλαχθῇ, ἀλλ᾽ ὡς ἂν πεπεισμένοι μάλιστα πράττοιεν τὰ δέοντα (natürlich οἱ συνόντες.) Den Sinn dieſer Worte hat *Schütz* bereits gezeigt: nicht ſchulgerecht diſputiren wollte Sokrates, ſondern ſeine Zuhörer überzeugen, und durch dieſe Überzeugung auf ihr Handeln wirken. Ein ganz anderer wird hier entwickelt: *und antwortete ſo, nicht als ob diejenigen es recht machten, die ängſtlich wären, ihre Worte möchten verdreht werden, ſondern die, welche mit Zuverſicht antworten.* Die Nichtigkeit des Gedankens offenbart ſich in der Verſchrobenheit des Ausdrucks: hätte ein Grieche ſo Seltſames denken können, ſo hätte er ſagen müſſen, ὡς οὐ τῶν φυλαττομένων, — ἀλλὰ τῶν πεπεισμένων πραττόντων τὰ δέοντα. So lange aber die Worte ſtehen, wie ſie ſtehen, iſt unmöglich, daſs ὥσπερ mit dem Participium ſo viel ſey als ὡς ἂν mit dem Verbum finitum, — ſo ſehr auch auſser Zweifel und keines Citates bedürftig iſt, daſs ὥσπερ und ὡς ungefähr daſſelbe bezeichnen, — und daſs der Artikel zu dem einen Participium geſetzt, zu dem anderen nicht geſetzt, die Bedeutung nicht ändere.

Zum Schluſs eine Note, die gleichviel exegetiſche als elenktiſche Fertigkeit beurkundet. 4, 4, 18 hat *Schneider* für τὸ αὐτὸ ἐπιδείκνυμι νόμιμόν τε καὶ δίκαιον εἶναι corrigirt ἀποδείκνυμαι, und dieſe Correction in einer gelehrten Anmerkung gerechtfertiget. Hr. L. widerlegt ihn. Und wie? Er belehrt den Mann, den er in der Vorrede, nicht eben ſchicklich nachſprechend, den Salmaſius unſerer Zeit nennt, — daſs ἐπιδείκνυμι nach Begriff und Buchſtaben Eines ſey mit unſerem *be-deiken* (*be* nur eine Umdrehung von ἐπ᾽, wie *rapere* von ἁρπάζω); *bedeiken* aber ſey *bezeichnen*, *bezeichnen* aber *nennen*, und mit *nennen* könne man hier ἐπιδείκνυμι überſetzen. Ferner ſey ἐπιδείκνυμι der Bedeutung nach daſſelbe mit ἀποδείκνυμι, nur mit dem Unterſchiede, daſs ἀποδεικνύναι eigentlich unſer *abzeichnen*, ἐπιδεικνύναι aber unſer *bezeichnen* ſey; daher man an jeder Stelle ſehen müſſe — was die Mehrzahl der Codd. rathe. Was den Unterſchied zwiſchen der activen und paſſiven Form anlange, ſo ſey der oft höchſt gering, wie ja φέρω von φέρομαι *nur* darin verſchieden ſey, daſs jenes bedeute, *ich trage davon*, dieſes *ich trage mir davon*, und wie τιθέναι νόμους ſich eben ſo gut durch *Geſetze geben*, überſetzen laſſe, als τίθεσθαι νόμους. Alſo — ſcheine *Schneider* zu irren. Δμ.

HALLE, im Waiſenhauſe: 1) *Homeri Odyſſea.* Editio nova in uſum ſcholarum librorum ſummariis aucta. Accedit *Batrachomyomachia.* 1805. 387 S. 8.
2) *Homeri Ilias.* Accedunt *Hymni Homeridarum et Epigrammata.* 1806. 564 S. 8.

Nachdem Hr. G. R. *Wolf* ſeine Recenſion des Homerus einem anderen Verleger übertragen, hielt es die Buchhandlung des Waiſenhauſes, wie ſie in der Vorrede berichtet, für unbillig, die zweyte Auflage ſeiner Odyſſee für ihre Schulen unverändert abzudrucken. Sie fügte daher Inhalts-Anzeigen hinzu, lieſs auch an

wenigen Stellen vorzügliche, auf sicherer Autorität ruhende Lesarten in den Text rücken. An wenigen Stellen allerdings, und selten nach wahrem Bedürfnifs. Im dritten Buche z. B. findet sich οὕτω γ' ἐθέλοι statt οὕτως ἐθέλοι: eine Lesart, deren Nutzen oder Nothwendigkeit dem Rec. um so weniger einleuchtet, da es die einzige ist in dem ganzen Buche. Eher stand zu erwarten, dafs solche Lesarten geändert würden, die sich dem, der einmal aufs Ändern ausgeht, bey nur einiger Aufmerksamkeit für Grammatik und homerischen Gebrauch, auf den ersten Blick als unrichtig verrathen müfsten, wie V. 2 ἀνόρουσε - ἵνα φαείνῃ statt φαείνοι oder vielmehr φανείη, V. 108, ἐνθάδε statt ἔνθα δέ, 129 γένηται statt γένοιτο, 231 σαῶσαι statt σαώσαι, 364 νεώτεροι ἄνδρες ἕπονται, πάντες ὁμηλικίῃ μεγαθύμου Τηλεμάχοιο statt ὁμηλικίη, wie schon 49 νεώτερός ἐστιν, ὁμηλικίῃ δ' ἐμοὶ αὐτῷ. Aber nicht nur diese sind aus jener zweyten Auflage des gemeinen Clarkischen Textes herüber genommen, sondern auch offenbare Druckfehler, wie V. 45 ἣ θέμις ἐστιν statt ἐστίν, 203 καὶ οἱ Ἀχαιοὶ οἴσουσι κλέος εὐρύ statt καί οἱ, 211 ταῦτα μ' statt ταῦτά μ', (eben so 16, 275 σοὶ δε φίλον κῆρ τετλάτο ἐν στήθεσσι statt τετλάτω. 16, 272 μηδ' ἡμᾶς ὑπεκφύγοι statt ἧμας. 22, 30 — was nun schon drey Editionen durchwandert — τῷ τ' ἐνθάδε γῦπες ἔδονται statt σ' ἐνθάδε, mit einer Zuthat von neuen, wie 3, 52 χεῖρε statt χαῖρε, 143 ἑήνδανε statt ἑήνδανε, 249 ὄλεθρου statt ὄλεθρον. Hin und wieder ist auch in der Cäsur oder am Schlufs der Verse ein ν ἐφελκυστικὸν gestrichen, aber mit so geringer Gleichmäfsigkeit, dafs fast gegen jede Stelle, die ihr ν verloren hat, eine andere, oft dicht daneben, auftritt, die es behalten. So V. 426 κέρασσι περιχεύῃ gegen 437 κέρασιν περιχεύεν, und V. 59, 86, 110, 384, 392, 409 gegen V. 158, 169, 454, 464, 484, 494. Mit derselben Inconsequenz ist V. 73 ὑπὲρ ἅλα geschrieben, sonst aber, wo derselbe Vers wiederkehrt, wie 9, 254, ὑπεὶρ ἅλα; mit derselben V. 242 Κῆρα, 410 κηρί; 13, 87 πετεηνῶν, 16, 218 πετεινά; und bald ἵζε und ἷζε, bald ἵζε und ἷζε; bald μογοστόκος, bald τελεσφόρος; bald ἀμπεδίον, bald ἂμ πύργους u. d. gl.

Die Summarien oder Argumente scheinen weder von Seiten der Latinität, noch von Seiten der Darstellung grofses Verdienst zu haben. Neben der Neigung zu widrigem Detail entblöfst sich darin eine gewisse Armuth an Worten und Wendungen, die, was sie einmal ergriffen hat, nicht losläfst, ehe sie es völlig aufgebraucht. Daher heifst es im dritten, *optare se quidem, — vix tamen id sperare fatetur*, und im vierten *Helena simillimum hunc (Telemachum) esse Telemachi filio profitetur*, und im fünften: *se tamen Ulyssem haud moraturam profitetur*, und im achten: *se decertaturam profitetur*, und in demselben, *juventutem suam cantu contendere fatetur*; im vierten *Telemacho lacrymae erumpunt*, und im achten *Ulyssi lacrymae erumpunt*, (eine Phrasis, die nicht gerade vorzüglicher Güte wegen der Wiederholung werth war); im dritten *fletur movetur*, und im achten *ad fletum movetur*. Der *rex Phaeaciorum* im sechsten ist bisher wohl unbekannt gewesen. Wunderlich klingt es, wenn eben da Odysseus die Nausikaa bittet, *ut sibi vestimenta quaedam donet*; und wenn er im dreyzehnten *formam senis cujusdam* annimmt; ungenau, wenn er im neunten erzählt: *rerum discrimina, in quae a Troja redux inciderit*, wenn er *tempestate apud Maleam ad Lotophagos appellitur*; wenn im zehnten die Insel des Aeolus *Aeolica terra* genannt wird u. s. w. Die Argumente zur *Ilias* sind fast nur Variationen über das *Wolf*ische Thema.

Von der *Ilias* selbst hat Rec. das achtzehnte Buch verglichen (der kleine und stumpfe Druck, 34 Verse auf Eine graue Seite zusammengeprefst, macht diese Arbeit sehr beschwerlich,) bis auf eine oder zwey geneuerte Lesarten, alles übrige treulich abgedruckt gefunden, aus der — mit Unrecht für höchst correct gehaltenen — Ausgabe von 1794, die Druckfehler nicht ausgenommen. (V. 166 Ἴρις für Ἶρις, 271 γύπες für γῦπες, 436 δῶκε für δῶκε, 560 λεῦκ' ἄλφιτα für λεύκ'; dazu noch ein eigner V. 50 οἱ δ' ἅμα πᾶσαι).

In den Hymnen ist die Hermannische Recension befolgt worden, nur dafs, vermuthlich der Eingangs erwähnten Billigkeit zu Liebe, hier und da in Kleinigkeiten *veteris vestigia ruris* übrig gelassen, und, um Raum zu ersparen, bald eine Reihe von Sternen gelöscht, bald zwey auf eine reducirt sind. Hymn. in Apollin. 81, 211. Ob in eben dem Hymnus V, 152 οἳ τότ' ἐπαντιάσει', ὅτ' Ἰάονες — ein Druckfehler sey, oder eine gelehrte Verschmelzung der Vulgata οἳ τότ' ἐπαντία σεῖό τ' Ἰάονες mit der Ilgen-Hermannischen Emendation ὃς τότ' ἐπαντιάσει', ὅτ' Ἰάονες — bleibe dahin gestellt: augenscheinlich ist der — dreyfache Fehler V. 217 λέκτον τ' Ἡμικθίηντε παρέστιχες ἢ Ἐνιῆνας statt Λέκτον τ' Ἠμαθίην τε παρέστιχες ἠδ' Ἐνιῆνας, und V. 317 τέκεν statt τέκον, 227 κέλευθον statt κέλευθοι.

Δμ.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Amberg*, b. Uhlmann: *Briefsteller, oder: Sammlung von Briefen oder anderen schriftlichen Aufsätzen, nebst einem leicht fafslichen Unterricht im Rechtschreiben, und einer kurzen Anleitung zur Abfassung der Briefe, Suppliken, Contracte u. s. w. mit Schultabell-Formularen. Zunächst für Pfalzbaiern und zum allgemeinen Gebrauche von Franz Xaver Müller.* 1806. 312 S. 8. (1 Thlr.) Angehängt ist: *Das Neueste in Rücksicht auf die Literatur und die Form der Suppliken u. s. w. für das Königreich Baiern. Ein Nachtrag zum Briefsteller* von *F. X. Müller.* 1806. 7 S. 8. Aufser dem, was der Titel verspricht, findet man hier noch Regeln zum Schönschreiben, Tinten-Recepte, Etwas von der Kunst, geheime Briefe zu schreiben u. f., mit einem Worte alles, was man nur irgend von einem Briefsteller erwarten kann. Zu dieser Vollständigkeit gesellt sich Kürze und Zweckmäfsigkeit der Auswahl, nur fehlt es bisweilen an der nöthigen Bestimmtheit im Ausdruck. Dafs der Vf. über die Abfassung der Briefe nur im Allgemeinen und wenig geschrieben, weil alle Regeln die natürliche Anlage und die Lust zum Lesen nicht ersetzen können, zeigt von seinen praktischen Kenntnissen in diesem Fache des jugendlichen Unterrichts. Was in besonderem Bezug auf Baiern gesagt ist, hebt die allgemeine Brauchbarkeit des Buches nicht auf.

—mm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 MÄRZ, 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

POSEN u. LEIPZIG b. Kühn: *Des Publius Terentius Afer Eunuch und Phormio*, metrisch übersetzt und mit Einleitungen und kurzen Anmerkungen versehn von *G. G. Köpke*, Dr. d. Philos. und Prof. am berlinischen Gymnasium. 1805. LXX. u. 246 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ungern sah Rec. die Erwartung getäuscht, mit welcher er dieses Buch in die Hände nahm. Hr. *K.* bleibt hinter dem Ideale, welches ein Übersetzer des Terenz vor Augen haben sollte, weit zurück. Wir wollen unser Urtheil hinlänglich zu bestätigen suchen, zuvor aber unsere Leser mit dem Inhalte der auf dem Titel angezeigten Einleitungen bekannt machen. In der ersten sucht der Vf. die Gründe zu entwickeln, warum die Lustspiele der Alten auch bey uns noch ein so grosses Interesse erregen. Es kann nicht auffallen, sagt er, wenn die Griechen selbst sich an ihren Lustspielen sehr ergötzten; aber wie läfst sich bey uns das hohe Interesse derselben rechtfertigen, da wir dabey in eine ganz fremde Welt versetzt werden? Auch bey den Römern waren *fabulae palliatae* beliebt, wiewohl dieses Volk für Schauspiele nicht so viel Sinn hatte als die Griechen, so dafs Seiltänzer und Klopffechter dem armen Terenz einst den ganzen Handel verdarben. Wir stimmen dem Verfasser vollkommen bey, wenn er S. IX sagt: „Der Werth jener Kunstwerke ist gewifs in nichts Anderem zu suchen, als in der planmäfsigen Durchführung der Charaktere, in der Bestimmtheit und vollendeten Zeichnung derselben, in der schönen und mit Weisheit berechneten Ökonomie des Ganzen, in dem festen Eingreifen der einzelnen Auftritte und Acte, und endlich in der richtigen und feinen Zeichnung ihrer Sittengemälde, welche diese Stücke zugleich zu einem reichen Schatze von Lebensweisheit und Klugheitsregeln machten, deren Sentenzen überall im Leben wegen ihrer leichten Anwendbarkeit dem Gedächtnisse sich einprägen." In der 2ten Einleitung zum *Eunuch* redet Hr. *Köpke* sehr weitläuftig von zwey in diesem Stücke vorkommenden Charakteren, nämlich: von dem *miles gloriosus* und dem Parasit. Diese Abhandlung ist sehr lesbar. Wir wollen sie hier nicht zergliedern; nur einen fast unverzeihlichen Fehler können wir nicht ungerügt hingehen lassen: S. XXXVIII bemerkt Hr. *K.*, der *miles gloriosus* schiene mit einem langen Schwert stolzirt zu haben; (diefs versteht sich unserer Meinung nach von selbst, denn wo ein Soldat ist, da mufs ein Schwert seyn.) Zum Beweise führt er an Plautus im Prolog des *miles gloriosus* 45:

Nam ego hanc machaeram mihi consolari volo,

und übersetzt ihn so:

„Denn dieser Säbel soll mir Trost gewähren."

Wie kam doch der Übersetzer zu einem so sonderbaren Mifsgriff? — Die Einleitung zum *Phormio* enthält Untersuchungen über den Apollodorus, den Terenz bey diesem Stücke vor sich hatte. Was Hr. *K.* hier aufstellt, ist indessen blofs das längst bekannte, und die ganze Untersuchung mufste natürlich auf das Resultat ausgehen: wir wissen nicht, welcher Apollodorus gemeint sey. Weiterhin nimmt der Vf. in dieser Einleitung die alte Leseart im Prolog 425 *epidicazomenon* gegen Donat und Bentley in Schutz, die beyde *epidicazomenen* lesen wollten. Jener glaubte, Terenz habe sich geirrt, und den Titel seines Originals nicht recht angesehen, Bentley hingegen vermuthete einen Fehler der Abschreiber: aber ἐπιδικαζόμενος wird, wie Hr. *K.* richtig bemerkt, von dem gebraucht, der Etwas zugesprochen erhält, folglich ist gegen die Vulgata nichts einzuwenden. Dieser richtigen Bemerkung ohngeachtet, hat Hr. *Köpke* in der Übersetzung die von Donat und Bentley angenommene Lesart beybehalten, und übersetzt „*die zugesprochene Braut*," weil, wie er sagt, diese Lesart bey modernen Lesern sich gewifs das Lob einer leichtern Fafslichkeit aneignen werde.

Wir kommen zur Übersetzung selbst. Der Übers. sagt, er habe sich bemüht, Treue und Gefälligkeit der Sprache, so viel als möglich zu vereinigen; sie sey metrisch, weil nur dadurch etwas von der fröhlichen Anmuth des Originals habe gerettet werden können. Die von ihm gemachte Versart ist der fünffüfsige Jambe mit männlichen und weiblichen Ausgängen. Den Jamben, heifst es Einleit. Kap. XXXIX, vertritt zuweilen, besonders im Anfange des Verses, ein Anapäst, auch ein Spondeus, wenn der Accent die der ersteren an innerer Quantität sonst gleiche zweyte Sylbe vor jener hebt, und das Ohr schon dadurch geneigt macht, ihn für einen Jambus gelten zu lassen. Gegen die Einmischung dieser Füfse würde nichts einzuwenden seyn, wenn nur Hr. *K.* den übrigen Foderungen Genüge geleistet hätte. Er fodert zwar Vorrede p. V den Leser auf, wenn er bey einigen kleineren metrischen Freyheiten anstofsen sollte, die Verse nicht mit den Fingern, sondern mit den Ohren zu messen; aber diefs wird bey vielen Versen nicht zum Besten von Statten gehen. Was zunächst die Versart betrifft, die der Übersetzer gewählt hat, so können wir sie künftigen

Ueberfetzern des Terenz nicht zur Nachahmung empfehlen. Soll hier etwas Vorzügliches geleiftet werden, fo mufs der Ueberfetzer die Original-Sylbenmaſse des Komikers in unferer Sprache wiedergeben. Mit vieler Kunft läfst Terenz die verfchiedenen Versarten mit einander abwechfeln, die nothwendig verlohren gehen mufs, fobald einerley Versart durch das ganze Stück beybehalten wird. Auffallend ift es, dafs auch Quintilian glaubte, die Komödien des Terenz würden weit angenehmer feyn, wenn der Dichter blofs den Senarius gebraucht hätte. Doch diefen hat fchon Bentley zurecht gewiefen im Schediasma pag. VIII. Wir würden indefs zufrieden feyn, wenn nur die fünffüfsigen Jamben des Ueberfetzers gut gerathen wären. Rec. hat aber fehr oft wünfchen müffen, dafs Hr. K., was er in der Vorrede verwirft, die Verfe mit den Fingern gemeffen hätte; denn unmöglich konnte es ihm dann entgehen, dafs viele Verfe weniger, andere mehr als fünf Füfse haben. Solche Unregelmäfsigkeiten in diefer Versart können fo wenig ergötzen, als fiebenfüfsige Hexameter. Wir wollen zuerft einige fechsfüfsige zum Beften geben. Eunuch 1, 2, 35.

Der Kaufmann fügte diefs hinzu, aus Sunium

Vers 121:

Kein Menfch mir theurer ift, als diefer Phädria.

Vers 4, 4, 31:

Phaedria. Mit wem?
Davus. Mit Parmeno.
Phaedria. Haft du ihn früher fchon etc.

Phormio 1, 2, 53:

Der andre, führ' uns hin. Wir gehen, kommen fchon,

und 2, 2:

Den Vater diefes, deinen Oheim, eben fah.

Bisweilen ift Verfen diefer Art noch ein halber Fufs zugegeben. Z. B. Eunuch 1, 2, 89:

Ich fand ihn dir; für beyde zahlt ich dreyfsig Minen.

Phormio 1, 2, 36:

Sie zu begleiten, in die Schule fie zu führen.

Anderen ift entzogen, was jene zu viel erhielten, wie Eunuch 2, 3, 33:

Nie gab es, glaub' ich, einen Menfchen.

Bald nachher folgt auf einen Trimeter ein Monometer:

Chaerea. Kennft du
Des Vaters Freund und Vetter Archidemides?
Parmeno. Wie follt ich nicht?

Dergleichen kurze Verfe find nicht blofs am Ende einer Scene, wo Hr. K., der nicht das Original-Sylbenmafs beybehielt, und nicht Vers vor Vers überfetzte, vielleicht nicht anders konnte, fondern überall zu haben. Eunuch 2, 3 bey Hn. K. 217:

Ich weifs es, was ich fage,

und 280:

Nur nach Verdienft gefchehen.

Auch fogar im Anfange, wo man doch billig erwarten kann, dafs der Ueberfetzer alle Aufmerkfamkeit anwendet, findet fich eine folche Unregelmäfsigkeit. So hat fich z. B. Hr. K. beym erften Verfe des Phormio um eine Sylbe verzählt. Er überfetzt:

Mein alter Freund und Landsmann Geta.

Diefe Beyfpiele von unrichtiger Meffung der Verfe können fchon kein gutes Vorurtheil für die Ueberfetzung erwecken; aber es findet fich noch viel mehr, was Keiner, der nur einiges Gefühl für Rhythmus hat, billigen kann. Die römifchen Komiker haben fich bey ihren Verfen grofse Freyheiten erlaubt, indem fie Spondeen, Daktylen und Anapäften an folchen Stellen einmifchten, wo der Grieche fie verwarf, allein das Ende der Verfe, befonders der kürzeren, hielten fie rein. In den akatalektifchen Jamben, fowohl in den Trimetris, als in den Tetrametris, ift der letzte Fufs durchaus ein Jambe, oder weil die letzte Sylbe *anceps* ift, ein Pyrrhichius. Ein fo richtiges Gefühl, als den Terenz und Plautus hiebey leitete, erwarteten wir auch von Hn. K. Diefer aber hat in feinen Jamben den Anapäft auch in die letzte Sylbe gebracht, wo er einen fehr widrigen Effect macht. Z. B. Eunuch 1, 1, 31:

Die Arme! kaum entprefst, vernichten; fie wird

ibid. 2, 1, 3:

Parmeno. Es wird gefchehn.
Phaedria. Und auch bey Zeiten.
Parmeno. Es wird etc.

ibid. 4, 3, 54:

Als ich abwefend war. Ich rede fie an.

Ibid. 5, 1, 20:

Was follt' ich thun? Wie du befohlen, fo ward.

Fehler gegen die Profodie hat Rec. nicht felten bemerkt. Eunuch 3, 2, 44 und 45 überfetzt Hr. K.:

Du bift der Affe deines Herrn. Ha, ha, ha!

Hier bildet das ha, ha, ha! einen Amphibrachys, aber diefs mufs durchaus entweder ein Anapäft oder ein Creticus feyn, und fo ift es immer bey den lateinifchen Komikern. Man vergl. Bentley ad Andr. 1, 1, 98 und Phormio 2, 3, 30. Eben fo widrig ift Eunuch 3, 4, 8 das eine *er* in *arfi*, das andere in *thefi*:

Der Thais? Ift er es, ift ér es nicht?

Eunuch 3, 1:

Mehr ihren Argwohn lieber!
Warum das?

Hier follte fcandirt feyn *Warúm*, nicht wie es hier ift: *wárum*.

Ibid. 4, 1:

Mit nichten! Die Jungfrau áuf ein Gaftmahl? Der u. f. w.

Auf mufste hier nicht in *arfi* ftehen, und eben fo wenig *ibid.* 4, 3 *es*

Geh fort, wohin du *és* verdienft, von hinnen.

Pronomina müffen nicht in die Hebung des Verfes gebracht werden, aufser wenn der Accent auf ihnen ruht, diefs ift aber gefchehen Eunuch 4, 5:

Sagt *fié* dir nicht, dafs du ihr folgen möchteft?

und *ibid.*:

Mir zu.
Je nun, war *dír* das nicht genug?

und *ibid.*:

Ich hätt' es nicht gewufst, dafs *sie* diefs meinte.

Contractionen, wie: *beleidge*, *Indschen*, und Abkürzungen, wie: *für'ne*, *giebt'ne*, die vermieden werden müffen, haben wir fehr oft gefunden. — Zur Schönheit des Verfes wird erfodert, dafs die Abfchnitte der Redeperiode mit den Abfchnitten der rhythmifchen zufammentreffen; hierauf hat unfer Überfetzer aber faft gar nicht Rückficht genommen. Wer kann Verfe ertragen wie folgende?

Fragft du noch? der Sklave, den
Du uns gefchenkt, was hat er Unheils uns
Bereitet! Die Jungfrau, die der Thrafo zum
Gefchenk der Thais gab, hat er gefchändet.

ferner:

Doch Chremes, hüte dich, fie früher nicht,
Eh du fie hatteft, zu verlieren. Denn
Sie ifts, die jetzt der Thrafo mit Gewalt
Mir zu entreifsen kommt. — Du Pythias
Trag' aus dem Haufe fchnell das Käftchen mit
Den Documenten ihrer Abkunft fort.

Dergleichen fchlechte Verfe finden fich überall. Was das richtige Auffaffen des Sinns und die Darftellung betrifft, fo wollen wir nur einiges bemerken. *Eunuch* 1, 2, 32 u. f. w.

patrium et figna cetera
Neque fcibat, neque per aetatem etiam potis erat.

ift fo überfetzt:

das Vaterland
Und alles andre wufst' fie felber nicht,
Und konnt' es auch, fo jung fie war, nicht wiffen.

Die Worte: *fo jung fie war*, fagen hier gerade das Gegentheil von dem, was *Terenz* will. *Eunuch* 3, 3, 7

Ait rem divinam fecisse et rem feriam
Velle agere mecum.
Sie fagt, fie habe einen fchönen Plan,
Und woll ein ernft Gefchäft mit mir vollenden.

Diefs braucht man nur fo hinzuftellen, und jeder wird das fehlerhafte leicht herausfinden. Der Noten, welche der Titel verfpricht find nur wenige, und fie enthalten bekannte Dinge. Die letzte Note zum Prolog des *Phormio* ift fchief: denn die Aufführung der *Hecyra* wurde dadurch unterbrochen, dafs das Volk hörte, es würden Gladiatorenfpiele gegeben werden

rumor erat
Datum iri gladiatores

fagt *Terenz* im Prolog. Hr. K. behauptet, nach Beendigung der Gladiatorenfpiele fey das Volk ins Theater gekommen, und dadurch wären die Schaufpieler unterbrochen.

H.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, in der v. Kleefeldfchen Buchh.: *Neueftes Staats- Zeitungs- Reife- Poft- und Handlungs-Lexicon*, oder geographifch - hiftorifch - ftatiftifches Handbuch von allen fünf Theilen der Erde, enthaltend eine genaue und vollftändige Befchreibung aller in den fünf Erdtheilen befindlichen Staaten, Herrfchaften, Völker, Gewäffer, Gebirge, Waldungen, Städte, Feftungen, Seehäfen, Handels- und Fabrik - Orte, Bäder, Gefundbrunnen, Flecken und überhaupt aller für Gefchäftsmänner, Reifende, Kaufleute und Zeitungslefer in hiftorifcher, politifcher und commercieller Hinficht bemerkungswerthen Ortfchaften, wobey ganz vorzügliche Rückficht auf deutfche Lefer und Deutfchland genommen, und davon alle Poftftationen und Dörfer, fo wie die vornehmften Höfe und Weiler angezeigt worden find. Nach den Friedensfchlüffen zu Lüneville und Amiens, und dem Hauptfchluffe der aufserordentlichen Reichsdeputation vom 25 Febr. 1803, aus den neueften Reifebefchreibungen, Topographien, Staatsfchriften und handfchriftlichen Nachrichten, auch auf eigenen Reifen gefammlet und verfafst von *P. A. Winkopp*, kurf. erzkanzlerifchem Hofkammerrathe. *Erfter Bd.* A—D. 1804, 1208 Spalten oder 77 Bogen. *Zweyter Bd.* E—I. 1805, 1116 Sp. oder 71 Bog. *Dritter Bd.* K—N. 1100 Sp. oder 69 Bog. 4. (13 Thlr.)

Der Plan diefes Wörterbuchs, felbft feinen weitläuftigen Titel nicht ausgefchloffen, den wir ftatt einer Inhaltsanzeige ganz herfetzen, ift den älteren bekannten Werken diefer Art, für deren Nützlichkeit im Allgemeinen Zeit und Nachfrage entfchieden haben, nachgebildet, nur mit dem Unterfchiede, dafs den geographifch - ftatiftifchen Artikeln im Verhältnifs zu den übrigen mehr Raum gegeben, diefe dagegen an Zahl und Ausführlichkeit befchränkt worden find. Dadurch ift das Ganze ein weniger buntes Allerley geworden, und kann fo zugleich auf den Titel eines Handbuches der Geographie und Statiftik Anfpruch machen. In der Ausführung der einzelnen hieher gehörigen Artikel, welche den wefentlichen Theil des Buchs ausmachen, verfpricht der Vf. eine kurze Befchreibung der Staaten, ihrer politifchen Eintheilung, vorzüglicher Merkwürdigkeiten, des Zuftandes der natürlichen Production, des Kunftfleifses, der Handlung, Gewerbe, Finanzen, wiffenfchaftlichen Anftalten, Volksmenge u. f. w. zu geben, und fo findet fichs auch. Für das deutfche Publicum, welches der Vf. im Auge hatte, war aber ein verfchiedener Mafsftab in der Behandlung der verfchiedenen, uns mehr oder weniger noch angehenden, Staaten nöthig. Am ausführlichften, man kann fagen vollftändig, ift, wie fchon der Titel bemerkt, Deutfchland behandelt, fo dafs man hier felten nach einem Namen, der nicht ganz unbedeutend ift, vergeblich fuchen wird. Faft eben fo find die mit Deutfchland in nächfter Beziehung ftehenden, zum öfterr. und preuff. Staate gehörigen Länder behandelt. Ihnen folgen Frankreich, die batavifche und helvetifche Republik, und diefen, mit ftufenweis abnehmender Ausführlichkeit, die übrigen europäifchen und endlich die aufsereuropäifchen Staaten. Der Zeitungslefer und Gefchäftsmann wird mit diefer Behandlung zufrieden feyn, die dem gewöhnlichen Bedürfnifs angemeffen ift. Diefs ift auch das Publicum, für welches der Vf. fein Werk berechnete; den Geographen und Statiftiker von Profeffion fchliefst er ausdrücklich davon aus. Warum das, fieht Rec. nicht recht ein. Zu fchnellen Nachweifungen, wenn auch nicht gerade zur unmittelbaren Belehrung, ift gerade dem Geographen und Statiftiker ein folches Handbuch mehr als jedem anderen wünfchenswerth,

und wie es ohne grofsen Aufwand auch für ihn hätte nützlich gemacht werden können, davon hernach. — Was die Ausführung betrifft, so gesteht Rec. dass er, veranlasst durch einige anderwärts über diefs Werk gefällten Urtheile, es mit Mistrauen zur Hand nahm. Er erwartete eine für das Bedürfnifs des Augenblicks flüchtig unternommene und eben so ausgeführte Unternehmung, bey der man auf eine forgfältige und vollständige Sammlung und Benutzung der Quellen, welche Mufse und Zeit und Liebe für den Gegenstand verlangt, nicht rechnen dürfe; desto mehr Vergnügen machte es ihm, von dem Allen das Gegentheil zu finden. Liebe zur Sache, Fleifs in der Behandlung und verständige Prüfung und Würdigung des Gegebenen sind im Ganzen unverkennbar, und der Vf. ist sich darin, so weit das Werk bis jetzt vorliegt, durchaus gleich geblieben. Damit ist keinesweges gesagt, dafs nicht hin und wieder ein Artikel unterlaufen sollte, der mit zu leichter, eilender Hand behandelt wäre, und der einen sich anderwärts widerlegenden Verdacht der Unbekanntschaft mit den Quellen erregen könnte, oder wo ein gewisses Misverhältnifs in der Behandlung einzelner Theile eines Gegenstandes (s. das Historische in dem Artikel *Avignon*) einträte, oder wo endlich der Vf. einen Augenblick den nüchternen Lexikographen vergäfse, und seine politische Ansicht einfliefsen liefse (*Mühlhausen*); allein das sind unbedeutende Flecken, die aufgesucht seyn wollen, und dem Ganzen keinen Abbruch thun. Rec. mag sich bey ihrer Aufzählung so wenig als bey einzelnen Irrungen aufhalten, die bey einer solchen Arbeit keines Menschen Fleifs und Mühe ganz vermeiden wird. Wichtiger wird für viele Leser die Frage seyn: Was ein solches Werk bey den jetzigen Zeitumständen nützt, und wieviel es durch sie verliert? Wer ein Zeitungs-Lexikon vom J. 1802 in die Hand nimmt, weifs vorher, dafs er die Sachen nicht überall so finden kann, wie sie heut liegen; aber das ist nicht nur heut, das ist morgen und stets mit jedem statistischen Werke der Fall, es sey von welcher Form und Einrichtung es wolle. Es stellt stets einen mehr oder weniger vergangenen Zustand der Dinge dar, und ist seinem Wesen nach historisch. Fast nie kann der Schriftsteller sagen *es ist so*, sondern es *war so*, das Datum seines Buchs, das Datum jeder Angabe ist dabey wesentlich. Ein Wörterbuch hat, wegen des verschiedenen Alters der Quellen, gar kein Datum, sondern jeder Artikel hat das seinige, und sogar dieser oft mehr als eins. Um so nothwendiger ist es, dafs die Darstellung in einem solchen Buche streng historisch sey. Vorliegendes Lexikon führt ausdrücklich den Titel eines historischen. Ihm zufolge hätten die jetzigen Veränderungen des Länderbesitzes auch dann noch aufgeführt werden müssen, wenn es zehn Jahre später erschienen wäre, keine Angabe der Art ist also überflüssig, und die veränderungsvolle Zeit kann nichts bewirken, als dafs die Supplemente, die zu jeder anderen Zeit auch nöthig werden würden, etwas stärker ausfallen. Aber es ist nothwendig, dafs diese streng historische Ansicht dem Vf. bey Abfassung jedes Artikels stets vor Augen schwebe, weil sonst häufig Umarbeitungen von Artikeln nöthig werden, wo im anderen Fall nur eine Ergänzung erfoderlich gewesen seyn würde. Rec. wünscht, dafs es dem Vf. gefallen möchte, diesen Gesichtspunct noch fester ins Auge zu fassen, als es hin und wieder geschehen ist. — Das Volumen des Buchs würde ohne Nachtheil für die Deutlichkeit und Bequemlichkeit, selbst des Nichtgelehrten, eine bedeutende Compression vertragen. Der Vf. meint zwar, dafs die Abbreviaturen der gewöhnlichsten Worte im Ganzen nichts Bedeutendes an Raum ersparen würden, allein darin kann man ihm nicht beystimmen. Der Anblick des Buches ergiebt, dafs die kleinen zweyzeiligen Artikel, das sind Dorfsnamen mit der Angabe des Landes, Kreises und Bezirks, aufs allerniedrigste angeschlagen, ein Drittheil jeder Spalte einnehmen. Durch die einfachsten, jedermann verständlichen, oder leicht zu merkenden Abkürzungen der Wörter Dorf, Kreis, District, Amt u. s. w. im gleichen der allbekannten Länder-Namen Österreich, Preussen u. d. m. liessen sich alle diese Artikel auf eine Zeile reduciren, und somit ⅙ des ganzen Volumens ersparen. Auf diesem Raume kann unstreitig etwas Interessanteres stehen. Wir thun folgenden Vorschlag. Ein Verzeichnifs der Quellen und eine Verweisung auf dieselben am gehörigen Orte würde, sowohl dem Geographen, als einem grofsen Theile der übrigen Leser, sehr erwünscht seyn. Das Verzeichnifs dürfte nur numerirt werden, und die Citation gehörigen Orts durch die Nummer des Registers geschehen. Die Seitenzahl der Quelle kann wegbleiben, bey Werken von mehreren Bänden wäre allenfalls der Band zu bemerken. Sollte Rec. ein Wörterbuch abfassen, so würde er Citaten dieser Art zu seiner eigenen Bequemlichkeit und Controle fast unentbehrlich finden. Die wenigen Bogen abgerechnet, welche das Verzeichnifs der Quellen einnähme, würde der Raum, den solche Citationen einnehmen, soviel als Nichts betragen, aber der Werth des Buchs würde ungemein erhöht werden. Wie angenehm mufs es Jedem seyn, der sich über einen Artikel ausführlicher belehren will, als das Lexikon seinem Zuschnitt nach ihn belehren kann, durch ein paar Ziffern die Nachweisung auf die Werke zu finden, wo er sich Raths erholen kann. Diese Nachweisungen würden ein Universalregister über eine Reihe der vorzüglichsten geographisch-statistischen Schriften abgeben, und daher für sich betrachtet schon ein schätzbares Werk bilden. Es ist gewifs der Mühe werth, diese Idee zu verfolgen, und auf irgend eine Art, in irgend einem Umfange bey einer künftigen Bearbeitung des Wörterbuchs zu benutzen. Druck und Papier sind correct und schön.

Gg.

NEUE AUFLAGEN.

Penig, b. Dienemann: *Gemälde von Konstantinopel*, von *Friedr. Murhard*. Neue verbesserte Auflage. 1805. 1r Th. 292 S. 2r Th. VIII u. 319 S. 8. (4 Rthlr.) S. Recens. der 1sten Auflage 1804. No. 258.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 MÄRZ, 1807.

NATURGESCHICHTE.

Frankfurt a. M., b. Herrmann: *Systematisch-tabellarische Übersicht und Charakteristik der Mineralkörper, in oryktognostischer und orologischer Hinsicht* aufgestellt, von *C. C. Leonhard*, *K. F. Merz* und *Dr. I. H. Kopp*. 1806. XVI und 83 Blatt und S. 83—125. gr. Fol. (5 Thlr.)

Bey der grossen Menge neuerer mineralogischer Lehr- und Handbücher könnte ein Werk wie das vorliegende entbehrlich scheinen; allein die nähere Prüfung lässt seinen wissenschaftlichen Werth erkennen. Es enthält eine gründliche Zusammenstellung aller bekannten inneren und äusseren Kennzeichen der einfachen Fossiliengattungen so wohl, als der Gebirgsarten; und zeichnet sich durch Vollständigkeit, Genauigkeit, kritische Prüfung und Richtigkeit der Angaben, so wie durch mehrere neue Bemerkungen, bey möglichster Kürze und (durch die tabellarische Form erleichterter) Übersicht sehr vortheilhaft aus.

Der *oryktognostische* Theil enthält (ziemlich nach dem System des Hn. Mohs) die Fossiliengattungen in Sippschaften, Ordnungen und Classen in einer auf ihren äusseren *Habitus* begründeten Zusammenstellung, die hier zu prüfen nicht der Ort ist; zumal die Vff. selbst diesen Theil ihrer Arbeit nicht als den wichtigsten betrachten. Wir haben zwar einige glückliche Abänderungen in der Stellung verschiedener Fossiliengattungen gegen die bisherigen Systeme bemerkt, dagegen aber auch wieder eine Menge neuer Gattungen, Arten, Abänderungen und Anhänge aufgestellt gefunden, deren Selbstständigkeit wohl noch nicht bestätigt genug ist, um ein Recht auf die ihnen angewiesenen Stellen zu behaupten. Von jedem Fossil werden in 7 Spalten *Farbe*, *Krystallform*, *übrige äussere Gestalten*, *Oberfläche und Glanz*, *Bruch*, *Bruch und abgesonderte Stücke*, so wie die *übrigen äusseren Kennzeichen* angegeben; diesen Theil hat besonders Hr. *Leonhard* bearbeitet: die äusseren Beschreibungen sind zwar meist nach Hn. Mohs, doch enthalten sie manche auf sorgfältige Prüfung gegründete Berichtigung oder Vervollständigung. — Die achte Spalte enthält die *Übergänge;* — die neunte die *specifische Schwere* (bey jeder Gattung nach den bekanntesten und sichersten Angaben; sehr häufig auch nach Hn. *Kopps* eigener Bestimmung).

In der zehnten Spalte giebt Hr. *Kopp* die *physischen Kennzeichen* und *das chemische Verhalten* ziemlich ausführlich an, und hat eine sehr interessante Übersicht dieser Verhältnisse mit schätzbaren neuen Bemerkungen geliefert; besonders fanden wir dergleichen neue und eigenthümliche Bemerkungen beym Siderit, fasrigen Prechnit, Natrolith, Andalusit, Thonstein, Schwimmstein, Bronzit, Schalentalk, Tremolith, Iglit, strahlichen Braunkalk, Strontianit u. s. f.

Die *Mischung*, meist nach den Analysen Klaproths, Kirwans, Chenevix und anderer, sowohl älterer als neuerer Chemiker, zeigt die 11te, so wie das *Erzeugniss und Vorkommen* die 12te Spalte an; letztere ist fast ganz nach Hn. *Mohs* Beschreibung des von der Nullschen Mineraliencabinets bearbeitet; selbst die wenigen Mängel, die man in letzterer auffindet, sind hier aufgenommen, die meisten Notizen sind aber hier wie dort bey aller Kürze richtig und präcis. Die Angabe der Geburtsörter ist in der Regel weggelassen, nur bey seltenen Abänderungen, oder wo es zu näherer Bestimmung der Analysen u. s. f. erfoderlich war, berührten sie die Verfasser.

Der *orologische Theil* ist ausschliesslich von Hn. *Merz* bearbeitet, und enthält eine sehr wohlgerathene Beschreibung sämtlicher Gebirgsarten, ziemlich nach Hn. Werners Anordnung. Sie giebt in gedrängter Kürze eine ziemlich vollständige, präcise und richtige Übersicht der geognostischen Verhältnisse jeder Gebirgsart nach ihrer *Structur im Kleinen* (im Betreff der *wesentlichen* und *ausserwesentlichen Gemengtheile*, nebst der Art ihrer *Verbindung*), und *im Grossen* (*Schichtung*, *Absonderung* und *Zerklüftung*), ferner nach ihrer *Lagerung* und *Verbreitung*, ingleichen nach ihrem *relativen Alter*, so wie ihren *Übergängen* und *Erzführung*. Nach den nämlichen Rubriken findet man auch bey jeder Hauptgebirgsart die *ihr untergeordneten* und *fremdartigen Lager* behandelt. Übrigens sieht man, dass die Vff. hierbey vorzüglich den Hn. Werner, v. Buch, Mohs, Reuss u. a. folgten. Die Kürze, Vollständigkeit und Genauigkeit dieses Abschnitts wird es rechtfertigen, wenn ihn Rec. für eine der brauchbarsten und zweckmässigsten Ueberslchten des jetzigen Zustandes der Gebirgsartenkunde hält, die ihm bisher bekannt worden ist.

Die *Anmerkungen und Zusätze* (180 an der Zahl), die sich hauptsächlich auf den oryktognostischen Theil beziehen, enthalten noch manche schätzbare und neue Bemerkungen oder Erläuterungen, theils zur Rechtfertigung der Anordnung oder Beschreibung im Texte, theils zum Nachtrag einzelner äusserer, chemischer oder physikalischer Kennzeichen, theils um auf verwandte locale oder noch wenig bekannte Fossilien, als Anhang, aufmerksam zu machen.

Ein ziemlich vollständiges *Register* beschliesst diess mit vielem Fleiss und Kritik bearbeitete Werk, zu welchem die Herausgeber auch für die Zukunft von Zeit zu Zeit, so wie es das Fortschreiten der Mineralogie verlangt, Supplement-Blätter zu liefern versprechen.

— n.

Erlangen, b. Walther: *Supplementband der europäischen Schmetterlinge*, 11tes Heft. Tom. I. Tab. CXVII. Cont. 72, bis Tab. CXXII. Cont. 77. Bogen A, B und C. (Mithin 6 Tafeln und 24 S. Text.) 1805. gr. 4to. (2 Rthlr.)

Hr. *Esper* liefert hier den Anfang eines zweyten Supplementbandes zu den Gattungen: *Falter*, *Schwärmer*, *Spinner* und *Eule*. Tab. CXVII kommen die beiden Geschlechter des Pap. *Pythius* und des Pap. *Tagis* vor. Die erstere der genannten Arten ward zuerst unter dem Namen *le petit Apollon* in den *Papillons d'Europe* beschrieben und abgebildet, aus diesem Werke hierauf von Herbst unter der Benennung Pap. *Apollinus* entlehnt, und neuerdings auch von Hübner als Pap. *Thia*, höchst wahrscheinlich auch aus dem französischen Werke, copirt. *E's* Figuren hingegen sind nach Abbildungen entworfen, die nach Originalen in der olivierschen Sammlung zu Paris gemalt wurden. Olivier fand seine Exemplare in Syrien; diejenigen, welche Gigot-d'Orcy besass, und zum Vorbilde der Abbildungen in den *Papillons d'Europe* dienten, wurden auf den *Isles d'Ourlac* am Eingange des smyrna'schen Meerbusens (?) gefangen. Ganz ausser Zweifel sind mithin dieses Falters Ansprüche auf das asiatische Bürgerrecht, nicht so, wie Rec. dünkt, diejenigen, welche man ihm auch auf das europäische einzuräumen sehr geneigt scheint, da sowohl die Behauptung in den *Papillons d'Europe*, dass er sich auch in Morea und Sicilien aufhalte, als auch das Anführen des Hn. E's, dass ausser der genannten Insel auch Sardinien ihn habe, keinesweges hinlänglich verbürgt sind. Wir werden daher zur Zeit noch diesen Falter aus genauen Verzeichnissen nur europäischer Arten weglassen müssen, bis dass diejenigen, die ihn in Europa wirklich fanden, sich genannt haben werden. — Pap. *Tagis* ist eine von den neuen Entdeckungen in Portugal, welche die Entomologie dem Grafen von Hoffmannsegg verdankt; unter gleicher Benennung bildete früher als E. auch Hübner diese Art, Tab. 110, fig. 565—566 ab. Tab. CXVIII sind vorgestellt: 1) eine nicht unerhebliche Abänderung des Pap. *Daplidice* aus der Gegend um Ofen in Ungarn, ausgezeichnet durch ihre schwärzliche Oberfläche, und durch die sehr in einander geflossene grüne Farbe der Unterseite der Hinterflügel; 2) die beiden Geschlechter des Pap. *Euryale*, einer neuen, bisher nur auf dem schlesischen Riesengebirg, wiewohl in grosser Anzahl, vorgefundenen Falterart, welche auch Rec. vielfach aus dortiger Gegend erhielt. Das Weib nähert sich dem Pap. *Ligea* sehr, desto verschiedener aber ist der Mann; so häufig sich aber auch Abweichungen der beiden Geschlechter in Beziehung auf Zahl und Beschaffenheit der Augenflecke vorfinden, so gehen doch die Merkmale des Geschlechts nicht über, welches vom Pap. *Ligea* nicht gilt. Die einzige bisher entstandene Nachricht von diesem Falter fand Rec. in „*Ochsenheimers Schmetterlinge Sachsens*," Th I. S. 269. No. 6, wo selbst er unter den Abarten des Pap. *Ligea* mit vorkömmt. 3) Die beiden Geschlechter des Pap. *Atys*. Conf. Hübner, Tab. 107 fig. 548—549.

Die CXIXte Tafel enthält Abbildungen der beiden Geschlechter des Pap. *Hispulla*, des männlichen Pap. *Erate*, der beiden Geschlechter des Pap. *Gorge* Hübn. und einer Abänderung des weiblichen Pap. *Manto*, im Texte *Mantoïdes* genannt. Hier kürzlich einige Bemerkungen über die genannten Arten. Pap. *Hispulla*, auch eine Entdeckung des Graf. v. Hoffmannsegg in Portugall, stehet in der nächsten Verwandtschaft mit Pap. *Gurtina*, unterscheidet sich aber von diesem unter anderen durch die deutlichere Binde auf der Obenseite der Hinterflügel des Weibes. Besser als die esper'schen sind die hübnerschen Abbildungen dieser Art Tab. 116. fig. 593-596. Pap. *Erate* eine neue, bey Sarepta im südöstlichen Russland entdeckte Falterart, kömmt dem Pap. *Chrysotheme* nahe, und könnte vielleicht der Mann von Hübners Pap. *Helice* Tab. 87, fig. 441 seyn. Pap. *Gorge* unterscheidet sich von den verwandten Arten vorzüglich durch die zugeeckte Bildung der Hinterflügel, ein Charakter, den Hübner aber richtiger als Esper dargestellt hat. Pap. *Mantoïdes* ist eine kaum erhebliche Abänderung des weiblichen Pap. *Manto* Esp. = Pap. *Pyrrha* Hübn., von den Bündner Alpen.

Die Gegenstände der Tab. CXX sind: Pap. *Oeme*, *Pharte* und *Mnestra*. Alle drey sind Entdeckungen des fleissigen Genfer Entomologen *Wallner*, und früher von Hübnern unter diesen, ihnen von dem Entdecker ertheilten Namen abgebildet. Wegen des Mannes zum Pap. *Oeme* ist Hr. E. zweifelhaft und geneigt, ihn lieber zu den Abänderungen seines Pap. *Mantoïdes* zu ziehn. Diess hat seine gute Richtigkeit, denn auch Rec. besitzt ganz übereinstimmende Männer des Pap. *Manto* = *Mantoïdes*. Anstössig scheint auch der Mann zum Pap. *Pharte* Fig. 3 zu seyn, da dessen Vorderflügel auf beiden Seiten in der rothgelben Binde 2 schwarze Pünctchen führen, welche sie doch nach den S. 18 angegebenen Charakteren nicht führen sollten, und an des Rec. Exemplaren in der That auch nicht führen. Die Abbildung des weiblichen Pap. *Mnestra* weicht, verglichen mit dem Exemplare des Rec., in Ansehung der Gestalt der rothgelben Binde ab, doch darf diese Abweichung nicht geradehin dem Maler zur Last gelegt, sondern vielmehr angenommen werden, dass bey einem so sehr abändernden Falter als diesem, auch jener Charakter keine Beständigkeit zeigen möchte.

Auf der CXXI Tafel liefert Hr. E. Darstellungen der Falter *Pluto*, *Caecilia*, *Erynis* (Erinnys) und *Persephone*. Pap. *Pluto* scheint dem R. von Hübners Pap. *Alecto* Tab. 103 Fig. 528. 529 nicht verschieden. Pap. *Caecilia* mit dem Citat des gleichnamigen hübnerschen Falters wird von E'n für Abänderung seines

Pap. *Mantoides* erklärt. Hierüber wagt Rec. kein Urtheil, da Hr. *E.* durch Wallner'n mehrere Exemplare erhielt, und Übergänge des Einen zum Andern vor sich hatte; doch dünkt Rec. dieser Falter weit näher mit *Oeme* verwandt, dagegen aber Hübner's ganz augenloser Pap. *Caecilia* davon sehr verschieden. Pap. *Erynis* (Erinnys) ist vielleicht nur eine ganz augenlose Abart von Pap. *Gorge*, wie Rec. sie auch als solche von Wallner'n erhielt, und dennoch ein Exemplar vor sich hat, an welchem der rechte Vorderflügel auf beiden Seiten, der linke aber nur auf der untern einen einzelnen schwarzen Punct zeigt. Pap. *Persephone* mit zweifelhafter Anführung des Hübner'schen Pap. *Alecto;* da Hübner's *Alecto* mit Augenflecken und ohne solche vorkommt, so ist die unbedingte Vereinigung des Esper'schen mit dem Hübner'schen Falter wohl anzurathen.

Die Falter *Lyllus*, *Satyrion*, *Ätherius* und *Tissiphone* (Tisiphone) füllen die CXXII als die letzte Tafel dieses Heftes. Pap. *Lyllus*, Hübners Pap. *Pamphila*, ward vom Gr. v. Hoffmannsegg in Portugall, Pap. *Satyrion*, Hübner's Pap. *Philea*, (ein Citat, welches Hr. *E.* hätte beybringen können) von Wallner'n auf den Bündner Alpen entdeckt. Hier verläfst uns der Text, und erst wenn dieser wird erschienen seyn, wird sich etwas näheres über Pap. *Ätherius* sagen lassen, welcher Rec., nach den Abbildungen allein zu urtheilen, sehr nah verwandt, wo nicht gar einerley mit Pap. *Melampus* zu seyn scheint. Pap. *Tissiphone* (Tisiphone) ist von der Gröfse des Pap. *Pluto* Esp.; die Oberseite der Flügel schwarzbraun mit einem rothgelben Schiller, sonst ohne alle Zeichnung; die Unterseite der Vorderflügel mit einer rothgelben, nur nach aufsen scharf begrenzten, durch die Flügeladern abgetheilten Binde; die Hinterflügel unten dunkelschwarzbraun mit *weifslichen Atomen und Sehnen*. Ohne diesen letzten Umstand würde die Ausmittelung dieser Art vielleicht so schwierig nicht seyn. Indessen kann Rec. hiebey nicht unbemerkt lassen, dafs bey Untersuchung der diesem verwandten Falter er zuweilen an Stellen, wo die Grundfarbe verloren ging, äufserst täuschend weifse Pünctchen bemerkt hat.

Durch seine günstigen und weitläuftigen Verbindungen wird Hr. *E.* ohne Zweifel in den Stand gesetzt werden, uns im nächsten Hefte wieder interessante Gegenstände vorzulegen, wie es in diesem geschehen ist.

Leipzig, b. Gräff: *Die kleinen Schmetterlingsfreunde.* Ein Weihnachtsgeschenk für Kinder. Von *Karl v. Tischer.* Mit 4 illuminirten Kupfern. 1806. VIII und 136 S. und 4 illuminirte Kupfertafeln. 8. (1 Thlr. 22 gr.)

Wir lernten vor einigen Jahren den Vf. durch sein *encyklopädisches Taschenbuch für deutsche angehende Schmetterlingssammler* als einen Mann kennen, dem als Lehrer über den behandelten Gegenstand Talent nicht abzusprechen ist. Das vorliegende Werkchen, noch eigentlicher als jenes frühere dazu bestimmt, Kindern Lust zur näheren Bekanntschaft mit einem angenehmen Zweige der Insectenkunde beyzubringen, spricht auch nicht ungünstig für seinen Verfasser.

Der Inhalt zerfällt in zwey Hauptabtheilungen. In der ersten werden die Generalien der Schmetterlingslehre guten Theils nach Borkhausen vorgetragen. Die *Erklärung einiger in der Schmetterlingskunde vorkommender Kunstausdrücke und Benennungen, von dem Hn. Rector Schütz,* ist aber nach des Rec. Dafürhalten gar zu mager ausgefallen. So sind z. B. die *Nebenaugen* (*stemmata, ocelli*) nicht minder die *Flügelfeder* (*elaterium*) gar nicht aufgeführt und erklärt, da doch diese Theile von so ungemeiner Wichtigkeit in der Systematik der Staubflügler sind. Zu tadeln ist auch noch, dafs, da in diesem Aufsatze einmal die alphabetische Ordnung (*weshalb?*) beliebt, diese so schlecht beobachtet worden ist. So z. B. steht die Erklärung des Worts „*Augen*" vor der des Worts „*Adern*," und die des Worts „*After*" nach der des Worts „*Antennen*" u. s. w. Ist es eines jeden Schriftstellers Pflicht nicht flüchtig zu schreiben, so ist diefs in weit höherem Grade Pflicht desjenigen, der die Jugend unterrichten will. Recht artig ist S. 44 und folgende die Relation des lepidopterologischen Ausflugs nach der sächsischen Schweiz angestellt.

Der zweyte Theil fafst eine (sehr abgekürzte) *Naturgeschichte deutscher Schmetterlinge, wobey das System des Hn. Borkhausen mit wenigen* (nicht immer glücklichen) *Veränderungen zum Grunde gelegt ist,* in sich. Neues darf der Geübtere hier nicht suchen, der Anfänger hingegen wird durch das hier Gesagte bey einigem Fleifse leicht dahin gebracht werden, weiter zu gehen. Hin und wieder sind die Angaben unrichtig. So sind z. B. S. 89 bey Pap. (*Hesperia*) *Quercus* die Geschlechter verwechselt, welches beweiset, dafs der Vf. seinen Vorgängern ungeprüft nachschrieb. So weit Rec. auch davon entfernt ist, dem borckhausenschen Systeme sein ungemein grosses Verdienst absprechen zu wollen, da es als eins der natürlichsten allerdings auch eins der tauglichsten für diejenige Classe von Lesern bleibt, für welche der Vf. schrieb: so hätte doch, der Sache ungeschadet, Etwas von dem fabricischen System und von den Reformen, welche Neuere damit vorgenommen haben, gesagt werden können. So sehr nun aber auch der Vf. Borkhausen anhängt, so verläfst er ihn zuweilen gerade da, wo er sich recht fest ihm hätte anschmiegen sollen, z. B. S. 99 in der dritten Horde der Dämmerungsvögel, (Schwärmer) in welcher Borkhausen's zweyte (*Sphinges hyalinae* = *Sesiae* Lasp.), und dessen dritte Horde (*Sphinges caudiberbes* = *Macroglosa* Scop.) nicht nur jedem richtigen System, sondern geradehin der Natur entgegen, durch einander geworfen sind.

Die Schreibart des Vf. ist lichtvoll und correct. Nur verräth er überall Unbekanntschaft derjenigen Regeln, welche bey der Rechtschreibung der Trivialnamen angenommen sind. Herr von *Tischer* schreibt alle Trivialnamen ohne Unterschied mit Initialien, z. B. *Populi, Iris, Tau, Dispar, Pudibunda, Elocata, Verbasci, u. s. w.* Ein Blick auf Linnés,

Fabricius und anderer gelehrter Entomologen Schriften hätte ihn aber belehren können, dass er aus bekannten Ursachen hätte schreiben müssen: *Populi*, *Iris*, *Tau*, *dispar*, *pudibunda*, *elocata*, *Verbasci*, u. s. w.

Was die Kupfer anlangt, welche Hr. v. *T.* selbst zeichnete und äzte, so sind die Zeichnungen richtig und zu loben, das Äzen aber ist nur mittelmäſsig ausgefallen, und die Farbenbeleuchtung ist grell und hart. Die erste dieser Tafeln, welche zugleich als Titelkupfer dient, stellt nicht nur die dem Schmetterlings-Sammler nöthigen Geräthschaften, sondern zugleich auch die Eyer, Raupen und Puppen von einigen Schmetterlingsarten vor. Die Erklärung dieser Kupfertafel S. 135 trifft aber mit den darauf vorkommenden Gegenständen leider nicht überall zu. So stellt nicht fig. 13. 14. 15, sondern fig. 12. 13. 14 die Verwandlungsgeschichte des Pap. *Nephele*, (*Pamphilus*), und nicht fig. 11, sondern fig. 10 die Eyer der Bomb. *Versicolora* (*versicolora*) u. s. w. vor. Die übrigen drey Tafeln enthalten einige Muster aus den verschiedenen Familien der linnéischen Schmetterlings-Gattungen.

KURZE ANZEIGEN.

Botanik. *Berlin*, b. Gädicke: *Vollständiges Lexikon der Gärtnerey und Botanik*, oder *alphabetische Beschreibung vom Bau, Wartung und Nutzen aller in- und ausländischen, ökonomischen, officinellen und zur Zierde dienenden Gewächse*, von *Friedrich Gottlieb Dietrich*, fürstl. sächs. weimarischem Hofgärtner, u. s. w. VI Band. 1806. 742 S. 8. (3 Thlr.) Die Einrichtung dieses Werks ist bereits aus unserer Anzeige der ersten Bände (1806. No. 70) bekannt. Der 6 Band fängt sich mit *Massonia* an, und geht bis *Pedunculus*. Wir finden auch hierin manche nützliche Bemerkung vom Vf., die dem Gartenfreunde angenehm seyn muss. So giebt er die Vorschrift, wie man die so schwer in den Gärten fortzubringenden Ragwurz- und Knabenkraut-Arten behandeln soll; man soll sie auf ihrem Standorte mit wenigstens 6 Zoll starken Erdklumpen ausheben, und die feinen Faserwurzeln möglichst schonen, dass sie beym Ausgraben nicht verletzt oder wohl gar abgestochen werden, wobey es sich von selbst versteht, dass man sie in einem ähnlichen Boden, als in welchem sie gestanden haben, wieder verpflanzen muss; auf diese Weise hat es dem Vf. geglückt, diese artigen Gewächse in seinem Garten zu versetzen, ja er hat sie auch aus Saamen erzogen und diese Cultur S. 511 deutlich beschrieben. Weniger glücklich war er mit dem Versetzen der Sommerwurzarten (*Orobanche*), die doch nur für botanische Gärten sich eignen. Merkwürdig ist, was er S. 360 vom gemeinen Oleander (*Nerium Oleander*) erzählt: bey einer Feyerlichkeit wurde ein blühender Oleanderzweig auf einen noch warmen Kuchen gesteckt und auf die Tafel gebracht. Die Person, die das mit dem Zweige besteckte Stück Kuchen genoss, bekam heftiges Kopfweh, Erbrechen und andere üble Zufälle, die nur durch Hülfe eines Arztes geheilt werden konnten. Hierdurch wird die Erfahrung bestätiget, dass der bittere und scharfe Saft dieses Baumes, innerlich genommen, Menschen und Vieh ein tödtliches Gift ist. Es dient aber auch dieses Beyspiel zur Lehre, dass man bey Garnirung der Speisen, alle giftigen und überhaupt verdächtigen Blumen, worunter auch die Sturm- oder Eisenhutarten (*Aconitum*) gehören, vermeiden müsse. Im deutschen Register vermisst man die meisten in diesem Bande erklärten botanischen Kunstwörter, z. B. Blumenstiel, gestielt, blumenstielständig, fussförmig Blatt, ausgebreitet, getheilt, schmarotzender Stengel, Saftfaden, Federchen, Haarkrone u. a. m.

Alx.

Schöne Künste. *Göttingen*, b. Dieterich: *Sammlung hogarthischer Kupferstiche in verkleinerten aber vollständigen Copien derselben*, von *E. Riepenhausen*. Neunte Lieferung von sechs Platten in Fol., nebst *G. C. Lichtenbergs Erklärung derselben*, mit Zusätzen, nach den Schriften der englischen Erklärer. 1806. 172 S. in 8. (Zusammen 3 Rthlr.) Wir brauchen uns auf keine Anzeige früherer Lieferungen der von Hn. *E. Riepenhausen* nachgestochenen hogarthischen Blätter einzulassen, da dieselben beym Publicum theils um ihrer interessanten Darstellungen willen, theils wegen der geistreichen Erklärungen, womit *Lichtenberg* sie ausgestattet hat, eine wohlverdiente gute Aufnahme gefunden. Hier genüge es uns, den Inhalt der neulich erschienenen Lieferung anzugeben, einige allgemeine Betrachtungen über Hogarths Kunst und Talent anzustellen, und endlich das Nöthige über die Behandlung der riepenhausischen Copien sowohl, als über die beygegebenen Erklärungen zu bemerken. Die Platten No. 51. 52. 53 u. 54 in der Reihenfolge des ganzen Werks, oder die 1te, 2te, 3te u. 4te dieser neunten Lieferung, enthalten vier Scenen bey Parlaments-Wahlen, und gehören sämtlich zu Hogarths reichsten, die drey letzten Numern auch zu seinen wohlgeordnetesten Compositionen. Platte No. 55. oder die 5te dieser Lieferung, zeigt das Bildniss des Simon Lord Lovat, ganze Figur, in einer treu der Natur nachgeahmten Stellung. Platte No. 56 oder die 6te dieser Lieferung, Karrikatur-Porträt des John Wilkes Esq. ebenfalls ganze Figur.

Hogarth's Kunst ist eigentlich die sich in Bildern aussprechende Satyre. Ernst bestraft er das Laster, verspottet Unarten und Lächerlichkeiten mit witziger Laune höchst erfinderisch und geistreich. Oft sind zwar die Gegenstände, welche er bearbeitet, der bildenden Kunst ungünstig, verleiten ihn zu Schrift, oder auch zu solchen dunkeln Anspielungen, welche der Erklärung bedürfen, ja sogar verschiedene Erklärungen zulassen; indess ist er doch niemals leer oder absichtlos, oder nur auf Ausfüllung des Raums bedacht gewesen. Seine Bildungen sind freylich meist karrikaturmäſsig, d. h. sie sind nach Maſsgabe seiner Zwecke erniedrigt, doch nie unnatürlich fratzenhaft. und der Ausdruck allemal in hohem Grade angemessen, wahrscheinlich und kräftig. Wir leugnen zwar nicht, dass er meist nur Zerrbilder aufstellt; doch gelingen ihm, wo der Contrast es nöthig gemacht hat, auch liebliche Gestalten. — Aber das Löblichste in Hogarth's Blättern ist die unerschöpfliche Mannichfaltigkeit richtig angegebener Charaktere. Endlich haben sie auch als Gemälde englischer National-Sitten und Gebräuche einen entschiedenen, man kann sagen classischen Werth

Hn. *Riepenhausens* Copien nach den hogarthischen Original-Blättern sind mit vieler Reinlichkeit und Fleiss verfertigt; auch befriedigen sie meistens in Hinsicht getreuer Übertragung des Ausdrucks und Charakters. — Durch *Lichtenberg's* geistvolle Erklärungen sind für das deutsche Publicum Hogarths Erfindungen erst recht geniessbar geworden. Denn ohne dieselben würde dasjenige, was auf englische Sitten und Gebräuche sich bezieht, den meisten unverständlich bleiben, und sonach müssten gar oft gerade die witzigsten Einfälle des Künstlers übersehen werden.

— y — H.

Druckfehler.

In No. 18. S. 137. Z. 6 Freuden l. Frieden. S. 138. Z. 14 vollkommenen l. vollkommen. S. 138. Z. 31 dem l. den. S. 140. Z. 50 That l. der That. S. 141. Z. 8. wie l. rein. S. 142. Z. 5 helfen l. fehlen. S. 144. Z. 28 als auch l. als. S. 144 Z. 28 diese l. die. S. 145. Z. 7 wichtige l. nichtige. S. 147. Z. 14 nichts l. Nichts. S. 150. Z. 12 dieses l. dieser. S. 150. Z. 26 Zeck l. Zweck. S. 150. Z. 34 wichtig l. nichtig. S. 150. Z. 41 nie l. ein. S. 151. Z. 22 vorbereitet l. verbreitet. S. 151. Z. 44 Erfindungen l. Bedingungen. S. 151. Z. 56 hineile l. hineilt. S. 152. Z. 13 zurückbleibender l. zurücktreibender. S. 152. Z. 17 nun l. nur. S. 152. Z. 31 jene l. jener. S. 152. Z. 35 Staatenbund l. Staatenbaum. S. 152. Z. 39 verheerenden l. verharrenden. S. 152. Z. 44 Sinnenwahn l. Sündenwahn. S. 152. Z. 54 stehendes l. stechendes. S. 152. Z. 58 nun l. einen. S. 154. Z. 1 warum l. darum. S. 154. Z. 20 anderen l. neueren. S. 155. Z. 20 aber l. eben. S. 156. Z. 2 Künstlinge l. Lüstlinge. S. 156. Z. 58 nichts l. nicht. S. 158. Z. 36 wie l. rein. S. 159. Z. 15 u. 16 Naturphilosophie l. Naturphilosophen. S. 159. Z. 17 worden l. werden.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 MÄRZ, 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Deutschland: *Was hat Europa zu fürchten und zu hoffen?* oder *Europens politischer Zustand vor und nach dem Frieden von Presburg.* Nebst einer prüfenden Übersicht der letzten, gegen Frankreich erzeugten Coalition. 1806. VI und 420 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Tage von Ulm und Austerlitz ohngefähr, eigentlicher der Friede von Presburg, hatten der freyen Verfassung Europens den *letzten* Stoss gegeben. Östreich, nach dreymal vergeblichem Versuche, der Herrschaft zweydeutige Grösse zu erringen, war gesunken, beschwerliche Freunde zu suchen, um besorgter Abhängigkeit zu entgehen. Die Anstrengung misslang. Es verlor seine Vorburg, musste die alte Veste allgemeiner Freyheit eigener Vertheidigung oder der Willkühr überlassen. Grosse Begebenheiten wirken selten Einklang in Urtheilen und Meinungen; bey diesen war Verschiedenheit weniger sonderbar. Sie folgten sich zu schnell, zu unerwartet. Man hatte den Sturm vorgesehen; aber die Festung schien haltbarer, als sie beym Angriffe stand. Auch hoffte man, wie in allen Bedrängnissen zu geschehen pflegt, auf Entsatz, der nicht kam, vielleicht, da die Sachen so weit gediehen, nicht kommen konnte. Der Fall weckte Besorgnisse, zeugte Hoffnungen, beide edler, Ehre bringender Art. „Durch Umformung des alten Systems werde das öffentliche Wohl der ganzen Republik gefährdet, untergraben" sorgten, fürchteten die einen; „das Aufblühen des neuen Systems werde Europa eine Ruhe und ein Glück sichern, das jenes vergeblich versprochen, nie gewährt habe," wünschten, hofften die anderen. Die wichtige Frage ward, wie bey allen grossen Veränderungen gewöhnlich, meist mit Parteygeist, nicht selten mit wilder Leidenschaft erörtert. Von letzterer ist der Vf. vorliegender Untersuchung so ziemlich frey. Gänzliche Parteylosigkeit darf am entscheidenden Tage wohl nie erwartet werden. Mit mehr Mässigung indessen, als andere, entscheidet er für die Güte des neuen Systems, zeigt, wie wenig haltbar das alte gewesen, und vergisst dabey nicht, die Fehler aller zu rügen, welchen obgelegen, das alte zu sichern. Die Schrift, welche im Julius 1806 kurz vor Errichtung der rheinischen Conföderation verschrieben wurde, scheint nicht ohne höhere Veranlassung gefasst: wir wollen ihr Schritt vor Schritt, fast immer mit den eigenen Worten des Vfs. folgen.

Voran einige durchdachte Worte über die allgemeine Bestürzung, als Grossbrittannien Frankreich zum neuen Kampfe foderte. Kein einziges Kabinet war auch nur durch einen geheimen Wink vorbereitet. Man musste glauben, das unbesiegte England habe durch eine dieser energievollen Nation würdige Kraftäusserung alle Mittel in der Stille vorbereitet, um durch glänzende und rasch entscheidende Unternehmungen die Unabhängigkeit des Continents zu sichern. Man ward getäuscht. Da war kein groser entscheidender Plan, kein Mittel in Bereitschaft, einen solchen auszuführen. Statt kühner, Frankreich tief verwundender Offensivoperationen, waren Defensivanstalten, mit unter oft lächerliche Sicherheitsmassregeln, an der Ordnung des Tages. Man dachte an nichts, als die befürchtete französische Landung zu hindern, oder minder nachtheilig zu machen. Bey einer solchen Schwäche überzeugte man sich bald, dass die brittische Regierung alles aufbieten werde, um sich für jeden Preis mächtige Stützen auf dem Continent selbst zu verschaffen. Diese Ueberzeugung war ein Donnerschlag für das gebeugte Deutschland, für das geängstigte Europa, die sich der blutigen letzteren Jahre bebend erinnerten. Nur der Gedanke, dass eine neue Coalition mehrerer Continentalmächte gegen Frankreich unter die politischen Thorheiten gehöre, nur dieser tröstete. Und sie entstand, diese Coalition, diese in ihrer Entstehung, wie in ihren Wirkungen gleich sonderbare, gleich unerklärbare Coalition! Um nun nicht nur diese Ereignisse selbst richtig zu beurtheilen, sondern auch alle Folgen gehörig zu würdigen, findet der Vf. nöthig, die politische Lage der europäischen Staaten und ihre wechselseitigen Verhältnisse während der letzteren Jahre vor der neuen Coalition darzustellen. Die Staaten, welche er hier mustert, sind Russland, Östreich, Preussen, Deutschland, Dänemark, Schweden, die Türkey, England und Frankreich. Bey allen findet man ihre politischen Verhältnisse und Interessen lichtvoll entwickelt, nicht selten mit viel Scharfsinn und Neuheit. Auch wenn man nicht überall die nämlichen Ansichten hat, so wird man doch gestehen müssen, dass noch nirgends mit so viel Gründlichkeit der Satz ausgeführt worden ist, dass, Russland ausgenommen, kein einziger Staat wahres Interesse hatte, einer neuen Coalition gegen Frankreich beyzutreten, und dass vielmehr wahre Politik einigen gebot, neutral zu seyn, anderen, offenbar sich mit Frankreich gegen den Kolossen des Norden zu verbinden, um sein Zusammentreffen mit Frankreich zu verhindern. Besonders wichtig ist die

selbe zusammengesetzt ist, welche in einem Reiche von gewöhnlicher Gröfse eine gewisse innere Schwäche erzeugen mufste, giebt im Gegentheil einem folchen Weltkolossen gerade eine noch gröfsere Stärke. Für sich ist und wird jeder einzelne Staat immer zu schwach seyn, seine vorige Unabhängigkeit wieder zu erlangen, und das Abstechende und zum Theil Widersprechende in den Charakteren, so wie in dem besonderen Interesse dieser mannichfaltigen Völker, machen eine gemeinschaftliche Verbindung gänzlich unmöglich; im Gegentheil halten sie das Ganze in einem fortwährenden Gleichgewicht, und — dafs man sich so ausdrücke — führen denjenigen, welcher sich vergessen sollte, zu seiner vorigen Pflicht zurück. Das eigentliche Frankreich fasst über dreyssig Millionen Menschen in sich und, sein meistens so productiver Boden kann eine noch gröfsere Anzahl ernähren. Wird nun der französische Kaiser sich ebenfalls seinen Antheil an dem Weltmeer erkämpft haben, dann wird die so lange zurückgehaltene und unterdrückte Handelsthätigkeit mit eben dem Ungestüm und eben der Lebhaftigkeit die Franzosen ergreifen, mit welcher diese feurige Nation jeden Gegenstand, auf welchen sie fällt, zu umfassen pflegt. Fabriken, Manufacturen und jede Gattung von bürgerlicher Betriebsamkeit werden schnell sich auf eine ungemeine Höhe emporheben, den Ackerbau noch mehr beleben, und alles zusammen die immer steigende Bevölkerung noch mehr befördern. Es wird also keineswegs die Kräfte Frankreichs übersteigen, und dessen inneren Wohlstand gefährden, wenn es in allen mit ihm verbündeten Staaten zu jeder Zeit unter irgend einem Vorwande verhältnifsmäfsige Armeen unterhält; dafs solche alsdann für diese Länder nicht drückend seyn mögen, dafür wird es sorgen. Wenn das rauhe, Welt bezwingende Rom die besiegten Länder, oder die Staaten seiner sogenannten Bundesgenossen aussaugte, aus einer furchtsamen Despoten-Staatsklugheit die Kräfte dieser Völker lähmte, und denselben ihre Knechtschaft recht empfindlich und fühlbar machte: so war dieses die Politik von Halbbarbaren. Die Nachfolger des Chengis-Chan würden, wenn dessen Reich bestanden, und sich noch mehr erweitert hätte, mit der nämlichen römischen Consequenz verfahren seyn. Ganz anders aber wird die so feine, mit den geheimsten Zügen einer auf die verschiedenen Naturen und Verhältnisse der Staaten weislich berechneten Regierungskunst so genau bekannte Politik Frankreichs verfahren. Das französische Joch wird blofs ein politischer, aber keineswegs ein bürgerlicher Druck seyn; im Gegentheil werden alle Vortheile, deren die innere und äufsere Lage eines jeden fähig ist, eher vermehrt als vermindert werden. Alle Quellen des Nationalwohlstandes werden unter dem Schutze Frankreichs noch reichlicher als vorhin fliefsen; aber die französische Regierung wird die Hauptspringfedern dieser Maschinen stets in ihrer Gewalt haben, und die ganze Kräftenmasse dieser von ihm abhängigen Staaten theils direct, theils indirect zu seinem eigenen Hauptstaatszwecke hinzuleiten wissen. Eine Universalmonarchie, welche auf solchen Grundsätzen beruhet, ist nicht nur an sich möglich, sondern Frankreich mufs von der Höhe aus, auf welcher es gegenwärtig stehet, nothwendig und gleichsam gezwungen sich diesem Ziele bey der isolirten politischen Lage der übrigen europäischen Staaten nähern. Man wird leicht fühlen, dafs ein solches politisches Weltgebäude, welches auf einem System beruhet, das nur in den Zeiten höherer Cultur konnte entworfen werden, eine ungleich längere Dauer haben dürfte, als alle vormaligen unförmlichen Länderkolossen, welche ihre Entstehung blofs der Sucht nach Beute und ihr vorübergehendes, meistens anarchisches Daseyn einer unnatürlichen Despoten-Gewalt zu verdanken hatten.

Jetzt noch den gewaltigen Fortschritten Frankreichs Einhalt zu thun, scheint ganz unmöglich. Keine Macht in Europa ist dieses allein im Stande; auch wohl nicht die verbündenden Kräfte aller; weil theils ihre innere und äufsere Lage dieses unmöglich macht, theils auch die Verschiedenheit der politischen Grundsätze, wovon die Tagesgeschichte jeden Augenblick neue Beweise liefert, auf durchaus unübersteigliche Hindernisse hinweist.

Wir würden die uns gesetzten Grenzen überschreiten, wenn wir die vielen nun folgenden schönen Stellen über die verschiedenen politischen Interessen der einzelnen Staaten anführen wollten. Aber wir müssen zum Schlusse mit den eigenen Worten des Vfs. anführen, welche Folgen er sich von dem neuen Systeme verspricht, was er hofft und fürchtet.

„Was die Weisheit der Amphiktyonen in dem unmerkbar kleinen Griechenland nicht bewirken konnte, wird jetzt das Werk der fränkischen Allgewalt werden. Die sichere Überzeugung eines allgemeinen, ungestört fortdauernden Friedens kann nun den Busen jedes Menschenfreundes wieder erwärmen. Auf immer wird nun der Janustempel geschlossen werden. Auf die lange traurige Periode blutiger Kriege und wilder Verheerungen wird nun jene einer anhaltenden, alle Völker beglückenden und alle sanftere Künste des Friedens begünstigenden Ruhe folgen. Nirgends giebt es mehr etwas zu erobern: Frankreich ist von Macht und Gröfse übersättigt, und alle übrigen europäischen Staaten stehen unter seiner schützenden Ägide. Todesfälle und Erbschaften, diese ehemaligen reichhaltigen Quellen ewiger Zwiste und verheerender Kriege, werden die Ruhe Europens sobald nicht mehr stören. Frankreichs überwiegende Stimme wird jedesmal die bestrittenen Fragen entscheiden. Die Regierungen, jetzt befreyt von dem so qualvollen und nun ganz zwecklosen Bestreben, sich Einflufs in fremde Staaten zu verschaffen, werden ihre Zeit und ihre Aufmerksamkeit gänzlich der inneren Administration ihrer Länder schenken, und wenn die bisher leider so recht ausschliesslich befolgten Grundsätze ihr altes Recht behaupten, so werden Industrie, Betriebsamkeit, Gewerbfleifs und alle Künste des Erwerbens unter ihrer vorzüglichen Begünstigung die höchste Stufe erreichen. Haufen von fleifsigen, unermüdet sammelnden und herbeytragenden Ameisen werden das Bild ihrer Völker werden.

(Der Beschlufs folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 MÄRZ, 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Deutschland: *Was hat Europa zu fürchten und zu hoffen?* oder *Europens politischer Zustand vor und nach dem Frieden von Pressburg.* Nebst einer prüfenden Übersicht der letzten, gegen Frankreich erzeugten Coalition u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

„Die ungeheueren, die besten Säfte der Länder verschlingenden, stehenden Armeen werden sich verlieren, und ihre Kräfte in der Zukunft dem Ackerbau, den Fabriken und Manufakturen, den Künsten und Wissenschaften schenken; unstreitig eine der grössten Wohlthaten, welche über Europa kommen könnten, wenn die Aussicht auf einen ewigen Frieden, und die sorgenlose Überzeugung, dass kein Feind mehr den Staat bedrohe, nicht auch zugleich alle Spuren des ehemaligen Heldengeistes der europäischen Nationen vertilgen könnten. Ein innerer schöner aufblühender Wohlstand der Staaten, Reichthum, Ruhe und Genuss werden dann für den Verlust der Selbstständigkeit entschädigen. — Die Glückseligkeit der Staaten und Völker, ja selbst ihre wissenschaftliche Cultur scheint also durch die Verfassung, welche Europa nun anzunehmen beginnt, ungleich mehr zu gewinnen, als zu verlieren. Einem viel grösseren Zweifel mag es unterworfen seyn, ob dieser politische Zustand auch der möglichst vollkommensten Ausbildung aller Kräfte der Menschennatur eben so zuträglich und eben so förderlich sey, und ob demnach ein ewiger Friede diesem höheren Zwecke nicht offenbar entgegenstehe. Es scheint vielleicht paradox zu seyn, dass nichts den Menschen zu grösserer Vollkommenheit treibe, als der Krieg; aber dennoch ist es so, denn die Culturgeschichte so vieler alter und neuer Völker lehrt uns diese Wahrheit. Anhaltende Kriege mit dem ganzen scheusslichen Gefolge unzähliger physischer und moralischer Übel warfen zwar die Menschheit jedesmal um einige Stufen in ihrer Bildung zurück; aber stets gewann sie durch den Fall selbst neue Kraft, und schwang sich dann mit verjüngter Stärke schnell um doppelt so viele Stufen wieder höher empor. Dem Zeitalter des Perikles mussten die Verheerungen der Barbaren, die Schlachten bey Marathon, bey Thermopylä, Platäa und Salamin vorangehen, und während des langen zerstörenden peloponnesischen Krieges fand ein Plutarch seine reichste Erndte in Griechenland. Im Kriege mit allen Völkern Latiums, und oft in seinem Inneren erschüttert, nahm Rom jenen übermenschlichen Heldencharakter an, der die Bewunderung und Ehrfurcht aller Jahrhunderte erzwang. Mitten unter anhaltenden Stürmen und bürgerlichen Kriegen erhob sich in den neueren Zeiten der höchste Flor der Städte des mittleren Italiens. Durch die ununterbrochenen blutigen Kriege mit Frankreich bildete sich jener brittische Heldengeist, welcher den Despotismus von Albions Ufern verbannte, und der Freyheit und den Gesetzen auf dieser lange so glücklichen Insel ihre schönsten Altäre errichtete. Mitten unter fürchterlichen, Jahrhunderte hindurch fortwährenden Seekriegen erhob sich Grossbrittanniens Handel und Seemacht auf ihre höchste Stufe, und brachten der Nation Cultur, Schätze und Reichthümer, wie noch kein Volk der Erde sie besass.

In allem, was menschlich ist, berühren sich die Extreme, mithin auch Glück und Unglück, und durch einen leichten und unmerksamen Übergang kann die höchste Stufe des Nationalwohlstandes und der Glückseligkeit auf die höchste Stufe des moralischen und physischen Elendes führen. Gegen Stürme geschützt, und fern von Gefahren können jene Tugenden, welche eine vorzügliche Stärke der Seele erfodern, als Muth, Entschlossenheit, Verachtung des Todes, Selbstaufopferung und Vaterlandsliebe sich niemals entwickeln, und nach wenigen Menschenaltern müssen auch die leichtesten Spuren davon gänzlich verschwunden seyn: ferner muss bey einem ununterbrochenen, den Ackerbau, den Handel und jeden Gewerbs- und Industrie-Zweig so ungemein begünstigenden Frieden der Wohlstand der Nationen mit jedem Jahr höher steigen; nun aber werden diese auch dann bald den eingeengten Kreis ihrer Bedürfnisse überschreiten, sie werden schwelgen wollen von den angehäuften Naturreichthümern ihrer Länder; ein auffallender in allen Volksclassen auf das höchste getriebener verfeinerter Genuss des Lebens wird der charakteristische Zug des Zeitalters seyn. Künste und Wissenschaften werden zwar blühen, aber beide nur im Dienste der Sinnlichkeit und zum Behuf eines über alle Grenzen hinausschweifenden Luxus. Nothwendig müssen sich nun mit diesem, durch den höchsten Grad des Wohlstandes, des Reichthums, der Künste und des Geschmacks so ungemein verschönerten und genussreichen Leben, die von jeher unzertrennlichen Folgen auch einstellen, als Weichlichkeit, völlig verlornes Gefühl für alles, was gross und edel ist, allgemeine Immoralität und völlige Erschlaffung aller Kräfte des Geistes und des Körpers: kurz, das von seiner hohen Cultur in der trägsten Ruhe schwelgende Europa

wird sich endlich gerade in jenem Zustande befinden, in welchen ehemals die römische Welt versunken war, als der Norden seinen Menschenüberschuss dem Süden und Westen überliess. Von einer Überschwemmung tatarischer Horden möchte zwar schwerlich etwas zu fürchten seyn; aber müssten es denn gerade tatarische Völker seyn, welche das entnervte Europa mit gesundem und frischem Blute wieder anschwellen sollten? Nicht von Tataren, aber von einem anderen ungeheueren Volke, welches um diese Zeit vielleicht gerade in den Mittagskreis seiner Cultur getreten wäre, würde diese Veränderung zu erwarten seyn. Indessen Europa in stolzer und träger Ruhe sich wiegt, wird Russland in seiner völligen männlichen Stärke heranreifen. Von der Stufe von Cultur, auf welcher dasselbe gegenwärtig steht, hat es noch weit bis an jenen Grad der Civilisation, welcher an Überbildung, Geistesluxus, Weichlichkeit und Sittenverderbniss grenzt. Seine kriegerischen Kräfte kann es einstweilen jenseits des Caucasus gegen die Tataren, die Perser, gegen die Türken, und selbst gegen den Hindus hin üben. Russlands Volksmenge muss bey der meisten so reichen Production des Bodens, und bey nur mittelmässiger Unterstützung der Regierung sich in das Unendliche vermehren. Sehr möglich also, dass es ihm einst einfallen könnte, von seinem allzugrossen Vorrathe etwas an das übrige Europa abzugeben. Dieser reissende Strom würde dann den nämlichen Weg wieder nehmen, den er vor mehr als 2000 Jahren schon nahm; und was der rohen Tapferkeit wilder Horden gelingen könnte, würde dem von allen Künsten einer vernünftigen Cultur unterstützten männlichen Muthe dieser eisernen Völker schwerlich misglücken, und so hätte dann die Weltgeschichte abermals ihren grossen Cyklus vollendet.

Noch zeigt sich ein anderer Weg, auf welchem das neue System der europäischen Verhältnisse vielleicht noch viel schneller sich seiner gänzlichen Auflösung nähern könnte. Es liegt nämlich, und lag von jeher in der Natur eines jeden Gouvernements, unter welcher Zone es auch immer existiren mochte, dass, wenn nirgend ein Gegengewicht gegen dasselbe wirken kann, und der willkührliche Gebrauch seiner Kräfte durch nichts mehr gehemmt wird, dasselbe meistens alle Schranken, welche Mässigkeit und Billigkeit ihm setzen, nur gar zu leicht überschreitet. Lange können nun zwar die Völker, besonders, wenn das *Gefühl ihrer Schwäche sie einmal ergriffen* hat, einen gewissen Grad des Drucks ertragen; aber dieser wird gewöhnlich durch eine unvermerkte Progression bald zum Despotismus, welcher ebenfalls so lange zunimmt, bis er jene Grenzen erreicht hat, wo die gedrückten Völker anfangen, das Joch unerträglich zu finden. Bliebe nun derselbe hier stehen, so würde sich Alles auf ein stilles Klagen, auf ein ohnmächtiges Murren beschränken. Aber selbst dieses Stillstehen verträgt sich durchaus nicht mit der Natur des Despotismus; derselbe schreitet weiter, und stösst nun auf den Endpunct des Duldens und der Unterdrückung. Der Sklavensinn verwandelt sich dann in Verzweifelung, und dieser erzeugt eine Kraft, gegen welche jeder Widerstand fruchtlos, und der ungleiche Kampf meistens schnell beendigt ist. So lange das weise, auf das Wohl und die Ruhe von Europa berechnete System des grossen Gründers der neuen europäischen Staatsverhältnisse gewissenhaft wird befolgt werden, ist an eine solche Umwälzung nicht zu gedenken. Der ewige Wechsel jedoch, welcher die Welt von Anbeginn beherrschte, hat auch Thronen in seinen Beschlag genommen. Philipp zeugte zwar einen Alexander, aber unter Alexanders Söhnen zersplitterte sich schon das grosse macedonische Weltreich. Würden also einst die französischen Kaiser, uneingedenk der Weisheit und der Lehren ihres grossen Ahnherrn, ihre schiedsrichterliche Obergewalt in einen offenbaren politischen Druck verwandeln, statt die Völker durch freyes Zutrauen zu lenken, solche mit dem eisernen Scepter eines gesetzlosen Despotism regieren; würden dieselben endlich, gefesselt von den Lockungen der Wollust, und taub gegen die Stimme der Menschheit, die Regierung ihres kolossalischen Reichs unwürdigen Günstlingen überlassen, welche mit fremden Fürstenthümern und Reichen nach frecher Willkühr schalteten, die Gerechtigkeit und das Wohl der Staaten um schnöden Lohn verhandelten, während ihre ungeheuren, durch ihren zu grossen Reichthum mit allen Lastern vergifteten Capitale gleich einem bodenlosen Schlund den Wohlstand und den Schweiss vieler Länder unaufhörlich verschlängen: dann, ja dann möchte bald das stolze fränkische Weltgebäude in Trümmern zerfallen. Fürchterliche Orcane würden sich aufs Neue wieder erheben, und die Völker Europens so lange in stürmischen Bewegungen unter einander und gegen einander treiben, bis der Held jenes Jahrhunderts — denn jedes Jahrhundert bringt den seinigen hervor — dem Toben der Elemente wieder Schweigen geböte. Glücklich dann der Staat, dessen Regenten, Fürsten oder Monarchen, von höheren Grundsätzen geleitet, indessen durch ein weises, ununterbrochen befolgtes System den Geist ihres Volks männlich gebildet, dessen Charakter gestärket, gegen schädliche Einflüsse geschützt, und während sie die physischen Kräfte des Staates weislich zu sparen und zu vermehren verstanden, auch den edleren, intellectuellen, und weit mächtigeren Kräften der Nation einen kühneren Schwung und eine zweckmässigere Richtung gegeben hätten!"

Diese Auszüge werden, wir hoffen es, jeden begierig machen, eine Schrift zu lesen, die, wenn man auch nicht überall dem Vf. seinen Beyfall geben kann, und die politische Lage Europens noch von einer anderen Seite betrachtet, doch eine grosse Menge politischer Wahrheiten enthält, und so vielfache Gelegenheit giebt, über Dinge reiflicher nachzudenken, die uns alle so nah sind, und bey welchen in unseren Tagen Niemand mehr gleichgültig seyn kann.

D. R. B.

STATISTIK.

Frankfurt a. M., bey Varrentrapp und Wenner: *Genealogisches Reichs- und Staats-Handbuch auf das Jahr 1805.* I Th. 1805. 818 S. II Th. 540 S. gr. 8. (2 Rthlr. 18 gr.)

Wir hatten bisher mit der Recension dieses Jahrgangs des allgemein geschätzten genealogischen Handbuchs gezögert, um damit zugleich die Anzeige des Jahrgangs 1806 verbinden zu können. Allein dieser ist uns bis jetzo nicht zugekommen, obgleich bisher wenigstens der erste Theil jedesmal noch in dem Laufe des Jahres erschien, und wir müssen daraus vermuthen, dass wir für das Jahr 1806 keine neue Auflage zu erwarten haben. Es mag diess theils durch den unerwarteten Tod des verdienstvollen Hn. *v. Schwarzkopf*, dem dieses Werk bekanntlich seit mehreren Jahren so vieles verdankt, veranlasst seyn, theils aber und vorzüglich auf den ausserordentlichen politischen Veränderungen unserer Tage beruhen, da die bisherige Verfassung des deutschen Reichs dem grössten Theile dieses Handbuches, besonders dem 2ten und 3ten Abschnitte, seine Form gegeben hatte, und mit der im August des verflossenen Jahres erfolgten völligen Auflösung des deutschen Staatskörpers auch für dieses Handbuch, dessen Druck, nach der Versicherung der Verleger, einen Zeitraum von beynahe sechs Monaten wegnimmt, die Nothwendigkeit einer völligen Umformung entstanden ist.

Die beiden vorhergehenden Jahrgänge haben wir 1805. Nr. 168 u. 169 weitläuftig angezeigt, und dabey eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Fehlern und Irrthümern gerügt. Wir bedauern, dass unsere Anzeige der Redaction dieses Handbuchs nicht frühzeitig genug zu Gesicht gekommen ist, um davon in dem neuen Jahrgange Gebrauch machen zu können. Wir verweisen nochmals darauf, und begnügen uns, diessmal — mit Übergehung einzelner Bemerkungen, damit wir nicht Puncte berichtigen, deren Verbesserung durch die grossen Veränderungen, mit welchen der künftige Jahrgang nothwendig erscheinen muss, vielleicht unnöthig gemacht werden wird — nur im Allgemeinen die Veränderungen anzugeben, wodurch sich von den vorhergehenden Jahrgängen der vor uns liegende unterscheidet.

Auch er ist ein löblicher Beweis von der steten Sorgfalt und dem unermüdeten Verbesserungsgeiste der Herausgeber, der sich so gut in der Berichtigung einzelner genealogischer Angaben, als in der Verbesserung der historischen Einleitungen zu den einzelnen Artikeln, wo aber dennoch, besonders bey manchen fabelhaften und unbewiesenen Herleitungen noch vieles zu verbessern übrig ist, thätig gezeigt hat. Die Ordnung des Ganzen ist seit dem Jahre 1803 unverändert geblieben. Im *ersten Theile* hat man durch Weglassung der grösstentheils schon längst verstorbenen Grossvaters-Geschwister Raum zu gewinnen gesucht, und dennoch enthält er 14 Seiten mehr als im vorigen Jahre. In der *1sten Abtheilung des 1sten Abschnitts*, welche die europäischen Monarchen umfasst, finden wir zum erstenmale wieder *Frankreich*, das in der vorhergehenden Ausgabe nur noch in den Zusätzen zu dieser Stelle nachgeführt werden konnte; ferner zum erstenmale das Königreich *Italien*, nach den constitutionellen Statuten vom 17 und 29 März 1805, und *Maltha*, das von seiner bisherigen Stelle im zweyten Theile mit Recht hieher versetzt wurde, da der Malthefer Grossmeister zu den europäischen Souverains gerechnet wird. Dafür ist das Haus *Bourbon* französischer Linie, welches vorher als ein Anhang zu dem Artikel *Spanien* aufgeführt wurde, nunmehr in den 3 Abschnitt, die nicht-reichsständischen Familien enthaltend, verwiesen worden. In der *zweyten*, die aussereuropäischen Monarchen enthaltenden Abth. sind diessmal die in der vorigen Ausgabe angeführten *tatarischen* Fürsten, der Schach von *Cabul*, das Kaiserreich *Candy* auf *Ceylon*, die Beherrscher der sundischen Inseln, *Sumatra* und *Java* und der *moluckischen* Inseln weggelassen worden, vermuthlich wegen Mangel an neueren Nachrichten, und weil die Ausbreitungen der Europäer die Macht jener Beherrscher immer mehr verringern. Wir wünschen, die genannten Rubriken im nächsten Jahrgange wieder aufgenommen zu sehen, da auch die unvollständige Belehrung hierüber angenehm seyn muss. In des 2 *Abschnitts 2 Kapitel*, welches von den reichsständischen Fürsten handelt, ist die ehemalige *pfalz-birkenfeldische* Linie, welche vormals noch unter *Pfalz-Baiern* aufgeführt wurde, richtiger unter *Baiern-Berg* aufgeführt, da der pfälzische Titel bloss wegen der, dem ehemaligen Kurfürsten allein zustehenden Erzpfalzgrafschaft geführt wurde; und *Östreich-Breisgau* ist in *Modena-Breisgau* verwandelt. Die Häuser *Sayn Wittgenstein Wittgenstein*, *Trautmannsdorf* und *Windischgräz*, welche sämtlich seit 1804 die fürstliche Würde führen, sind aus dem 3 Kapitel, sowie das Haus *Esterhazy von Galantha*, welches durch Ankauf von *Edelstetten* ein reichsständisches geworden war, aus dem 3 Abschnitt hieher versetzt worden, so wie dagegen das Haus *Ligne*, welches *Edelstetten* verkaufte, und *Brezenheim*, welches *Lindau* im J. 1804 an *Östreich* abtrat, nunmehr in dem 3 Abschnitte angeführt werden. Eben so hat das 3 Kap., von den reichsständischen Grafen, einen Zuwachs durch die Familie *Görz* erhalten, welche im J. 1804 in das wetterauische Grafencollegium aufgenommen wurde. In des 3 *Abschnitts* 1 *Kap.*, die nichtreichsständischen Fürsten enthaltend, ist die ehemalige herzoglich kurländische Familie richtiger unter *Biron*, statt wie ehemals *Sagan*, und die Familie der früheren Beherrscher von *Piombino* unter *Boncampagni* aufgeführt. Das 2 *Kap.*, von den nichtreichsständischen Grafen, ist mit dem Artikel *Bohlen* vermehrt. — Der vorlängst schon in einem anderen öffentlichen Blatte gerügte Mangel einer Erwähnung der Familie der im J. 1780 im Mannsstamme ausgestorbenen Fürsten von *Fondi* und Grafen von *Mannsfeld*, welche seit 1781 nicht mehr aufgeführt worden sind, und unter vielen genealogischen Verzeichnissen nur in dem gothaischen Hofcalender, und auch da nicht mehr in dem diessjährigen, zu finden sind, wird noch immer bemerkt.

Der zweyte, diessmal um 66 Seiten stärkere *Theil* enthält ausser vielfältigen Berichtigungen und Erweiterungen, zum erstenmale die Staatsdienerschaft von *Baden*, wodurch eine wesentliche Lücke ausgefüllt ist; ferner von den gräflichen Häusern *Aspremont*, *Waldbott Bassenheim*, und *Wartemberg*. Dennoch mussten aus Mangel an Nachrichten viel Rubriken leer stehen bleiben, und es ist sehr zu wünschen, dass die von den Herausg. in der Vorrede geäusserte Hoffnung, den Personaletat mehrerer bisher fehlenden Staaten liefern zu können, durch Unterstützung derselben in Erfüllung gehen möge. — Den Beschluss macht eine starke Anzahl von Zusätzen und Berichtigungen, worin die durch den pressburger Frieden vom 26 Dec. 1805 unmittelbar erzeugten Veränderungen bereits erwähnt werden, und eine Erklärung der zur Ersparung des Raums sehr zweckmässig gebrauchten Abbreviaturen.

igt.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Jena*, b. Mauke: *Die epische Fabel der Psyche nach dem Apulejus* metrisch übersetzt und Ihro kaiserlichen Hoheit der *Frau Grossfürstin Maria von Russland* vermählten Erbprinzessin zu Sachsen-Weimar und Eisenach zugeeignet von *Joh. Jac. Freyherrn v. Lincker*. 1805. 45 S. 4. (12 gr.) Es war ein sinnreicher Gedanke, die erwünschte Ankunft der allgeliebten Grossfürstin zu Weimar, welche zu einer sehr grossen Menge von Gedichten Anlass gab, durch eine poetische Bearbeitung der Fabel der Psyche zu feyern. Bekanntlich gilt diese epische Fabel für eine der anmuthigsten und geistreichsten Dichtungen des Alterthums, und der Vf. dieser Bearbeitung ist ebenfalls überzeugt, „dass unter dem zarten Gewebe ihrer lieblichen Allegorie so viel der tiefsten Weisheit und Kenntniss des menschlichen Herzens zum Grunde liege, als in irgend einer der alten Mythen.“ In dieser Überzeugung scheint ihn vorzüglich *Sodens* unter dem Namen *Psyche* bekannte Schrift, die im J. 1801 als ein *Versuch zur Erklärung der Mythen des Alterthums* erschien, bestärkt zu haben; er hat diese Schrift benutzt, jedoch nicht ohne Prüfung bald das, was der Vf. derselben für unrichtig gedeutet hatte, nach Appulejus berichtiget, bald durch eigene Umbildungen der Fabel mehr Harmonie und Haltung in das Ganze gebracht. Darin besteht überhaupt, nach unserem Bedünken, das poetische Verdienst dieser Bearbeitung, dass Hr. v. *L.* mit feinem Sinn einige Schilderungen des Appulejus anders gewandt, mit leichter Hand einige Flecken entfernt, und um die Allegorie rein zu erhalten, dasjenige weggelassen oder verändert hat, was in der lateinischen Darstellung die Einheit des Ganzen zu stören schien. Wir können hier, der Grenzen solcher Anzeigen eingedenk, nur auf ein paar Stellen aufmerksam machen. Psyche, erzählt Appulejus (V, 106. p. 370 ed. Oudend.), nachdem sie durch den treulosen Rath ihrer Schwestern unglücklich geworden war, sucht zuerst die älteste derselben auf; durch falsche Vorspiegelungen stürzt sie rachsüchtig die eitle, bethörte Schwester ins Verderben. „Wahrscheinlich (bemerkt hiebey *Soden* S. 174) hat ein dem Geiste des Mahlers fremder Hang, der Gerechtigkeit ein Sühnopfer zu bringen, und die moralische Strafe der Verrätherey zu versinnlichen, ihn zu dieser Einschiebung vermocht. Aber sie ist des Rests unwürdig. Rache ist nicht in der Natur eines zur Vollkommenheit aufstrebenden Wesens, einer Psyche, und noch weniger Rache durch Betrug und Täuschung. Wir sehen nicht mehr die unglückliche, Liebe und Wohlwollen athmende Psyche; wir sehen ein beleidigtes, rachsüchtiges Weib, dem selbst Trotz und Unwahrheit nichts kosten, um ihre Leidenschaft zu befriedigen.“ — Der Fehler lag eigentlich darin, dass Appulejus vergessen hatte, dass er vorher (V, 104. p. 365), weit wahrer und natürlicher, Amorn selbst die Rache übernehmen liess. So hat Hr. v. *L.* die Dichtung gewandt. Psyche entdeckte der Schwester bloss den unglücklichen Erfolg des gegebenen Raths; Amor habe sich von ihr getrennt, und Zephyrn geboten, sie in Blitzeseile aus dem Pallaste zu führen:

Psyches Worte sind kaum in die Lüfte verlautet, schon fahren
Wüthender Neid und heisse Begier im verräthrischen Weib auf.
Stracks von Psychen sie wendet sich ab. Ihr schiesst der Gedanke:
„Mir, der früher gebornen gebührt, das wollen die Götter,
„Jener vergessne Genuss der überseligen Wonne;
„Ich bin die Gattin des Gottes, des Gebers der reichen Geschenke.“
Wie gedacht, so gethan. Jetzt reifen die Früchte der Bosheit.
Fertig ist schon die Lüge. Sie hintergehet den König,
Bringt ihm von jähem Tode der Ältern erdichtete Botschaft,
Schiffet sich ein und landet am Felsen mit hurtigem Segel.
Zephyr weht nicht mehr. Auf seine Hülfe doch hoffend,
Stürzt sie sich eilig hinab in die schau'rlichen Gründe des Thales;
Wähnend, vom Zephyr geschwungen, vom Gatten empfangen zu werden.
Aber sie findet den Lohn noch vor der Tiefe des Abgrunds:
Auf des Berges Klippen gestürzt, die zertrümmerten Glieder
Liegen zerstreut, und sind die schmähliche Beute der Vögel.

Bald darauf (VI, 115. p. 396 ff.) schildert Appulejus Cytherens Feindschaft gegen Psyche — den Contrast der Wollust und der Liebe — mit den grellesten Farben. Cythere stürzt, von blinder Wuth entflammt, selbst über das unglückliche Schlachtopfer, und erlaubt sich die ausschweifendsten Misshandlungen. Sie zerreisst Psychens Gewand; sie zerfleischt ihre Rosenwangen. „Aber (setzt *Soden* S. 191 hinzu,) durch diese empörende Scene scheint der Dichter die gewöhnliche Zartheit seines Pinsels vernachlässigt, und den Charakter der Liebesgöttin verzeichnet zu haben, in dem eine so unnatürliche Wildheit nicht liegen kann.“ Das Anstössige hat auch hier Hr. *v. L.* durch manche feine Milderung gehoben.

Venus erblickt die Schuld'ge. Sie fragt mit höhnender Lache:
„Schöne, wem gilt der Besuch, der Mutter, oder dem Sohne?
„Draussen schmachtet an deiner Wund' er; tröste den Dulder;
„Scheue dich nicht vor mir: der Empfang ist, wie du verdienest.
„Ihr Gehülfinnen, Kummer und Angst, ergreifet die Fremde.“
Auf der Gebieterin Ruf nun schwingen sie quälende Geisseln
Über der Dulderin Haupt, und führen sie wieder vor Venus.

In demselben Buche (120. p. 412) führt Appulejus einen alten Thurm redend ein, welcher die Psyche, die sich eben von ihm herabstürzen will, warnend der Gefahr entreisst. *Sed turris*, (heisst es im Lateinischen,) *prorupit in vocem subitam*. Viel milder und poetischer Hr. *v. L.*:

Aus der Höhe des Thurms tönt unversehens der Zuruf.

Aus diesen ausgehobenen Stellen, die wir leicht mit anderen, von gleichem Sinn für das Schickliche zeugenden vermehren könnten, wird man zugleich die Versification der deutschen Bearbeitung beurtheilen, ohne dass wir nöthig haben, uns darüber besonders zu verbreiten.

M. G.

Wien, b. Degen: *Spiegazione drammatica del monumento della reale Arciduchessa Christina opera dell' immortale cavaliere Canova di Giuseppe de Carpani*. 1806. 4. Mit Kupfer, und franz. und deutschem Text. 39 S. (16 gr.) Um das schön gearbeitete Denkmal der Erzherzogin Christine in Wien, das jetzt die Aufmerksamkeit vieler Kunstkenner und Liebhaber beschäftigt, und kürzlich an Hn. Prof. Fernow in seinen römischen Studien einen gründlichen und scharfsinnigen Beurtheiler gefunden hat, auch anderen minder unterrichteten Beschauern auf eine erbauliche Weise zu erklären, sind hier die Gruppen dramatisch behandelt, und die einzelnen Figuren derselben redend aufgeführt; in welchem Ton, — das mag folgende Probe zeigen:

„Erstes Mädchen (sich dem Grabe nähernd): O Gott! wie dunkel ist es hier darin! Furchtsam hält der Fuss an! Ich will die Fackel beugen, sie vorwärts halten, dass sie mich und meine Gefährtinnen leite. Dieses Blumengewinde, das uns verbindet, sichert mich, dass sie sich von mir nicht trennen. (!) Auf Christinens Aschenkrug wollen wir diese Blumenkette legen, die wir vereinigt für sie flochten.“

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 MÄRZ, 1807.

STATISTIK.

Paris, b. Buisson: *Statistique generale et particuliere de la France et de ses colonies*, avec une nouvelle description topographique, physique, agricole, politique, industrielle et commerciale de cet etat; par une Société de gens de lettres et de savans, et publié par *P. E. Herbin*, Enployé au Ministere de grand juge, et membre de la Société de statistique de Paris et de celle d'encouragement pour l'industrie nationale. 8. an XII. (1803) T. I. IV, LXXXIV u. 439 S. T. II. 524 S. T. III. 556 S. T. IV. 633 S. T. V. 501 S. T. VI. 401 S. T. VII. 551 S. in 4to *Collection de 19 tableaux et 9 grandes Cartes enluminées*, dessinées par *J. B. Poisson*, dirigées et gravées en taille douce par *Tardieu l'ainé et le jeune et autres Artistes*. (72 Franc.)

Mit hoher Erwartung, aber auch mit mancher Bedenklichkeit, nahm Rec. dieses bändereiche Werk in die Hand. *Herbin* ist zwar weder als grosser Geograph, noch als Statistiker, doch immer als Sammler bekannt; aber man wusste, und er sagte es laut, dass ihm, und seinen sieben Gehülfen, — rühmlichst in ihren Fächern bekannt — alle archivalischen Quellen geöffnet wären. Überhaupt war angekündigt, das Werk solle ein Inventarium aller natürlichen und künstlichen Producte Frankreichs seyn; man wolle den *jetzigen* Zustand des Reichs (1803) nicht nur darstellen, sondern auch alle Verbesserungen angeben, welche dazu dienen könnten, die Masse des Reichthums zu vermehren. Man wollte von allen Zweigen der Staatsverfassung und Verwaltung, der Land und Seemacht, von den Sitten und dem Charakter der Nation alles sagen, was die Regierung selbst wisse. Der Zustand der Künste und Wissenschaften und des öffentlichen Unterrichts sollte genau dargestellt, alle Producte des Bodens und der Industrie aufgezählt, vom Aus- und Einfuhrhandel die bestimmteste und genaueste Nachricht ertheilt werden. Wenn man nun wusste, dass schon unter der vorigen Dynastie schätzbare Nachrichten eingesammelt worden waren, mit denen man zwar oft sehr geheimnissreich that, die denn aber doch in den Archiven der itzigen Regierung noch vorfindlich seyn mussten, und wovon man auch einige sehr schätzbare und genaue Werke besass; wenn bekannt war, dass während der Revolution und vorzüglich unter der Directorial- und Consular-Regierung die Minister mit seltenem Eifer aus allen Departements statistische Nachrichten jeder Art eingezogen hatten, dass viele officielle, zum Theil sehr umständliche und genaue Berichte der Präfecten gedruckt waren, dass mehrere nicht gedruckte die Regierung noch wirklich in Händen hatte, dass viele andere, in öffentlichen Ämtern stehende geschickte Männer, selbst viele Privatgelehrten, zum Theil treffliche Nachrichten von den einzelnen Departements hatten drucken lassen; wenn man das alles wusste, und *Herbin* in der Ankündigung noch weiter sagt, dass ihm und seinen Gehülfen die Regierung die Benutzung archivalischer Quellen zugestanden, ja gerne gesehen, und viele in den Provinzen lebende Gelehrten mit rastlosem Eifer alles zur Vervollkommnung eines so wichtigen Werkes beyzutragen versprochen, dass dieses selbst nicht bloss zum Unterricht und Vergnügen des Gelehrten, des Statistikers und der Neugierigen dienen, sondern ein Handbuch für den Staatsmann seyn solle, um diesem in seinen wichtigsten Arbeiten die Zeit, die er sonst zum Studium archivalischer Nachrichten hätte verwenden müssen, zu sparen: so musste, nach solchen Versprechungen der deutsche Statistiker ein Meisterwerk erwarten, das als ein Frankreich ganz eigenes Nationalwerk angesehen werden könne. Zuerst schien aber auch bedenklich, ein solches Werk in einem Zeitpuncte zu unternehmen, in welchem das Land selbst nicht im gewöhnlichen, natürlichen Zustande, das System der Regierung selbst (damals) noch nicht fest gegründet, die diplomatischen Verhältnisse aller Art noch nicht geordnet waren. Frankreich erstand kaum einer schweren Krankheit. Wer auch itzt seinen Zustand zeichnete, der stellte nicht das gesunde Frankreich dar. Doch auch diesen Zustand kennen zu lernen, schien interessant und lehrreich, vorzüglich dem Staatsmann. Es war ein verdienstliches Werk, alles systematisch hinzustellen, was die Regierung wusste, was so viele Geschäftsmänner gesagt und geschrieben hatten. Wenn dann in der Folge der Zeit, nach völliger Herstellung der Ordnung, das veränderte Frankreich eben so treu und redlich wäre geschildert worden: was hätte nicht die Regierung selbst durch eine getreue Vergleichung gewonnen! welche Ansichten hätten ihr gegeben werden können! Wenn man die Krankheiten in ihrem Grunde kennt, ist man am fähigsten, sie zu heilen. Das mochte auch wohl die Absicht der Regierung seyn, als sie so rastlos aus allen Winkeln des Staats die umständlichsten Nachrichten einzog, und aus der ungeheuern Masse ein Ganzes zu ordnen ermunterte.

Sodann entstanden einige Zweifel über die Kürze der Zeit, in welcher das Ganze erscheinen sollte,

Eine so ungeheure Masse von statistischen älteren und neueren Nachrichten zu ordnen, die Spreu von dem Waizen zu sondern, schien auch für acht Gelehrte — soviel sind Hauptmitarbeiter — selbst mit deutschem Fleiſse einen längeren Zeitraum als ein Jahr zu fodern; besonders da bekanntlich die officiellen Berichte selbst nicht immer den Absichten der Regierung entsprochen hatten, in manchen sich häufige Lücken zeigten, und fast alle der genauesten statistischen Prüfung unterworfen werden mussten. Allein diese Zweifel verschwanden wenigstens zum Theil, wenn man *Herbin* versichern hörte, dass eine Menge durch Frankreich zerstreute Geschäftsmänner und Gelehrte auf jeden Wink bereit sey, diesen acht Verfassern auf alle Art ihre Arbeiten zu erleichtern. Mit Vergnügen las daher Rec. auch den Theil der Einleitung von *Peuchet*, wo der Plan lichtvoll entwickelt wird. Wenn auch mitunter der Vf. denselben zu weit ausdehnte, und Gegenstände zur Statistik zählte, welche von deutschen Statistikern schwerlich darin würden aufgenommen worden seyn: so dachte Rec., es sey besser, man erhalte zu viel, als zu wenig, und es komme endlich wohl nicht darauf an, ob man einen oder zwey Bände mehr bezahlen müsse, wenn nur nichts weggelassen, und das in eine Statistik nicht gehörige nur sonst brauchbar sey. Aber wie sehr wurden alle Erwartungen des Rec. getäuscht, und seine Zweifel und Bedenklichkeiten bestätigt, als er das Werk zur Hand nahm! — Eine genaue Zergliederung desselben wird uns die beste Gelegenheit geben, ein Urtheil über das Ganze zu fällen, das ohne ein solches Detail, bey dem Rufe, in welchem mehrere Mitarbeiter stehen, zu gewagt scheinen möchte.

Gleich in der Einleitung, die allerdings verschiedene, zum Theil noch unbekannte schätzbare Nachrichten von dem Schicksale und der Literatur der Statistik enthält, müssen wir bedauern, dass Hr. *Peuchet* — der Vf. mehrerer sehr guten Schriften — nicht eine vollständige Literatur wenigstens der neuesten Statistik geliefert hat, wie sie ein deutscher Statistiker einem solchen Werke vorangesetzt haben würde. Er zählt zwar die meisten, oder wie er sich ausdrückt, die vorzüglichsten sogenannten Jahrbücher auf; aber er lässt sich über den Werth oder Unwerth derselben nur wenig kritisch heraus. Hier findet man nicht, wie allerdings zu wünschen gewesen wäre, alle Ausgaben besonders bemerkt, sondern überhaupt nur ein oberflächliches Räsonnement, oft nicht einmal den richtigen Titel. Von den rheinischen Departements kennt der Vf. nur *Van Recum's* und *Wasserfall's* Beschreibungen. *Dorsch's* treffliche Statistik des Roerdepartements war damals noch nicht erschienen; aber doch *Lehne's* und *Zegowitz* Jahrbücher. Wie *Wasserfall's* elendes Machwerk zum lehrreichen gestempelt werden könne, ist unbegreiflich. Von *Belgien* finden wir *Breton* nicht bemerkt, der doch verschiedene schätzbare und neue Nachrichten mittheilt; und noch dürftiger ist die Literatur von den piemontesischen und savoyischen Departements, wo *Denina's* statistische Übersicht gewiss angeführt zu werden verdient hätte. Überhaupt wäre es wohl bey einem Werke von so allgemeinem Umfange Pflicht gewesen, *alle* die Quellen kritisch genau anzugeben, aus welchen der Herausgeber und seine Gehülfen dieses Werk zusammengesetzt haben, um so mehr, als in den einzelnen Ausarbeitungen nur selten die eigentlichen Quellen genannt worden sind. Diese Unterlassung wirkt daher ein sehr ungünstiges Vorurtheil, besonders, wenn man weiss, wie flüchtig manche dieser Beschreibungen abgefasst sind, und wie wenig mehrere Beamte sich angelegen seyn liessen, die Befehle oder Wünsche der Regierung zu befolgen und zu befriedigen. Viele tragen offenbar das Gepräge der Eilfertigkeit; bey manchen sieht man, dass die Vff. die Fragen der Regierung nicht vollkommen verstanden; mehrere gestehen freymüthig ihre Unwissenheit, oder klagen über die geringe Unterstützung, welche sie von den Unterbeamten erhielten. Diese selbst gaben den Fragenden theils keine, theils höchst unbedeutende oder allgemeine Antworten, worüber *Dorsch*, *Dupin*, *Dalencon*, *D'Alfonse* und mehrere Andere die lautesten Klagen führen. Überhaupt wird man sich bey einer genauen Prüfung der einzelnen Beschreibungen vollkommen überzeugen, dass zur Befriedigung der löblichen Wünsche der Regierung fast nirgends die erfoderlichen Vorbereitungen geschehen waren. Hier hätte also *Peuchet* Gelegenheit gehabt, mit kritischer Genauigkeit alle vorhandenen gedruckten Quellen zu prüfen, und überhaupt zu zeigen, wie die Vff. der allgemeinen Statistik in Benutzung derselben zu Werke gegangen, und wie das Mangelhafte aus archivalischen Nachrichten, oder durch die Unterstützung von Privatpersonen ersetzt worden. Das war erfoderlich, wenn diese allgemeine Statistik ein zuverlässiges und selbst für den Staatsmann unterrichtendes Nationalwerk hätte werden sollen. Wenn in der Grundlage selbst über einen der Hauptpuncte mit so vieler Flüchtigkeit hinweggegangen wird, was soll man vom Ganzen erwarten? Und welche Vorsicht ist nun nothwendig, wenn man dieses Werk selbst zur Grundlage seines statistischen Studiums machen will? besonders da, wie wir zeigen werden, das Werk mit einer Menge Druck oder Schreibfehler angefüllt ist, die in einem solchen statistischen Buche — soll es an seiner Glaubwürdigkeit nicht leiden — entweder gar nicht Statt finden dürfen, oder wenigstens angezeigt seyn müssen.

Im ersten Bande beginnt *Herbin* mit einer sogenannten *Topographie generale*. Überaus flüchtig beschreibt er auf 20 Seiten die Lage, Grenzen, Klima, den Flächeninhalt des alten und neuen Frankreich, der Inseln und Kolonialbesitzungen, der Flüsse, Kanäle Seen und Gebirge. Wir erwarteten hier ein eigentliches statistisches Gemählde von Frankreich, wie es deutsche Statistiker gezeichnet haben würden; einen Abriss, wie Frankreich den jetzigen Umfang erhalten, wie z. B. *Hassel* und andere von Österreich, Preussen u. s. w. geliefert haben; aber hier findet man von den angegebenen Gegenständen nicht einmal soviel, als uns deutsche Schulbücher darüber sagen. Auszeich-

nend ist zwar die Tabelle der Längen- und Breitengrade, des scheinbaren Auf- und Niedergangs der Sonne von allen Hauptstädten der Departements; aber diese Tabelle weicht durchaus von den Angaben in der *Connaissance des tems* vom nämlichen Jahre ab, und man findet nicht, worauf sich diese Abänderungen sowohl, als die Angaben bey jenen Orten, die in der *C. des t.* nicht verzeichnet sind, gründen. Auch sind die Zahlen selbst äusserst unrichtig abgedruckt. *Laon* z. B. steht hier 21° 17′ 29″ L. und 47° 33′ 52″ B. in der *C. des t.* 1° 17′ 12″ (von Paris östlich) und 49° 33′ 54″. Offenbar ist 47 ein Druckfehler; aber dergleichen sollte man hier nicht finden, und man findet deren noch eine grosse Menge. Über den Flächeninhalt hätte man gern die verschiedenen Angaben gelesen. Hier nur einige flüchtige Bemerkungen. Das ganze Areal des europäischen Frankreichs wird auf 762625 franz. □ Kilometer oder 30505 franz. □ Lieues = 10981⅘ geographische □ Meilen angegeben. Dass hier die piemontesischen Departements und die Insel Elba nicht angegeben sind, da man doch die Beschreibung nicht nur im 6 Bande, sondern auch in mehreren Abhandlungen z. B. über den Boden u. s. w. lieset, ist ein Beweis, dass das Werk nicht nach einem festen Plane ausgearbeitet wurde. Zählt man ferner die einzelnen Angaben bey den Departements zusammen, so trifft diess nicht mit der Hauptangabe überein. Rechnet man diese nebst den piemontesischen Departements zusammen, so kämen 31654 □ Lieues = 11395⅗ geographische □ Meilen heraus. Deutsche Statistiker nehmen 11470 □ Meilen und darüber bis zu 12000 an. Das Areal der auswärtigen Inseln und Besitzungen wird auf 8563 □ Lieues = 3082⅗ □ Meilen geschätzt. Wie wenig man sich übrigens auf die Richtigkeit der von *H.* angegebenen Zahlen verlassen kann, davon liefert derselbe S. 14 und 15 einen auffallenden Beweis. Nach S. 14 beträgt der Flächeninhalt ohne Korsika, jedoch wahrscheinlich mit den übrigen europäischen Inseln, 30121. □ Lieues 118.035464 arpens oder 60.245332 Hectaren. S. 15 wird das ganze Areal auf 30505 □ Lieues, 61.225.812 Hectaren oder 112.956.587 Arpens angegeben. Dass bey letzterem ein nirgends verbesserter Druckfehler eingeschlichen sey, fällt von selbst in die Augen. Aber da S. 14 nebst Korsika auch noch das Areal der verschiedenen kleinen Inseln angegeben ist, so sollte man glauben, dass diese nicht unter jenen stecken. Das ist aber doch der Fall, und nur Korsika ist nicht darunter begriffen. Rechnet man aber die Angabe zu den ersten, so kommt zwar obige Zahl der Hectaren, aber 119.956587 Arpens und 30005 □ Lieues heraus. Welche Angabe ist nun die richtige? Von S. 21—115 liefert Hr. *H.* die verschiedenen Ein- und Abtheilungen Frankreichs unter römischer Herrschaft und dann von 1789 nach den *Gouvernements, Generalités* und *Intendances*; in kirchlicher Hinsicht die älteren, jene von 1789. 1790 und die neuesten, ferner die Eintheilung in 102 Departements, in Departements und Districte, endlich in Präfecturen und Gemeindebezirke. Wenn einmal der Vf. die ältesten Eintheilungen anzeigen wollte, so hätte er auch jene im Mittelalter, und in den Zeiten der Feudalherrschaft, so wie den Übergang von einer zur anderen, angeben sollen; auch wäre hier, wenn es nicht in der Hauptübersicht geschehen wäre, der Platz gewesen, zu zeigen, wie ein Stück nach dem anderen unter französische Herrschaft gekommen. Kurz, hier hätte eine skizzirte Geschichte des Anwachses des französischen Reichs am schicklichsten eingeschaltet werden können. Was würde hier ein deutscher Statistiker auf einem solchen Raum geleistet haben! Der Abschnitt von der Bevölkerung von S. 118—141 ist etwas besser und gründlicher gerathen. Der Vf. legt hier die älteren Angaben seit 1754 und die neueren während der Revolution vor. Er hält die Zählung, welche vermöge der Verordnung vom 26 Aug. und 11 Sept. 1802 vorgenommen wurde, für die richtigste. Wir hätten zugleich die Angabe der Gründe gewünscht. Nach dieser ergeben sich für ganz Frankreich mit Einschluss von Piemont und der Insel Elba überhaupt 34.976313 Seelen. Der Vf. meint jedoch, es sey nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, dass einige Verschiedenheit zwischen diesen Angaben und dem wirklichen Bestande herrsche. Es würde leicht seyn, sagt er, diese Angaben aus den sinnreichen Tabellen des *Duquesnoy* von den Bevölkerungsverhältnissen zu rectificiren; gleichwohl hat er uns mit dieser Rectification nicht beschenkt. Dass dieses höchst nothwendig gewesen wäre, haben *Dorsch*, *Zegowitz*, *Dupin*, *Lehne* und andere bewiesen, da sie die Unrichtigkeiten in den Volkszählungen in den einzelnen Departements nicht nur zeigten, sondern auch die Gründe angaben, warum fast alle Zählungen nichts taugten. *Dupin* besonders giebt hierüber sehr merkwürdige Aufschlüsse. Von den verschiedenen Classen der Einwohner legt der Vf. nur die älteren Angaben vom alten Frankreich vor; warum nicht von neueren Zeiten und den neuen Erwerbungen, da Hr. *H.* aus archivalischen Quellen schöpfen konnte? Interessant und nothwendig wäre es doch gewiss gewesen, die Verhältnisse des neuen und alten Frankreich vorzüglich in dieser Hinsicht zu kennen, und lehrreich gewiss für den Staatsmann! Auch haben meist alle Präfecte und viele Gelehrte hierüber sehr lehrreiche Untersuchungen angestellt. Über die Verhältnisse der Volksmenge zum Flächeninhalte liefert der Vf. 3 Tabellen, eine nach den Provinzen von *Bonvallet Desbrosses*, die andere nach den Generalitäten von *Necker*, und die dritte nach Departements, so wie sie schon oft abgedruckt wurden. Nach den Provinzen kommen 917 Seelen, nach den Generalitäten 916 und nach den Departements, (jedoch ohne Piemont und Elba) 1086 $\frac{173}{6374}$ auf eine □ Lieue. Dieses beträgt nach unserer Zusammenrechnung 3017 Seelen auf eine □ Meile; rechnet man nun Piemont und Elba dazu, so kämen ungefähr 3050 auf eine geographische □ Meile. Es zeigt wirklich von *Herbin's* Planlosigkeit, dass er bald □ Lieues, bald □ Meilen angiebt, bald Piemont

und Elba hinzusetzt, bald wegläfst, wodurch ein nicht stets aufmerksamer Leser sehr oft irre geführt werden kann. Diese Verhältnisse geben zu allerley Betrachtungen Anlass, wenn nicht der Flächeninhalt in den neuen Erwerbungen, wie viele vermuthen, zu gering angesetzt ist. Zu hoch ist die Bevölkerung in den neuen Departements, wie alle Untersuchungen darthun, gewiss nicht angenommen, wohl aber zu niedrig. Übrigens sind die Tabellen alphabetisch. Zum schnellen Überblicke wäre räthlicher gewesen, Hr. *H.* hätte sie nach der Dichtigkeit der Bevölkerung eingerichtet. Das Übrige dieses Abschnitts enthält Betrachtungen über die Verhältnisse der Gebornen, Gestorbenen und der Ehen, über die Ursachen der Sterblichkeit, und über die wahrscheinliche Lebensdauer. Alles dieses ist ziemlich oberflächlich behandelt, und der Vf. kennt weder unseren *Süssmilch*, und andere Deutsche, noch selbst einige Franzosen, die hierüber gründlich geschrieben haben. Im 8 Bande liefert Hr. *H.* eine Generaltabelle über die Gebornen, Ehen und Verstorbenen im J. 9 vom alten Frankreich mit der Bemerkung, dass die 4 rheinischen Departements und die 6 piemontesischen fehlen, weil sie damals mit Frankreich noch nicht vereinigt gewesen. Von den ersten ist das unrichtig. Und warum lieferte Hr. *H.* diese Tabelle nicht von 1802? Die Archive standen ihm ja offen. Ferner wäre lehrreich gewesen, wenn er diese Tabellen nicht blos nach der alphabetischen Ordnung der Departements, sondern auch nach den Verhältnissen der Sterblichkeit u. s. w. eingerichtet hätte. Aber für solche interessante Berechnungen und Vergleichungen hatte Hr. *H.* entweder keinen Sinn, oder nicht Geduld genug. Es war bequemer, das Abgeschriebene blos abdrucken zu lassen.

Die Abhandlung *Sonnini's* über Grund und Boden (von S. 141—189) enthält verschiedene schätzbare Berechnungen und Bemerkungen; aber man sieht, dass überall der auch angeführte *Arthur Young* zum Grunde liegt. Wo dieser den Vf. verläfst, da strauchelt er nicht selten. Die Tabellen über den verschiedenen Boden des Reichs mit Einschluss von Piemont, so wie über die Art der Benutzung, ist allerdings sinnreich; aber auf die Zuverlässigkeit können wir, nach den Bemerkungen bey den einzelnen Departements zu schliessen, nicht viel bauen. So sagt der Vf. gleich zuerst vom Departement des Donnerbergs, es bringe ein *wenig* Getreide, Flachs, Hanf und Wein. Aber der Vf. hätte von *Lehne* in seinem trefflichen Jahrbuche vom Jahre 9 lernen können, dass zwar der Gemeindebezirk Zweybrücken in gewöhnlichen Jahren jährlich noch ungefähr 12266 Zentner Getreide braucht, und der Gemeindebezirk Kaiserslautern ungefähr nur so viel baut, als er bedarf; dagegen der Gemeindebezirk Speier einen Überschuss von 7940 Zentner, und Mainz von 224730 Zentner hat. Überdiess wird der Mangel im zweybrücker Gemeindebezirke durch den Kartoffelbau ersetzt, und nur weniges Getreide aus dem Meurthe- und Mosel-Departement geholt. Auch ist bekannt, dass aus diesem Departement vor dem Kriege der Überschuss theils auf dem rechten Rheinufer, theils den Rhein hinab verführt wurde. *De la Lanze* gesteht selbst S. 224, dass dieses Departement noch einmal so viel ausführe, als es bedürfe.

Hierauf folgt (S. 189—234) der Artikel: Ackerbau, bearbeitet von *de la Lanze*. Diese Abhandlung enthält mehrere sehr schätzbare Bemerkungen über den Zustand des Ackerbaues in Frankreich überhaupt, und der Vf. ist unparteyisch genug, auch die schlechten Seiten desselben darzustellen. Er gehet die Departements einzeln durch, und man sieht es wohl, dass er Youngs Reisen vor Augen gehabt; aber man muss ihm auch zum Lobe nachsagen, dass er alle vorhandenen einzelnen Departemental-Beschreibungen gekannt, und trefflich benutzt hat. Hie und da findet man auch eigene neue Bemerkungen, die in jenen Beschreibungen nicht anzutreffen sind. Inzwischen hat sich der Vf. doch hier auch den fast allen französischen Statistikern eigenen Fehler zu Schulden kommen lassen: er räsonnirt und declamirt zu viel, und vergisst darüber hie und da die Aufführung wissenswerther Thatsachen. Von S. 235 an liefert *Sonnini* die Abhandlung über die Production, jedoch hier nur über das Thierreich; denn auf eine auffallende, durch die am Ende beygefügte Note durchaus nicht gerechtfertigte Art, wird die Abhandlung über das Pflanzenreich dem 7 Bande angehängt. Der Vf. zählt hier alle in Frankreich, zum Theil auch in den piemontesischen Departements befindlichen nutzbaren Thiere, selbst Katzen Mäuse und Frösche auf, verbreitet sich sehr weitläufig über die Zucht der Thiere, und die Benutzung aller animalischen Producte, ohne dabey die bestehenden Fehler zu verschweigen. Wir wollen hier der grossen Menge geographischer Fehler, die vielleicht Druckfehler seyn können, nicht gedenken, auch nicht einmal die höchst unnöthige Weitläuftigkeit rügen, die sich der Vf. nebst vielen in eine Statistik gar nicht gehörigen Räsonnements erlaubt; aber das ist unverzeihlich, dass derselbe vom eigentlichen Bestande der Pferde, des Rindviehes, der Schweine und Schafe nur eine allgemeine Zahl angiebt, ohne diese durch die fast von allen Departements eingereichten und öffentlich bekannt gemachten Angaben zu begründen, oder auch nur anzuführen, dass diese Zahl aus den einzelnen Zusammenrechnungen entstanden sey. Diess wird noch auffallender und unverzeihlicher, wenn man in der Vorrede liest, dass dem Vf. dieser Statistik alle archivalischen Quellen geöffnet waren. Wie weit sorgfältiger würde ein deutscher Statistiker alle einzelnen Angaben zusammengestellt und geprüft haben! Welche Gelegenheit hätte da der Vf. gehabt, die Departements mit einander zu vergleichen! Wie nützlich hätten dergleichen Gegeneinanderstellungen dem französischen Staatsmann seyn können! Gewiss würden ihm diese angenehmer gewesen seyn, als alle die Räsonnements, welche in eine Statistik nicht gehören.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 MÄRZ, 1807.

STATISTIK.

Paris, b. Buisson: *Statistique generale et particuliere de la France et de ses colonies*, par P. E. Herbin etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die Beschreibung der Fische und Fischereyen von S. 332 an (mit Ausschluss des Stockfisch- und Wallfischfangs) ist sehr gut, und gehört zu den vorzüglichsten Stücken des ganzen Werks. Aber auch hier vermisst der Statistiker manche detaillirte Angabe, und zu bedauern ist, dass die Tabellen über den Ertrag des Heringsfangs nur von 1750, 1751 und von 1781—1789 gehen, von neueren Zeiten aber nichts gesagt wird, was doch in mehr als einer Rücksicht interessant gewesen wäre. Übrigens scheinen die Tabellen selbst auch Zweifeln ausgesetzt zu seyn. Wenigstens muss man mistrauisch werden, wenn man S. 36 den Werth von 8452 Lasten Hering (1786) auf 1262915 Franken bey *Dieppe* angegeben sieht, und diesen Werth mit den *nämlichen* Zahlen für 4940 Lasten bey *Fecamp* findet. S. 364 setzt der Vf. den Werth von jenen auf 2,727,937 Franken.

Von der Bienenzucht, von Wachs und Honig räsonnirt der Vf. viel im Allgemeinen, auch einiges von verschiedenen Departements; aber vom eigentlichen Stande der Bienenzucht und vom Ertrage, was der Statistiker hier sucht, findet man nichts genau bestimmtes, neues, archivalisches und allgemeines. Ausführlicher sind die Nachrichten von den Seidenwürmern und dem Seidenbau. Man findet hier allerley treffliche, zum Theil auch neue Bemerkungen; allein die neuesten Nachrichten von 1800—1802 vermisst man ungern, da doch unter andern der Präfect *Verninac*, den der Vf. in der Einleitung über seine Kürze tadelt, in der Beschreibung des Rhône-Departements darüber einige schätzbare Nachrichten gesammelt, und der Regierung mitgetheilt hat, die also auf keinen Fall dem Vf. unbekannt seyn durften. Überhaupt aber muss man bey dem ganzen Artikel über die Producte des Thierreichs bedauern, dass das Ganze nicht nach einem bestimmten Plane und gleich bearbeitet worden ist. Bald findet man Nachrichten von der Veredlung der Producte und vom Handel damit, bald zeigt uns der Vf. nur jene, oder nur diesen an, bald sagt er von beiden nichts. Daher kommen dem in den folgenden Bänden so viele Wiederholungen vor, welche überhaupt in diesem Werke häufig sind. Keiner der Mitarbeiter scheint nach einem allgemeinen Plane gearbeitet zu haben, und der Herausgeber war der Mann gar nicht, aus den vielen zum Theil schätzbaren Nachrichten ein Ganzes zu ordnen.

Der zweyte Band hebt mit einer Schilderung der Producte des Mineralreichs und ihrer Benutzung an. Sie ist von *Grosse*, dem Vf. mehrerer gekrönter geologischer und mineralogischer Abhandlungen und officieller mineralogischer Reisen. Zuerst eine kurze Geschichte des Bergbaues bis auf die neuesten Zeiten: allerdings interessant, aber gewiss für eine Statistik zu weitläuftig. Man findet hier eine ziemlich ausführliche Literatur von mineralogischen Schriften, und ganze Auszüge aus ihren Werken, von S. 24 sogar wörtlich *Robilant's* besonders gedruckten Bericht von seiner Reise durch die piemontesischen Thäler. Von S. 54 werden die mineralogischen Producte Frankreichs nach 6 Classen mit Hinweisung auf die Departements, wo sie sich finden, beschrieben. Aber das, was der Statistiker hier suchen muss, findet er nicht in diesem Bande, sondern am Schlusse des 8ten in der *Collection des tableaux et Cartes*. Hier ist die reichste und schätzbarste Sammlung vom eigentlichen Zustande Frankreichs in dieser Rücksicht; aber warum diese Darstellung gewonnener und bearbeiteter Mineralien hier nicht gleich eingeschaltet wurde, da die Tabellen gröfstentheils klein sind, und manches gar nicht in Tabellenform vorgetragen wird, ist gar nicht abzusehen, und ein neuer Beweis von der Planlosigkeit des Werks. Übrigens vermisst man bey diesen Tabellen selbst meistentheils die Angabe des Jahrs. Rec. hat sich die Mühe gegeben, die vorliegenden Tabellen u. s. w. mit den Jahrbüchern und Beschreibungen einzelner Departements zu vergleichen, und hier oft ganz andere Angaben gefunden. Es scheint, dass die hier angegebenen Data zum Theil nur von den ersten Jahren der Revolution herrühren, andere noch älter sind. Aus dem Ganzen erhellt indess, dass Frankreich noch einen sehr grossen unbenutzten Reichthum hat, und dass es, wie der Vf. ausdrücklich S. 66 sagt, den Franzosen unter einer die Industrie jeder Art schützenden und belebenden Regierung sehr leicht seyn würde, sich von einem Tribut von 36 Millionen Livres, die sie nach einer Berechnung von 1787 dem Auslande für mineralische Producte zahlten, nicht nur zu befreyen, sondern sogar das Ausland auch in dieser Rücksicht an Frankreich tributär zu machen.

Von S. 67 beschreibt *Peuchet* die Industrie überhaupt, Künste und Handwerke des gesamten Fabrik- und Manufacturwesens, den inneren, äusseren und

nem Zweifel, dass Necker falsch gerechnet hat. Der angegebene Vortheil von 70 Millionen verschwindet, und es ergiebt sich, dass die Balance mit 68399000. Livres gegen Frankreich sey. Diese Berechnung ist auch um so gründlicher, als sie nicht von einem Jahre, sondern durch das Mitteljahr von 1785, 1786 und 1787 gefunden wurde. Sehr richtig bemerkt *Peuchet*, dass die Bilanz von 1792 kein sicheres Resultat gewähre, da theils die Revolution ihre vollen Wirkungen auf die Industrie hatte, theils die Nation fast mit ganz Europa im Kriegsstande war. Vom J. 1800 theilte *Peuchet Chaptals* officiellen Bericht mit, wornach für 325,116000 Franken Waaren eingeführt, und nur für 271575000 ausgeführt wurden, folglich Frankreich die Bilanz mit 53,541000 Livres gegen sich hatte. Hiebey ist besonders merkwürdig, dass die Ausfuhr von Wein nur gegen 1799, älterer Jahre nicht zu gedenken, um die Hälfte, und von Brantwein gegen 1 Drittel gefallen war; Frankreich 32 Millionen Pfund fremden Zucker, und 15 Millionen Pfund fremden Kaffee, die Hälfte mehr als 1799 kaufte, und in eben dem Jahre für 133 Millionen Franken rohe Materialien zu den Manufacturen vom Auslande bedurfte, statt dass es 1799 nur für 96 Millionen einkaufte. *Chaptal* meinte zwar, das sey ein gutes Zeichen der vermehrten Industrie, und gebe Hoffnung zur vergröfserten Ausfuhr für die folgenden Jahre. Ob diese Hoffnungen sich realisirt haben, ist bis itzt officiell noch nicht bestätigt; denn bis jetzt sind nur die Resultate von 1801 bekannt, die *Peuchet* nicht anführt. In diesem Jahre belief sich die Ausfuhr, so wie solches in mehreren französischen und deutschen Journalen behauptet wurde, zwar auf 305,207000, also 54,541000 Franken mehr, als in 1800; allein die Einfuhr stieg auch auf 417,863000 Franken, also 92,747000 mehr, als im J. 1800, und Frankreich hatte mithin in diesem Jahre die Bilanz mit 112,636000 Franken gegen sich. Bemerkenswerth ist, dass sich die Einfuhr der rohen Producte fast um die Hälfte gegen das vorige Jahr vermindert hatte. Mehrere Betrachtungen liessen sich aus vielen Umständen, verglichen mit der Zeitgeschichte, anstellen, wenn hier der Ort dazu wäre. Über den Kolonien-Handel legt *Peuchet* zwey schätzbare Tabellen (im 8ten Bande) vor, aber sie erstrecken sich nur über die westindischen Inseln und Guiana, und zwar nur von 1788. Aus diesem ergiebt sich, dass in 7 Häfen überhaupt für 218,511000 Liv. Kolonial-Waaren eingekommen sind. (Im Texte steht 306 der Druckfehler 118 Millionen.) Zucker und Kaffee machten weit über die Hälfte. Von jenen Waaren bedurfte Frankreich zum eigenen Gebrauche etwa die Hälfte, das übrige wurde ausgeführt. Die ganze Ausfuhr betrug mit den Frachtkosten, Abgaben und dem Gewinn der Kaufleute 157 Millionen. Der ganze Importations-Handel von Westindien beschäftigte damals 686 Schiffe mit 219122 Tonnen. Wie viel Frankreich den Kolonien lieferte, ist nicht bemerkt. Etwas davon findet man Tabelle VII, und in der Beschreibung der Kolonien noch Mehreres, so dass man eine genaue Uebersicht und Vergleichung nur durch eigene Zusammenrechnung finden kann. Von fremden Nationen, oder wenigstens durch fremde Flaggen, erhielten die Inseln im nämlichen Jahre für 23,664000 Waaren, (durch die Britten allein für 12,161000 Livres,) und sie gaben dafür nur 13,744000 Liv., (den Britten für 5,679000 Liv.). Von dem Kolonial-Handel in neueren Zeiten findet man nichts. Man weiss aber, dass 1801 aus den Kolonien nur für 2,077200 Franken Waaren nach Frankreich kamen. Ein merkwürdiges Factum, wenn man es mit der oben bemerkten *ganzen* Importation und Exportation von demselben Jahre vergleicht. Den Handel nach Ostindien und China sieht der Vf. nicht als Kolonie-Handel an. In 1788 lieferte China und Ostindien überhaupt für 20 Millionen Livres Waaren. Aus Frankreich wurden an chinesischen und indischen Waaren und Kaffee *Mocka* und *Bombon* überhaupt für 18 Millionen Livr. ausgeführt. (Sollte diess nicht ein Druckfehler seyn?) Von der ostindischen Compagnie findet man einige treffliche Nachrichten. Ueber die Schiffahrt theilt *P.* auch einige interessante Nachrichten mit, und zwar bis 1800. Von den Einrichtungen, welche Beziehung auf den Handel haben, nennt der Vf., (vermuthlich *Herbin*,) S. 324 einige, spricht aber umständlich bloss von der Nationalbank, deren Errichtung und vortheilhafte Operationen in den ersten 8 Monaten ihrer Entstehung er genau, nachdem, was hierüber der Moniteur gesagt hat, schildert. Aber man hätte hier auch von allen anderen Anstalten und Beförderungsmitteln des Handels Nachrichten lesen mögen. Etwas davon findet man doch in den Zusätzen S. 507 am Ende dieses Bandes. Von Mass, Gewicht und Münzen handelt *Herbin* umständlich, und trägt Alles vor, was man zu wissen nöthig hat, und überall findet. Ueber den Zustand der Strassen liefert *Herbin* einiges, aber nichts vollständiges. Dafür lesen wir 28 Reiserouten oder Hauptstrassen von Paris bis an die Grenzen, und von 97 anderen, die nicht über Paris führen, aber doch Hauptstrassen sind. Wie diese so umständlich in eine Statistik kommen, ist nicht abzusehen. Nach einer kurzen Einleitung über die Schiffahrt überhaupt giebt *H.* S. 400 ein alphabetisches Verzeichniss aller schiffbaren Flüsse und Kanäle (selbst der noch projectirten). Die dazu gehörige Karte vom Ingenieur *Poirson* ist sehr schön gezeichnet, gestochen und illuminirt. Man findet hier nicht nur alle grossen, mittleren, und kleinen schiff- und flössbaren Flüsse angezeigt, und deutlich unterschieden, so wie auch alle Kanäle, sondern *Peuchet* hat auch alle projectirten, und wirklich zur Ausführung beschlossenen Kanäle, und solche, deren Nutzen anerkannt ist, die aber noch nicht projectirt sind, genau angezeigt und unterschieden. Unter anderen ist hier der 1801 projectirte Kanal angedeutet, welcher den Rhein von Drusenheim an durch die Vogesen hindurch mit der Mosel bey Nancy, und diese hinter Toul mit der Maass verbinden soll, die dann mit der Marne, und so mit der Seine und Paris vereinigt würde. Ein überaus wichtiges Project, auch für Deutschland! Von dem speciellen Nutzen der Schiffahrt selbst auf den grossen Flüssen, wie hie und da in deutschen Journalen von deutschen und anderen Flüssen nützliche Nachrichten gegeben worden sind, findet man hier nichts.

(Die Fortsetzung folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 MÄRZ, 1807.

STATISTIK.

Paris, b. Buisson: *Statistique generale et particuliere de la France et de ses colonies*, par *P. E. Herbin* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

S. 454 — 499 giebt *Peuchet* die *diplomatie politique et commerciale*. Hier werden alle damals bestehenden Tractaten Frankreichs theils ganz, theils in weitläuftigen Auszügen, oft sogar mit den darüber erstatteten Berrichten, vorgelegt. Vieles hat sich darin natürlich geändert. Lehrreicher wäre gewesen, wenn *P.* die politischen und commerciellen Verhältnisse Frankreichs mit den europäischen Staaten, kurz, wie es bey einigen geschieht, geschildert, und bloss durch die Stellen aus den neuen Tractaten selbst die Angaben belegt hätte. So ist der Artikel viel zu weitläuftig. Noch findet man am Schlusse dieses Bandes einige Zusätze, wovon mehrere im Texte selbst, z. B. über verschiedene Handelsinstitute hätten angeführt werden sollen.

Der dritte Band hebt mit der Beschreibung des öffentlichen Unterrichts an. Sie ist von *Amaury Duval*, Chef des Bureau der Wissenschaften und Künste beym Minister des Innern. Man findet hier sehr umständliche Nachrichten von allen in Frankreich bestehenden Unterrichtsanstalten nach dem neuen Plane vom Jahre 10. Nach diesem würde der ganze Unterricht dem Staate 7,310000 Franken kosten. Aber 1802 kostete er nur 2 Millionen, die übrigen Einrichtungen sollen nur nach und nach getroffen werden. In den von den Gemeinden zu errichtenden Primär-Schulen lernt man bloss lesen, rechnen und schreiben. Sie sollen in elendem Zustande seyn. Die Lehrer erhalten nichts als freye Wohnung und Schulgeld. Alle Schulen, wo Unterricht in der lateinischen und französischen Sprache, in der Erdbeschreibung, Geschichte und Mathematik gegeben wird, heissen Secondär-Schulen. Die Lehrer haben auch noch keine fixen Gehalte; aber die Regierung will sie durch Gratificationen u. s. w. noch zur Zeit unterstützen. Die Einrichtung der Liceen ist bekannt, so auch das Prytaneum der verschiedenen Specialschulen und anderer öffentlichen Institute. Es ist hier der Ort nicht, über die zweckmässige oder nicht zweckmässige Einrichtung aller dieser Anstalten zu urtheilen, und wir bemerken nur, dass der Vf. alle sehr umständlich beschreibt. Derselbe giebt uns unter der Rubrik *Sciences et arts* weitläufige Nachrichten von den zu diesem Behufe errichteten Instituten, wohin auch Bibliotheken, Theater u. s. w. gezählt werden. Von den Anstalten in den Departements wird uns wenig gesagt; desto umständlicher von denen in Paris, und vorzüglich weitläufig vom Nationalinstitut, von dem hier, jedoch nicht zusammen, die ganze Einrichtung durch die abgedruckten Verfügungen der Regierung mitgetheilt wird, und die Namen aller Mitglieder angeführt werden. S. 62 steht ein langes Verzeichniss von Gelehrten und Künstlern aller Art mit kurzen Raisonnements, auf die wir uns hier nicht einlassen können. Bey den meisten sind ihre vorzüglichsten Werke angegeben. Allgemeine Notizen von allen diesen Gegenständen gehören zwar allerdings in eine Statistik, aber so detaillirte Angaben, der Abdruck von vielen Regierungsverordnungen, gewiss nicht. Ein deutscher Statistiker würde die Männer genannt haben, die sich um die Nation durch ihre gelehrten Arbeiten oder ihre Kunstwerke verdient gemacht haben, oder noch machen; aber einen Artikel zu geben, wie *Erudits-historiens-Romanciers* im nämlichen Abschnitte, das würde ihm nicht eingefallen seyn. Dass überdiess das Ganze nicht vollständig sey, fällt in die Augen. Von älteren, um die Nation hochverdienten Männern findet man soviel als gar nichts

Nun folgt S. 127 — 244 eine von *Dumuys* verfasste Beschreibung der Denkmäler, öffentlichen Gebäude u. s. w. nach den Departements. Erstlich ist diese Beschreibung nicht ganz vollständig. Rec. hat mehrere einzelne Beschreibungen der Departements verglichen, und grosse Lücken gefunden. Von den neuen Departements und Piemont ist sie dürftig ausgefallen. Zweytens gehörten diese Nachrichten gar nicht in die Statistik, und noch weniger hieher. Da im 5 und 6 Bande die Departements beschrieben werden, so hätte man die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten allenfalls bey dieser Gelegenheit, wie auch hie und da wirklich geschehen, anführen können, wenn man doch glaubte, dass diese Topographie in die Statistik gehörte.

Auf diese Schilderung folgt eine Beschreibung der mineralischen Wässer von *Parmentier* und *Deyeux*, beide Mitglieder des National-Instituts. Sie geht 244-349. Zuerst eine allgemeine Classification der natürlichen Wasser, etwas über die künstlichen, und, was wohl der Statistiker hier nicht suchen möchte, auf 10 Seiten Vorsichtsmassregeln beym Gebrauche der mineralischen Wässer. Schätzbarer ist das angehängte *Tableau* der vorzüglichsten mineralischen Wässer Frankreichs in alphabetischer Ordnung nach den Orten S. 263. — 349. Man findet hier allerley nützliche

Bemerkungen, wovon aber ein grosser Theil wiederum nicht in die Statistik gehört. Dass übrigens dieser Artikel hier zwischen der Beschreibung der Anstalten für die Cultur des Geistes und des Charakters und der Sitten der Nation gesetzt wurde, zeigt von einer gänzlichen Planlosigkeit; man müsste denn annehmen, der Vf. habe geglaubt, gleich nach der Beschreibung, wie für die Cultur des Geistes durch die Regierung gesorgt sey, müsse gezeigt werden, was die Natur für die Erhaltung und Stärkung des Körpers gethan habe. — Charakter und Sitten der Nation werden S. 349—352 von *Herbin* sehr kurz und oberflächlich abgefertigt. Als Grundzüge des Charakters der Nation werden Muth, Grossmuth und Freundlichkeit angegeben. Die übrigen charakteristischen Eigenschaften sind eine natürliche Lustigkeit, verbunden mit grossem Eifer in allen Unternehmungen. Von den verschiedenen Schattirungen und Nüancen dieser Grundzüge findet man kein Wort; auch nichts davon, welchen Einfluss die Revolution auf die unverkennbaren Veränderungen im Charakter der Franzosen, und besonders auf einzelne Lande gehabt.

Mit der Überschrift Religion liefert *Herbin* von S. 323 — 345 Auszüge aus dem Concordat und den organischen Gesetzen des katholischen und protestantischen Cultus — sonst nichts. Hier muss man, um eine Übersicht zu erlangen, wieder auf den ersten Band zurückkehren. Wie Manches hätte da noch gesagt werden können und sollen, besonders vom Einflusse, welchen der Gottesdienst von jeher auf die Verfassung des Staats und selbst des Charakters der Nation gehabt hat!

Von der Constitution und Regierung Frankreichs liefert *H.* umständlich und sehr richtig das Ganze, wie es 1802 unter der consularischen Regierung war. Diese ist nun abgeschafft, und folglich der Artikel nur in historischer Rücksicht noch brauchbar, bis auf einige Artikel, welche auch jetzt noch gelten. Aber hier hätte man eine kurze Darstellung der alten Verfassung, und wie solche sich nach und nach verändert, gerne gelesen. — Von den Finanzen und Contributionen spricht *H.* S. 376—808. Zuerst läfst er den längst bekannten Etat von Necker am 1sten May 1789 abdrucken, wonach die fixirten Einnahmen auf 475,294027, und die Ausgaben auf 531,444000 Livr. berechnet wurden, sich folglich ein Deficit von 56,149,973 ergab. Hierauf folgt der Revenuen-Etat vom Jahre XI (180$\frac{2}{3}$), oder eigentlich nur vom Minister überreichten und berechneten Einnahmen und Ausgaben für dieses Jahr, wonach die ganze Einnahme auf 589,500000 Franken und die ganze Ausgabe mit Einschluss von 8 Millionen *fonds de reserve* eben so hoch angeschlagen wurde. Zuförderst wäre lehrreich gewesen, wenn der Vf. nicht diese trocknen Überschläge bloss vorgelegt, sondern auch den Erfolg davon berichtet, über die Natur der Ausgaben und Einnahmen genaue Nachrichten mitgetheilt, und eine Vergleichung zwischen den alten und neuen Abgaben angestellt hätte. Diess war man allerdings berechtigt von einem Gelehrten zu fodern, welcher so oft und so laut sagte, dass ihm alle archivalischen Quellen geöffnet seyen. War auch dem Vf. vielleicht nicht möglich, diesen Etat vom J. XI zu geben, (der doch im Moniteur schon im Februar 1804 so umständlich, wie bekannt, vorgelegt wurde,) so hätte er lieber den vom J. X liefern sollen, den er 1803 in den Archiven doch finden konnte. Wir wissen nur durch öffentliche ministerielle Vorlagen, dass der reine Ertrag im J. XI sich auf 594609087 Franken belief, dass wegen unvorhergesehner Umstände ein Zuschuss von 24,890,913 Franken erfoderlich war, folglich der ganze reine Ertrag in 619$\frac{1}{2}$ Millionen Franken bestand, dass aber am Ende des Jahrs nur 575,890420 Franken eingegangen, und 43609580 Franken Rückstände blieben. Wir wissen ferner, dass nur 513,165580 Franken ausgegeben wurden, 4,493366 Franken zur Reserve und zum Supplement bestimmt, und der ganze Rest mit 101,841054 Franken noch zu bezahlen war. Eine Vergleichung des wirklichen Ertrags mit den Schätzungen und zwar nicht im *Allgemeinen*, sondern bey den einzelnen Rubriken anzustellen, das war die Pflicht eines Statistikers, der dadurch selbst dem Geschäftsmanne hätte lehrreich werden können. Von den Staatsschulden erhält man hier auch keine vollständige Übersicht; sondern bloss einen Auszug aus dem vom Finanzminister *Gaudin* am 20 Februar 1801 erstatteten Berichte. Was kann man auch auf vier Seiten von einer so wichtigen Sache sagen? Unter *Contributions* liefert *H.* Tabellen alphabetisch nach den Departements geordnet, von dem J. 1791, V—XI. Dass der Herausgeber die Jahre weggelassen hat, wo die Grundsteuern in Papiergeld bezahlt wurden, weil sie keine Resultate geben, ist ganz recht. Aber was helfen diese Zahlen überhaupt, wenn der Statistiker sie nicht verarbeitet? Von der Civil-Administration erfahren wir auch nicht ein Wort mehr, als die Hauptverordnung, welche alle Jahre im französischen Staatskalender abgedruckt ist. Wie diese Administration gebildet worden, hätten wir doch allerdings hier lesen sollen. Weitläuftiger ist der Artikel *de la Justice* gerathen: diejenigen, welche von der Gerichtsverfassung Frankreichs noch keine Kenntniss haben, können sich hier vollkommen unterrichten. Nur zu weitläuftig ist übrigens die Aufzählung aller Gerichtshöfe in Tabellen, und auch besonders; eine zweckmässige Tabelle von ein paar Seiten hätte das Ganze lichtvoll darstellen können. Jetzt reicht es von S. 430—456. Man findet das Ganze gedrängter in den Staatskalendern; und es ist daselbst noch leichter zu übersehen. — Das *Systeme forestier* von *Herbin* macht den Beschluss dieses Bandes (S. 456—549). Zuerst einige allgemeine Bemerkungen über die Administration der Waldungen vor der Revolution, und über die dermalige; dann ein Tableau von der Eintheilung Frankreichs in Conservations, Inspections und Sous-Inspections, von der Administration und den Forstagenten, ein Tableau von den Forstbezirken der Marine nach den Departements, endlich eine Darstellung der Operationen der General-Administration seit ihrer Entstehung. Das alles gehört nun freylich in die Statistik; aber keines-

wegs die vielen Raisonnements über die Verwaltung selbst, wo *Herbin* den Forstbedienten ein förmliches Collegium über ihre Pflichten liest. Den Bestand und Zustand der Waldungen findet man im 7 Bande unter den vegetabilischen Producten, wo denn viele Wiederholungen Statt finden.

Im vierten Bande stellt *Herbin* das ganze Militär- und Marine-System dar. Schon aus der Seitenzahl (633) wird man auf die gröfste Weitläuftigkeit schliessen. Von der Landarmee (bis S. 408,) findet man Nachrichten von der Constitution, Bildung, Organisation und Eintheilung der ganzen Armee nach allen ihren Zweigen, die Dienstverrichtungen aller Officiers, und die Administration der Armee überhaupt, ein Tableau aller festen Plätze und Posten, sogar mit allen dazu gehörigen Gebäuden, Effecten u. s. w., von den Kriegsgerichten und Kriegsrechte, und am Ende den vollständigen *Code penale* der Armee. Der Vf. giebt weiter die genauesten Nachrichten von dem Bestande der leichten sowohl, als Linien-Infanterie und Kavallerie Regimenter, von der Artillerie, dem Genie-Korps, der National-Gendarmerie mit ihren ordentlichen und aufserordentlichen Dienstobliegenheiten, und ihrer Verhältnisse zur Civilgewalt, von der Garde der Consuln, vom Generalstabe, von den Veteranen und Invaliden, vom *Retraite*, Sold, und den militärischen Belohnungen, und von der Ehrenlegion. Es ist hier alles so ins Kleinliche beschrieben, dafs jeder Militär alles finden wird, was er nur verlangen kann. Aber für den Statistiker fehlt gerade, was er hier sucht, und was er nur durch mühsame Berechnungen finden kann, nämlich die Stärke der ganzen Landmacht. Im J. 1802 bestand solche 1) aus 112 Halbbrigaden Linien-Infanterie, wovon 19 aus 2, die übrigen aus 3 Bataillons bestehen, zusammen 341411 Mann; 2) aus 31 Halbbrigaden leichter Infanterie, zusammen 100130 Mann, mithin Infanterie aus 441541 Mann, mit Einschlufs der Stabs und aller Officiers. Die Linien-Kavallerie bestand aus 20 Regimentern schwerer und 58 Regimentern leichter Kavallerie, zusammen aus 68988 Mann; die Artillerie nebst dem Geniekorps zählte 52584 Mann. Diese 3 Branchen zählten also 563113 Köpfe. Hiezu kam noch die National-Gendarmerie mit 15691, die Consulargarde mit 6265, die Veteranen mit 13000 und der grofse Generalstab mit 1930 Köpfen. Die ganze Landmacht betrug 600949 Köpfe. Seit der Zeit ist nun vieles geändert worden, welches hier anzuführen zu weitläuftig, auch überflüssig seyn würde, da fast in jedem Jahre in diesem Zweige Veränderungen vorgenommen werden. Dafs die Landmacht, und so auch die Garde, indessen sehr vermehrt worden sind, weifs man ohnehin. In der Abhandlung von der Seemacht schickt Hr. *H.* einige allgemeine Notizen von den verschiedenen französischen Kriegsfahrzeugen, von der damaligen Organisation und Administration voraus, giebt alsdann ein *tableau* von den Seepräfecturen und den Eintheilungen in Districte, u. s. w., beschreibt die See-Artillerie, geht bis in das kleinste Detail bey den Bemerkungen des *Retraite*-Soldes, und hängt den *Code penal* an. Alles zusammen hätte lichtvoll auf ein paar Seiten in einigen Tabellen dargestellt werden können. Aber was der Statistiker hier sucht, den Bestand der Kriegs-Seemacht findet man nur von 1791, so dafs man schliessen mufs, dafs hier dem Vf. die archivalischen Quellen nicht geöffnet waren. Die Tabellen 19 und 20 im siebenten Bande liefern eine Übersicht aller zur Marine 1791 gehörigen Mannschaft. Über die Handelsmarine läfst sich Hr. *H.* nicht so umständlich heraus, und man erfährt weder den alten, noch neuen Bestand; dagegen finden wir hier Formeln der Kaperbriefe u. s. w. Auch hier sind also die archivalischen Quellen nicht geöffnet gewesen, und sogar scheint, dafs dem Vf. nicht gestattet war, die in den einzelnen Departementsbeschreibungen befindlichen zum Theil sehr ausführlichen Nachrichten zu benutzen.

Im fünften Bande liefert Hr *H.* eine topographische, physische, politische und merkantilische Beschreibung von den 108 Departements, nach der Eintheilung in 10 Regionen, und nach jenen in Departements, Gemeindebezirken und Kantons oder Friedensgerichte. Wenn man auch annehmen will, dafs, weil Hr. *H.* nicht blofs eine General-, sondern auch eine Special-Statistik versprach, es allerdings nothwendig gewesen, eine kurze Statistik jedes Departements zu geben: so hätte doch 1) in der Generalstatistik selbst immer darauf Rücksicht genommen werden sollen. Die vielen einzelnen Beschreibungen in dem ersten Bande, sowie mehrere Tabellen, hätten alsdann wegfallen, und bey dem allgemeinen Gemählde zum Beleg stets auf die Specialstatistik hingewiesen werden müssen. Kurz, die statistischen Gemählde der einzelnen Departements mufsten das allgemeine Bild in der allgemeinen Statistik auszeichnen. So aber findet man in der allgemeinen Statistik eine Menge Sachen, welche hier wiederholt werden, und hier wird man wieder zum Theil überhaupt auf jene Beschreibungen hingewiesen. So findet man hier abermal bey jedem einzelnen Departement Flächeninhalt, Bevölkerung, Contribution und mehrere dergleichen Artikel beschrieben, wovon man schon theils durch Tabellen, theils durch umständliche Auseinandersetzungen in den vorigen Bänden belehrt worden ist. Entweder mufsten also jene Tabellen in den ersten Bänden wegbleiben, und hier eingeschaltet werden, oder man mufste sich hier blofs auf jene beziehen. 2) In eine Specialstatistik der Departements mufste der bey dem Ganzen beobachtete Plan ebenfalls wieder genau ausgearbeitet werden. Hier genügte also nicht blofs die allgemeine Angabe: dieses Departement ist sehr fruchtbar, es bringt viel Getreide und Wein u. s. w., sondern man mufste hier bestimmte Zahlen angeben, wie man sie fast in allen einzelnen Beschreibungen findet. 3) Man mufste bey den Beschreibungen die benutzten Quellen angeben, damit man ersehen könnte, ob aufser den vorhandenen einzelnen Beschreibungen auch aus sonstigen archivalischen Quellen geschöpft worden. Von allem dem aber finden wir hier kein Wort. Wir sehen wohl, dafs Hr. *H.* aus den einzel-

nen Beschreibungen Auszüge geliefert hat, aber etwas mehr, als diese haben, finden wir gar nicht; ja mehrere bekannte und damals vorhandene Beschreibungen sind nicht einmal genutzt; z. B. *Lehne* bey dem Donnersberger Departement. Bey diesem sind sogar die Grenzen unrichtig angegeben, und Hr. *H.* weiss nicht einmal, dass dieses Departement mit dem Rhein- und Mosel-Departement grenzt. So, wie diese 2 Bände da sind, sind sie für jeden, welcher die einzelnen Beschreibungen nicht besitzt, oder keine Musse hat, sie nachzuschlagen, ganz unnütz und in gewisser Hinsicht zu kurz, für den Statistiker aber, der diese besitzt und liest, überflüssig. In der Hauptsache wird man immer auf die vorderen Bände hingewiesen. Statt dass diese nur das allgemeine Gemählde, die Departementalbeschreibungen aber die volle Auszeichnung, den Beweis der allgemeinen Behauptungen enthalten sollten, so enthalten gerade diese, wenn man einige topographische Nachrichten, z. B. die Grenze, die Flüsse (auch zum Theil nur) u. s. w. ausnimmt, das generelle, und in der Generalstatistik muss man die speciellen Angaben suchen. Das Ganze hätte in ein paar Tabellen, wie sie Hr. *H.* und *Chanlaire* in ihrem Atlas zum Theil wirklich geliefert haben, gebracht werden können und sollen. Der Geograph findet da ebenfalls nichts, was ihn besonders belehren könnte, und noch dazu wimmelt das Ganze von geographischen Fehlern. Ein Auszug ist nicht möglich.

Der siebente und letzte Band enthält endlich zuförderst eine statistisch-geographische Beschreibung der französischen Kolonien und Niederlassungen in den übrigen Erdtheilen (S. 1—205) verfasst von *Peuchet*. Erste Abtheilung von den französischen Kolonien und Niederlassungen in Westindien und Amerika. Der Vf. beschreibt die damalige Verwaltung derselben, die Producte, Handel und Abgaben (vorzüglich von 1788) zuerst von den Kolonien überhaupt, alsdann von jeder Insel und Niederlassung insbesondere. In Ansehung des Handels von Westindien überhaupt wird viel von dem wiederholt, was schon oben in der Beschreibung des Handels überhaupt gesagt wurde, und wir bereits angeführt haben. Hierauf folgt eine schätzbare Beschreibung der Insel St. Domingo nach der damaligen Eintheilung, worauf umständliche Nachrichten von Bevölkerung, Handel, Production u. s. w. nach *Barbé — marbois état general* von 1788 mitgetheilt werden. Das Ganze ist mit Einsicht abgefasst, und wiewohl auch hier vieles vorkommt, was eigentlich in eine Statistik nicht gehört: so wird man doch dieses wegen der vielen interessanten Notizen gern lesen, und wünschen, dass Hr. H. in seiner Specialstatistik oder Topographie der Departements die nämliche Ordnung beobachtet haben möchte. Nicht so weitläuftig sind die übrigen französischen westindischen Inseln beschrieben, doch findet man auch hier gute Nachrichten. Umständlichere findet man wieder von St. Pierre und Miquelon, Cayenne und Louisiana, welches damals von den vereinigten Staaten von Nordamerika an Frankreich abgetreten worden war. In einer neuen Statistik hätte man übrigens auch nähere Nachrichten vom Zustande dieser Besitzungen in den J. 1802 und 1803 gewünscht. Waren sie auch nicht tröstlich für Frankreich, wurde dadurch der ungeheure Verlust, den es erlitten, offenbarer: so hätte doch ein Statistiker diess nicht übergehen sollen. Überdiess sagten ja mehrere Schriftsteller, Frankreich müsse auf dem Continent sich schadlos für diesen Verlust halten, warum sollte nicht gestattet seyn, ihn zu schildern? Von den Niederlassungen in Afrika und in Ostindien, wohin auch die maskarenischen Inseln gerechnet werden, kommen auch viele Nachrichten vor. Sie sind übrigens zum Theil bekannt, zum Theil nicht vollständig genug, und reichen selten über 1788 oder 1789 hinaus. Zu dieser ganzen Abhandlung gehören übrigens die Tabelle 19, nebst IX. X und zum Theil VII, die wir schon angeführt haben, ferner die schönen und richtigen Karten von Poisson, und zwar von den Antillen, die besondere von St. Domingo, Cayenne, Afrika, Senegambien, Indien, und dem Laufe des Missisippi. Von S. 205—345 liefert *Sonnini* als Anhang eine vortreffliche Abhandlung über die vegetabilischen Producte. Er beschreibt nicht nur alle Getreidearten, Hülsenfrüchte, Gartengewächse, Handelspflanzen, Blumen, Fruchtbäume, Südfrüchte, Öl- und Maulbeerbäume, den Weinbau und die Waldungen, mit der Bemerkung des Zustandes und des Umfangs, sondern er giebt auch unterrichtende Nachrichten von den Getreidepreisen, der Ausfuhr des Getreides und aller übrigen Artikel, dem Weinbau, Wein, Brantwein und Weinessig. Die Abhandlung kann im Auszuge nicht mitgetheilt werden; aber jeder Statistiker wird sie mit Vergnügen lesen. Den Beschluss macht ein zweckmässiges Register über das ganze Werk, und jedem Bande ist ein Inhaltsverzeichniss beygefügt. Im achten Bande werden die bereits einzeln bey den verschiedenen Bänden von uns bemerkten Tabellen und Karten geliefert.

(Der Beschluss folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Salzburg*, b. Mayr: *Über den guten Lesevortrag nebst ausgewählten Lesestücken zur Übung in denselben.* Ein Versuch eines Lehr und Lesebuchs für Präparanden in Schullehrer-Seminarien. 1806. 244 S. 8. (14 Gr.) Eine brauchbare Schrift, die für Landschullehrer und die es werden wollen, desto mehr Empfehlung verdient, je häufiger planlose Bücher dieser Art erschienen sind und erscheinen. — Der voranstehende Aufsatz über den *Lesevortrag* ist kurz und oberflächlich; die Regeln über die richtige Aussprache sind oft nichtssagend (z. B. *i* muss fein gesprochen werden, *ü* eigenthümlich,) oder (eine über die Aussprache des *b* und *p*) viel zu schnell abgefertigt: gleichwohl können sie unter Anleitung eines geschickten Lehrers bey dem Unterricht der Seminaristen Dienste thun. Die *Leseübungsstücke*, prosaische und poetische, wovon *jene* besonders nützliche und muthmachende Betrachtungen über Stand und Lebensweise des Schullehrers, *diese* Gedichte über das Land und seine Freuden, über Naturgenuss enthalten, sind mit Verstand und Geschmack gewählt. Auch eine Compilation hat ihr Verdienst, wenn nicht bloss hurtige Hände, sondern Kopf und Plan darin sichtbar sind.

N. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 MÄRZ, 1807.

STATISTIK.

PARIS: b. Buisson: *Statistique generale et particuliere de la France et de ses colonies*, par P. E. *Herbin etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nach diesem getreuen und vollständigen Auszuge, den wir bey einem mit so viel Pomp als Nationalwerk angekündigten Buche unseren Lesern schuldig zu seyn erachteten, werden sie in den Stand gesetzt, das Urtheil zu würdigen, welches ein anderer Recensent in Nachfolgenden darüber fällt. Der Direction des Instituts schien nämlich nothwendig, dieses Werk zwey weit von einander wohnenden, sich gar nicht kennenden Recensenten zu übertragen, um dadurch die grosse Unparteylichkeit zu bethätigen, welche das erste Grundgesetz dieses Instituts ist. Jenes uns mitgetheilte Urtheil lautet nun wie folgt:

„Wir können das Unternehmen dieser Gesellschaft von Gelehrten, eine General- und Special-Statistik von Frankreich zu liefern, unmöglich als gelungen ansehen. In sieben Bänden war Raum genug, die verschiedenartigsten Anfoderungen, die etwa gemacht werden konnten, zu befriedigen; allein es fehlte unbezweifelt dem Herausgeber, der das Ganze ordnen, den Plan entwerfen und festhalten sollte, an den Eigenschaften, die ihn zu diesem Geschäfte geschickt gemacht hätten. Die Bearbeiter einzelner Theile haben einige brauchbare Notizen geliefert, aber diese stehen wieder in gar keinem Verhältnisse weder zum Ganzen, noch unter sich. Man kann nicht anders als an eine Büchermacherey denken, wie sie in- und ausserhalb Deutschland, leider! immer üblicher werden. Es scheint uns eine Speculation von Hn. *Herbin*, welcher einige vortreffliche Männer beredete, diesen oder jenen Abschnitt zu übernehmen, ohne ihnen einen Abriss des Ganzen zu geben, noch mit sich selbst desshalb im Klaren zu seyn; andere Abschnitte fielen ungeschickteren Händen zu, und noch andere wurden dann von dem Herausgeber übernommen, die der Regel nach am elendesten ausgefallen sind. Wir begnügen uns, folgende Bemerkungen beyzufügen, wozu die Belege in dem Werke sich mit leichter Mühe finden lassen.

1) Über die genaue Bestimmung des Begriffs einer Statistik ist man noch im Streit. Wir wollen nicht unsere Ansicht anderen aufdringen, wir halten dafür, man müsse darunter die Beschreibung des jetzigen politischen Zustandes eines gegebenen Staats verstehen. Wie verschieden nun aber auch die Begriffe seyn mögen, die man mit jenem Worte verbinde; so wird doch schwerlich irgend jemand in der Statistik eine specielle Topographie erwarten, die hier ein paar Bände füllt, oder eine detaillirte Beschreibung der mineralischen Wasser, der Thiere, bis zu Katzen, Mäusen und Fröschen herab. Dagegen wird jeder erstaunen, dass so manche Gegenstände, wie z. B. die Finanzen, über welche man in einem solchen Buche mit Recht Auskunft fodert, so gut als ganz übergangen sind. Das elende Geschwätz auf ein paar Blättern, welches Finanzen überschrieben ist, verdient gar keine Erwähnung. Es liegt uns, um bey diesem Beyspiele stehen zu bleiben, wenig an den Zahlen; der Moniteur giebt jährlich das sogenannte Budget: allein es war eine der gelindesten Foderungen, dass die Organisation der Staatsschuld in diesem Kapitel gegeben werde; jeder Ausländer, der sich einigermassen mit diesen Objecten beschäftigt hat, war selbst im Stande diess zu leisten; die Sache ist gar kein Geheimniss, aber Hr. *H.*, der wahrscheinlich nichts von den Finanzen verstand, hat diess alles gänzlich zu übergehen für gut befunden.

2) Über die Ordnung der verschiedenen Materien in der Politik, wie in der Statistik, kann im Einzelnen gestritten werden. Eine strenge systematische Ordnung in empirischen Dingen läfst sich nicht wohl leisten. Allein diess Werk hat ganz und gar keine Ordnung, keinen Plan, der sich irgend vertheidigen liesse. Es nimmt sich in der That sehr sauber aus, wie in dem ersten und zweyten Theile von den rohen Producten, und dann wiederum im siebenten davon gehandelt wird. Im dritten Theile werden zwischen den Handel und die Schiffahrt von der einen, und zwischen die Beschreibung der mineralischen Wasser von der anderen Seite, die öffentlichen Cultur- und Unterrichts-Anstalten aufs zierlichste eingeschoben, und mit ausserordentlicher Feinheit unmittelbar auf diese Gewässer von dem Charakter und den Sitten der Nation und den religiösen Instituten gehandelt. Dieser Band überhaupt ist ein Muster von Ordnung. Auf die Religion folgt erst die Constitution, darauf die Finanzen, dann die allgemeine Organisation der Staatsverwaltung, dann die Rechtspflege, endlich das Forstwesen. Wir fragen: ob ein tolleres Chaos gedacht werden kann? — Es ward aufs angenehmste bey der Entwickelung des französischen National-Charakters ein Seitenblick auf das bekannte *flegme germanique* geworfen, die *fougue française* nimmt sich aber in diesem schriftstellerischen Producte doch etwas schlechter, als jenes Phlegma aus, und wenn es hier mit wohlgefälligem Seitenblick heisst, dass *avec des Copernic, des Kepler, des Leibnitz le gens d'une nation peut être fort stupide*

et fort inculte: so können wir im Namen dieser Nation versichern, dass aus der grossen Zahl ihrer schlechten Scribenten dennoch schwerlich sich irgend einer solch eine heillose Ordnung würde haben zu Schulden kommen lassen.

3) Es fehlt den Theilen unter einander und zum Ganzen alles Verhältniss. Der stärkste Band handelt allein vom Militär- und See-Wesen, ein paar Bände von der speciellen Topographie, und wenn man alles das zusammennimmt, was über den physischen Zustand des Reichs, das rohe Product, hier und da vorkommt, so füllt diess wieder einen Band aus. Nun aber vergleiche man damit, was alles in dem dritten Bande flüchtig grossen Theils abgehandelt wird. Dieser dritte Theil enthält aber meist solche Rubriken, die man, und das mit Recht, vollständig in einer Statistik abgehandelt zu sehen wünscht, während die so weitläuftig behandelten Gegenstände, theils gar nicht hieher gehörten, theils weit kürzer abgefertigt werden konnten. Den physischen Zustand im Allgemeinen zu kennen, kann der, welcher den politischen ergründen will, freylich nicht entbehren: allein dazu war keine Naturgeschichte des Landes in allen ihren Details nöthig. Man verweiset billig dergleichen in andere Werke. Durch das Verfahren, welches hier befolgt worden ist, wird eigentlich niemand befriedigt. Wenn aber auch das alles nicht gelten, wenn alle Gegenstände gleich weitläuftig abgehandelt werden sollten, warum denn nun Rechtspflege, Finanzen, Polizey, Verfassung so kümmerlich und elend abhandeln? Die Polizey in engerer Bedeutung, die Wirkung durch die Nationalgendarmerie, der Rechtsgang, die Jury, die Finanzen sind so gut als ganz übergangen worden. Wir wollen es auf uns nehmen, alle diese Gegenstände aus den vorhandenen Nachrichten befriedigend darzustellen, und diese Verfasser, Mitbürger des Staats, den sie beschreiben, geben darüber so etwas Dürftiges, oft so gar nichts!

4) In diesem Werke sind über mehrere zur Sprache kommende Gegenstände die vorhandenen Gesetze der Länge nach abgedruckt worden. Diess ist freylich bequem, und füllt aus. Allein diese Gesetze sind denen, welche sich mit diesen Dingen beschäftigen, aus dem Bulletin *des lois* und aus dem Moniteur längst bekannt. Ist es eine unbillige Foderung, dass die Verfasser den Geist dieser Gesetze im Kurzen geben, und die Canzleysprache Anderen überlassen sollten? Man foderte alsdann ferner doch wohl mit Fug und Recht, dass sie angeben sollten, wie die Gesetze nun auch ins Leben getreten, was sie für Wirkungen gehabt, in wiefern sie befolgt, geachtet, verfallen wären. Diess war ganz eigentlich ihr Geschäft; die Ausländer besonders würden ihnen dafür sehr dankbar gewesen seyn, auch selbst ihre Landsleute. Aber davon vernimmt man wenig. Der Vf. der Beschreibung des Ackerbaues, hier und da noch ein Anderer mit ihm, machen davon eine rühmliche Ausnahme, sie geben einige schätzenswerthe Bemerkungen: aber im Ganzen bleibt man in dieser Hinsicht völlig unbefriedigt. Wie viel Interessantes hätte sich da über die Wirkung der Douanen-Gesetze und tausend andere sagen lassen, wenn man die nöthigen Local-Kenntnisse und Nachrichten eingesammelt hätte! Raisonnirt wird freylich genug, recht im Allgemeinen; viel Theorie vorgetragen, mit der man zum Theil gar nicht einverstanden seyn kann: aber das detaillirte Raisonnement über die Wirkung dieser Gesetze, diess Historische, ächt Statistische fehlt nur zu sehr, man verlangte aber hier gerade diess und keine Theorie.

5) Die Vff. sind zum Theil in öffentlichen Geschäften angestellt, und man hätte erwarten können, dass hier vieles, was unbekannt war, gegeben werden würde. Aber sey es aus Scheu vor der Regierung, gegen die man die Publicität vermied, sey es aus anderen Gründen, wir haben auch in dieser Hinsicht uns wenig befriedigt gefunden. Was officiell ist, das ist meist auch sonst schon durch die Verhandlungen mit dem gesetzgebenden Corps u. s. w. bekannt gewesen. Die Vff. gehen dagegen fleissig bey solchen zu liefernden Notizen in ältere Zeiten zurück, geben aber keine Tabellen von dem jetzigen Zustande. So werden beym Handel, der Industrie u. s. w. Necker, Arnould und die Berichte aus den ersten Jahren der Revolution abgedruckt; von dem neuesten Zustande erfährt man weniger, meist gar nichts. Wir gehören nicht zu den Statistikern, die alles auf Zahlen bringen wollen, oder mit einem unermesslichen Detail die Leser tödten, da jene Zahlen und diese Details sich so oft ändern, und den Bureaux billig überlassen bleiben, während man in den statistischen Büchern die Resultate über den jetzigen Zustand, gestützt auf jene Details, die in den Archiven verbleiben mögen, fodert: allein man begehrt diesen neuesten Zustand zu vernehmen, nicht aber was bereits längst Antiquität geworden ist, was bekannt ist, und in jeden zugänglichen Büchern längst verhandelt war.

Wir könnten noch mehrere Ausstellungen machen, allein unsere Bemerkungen werden hinreichend seyn, den Werth dieses Werkes zu schätzen. Ein geistloses Zusammenraffen wahrer, halbwahrer Dinge über einen gegebenen Staat wird so oft für Statistik verkauft, dass es wohl ein Wort zu seiner Zeit gesagt ist, für dergleichen Compilationen zu warnen. Einige Partien sind lehrreich ausgefallen, und wenn man nichts Ganzes hätte liefern wollen, bloss jene Partien gegeben hätte, so wäre diess weit verdienstlicher gewesen. So steht Wahrheit und Irrthum bunt neben einander; das Ganze verwirrt nur, und Niemand wird sagen können, dass er sich aus diesen sieben Bänden irgend ein treues Bild von dem jetzigen politischen Zustande Frankreichs machen könne. Selbst manche Reisebeschreibungen liefern in einer oder der anderen Hinsicht mehr. Ohne grosse politische Einsicht, ohne eine geläuterte Theorie ist keine Statistik zu schreiben. Dann aber war es noch die Frage: ob bereits die Zeit gekommen, ein solches Werk über Frankreich zu liefern. Die steten Veränderungen, die noch immer daselbst vorgehen, gestalten so manches in kurzer Zeit anders. Wie vieles in diesen Bänden ist schon wieder Antiquität geworden! Doch davon abgesehen, die nöthigen Kenntnisse der Wirkung der Gesetze, welche man von einer Statistik unumgänglich fodert, fehlten den Verfassern grossen Theils. Wenn ihnen

die Berichte zu Gebote standen, die von den unteren Behörden an die höheren einlaufen, so hätten sie wohl etwas Besseres leisten können, und wenn in diesen Berichten, nach dem, was bekannt wird, auch zu viel geschmeichelt und die Wahrheit entstellt ward, so hätten wohl durch eigene Ansicht, durch Reisen im Inneren Frankreichs die Lücken ausgefüllt werden können. Fürchteten aber die Verfasser durch die Nachrichten, die etwa der Regierung missfielen, diese zu beleidigen: so war es besser, sie verspaarten ihr Werk auf andere Zeiten. Es ist eines der Zeichen der Zeit, viel von Statistik zu schwatzen, und ihr Studium zu empfehlen. Wir haben nichts dagegen, es kann belehrend werden, wenn die Beschreibungen der Staaten in geschickte Hände fallen; allein dieses geistlose Zusammenraffen, das Überladen des Gedächtnisses mit meist halb wahren Details, ist ein elendes Geschäft. Der Statistiker giebt es viele, der guten wenig oder gar keine; die Schuld liegt theils an Geheimnisskrämerey, theils am Mangel an Kenntniss, Einsicht, Theorie, um die vorhandenen historischen Data zweckmässig zu bearbeiten, um zu wissen, was aus der Masse von Notizen auszuheben ist, um darnach ein treues, belehrendes, und geistreiches Bild des gegebenen Staats zu entwerfen."

Der vordere Recensent unterschreibt mit voller Überzeugung dieses freymüthige Urtheil, sieht sich jedoch gedrungen, noch folgendes hinzuzusetzen. Da der Herausgeber und die Vffr. die Quellen, aus welchen sie ihre Nachrichten genommen, theils gar nicht, theils nur im Allgemeinen angeben: so ist schwer zu entscheiden, was eigentlich reiner Gewinn für die Statistik sey, was man als archivalisch ansehen könne. Rec. hat so ziemlich alle bekannt gewordenen *Mémoires statistiques* der Präfecte und anderer Gelehrten, so wie die vielen Jahrbücher, Reisebeschreibungen u. s. w. gelesen, und er muss offenherzig gestehen, dass er überaus wenig gefunden, was ihm nicht vorher bekannt gewesen wäre, wohl aber die Benutzung mehrerer ihm bekannten Schriften vermisst habe. Dass *Herbin* mit seinen Gehülfen von den Deutschen, welche Frankreich seit 1792 bereisten und beschrieben, auch von vielen zum Theil vortrefflichen Aufsätzen in deutschen Journalen, gar keine Kenntniss hat, darüber wird man sich nicht wundern. Ob das, was hier Neues geliefert wird, wohin wir verschiedenes in den Artikeln *des mines*, *productions vegetales*, und in einigen Aufsätzen von *Peuchet* und *Sonnini* rechnen, aus archivalischen Quellen oder aus anderen uns etwa nicht zu Gesicht gekommenen französischen Schriften, genommen worden, können wir nicht entscheiden. Indessen ist diess, wenn auch wirklich aus ungedruckten archivalischen Quellen geschöpft seyn sollte, so äusserst wenig, dass es den imponirenden Titel und die pompvolle Ankündigung nicht rechtfertigt. Wir mussten dieses hauptsächlich darum anführen, weil uns in den *Geographischen Ephemeriden* ein geniessbarer deutscher Auszug aus diesem Werke angekündigt wird. Wir müssen ein solches Unternehmen durchaus für unnütz, ja selbst für nachtheilig erklären. *Herbins* Werk selbst ist ein ungeniessbarer Auszug aus vielen Schriften. Wie er für Deutsche geniessbar gemacht werden könne, ist wenigstens uns unbegreiflich. Um eine brauchbare Statistik von Frankreich zu liefern, muss nicht dieses Werk zum Grunde gelegt, nicht eine abgekürzte Übersetzung davon gegeben, sondern das Ganze vollständig aus den Schriften und Urkunden selbst neu ausgearbeitet werden. *Herbins* Name muss ganz verschwinden, wenn man nicht gerechtes Misstrauen in das Ganze setzen soll, indem man sich bey diesem auf Treue in den Auszügen selbst durchaus nicht verlassen kann.

S. i. et S.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Nürnberg, b. Grattenauer: *Gemeinnütziges Lexikon für Leser aller Classen, besonders für Unstudirte.* Von *J. F. Roth*, Diacon. zu St. Sebald in Nürnberg. Erster Band A — L. Dritte, verm. und verbess. Auflage. 1805. 718 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

2) Leipzig, b. Seeger: *Deutsches Handwörterbuch für die Geschäftsführung, den Umgang und die Lectüre.* In zwey Bänden. I Bnd. A — H. 1805. 400 S. 8. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

3) Quedlinburg, b. Ernst: *Sammlung und Erklärung derjenigen fremden Wörter, welche hin und wieder in der deutschen Sprache, hauptsächlich in Zeitungen und Reisebeschreibungen vorkommen.* Für ungelehrte Leser, wie auch für Bürgerschulen angefertigt, von *W. J. Widemann*, Rector zu Neuhaldensleben. Zweyte, verbess. und verm. Aufl. 1805. 117 S. 8. (8 Gr.)

Diese Wörterbücher haben den gemeinschaftlichen Zweck, den Ungelehrten diejenigen Ausdrücke zu erläutern, die aus fremdem Gebiete in die deutsche Schrift- und Umgangs-Sprache herüber genommen sind. No. 3 hält sich streng an diesen Zweck, und leistet dadurch wirklich auf einem engen Raume alles, was der gebildete, nur fremder Sprachen unkundige Leser von einem solchen Buche verlangen wird. Der Vf. hat sich bestimmte Grenzen gesteckt, giebt für jedes fremde Wort den entsprechenden deutschen Ausdruck, und enthält sich dabey aller Spracherklärungen. Das Buch ist ein vollständiges Ganzes, dabey kurz und wohlfeil, folglich zum Behuf der Bürgerschulen sehr empfehlungswerth. Die wiederholten Auflagen beweisen auch, dass es sein Publicum gefunden hat. — Die Vffr. von 1 und 2 haben einen ausgedehnteren Plan befolgt, sich auf Erklärung der Sachen eingelassen, daher auch rein deutsche Wörter, z. B. *Durchschnitt*, *durchschiessen*, *durchschossen*, u. a. aufgenommen, haben einige historische Personen aufgeführt; ja, der Vf. von N. 2 hat sogar für nöthig erachtet, die Gegenstände der Geographie in seinen Plan einzuschliessen. Man ermisst leicht, dass es schwer wird, so vielen Zwecken in einem raumbeschränkten Werke zu genügen. Vollständigkeit in der Aufnahme, und Ebenmass in den Erklärungen, welche Eigenschaften nebst durchgängiger Richtigkeit solche Wörterbücher auszeichnen sollten, lassen sich schwerlich erreichen, weil die Grenzlinie zwischen dem Verständlichen und Unverständlichen, dem Bekannten und Unbekannten nur willkührlich, nach einem blossen Dafürhalten, vom Vf. gezogen werden kann. Denn

macht, kann sehr wohl die kleine Erwartung des Lesers befriedigen. — Dagegen führt uns *Louise Brachmann* durch eine spanische Novelle tiefer in den Ernst hinein, und leitet uns von gewöhnlichen Auftritten zu überraschenden Scenen; aber das Gewöhnliche ist zu leblos, und das Überraschende zu lebendig, so dass der romantische Schluss, auf den alles berechnet zu seyn scheint, fast mehr befremdet, als überrascht. Eine gewisse Milde und gemüthliche Tiefe giebt übrigens dieser liebenswürdigen Dichterin viel Anziehendes; nur Schade, dass ihr Talent vor der herrschenden Schwermuth sich nicht nach mehreren Seiten entfalten, und nicht in wechselnden Stimmungen die Mannichfaltigkeit des Lebens gewinnen kann. — Der *Prophet* von *Kretschmann* ist mit Munterkeit und Laune, aber zugleich mit jener Art von witziger Lustigkeit erzählt, die man bürgerlichen Pedantismus nennen möchte. Das Komische besteht hier in den Situationen zwischen einer ägyptischen Jungfrau und dem vermeintlichen Propheten Mahomed, der mehrmals auf einem unsichtbaren Wege — des Nachts in einem Luftballon — zu ihr kommt, und diess so lange fortsetzt, bis sein Vater, Commandeur der feindlichen Armee vor der Stadt, es ihm untersagt, woraus man zugleich ersieht, dass die Erzählung zu nichts führt, und ohne Fortgang und Schluss ist. In einem morgenländischen Mährchen findet man denselben Gegenstand schon weit besser, ausführlicher und poetischer behandelt. Wahrscheinlich reizte es den Vf., denselben durch den neueren Luftballon eine prosaische Auflösung und Erklärung zu geben. — Der *Ehe-* und *Wehestand* von *A. G. Eberhard* ist im Einzelnen durch treffende Satyre und gelungene Ironie anziehend und unterhaltend, häuft aber mit fröhlichem Muthe so viel Thorheiten und Laster auf einander, dass die Personen, die im Namen des Zeitalters so viele Fehler an sich tragen müssen, darüber alle Einheit und Persönlichkeit verlieren; dagegen sticht der fröhliche Muth des Vfs. und sein Erzählen *con amore* so grell ab, dass man oft in Versuchung kommt, den Hass von den Lastern auf den Erzähler zurückzuwenden, der von Betrügerey und Ehebruch wie von bloss lächerlichen Thorheiten spricht. Es läst sich mehr empfinden als sagen, wie der komische Erzähler es anfangen müsse, um bey aller Verruchtheit seiner Personen dem Leser selbst engelrein und liebenswürdig zu bleiben. — Die *Geschwister.* Eine Darstellung in Briefen vom *Herausgeber* hat bey der Zartheit im Ganzen zu schwache Züge im Einzelnen, um ein lebhaftes Interesse erwecken zu können.

Unter den *Gedichten* findet sich Manches, das die Aufmerksamkeit einer geistreichen Gesellschaft sehr wohl verdient. *Bürde* mag denen, die eine poetische Epistel mit leichten Versen, ohne hohen Schwung, lieben, nicht mit Unrecht genügen. *Gramberg* mit seiner griechischen Milde, die nur leider vom modernen Trübsinn eine zu starke Schattirung bekommen hat, und in Gefahr ist, Manier zu werden, füllt manchen Augenblick mit einem anmuthigen Einfall aus; er regt uns sanft an, ohne uns zu fesseln. Besonders schliesst sein *Amor und Saturn* mit einem neuen, recht lieblichen Bilde. — *Haug* in seiner unschuldigen Laune, dem oft mehr Stachel zu wünschen wäre, und weniger Worttäuscherey, trifft in seinen Epigrammen oft glücklich, und hier besonders den *Krieg.* — *Friedrich Kind* ist eine Mädchennatur, die mit ihrer Gemüthlichkeit alles sanft überschleiert; die Gegenstände treten unter seinem Pinsel zwar lieblich, aber nicht stark genug hervor: hier in dem Gedichte: *der schlanke Freund* spricht der Fischer fast eben so, wie das Fräulein. — *v. Kyaw* hat vier Epigramme geliefert, wovon das erste, auf die italiänische Republik, eben so witzig, als vielumfassend ist. — *Langbein*, der hier in ein paar ernsthaften Gedichten durch einzelne Züge und Ausdrücke wider seinen Willen scherzhaft, und, wir möchten fast sagen, lächerlich wird, offenbart dagegen in einem anderen Gedichte, das *das Hemd des Glücklichen* überschrieben ist, seine muntere, fröhliche Natur auf das herrlichste. Sein leichter gesellschaftlicher Ton bleibt hier völlig in dem Elemente der Unschuld und Naivetät, und läst so liebliche Scenen vor uns entstehen, dass wir zuletzt ganz in die Heiterkeit einer idyllischen Welt versetzt werden. — *Mahlmann* giebt sich diessmal zu sehr der religiösen Traurigkeit hin. — *Pfeffel* ist unterhaltend auf seine muntere, nüchterne, verständige Weise. — *G. P. Schmidt* benutzt seine freundliche Sprache nicht, wie er sollte, wird zu früh belehrend und thut dem Grabe zu viel Ehre an. — *C. Schreiber* zieht sich jetzt aus der Schillerschen Philosophie allmählich zurück, und begiebt sich dafür in den Predigerton; sein Gedicht: *Unsterblichkeit* klingt wie ein Gebet von der Kanzel. In zwey Balladen hat er durch Mangel an Zusammenhang das romantische Halbdunkel zu erreichen gesucht. Man sieht: es ist ein musikalischer Kopf, dem immer ein bestimmter Ton vorschwebt oder eine Melodie, der er mit anderen Worten nachsingt. — *St. Schütze* wendet sich immer mehr zur heiteren Natur, und regt auch durch den Ernst unser Gemüth nur sanft an. Seine *Wunderjagd* möchte indess nur Wenigen verständlich seyn. — Auch *Tiedge* hat hier, seiner Gewohnheit nach, manche liebliche Bilder und Gleichnisse gespendet, die im Einzelnen ergötzen, ohne für das Ganze eine Wirkung zu thun. Eine *Ungenannte* ermahnt ihn, doch die Gesellschaft fleissiger zu besuchen. Wir stimmen prosaisch in diese Bitte mit ein, vielleicht, dass alsdann seine Phantasie mehr an der wirklichen Welt Antheil nimmt, und in dem freundlichen Leben ihre geschwächte Gesundheit wenigstens zum Theil wieder herstellt. — Die Kupfer sind — modische Lückenbüsser, unkräftig und zierlich, and sollten daher wenigstens netter seyn. Die Landschaften von *Zingg* sind anziehend für die Phantasie, aber für's Auge, besonders in diesem Format, unbefriedigend. — Der schöne Amor von Mengs, der hier dem Büchlein voranstehen muss, ist so unsauber nachgebildet, dass man über die schuppige Haut und den starren Blick dieses Gottes selbst ganz starr wird. Der Leser wird also am besten gleich seine Augen von ihm wegwenden, und die Schönheit und Liebe im Buche selbst suchen, wo er sie, wie Blumen unter dürren Blättern, zerstreut findet.

L. W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 MÄRZ, 1807.

LITERATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Dankwerts: *Versuch einer Geschichte der Schreibkunst*, von *Christian Friedrich Weber*, Diakonus in Winnenden. 1807. 232 S. 8. (18 gr.)

Eine Monographie, einzig in ihrer Art. So vielfach auch die Schreibkunst geübt wird, und so unübersehbar auch das Menschenheer ist, das bisher die Kunst zu schreiben als Mittel gebraucht hat, sich der Welt nützlich zu machen, und sich Brod und Ruhm und Ehre zu erwerben: so ist der Forschungsgeist bisher doch nur bey einzelnen Fragen, die Geschichte der Schreibkunst betreffend, stehen geblieben; das Ganze derselben hat noch kein Schriftsteller umfasst. Wir gewinnen daher durch diese Schrift eine angenehme Übersicht der Schicksale der Schreibkunst; und da einige Theile derselben noch nicht befriedigend genug bearbeitet waren, und auf diese von dem Vf. ein genauer Fleiss gewendet worden, so rücken wir zugleich auch in unserer Kenntniss des Alterthums weiter fort, und können daher diesen Versuch als eine wahre Bereicherung der Literatur ansehen. Zum Nutz und Frommen der Literärgeschichte möchten wir eine solche Vereinigung des Alten und Neuen öfters haben!

Die Forschungen des Vfs. sind nach vier Perioden zusammengestellt: 1) Elemente der Schreibkunst oder Kindesalter derselben (S. 11—40). 2) Fortschritte der Schreibkunst oder das Knabenalter derselben in Ägypten (S. 41—116). 3) Vervollkommnung der Schreibkunst, oder das Jünglingsalter derselben in Griechenland (S. 117—192). 4) Vollendung der Schreibkunst oder das männliche Alter derselben in Rom (S. 193—233).

Es mag befremden, dass der Vf. an die Spitze seiner Geschichte die Elohim als die ersten Lehrer der Schreibkunst mit Plato und der neuesten Philosophie stellt. Er gründet sich dabey auf die Voraussetzung, dass der Mensch im Zustand der Natur um die Cultur unbekümmert sey, und daher fremder Anweisung bedürfe; und dass ohne Gleichzeitigkeit der Schreibkunst mit dem Ursprung des Menschengeschlechts die älteste Menschengeschichte unmöglich in der gegenwärtigen inneren Wahrscheinlichkeit hätte erhalten werden können. Man wird dem Vf. zugeben: sich selbst könne der Wilde nicht mit einem Mal auf einen höheren Grad der Geistesbildung erheben; aber auch nicht langsam? im Fortschritt der Jahrhunderte? man wird zugeben: im isolirten Zustande werde nichts aus dem Naturmenschen: aber auch nichts im gesellschaftlichen? er bedürfe eines Beystandes: aber auch eines anderen als des Beystandes der ihn umgebenden Natur und der Gesellschaft? Diese beiden grossen Lehrerinnen (wie die Geschichte der sich allein überlassenen Wilden sagt) erziehen ihn, und bringen ihn allmählich weiter, aber so langsam und unbemerkt, dass halbe und ganze Jahrhunderte verfliessen können, ehe einiges Fortrücken merklich wird. Und wollen wir die Schreibkunst unter den Menschen auf den Unterricht höherer Wesen zurückführen, so müssen wir dasselbe bey allen Erfindungen thun, in deren Besitz das hohe Alterthum war, um so mehr, da mehrere derselben auch von den Alten ein Geschenk der Götter genannt werden: und ist dieses irgend wahrscheinlich? Tragen nicht alle menschlichen Besitzungen dieser Art die Eigenschaften an sich, als ob sie das Product der allmählich entwickelten menschlichen Geisteskraft wären? waren nicht alle klein und unvollkommen im Anfang, und sind sie nicht mit dem Fortschreiten der Cultur gewachsen, und nach und nach vollkommener geworden? und ist ihr Zurückführen auf höhere Wesen mehr als Versuch der ersten Philosophie, das Räthsel ihres Ursprungs zu lösen, ehe sie die nöthigen Substrate zu seiner Lösung hatte? Man wird (man muss) die innere Wahrscheinlichkeit der uns in Moses erhaltenen ältesten Menschengeschichte zugeben: aber man wird entgegenfragen: ist das auch wirklich *älteste* Menschengeschichte? ist es nicht vielmehr Geschichte der Adamiten *seit dem ersten Anfang ihrer Cultur?* Sie geht ja offenbar von den milderen Zuständen, vom Hirten- und Gartenleben aus, und weiss nichts vom Jagdleben. Und hätten sich vom Anfang der Cultur bis auf den *menschlichen* Ursprung der Schreibkunst, die wenigen Bruchstücke der Geschichte nicht durch Tradition erhalten können? Tradition vor der Schreibkunst ist etwas ganz anderes, als Tradition nach der Erfindung derselben, wie sich dieses aus so vielen Bruchstücken der älteren Völkergeschichten der verschiedensten Weltgegenden wahrscheinlich machen läst. u. s. w.

Indessen sorge man nicht, dass der Vf. durch seine Elohim als Lehrer der Schreibkunst sich nach der Weise der früheren Schriftsteller über diese Materie oben von den Kirchenvätern an, bis auf Hugo und Bryant herab, den Gesichtspunct verengt habe: er läst sich vielmehr keine Mühe verdriessen, die wirkliche Existenz eines Thoyt zu erweisen, und seine Erfindung der Buchstabenschrift in Ägypten gegen Zweifel in Sicherheit zu stellen, als wäre unsere *gegenwärtige* Schreibkunst

von einer bloss menschlichen Erfindung ausgegangen. Nur zwey Puncte hätten vielleicht noch auf eine genauere Untersuchung Anspruch machen können: 1) ob dem Thoyt auch wirklich die Erfindung der *Buchstabenschrift* beygelegt werde, wenn einige bey seinem Namen von einer Zeichnung mit Umrissen zur Darstellung physischer und intellectueller Gegenstände reden? 2) und in welchem Sinn sich die phönicischen Sagen den Thaut zueignen können? Die Alten sprechen hauptsächlich von hermetischen (oder Thaut's) Säulen: seine Schrift müsste vorzüglich die ägyptische Steinschrift gewesen seyn; und war diese nicht ordentlich Bilderschrift? Zwar liesse sich der von den Alten vorgegebene Inhalt der hermetischen Säulen für die dabey vorausgesetzte Buchstabenschrift in Anregung bringen, der unter anderen auch in Namen von Ländern und Städten, Völkern und Königen bestanden habe: und Namen (konnte man sagen) liessen sich nur durch Buchstabenschrift ausdrücken. Diess ist allerdings der Fall nach den gewöhnlichen Vorstellungen, die man sich von der Bilderschrift macht: die neuesten Erfahrungen können aber doch Zweifel dagegen erregen. Die sinesischen Begriffszeichen haben unstreitig gleiche Natur mit den ägyptischen, und man weiss, dass die Sinesen Namen von Menschen und Städten bequem durch ihre Zeichen ausdrücken und jedem lesbar machen können, der mit ihrer Zeichenschrift bekannt ist.

Vorzüglicher Fleiss ist auf die Erörterung der ältesten portatilen Schreibmaterie gewendet. Thierhäute, Leinewand und Papyrus werden diesen uralten Zeiten nicht als portatiles Schreibmaterial eingeräumt; sondern *Palmblätter*, ehe die Rinde des Papyrus zum Schreiben verarbeitet und gebraucht worden. Die Ägyptier, (durch Thoyt) die Erfinder der Schreibkunst, theilten sie den Phöniciern, und diese den Griechen mit. Weil nun die Phönicier den Griechen ihre Buchstaben auf Palmblättern brachten, so nannten die Griechen die Nation, von der sie dieses Geschenk erhielten, *Palmmänner*, *Φοινικες*, *Phönicier*, und ihre Heimath, Tyrus und Sidon, das *Palmland*, *Phönicien*. Eine scharfsinnige und sich einschmeichelnde Combination, zumal wenn man bedenkt, dass das Räthsel bisher noch nicht genugthuend erklärt ist, warum die Hellenen den eigenthümlichen Namen der Nation *Cna*, *Cnaos*, in *Phönicier* verwandelt haben. An Palmbaum hat man schon längst gedacht, aber unter einer anderen Wendung: *weil sich ein Reichthum von Palmbäumen auf der phönicischen Küste gefunden hätte*. So müsste aber der Name von den Phöniciern selbst erfunden worden seyn, und sie müssten sich mit demselben den Griechen bekannt gemacht haben: die Griechen, denen die natürliche Beschaffenheit der phönicischen Küste unbekannt war, hätten doch nicht auf denselben verfallen können. Dem ersteren steht aber wieder entgegen, dass sich auf der phönicischen Küste wenige Palmbäume finden; auch glaubt *Shaw*, der an Ort und Stelle Untersuchungen angestellt hat, dass sie auf derselben nie hätten häufig wachsen können: wie hätten nun die Phönicier selbst ihr Land das *Palmland* nennen mögen? Zum Schreiben konnten sie es aus der Nähe, aus Palästina, wo der Palmbaum in grosser Menge wächst, bekommen. Die Leser sehen, dass sich des Vfs. Combination noch auf mancherley Weise ausschmücken liesse.

Glücklich wendet der Verfasser seine Palmblätter auf die mosaischen Schriften an, die aus lauter kleinen Aufsätzen bestehen, von dem Umfang ohngefähr, den ein Palmblatt fassen konnte, was selbst der Name *Sepher* sage, der von diesen Aufsätzen gebraucht werde. Er bedeute bekanntlich etwas Geschabtes, (von ספ *schaben* und *scheeren*). Um das Palmblatt zum Schreiben zu gebrauchen, sey nichts nothwendiger, als dass man es durch Schaben oder mit einer Scheere zubereite. Die Palmblätter sind hart, steif, schilfähnlich, und haben Stacheln: man müsse sie also vorher schaben und glätten, ehe man darauf schreibt; sie sind oben und unten spitzig; man müsse also, ehe man sie zum Schreiben gebraucht, und um das Geschriebene aufbewahren zu können, diese Spitzen mit der Scheere abnehmen: sie haben in der Mitte eine Falte, durch welche sie in zwey Theile getheilt werden, man habe sie daher wahrscheinlich zusammen gelegt, und mit der Scheere beschnitten. Die Buchrolle sey ein zusammengewickeltes Palmblatt, oder nach der Structur desselben in zwey Theile gefaltet gewesen. Damit stimme auch der hebräische Apparat zum Schreiben überein. Der Griffel des *Sopher* war das eiserne Instrument, mit welchem man Buchstaben in die Blätter grub, wie es noch jetzt in mehreren Ländern Asiens geschieht; das Messer des Schreibers ward gebraucht, wie die Scheere, die Spitzen der Blätter abzuschneiden, und sie gleich zu machen; das Schreibzeug ist ein Behältniss, in welchem Palmblätter und der Griffel waren. Von Dinte wissen die Hebräer nichts, (denn Jerem. 36, 18 sey zu übersetzen: „ich schrieb, bis er sagte, es sey genug").

Der Abschnitt von der Vervollkommnung der Schreibkunst unter den Griechen wird vieler Anfechtung ausgesetzt seyn, da das Gegentheil von allem dem mit Gründen unterstützt wird, was in den neuesten Zeiten von dem späten Gebrauch der Schreibkunst unter den Griechen ausgeführt worden. Nach unserem Verfasser hat Kadmus fünf Jahrhunderte vor Homer wirklich die phönicische Buchstabenschrift unter die Griechen gebracht; und Josephus verdient nicht gehört zu werden, wenn er sie später den Hellenen bekannt werden lässt, weil er nur das hohe Alter der Schreibkunst unter ihnen leugne, um seine Nation zur Quelle aller Weisheit, aller Künste und Gelehrsamkeit zu machen. Prötus Faltentafel, die Bellerophon, zwey Generationen vor dem trojanischen Krieg, zu seinem Schwiegervater Jokastes in Lycien trug, war mit Buchstabenschrift beschrieben. Homer giebt wenigstens dem trojanischen Zeitalter schon Correspondenz. Palamedes, einer der Helden vor Troja, soll ja nach der Angabe der Alten das Alphabet vermehrt oder gar die Vocalen eingeführt haben. Und wenn auch das trojanische Zeitalter noch selten die Schreibkunst angewendet hätte, warum nicht wenigstens das um 200

Jahre spätere Zeitalter des Homer häufiger? Auch Homer möchte sich der Palmblatter bedient haben; doch vielleicht wahrscheinlicher bleyerner Tafeln, worauf, nach Pausanias, Hesiodus seine ἔργα geschrieben habe. — Diess sind ohngefähr die Hauptsätze des Vfs., die er durch Beweis zu befestigen sucht, ohne irgend einen Gegner namentlich zu nennen: aber er bietet Scharfsinn, Belesenheit und alle Hülfsmittel (und, wie uns dünkt, bey einzelnen Puncten mit Erfolg) auf, ihre historische und antiquarische Zweifel dagegen aus dem Weg zu räumen. Es sind aber auch die Streitfragen von einer solchen Beschaffenheit, dass keiner der streitenden Theile je auf allgemeinen Beyfall wird rechnen können. Es kommt dabey zu viel auf den Werth an, den man auf Sagengeschichte legt, und auf das Licht, in welchem man sie betrachtet: da hierüber nie eine allgemeine Übereinkunft möglich seyn wird, so werden die Meinungen über obige Puncte immer verschieden bleiben. Und wie viel hängt bey der Frage von einem gleich Anfangs geschriebenen Homer von der Vorstellung ab, die man sich von der Entstehung der Iliade und Odyssee macht? Hätten die beiden Gedichte in ihrem Ursprung sogleich ihren gegenwärtigen grossen Umfang gehabt, so möchte man wohl dem Vf. beytreten, wenn er sagt: ein Dichter, der so weitschichtige Werke im Gedächtniss zu concipiren und hernach zu recitiren im Stande sey, könne nicht zu unserem Geschlecht gehören, er müsse ein übermenschliches Wesen seyn. Aber sind auch diese Gedichte gleich Anfangs von diesem Umfange gewesen? ist derselbe nicht vielmehr die Folge später Anreihung? Da hierüber auch keine völlige Übereinkunft aller zu hoffen steht, so werden dem Vf. Widersprüche gegen seine Resultate nichts Befremdendes seyn. Aber es ist zu wünschen, dass jede Vorstellung mit der grössten Sorgfalt sich ausbilde und durch alle denkbaren Gründe befestige: das Resultat, welches zuletzt hervorgehen wird, kann nicht anders als höchstbelehrend für die Kunde des höheren Alterthums seyn. Da zu erwarten steht, dass diese Schrift ihres Werths und ihrer Brauchbarkeit wegen bald eine neue Auflage erlebe, so wollen wir dem Vf. auf einige Ausdrücke, die ihm bey der Führung seiner Beweise in diesem Abschnitt entfallen sind, aufmerksam machen, weil sie scheinen eine Abänderung nöthig zu haben. S. 118 heisst Herodot der älteste *Zeuge* von Kadmus Ankunft in Griechenland. Nach S. 125 *bezeugen* noch andere griechische Schriftsteller (wie Diodor von Sicilien u. s. w.) Kadmus Ankunft mit der Buchstabenschrift. S. 128 werden auch Plinius und Tacitus dafür als *Zeugen* angeführt; S. 120 wird alles Angeführte eine Sammlung von *Zeugnissen* aus den verschiedensten Zeitaltern genannt, dass Kadmus Ankunft mit der Buchstabenschrift keine Fabel oder blosse Sage sey. Der Gleichzeitige kann bloss *zeugen:* und dass in diesem Sinn keine Zeugnisse für Kadmus vorhanden sind, weiss der gelehrte Vf. so gut wie irgend Jemand. Die angeführten Schriftsteller können daher bloss *eine Sage* aufgezeichnet haben. Das ist keine Herabwürdigung, wenn man sich nur über den Werth und die Wichtigkeit der Sagen in so alten Zeiten gehörig versteht.

Der Vf. führt nun die bekannten Verbesserungen, welche nach und nach die Schreibkunst in Ansehung der Schrift und des Schreibmaterials unter den Griechen erhalten hat, und ihre Vervollkommnung unter den Römern mit der ihm eigenen Genauigkeit aus, und beschliesst seine Geschichte mit der Bemerkung, dass die Schreibkunst der Römer durch die Erfindungen nach dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung (wie der Schreibfedern, der Karten aus Baumwolle, des Linnenpapiers, der Cursivschrift u. s. w.) nicht sey übertroffen worden. Wie man auch darüber denken möge, so wäre doch zu wünschen, dass der Vf. bey einer neuen Auflage seiner Schrift, oder in einem zweyten Theil, die Geschichte der Schreibkunst durch das Mittelalter mit eben der Pünctlichkeit wie bis zu demselben fortsetzen, und seine Arbeit mit einer Nachricht über den Wechsel der Schönschreiberey der heutigen europäischen Nationen in Italien, Frankreich, England, den Niederlanden, Deutschland, Schweden, und den slavischen Ländern, wozu schon Breitkopf brauchbare Materialien gesammelt hat, beschliessen möge. So hätten wir eine erwünschte Übersicht über die Schicksale einer Kunst, die Niemand gleichgültig seyn können, da wir die Kunst selbst täglich ausüben.

G. A.

PÄDAGOGIK.

LEIPZIG, b. Kummer: *Aufsätze pädagogischen Inhaltes* von D. *Th. A. Suabedissen*. 1804. VIII und 223 S. in 8. (18 Gr.)

Die Aufsätze sind: 1) *Über den Geist der Erziehung*, 2) *Über den Hang zum Wunderbaren und die Behandlung desselben in der Erziehung*. 3) *Plutarch über den Aberglauben*. 4) *Soll man den Unterricht in Philosophie aus dem Jugendunterricht verbannen?* 5) *Hindernisse und Mittel der allgemeinen Verbreitung und Nützlichkeit der Pestalozzischen Lehrart*. 6) *Über die Gedächtnisscultur*. 7) *Soll die Lust des Knaben die Bestimmung seines künftigen Berufs entscheiden?* Diese Aufsätze enthalten nicht viel Wichtiges, und das Wichtige ist nicht neu; aber es ist doch von dem Vf. selbst (obschon nicht mit vielem Scharfsinn) durchdacht, und mit manchem eigenen Nebengedanken ausgeschmückt. Aber Schade ist es, dass er mit einer Philosophie und Methode zu philosophiren sein Wesen treibt, welche, statt sich in kurzer, deutlicher und eigenthümlicher Sprache mitzutheilen, statt mit kaltem Verstande fortzuschliessen, und ihre Sätze mit Präcision vorzutragen, weitschweifig und bilderreich, und mit einer Art von Begeisterung, in welcher man seine eigenen Sprünge nicht merkt, und welche leicht von dem vernünftigen Interesse zur Schwärmerey übergeht, das Gute empfiehlt. Der erste Aufsatz sagt erst verneinend, mit vieler Weitläuftigkeit, was der Geist ächter Erziehung nicht sey; dann stellt er das Ideal moralischer Vollkommenheit auf, welches man in dem Zöglinge zu realisiren suchen müsse, um ihn wenigstens zu einer

relativen Vollkommenheit zu erheben. Die Sache ist zu allgemein, als dass sie praktisch von bedeutendem Nutzen seyn könnte. Mit gleicher Weitläuftigkeit wird in dem 2ten Aufsatze zuerst über die verschiedenen Arten des Wunderbaren gesprochen, und dann eine Menge Regeln gegeben, nach welchen man den dem Menschen natürlichen Hang zum Wunderbaren in der Erziehung benutzen und leiten solle. Die Sache giebt, dass diese nur bey wenigen Subjecten, welche nicht von der glücklichsten Organisation sind, angewendet werden können. Aber nach dieser Abhandlung sollte man wähnen, die meisten Menschen hätten eine starke Neigung, ihre Phantasie mit erdichteten, abenteuerlichen, schimärischen Gegenständen zu beschäftigen. Sonderbar ist es, dass mitten unter die Originalaufsätze eine Abhandlung Plutarchs eingerückt wird, ohne hinlänglich deutliche Anzeige, dass es blosse Übersetzung sey. Zu der Überschrift wird nur hinzugesetzt: „(ein Anhang zum vorherigen Aufsatz);" und dann in einer grösseren Parenthese, dass Pl. den Begriff des Aberglaubens zu sehr einschränke, doch dem griechischen Worte δεισιδαιμονια gemäss, auf die *Furcht vor den Göttern;* dass er in der Abhandlung hauptsächlich beweisen wolle, der Aberglaube sey den Menschen nachtheiliger, als der Unglaube; und dass einige treffliche Stellen dem Erzieher sehr nachdrückliche Erinnerungen geben würden. Es sind darin viele Stellen weggelassen, die man nur bey Vergleichung des Originals vermisst. Statt der desshalb nöthigen Erinnerung wird einige Mal das Zeichen — gesetzt. Der vierte Aufsatz gefiel uns am wenigsten. Die Ursache ist, der Vf. scheint mit sich selbst nicht recht einig zu seyn, was eigentlich Philosophie ist, oder seyn soll. Daher will er auch, nach S. 126, dass der den Wissenschaften gewidmete Jüngling erst „kurz vor dem Ende der akademischen Studien" ordentlich Philosophie studiere. Der fünfte Aufsatz kann diejenigen schon interessiren, die Pestalozzi's Lehrmethode sich zu eigen gemacht haben. Der sechste ist wie ein Anhang zu dem fünften. Hr. S. fängt da mit einer sehr weitläuftigen Erörterung des Begriffs *Gedächtniss* an, und geht dann durch die Betrachtung der Vorzüge eines guten Gedächtnisses zu der Behauptung über, das Gedächtniss werde am besten dadurch cultivirt, „dass man die Geisteskraft im Allgemeinen intensiv und extensiv zu entwickeln suche;" und dass ferner die Pestalozzische Methode „die beste und einzige" sey, es gehörig zu vervollkommnen. — Die Frage nach dem 7ten Aufsatze wird mit bekannten Gründen verneinend beantwortet. Der Aufsatz ist seinem Inhalte nach nicht wichtig: er liess sich aber doch mit Vergnügen, vielleicht hauptsächlich desswegen, weil darin der Vf. seinen eigenen Gang geht, und nicht durch fremde Grundsätze und Philosopheme gehemmt wird.

Albut.

KURZE ANZEIGEN.

Handlungswissenschaften. *Frankfurt a. M.*, b. Guilhaumann: *Martin Eulers Vorübungen zu Comptoirgeschäften*, oder *Anleitung zum kaufmännischen Briefwechsel in deutscher, französischer, englischer und italiänischer Sprache* in 22 Geschäftsdarstellungen und vollständigen Buchhaltung darüber mit einer englischen Phraseologie und drey Anhängen. Vierte durchaus verbesserte und vermehrte Auflage von *Joh. Georg Cleminius.* 1804. 426 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.) Zweyter Band, welcher auch noch den besonderen Titel führt: *Unterricht für die zu Kaufleuten bestimmten Jünglinge und für angehende Kaufleute*, ausgearbeitet von *J. G. Cleminius.* 1806. 576 S. 8. (1 Thlr. 20 gr.) Der verstorb. *Euler*, ein Mann von altväterischen Sitten, aber voll gründlicher Handlungskenntnisse, die er sich durch weite Reisen und lange Erfahrungen erwarb, sah den Mangel der gewöhnlichen Handlungsschulen ein, und glaubte durch seine bekannten Schriften solchen zu ersetzen. Da er keine wissenschaftliche Bildung hatte, und nichts als ein guter praktischer Kaufmann war, so ist es natürlich, dass sein Vortrag schlecht ausfallen musste, wie sein Handlungs-Lexikon, die ersten Ausgaben dieser Vorübungen u. a. m. beweisen; allein die Materie selbst ist recht gut, und es war nur nöthig, dass sich ein mit gründlichen wissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüsteter Mann der Mühe unterzog, den Weizen zu sichten, und die Spreu auszuwerfen. Hr. *Cl.* hat dieses unternommen, und man kann mit der Ausführung ziemlich zufrieden seyn. Wahr ist es, man findet noch manche Fehler, allein im Ganzen ist viel Fleiss angewendet, und dem Buche eine ganz andere Gestalt als vorher gegeben worden. Den Anfang machen 22 theils einfache, theils vermischte Waaren- und Wechsel-Geschäfte, von welchen zuerst jedesmal eine Skizze gegeben und sodann eine ausführliche praktische Ausführung dargestellt wird. Man findet nicht nur die dabey vorkommenden Briefe, sondern auch die Berechnungen und das Eintragen in die Bücher, wie solche bey allen concurrirenden Theilen geschehen müssen. Die Briefe, Facturen, Noten u. s. w. sind jederzeit in der Landessprache des Ausstellers ausgestellt; auch ist allemal eine Angabe und grammatische Erklärung den schwierigsten Phrasen beygefügt. Im ersten Anhange steht eine gute Anzahl Handlungsbriefe in deutscher, französischer, italiänischer und englischer Sprache. Im Ganzen ist der Styl gut, allein immer noch mit zu vielen Complimenten und Umschreibungen überladen, welches ein guter kaufmännischer Correspondent zu vermeiden hat; auch ist die Sprache nicht immer ganz rein. Der zweyte Anhang enthält ein kleines Handlungswörterbuch für Anfänger. Die Fehler sind hier wirklich beträchtlich, und die Erklärungen unvollkommen. Z. E. „Quadrat ist dasjenige, was Länge und Breite hat," u. a. m. Im dritten Anhange handelt der Vf. von der kaufmännischen Erziehung, der Correspondenz und den Wechselbriefen. Ebenfalls, besonders in dem Urtheile über die Erziehung, nichts als die ganz gewöhnliche Sprache, auch zeigt der Vf. bey der Angabe guter kaufmännischer Schriften viele Parteylichkeit und wenig Bekanntschaft mit der neuesten Literatur. Den Beschluss macht eine kurze Anweisung zum doppelten Buchhalten und eine Vergleichung mit *Jones* Methode. Wann wird doch endlich das Aufwärmen dieser losen Speise aufhören! Es ist längst bewiesen, dass der grosssprecherische Engländer mit seinem ausposaunten Arcanum nichts als leeres Gewäsche herausgegeben hat, das von jedem Sachkundigen belacht wird, und viele Deutsche um ihr Geld brachte.

Rec. glaubt, dass dieses Buch, unter Anleitung eines geschickten Lehrers, vorzüglich auf Handlungsschulen, mit vielem Nutzen, Trotz seiner Mängel, kann gebraucht werden, und muntert Hn. *Cl.* auf, sein Versprechen, auch *Eulers* Handlungs-Lexikon neu zu bearbeiten, bald zu erfüllen. Nur sey er vorsichtiger in der Wahl seiner Hülfsbücher, er wende grösseren Fleiss auf richtiges und kurzes Rechnen, und sorge für correctern Druck.

W. A.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Lina, ein Gemälde menschlicher Grösse und Verirrung.* 1804. 178 S. 8. (21 Gr.) Ein hochtönender Titel! Ein kreisender Berg, der eine Maus gebiert. Mehr von diesem sehr unbedeutenden Product, wahrscheinlich eines jungen Schriftstellers, der es übrigens nicht böse gemeint hat, zu sagen, wäre Zeit- und Papier-Verschwendung. Das Titelkupfer von Böttcher sen. ist mittelmässig gezeichnet, aber gut gestochen.

J. J.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 MÄRZ, 1807.

GESCHICHTE.

Zürich, b. Gessner: *Histoire des républiques Italiennes du moyen âge; par J. C. L. Simonde Sismondi*, membre correspondant de plusieurs académies, Tome I. 1807. 435 S. in 8.

Rec. freut sich, der erste oder einer der ersten zu Ankündigung eines wieder einmal recht guten historischen Werks zu seyn. In acht Bänden wird es bestehen, vier (bis auf 1316) erscheinen jetzt; wir werden sie immer anzeigen; alsdann wird eine Pause eintreten; aber die letzten vier bringen nachmals bis auf die Eroberung der Stadt Florenz im J. 1530. Der Verfasser, aus dem ältesten republikanischen Adel, unabhängig, und in voller Kraft der Jahre, wird es an nichts fehlen lassen. Wer weiss nicht, dass in diesen Städten alles Gute, was die römische Weltherrschaft erstickt, und nachmals die Barbaren zertreten hatten, zuerst wieder aufgeblühet! Mit Wohlbehagen weilt der müde Blick im Mittelalter auf diesen zuerst wieder aus der zerstörenden Fluth emporgestiegenen Inseln, wenn nicht immer der Glückseligen, doch der Freyen. Man erkennt sich wieder: Amalfi, Salerno, Napoli, sind wie die jonischen Städte, Athen zu Florenz, Pisa mehr als Chalcis, Lucca mit seinem Castruccio Theben und sein einiger Epaminondas, Venedig Sparta, und oben lauert macedonisch der Visconti, der Sforza; dieselbe Kunst und Gravität, eben der Leichtsinn und Patriotismus, dieselben Sitten. Köstliche Urkunden und Memorien sind vorhanden; Rec. hat selbst sich einige Folianten daraus zusammengeschrieben: aber, in Einem, lesbaren Buch für das Publicum, findet man das Resultat noch nicht beysammen. Hr. *Simonde Sismondi* hat aus den Quellen geschöpft: das lässt sich geschwind fühlen, aus Bemerkungen, Discussionen, auf die nur das Quellenstudium bringt. Hierauf ist alles gut geordnet, allem eine Seele gegeben worden. Was für eine, das wollen wir unten zeigen.

Dieser *erste Band* enthält vorerst nur die Einleitung und Anfänge bis gegen Ende des eilften Jahrhunderts. Es giebt zweyerley Manieren, jede ist an ihrem Orte gut: eine universalhistorische mit allgemeinem Blick für den philosophischen Leser; eine praktische die in das Umständliche geht, auf dass man die Menschen und den Gang der Geschäfte ganz wie im Leben vor sich sehe. Uns ist Anfangs aufgefallen, als wenn der Vf. jener, die am wenigsten lehrreich ist, sich zu sehr ergeben hätte: die allgemeinen Schilderungen (unschwer zu componiren wenn man auch nur die Muratorischen Antiquitates nimmt,) haben immer etwas Unbestimmtes, nirgend so ganz Anwendbares: lieber sähen wir zwölf Stadtgeschichten, und das Allgemeine am Ende in Einem Paragraphen ausgehoben; so weiss man *wo* alles hingehört und zu suchen ist. Auch die Alten haben (aber wie kurze!) allgemeine Schilderungen: *Nam cunctas nationes et urbes* u. s. f.; gewöhnlich höchstens eine Seite lang. Doch wo die Geschichte eigentlich beginnt, verliert sich das, und kömmt Hr. *S. S.* in den wahren Ton der Geschichtschreibung. Dieser nun hat nicht jenes mahlerische Antike, welches wohl nur in deutscher Sprache möglich ist, aber Würde, Klarheit, was immer im Französischen dem historischen Styl gegeben werden kann. Die Erzählung bekömmt im Fortgang immer mehr Interesse. Den Vf. zwar vergisst man nicht; öfters erscheint er mit einer leitenden Bemerkung: doch als ein einsichtsvoller Begleiter, nie lästig durch Declamationen. Die Geschichte besser zu fassen, wird er mit fixirenden Jahrzahlen künftig etwas freygebiger seyn. Gut, dass er von Amalfi die Epochen 1038, 1077 anmerkt, aber S. 309 Zeile 4 möchte man auch eine Jahrzahl sehen. Die Zeiten Königs Muset von Sardinien sind angezeigt, aber die letzte, die seines Ausgangs, fehlt. Weil wir einmal am wünschen sind, so fügen wir bey, dass die Citate hin und wieder etwas chronologischer geordnet werden könnten: Muratori, Sigonius (ehrwürdige Namen,) nicht zwischen oder vor den Quellen (doch ist es selten geschehen, und die Genauigkeit der Anführungen übrigens rühmlich). Der *Ismaël Al Emujad* würde unter dem Namen *Abulfeda* kenntlicher seyn, (sonst freylich *el Malek Emad-ed-din Ismaël Abulfeda*.) Hiernächst fehlt eine Inhaltsanzeige, (es kömmt ganz ab, für die Bequemlichkeit des Lesers zu sorgen).

Über die Nebendinge wäre also diess und das zu erinnern; wir wollen den Vortrag, die Ausführung betrachten. Das *erste* Kapitel, ganz allgemeine Übersicht der Zeiten von Odoacher bis Otto den Grossen, S. 15 — 70 zeigt, was für Völker und wie sie in Italien sich vermischt haben. Hier wird S. 34 der Charakter Karls des Grossen und der unselige Einfluss seiner Eroberungssucht geschildert. Ob letztere nicht gleichwohl etwas einseitig? Wie viele Geschlechtalter hätte ohne ihn der Nord wohl noch, Rec. will nicht sagen hingeschlummert, aber hingewildert? Man hatte mit Normannen und Ungarn so viel zu thun; wie wenn die Sachsen auch noch gewesen wären! Man kann wohl in einer gewissen Rücksicht sagen, wie von

wie komisch! der Wirth, der des Nachts mit dem Dichter in den Garten geht, um sich sein Trauerspiel vordeclamiren zu lassen, woraus nachher die ganze Belagerungsgeschichte herkommt — wie lächerlich! — Das *Strandrecht*, schwarz und weiss, Tugend und Laster neben einander; wir klatschen in die Hände, dass dem Schurken Recht geschieht, und die, welche nicht glauben wollen, dass es solche Menschen giebt, oder geben kann (Leute vom Lande), ey nun, die mögen darüber lachen. — Und so heissen nun die Stücke, die der Vf. für diess Jahr aus dem Aermel geschüttelt hat. — Der Inhalt des vorigen Jahrgangs ist bekannt; er überstrahlt diesen bey weitem. Die *Beichte* — wie scherzhaft, und wenn auch weiter nichts! Die *gefährliche Nachbarschaft*, wie wohlgelaunt, wie anziehend! Nur Schade um den Stoff, dass ihn die Frivolität so verdorben hat. Schneider Fips, der sein Mündel auf Pfingsten vertröstet, und meint, die Ohnmachten würden noch besser kommen, verdient besonders eine Erwähnung, damit Niemand mehr glaube, Zusätze vom Schauspieler zu hören. Dergleichen mit schönen Sentenzen zusammen gepackt und aufs Land geschickt — wie sehr müssen sie nicht die Cultur und — das Lachen befördern!

No. 2 ist eine schöne Versmacherey im correcten Styl, die sich ins Allgemeine verliert. Wie sehr wäre zu wünschen, dass Gozzi die Schranken der elenden Wirklichkeit auf unserem Theater durchbrechen, und den Zuschauer für die symbolische Darstellung des Lebens gewinnen möchte! Aber *solche* Bearbeitungen führen nicht dazu. Das Mährchenhafte muss seiner Natur nach schnell und lebhaft vorübergehen, nur die Phantasie beschäftigen, und das theilnehmende Gefühl leise erregen. So ist es bey Gozzi. Hr. *Tr.* aber dehnt so viel steife Worte darüber, dass Geist und Sinn darunter ersticken. Wenn Gozzi gleich Anfangs die Zobeis mit wenigen Worten sagen lässt: „Warum diese Betrübniss? an diesem Hofe sieht mich jeder an und weint, und keiner sagt mir, warum;" so motivirt erst Hr. *Tr.*, nach der elenden Verstandesmanier der Neuern, ihren Gang aus dem Schlosse durch: der Zimmer schwere Luft presst mir das Herz; und giebt ihr nach mehreren Allgemeinheiten endlich die Verse in den Mund:

In Thränen stehn die Diener um mich her,
Doch Niemand nennt den allempfund'nen Jammer.

Statt der Charaktermasken, die bey G. so schöne Gegensätze bilden und so Vieles umfassen, lässt Hr. *Tr.* ganz specielle moderne Fratzen, wie Amtmann Riemen, Figaro, Peter und Schnapps auftreten, die uns mehr von den Stücken, woraus sie genommen sind, erzählen, als daran denken, ihren jetzigen Posten auszufüllen. Wenn eine Vertauschung vorgehen sollte, so fehlt es uns nicht an allgemeinen Charakternamen, wohin selbst Hans und Peter, das Kammermädchen Betty und die Köchin Katharine zu rechnen sind; aber was soll gerade der Peter aus Menschenhass und Reue hier, der uns von seinem Vater Bittermann vorspricht? Das heisst ja mit den Masken den Krebsgang gehen. Und was haben wir nun an diesem Schnapps und an diesem Peter? nichts! Sie sind so schlecht aufgefasst, dass man sie gar nicht von einander unterscheiden kann. Und eben so ist es mit Riemen und Figaro. Der gutmüthige *Pantalon* (möchte er doch heissen, wie er wollte!) und der höfische Schmeichler *Tartaglia* (der könnte z. B. *Luchs* heissen,) sind ganz verloren gegangen. Und wo blieb der Geist, der Witz und der herrliche Humor des edlen Gozzi? Mühe und Fleiss ist an der Arbeit zu loben; aber was helfen diese ohne Genie, ohne Schöpfungskraft, die nur allein das Alte wieder neu gestalten kann!

No. 3. *Apollonion*, mit Gedichten und Aufsätzen von Ayrenhoff, Sonnleithner, Scheiger und Anderen, giebt in der Sphäre des nüchternen Verstandes keine üble Unterhaltung. Vorzüglich hat das Gedicht: *der deutsche Tanz von W.* eine anziehende Munterkeit. Auch finden sich hier einige allemannische Gedichte, nur gerade nicht die besten, von Gottlieb *Leon* ins Hochdeutsche mit ziemlichem Glück übersetzt; zu tadeln ist daran, dass *Hr. L.* das Edle in der Naivetät nicht immer beobachtet, und es hie und da durch gemeine Züge verwischt oder verdunkelt hat. *Die Schlacht auf dem Hochfelde*, von *Hinsberg*, enthält viel kräftige Mahlerey. — Das Meiste in diesem Büchlein ist, wenn auch nicht sehr anlockend, doch auch nicht zurückschreckend.

No. 4 liefert nach einigen Strick- und Stickereyen Erzählungen häuslichen Inhalts, in der beliebten Manier der Kleinigkeitskrämerey. *Schmiedtgen* erzählt in der *Hingebung* Verheirathungsgeschichten. Der Herausgeber entwirft in der *Pamphilamene* das Bild einer spröden Griechin, und giebt dann unter der Aufschrift: *und er soll dein Herr seyn*, die geschichtliche Darstellung einiger Vorfälle und Auftritte in zwey verschiedenen Ehen mit einer langen Anwendung auf das Kapitel der Oberherrschaft in derselben. — Hierauf wird ein Musterbild weiblicher Vollkommenheit unter dem Artikel: *Weiblichkeit* in einer umständlichen Erzählung und Schilderung versucht, wobey die göttliche Theone der leichtfertigen Helene folgendes Raisonnement zu Gute kommen lässt: „Grazie ist das Huldvolle am Ich, du hast Huldvolles ohne dein weibliches Ich gegeben, und darum suchten die Männer, die unsere Güte nur allzumuthwillig missbrauchen, ein solches Ich nicht mehr in dir." Diese philosophische Zurechtweisung hilft aber so wenig, dass es bald nachher von der Helene heisst, da Theone weggegangen: „Sie konnte sich jetzt desto ungestörter mit ihrem David unterhalten. Im Wohlwollen ihres Herzens rückte sie immer näher zu ihm; in der Wärme des Gesprächs schlang sie ihren Lilienarm um seinen Nacken; ihre Rede wurde immer traulicher, leiser; ihr brennendes Gesicht war nahe an dem seinigen, ihre Phantasie glühte, ihre Sinne erlagen, ihre Brust flog. Befeligt von Liebe und Lust legte sie ihr Haupt an seine Schulter, hielt sie in ihrer Hand die seinige, und mancher leise Druck gab ihm zu verstehen, *wo er, wenn er nur wollte, sein Elysium finden könne*. Die Griechen erlauben sich über diesen Anblick Bemerkungen — was kümmerten sie Helenen, die

Es läfst fich aber aus viel früheren Jahrhunderten, schon aus dem vierten, fünften, mit einem Wort so hoch herunter deduciren als von gemeinen Leuten Denkmale übrig find. Man betrachte die Grabmale der Christen, welche in Rom selbst lang die gemeinste Classe waren. So vom J. 291 in Rom: *Virginio tuo* (κουριδιω αλοχω!) *cum eo vixisti libenter, conjuca Cervonia Silvana; refrigera cum Spirita sancta* (*Muratori* 369). Vom J. 367: *Deceffet de feculum puer Victorinus qui vixsit annus* 37. *et cum uxfore fecit anus* 2 (*ib.* S. 384). Diese Beyspiele aus Zeiten, wo Ammian und Claudian noch in voller Blüthe waren. So läfst fichs verfolgen, bis nach Ausrottung aller feineren Bildungsanstalten die lateinische Sprache nur in öffentlichen Schriften an dem Kirchenstyl und an den Rechtsformeln fich ärmlich festhielt, und im Umgang fich verlor.

Der Schlufs dieses Werks, welcher die Resultate, aufs praktische, enthält, ist im Vortrag zwar nicht altrömisch (Sallust würde mehr concentrirt haben), aber die edelste, reinste Moral; höchst lehrreich in Zeiten wo man fich nicht zu helfen weifs, weil die Remedur *aufser uns* gesucht, und Egoismus im Ernst als unzweifelbar natürliches System angenommen wird. Wir überlassen dem Leser das eigene Studium dieses merkwürdigen Werks, und schliessen mit den letzten Worten desselben, welche Denkungsart und Styl zugleich bezeichnen:

„*Ainsi dans le plan général de la Providence, dont il ne nous appartient point de saisir les détails, le bien nait souvent du mal, et les calamités générales peuvent être les avant-coureurs d'une réforme universelle. Ne déséspérons donc jamais des principes et des vertus qui forment le noble héritage de l'espèce humaine. Attendons le lent ouvrage des Siècles, et reposons-nous sur l'assurance, que les vérités eternelles survivront, qu'elles renaitront du coeur même de l'homme, s'il ne restoit point de monumens sur la terre pour attester leur antique existence et le culte qu'on leur a rendu.*"

Von diesem Buch ist

Ebendaselbst, in dem gleichen Verlage, unter dem Titel: *Geschichte der italiänischen Freystaaten im Mittelalter* durch Hn. *Simonde Sismondi*,

eine wohlgerathene deutsche Übersetzung erschienen, die fich sehr gut lesen läfst und auch ein empfehlendes Äusseres hat. Ths.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Strassburg, b. Heitz: *Alsatisches Taschenbuch für das Jahr* 1806. 192 S. 12.

2) Strassburg und Paris, b. König: *Alsatisches Taschenbuch für das Jahr* 1807. 203 S. 12.

Seitdem in Deutschland die wohlthätigen Künste der Menschlichkeit unter dem Schutze der geistigsten Männer unserer Nation zu gedeihen und emporzustreben anfingen, hat es jedesmal die ganze Theilnahme aller Freunde der Wissenschaften erregt, so oft in irgend einem Winkel unseres Landes eine zu ernstlichen Zwecken verbundene Anzahl von Männern ihr durch Freundschaft und wechselseitige Anregung geheiligtes Gemeingut, als einen Beytrag zur deutschen Ausbildung, in den gemeinsamen Schatz der Nation niederlegte. Eine nicht geringere Theilnahme verdient es, wenn wir in einem Ländchen, das längst einem anderen Reiche zugefügt ward, noch immer Anhänglichkeit für deutschen Sinn und deutsche Sprache fortleben sehen; wenn wir hier noch Reste deutscher Kraft und Biederkeit erkennen, die fich von dem umgebenden Einflusse frey zu erhalten sucht; wenn wir endlich ein Bestreben wahrnehmen, trotz dem Hindernisse eines für deutsche Literatur ungünstigen Buchhandels, zur Aufrechthaltung deutscher Cultur, wie aus der Ferne, fortzuwirken. Durch *Pfeffel*, den ehrwürdigen Altvater deutscher Poesie, blieb der Elsafs in steter Verbindung mit Deutschland; jetzt, am heiteren Lebensabende dieses jugendlichen Greises, tritt eine Gesellschaft alsatischer Männer und Jünglinge auf, und verspricht, was jener so rühmlich geleistet, zum Ruhme ihres Vaterlandes und zur Ehre von Deutschland auch auf fernere Zeiten fortzusetzen. Ohne fich zu einer stehenden Kunstschule zu bekennen, und frey vom Zwange der Laune und der Mode, bieten uns die Herausgeber dieser beiden Taschenbücher eine zum Theil geschmackvolle Auswahl von Gedichten und kleinen prosaischen Aufsätzen an, in denen Liebe und Begeisterung für die Natur, Unschuld, Herzlichkeit, Sinn für häusliche Freuden, ernste Betrachtungen über das Leben und seine mannichfaltigen Verhältnisse, als Hauptcharakter vorwalten. Den zweyten dieser Almanache zieren einzelne Stücke von *Pfeffel*, und dem geistreichen Verfasser der alemannischen Gedichte, und eins vom verstorbenen Lenz (S. 170), welches dieser ehemals zu Strafsburg bey einer rührenden Veranlassung dichtete. — Die Gedichte von *E. Stöber*, den man als einen der Herausgeber nennt, haben uns sehr angezogen. In Lyda's Traumgesicht ist die Allegorie der geistigen Liebe, die als ein reizendes Mädchen im Veilchenkranz mit einem Lämmchen an der Hand auftritt, schön durchgeführt. Andere tragen einen melancholischen Charakter. Sehnsucht ergreift den Dichter nach dem Lande der Vollendung, aber nur an Ida's Hand erwartet ihn dort Seligkeit (I, 40). — Eine schaurige Herbstnacht erneuert wehmüthige Erinnerungen an die Blüthenzeit der Rosen und der Liebe; indem die Sterne erbleichen, und das Mondlicht durch das Schilf im Unkenteich zittert, drängt fich der Gedanke an Trennung auf (I, 43). — Bald schon (II, 74) empfängt er an Ida's Grabe den traurenden Zuruf eines Freundes; um seinen brennenden Schmerz zu lindern, stürzt er fich in die Arme der Freundschaft (II, 65). Von den übrigen Stücken dieses Dichters müssen wir die vier Zeilen an Minna ausnehmen, die durchaus verunglückt find. Den mit *A* bezeichneten Gedichten dürfen wir Beyfall versprechen, besonders der *Aussicht*. Mit Wonne betrachtet der Sänger von der Höhe des Bergschlosses Hochkönigsburg die überreiche vor ihm ausgebreitete Natur. Sie ist uner-

schöpflich ewig, wenn auch Ruinen auf den Untergang des Irrdischen deuten. Die Sage von der Geburt *Rudolphs von Habsburg* ist kurz und energisch erzählt, und meisterhaft in den Plan des Gedichtes geflochten. Das *nordische Mayblümchen* ist etwas dunkel, und mitunter auch nachlässig gearbeitet. — Durch Tiefsinn zeichnen sich die Gedichte von *S.* aus, und durch Klarheit in der Darstellung; sehr originell ist das Schmetterlingslied. — *Mäders* Gedichte athmen eine eigene Lieblichkeit und Anmuth; rührend ist Ludwigs Tod, ob er gleich neben *Goethe's* Fischer an Originalität einbüfst. Der Rheinweingesang ist zwar gut zu nennen, erreicht aber das Lied von *Claudius* keinesweges. Die *Cyane*, eine Volksfage, ist mit Kunst erzählt. Einige artige Beyträge hat *Büschenthal* gegeben, unter denen die Elegie auf Schiller's Tod den Vorzug verdient. Wenn er nur den Geist seines grofsen Vorgängers so gut, wie die Form, nachzuahmen gewufst hätte!

Unter den übrigen zeichnen sich noch aus, *das Bächlein, Winternacht, Lob des Ackerbaus, Minona, Napoleon, Männerfreude, Clitus Tod, Friedenshymne*; und unter den prosaischen Auffätzen, die *Wunder des Fäfschens*, und der Auffatz über Brunk, der aber aus dem französischen Originale des jüngeren Schweighäufer etwas steif überfetzt ist.

Unbegreiflich ist es, wie die Herausgeber einige so durchaus elende Stücke, wie *das Höchste des Menschen, der Brodneid* u. s. w. aufnehmen konnten, deren jedes schon im Stande wäre, das Taschenbuch in bösen Ruf zu bringen. Auch wünschen wir, dafs die Herausgeber in Zukunft Gedichte, wie *an meinen Freund M.* und einige andere, die zum mindesten matt zu nennen sind, unterdrücken mögen. — Zum Schlusse empfehlen wir den Mitarbeitern noch mehr Sorgfalt im Versbau und im Reime. D. A. E.

Berlin, b. Frölich: *Musenalmanach auf das Jahr 1806.* Herausgegeben von *L. A. v. Chamisso* und *K. A. Varnhagen.* Dritter Jahrg. 220 S. (1 Thlr.)

Sperlinge nisten oft, wo Tauben brüten sollten. Auch hier ist wieder ein Nest voll. Schon zweymal wurden sie verstört, aber man hört die Jungen zum drittenmal pfeifen, und zwar mit so brüderlich gleichen Stimmen, dafs sich schwer entscheiden läfst, wer voran fliegen, oder wer das Nest hüten wird. Am besten ist es, sie auch zum drittenmal auszunehmen. Aber — wehe dem, der sie erst alle einzeln anhören mufs; es ist höchst unbequem, immer nach den Druckfehlern umzuschlagen, und auch hier keine Hülfe zu finden. Zwar kann man nicht leugnen:

Lieblich strömet die Welt in Worte zusammen, es bilden
Worte verwandten Verein, göttlich entspringt das Gedicht;

wie S. 211 Hr. *Varnhagen* sagt; aber bey diesem Zusammenströmen — —

wach ist das Aug,
Doch es kann nicht entwirr'n Irrthums Nacht,
Welche den Sinnen ein Netz, ein umstrickendes (sc. ist)

und wie S. 77:

Die Liebesflamme zitternd glüht
In des Blutes *regem Brunnen.*

so fühlt man sich dabey zwischen Feuer und Wasser umhergeworfen, und meint zuletzt:

Im argen Wahnsinn will das Herz verderben,
Der Geist schwebt irr' an des Abgrunds Verderben.

Rec. beneidet seinen Hn. Collegen, der sich ihnen das vorigemal in gleicher Sprache so schön zu verständigen wufste, dafs er jetzt das Vergnügen hat, sein Sonett, handelnd vom *füfsen Brey*, und denen, *die noch nicht die Löffel können halten*, dieser herrlichen Sammlung beygedruckt zu sehen. Indefs mufs *Franz Theremin* die Verlegenheit um ein Ähnliches vorhergesehen haben; er liefert S. 9 ein Sonett, das wie aus des Rec. Seele geschrieben ist. Es lautet also:

An Varnhagen. Stets mufs das Hohe mit Gemeinem ringen,
Wohl weifs ich es, und werd es nie beklagen:
Wohl aber, dafs *die nach dem Hohen fragen,*
Selbst nur verweilen bey gemeinen Dingen.
Und scheint auch einer sich recht hoch zu schwingen,
Und scheint vor allen göttlich er zu ragen,
So brauchst du ihm nur an das Herz zu schlagen,
Und es wird *hohl* die schlechte Scherbe klingen.
So dafs ich oft, wenn ich die besten zähle,
Gegen die Welt, und mich und alle wüthe,
Das Herz mit Traurigkeit und Schwermuth quäle.
Dann aber freut mich deiner Dichtung Blüthe,
Dann denk ich dich, du feste, treue Seele,
Du starkes Eisen, — *dafs dich Gott behüte!*

in welchen Wunsch denn Rec. von Herzen mit einstimmt. L. W.

Leipzig, b. Tauchnitz: *Titania. Taschenbuch für 1807. Deutschlands Schönen gewidmet.* Von *Carl Lang.* Mit Kupf. und Musikblätt. 12. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieses mit einem eleganten Äufseren versehenes Taschenbuch bietet, wie gewöhnlich, einige artige Kleinigkeiten dem schönen Geschlechte zum Genusse dar, und insofern ist es nicht das schlechteste unter seinen Brüdern. Der gröfste Theil des Inhalts besteht theils aus prosaischen Erzählungen, theils aus kleinen Gedichten und Liedern. Die ersteren haben zuviel Rhythmisches, die letzteren zu wenig. Doch sind die Erzählungen der bessere Theil, und man kann wenigstens dem Vf. das Talent eines lebendigen Colorits, und einer glücklichen Schilderung und Ausmalung, besonders *häuslicher* Scenen, nicht absprechen. Die Gedichte sind sämtlich sehr matt und einige Compositionen derselben v. Herder mittelmäfsig. Aufserdem findet sich noch ein kleiner Panegyricus der Fürstin Sophie von Isenburg, sehr würdig geschrieben, am Eingange. In der Mitte das *Fragment einer Rede*, überschrieben: *Liebe und Ehe;* und am Ende ein gröfseres Gedicht, überschrieben: *zweymal Hochzeitschmaus.* Die Braut heifst wie bey *Voss*, Luise, auch merkt man übrigens wohl, dafs Vossens und Goethens schöne Idyllen dem Vf. als Muster vorgeschwebt haben; an glücklichen *Einzelnheiten* und rührenden Zügen fehlt es auch nicht; aber das Ganze klingt wie verunglückte Prosa, und die Hexameter nach einer bekannten Vergleichung, gleich einem Schubkarren auf einer steinigten Chausse, (bey allen ist auf eine wunderbare Weise in der Mitte die Cäsur vorhanden). Besonders hat sich der Dichter im Detailliren zeigen wollen, ist aber oft ins Kleinliche und Matte gerathen. Die Kupfer sind — das Titelkupfer von Rosmäsler, Menschenliebe vorstellend, und ein anderes von Junge etwa ausgenommen, — sämtlich schlecht. — Von den angehängten Tänzen von *Schwabe* ist der 2te und 4te Walzer das Beste, die übrigen sind etwas gemein. A...s.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 MÄRZ, 1807.

ÖKONOMIE.

Berlin u. Wien, in der Realschul- und Camesina'schen Buchh.: *Annalen des Ackerbaues*, herausgegeben von *Albrecht Thaer*. Erster Jahrg. 1805. I Band, 1—6 Heft. Mit einer Karte von der Feldmark des Ritterguts Moegelin. 858 S. II Band 7—12 Heft. 734 S. Zweyter Jahrg. 1806. I Band 1—6 Heft. XIV und 796 S. II Band. 7—12 Heft. 740 S. 8. (Der Jahrg. 6 Thlr. 16 gr.)

Bekanntlich war Hr. *Thaer* Herausgeber und vorzüglicher Mitarbeiter der *Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft*, eines Journals, das, ungeachtet seiner Localität, doch jedem Landwirthe lehrreich gewesen, und nun durch den Auszug, den er selbst davon besorgt hat, allgemein nützlich wurde. Die nächste Veranlassung, weswegen diese Zeitschrift mit dem sechsten Band geschlossen wurde, hat die veränderte Lage des Vfs. gegeben. Da ihn aber diese Veränderung in den Stand setzt, sich ausschliessend der Landwirthschaft zu weihen; so glaubte er auch den Wünschen vieler entsprechen zu müssen, durch diese allgemeinen Annalen jene beschränkteren zu ersetzen, und solche nach einem umfassenderen Plane anzulegen.

Alle Aufsätze, die diese Annalen enthalten, nach der Reihe anzuzeigen, würde unzweckmäsig seyn. Von Hn. *Th.* kann man vermuthen, dass er nichts ganz mittelmäsiges aufnehmen, und dass es ihm nicht an guten Mitarbeitern fehlen werde. Wir wollen daher nur einige vorzüglich interessante Abhandlungen anzeigen, um diejenigen Landwirthe und Cameralisten, welche sich diese Zeitschrift noch nicht angeschafft haben, dazu aufzumuntern. Der erste Aufsatz entwickelt die Wünsche des Herausgebers, nach denen die ökonomischen Topographieen, um die er angelegentlich bittet, möchten bearbeitet werden. Gewiss kann dem praktischen, wie dem theoretischen Ökonom nichts lehrreicher seyn, als Beschreibungen einzelner Wirthschaften, oder Topographieen ganzer Gegenden, oder treue Schilderungen der verschiedenartigen Methoden, nach welchen der Ackerbau betrieben wird. Dadurch allein läst sich eine gründliche Übersicht erlangen von dem, was die deutsche Landwirthschaft geleistet, und was ihr noch zu leisten übrig bleibt. Wenn wir auf diesem Weg eine möglichst vollendete ökonomische *Methoden-Karte* deutscher Landwirthschaft erhielten, so würden wir die Materialien besitzen, durch die ein dauerhaftes Lehrgebäude der Agricultur errichtet werden könnte. Aber freylich müssen sie nur von Kennern und erfahrnen Beobachtern gesammelt werden, die mehr nach Wahrheit, als nach Neuheit und Paradoxen zu haschen, gewohnt sind. — Sodann liefert Hr. *Rixen* eine sehr vollständige Beschreibung des *Lehmens*, eine Operation, wodurch sich der Landbau im Hollsteinischen ungemein verbessert. Schon itzt hat diese Operation die merkwürdige Folge gehabt, dass man grosse Strecken mit dem schönsten Weizen bestockt findet, auf denen vorher diese vorzügliche Getreideart nie gebaut werden konnte. Der Lehm, welchen man zu dieser Verbesserung der Länder braucht, muss, wenn er getrocknet wird, ins Weisse fallen, er muss mit kleinen Stücken weisser Kreide, oder Kalksteine vermischt seyn; an einigen Stellen erscheint er sogar mit fein gepülvertem Kalk vermengt. Er ist desto wirksamer, je mehr er mit Kalktheilen gesättiget ist. Der, welcher mit Säuren (S. 96) aufbraust, wird nicht geachtet. Bis jetzt war der Ertrag stark gelehmter Felder auffallend, und so bedeutend der Aufwand dieser Operation immer seyn mag, so soll er sich doch im Kurzen mit Wucher ersetzen. Wir wünschen nur, dass bey derselben des vegetabilischen und animalischen Düngers nicht vergessen werde, um die Fruchtbarkeit nachhaltend zu machen. Denn wenn man sich auf das Lehmen allein verlassen will, so würden wohl die nämlichen üblen Folgen eintreten, die man schon öfter bey fortgesetzter Kalkdüngung erfuhr. Diese Bemerkung scheint auch Hn. *Kiene*, der I B. 7 Heft. No. 3 einige Nachrichten über das Lehmen in Hollstein liefert, nicht entgangen zu seyn. Noch finden sich in No. 2 des 6 Hefts Nachträge und neuere Erfahrungen über das Lehmen, so dass man, wenn man diese drey Aufsätze mit einander vergleicht, sich einen gründlichen Begriff dieser Ackerverbesserung verschaffen kann. Aus allem erhellet, dass der beste holsteinische Lehm nichts anders als ein Kalk-Mergel, und der Erfolg seiner Anwendung derselbe sey, den der Mergel in einigen Gegenden Deutschlands vorlängst bewährt hat.

Höchst interessant ist I Band 1 Heft No. 3, um die neueren Methoden des Ackerbaues zu studiren, da hier Hr. *Th.* seine Wirthschaft zu Mögelin beschreibt. Dieses Gut besteht ungefähr aus 1000 Berliner Morgen. Bisher wurde es nach dem System der Dreyfelderwirthschaft behandelt, aber auf eine so wenig consequente Art, dass der Ertrag derselben immer mehr herabsank. Der neue Besitzer will nun nach und nach Wechselwirthschaft und Stallfütterung einführen. Mit Offenheit legt er in diesem Aufsatz den

Plan vor, wie er zu diesem neuen System überzugehen gedenkt, und welchen erhöhten Ertrag er, wenn diese Einrichtung vollendet seyn wird, davon einzuerndten hofft. Die Berechnungen dieser Hoffnungen werden erst dann höchst lehrreich werden, wenn Hr. *Th.* in einigen Jahren die Berechnungen der Wirklichkeit liefern kann, die er mit gleicher Aufrichtigkeit zu geben verspricht. In No. 3 des Aprilhefts trägt Hr. *Aug. Hofmann* einige Zweifel gegen diesen Plan vor, die Hr. *Th.* eben so bescheiden in den untergesetzten Anmerkungen zu beantworten sucht. Da Hr. *Th.* die Schwierigkeiten bemerkte, welche bey Lesung landwirthschaftlicher Schriften aus dem verschiedenen Acker- und Getreide-Maße hervorgehen: so hat er darauf gedacht, ein Normalmaß ausfindig zu machen, das jedem Leser verständlich wäre. Zu dem Ende hat er den Berliner Scheffel in 1000 Theile getheilt, 100 bekannte Maße nach diesem Verhältniß berechnet, und dem zweyten Heft eine Tabelle darüber beygefügt, welche Bemühung ihm sehr zu danken ist. Eben so verfuhr er in der nämlichen Tabelle mit 58 bekannten Morgenmaßen, indem er den Berliner Morgen in 1000 Theile getheilt, und solchen als Grundmaß angenommen hat. Die Bequemlichkeit dieser Methode wird durch ein Beyspiel verständlicher werden. Der Berliner Scheffel hält 2758 franz. Kubikzolle, welche Hr. *Th.* für 1000 Theile annimmt. Das fränkische Simmer hält 4200 franz. Kubik, oder $\frac{1522}{1000}$ des Berliner Scheffels. Es findet sich also auf den ersten Blick, daß es $1\frac{1}{2}$ Berliner Scheffel nur um ein unbedeutendes übersteige. — Die erste Nummer des 3 Heftes beschreibt die Wirthschaft des Hn. von *Juel* auf der Insel Thorseng, von der Meisterhand des *Herzogs Friedrich von Holstein Beck* gezeichnet. Dieses Gut auf der paradiesischen Insel Thorseng ward in 7 Koppeln gebaut; da aber 4 derselben sehr weit ablagen, so hat der Besitzer dieser Insel solche vom Hauptgut getrennt, und zu einem Vorwerk gemacht, welches in 4 Schlägen gebaut wird, die übrigen 3 Koppeln hat er aber als Wechselwirthschaft behandelt, und in neun Schläge getheilt. Diese ganz nach dem Local berechnete Wirthschaftsabänderung hat die glückliche Folge gehabt, daß jetzt 70 Arbeits-Pferde, 140 Kühe, 24 Stück junges Vieh, 30—40 Schafe, und im Winter 50—60 Mastochsen den Viehstand ausmachen, der vorher nur in 16 Arbeits-Pferden, 60 Kühen, 12 Stück jung Vieh, und 20—24 Schafen bestand. Eine zweyte sehr gesegnete Folge dieser Einrichtung ist ein um $\frac{2}{3}$ vermehrter Getreidebau gewesen. — Möchten doch Landwirthe, welche aller Neuerungen spotten, und immer nur den alten Schlendrian für das *non plus ultra* halten, solche Beyspiele beherzigen, und sie schweigend nachahmen!

Nicht minder anziehend ist die erste Numer des 4 Hefts: *Nachricht für die Gusowsche Wirthschaft.* Ein eigenhändiges Manuscript des weiland geheimen Etats-Ministers Herrn Grafen von *Podewils.* Nachdem sich dieser grosse Mann von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen hatte, brachte er durch eigene Administration Gusow in Ordnung, und übergab es dann einem Pachter, um seinen pommerischen Gütern dieselbe Wohlthat widerfahren zu lassen. — Wahrscheinlich ist dieser Aufsatz zur Instruction des Pächters verfaßt worden. Die Fortsetzung desselben findet sich im 5 Heft.

Die zweyte Abhandlung des 4 Hefts von Hn. Pred. *Vollborth*, über die hohe Verpachtung der Güter, als eine angebliche Ursache der jetzigen Theurung, ist gegen einen Aufsatz der landwirthschaftlichen Zeitung gerichtet, der es den Gutsbesitzern zur Sünde anrechnet, ihre Güter nicht nur nicht selbst zu administriren, sondern sogar an die Meistbietenden zu verpachten. Er nimmt daher die Pächter gegen die Administrationen in Schutz. In dieser Hinsicht ist Rec. mit dem Vf. einig, und giebt ihm gern zu, daß sogar der Gutsbesitzer *nicht selten* mehr Vortheil davon zieht, wenn er sein Gut verpachtet, als wenn er es selbst bewirthschaftet. Aber man sollte doch auch bedenken, daß jeder Mensch einen bestimmten Beruf haben müsse, daß jeder, der Reiche wie der Arme, verpflichtet ist, zu arbeiten, und seine Kräfte und Talente nützlich zu verwenden, und daß Müssiggang — Mangel eines bestimmten Geschäftskreises ist aber um nichts besser als Müssiggang — in allen Ständen zu unmoralischen Handlungen führe, und daß es in dieser Hinsicht allen reichen Güterbesitzern nicht genug anempfohlen werden könne, ihre Besitzungen selbst zu bewirthschaften, um dadurch ihren Unterthanen ein nachahmungswürdiges Beyspiel von Arbeitsamkeit, Thätigkeit, häuslicher Tugend zu geben. Diesen Aufsatz des Hn. *Vollborth* sucht ein Ungenannter in der ersten Numer des 7 Hefts zu widerlegen, der bey diesem Anlaß die Dreyfelderwirthschaft in Schutz nimmt, und nicht selten mit Scharfsinn die Wechselwirthschaft, als einer nachhaltigen Fruchtbarkeit nachtheilig, anzugreifen sucht. Dieser Aufsatz ist nicht ohne Verdienst, nur Schade, daß er seinen Gegner mehr mit Bitterkeit, als mit Mäßigung behandelt.

Ein ungemein interessanter Aufsatz findet sich unter No. 2 des 4ten Hefts, nämlich die Beschreibung von *Carolinen Reuth*, eines vom Hn. Land-Jägermeister Freyherrn von Hardenberg neu angelegten Ökonomiegutes, auf dem dieser würdige Cavalier den Fürstenthümern Anspach und Bayreuth das erste Beyspiel einer ächten Wechselwirthschaft mit ganzer Stallfütterung zu geben gedenkt. Hr. Ökonomie-Commissair *Cranz*, von dem sich auch im 7ten und 8ten Heft eine lehrreiche Beschreibung der Fürstenthümer Anspach und Bayreuth in landwirthschaftlicher Hinsicht befindet — dem der Freyherr von Hardenberg zum Theil die Aufsicht über diese neue Unternehmung aufgetragen hat, schildert zuerst die Grösse (115 Morgen, den Morgen zu 180 Rheinl. Quadratruthen) den Grund und Boden und das ganze Verhältniß der Lage dieses angenehmen, nur eine Stunde von Bayreuth entfernten Gutes, und legt dann den ganzen detaillirten Plan der neuen Eintheilung und Bewirthschaftung desselben vor. Es wird zu ei-

ner siebenschlägigen Wechselwirthschaft, mit Zugabe eines Luzernenschlags bestimmt, indem auch Mastung und Veredlung des Rindviehes durch sich selbst berücksichtiget werden soll. Dieser auf solide Grundsätze gegründete Plan, wird um so nützlichere Folgen haben, als der Flächeninhalt des Gutes nicht sehr ausgedehnt ist, und also ähnlichen Einrichtungen auf Gütern mittlerer Gröfse, die in Franken die gewöhnlichsten sind, zum Beyspiel dienen kann.

Dieser schönen Beschreibung folgt ein nicht minder treffliche Aufsatz des Herrn Grafen *von Pfeil:* Beschreibung eines Übertritts aus der Dreyfelderwirthschaft, in Wechselwirthschaft, nebst angefügten dazu gehörigen Berechnungen. Die Vergleichung mit dem vorhergehenden Aufsatz lehrt, dafs es zwar nicht leicht sey, ein neu angelegtes Gut nach dem letzteren System anzulegen, dafs sich aber der Schwierigkeiten noch ungleich mehrere finden, wenn man aus der Dreyfelderirthschaft, bey einem schon eingerichteten grofsen Gute, in dasselbe übergehen will, ohne einige Jahre einen Ausfall von Revenuen zu leiden; und man wird in dieser Operation, wie solche der Hr. Graf hier selbst beschreibt, nicht nur den erfahrnen Landwirth, sodern auch den denkenden und sicheren Rechner bewundern.

Vorzüglichlicher Aufmerksamkeit werth ist die erste Numer des VI Heftes: über die Durchwinterung der Schafe in freyer Luft, durch Hn. *Trembicky.* Man findet hier seine in dieser Hinsicht, nicht im Kleinen, sondern im Grofsen angestellten Versuche, sehr genau beschrieben. Mit einer besonderen Beharrlichkeit besiegte er die alten Vorurtheile, und besonders den Widerstand seiner Schäfer, die kaum da noch glaubten, wo sie schon Zeichen und Wunder sahen. Die Resultate dieser Versuche, die mit mehr als 100 Schafen auf einmal angestellt wurden, die sämtlich ganze Winter hindurch, in der strengsten Kälte, unter freyem Himmel, selbst in der Lammzeit, aushalten mussten, beweisen nun deutlich, dafs den Schafen das Einsperren im warmen Stalle höchst schädlich, und dafs dieses Einkerkern die Mutter ihrer meisten Krankheiten sey, so wie hingegen die freye Luft, und selbst die strenge Kälte ihre Gesundheit stärkt, ihre Schwäche heilt, und ihre Wolle verfeinert. — Da in den neueren Zeiten manche ökonomische Schriftsteller soviel von Schlag- und Koppel-Wirthschaft sprechen, ja sie oft gar in der Fülle ihrer Begeisterung mit der Wechselwirthschaft verwechseln, und daher ganz falsche Begriffe davon im Umlauf gebracht haben: so mufs es jedem Landwirth, der auch wissen möchte, wie es aufser seiner eigenthümlichen Feldmarkung aussieht, sehr willkommen seyn, sich von einem der Sache ganz kundigen Manne darüber belehren zu lassen, und diesen empfehlen wir daher die erste Abhandl. des X Heftes: über Koppelwirthschaft, wie sie in Holstein betrieben wird, von Hn. *Lange*, ein Aufsatz, der dieser Zeitschrift zur Zierde gereicht.

Anfänglich lag es im Plane des Hn. Geh. R. *Thaer*, in diesen Annalen auch die neuesten, wenigstens die wichtigsten landwirthschaftlichen Schriften zu beurtheilen. Allein er mufste diesem Vorsatz bald entsagen, wollte er vorzüglich nützlichen Abhandlungen den Platz nicht rauben. Übrigens kommen hier aufser mehreren interessanten Abhandlungen, die eben sowohl eine Anzeige, als die eben genannten, verdient hätten, noch viele interessante Nachrichten und Notizen vor, und jedem Hefte ist eine Anzeige der Witterung des verflossenen Monats, und des Standes der Saaten, und des Ertags der Erndten, sowohl zu Moegelin, als in anderen Gegenden Deutschlands, meist von dem würdigen Herausgeber selbst, beygefügt.

S. H.

Berlin, b. Gädike: *Die Ölökonomie*, oder *vollständiger Unterricht in der Cultur, Wartung und Pflege der anbauungswürdigsten Ölpflanzen und dem Processe oder Verfahren sowohl hieraus als aus vielen anderen Producten Öl zu gewinnen*, nebst verschiedenen Mitteln, das erhaltene Öl von allem fremden Geruche zu befreyen, und dasselbe gegen das Ranzigwerden auf lange Zeit zu schützen. Von Dr. *Phil. Franz Breitenbach*, königl. preufs. Senator und Marktherr, wie auch Privatlehrer der Cameralwissenschaften zu Erfurt. 1806. XXXIIII und 455 S. in 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Noch immer ist es eine, wie es scheint, ganz ergiebige Speculation der Industrie-Schriftsteller, besonders in dem Fache der Ökonomie, über jede Kleinigkeit ein sogenanntes Ganzes oder einen vollständigen Unterricht zu schreiben. Ob es wirklich ein Ganzes — ein vollständiger Unterricht ist oder nicht, das kümmert die Herren Schreiber nicht. Sie haben ihren Zweck erreicht, wenn sie nur recht viel zusammengetragen, und ein dickes Buch geschrieben haben. Noch weniger denken sie aber bey ihrer Handarbeit an ein gewisses Publicum: was sie nur finden, raffen sie zusammen; es mag für den Gelehrten oder für den gemeinen Mann bestimmt seyn, — in ihrer zwecklosen Compilation mufs es verträglich neben einander stehen. In der That ist diese Art von Treibung der Schriftstellerey ungemein leicht und bequem. Es bedarf dazu nur einiger Bücher und der Mühe des Ausschreibens; eigene Kenntnisse und ein sorgfältiges Studium der Gegenstände mögen den Verfassern sehr überflüssig scheinen.

Die Ölökonomie, die wir oben genannt haben, ist ganz ein solches Werk. Der Vf. zeigt nichts weniger als eine gründliche Einsicht in den Bau der Pflanzen, deren Kraut oder Gesäme Öl giebt; in die Kunst, das Öl daraus zu gewinnen; und in die Methoden, es vor dem Verderben zu bewahren und zu verbessern. Er giebt das nur wieder, was er in seinen Büchern gefunden hat, aber freylich nicht besser, als es von ihm verstanden worden ist. Wo seine Quellen reichlich flossen, da läfst er nun wieder reichlich fliefsen; wo jene arm waren, da ist auch er es. Eine genaue wissenschaftliche Erörterung, und eine vollständige Ausführung ist nirgends wahrzunehmen, der Unterricht ist bald gelehrt, bald gemein; und immer nur fragmentarisch.

In dem ersten und zweyten Abschnitte soll von den Gewächsen gehandelt werden, die Öl geben. Hier dehnt sich der Vf. so weit aus, dass er selbst unsere meisten inländischen Kleearten, ja — sogar die Steinhirse und den Durchwachs mit umfasst. Seine Absicht ist dabey, zu dem Baue dieser Gewächse eine hinlängliche Anweisung zu geben; oft vergisst er aber, was er hat sagen wollen, und wirft nur das hin, was ihm eben beygefallen ist: von keiner einzigen Pflanze lehrt er daher die Cultur wirklich so, dass man sich dabey mit seinem Buche begnügen könnte. Der dritte Abschnitt ist der Gewinnung und nachherigen Behandlung der Öle gewidmet. Hier sagt er Anfangs etwas über die Verschiedenheit der ätherischen, brenzlichen und fetten Öle; darauf wendet er sich plötzlich zur Technologie der Ölbereitung, und scheint zwar darüber recht in das Detail gehen zu wollen, indem er sogar den Pressblock nach den gewöhnlichen Verhältnissen beschreibt; bald verläst er aber diese Materie wieder, und lehrt die Bereitungsart von 108terley Ölarten, von jeder Ölart besonders — da die Bereitungsart der einen meistens so, wie die der anderen ist — mit einer tödtenden Weitläuftigkeit. Zum Beschluss folgen endlich die Recepte gegen das Ranzigwerden und zu Vernichtung des fremden Geruchs der Öle.

Rec. erkennt seine Verbindlichkeit, den Tadel, womit er dieses *Breitenbach*sche Buch belegt hat, zu beweisen. Da er aber damit hier nur den Raum für lehrreichere Aufsätze beengen würde, so erbietet er sich dazu, wenn es der Vf. verlangen sollte, im Intelligenzblatte. Hier kann er nur noch einige Rügen hinzusetzen. S. 82 erzählt der Vf. dass man in England den Lein mit Säemaschinen in 6 bis 7 Zolle von einander abstehende Reihen säe. Rec. findet den Abstand der Reihen von einander für Flachs viel zu gross; erinnert sich auch, weder von seinem Aufenthalte in England her, noch aus englischen ökonomischen Büchern, dass man den Reihen diesen zu grossen Abstand von einander wirklich gebe. S. 97 warnt der Vf. zwar mit Recht vor dem Trocknen des Leinsamens im Backofen; er hätte aber dabey nicht unbemerkt lassen sollen, dass dieser Samen gleichwohl eine stärkere Trocknung, als die gewöhnliche ist, erfodert, wenn er nicht überliegen, sondern das folgende Jahr gleich wieder gesäet werden soll. Der grössere Hanf, den der Vf. nach S. 114 auf seiner strasburgschen Reise gesehen hat, ist nach Rec. keine besondere Spielart, sondern die vorzügliche Grösse hat in der Schicklichkeit des Bodens und der Behandlung ihren Grund gehabt. Wenn der Vf. S. 450 — 451 das Recept, das Öl länger brennend zu machen, mitzutheilen sich nicht enthalten konnte, so hätte er dabey doch durchaus bemerken müssen, dass es sich in der Anwendung nicht bewähre. *a.*

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Altona*, b. Hammerich: *Gedanken über Ackerbau und die wesentlicheren wirthschaftlichen Einrichtungen auf den Gütern und grösseren Landbesitzungen in den Herzogthümern Schleswig und Holstein.* 1805. 88 S. 8. (8 gr.) Die Herzogthümer Schleswig und Holstein gehören mit unter diejenigen Länder, worin man in den letzten beiden Jahrzehnden die Umstürzung der alten Wirthschaftssysteme und die Einführung grosser Verbesserungen mit am eifrigsten betrieben hat. Die Regierung hatte durch die mehrere Verbreitung von Freyheit und Eigenthum dazu vorbereitet; die Landwirthe hatten das aus England und selbst aus manchen deutschen Staaten aufgegangene neue Licht aufgefasst, und sich der mächtigen Wirkung desselben hingegeben. Das erstaunliche Steigen der Preise der landwirthschaftlichen Erzeugnisse brachte eine allgemeine Erregung und Kraft zu grossen Unternehmungen hervor. Alles lebte und webte in der grössten Anstrengung.

Die grossen Güter stellten nach und nach die Wirthschaftsdienste ab, und setzten sich dadurch in die Nothwendigkeit, ihren Ackerbau zu vergrössern, um für das vermehrte Arbeitsvieh das Futter zu gewinnen. Der allgemein gewordene Futterkräuterbau änderte die bisherige Viehwirthschaft. Über die Bestimmung des Bestandes der Holländereyen mussten sich neue Grundsätze entwickeln. Das sogenannte Leimen (Befahren des Landes mit einem leimigen Mergel) kam auf; wurde, da es den Ertrag so auffallend erhöhete, gleich vom Anfange an ganz im Grossen betrieben; änderte aber, da nach dem Leimen die Rappsaat am besten gerieth, den bisherigen Ackerplan gänzlich ab. Mit allen den Neuerungen konnte die alte Eintheilung in Schläge nicht mehr bestehen. Eine völlige Freyheit in der Behandlung der Felder wäre wohl die beste Auskunft gewesen; aber da diese doch auch ihre Bedenklichkeiten hatte: so musste man sich wenigstens zu einer Verminderung der Schläge entschliessen. Es konnte nicht fehlen, dass bey diesem Revolutionswesen nicht die grössten Fehler begangen wurden. Viele Revolutionäre hatten ja weder das alte noch das neue System gehörig erkannt; andere waren überhaupt nicht gewohnt, mit der nöthigen Umsicht zu handeln; andere liessen sich dabey nur von Neuerungssucht leiten; einige machte ihr zu grosses Vermögen in ihren Entschliessungen zu rasch; und andere machte ihr zu kleines Vermögen zu furchtsam.

Nunmehr ist es also endlich Zeit, ehe man weiter geht, einmal zurückzusehn, um zu spähen, wo man es mit seinen Massregeln getroffen, wo man gefehlt hat, wo man einhalten oder zurückkehren muss, und wo und wie man nachhelfen und wieder gut machen kann. Die oben genannte kleine Schrift hat diesen Zweck, und erfüllt ihn auf eine ziemlich befriedigende Weise. Etwas neues und an sich interessantes kann und will sie nicht sagen; sie will die auf dem Schauplatze stehenden Landwirthe nur auf eine ernsthafte Betrachtung der Vergangenheit aufmerksam machen, sie zum Nachdenken, Vergleichen und Überrechnen bringen. Wenn hier nur Werke angezeigt werden dürften, die zur Vervollkommnung oder Verbreitung der Wissenschaft gereichen; so würden wir ihrer nicht erwähnt haben; aber da unter unsern Lesern auch Männer sind, die sich über ihre Angelegenheiten gern mit andern berathen; so haben wir ihnen diese Schrift in dieser Hinsicht nicht unbekannt bleiben lassen wollen. Dabey mögen wir jedoch manche Behauptung des Vfs. nicht in Schutz nehmen, als z. B. dass das Land nur eben so viele Jahre zu dreischen, als es beackert worden; dass die Schäfereyen nur in so fern in Betrachtung kommen, als es der mit der Grösse der Besitzung in das Gleichgewicht zu bringende Hornviehstapel verstatte; dass der Schafdünger nur eine unbedeutende Wirkung hervorbringe, und was dergleichen locale Vorurtheile mehr sind. *a.*

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Frölich: *Unterhaltende Anekdoten aus dem achtzehnten Jahrhunderte.* Von *Joh. Christ. Aug. Bauer*, Prediger zu Güldengossa bey Leipzig, 3tes Bdchn., 2te Auflage. 1806. XVI und 224 S. 8. (16 Gr.) Auch unter dem Titel: *Ludwig der Vierzehnte, König von Frankreich. Oder: Sammlung der interessantesten Züge aus dem Leben dieses Regenten.* Nebst einer Schilderung seines Hofes. S. Recens. des 3 Bdchn. von der ersten Aufl. 1804. N. 153.

Num. 74.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 MÄRZ, 1807.

HOMILETIK.

Magdeburg, b. Keil: *Theorie der Popularität.* Von *Johann Christoph Greiling*, Prediger zu Neu-Gattersleben und designirtem Oberprediger zu Aschersleben. 1805. Vorr. XII, 164 S. 8. (14 Gr.)

So viel auch schon über Popularität gesagt worden, so fehlte es doch bisher an einer Schrift, die das hin und wieder Zerstreute unter einen Hauptgesichtspunct gebracht, und das Wesen der Popularität philosophisch aus Principien entwickelt hätte. Hierdurch allein wurde es möglich, nicht bloss eine Theorie der Popularität der Predigten, wozu in mehreren Schriften schätzbare und vollständige Materialien vorhanden sind, sondern eine Theorie der Popularität überhaupt zu liefern. Der Vf., bereits rühmlich bekannt, versichert, unabhängig von dem, was bereits vor ihm von Anderen geleistet worden, geschrieben zu haben, und hat seine Selbstständigkeit als Denker zu behaupten gewusst. Ist aber auch für denjenigen, welcher über diesen Gegenstand selbst nachgedacht hat, im Ganzen wenig Neues aus seinem Buche zu lernen: so wird doch selbst der Denker sich der Form desselben und des folgerechten Ganges, den der Vf. genommen, so wie einzelner schätzbarer Bemerkungen und Winke freuen. Und Predigern kann das Buch nicht genug empfohlen werden, da der Vf., selbst Prediger, hauptsächlich auf Popularität der Kanzelvorträge gesehen, und was sich auf diese bezieht, besonders hervorgehoben hat. Rec., der auf diesem Gebiete nicht für einen Fremdling gelten kann, hat es mehrere Male mit immer neuem Genuss gelesen.

Ein populärer Vortrag ist nach S. 46 „ein Vortrag an Ungelehrte über praktische Gegenstände des Lebens, gedacht in der concreten Vorstellungsart des gemeinen Verstandes, und dargestellt in der edlen Sprache des Lebens.“ Das Hauptverdienst, das der Vf. sich um die Theorie der Popularität erworben hat, besteht darin, dass er die von Anderen zwar nicht übersehene, aber doch nicht merklich genug ausgezeichnete Bedingung vorzüglich eingeschärft hat, dass ein populärer Vortrag *wissenschaftliches Denken* voraussetze. Denn findet nicht die gewandteste Handhabung der vorzutragenden Wahrheit und die entschiedenste Macht über den Begriff Statt: wie ist dann eine Vereinigung des wissenschaftlichen und gemeinen Denkens möglich, durch dessen Darstellung innerhalb des Horizontes des gemeinen Verstandes ja erst ein populärer Vortrag zu Stande kommt? Dabey ist auch kein populärer Vortrag ohne Kunst denkbar, und der Vf. hatte sehr recht, den 55 §. mit den Worten zu beschliessen: „aus Allem, was bis jetzt über Popularität beygebracht worden ist, erhellet zur Genüge, dass man mehr als Apolls Gaben und Mercurs Talente besitzen müsste, wenn man ohne Concept, ohne zu memoriren, einen kunstpopulären Vortrag halten wollte.“ So wenig Ausstellungen man aber an den aufgezählten Erfodernissen zu einem populären Vortrag machen kann, so bedenklich ist doch jedes *besondere Urtheil* über die Popularität, z. B. einer Predigt. Zwar unterscheidet der Vf. höhere und niedere Popularität, und sagt S. 97: „die höhere hat zu ihrem Gegenstande Resultate der Wissenschaften, z. B. die Moral, Religionsphilosophie, mithin höhere Begriffe und Grundsätze, wodurch der gemeine Verstand weiter gebracht wird, aber angesehen aus dem praktischen Gesichtspuncte, und nach dem obigen Grundriss versinnlicht. Sie bezieht sich auf ein feiner gebildetes Publicum. Die niedere Popularität hält sich entfernt von wissenschaftlichen Eingebungen, und bleibt, so viel als möglich, bloss bey den Ansprüchen des gesunden Verstandes. Nur die erstere ist die eigentliche condescendirende Popularität der Kunst; die andere ist kunstlos und gemeinnützig.“ Aber eben desshalb ist es so schwer, jemanden als einen unpopulären Prediger zu verurtheilen, da ja bey der Behandlung der Materien so viel auf die Cultur der Zuhörer und auf den Standpunct ankommt, auf welchem sie sich befindet; und es muss dem Urtheil jedes Predigers, der die Bedürfnisse seiner Gemeinde kennt, überlassen bleiben, ob diese oder eine andere Art der Darstellung Eingang finden, und Nutzen zur Erbauung stiften werde. So recht nun der Vf. gegen *Garve* hat, der die Popularität in den blossen Gebrauch setzte, den man von der Sprache mache, wenn er behauptet, das Problem der Popularität beruhe auf der Vereinigung zweyer ganz ungleichartiger Dinge, nämlich des logischen Volkssinnes (concreten Denkens) mit der höheren, abstracten Erkenntnissart des Gelehrten: so kommt doch hier wieder Alles auf das Wie, auf die Form der Vereinigung an. Jenes, das Vereinigen der beiden angegebenen Denkarten, ist die nothwendige Bedingung alles populären Denkens und Darstellens; aber von der Art und Weise, wie das im Bewusstseyn zusammengefasste, abstracte und concrete Denken vor den Volkssinn, vor die Gemeinde gebracht wird, hängt eben alles ab. Nur von dem, welcher in seiner Darstellung das richtige Verhältniss jenes vereinigten Denkens zu der Culturstufe seines Auditoriums

derholte Anträge bestimmten ihn endlich, die Revision dieser beiden Bände vorzunehmen. Er bedauert, dazu nicht die gehörige Musse gehabt zu haben, versichert aber, dass keine Predigt ohne Verbesserung geblieben sey. Da die erste Auflage nur die Predigten über die Episteln der Sonn- und Hauptfest-Tage enthielt, mehrere Leser aber auch die Predigten über die geringeren Feyertage wünschten: so fügte Hr. *V.* diese als ein 3 Bändchen noch hinzu. Für die Besitzer der 1 Ausgabe hat dieses neue Bändchen den besonderen Titel: *Predigten über die feyertäglichen Episteln des ganzen Jahres.* Es enthält, ausser den Predigten am 2 Oster- und Pfingsttage, Predigten an den sogenannten Aposteltagen. Der Ausdruck *feyertägliche* kann manchen irren, da ja auch der erste Ostertag, der Himmelfahrtstag und mehrere, die doch in den beiden ersten Bänden aufgenommen sind, Feyertage heissen. Versteht Hr. *V.* unter Feyertage nur die Aposteltage, so sind ja der zweyte Oster- und Pfingsttag keine Aposteltage. Es war nöthig diess zu bemerken, damit jeder wisse, was er in diesen drey Bänden finden könne. Man findet also darin Predigten über die Sonn- und über die grösseren und kleineren Festtage der lutherischen Kirche, mit Ausschluss der dritten Feyertage an den drey hohen Festen, und des grünen Donnerstags, die vermuthlich im Nürnbergischen nicht gefeyert werden. — Die Predigten sind über die Episteln gehalten, bis auf die am Feste Mar. Verk., der ein freyer Text zum Grunde liegt, was wir auch nicht missbilligen können. — Rec. kann diese Predigten allen denen, welche eine interessante Unterhaltung über sehr interessante religiöse und moralische Gegenstände gern wünschen, mit Recht empfehlen. Ausgesuchte Themata, mehr frey, als mit ängstlicher Rücksicht auf logische Ordnung, aber keinesweges ohne Ordnung, in einer edeln, blühenden, kräftigen, und doch für ein gemischtes Publicum berechneten Sprache, würdevoll ausgeführt; liberale Ansichten der abgehandelten Wahrheiten, ohne aber im Mindesten den Charakter biblisch-christlicher Ansichten zu verleugnen, und eine fast immer treffende Anwendung derselben auf die geistigen und sittlichen Bedürfnisse der Zuhörer: diess ist's hauptsächlich was den grösten Theil dieser Arbeiten vor so vielen ihres Gleichen rühmlichst auszeichnet. Wenn Hr. *V.* auch ein guter Declamator ist, so müssen seine Vorträge auf seine Zuhörer gewiss einen grossen Eindruck machen, da sie schon beym Lesen den Geist so festhalten, und in mehreren Stellen das Gemüth stark bewegen.

Wollten wir die interessantesten Themata aus diesen drey Bänden hier ausheben, so müssten wir sie fast alle abschreiben.

J. J.

1) GLOGAU, b. Günter: *Predigtentwürfe über die Sonn- und Festtags-Evangelia.* Genehmigt vom hochwürd. Generalvicariat-Amte zu Breslau. Erste Abtheil. 1806. 290 S. 8. (18 Gr.)

2) LIEGNITZ und LEIPZIG, b. Siegert: *Ausführliche Predigtentwürfe über Luthers Katechismus, verbunden mit freyen Texten.* Ein Hülfsmittel für denkende Prediger. 1806. XIV und 240 S. 8. (18 Gr.)

Die *Vorrede* zu No 1 enthält leere Phrasen — als: „Der Wohlklang einer blumenvollen Rede kann vielleicht eine kleine Zahl gebildeter (??) Zuhörer ergötzen; aber die grosse Menge kann dem Redner nicht folgen" u. drgl. — vor denen die Vorreden sich desto mehr hüten sollten, da sich darnach leicht ein nachtheiligeres Urtheil über die Schrift bilden könnte, als sie verdient. Die *Entwürfe* selbst haben, ausser dem, dass die darin oft vorkommenden *Gedankenstriche* selten als Auffoderungen zu einer tieferen Meditation für den Leser angesehen werden dürfen, indem sich ihm diese allzugefällig darbietet, — manches Gute. Sie können häufig dazu dienen, ein fruchtbares Verstehen des Textes zu befördern, und knüpfen an diesen meist praktische religiöse Betrachtungen in einer nicht verwerflichen Methode an. Freylich könnten die *Themata* oft weniger gemein seyn — z. B. „die Freude des Christen über die Geburt Jesu, von der Kleinmüthigkeit in Widerwärtigkeiten" u. a.; die Begriffserläuterungen weniger dürftige Worterklärungen — z. B. „wir sagen von einem Menschen, er habe Muth, wenn er in Gefahren — nicht erschrocken, nicht furchtsam ist," welches ungefähr so viel sagt, als: ein Mensch hat Muth, wenn er nicht muthlos ist; — die Disposition könnte natürlicher geordnet (es muss z. B. S. 260 dem inneren Zusammenhange der Gedanken nach II vor I stehn,) und der Ausdruck schicklicher gewählt seyn, (wer versteht es, wenn unter den Quellen der Kleinmüthigkeit (des Kleinmuths) „Mangel an Duldsamkeit" aufgeführt wird?): dessen ungeachtet kann derjenige, der an eigenen Gedanken arm ist, indem er sich der ihm hier angebotenen bedient, bey einiger Selbstthätigkeit lernen, einen gegebenen Text für ein Auditorium, das keine zu hohen Foderungen macht, nach einem darin vorliegenden Hauptmomente zu zergliedern, und daraus eine gesunde ascetische Nahrung zu bereiten.

Ausserdem, dass No. 2 es den zum Selbstdenken geneigten Predigern auch zu leicht macht, hat die Schrift das Verdienst, dass die darin gegebenen Entwürfe im Ganzen eine richtige und praktische Ansicht der Religionswahrheiten nach *Luther* befördern helfen. Die Abhandlungen sind übrigens nicht gleichmässig vertheilt. Über manchen Abschnitt werden unerwartet viele Materialien gegeben; über andere, z. B. die Lehre von der Beichte, hätten wir mehr als einen einzigen Entwurf zu lesen gewünscht. Bey der grossen Vorliebe des Vfs. für die bekannte Methode, wonach der erste Theil die Erläuterung eines Dogma, der andere die Anwendung enthält, hätte auf eine innigere und genau anschliessende Verbindung beider mehr Bedacht genommen werden müssen. Oder vermuthet man, wenn im *ersten* Theil die Frage beantwortet wird: wodurch hat uns Jesus erlöset? — dass bey der Anwendung im zweyten ausführliche Regeln über das Bibellesen gegeben werden? — Überhaupt hätte in mehr als einer Rücksicht die Methode mehr Abwechselung und die Behandlung mehr eigenthümlichen Geist vertragen.

NA.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 MÄRZ, 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

Hamburg, b. Schmidt: *Geschichte der Insel Hayti oder St. Domingo, besonders des auf derselben errichteten Negerreichs.* Aus dem Englischen des *Markus Rainsford* Esq. vormaligen Hauptmanns bey dem dritten westindischen Regimente. Mit einem Kupfer. 1806. X und 427 S. 8. (2 Thlr.)

St. Domingo ist zwar gegenwärtig von sehr geringem Einfluss auf Europa, allein sie war der Zunder, welcher den jetzigen fürchterlichen Krieg zwischen England und Frankreich anzündete, wenn es wahr ist, was von Verschiedenen behauptet wird, dass England lieber einen neuen Krieg mit Frankreich anfangen, als dieses Reich in dem Besitze der schönen fruchtbaren Insel sehen wollte. Sie stellt uns auch das erste Beyspiel eines von Negern und farbigen Menschen bewohnten Staates vor, die unter Europäern aufgewachsen und zum Theil von Europäern abstammend alle Abhängigkeit von Europäern verschmähen, und die von ihnen erlernten Künste, Kenntnisse und Sprache zur Behauptung ihre Freyheit anwenden wollen. Der Geschichtforscher sammelt sorgfältig alle Nachrichten, die er über die Entstehung eines so merkwürdigen und in seiner Art einzigen Phänomens auftreiben kann, und er würde Einseitigkeit verrathen, wenn er die als Feinde der ehemaligen Beherrscher von St. Domingo, der Franzosen, bekannten Zeugen vom Verhör ausschliessen wollte. Diess kann nur in dem Fall geschehen, wenn sie sich durch offenbare Unwahrheiten oder durch leidenschaftlichen Ton verdächtig machen. Ein solcher Vorwurf trifft nicht den gegenwärtigen Vf. Er hat zwar gegen die Franzosen gefochten, aber er ist nicht durch Vorurtheile und unversöhnlichen Hass geblendet worden, alles in einem falschen und seinen ehemaligen Gegnern nachtheiligen Lichte zu betrachten. Er schreibt mit der Ruhe und Unbefangenheit, die den Schriftstellern, die die Wahrheit suchen, eigen zu seyn pflegt, obgleich er den Charakter eines Britten nicht verleugnet hat. Er ist dazu eine Zeitlang auf der Insel gewesen, war mit einigen der Häupter der Revolution persönlich bekannt, und zeigt sich als einen geschickten, nachdenkenden und humanen Mann. Ein Stimmrecht in dieser für die Menschheit so interessanten Geschichte kann ihm nicht abgesprochen werden. Die Zukunft wird den Grad der Wahrheit und Zuverlässigkeit, der ihm beyzulegen ist, näher bestimmen. Ihm in allen Stücken blindlings zu folgen, würde so Unrecht seyn, als sein Zeugniss zu verwerfen, weil er auf den Antillen gegen die Franzosen gedient hat. Ein solches Urtheil würde den ganzen Stand der Officiere, denen Ehre ein unverbrüchliches Gesetz seyn muss, schänden. Wir referiren nur aus ihm, und der Leser selbst mag entscheiden, ob und in wie weit durch ihn die dunkele Geschichte der grossen Ereignisse auf St. Domingo, deren Folgen erst unsere Nachkommen erfahren werden, entschleiert ist.

Der Vf. hat sein Werk in 6 Kap. eingetheilt. Im ersten erzählt er die Geschichte der Insel von der Entdeckung durch Columb bis 1789, wo sie im höchsten Wohlstande blühete. Robertson, Raynal, Edward, Charmilly sind die Gewährsmänner. Für den Stifter der Kolonie kann man den 1673 verstorbenen Gouverneur d'Ogeron halten, unter dem *Cap François* gegründet worden ist. Häute und Taback waren die ersten Handlungsartikel. Darauf fing man an Indigo und Cacao und nachher Baumwolle zu bauen. Obgleich im ryswicker Frieden der westliche Theil förmlich an die Franzosen abgetreten wurde, so war doch die Grenzlinie des spanischen Antheils in Osten nicht genau genug bezeichnet, und ein grosser Theil der Kolonie in Süden unbesetzt, der von einer französischen Compagnie urbar gemacht wurde. So wie sich der Wohlstand der französischen Kolonie vermehrte, so verminderte sich der der spanischen. Den Zänkereyen zwischen beiden machte die 1776 neu gezogene und genau bestimmte Demarcationslinie, wodurch die französischen Besitzungen um ein beträchtliches verringert wurden, auf immer ein Ende. In dem J. 1754 hatte die französische Kolonie so sehr zugenommen, dass der Werth ihrer Producte 1,261,469 Pf. Sterlinge betrug, und für nicht weniger als 1,777,509 Pf. Sterlinge importirt wurde. Von der Zeit an ist, hauptsächlich in den siebziger Jahren, wie der Übersetzer zeigt, der noch mehr ins Detail gehende Angaben gesammelt hat, der Flor der Kolonie so sehr gestiegen, dass er die Verwunderung der übrigen Antillen und des Mutterlandes erregte. Über die allmählichen Fortschritte dieses Flors, und über den Gang, den der Anbau verschiedener Producte genommen, die Länder, woher sie gekommen, die Pflanzen, durch welche sie eingebracht sind, die Versuche, die man gemacht, vermissen wir Nachrichten, die doch unseres Bedünkens in einer besonderen Geschichte der Insel nicht fehlen sollten. Hier hätte sich der Fleiss des Übersetzers, *J. Friedrich Hermann*, auf eine rühmliche Art zeigen können. Eine sorgfältigere Umsicht dessen, was vor *Rainsford* über St. Domingo geschrieben ist, würde ihn mit einer J

gründlich als beredt geschriebenen Abhandlung des Senators Gregoire *in Memoires de l'Institut national des Sciences et Arts. Sciences morales et politique Tome IV. p.* 45—75 bekannt gemacht haben, worin der berühmte Dominicaner-Mönch Bartholomäus las Casas gegen den Vorwurf, den ihm Herrera zuerst, und nachher viele andere, unter welche auch *Rainsford* gehört, gemacht haben, dass er, statt der von ihm in Schutz genommenen Indianer, Afrikaner zu sklavischen Arbeiten zu holen und zu gebrauchen, gerathen hätte, vertheidiget wird. In der Beschreibung der Insel fängt der Vf. mit dem spanischen Antheil an, wovon er nach Charmilly die Volkszahl nur zu 60000 angiebt, (um mehr als die Hälfte kleiner nach unseren geographischen Compendien) unter denen nur 2000 Weisse, 30000 Neger, und der Rest farbige Leute von allen Graden gewesen seyn sollen. Die Topographie ist sehr ausführlich, und wir führen nur daraus an (denn eines Auszugs ist sie nicht fähig), dass der Unterschied zwischen der französischen und spanischen Kolonie gross ist, in der ersteren jede Art von Bewohnern wimmelt, und die Industrie in den freundlichsten Gestalten erscheint. Die Mulatten lebten hier in glücklicheren Umständen, und waren daher auch zahlreicher als in den übrigen Inseln. In dem Mutterlande wurde aber ihre niedrige Geburt nie vergessen. Die Neger waren zu keiner unerträglich harten Arbeit verdammt, sie wurden aber doch als Wesen behandelt, die tief unter den gewöhnlichen Menschen ständen. In Ansehung der mancherley Producte und ihrer Gewinnungsart verweiset der Vf. auf andere Bücher. Hr. *Hermann* hat diesen Mangel einigermassen ergänzt.

Das zweyte Kap. schildert den Ursprung des Revolutionsgeistes, der um 1789 zu herrschen anfing. Die Neger, denen bey allen ihren Lastern und unvorsichtigem Betragen doch Güte und Edelmuth zugeschrieben wird, konnten von ihren Herren nach Gutdünken bestraft und erwürgt werden, und es war fast gar kein Gesetz vorhanden, das ihren Misshandlungen Grenzen setzte. Wie wenig der sogenannte *Code Noir* hiezu hinreichte, zeigen die Excerpte daraus in Zimmermann's Annalen der Geographie und Statistik (456). Die Pflanzer, statt sich durch Tugend und moralische Stärke Ansehen und Achtung zu verschaffen, waren schwache Wollüstlinge, die sogar in den Armen der weiblichen Feldarbeiter den Anstand aus den Augen setzten. Das böse Exempel der Lasterhaftigkeit und Sittenverdorbenheit, das die Pflanzer ihren Sklaven gaben, hatte auf diese den nachtheiligsten Einfluss, und machte sie liederlicher als auf irgend einer der brittischen Inseln. Die Kreolen-Sklaven blickten auf die aus Afrika eingeführten Neger mit Verachtung herab, wurden aber von den Mulatten, die von hellerer braunerer Farbe waren, mit Geringschätzung angesehen. Sie alle aber waren von dem Umgange mit den Weissen ausgeschlossen, unter denen auch das schöne Geschlecht die ihm natürliche Sanftheit vergass. Als im Mutterlande Berathschlagungen zur Verbesserung der inneren Angelegenheiten angestellt wurden, hielten gegen die Wünsche besonnener Männer, und gegen das Verbot der Regierung ungestüme Landbesitzer Provinzial- und Gemeinde-Versammlungen, um aus ihrer Mitte Abgeordnete zur Legislatur zu wählen. Achtzehn Deputirte wurden auserlesen, um die Insel in der Versammlung der Generalstaaten zu repräsentiren. Zwölf davon wurden in Frankreich nicht anerkannt, und sechs erhielten den Zutritt nur mit Mühe. Vorzüglich aber wurde der Geist des Aufruhrs in den Negern durch die Beredsamkeit erzeugt, womit die *Amis des Noirs*, ohne dazu von den Negern beauftragt zu seyn, und ohne andere als gute Absichten zu haben, das Elend der Sklaverey schilderten.

Das dritte Kap. entwickelt die allmählichen Fortschritte und völlige Begründung der Unabhängigkeit auf St. Domingo. Durch die Erklärung der Menschenrechte, welche die Nationalversammlung den 20 Aug. 1789 publicirte, entstand eine allgemeine Gährung unter den Pflanzern, die den nachtheiligen Eindruck, den sie auf die Neger machen würde, ahndeten. Man wollte dem Übel von Seiten des Mutterlandes dadurch entgegen arbeiten, dass man durch den Gouverneur der Insel eine Versammlung berufen liess, die die inneren Angelegenheiten in Ordnung bringen sollte. Sie fasste ein Decret ab, das der Kolonie grössere Rechte einräumte, als jemals irgend eine Kolonie gehabt hatte, und einige Mitglieder, von dem Wohlstande der Insel verblendet, schlugen vor, sie für independent zu erklären. Eins von den Mitgliedern, Herr Charmilly, wollte 3 Jahre nachher die brittische Regierung vermögen, von einem Theile der Landeigenthümer die Huldigung anzunehmen. Über das Decret entstanden Uneinigkeiten. Einige Einwohner kündigten der Versammlung allen Gehorsam auf, und baten den Gouverneur, sie aufzulösen. Der Gouverneur proclamirte auch ihre Auflösung, nannte sie Verrätherey, und drohete, sie zur Strafe zu ziehen und Feindseligkeiten gegen sie anzufangen. Die Versammlung foderte hingegen das Volk auf, zum Schutz seiner Repräsentanten die Waffen zu ergreifen. Die westliche und südliche Provinz gehorchte der Auffoderung, die nördliche hielt es aber mit dem Gouverneur. 85 Mitglieder der Generalversammlung fassten plötzlich den Entschluss, nach Europa zu gehen, um für ihre künftigen Massregeln Unterstützung auszuwirken, und durch Entschuldigung dessen, was vorgefallen war, auszumitteln, dass kein Menschenblut vergossen würde. Bald nach ihrer Abreise kam ein Mulatte *Ogé* aus Paris zurück, der in den mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheilen gegen die Weissen durch den Umgang mit den Freunden der Schwarzen bestärkt war, und den Robespierre und andere heftige Mitglieder als ein Werkzeug gebrauchen wollten, ihre Pläne zu Gunsten der farbigen Leute auszuführen. Er warf sich zu einem Protector der Mulatten auf, und ernannte seine Brüder zu seinen Lieutenants. Die von ihnen mit Ermordung zweyer Weissen, und grausamer Bestrafung derer von ihrer eigenen Farbe, die nicht gemeinschaftliche Sa-

ehe mit ihnen machen wollten, angefangene Empörung wurde durch ein Corps regulärer Truppen, das gegen sie ausgeschickt wurde, bald gestillt, liefs aber eine heftige gegenseitige Erbitterung in beiden Parteyen nach, welche bald darauf ein angekommenes Decret der Nationalversammlung, worin das Betragen der General-Versammlung auf St. Domingo stark getadelt, ihre Beschlüsse für null und nichtig, und die Mitglieder für unfähig zu ferneren Diensten erklärt wurden, vermehrte. Der Unwille wurde noch gröfser, als man erfuhr, dafs die 85 Deputirten in Paris verhaftet wären. Dazu kam, dafs an die Stelle des bisherigen Gouverneurs Peynier der General Blanchelande gesetzt wurde, der sogleich mit vieler Kraft gegen die Ruhestörer verfuhr. Die Theilnehmer an der Rebellion des Ogé, die in das spanische Gebiet geflüchtet waren, wurden zurückgefodert, ausgeliefert, und das ihnen vor Gericht zuerkannte Todesurtheil an ihnen vollzogen.

Das Volk wurde aber dadurch nicht zurückgehalten, seinen Unwillen gegen die, welche es für die Anstifter der scharfen Mafsregeln hielt, blicken zu lassen, und die Regimenter, die die weifse Feder, das Zeichen des Royalismus, getragen hatten, vertauschten sie gegen die Nationalkokarde. Ein Oberster, Mauduit, der durch die Wegnahme der Fahne die Nationalgarde beleidiget hatte, wurde von seinem eigenen Regimente als er sich geweigert hatte, wegen dieser That die Garde um Verzeihung zu bitten, mit Bayonettenstichen umgebracht. Ein neues Decret veranlafste wegen seines zweydeutigen Sinnes die Absendung anderer Deputirten, und nun beschlofs die Nationalversammlung, uneingedenk der vorigen Acten, dafs die farbigen Leute mit den weifsen Landbesitzern gleiche Rechte und Sitz und Stimme in der Kolonialregierung, hätten. Das unerwartete Decret vereinigte die Weifsen aller Parteyen gegen die Regierung, und der Gouverneur versprach der beunruhigten Kolonialversammlung, die Ausführung des Decrets zu suspendiren, wenn es ihm zugesendet werden würde. Mittlerweile bemerkten die Neger, dafs sie in den bisherigen Decreten mit Stillschweigen übergangen wären, und da es ihnen nicht entgangen war, dafs die Streitigkeiten ihrer Gebieter sich mit Beleidigungen angefangen hatten, ahmten sie dieses Beyspiel nach, und ermordeten in der Nähe von Cap François alle Weifsen ohne Unterschied. Sie wurden zwar von einem Detaschement der Miliz und Linientruppen, die man ihnen entgegen schickte, geschlagen, allein es trat bald ein anderer Haufen an ihre Stelle. Die ganze Ebene des Caps und des Districts Grande Riviere wurde den Verheerungen der Neger Preis gegeben, und die unglücklichen Bewohner starben unter den ausgesuchtesten Qualen, und nachdem sie die viehischsten Lüste der Sieger vorher befriediget hatten. Sobald Cap François einigermafsen befestiget war, beschlofs man, wieder angriffsweise gegen die Neger zu verfahren. Die Amerikaner führten ihnen Munition zu, die sie gegen Zucker und Rum ihrer Herren eintauschten. In 2 Monaten kamen über 2000 Weifse um, und 180 Zucker- und 900 Kaffee-Baumwolle- und Indigo-Pflanzungen waren zerstört. Von den Empörern fanden über 10000 ihren Tod, aufser mehreren Hunderten, deren Hinrichtung das Gesetz befohlen hatte. Aus der nördlichen Provinz verbreitete sich die Rebellion in die westliche, wo die Empörer grofsentheils aus farbigen Leuten bestanden, zu denen sich gegen 600 Neger geselleten. Zwischen den Mulatten und den Einwohnern zu Port au Prince kam ein Vertrag zu Stande, der von der Generalversammlung im Cap genehmigt, und noch weiter ausgedehnt wurde. Ein neues Unglück brach über die Kolonie aus, als der Widerruf des zu Gunsten der Mulatten gegebenen Decrets von der Nationalversammlung bekannt wurde. Da die Mulatten die Weifsen beschuldigten, diesen Widerruf bewirkt zu haben, und sie daher einer Doppelzüngigkeit zeihen zu können glaubten: so griffen sie unverzüglich zu den Waffen, und bemeisterten sich der Stadt Port St. Louis. Die Neger stiefsen zu den Mulatten, und die mörderischen Gefechte kosteten vielen Menschen das Leben. Von den drey Commissarien, die aus Paris angekommen waren, die bürgerlichen Angelegenheiten zu reguliren, reiste einer bald wieder zurück, die beiden anderen zankten sich mit dem Gouverneur. Die Commissarien rückten nun mit der Erklärung hervor, dafs das Mutterland die Neger freygesprochen hätte. Ein blutiges Gemetzel entstand zwischen den Parteyen, und sowohl der Gouverneur als die Commissarien flüchteten auf die Schiffe. Der erstere mit seiner Partey begab sich nach Nordamerika. Einige der vornehmsten Pflanzer, die in der Kolonie zurück geblieben waren, schickten aus ihrer Mitte Hn. Charmilly nach London, um die Insel unter den Schutz der brittischen Regierung, die nun schon im offenen Kriege mit Frankreich begriffen war, zu stellen. Das brittische Ministerium überliefs es dem Gutbefinden des Gouverneurs von Jamaica, in wie weit er es für dienlich oder thunlich hielt, die Wünsche und das Begehren der Pflanzer zu realisiren. Hr. Charmilly suchte darauf den Gouverneur zur Theilnahme zu bewegen. Die Commissarien setzten der gefürchteten Invasion die noch übrigen Truppen, die Weifsen, die es mit ihnen hielten, und die Negersklaven entgegen, welche daher in einer förmlichen Proclamation für freye Bürger erklärt waren. Die aus Jamaica abgesandten Truppen, 870 Mann stark, bemeisterten sich gleich nach ihrer Landung der Küste von Jeremie bis an den Hafen und die Festung St. Nicolas, mit Ausschliesung der Stadt, die republikanisch gesinnt war. Der von dem Obersten Whitlocke gemachte Versuch, den General Laveaux durch ein Anerbieten von 5000 Pf. Sterling zur Übergabe der Stadt Port Paix zu bewegen, wurde von diesem mit der Verachtung abgewiesen, womit ein Mann von Ehre und Pflichtgefühl solchen Zumuthungen widerstehen mufs. Acht Monate lang hatten die Britten auf der Insel sich mit abwechselndem Glücke herumgeschlagen, ehe eine auch zur Belebung des Muthes der Kolonisten nöthige Verstärkung aus Grofsbritannien eingetroffen war.

Endlich kamen 3 Regimenter an im May 1794, und die Eroberung der Hauptstadt Port au Prince war die Folge dieses glücklichen Ereignisses. Von den Vortheilen, die man erfochten hatte, wurde weiter kein Gebrauch gemacht, als dass man die *Gewinnsucht befriedigte*, wie sich der Vf. ausdrückt. Die ganze Insel konnte mit dem Beystand von 3000 bewaffneten Einwohnern, die sich freywillig anboten, unterwürfig gemacht werden. Allein von dem Punct an, da die brittische Macht die grösste Höhe erreicht hatte, fing sie auch an wieder abzunehmen. Bald nach Ankunft der Fregatte Experiment, die noch einige Compagnien der vorher gelandeten Regimenter brachte, stellte sich das gelbe Fieber ein, und raffte in den nächsten zwey Monaten 40 Officiere und 600 Soldaten hinweg. Die meisten der eingenommenen Plätze geriethen in die Hände der Farbigen und Neger. Die Angst und das Misstrauen der Kolonisten nahm zu, je mehr die brittische Armee zusammen schmolz, und je länger die gehoffte Verstärkung ausblieb. Truppen kamen zwar an, aber sie fanden hier bald ihr Grab. Selbst der General Williamson, Gouverneur von Jamaica, der als Oberbefehlshaber aller brittischen Besitzungen zu Port au Prince 1795 im May landete, fand die Hindernisse so mannichfaltig, dass er durch den Generalmajor Forbes bald im Commando abgelöset wurde. Die 7000 Mann Verstärkung, welche 1796 aus Europa abgeschickt war, konnte den brittischen Waffen keinen Sieg verschaffen. Auch General Simcoe fand 1797 die Lage der Sache für England so misslich, dass er noch in demselben Jahre heimkehrte. In Europa war das brittische Ministerum zu sehr beschäftiget, als dass es auf die Insel die gehörige Aufmerksamkeit wenden konnte und dem Nachfolger wurden keine wirksamen Mittel, den Ruhm der brittischen Waffen wieder herzustellen, gegeben. Die Besitzungen kosteten jährlich 300000 Pf., und die Einkünfte waren auf 100000 Pf. gesunken. Der General Maikand übergab alle Besitzungen, und die schwarzen Kolonietruppen an den Neger-General Toussaint. St. Domingo wurde von England als eine neutrale Macht angesehen, das allen Ansprüchen darauf entsagte. Gegen die Kraftäusserungen der Einwohner waren die Mittel, welche die Britten zur Eroberung der Insel anwendeten, zu geringe. Wahrscheinlich würde das starke Heer, welches man gestellt hatte, gegen die kraftvollen empörten Neger den Kürzeren gezogen haben. Der erste Neger, welcher commandirte, Jean François, hatte schon die Vorsicht gebraucht, die, welche im Kriege nicht zu gebrauchen waren, und die Weiber und Kinder, mit dem Ackerbau zu beschäftigen. Am meisten zeichnete sich unter den Negeranführern Toussaint aus, der sich am spätesten erklärte, und durch sein kluges Betragen und die Regelmässigkeit in seinen kriegerischen Unternehmungen die übrigen verdunkelte. Von den edlen Zügen seines Charakters heben wir nur diesen aus: *er verstattete nicht das grausame Betragen, das sich die brittischen Soldaten zu Schulden kommen liessen, und das selbst von den Kolonisten, ihren Aliirten, gemissbilliget wurde, auf eine noch grausamere Weise zu vergelten.* Als Rec. dieses las, wusste er nicht, ob er mehr die Humanität des Neger-Generals, oder die Offenheit des Britten rühmen sollte. Wahrlich, Beyspiele solcher Menschen rufen die Heiterkeit zurück, die von uns fliehet!

Das vierte Kapitel schildert die Sitten auf St. Domingo zur Zeit der Gründung ihrer Unabhängigkeit, und erzählt die Schicksale, welche der Vf. bey einem Besuche auf der Insel erlebte. Die Weissen hatten in den Städten, wo sie am zahlreichsten gewesen waren, abgenommen, und die Neger sich auf eine erstaunende Art vermehrt, die sich indess leicht erklären lässt, wenn man erwägt, dass die Negerweiber ein behaglicheres Leben führten und die Arbeiten sich vermindert hatten. Der Vf. auf einer Reise von Jamaica nach Martinique wurde durch Sturm nach Cap François verschlagen, und weil er es nicht für rathsam hielt, nach kurz vorhergeschlossenem Frieden als Engländer erkannt zu werden, so gab er sich für einen Amerikaner aus. Die Stadt schien sich von einer Stadt der Weissen nur durch die schwarze Farbe der Einwohner zu unterscheiden. Die Spuren der Verwüstung waren aber noch allenthalben sichtbar. In dem Hotel de la Republique herrschte unter den Anwesenden die grösste Gleichheit, und selbst Toussaint sass nicht oben am Tische, wenn er hier speiste. Ganz anders war es auf dem Musterungsplatze, wo streng auf Rang und Subordination gehalten wurde. Die Manövers der Soldaten geschahen mit einer Ordnung, Geschwindigkeit und Gewandtheit, die jeden europäischen Soldaten in Verwunderung setzen würde. Von den Negern, die vorher in der niedrigsten Sclaverey lebten, bekleideten verschiedene sehr ansehnliche Ämter, oft waren diese von Freynegern und Mulatten besetzt, die vorher schon in günstigeren Umständen gelebt hatten. Unter den höheren Ständen herrschte viel Luxus in dem Ameublement der Häuser, viel Frohsinn an der Tafel, und überhaupt viel Lebensgenuss. Die Männer lebten zufrieden mit den Weibern, und der Hass, welchen vorher die verschiedenen Farbennüancirungen erzeugt hatten, schien sich verloren zu haben. Auf der Schaubühne standen die schwarzen Schauspieler den weissen, die noch aus der französischen Schule waren, an Talenten nicht nach. Die Neger von dem niedrigsten Stande lebten in vollkommener persönlichen Freyheit, und erfülleten ihre, der Gesellschaft schuldigen, Obliegenheiten mit vieler Bereitwilligkeit. In ihren Hütten hatten sie sich Bequemlichkeiten verschafft, die sich zum Theil aus den unruhigen Zeiten herschrieben. Hundefleisch war noch ein Lieblingsgericht. Ein Messbuch und Volney's Reisen fand der Vf. in der Hütte eines gemeinen Arbeiters, der mit drey Frauen, wovon zwey ausser seiner Hütte wohnten, 13 Kinder erzeugt hatte. Der Landbau schien nach sehr richtigen und billigen Grundsätzen betrieben zu werden. Die mehr als 60000 Mann, die sich häufig in der Ebene des Caps versammelten, und in den Waffen übten, hielten vortreffliche Mannszucht. Als das Schiff, auf welchem der Vf. angekommen, ausgebessert und mit dem Vf. am Bord nach St. Thomas abgesegelt war, bekam es noch an der Küste von St. Domingo einen Leck, und war genöthiget, bey Fort Dauphin anzulegen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stucke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 MÄRZ, 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

HAMBURG, b. Schmidt: *Geschichte der Insel Hayti oder St. Domingo, besonders des auf derselben errichteten Negerreichs.* Aus dem Englischen des *Marcus Rainsford* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Hier wurde der Vf. von einem Mulatten-Officier und vier Negern verhaftet. Vor dem Gerichte, in welchem der Negergeneral Christophe (jetzt Chef der Regierung auf der Insel,) ein Verwandter Toussaints präsidirte, wurde er angeklagt, dass er nicht ein Amerikaner, sondern ein englischer Spion sey, der die Insel recognosciren wolle. Seine Unschuld konnte er mit keinen Pässen oder amerikanischen Papieren beweisen. Ein Glück war es für ihn, dass er gewisse Papiere und Zeichnungen, die ihn in grosses Unglück hätten stürzen können, schon vorher, als man gegen ihn den Verdacht, dass er ein Spion sey, hatte laut werden lassen, ins Meer geworfen hatte. Der Mangel an Beweisen seiner Unschuld, und der unvorsichtige Gebrauch, den er von seiner Freyheit auf der Insel gemacht, (worin aber dieser eigentlich bestanden habe, erhellet nicht aus dem Buche) bewogen seine Richter, ihm das Leben abzusprechen, und er wurde bis zur Bestätigung des Urtheils von dem Obergeneral wieder ins Gefängniss gebracht. In dem Kerker musste er 14 Tage schmachten, konnte aber doch durch die Gitter dem, was auf dem Felde vorging, dem Tanzen der Neger u. s. w. zusehen, auch mit menschlichen Wesen Umgang haben. Eine schöne Unbekannte, die sich ihm nicht zu erkennen gab, brachte ihm zuweilen in der Nacht ausgesuchte Früchte, verschwand aber, sobald sie ihr Körbchen in seine Hände ausgeleert hatte. Es bewährte sich also auch an ihm die Erfahrung, die schon oft gemacht ist, dass unter allen Nationen die Frauenzimmer die mitleidsvollesten Geschöpfe sind. Endlich gab Toussaint Befehl, dass man ihn in Freyheit setzen und seine Reise nicht weiter hindern sollte, wobey ihm aber grossmüthig verboten wurde, je ohne richtige Pässe wieder auf die Insel zu kommen. Der Vf. erreichte bald nachher seinen Bestimmungsort Martinique.

Das fünfte Kapitel erzählt zuerst die Geschichte Toussaint Louverture's, in dessen Lobe sich der Vf. fast erschöpft, der nach einem beynahe zehnjährigen Kriege den Landbau so sehr in Aufnahme brachte, dass die nächste Erndte ein volles Drittel von dem Zucker- und Kaffeeertrage in den gesegnetsten Jahren lieferte, und durch dessen weise Regierung die Bevölkerung ohne Sklavenhandel zugenommen hatte. Der grosse Mann wurde 1745 als Sklave geboren. Er lernte durch sich selbst Lesen, Schreiben und Rechnen, und wurde von seinem Herrn, der seine Talente bemerkte, vom Landbau zu Verrichtungen im Hauswesen gezogen, und zu seinem Postillon gemacht. In seinen früheren Jahren zeichnete er sich auch durch Liebe gegen Thiere und Langmuth aus. Raynal's Geschichte der aussereuropäischen Besitzungen, und *Epiktet's* Handbuch nach einer französischen Übersetzung, waren die ersten Bücher, die er lieb gewann. Als die Unruhen anfingen, schaffte er vorher seinen Gebieter nach Baltimore in Maryland, ehe er sich zur Armee seiner Landsleute begab. Er diente eine kurze Zeit unter Biassou, und wurde, als man diesen wegen seiner Grausamkeit absetzte, Oberanführer. Der General Laveaux nannte ihn den Neger, den Spartakus, den Raynal im Geiste vorausgesehen hätte, und der spanische Marquis d'Hermona drückte sich sehr hyperbolisch aus, dass der Allmächtige, wenn er auf die Erde herabstiege, kein besseres Herz bewohnen könne, als das von Toussaint Louverture. Während seiner ganzen Regierung handelte er leidenschaftlos. Er strebte nicht nach Gewalt, er war weder habsüchtig noch rachsüchtig. Als 1801 Frankreich Friede mit England geschlossen hatte, wurde von dem Ober-Consul Bonaparte ein Plan zur Unterwerfung der Insel entworfen und die Ausführung desselben dem General Leclerc mit einer Macht von 20000 Mann aufgetragen. Das Commando der Flotte, die diese Macht transportirte, führte der Admiral Villaret. Der Proclamation des Ober-Consuls ungeachtet, worin die Einwohner ermahnt wurden, die angekommenen Franzosen als Brüder zu empfangen, wollten die Neger die Landung der Truppen nicht zugeben, und steckten bey ihrer Annäherung Cap François in Brand, welche Stadt grossentheils eingeäschert wurde. Der Hofmeister, der die in Frankreich erzogenen Kinder Toussaint's, die aber als Geissel für die gute Aufnahme der Franzosen dienen sollten, dem Vater vorstellte, überreichte ihm auch ein freundliches Schreiben des Ober-Consuls, worin er zur Anerkennung der Souveränetät des Mutterlandes aufgefodert wurde. Toussaint aber erwiederte: „Nehmen Sie meine Kinder zurück, wenn es so seyn muss. Ich will meinen Brüdern und Gott getreu seyn." Der General Leclerc liess hierauf den 9 Febr. 1802 eine drohende Proclamation ergehen, worin Toussaint und Christophe für Personen erklärt werden, die ausser dem Schutz der Gesetze ste-

zu übertragen — wir aber glauben, dafs die Französin, wenn sie deutsch verstünde, wie es freylich nie eine Französin verstehen wird, sich gerade nicht in dieser Umkleidung verkennen oder misfallen würde, ein paar Stellen etwa ausgenommen, wo Hr. K. wirklich gegen die zartere Französin etwas zu kräftig geworden zu seyn scheinet. — Der in No. 4 auf die Bildung und Abglättung der Sprache verwandte Fleifs, und die liebliche, mit holder Freundlichkeit und nicht unbescheidener Freyheit ansprechende Darstellung, sind vieles Lobes und einer Empfehlung werth; aber die Erfindung der Fabel, so wie die Composition des Ganzen, obschon sie hunderten vorgezogen zu werden verdient, stehen ein Weniges hinter jenen zurück. Der Held des Stücks tritt den zuschauenden Lesern zu oft aus den Augen, und macht Nebenpersonen Platz, die uns zwar auch zu interessiren wissen, aber eben dadurch das Hauptinteresse ableiten und schwächen. Auch dünkt uns das Ganze der Handlung nicht hinlänglich motivirt. Doch das Alles soll keinesweges zum Nachtheil eines Schriftstellers gesagt seyn, der für das Fach, in dem er hier sich zeigt, manche gute Ausbeute verspricht. — Was Madam Cottin, und nach ihr Hr. *Stampeel* in No. 5 aus den Zeiten der Kreuzzüge erzählen, trägt zwar im Äufseren so ziemlich das Gepräge jener höchst sonderbaren Explosion des damaligen Zeitgeistes, und berührt im Allgemeinen die Bekanntschaft der Vff. mit Michauds Schrift über die Kreuzzüge, die dem Original vorgesetzt, bey der deutschen Bearbeitung indessen aus guten Gründen weggelassen worden ist; aber freylich in das innere Leben jenes Zeitgeistes, in seine ihm eigenthümliche Denk- und Sinnes-Weise ist die Verfasserin nicht tief genug eingedrungen, wodurch das Ganze einen etwas zu neu-sentimentalen Anstrich erhalten hat. Was übrigens Hr. *St.* zum Lobe des Originals beybringt, z. B. dafs der Plan mit Einsicht entworfen und mit Bedacht durchgeführt sey, dafs die Charaktere, vortheilhaft angelegt und treu gehalten, sich gröfstentheils in einer Fülle anziehender Scenen entwickelten, ist nicht so übertrieben, als es unter solchen Verhältnissen erscheinen möchte, da das Buch selbst, wenigstens in den meisten Fällen, nicht widerspricht.

—n—

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *The Plays of William Shakspeare, accurately printed from the Text of Mr. Steeven's last Edition, with a Selection of the most important Notes.* Vol. IV. 1805. 419 S. Vol. V. 392 S. Vol. VI. 348 S. 8. (3 Thlr.)

Über die Foderungen der Kritik, welche bey einer neuen Ausgabe des *Shakspeare* in Deutschland zum Grunde liegen *müssen*, wenn etwas mehr, etwas würdigeres geschehen soll als bisher; und was der ungenannte Herausgeber der gegenwärtigen, in weiter Ferne von jenem höheren Zwecke und Ziele, leistet, haben wir bey der Anzeige der ersten drey Bände (A. L. Z. 1805. No. 199) ausführlich entwickelt. Nach der einmal gemachten, jenen Bedürfnissen keinesweges entsprechenden, Anlage konnte nun freylich der Plan nicht mehr umgeformt werden: aber wir dächten, es dürfte nicht schaden, noch einmal an die Gesichtspuncte zu erinnern, welche dort aufgestellt sind. Hat die gegenwärtige Ausgabe *ihr Geschäft gemacht*, so wird es Zeit seyn, auf eine zu denken, welche, nach höheren und umfassenderen Gesetzen bearbeitet, jenen Ansichten näher zu kommen sucht. Es läfst sich erwarten, das Publicum werde empfänglich und entgegen kommend genug seyn, um den Aufwand von Mühe und Kosten zu belohnen, der dazu nothwendig erfoderlich ist, und den dieser sonst sich auszeichnende Verleger nicht scheuen wird. Vielleicht erfreut sich Deutschland alsdann auch besserer Zeiten, wo die Künste und Studien des Friedens besseres Gedeihen finden, als in den Tagen des gegenwärtigen Kampfes und der allgemeinen Zerrüttung.

Die vor uns liegenden drey Bände enthalten: IV) *Love's Labour's Lost; Merchant of Venice*; Text, S. 1—198. Noten, S. 199—419. V) *All's Well that ends Well; As you like it;* Text, S. 1—208. Noten, S. 209—392. VI) *Taming of the Shrew; Winter's Tale;* Text, S. 1—197. Noten, S. 198—348. —

Das Äufsere der Ausgabe erhält sich fortgehend in seiner ausgezeichneten Güte; Druck und Papier bleiben sich gleich, und erhebliche Druckfehler sind uns, soviel wir gelesen haben, nicht aufgestofsen.

Allein über die Auswahl der Noten, über ihre Zweckmäfsigkeit und Erklärung des Textes öffnet sich dem Recensenten ein weites Feld, und er bedauert, dafs es über den Raum dieser Blätter hinaus geht, auch nur ein einziges Stück in dieser Hinsicht auf den Probierstein einer scharfen Prüfung zu bringen. Erst dann würde wohl sichtbar werden, wie wenig das Geleistete dem, was mit Recht gefodert werden muss, und, bey *unseren* gegenwärtigen Fortschritten in diesem Fache der Literatur, gefodert werden *kann*, entspricht; erst dann dürfte sich unläugbar ergeben: dafs der Britte in Hinsicht geschmackvoller und ästhetischer Interpretation, und so häufiger etymologischer Dunkelheiten noch von uns zu lernen hätte; da letztere nur dem lichtvoll sind, oder bey einiger Beleuchtung werden, der mit den germanischen Dialekten der früheren Zeit vertraut ist; und das ist kein Engländer.

Würden die oft so überflüssigen und so wortreich ausgesponnenen Noten schärfer weggeschnitten, so könnte für die Okonomie dieser Ausgabe sehr viel Raum gewonnen werden. Und dieses dürfte doch wohl nöthig seyn. Recensent sieht nicht ein, wie das Ganze unter 15 bis 18 Bänden beendigt werden kann; und das wären denn schon gegen vier Louisd'or!!! — Gleichwohl kostet die *kleine*, sehr saubere, Steevensche Ausgabe: *The Plays of William Shakspeare, neatly and accurately printed from the complete and elegant Edition published by G. Steevens, Esq.* 1793. *in* 15 *Vols.* 8; *with a careful selection of the most important notes; in eight large Volumes* 12mo. (irrt Rec. nicht, gerade *die*, wovon die *gegenwärtige wörtlich abgedruckt wird*,) in Pappe broschirt, nur zwey Guineen; die *Rivingtonsche*, Lond. 1793. 8 Vols 8. nicht mehr denn 1 Guin. 5 Sh.; und die *Ayscoughsche*, in zwey sehr starken gr. 8 Bdn., 1 Guin. 12 Sh. Rec. kann den Wunsch nicht unterdrücken, dafs der Herausg. ein Shakspearsches Glossarium und einen vollständigen Index der Hauptsachen für den letzten Band ausarbeiten möchte. Ayscough hat hier sehr trefflich vorgearbeitet.

A—Z.

Monatsregister

vom

März 1807.

Verzeichniss der im Monat März in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des März.

Literarische Nachrichten.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG
VOM JAHRE
1807.

VIERTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

APRIL, MAY, JUNIUS.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,
1807.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 APRIL, 1807.

THEOLOGIE.

1) Leipzig, b. Barth: *Psalmi*, annotatione perpetua illustrati ab *Ern. Frid. Car. Rosenmüllero*, Ling. Arab. in Acad. Lips. Prof. Vol. I—III. Auch unter dem Titel: *Scholia in Vetus Testamentum.* Partis IV. Vol. I—III, Psalmos contin. 1798—1804. mit fortlaufenden Seitenzahlen. LVIII u. 2739 S. 8. (6 Thlr. 4 gr.)

2) Ebendaselbst: *Jobus*. Latine vertit et annotatione perpetua illustravit *E. Fr. C. Rosenmüller*. Vol. I. II. Auch unter dem Titel: *Scholia in Vet. Testam. Partis V. Vol. I. II. Jobum contin.* 1806. XLVI und 987 S. 8. (3 Thlr. 12 gr.)

3) Hamburg, b. Perthes: *Hiob. Ein religiöses Gedicht.* Aus dem Hebräischen neu übersetzt, geprüft und erläutert von *Matthias Heinrich Stuhlmann*, Katecheten am Spinnhause in Hamburg. 1804. Einleitung und Übersetzung XVI und 224 S. Exeget. und krit. Anmerkungen besonders 139 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Durch diese beiden Bearbeitungen des Psalters und Hiobs erwächst der exegetischen Literatur ein bedeutender Gewinn. Gesetzt auch, dass diese Commentare keine grosse Ausbeute an neuen Erklärungen gewähren sollten, so verdienen doch die richtigen exegetischen Grundsätze, die Zweckmässigkeit in der Auswahl vorhandener Erklärungen und der gute Geschmack, wodurch beide Verfasser, sich auszeichnen, zur Nachahmung empfohlen zu werden. Besonders können die Scholien (No. 1 und 2) des verdienstvollen Hn. Prof. R. sowohl von angehenden als schon geübten Auslegern als ein überaus reichhaltiges Repertorium gebraucht werden. Schon die sorgfältige Mittheilung und Zusammenstellung der wichtigsten Meinungen der Ausleger würde von Nutzen seyn; dieser wird aber noch sehr vermehrt durch das richtige Urtheil, womit die Gründe der Interpreten angeführt sind. Hr. R. hat in den Bemerkungen, worin er die guten und fehlerhaften Seiten der verschiedenen Hypothesen und Conjecturen beleuchtet, eben so viel Einsicht und Scharfsinn als gründliche Gelehrsamkeit an den Tag gelegt.

Was der Vf. leisten wollte, giebt er in den Psalm-Scholien Vol. I. *Praefat.* S. 1 und 2 mit folgenden Worten an: „*Optandum erat, ut exsistat aliquis, qui, quae a VV. DD. docte et utiliter annotata essent, deligeret, interpretationumque diversitates potiores, quasque ad suos autores et fontes relatas, ac in certum ordinem redactas, non recenseret tantummodo, et ita omnium, quibus locum aliquem explicare liuberit, rationum, conspectum quasi quendam redderet, verum expenderet etiam ac ponderaret; atque haec quidem omnia ita institueret, ut simul et ipse in singulorum verborum totiusque orationis sensum grammaticum, non passim et desultorie, sed constanti et aequabili ratione ita inquireret, ut cum fructu, et in plerisque saltem locis, sine gravis cujusdam erroris periculo, uti possent labore suo Hebraearum literarum studiosi ii, quibus suo ipsorum ingenio quaelibet perlustrandi, et examinandi, et aliunde colligendi, nec tempus suppeteret, nec occasio, nec doctrina.*“ Dass Hr. R. nicht nur diess, sondern noch mehr geleistet habe, bezeuget nicht nur jedes Blatt seines Commentars über die Psalmen, sondern auch der nach gleichen Grundsätzen und in einer nur wenig verschiedenen Manier bearbeitete Hiob, dessen Erklärung wir im Ganzen noch gelungener und zweckmässiger, als die der Psalmen, fanden.

Wir erwähnen, ehe wir zum Einzelnen übergehen, einer dreyfachen Tugend, wodurch sich diese Scholien rühmlich vor anderen Arbeiten der Art auszeichnen. I) *Die Benutzung der Denk- und Sprechweise des gesammten Orients.* Den Hebräer aus und durch den Hebräer zu erläutern, ist natürlich des Auslegers erste Pflicht. Aber bey dem kleinen Umfang der hebräischen Literatur kann das einheimische Licht nicht jeden Punct hinlänglich erleuchten, und der Ausleger muss es daher bey den Nachbarn und Verwandten borgen. Gestattet man doch dem Interpreten römischer Dichter nicht bloss, dass er den Reichthum der Hellenen benutze, sondern man macht es ihm sogar zur Pflicht. Und doch welch ein Missverhältniss zwischen römischen und hellenischen Dichtern gegen das enge Band, welches Hebräer, Araber und Syrer zu einer Gattung verbindet! Wer also mit einigem Erfolg die Überreste hebräischen Dichtergeistes erklären will, der muss mit allem ausgerüstet seyn, was zu einer fruchtbaren Vergleichung mit den arabischen und syrischen Geistes-Verwandten erfodert wird. Ausserdem kommt er mit ungewaschenen Händen zu einem heiligen Werke. Aber auch hier ist Missbrauch zu vermeiden. Die Schultensische Schule hat durch ihr verwerfliches Beyspiel gezeigt, zu welchen Missgriffen eine blinde Vergleichungs-Sucht verleite, und wie strenge sich die Übertretung der auch hier ihre Anwendung findenden Regel: „*est modus in rebus, sunt certi denique fines*“ räche. Einige neuere Beyspiele des gemissbrauchten Arabismus können diess noch mehr bestätigen.

lius Aen. V. 875, albi ossibus scobuli (scopuli), et Aen. XII, 36, campi ossibus albent. Ovidius Fast. I. humanis ossibus albet humus. Hiphil תַּשְׁלֵג *intransf. usurpatur; ut* הִשְׂכִּיל, *intelligens fuit,* הִבְאִישׁ, *computruit,* הִלְבִּין, *albus evasit (Ies. 1, 18. Ps. 51, 9),* הֶאְדִּים, *rubicundus fuit (Ies. 1, 18). Quod dispergendi figuram attinet, conferri potest Ps. 53, 6.*" Rec. vermuthete sonst, dass תַּשְׁלֵךְ *projicies (sc. tu, o Iehovah)* zu lesen sey, (was um so leichter anzunehmen ist, nach der bekannten Regel: *Litterae unius organi* u. s. w.) oder dass man, mit *Schnurrer*, in *Niphal:* תִּשָּׁלֵג *refrigerabitur s. recreabitur* (vgl. das arab. ثلج) punctiren müsse. Allein er ist jetzt überzeugt, dass man die *lectio recepta* (als 2 *foem. f. Hiph.*) beybehalten könne: *Während der Allmächtige die Könige in die Flucht schlägt, willst du* (kampfscheuer Israelit!) *dort bey der Taube im kühlenden Schatten (und an den Tränken) dich vergnügen?* Es entsprechen sich also תִּשְׁכְּבוּן und תַּשְׁלֵג und beides geht auf die vom Kampfe sich ausschliessenden Cantons. Auch V. 28 beweiset die Beziehung auf Deborah's Triumphgesang, Richt. 5.

Wir haben uns noch viele Stellen angemerkt, wo Hr. R. entweder den Sinn überhaupt verfehlt zu haben scheint, oder wenigstens den unsrigen nicht getroffen hat. Wir müssen uns aber mit den angeführten begnügen, da wir noch unser Urtheil über die Bearbeitung des Hiob zu fällen haben. Doch müssen wir zuvor den Vf. noch an das Vol. I. am Schluss der Vorr. gegebene Versprechen erinnern: *Caeterum finita omnium Psalmorum explicatione duplicem commentationem subjungemus; unam, in qua quaeretur, quo ordine collocanda videantur singula carmina, ad temporum, quibus sunt scripta, atque rerum, de quibus agunt, rationem; alteram, qua haec carmina ad genera sua revocabuntur, et quae sit cujusque generis natura, quae virtutes, disquiretur; ubi Nachtigallii etiam, Viri ingeniosissimi, de vetustissimo illo, quod Psalmis inesse opinatur, Dramate, sententiam explicabimus atque expendemus.*" Wir erwarteten diese Abhandlungen im III Vol.; hoffen aber, dass sie der Vf. noch nachliefern werde.

Bey Vergleichung der neuen Bearbeitung des Buchs Hiob in Nr. 2 und 3 ergiebt sich bald, dass Hn. *Stuhlmann* die Würdigung und Darstellung des Ganzen, Hn. *Rosenmüller* aber die Erklärung des Einzelnen am besten gelungen sey. Hr. *St.* hat zwar öfters neue Erklärungen zu geben versucht, und die Zahl derselben ist weit grösser, als bey Hn. *R.* Auch sind mehrere darunter, die man keinesweges unglücklich nennen kann. Aber eben desswegen, weil Hr. *St.* bloss seine Übersetzung und Erklärung zu rechtfertigen sucht, haben seine Anmerkungen nicht den allgemeinen Nutzen, den Hr. R. bey seinen Scholien beabsichtigte und wirklich erreichte. Wir reden zuerst von jeder Bearbeitung einzeln, um sie sodann bey Erklärung einzelner Stellen vergleichungsweise zusammen zu stellen.

Dass Hr. R. der Erklärung eines jeden Abschnittes eine lateinische Übersetzung vorausschickte, sagt schon der Titel. Hierin ist Hiob den Scholien des Vfs. über den Jesaias ähnlich. Statt der Vorrede ist ein *Elenchus interpretum Iobi* (S. I—XI VI) gegeben. Die Ausleger sind unter folgende Rubriken geordnet: 1) *Iudaei* (13). 2) *Patres ecclesiastici* (2 Catenen, Ephrem Syrus, Hieronymus, Augustinus, Philippus Presbyter und Gregor Magnus). 3) *Commentar. virorum doctorum ecclesf. Romanae inde a Saec. XVI* (17). 4) *Versiones et Commentarii a Protestantibus editi* (69 von *Joh. Bugenhagen* 1526 bis Stuhlmann 1804). Die mit bibliographischer Genauigkeit gegebenen Notizen sind grösstentheils mit einem guten kritischen Urtheil begleitet. Die Schriften über einzelne Stellen werden an ihrem Orte angeführt. In den Scholien selbst scheint uns das Gesetz der Sparsamkeit sorgfältiger beobachtet zu seyn, als bey den Psalmen.

Hr. *St.* hatte zuerst seine Arbeit bloss für sich und eine kleine Anzahl von Freunden bestimmt; von letzteren aber liess er sich zum Druck bereden. Er besorgt, dass es zu viel gewagt scheinen möchte, einen so vielfältig bearbeiteten Schriftsteller aufs Neue zu erläutern. Seine Besorgniss ist ungegründet; er verdient vielmehr Dank für diesen schönen Beytrag zur biblischen Literatur und Aufmunterung, in diesem Fache weiter fortzufahren, wozu er auch Hoffnung macht. Die Vorrede trägt einige wahre Bemerkungen über die Ursache vor, warum wir, ungeachtet der löblichen Bestrebungen unserer Philologen, von den orientalischen Dichtern noch keine solche meisterhaften Copien aufzuweisen haben, wie die griechische und römische Literatur. „Der Übersetzer eines hebräischen Dichters hat es mit einer Sprache zu thun, deren Ellipsen für jede abendländische zu kühn, deren tropische Redensarten wörtlich übersetzt, oft unverständlich sind, mit einer Sprache, welche, ihrem Baue nach, einer dem Unkundigen fast unbegreiflichen, und dem Übersetzer unnachahmlichen Kürze des Ausdrucks fähig ist, indem sie nicht selten mit eben so viel Buchstaben ausreicht, als wir Wörter bedürfen, mit einer Sprache endlich, deren Wortbedeutungen manchmal nur aus dem Zusammenhange errathen werden können, und von deren Aussprache, Metrik und Versbau wir so gut wie gar nichts wissen. Alle diese Schwierigkeiten drücken einen Übersetzer des Hiob um so mehr, da dieses Werk unter allen Resten der hebräischen Literatur bey weitem das schwerste ist, und es leicht geschehen kann, dass unter den Grübeleyen, welche die Interpretation nothwendig macht, die Wärme der Empfindung verloren geht, ohne welche doch ein so gefühlvoller Dichter, wie dieser ist, nimmermehr glücklich kann übertragen werden."

(*Der Beschluss folgt.*)

Druckfehler. In No. 24. S. 185. Z. 1 v. u. l. *Menschlichkeit* st. Menschlichkeit; S. 186. Z. 7 v. o. l. *Lebendigkeit* st. Lebendigkeit; Z. 22 und 23. v. o. l. *ähnlicher Versehen ähnliche Folgen* st. ähnliches Versehen, ähnliche Folgen; S. 189 ist Z. 1. v. o. *unter den Deutschen, oder von Rudolf von Habsburg aus* Versehen des Setzers hieher gekommen, sie gehört zu der folgenden Spalte S. 190 ans Ende hinter die Worte: *der Humanität unter den Deutschen oder von Rudolf von Habsburg bis u. s. w.*; S. 189. Z. 4. v. u. l. *eben kein Recht* st. so eben kein Recht.

Num. 78.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 APRIL, 1807.

THEOLOGIE.

1) Leipzig, b. Barth: *Psalmi*, annotatione perpetua illustrati ab *Ern. Frid. Car. Rosenmüllero, etc.*

2) Ebendaselbst: *Jobus.* Latine vertit et annotatione perpetua illustravit *E. Fr. C. Rosenmüller etc.*

3) Hamburg, b. Perthes: *Hiob. Ein religiöses Gedicht.* Von *M. H. Stuhlmann u. s. w.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Auch in den folgenden Bemerkungen zeigt sich Hr. *St.* als einsichtsvollen und mit seinem Schriftsteller vertrauten Ausleger. Und wie der Plan, so ist auch die Ausführung. Die Übersetzung treu, kräftig, edel und fliesend. Sie ist, da sie auch von ungelehrten, aber gebildeten, Lesern gebraucht werden soll, mit kurzen Sachbemerkungen versehen und von den exegetisch-kritischen Bemerkungen, die kein Commentar, sondern blos Rechtfertigung der Ansichten des Vfs. seyn sollen, abgesondert worden. Wir werden über diese zuletzt noch reden. Jetzt haben wir unser Urtheil über die Übersetzung, die wir unter den vielen neueren für die gelungenste erklären, durch einige Proben zu rechtfertigen. Die ersten Verse aus dem merkwürdigen Eingang (K. 3), worin Hiob den Tag seiner Geburt verwünschet, hat Hr. *St.* so gegeben:

Verflucht der Tag, da ich geboren,
Die Nacht, in der man sprach: ein Sohn!
O welch ein Tag!
Er bleibe finster,
Gott in der Höhe such' ihn nie,
Nie glänz' ein Lichtstrahl über ihm,
Durch Finsterniss und Graun geschändet,
Von Wolken eingehüllt,
Entsetzlich durch des Himmels Trauer!
O welche Nacht!
Vernichtung nehme sie hinweg,
Dass sie des Jahres Tagen nimmer folge,
Die Zahl der Monden nimmer fülle!
Ja, öde sey sie, jene Nacht,
Kein Freudenlaut erschall' in ihr,
Verwünschet von den Zeichendeutern,
Und dreisten Krokodill-Beschwörern!
Verdunkelt werd' ihr Morgenstern,
Dass sie umsonst des Lichtes harre,
Des Morgenrothes Saum nicht sehe!
Weil sie den Mutterleib mir nicht verschloss,
Den Augen dieses Elend nicht verbarg.

Hr. *Rosenmüller* schliesst sich zwar dem Original genauer an; die Eleganz aber, welche nicht nur hier, sondern fast überall sichtbar ist, und zuweilen eine unangenehme Wirkung hervorbringt, ist weniger auf die Rechnung des geschickten Übersetzers als auf die Untauglichkeit der Sprache zu setzen, die sich ein fremdes Idiom ganz anzueignen, nicht Biegsamkeit genug besitzt.

Pereat dies, quo natus sum,
Et nox, quae marem conceptum esse dixit!
Dies ille sit caligo,
Non curet eum Deus desuper,
Nec adfulgeat ei lumen diurnum!
Eum foedent tenebrae et mortis umbra,
Ei nubes incubet,
Horrificent eum dirissima quaeque!
Noctem istam occupet caligo,
Ne gaudeat inter dies anni,
Nec in mensium numero veniat!
O sit nox illa solitaria,
Nec audiatur in ea ovatus!
Eam exsecrentur, qui dies detestantur exercitatissimi,
Tanquam Leviathanis excitatricem illam!
Obtenebrentur stellae caligine ejus,
Praestolata lucem non adsequatur,
Nec cernat aurorae lumina!
Quae uteri ostia non obseraverit,
Nec subtraxerit aerumnas oculis meis.

Rec. hat versucht, diese Stelle so wörtlich, und dem Rhythmus des Originals entsprechend, zu übersetzen, als es ihm nur immer möglich scheint:

Verderblich sey der Tag, da ich geboren,
Die Nacht, wo's hiess: empfangen ist ein Knabe.
Ja, dieser Tag, er bleibe dunkel;
Ihn suche Gott nicht aus der Höhe,
Und ihm erglänze nicht des Lichtes Strohm.
Es eigne Nacht und Todesschatten sich ihn an,
Es wohne finsteres Gewölke über ihm.
Es mach' ihn schrecklich, was den Tag nur kann verbittern.
Und diese Nacht, sie fasse Finsterniss;
Sie werde nicht vereinet mit des Jahres Tagen
Und komme nicht zur Zahl der Monden.
Seht diese Nacht, sie sey verwaiset!
Es dringe nicht ein Jubelton zu ihr.
Verwünschet sey sie von den Tag-Verfluchern,
Von denen, die verstehn, den Leviathan zu erwecken.
Verdunkelt sey'n die Sterne ihrer Dämmerung;
Sie harr' auf Licht, und keins sey da!
Sie sehe nicht der Morgenröthe Augenwimper.
Denn sie verschloss mir nicht des Mutterleibes Pforten,
Verbarg nicht solchen Jammer meinen Augen.

Vorzüglich gelungen ist Hn. *St.* die Rede des Eliphas (Kap. 4), wovon wir nur diese Probe geben, die wir mit der *Rosenmüller*schen Übersetzung, die, ebenfalls ihre Verdienste hat, zu vergleichen bitten:

Erlaubst du uns, ein Wörtchen zu versuchen?
Denn ganz zu schweigen, wer vermöchte das?
Sieh'! Andre hast du selbst belehrt,
Die schlaffen Hände stark gemacht,
Mit Trost dem Strauchelnden geholfen,
Die matten Kniee aufgerichtet.
Nun kommt's an Dich; du bist zu schwach?
Man rührt dich an — und du verzagst?

Kann Frömmigkeit nicht dein Vertrauen,
Nicht Unschuld deine Hoffnung seyn?
Sag an, wer kam unschuldig um?
Wann wurden Fromme je vertilgt?
So wie ich sah, wer Jammer pflügte,
Und Elend pflanzte, musst' es ärndten.
Eloah's Odem riss ihn weg,
Verzehrt von seines Zornes Hauch.
Der Löwe brüllt, der Schakal heult,
Der Tiger wetzt den Zahn vergebens;
Die Beute fehlt — da liegt der Fresser
Und irrend streift die Brut umher.
Auch scholl zu mir ein Geisterspruch;
Ein Lispeln drang er in mein Ohr.
Zur Phantasieenzeit der Nacht,
Als tiefer Schlaf auf Menschen lag,
Ergriff mich Furcht und Beben,
Und Schauer fuhr durch mein Gebein.
Und mir entgegen kommt der Geist —
All' meine Haare sträubten sich —
Und steht, unkenntlicher Gestalt,
Ein Schattenbild vor meinen Augen,
Und Todesschwingen!

Zuletzt stellen wir noch die schöne Beschreibung des Rosses (Kap. 39, 19—26) nach beiden Übersetzern zusammen.

Tune equo robur dedisti,
Collum ejus tonitru amicisti?
Tune, ut locustae instar saltaret, fecisti?
Terrori est magnificus ejus fremitus.
Cavat ungula campum,
Exsultans robore adversus arma prodit.
Ridet pavorem, non percellitur,
Nec cedit gladio,
Stridet super eum pharetra,
Flammans hasta et lancea.
Fervens frememque terram sorbet,
Nec se credit audire tubae sonitum.
Inter tubae clangorem ovat: euge!
Et eminus praelium fremitumque
Odoratur (odoratur) principum et clangorem.

Gabst du dem Kriegesrosse Muth,
Und schmücktest seinen Hals mit Schauer,
Und machst es springen, wie die Heuschreck'?
Sein prächtig Wiehern, wie erschütternd!
Es stampft den Boden, froh der Kraft;
Entgegen schreitet es den Waffen,
Und lacht der Furcht und zaget nimmer,
Und kehret nie vor Schwerdtern um,
Wenn über ihm der Köcher klirrt,
Wenn blitzen Speer und Lanze.
Mit Zorn und Toben fliegt's heran,
Und ruht nicht, die Trommete scholl
Trommetenschall! — Hui! ruft's darein,
Und wittert ferne schon die Schlacht,
Der Fürsten Zorn und Feldgeschrey.

Diese Proben werden hinreichen, um die Vorzüge beider Übersetzungen zu beweisen. Die lateinische wird dem Ausleger, die deutsche dem gebildeten aber ungelehrten Leser am meisten zusagen. Dagegen ist in den Anmerkungen ein anderes Verhaltniss. Die *Rosenmüller*schen Scholien sind, da sie auch das Bekannte mitnehmen, vorzüglich für den Anfänger berechnet, die *Stuhlmann*'schen Bemerkungen aber können bloss dem Gelehrten nützen. Wir heben aus beiden Einiges prüfend aus.

Bey Kap. 3 hatte Hr. *R.* ausser der Wörterklärung, zu schönen Sacherklärungen häufige Veranlassung, besonders bey V. 8 über die Verwünschung der Geburtsstunde, V. 14. 17 ff. Wir wunderten uns, dass ein in den orientalischen Classikern so belesener Schriftsteller die mit unserer Stelle so auffallend übereinstimmenden *Diras* des arabischen Dichters *Naser Dawud* nicht angeführt und verglichen hat. Ein Fragment daraus steht bekanntlich in *Abulfedae Annal. Muslem. Ed. Adler. T. IV. S.* 560—562. V. 5 nehmen beide Ausleger גאל in der Bedeutung: *contaminavit*, welche es in den von Hn. *R.* angeführten Stellen *Malach.* 1, 7 und *Thren.* 4, 14 allerdings hat. Nur möchten wir die Richtigkeit der Vergleichung von גאל mit dem chaldäischen געל in Zweifel ziehen. Wir glauben, dass die gewöhnliche Bedeutung: *vindicavit, rem jure sibi propriam fecit*, welche auch durch Symmachus, Theodotion und die LXX bestätiget wird, für diese Stelle passender sey. Ebendaselbst leitet Hr. *St.* כִּמְרִירֵי von כמר, nach dem syrischen: *doluit, tristis fuit* ab, und bemerkt dabey: „Die Begriffe von Trauer und Schwärze fliessen in allen Sprachen zusammen. Die Trauer oder Schwärze des Tageslichtes möchte wohl die Verfinsterung der Sonne bezeichnen. Die LXX lassen das Wort ganz aus. Der Syrer übersetzt: [illegible] und hatte vermuthlich in seinem Texte das כ nicht.“ Er hatte es bestimmt nicht, denn der ganze Satz heisst: [illegible] *exhorrescant eum amaritudines diei.* Der Syrer hat also das Wort nicht von כמר, sondern von מרר abgeleitet. Hr. *R.* macht hiebey die sehr richtige grammatische Erinnerung: „*quibus tamen explicationibus omnibus hoc obstat, quod in nomine* כמרירי *Caph pro littera radicali minus recte habetur, adeoque nomen ad* כמר *referri nullo modo potest. Nam ad analogiam nominum tertiam radicalem geminantium a* כמר *debuit esse* כַּמְרִיר *cum Patach sub prima, ut* חַכְלִילִ *Genes.* 49, 12. סַגְרִיר *Proverb.* 17, 15 שַׁפְרִיר *Jerem.* 43, 10. *Non dubium igitur, referendum esse ad* מָרַר *amarus fuit, unde* קֶטֶב מְרִירִי *Deut.* 32, 24, *ut Caph sit servile.*“ V. 6 hält Hr. *R.* יִחַדְּ = יִחַדְּ für die *forma apocopata* von יִחְדֶּה *rad.* חדה, *gavisus est*, wie *Exod.* 18, 9 und *Ps.* 21, 7. Sinn: *Ne gaudeat (nox) inter dies anni i. e. quod sit et habeatur inter dies anni. Sensum ei poetice tribuit.*“ Diese Prosopopöie ist nicht nothwendig, und man kann יִחַד (ohne Dagesch im Daleth) oder יֵחַד punctiren, wornach es dann mit Symmachus: μηδε συναφθειη, oder mit den LXX: μη ειη εις ημερας ενιαυτυ zu übersetzen wäre. Das zweyte Versglied spricht mehr für diese Erklarung.

V. 14 übersetzt Hr. *Stuhlmann*:

Mit Königen, mit Weltgebietern,
Auf ihre Schwerdter stolz.

Er nimmt חֶרֶב für *Schwerdter* und liest mit *Berg* הַבֹּגִים, *gloriantes*, statt הַבֹּנִים *aedificantes*, nach der LXX: οἱ εγαυριωντο επι ξιφεσιν. Dagegen zeigt Hr.

R. S. 96. ff., dass diese Berg'sche Vermuthung ganz unzulässig und gegen den hebräischen Sprachgenius sey, worin wir ihm vollkommen beystimmen. חרבות sind nicht *palatia regia* überhaupt, wie *Berg* und Hr. *St.* richtig erinnern, sondern *Ruinen*. So liegt ein sehr starker Sarkasmus in den Worten: *Sie bauen sich — Ruinen*, d. h. die von ihnen aufgebauten Paläste sind schon jetzt zu Trümmern bestimmt. Bey V. 22 hat Hr. *St.* die Anmerkung: „*Frohlocken an den Todtenhügeln.* Hier vermuthe ich einen Fehler im Text. Unser Dichter ist zu geistreich, um zu schreiben, wie folget: sie freuen sich mit Frohlocken, und sind vergnügt, wenn u. s. w. Statt גיל also גל Erd- und Steinhaufen, davon Grabhügel. Oder das chald. אל יגל, welches *Genes.* 31. 47 vorkommt. Leichter noch אל גלים; aber diese Conjectur ist gewagter. Man wähle." Wir widerlegen ihn mit Hn. *R.* Worten: „*Pro* גיל *Hufnagel post Hubigantium*, גל, *tumulus*, *conjecit reponendum, ut prius hemistichium ita sit vertendum: qui viso tumulo laetantur. Quae quidem conjectura unius codicis, et illis, quos Kennicottus inspexit, testimonio eatenus firmatur, quatenus in eo defective* גל *scriptum reperitur. Verum cum lectio recepta sensum satis opportunum reddat, neque phrasis:* שמח אל גיל *inusitata sit Ebraeis, ut ex Hoseae loco IX, 1 apparet, contra autem* גל *de tumulo sepulchrali nusquam occurrat, praestat in vulgari interpretatione acquiescere.*" Auf die *Eckermann'sche* Erklärung hat Hr. *R.* keine Rücksicht genommen. Kap. 39, 19 (nach dem hebräischen Texte) stimmen beide Erklärer darin überein, dass רעמה nicht durch *juba*, sondern durch *tonitru* zu übersetzen sey. Indem Hr. *St. Schauer* wählte, näherte er sich *Schultens*, der es durch *tremor* giebt und dabey an die zitternde Bewegung denkt, welche sich dem Halse des kampflustigen Rosses mittheile. Hr. *R.* bemerkt hiezu mit *Boullier's* Worten: *Si vocabulum ex communi usu per tonitru interpreteris, tropum habes splendidissimum, reique sic appositum, ut nihil supra. Si equum generosum et bellacem cogites, ardua cervice, crispante juba superbientem, simul, vibrantibus colli musculis, pugnam provocantem, atque eum hinnitu ignes navibus (naribus) efflantem; quis neget, aptissima figura collum ejus tonitru velut amictum repraesentari? Egregie illud ostendit Addisson in suo Guardian T. II. N. 86, ubi totam hanc equi descriptionem illustrat.*" Rec. glaubt, dass hier zu viel genommen werde und dass sich die Schicklichkeit der Metapher nicht retten lasse. Dass hier רעמה und V. 25 רעם gesetzt ist, könnte schon auf einen Unterschied aufmerksam machen, wie auch, dass dort erst eine Stimme des Rosses (האח) ausgedrückt ist. Aber wie unpassend ist es nicht, die Stimme dem צואר (*collum*) beyzulegen, und von der Donnerstimme das Wort לבש (*induere*) zu brauchen? Nicht zu gedenken, dass V. 20 נחר (*fremitus*), welches eben so majestätisch (הוד) als fürchterlich (אימה) sey, ausdrücklich angeführt ist. Hieraus ergiebt sich die Richtigkeit der Bedeutung von *juba*, wogegen sich selbst etymologisch nichts erinnern lässt, so bald man es durch *rauschende Mähne* (die Hauptbedeutung des Zeitworts רעם ist ja *commotus est, tremuit et fremuit*) übersetzt.

Mit diesem Wenigen müssen wir uns begnügen, obgleich beide Ausleger noch reichlichen Stoff sowohl zur Anführung neuer Ansichten als auch zu Gegenbemerkungen darböten. Bloss die Anzeige stehe noch hier, dass nach Hn. *St.* Gefühl der Abschnitt Kap. 41, 4—26 „ganz ausgestrichen zu werden verdient, weil er von unleidlichem Schwulste strotzt, und gar nicht im Geschmack unseres Dichters ist. Ist dieser Abschnitt unächt, so folgt alles ordentlich auf einander, und die ganze Versetzung, die noch nöthig ist, besteht darin, dass Kap. 40, 1—14 von ihrer Stelle weg und ans Ende gerückt werden." Die für diese Conjectur weiter beygebrachten Gründe haben Rec. bis jetzt noch keines Besseren belehret.

Wir haben noch etwas von der *historischen Einleitung* zu sagen, womit jeder Ausleger seine Arbeit ausgestattet hat. Hn. *R. Prolegomena* haben 7 Rubriken: *I. Jobi liber historiam contineat an fabulam?* So gut wie Homer's Gedichten und der alten Tragödie wahre Geschichte zur Grundlage diene, eben so gut und noch mehr sey diess beym Hiob anzunehmen; was aber in seinem Leben dem Dichter, was der Geschichte angehöre, sey nicht genau nachzuweisen. *II. Libri argumentum.* Mit dieser *poëmatis summa* steht in Verbindung die S. 37. 38 angehängte tabellarische *Jobeidos* συνοψις. *III. Scriptoris consilium operisque constitutio, oeconomia et indoles.* Grösstentheils nach *Herder*, *Ilgen* und *Bellermann*; doch nicht ganz befriedigend. *IV. Ad quodnam carminum genus hoc poëma sit referendum?* In gewisser Hinsicht zwar ein *Drama*, aber doch kein „*justum drama*;" eben so wenig ein eigentliches *Epos*. Hiob constituirt eine eigene Gattung des Gedichts. *V. Fabulae Scena.* Das Land *Uz* ist weder ein Theil von *Idumäa*, noch das damascenische Thal غوطة (*Gutha*), sondern (wie schon *Spanhem.* in s. Histor. Jobi c. 4. S. 10 ff. annahm) der mitternächtliche Theil von Arabien, der an den Euphrat und an Mesopotamien grenzt. *VI. Ad quodnam tempus sint referenda, quae hoc libro enarrantur?* Am wahrscheinlichsten in den Zeitraum zwischen *Genesis* und *Exodus* (vgl. *Spanhem.* Hist. Jobi c. 9. S. 184 ff.). *VII. A quonam et quando scriptus sit Jobi liber?* Der Vf. ist kein Ausländer, sondern ein *Hebräer*, und sein Werk *hebräisches Original*. Die charakteristischen Merkmale hievon sind S. 31—36 gut angegeben. Über die Zeit der Abfassung heisst es S. 36: „*Nostrum poema si vel ipsa Salomonis aetate, vel proximis, quae illam insecuta sint, temporibus, scriptum statuamus, non verendum nobis fuerit, ne longius a veritate aberremus.*"

Hr. *Stuhlmann* geht in seiner gut geschriebenen Einleitung mehr kritisch zu Werke. Ihm ist es hauptsächlich um den Beweis zu thun, dass das Werk aus 3 ganz verschiedenen Theilen, aus verschiedenen Zeitaltern und von verschiedenen Verfassern herrühre. Seine Untersuchung ist in der Hauptsache nichts Neues,

aber sie enthält eigenthümliche Ansichten und ist mit Geistesfreyheit und Geschick geführt. Sie geht darauf hinaus: 1) das Hauptwerk Kap. 3—31 und Kap. 38—42, 6. — Sein Colorit ist so, dass es kein Hebräer von der Mosaischen Constitution geschrieben haben kann. Der Vf. hält, nach S. 54, die Gründe derer, nach welchen Hiob noch eher geschrieben ist, als Moses die Israeliten aus Ägypten wegführte, für äusserst gewichtvoll und überzeugend. 2) Der *Prolog* und *Epilog* verrathen weder einen ägyptischen noch arabischen Verfasser, und es ist kein Grund vorhanden, ihn ausser Palästina zu suchen. Die Angelologie darin ist ein Beweis, dass diese Zusätze nicht vor dem Exil geschrieben seyn können. Das Urtheil über Genie und Einsicht des Verfassers lautet S. 59 ff., wie uns scheint, etwas zu ungünstig. 3) *Die Reden Elihu's*. Der Verfasser des Prologs kannte sie gewiss nicht, sonst würde er die Person Elihu's nicht unerwähnt gelassen haben. Hieraus folgt entweder, dass diese Reden noch jüngeren Ursprungs sind, als der Prolog, oder auch, wenn sie bereits existirten, dass sie nicht in allen Exemplaren des Hiob, namentlich nicht in dem Exemplare, dessen sich der Verfasser des Vorberichts bediente, vorhanden waren. Hr. *St.* sucht aus der innern Beschaffenheit dieser Reden, welche den unglücklichen Nachahmer charakterisiren, die spätere Abfassung („geraume Zeit nach dem Exil" S. 65) wahrscheinlich zu machen. Gegen die gewöhnliche Benennung *Theodicee* eifert Hr. *St.* S. 13 und 14, und meint: „man könnte das Werk eher eine *Satyre auf die Theodiceen*, als selbst eine Theodicee nennen." Die darauf folgende Bemerkung verdient die aufmerksame Prüfung des Schriftforschers: „Gleichwohl scheint diese Ansicht des Buchs (als Theodicee) uralt, und hat zu der Abfassung der Reden Elihu's, die meines Bedünkens, ein unschicklicher Zusatz zum Hiob sind, vermuthlich die erste Veranlassung gegeben. In neueren Zeiten hat eben diese Ansicht einige Ausleger verleitet, gerade in jenen Reden Elihu's den Schlüssel zum ganzen Gedichte zu suchen, welches, vorausgesetzt, dass der Dichter uns eine poetische Theodicee habe geben wollen, auch ganz consequent ist, da Elihu, so wenig gründlich auch sein Raisonnement ist, immer noch mehr zur Rechtfertigung Gottes sagt, als die übrigen drey Wortkämpfer. Indessen verliert das ganze Gedicht seine Haltung, und gerade der Theil desselben, auf welchen der Dichter den grössten Fleiss gewendet hat, die Reden Jehovah's, stehen fast überflüssig und zwecklos da, wenn in den Reden Elihu's der Knoten bereits gelöst seyn sollte."

Das Äussere beider Commentare ist anständig, sowohl in Rücksicht auf Druck als Papier. Auffallend war es uns, bey Hn. *St.* immer *Michälis* statt *Michaelis* zu finden.

N.

KURZE ANZEIGEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. 1) *Leipzig*, b. Steinacker: *Unterhaltungen mit Personen, welche in den höheren Jahren des Lebens stehen oder dieselben erreichen dürften.* Ein Beytrag zur Belehrung, Beruhigung, Aufheiterung und Glückseligkeit im Greisenalter; auch zur zweckmässigen Vorbereitung auf dasselbe, von *Friedr. Erdm. Aug. Heydenreich*, Pastor, Senior und Consist. Assessor zu Merseburg. Mit 1 Kupf. 1806. 258 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 Gr.)

2) *Giessen*, b. Tasché u. Müller: *Betrachtungen am Tage der Konfirmation (Confirmation)* von *Carl Christian Palmer*, Professor der Theologie und Frühprediger an der Stadtkirche zu Giessen. 1806. VIII und 120 S. gr. 8. (8 Gr.)

3) *Erfurt*, b. Knick: *Vertrauen auf Gott im Geist der Wahrheit, Liebe und Anbetung.* Ein Gebetbuch für katholische Christen. 1806. 118 S. 8. (6 Gr.)

Die Vf. von No. 1 und 2 sprechen beide aus einem von Religion erwärmten Herzen, dieser zu Greisen, jener zu Katechumenen. Ihre Ansprachen werden hoffentlich nicht ohne Segen bleiben. Hr. *Heydenreich* beabsichtiget ausser der Erbauung auch noch Belehrung, indem er wünscht, dass man seine Schrift als „einen, wenn auch nur unvollkommenen, *Beytrag zur speciellen Seelenlehre*," betrachten möge. Nach Rec. Urtheil ist die erste Absicht besser erreicht worden als die letzte, weil die Betrachtungen über den psychologischen und physiologischen Zustand der Alten nicht eingreifend genug sind. Die *Betrachtungen* No. 2 sind Reden, die Hr. *P.* unmittelbar vor der Confirmationshandlung selbst hielt, und die ganz dazu geschickt sind, tugendhafte Gesinnungen und religiöse Gefühle zu erwecken. Auffallend war dem Rec. der häufige Gebrauch der Interjection O! Man vrgl. S. 3, 53, 55, 56 u. a. Das *Vertrauen auf Gott* (No. 3) ist der Ausfluss eines ächtreligiösen Herzens, das man ehrt, wenn auch das Hyper-Pathos der Empfindungen und das Schwülstige des Ausdrucks hin und wieder Missfallen erregen sollte. Das Morgengebet S. 1. fängt sich so an: „Schöpfer der Welten, allmächtiger Gott, himmlischer Vater! der du aus dem Nichts den herrlichen Bau der Welten erwecktest, der du Sonnen und tausend und abermal tausend Sterne, Welten, Planeten und Monden aus dem Firmamente riefst, wie die Blumen am Frühling aus den Keimen, der du auch mich aus dem Nichts der Verwesung (?) zu meinem Glück hervorriefst du erwecktest mich auch an diesem Morgen zu deiner Ehre und meinem Heil!" Ähnliche Flecken finden sich öfters. Dennoch verdient dieses Gebetbuch vor vielen anderen eine rühmliche Auszeichnung und wir wünschen ihm ein recht grosses Publicum.

—st—

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Königsberg*, b. Nicolovius: *D. Wilhelm Crichton's nachgelassene Schriften.* 1806. XVI und 224 S. 8. (1 Thlr.) Der am 18 April 1805. in Königsberg im 73 Lebensjahre verstorbene königl. preuss. Hofprediger *Crichton* ist durch mancherley theologische Schriften, worunter die Abhandlungen *über den Abfall des Kaisers Julian* und *vom menschlichen Glauben* leicht die vorzüglichsten seyn dürften, dem Publicum bekannt geworden. Auch der gegenwärtige literarische Nachlass, dessen grösste Hälfte aus alphabetisch geordneten *Fragmenten in stillen Abendunterhaltungen von einem Gott, Wahrheit und Tugend liebenden Geschäftsmanne* S. 57—224 besteht, zeigt einen Vf., der viele Lebenserfahrungen gemacht und über Menschenleben und Literatur reiflich nachgedacht hat. Der Vf. hatte, wie man aus mehreren Stellen, besonders S. 58 ersieht, diese vermischten Gedanken selbst zum Druck bestimmt und er urtheilt darüber mit einer Bescheidenheit, die der Kritik die höchste Schonung zur Pflicht macht. Indess darf sie, so gern sie auch das Wahre und Gute vieler Bemerkungen anerkennt, auch nicht verschweigen, dass darunter manches Triviale vorkommt, was füglicher ungedruckt bleiben konnte. Beyspiele davon bieten sich überall dar. Wir heben nur einige aus. S. 209: „*Verdienst:* der Zufall kann nie Verdienst seyn." S. 198: „In O... hat man fünf Oberhofküster, in der Residenzstadt keinen." S. 224: „Der zum Ritter gemachte *Zimmermann* mag viel gesündiget haben; aber gestraft ist er genug. Soll er ganz gebessert werden, so muss er eine ganz neue Seele bekommen, welches wohl zu wünschen, aber schwer zu ho n ist." S. 182: „Hans ist lange im Schulzimmer, aber nicht in der Schule gewesen" u. s. w. Den Eingang der gegenwärtigen Schrift macht *Crichton's Selbstbiographie*, bescheiden und einfach ohne merkwürdige Ereignisse. Angehängt sind noch ein paar Worte zum Lobe des gelehrten Frankfurter Professors *Jablonski* in lateinischer Sprache S. 41. 42. so wie einige Stellen aus der vom Hofprediger, Hn. *Abegg*, auf den Vf. gehaltenen Gedächtnisspredigt. S. 48 ff. Als Herausgeber dieses Nachlasses hat sich der Prediger Hr. *Wannowski* zu Königsberg, der vieljährige Freund und Vertraute des Verewigten, dem dieser auch die Herausgabe seiner Schriften aufgetragen hatte, unterzeichnet. Von ihm rührt auch der Nachtrag zu *Crichton's Leben* S. 44—47 her, welcher uns die letzten Lebensumstände des wackern Mannes kurz und liebevoll berichtet. Den Ausdruck „hinfolglich" S. 44 halten wir für einen Druckfehler.

—B—

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 APRIL, 1807.

JURISPRUDENZ.

Giessen, b. Tasché und Müller: *Pandectencompendium* oder *Lehrbuch des Civilrechts* von *Gottlieb Hufeland*, Justizrath und Prof. des Rechts zu Landshut. Erstes Heft. Einleitung und allgemeiner Theil. 1807. 94 S. 8.

Über den wissenschaftlichen Werth des Buchs, seiner ganzen Anlage nach, verspart Rec. sein Urtheil, bis die übrigen Hefte erschienen sind; eine vorläufige eigene Würdigung aber wird dem Publicum nachstehende Charakteristik nebst einer Anzeige der Hauptrubriken und einigen Bemerkungen über das Detail erleichtern.

Es scheint, der Vf. gehe von der Idee aus, die ganze Civil-Jurisprudenz begreife die Vorzüge in sich, bey denen die Unterthanen geschützt werden; man verstehe nun hierunter das eigentliche Recht, d. h. das moralische Vermögen zu zwingen (§. 75), oder die Verhältnisse der Sachen als Gegenstände des Rechts (§. 85), oder endlich die Begünstigungen durch die gesetzgebende Gewalt (§. 88 sqq.). In diesem Geiste kommt 1) dem Vf. es darauf an, indem er „das heutige gemeine deutsche (in Deutschland geltende) Civilrecht im weiteren Sinne" zu beschreiben gedenkt (§. 3), „einen Inbegriff *der Rechte* der Privatpersonen, bey denen sie bloss als Staatsbürger angesehen werden" zu geben. Nach jener Tendenz zeichnet sich 2) der Vf. seinen Plan und die Hauptglieder seines Systems im §. 4 so vor: „das Civilrecht im weiteren Sinne zerfällt in Civilrecht im engeren Sinne, das Regierungs-Privatrecht und das Processrecht." 3) Jener Geist, indem er um die einzelnen Rechte Rechtsätze, aus der römischen — oder einer anderen Legislation entlehnt, stellen will, sucht besonders diejenigen Sätze aus, welche die Deutlichkeit des Rechts vermehren, oder am öftersten zur Anwendung kommen. Und begreiflich ist es hiebey, dass 4) die einzelnen positiven Grundsätze nicht mit den Worten des Rechtsbuchs, sondern, nach der Ansicht des Vfs. oder anderer Commentatoren bearbeitet, in deutscher Sprache dargestellt werden. — Übrigens hat das Ganze die Form von Aphorismen, welchen in Corollarien und Noten Gesetz- und Literatur-Citate, so wie zuweilen Winke für den mündlichen Vortrag, untergelegt sind.

Die *Einleitung* eröffnet ein *erster Abschnitt* mit *Vorerinnerungen über die Wissenschaft des heutigen gemeinen Civilrechts. I. Begriff des heutigen gemeinen Civilrechts.* Bey diesem schon oben mitgetheilten Begriff ist es dem Rec. nicht deutlich, wie mit dieser Definition die Entfernung des Lehnrechts (§. 6. cor. 2), das doch auch Privatverhältnisse betrifft und in jener Hinsicht mit Emphyteutrecht, Pachtrecht u. s. w. unter Einer Kategorie steht, vereinigt werde. *II. Quellen des heutigen gemeinen Civilrechts.* Dass wir nach §. 8. c. 5. n. 3 die unter den Glossatoren gangbare Exegese der Novellen, namentlich die *versio vulgata*, dem griechischen Text vorziehen müssten, kann Rec. nicht für die Meinung bey der Reception halten; dagegen würde er zu den von gesetzlicher Kraft entblössten Theilen des *corporis juris rom.* die Überschriften der Novellen, als eine blosse Privatarbeit, zählen. Den Nutzen dieser Bemerkung belegt die *Nov. 18. c. 1*, wo die Vermehrung des Pflichttheils nicht durch die Überschrift auf den Pflichttheil der Kinder beschränkt werden kann. Und wer wundert sich nicht, unter der Rubrik von Quellen des Civilrechts §. 10 manche, auf das öffentliche Verhältniss sich beziehende, Normen, z. B. die goldene Bulle, die Wahlcapitulation, die Halsgerichtsordnung, den Religionsfrieden, den westphälischen Frieden zu finden? Mit gleichem Grund hätte der Vf. auch den lüneviller Frieden von 1801 und den Kirch-Deputations-Hauptschluss von 1803 hieherziehen können. *III. Literatur des heutigen gemeinen Civilrechts.* Unter den compendiarischen Abhandlungen des Civilrechts nach einer anderen als der Titel-Ordnung würde auch das, in systematischer Hinsicht interessante, mehrmals aufgelegte, Handbuch des römischen Privatrechts von *Schmalz* in Halle zu erwähnen gewesen seyn. *Zweyter Abschnitt. Allgemeine Grundsätze des gemeinen Rechts über die Bearbeitung der Rechtsquellen zur Ableitung der Rechtslehren. I. Rechtsquellen überhaupt, deren Erfodernisse und Arten.* Der §. 14 lautet: „Neben den gemeinen oder particularen Gesetzen im engeren Sinne und gegen sie gelten gesetzliche Bestimmungen der Privat-Willkühr entweder von einzelnen oder von mehreren Privatpersonen oder auch von Gesellschaften." Dawider sind dem Rec. fast so viele Bedenklichkeiten aufgestossen, als Zeilen sich hier finden. 1) Neue Rechtsquellen durften in diesem Abschnitt, welcher bloss die Bearbeitung der Rechtsquellen betreffen soll, nicht aufgeführt werden; 2) Testamente und Verträge sind, gleich dem übrigen Leben und Weben der Menschen, den Gesetzen zu sub- aber nicht zu coordiniren; 3) dass Verträge und Testamente gegen Gesetze gelten, ist nicht völlig wahr, die Verfügungen über ihre eigene Zulässigkeit können sie nicht abändern. Dass 4)

die Partikel *oder* das erstemal in *und*, und das letztemal in *namentlich* richtiger umgeändert seyn würde, übergeht Rec. *II. Verbindende Kraft der Gesetze.* Wenn im §. 23 gesagt wird: „alle Gesetze haben keine Gültigkeit — die gegen die unveränderliche Natur des Rechts überhaupt verstoßen," so wird dadurch ein Räsonnement aufgeweckt, das in die Gerichtsstube nicht eingelassen wird. Auch gänzliche Zwecklosigkeit der Gesetze steht nicht, wie der §. 24 behauptet, ihrer Gültigkeit entgegen. *III. Ableitung der Rechtssätze aus den Quellen.* Die grammatische und logische Auslegung erhalten §. 38. 41 ihre Begriffe aus den Hülfsmitteln dabey; §. 34 versteht sich von selbst; §. 35 ist ohne Grund, wenn anders der Wille des Gesetzgebers zur Richtschnur dienen soll; §. 36 übersieht die qualitative Auslegung des, sonst fleissig benutzten, *Zachariä;* aus §. 37 erfährt man nicht, was *interpretatio stricta* sey, und insoweit er die ausdehnende logische Auslegung betrifft, widerspricht ihm der §. 50. Nach §. 40 steht die logische Auslegung der grammatischen nach, Rec. setzt hinzu, in Ansehung der Zeitfolge, nicht des Gewichts. *IV. Vorzug einer Rechtsquelle vor der anderen in der Anwendung.* Sie fängt mit dem Naturrecht an, und beschliesst mit den *extravagantibus communibus. V. Folgen und Producte aus den Rechtsquellen.* Die Definition von Billigkeit (§. 70), dass sie die „Einschränkung vollkommener Rechte durch unvollkommene Verbindlichkeiten" sey, scheint Rec. zu ausgedehnt zu seyn, und er würde sie lieber auf die Gleichheit gegenseitiger Aufopferungen beschränken. *VI. Bildung der Wissenschaft des gemeinen Rechts.*

Allgemeiner Theil. 1 Hauptstück. Privatrecht überhaupt. I. Gegenstände der Privatrechte. „Der nächste (eigentliche Gegenstand jedes Rechts, wie jeder Verbindlichkeit, sind Handlungen; — entferntere Gegenstände sind Personen und Sachen." (§. 76. 77.) *II. Privatrecht an sich.* — In den Corollarien des §. 86 steht eine Widerlegung des bisherigen Gebrauchs der *Abtheilung in jus personarum, rerum et actionum* nach ihren verschiedenen Ansichten. Rec. tritt hier ganz auf die Seite des vorurtheilsfreyen Vfs. Soll jene Distinction noch ferner die Spitze des Instruments seyn, mittelst dessen die in einander gelaufenen Elemente des Mein und Dein der Privatpersonen in ihre Ordnung zurück geführt werden? Das heisse vor dem Feind eine Armee lassen, die keine Officiere hat. Mögen die auf Rechte sich beziehenden Bestimmungen noch so philosophisch nach Personen-Sachen- oder Actionen-Recht classificirt seyn, fehlen Sätze, welche sie gehörig zur Thätigkeit rufen: so sind sie eine unbehülfliche Masse. Freylich ersetzte diesen Mangel ein Jeder, so oft er ihn merkte, selbst durch einen *sens commun:* allein diess war auch nur ein, einer Jurisprudenz, worin Wildniss herrscht, ziemender Nothbehelf; und die Pflicht der Wissenschaft ist es eben, jenen *sens commun* zur Deutlichkeit zu erheben und in Regeln einzukleiden. *Zweytes Hauptstück Veränderungen der Privatrechte. I. Veränderungen an sich. II. Gründe der Rechtsveränderungen.* a) *Allgemeine Übersicht.* b) *Handlungen der Willkühr.* 1 *Abtheilung. Allgemeine Bestimmungen.* a) *Ursachen derselben.* Namentlich auch Gewalt, Furcht, Betrug. b) *Mittel, die inneren Handlungen zu äussern.* Der hier aufgeführte Eyd ist selbst eine innere Handlung und nicht ein Mittel, eine andere zu äussern. *Zweyte Abtheilung. Willenserklärungen.* a) *Allgemeine Bestimmungen.* Fünf Kapitel werden hier folgendermassen rubricirt: *wer kann durch eine Willenserklärung Rechte abändern? Bestimmungen der Willenserklärung. Verstärkung der Willenserklärung, besonders durch einen Eyd. Auslegung der Willenserklärung. Obrigkeitliche Genehmigung.* b) *Arten der Willenserklärung.* Sie sind nach 5 Kapiteln: *Einwilligung, Genehmigung, Entsagung, Übertragung, Vorbehalt,* oder „die Erklärung, dass man sein Recht (nicht) aufgeben wolle." 3 *Abtheilung. Willkührliche Handlungen,* namentlich *Unkunde der Rechte und der Thatsachen.* Den Handlungen der Willkühr stehen gegenüber im 3 *Abschnitt, Thatsachen, die an sich von der Willkühr unabhängig sind.* Es sind 12 Abtheilungen, welche in dieser Rubrik sich finden, und überschrieben sind: *Einleitung, Zufall, Tod, Zeit, Anwesenheit und Abwesenheit, Besitz, Verjährung, Bereicherung mit eines Anderen Sache, Stand, Verwandtschaft, Familie, Zusammenkommen mehrerer Rechte und Verbindlichkeiten.* Im §. 190, welcher die Definition von Besitz giebt, um bey dieser Lehre etwas stehen zu bleiben, liegen schon die Bemerkungen des §. 191 über seinen nichtrechtlichen Charakter und die Möglichkeit seiner Bedeutenheit in einer Legislation, ferner die Folgerungen der §. 196. 197. 198 über die mögliche Mannichfaltigkeit des Gegenstandes des Besitzes, so wie die des §. 199 über die Personen, wobey er sich denken lasse, und die Folgerungen der §. 213 — 217. 219. 220 über den Verlust des Besitzes. Dagegen fehlen die, gegen den Begriff des Besitzes so sehr anstossenden, daher merkwürdigen Verfügungen, dass man sich über das Erfordernis des *animi possidendi* zuweilen für den Anfang des Besitzes eines Kindes und stets für die Fortdauer des Besites eines Wahnsinnigen hinauszusetzen habe. 4 *Unterabschnitt. Wiederherstellung von Rechten.*

MARBURG, in der neuen akademischen Buchhandlung: *Grundsätze des Criminalprocesses* von Dr. *Anton Bauer,* Prof. der Rechte und Beysitzer der Juristenfacultät zu Marburg. 1805. XXXVI und 426 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Die Klarheit und Bestimmtheit des Vortrages zeichnet dieses Werk eben so sehr aus, als die vorurtheilsfreye und treffende Darstellung der Grundsätze, wobey es an neuen Ansichten und eigenen, mit eben so bündigen als eingreifenden Gründen unterstützten Bemerkungen nicht fehlt. Bey der Anordnung der Materien scheint der Vf. *Tittmann's* Grundlinien der Strafrechtswisse[illegible] habt zu haben, er hat aber manche Verbesserung angebracht, und verschiedenen Gegenständen, z. B. der Lehre von den

Anzeigen, neue Stellungen und Richtungen gegeben, die dem Charakter derselben entsprechend sind. Die Abhandlung selbst ist kurz und ganz für den Zweck eines Lehrbuches geeignet, auch mit zweckmäſsiger Anführung der Literatur versehen. Indessen hat der Vf. doch über dem Bestreben, die nöthige Kürze zu beobachten, der Vollständigkeit mehreres vergeben. Obgleich ein Lehrbuch nicht Ausführlichkeit haben darf, so muſs es doch Vollständigkeit besitzen, d. h. über jede wichtige Frage Aufschluſs geben, und Gründe dafür, ohne weitläuftige Herleitungen und Entwickelungen, enthalten. In dieser Beziehung sollen die folgenden Bemerkungen vorzüglich gemacht werden: denn über andere Gegenstände hat Rec. nur wenige Gegenerinnerungen zu machen, so wie er auch in Rücksicht der Schreibart, die sonst rein und gut ist, nur so viel zu bemerken hat, daſs sich einige Ausdrücke eingeschlichen haben, welche wohl hätten vermieden werden können, z. B. *adhibiren, cessiren, Incarceration, Erbringung des Beweises*, u. drgl. m.

Im Allgemeinen hat Rec. hie und da die Angabe einzelner Beyspiele vermiſst, welche gewisse Grundsätze, die sich durch Beschreibung nicht ganz vollkommen deutlich machen lassen, erläutert haben würden. So gleich im 3 §, wo der sonst richtigen Bestimmung des Wesentlichen und Auſserwesentlichen des Criminalprocesses, die Angabe einiger Beyspiele abgeht. Was der Vf. im 24 u. f. §§. von der Strafgewalt sagt, scheint dem Rec. so wenig zur Sache zu gehören, als die Systeme des Civilprocesses Aufstellung der Grundsätze von der Civilgesetzgebung erfordern. Im 23 §. hätten die Grundsätze des Gerichtsbrauches über die sogenannten peinlichen Strafen vollständiger angegeben werden sollen. Daher scheint es auch, als ob der Vf. nicht zeitige Freyheitsberaubung und Geldstrafe, sondern nur ewiges Gefängniſs und allgemeine Gütereinziehung zu den peinlichen Strafen zähle. Nach §. 39 wird das Recht, Zuchthäuser anzulegen, als Ausfluſs der Policeygewalt vorgestellt, allein dieſs scheint zu unbestimmt, da auch niedere Gerichte die Policeygewalt ausüben. Im 73 §. vermiſst man Regeln für den Richter zur Bestimmung der Frage, in welchen Fällen er nicht von Amts wegen verfahren dürfe. Die Generalinquisition beschreibt der Vf. §. 76 als denjenigen Theil der Untersuchung, worin der Richter die Gründe für das Daseyn des Verbrechens überhaupt und des Verdachts gegen eine bestimmte Person, als Thäter, aufsucht und sammelt, um dadurch eine genauere Erforschung der Wahrheit zu begründen und vorzubereiten; die Specialinquisition nennt er im 77 §. denjenigen Theil der Untersuchung, worin der Richter vollen Beweis der Unschuld oder Schuld und aller, den Grad der Strafbarkeit bestimmenden, Thatsachen zu ergründen sucht. Rec. würde die ihm vorgeschriebenen Grenzen überschreiten, wenn er sich gegen diese Begriffsbestimmungen weitläuftig auslassen wollte. Er bemerkt daher nur so viel, daſs sich die Handlungen des Richters und ihre Wirkungen unmöglich so sondern lassen, wie sie hier den verschiedenen Arten des Untersuchungsprocesses zugeschrieben worden sind. Der Richter muſs handeln, wie es die Sache mit sich bringt, kann also, wenn es gerade die Gelegenheit giebt, keine Handlung unterlassen, welche auf den vollen Beweis der Schuld oder Unschuld und Bestimmung der Strafbarkeit abzweckt, weil er noch nicht zu der Specialinquisition gekommen ist: es lassen sich ja auch die Wirkungen des richterlichen Verfahrens nicht nach Willkühr bestimmen, und so kann der Beweis ohne Zuthun des Richters aus den zusammentreffenden Umständen, ohne Rücksicht auf Specialinquisition, hervorgehen. Im 85 §. hätte der Vf. die Fälle der Verbindlichkeit zur Anzeige der Verbrechen genauer angeben sollen. Eben so ist die Lehre von der Beweiskraft des Denuncianten als Zeugen im 86 §. nicht erschöpfend, auch in der Folge (§. 148—150) wird davon nichts nachgeholt. Die Erörterung des Thatbestandes soll sich nach §. 92 auf die drey Fragen beziehen: Ist wirklich ein Verbrechen begangen worden? zu welcher Art von Verbrechen gehört es? und unter welchen besonderen Umständen ist es begangen worden? Da aber die Umstände das Wesen bestimmen, z. B. der böse Vorsatz bey einer Tödtung, das Wesen des Mordes, so scheint die zweyte und dritte Frage auf Eins hinaus zu laufen. Bey dem 94—96 §. hätten die Gegenstände der medicinischen Untersuchung nach Verschiedenheit der Verbrechen genauer angegeben werden sollen. Auch sind die schwierigen Fälle, z. B. wenn getödtete Personen schon begraben gewesen sind, u. drgl., so wie einige dahin einschlagende Fragen, z. B. ob die Besichtigung in allen Fällen nöthig sey u. s. w. zu kurz abgehandelt. Fragen, wie z. B. ob Ärzte fremder Religionsparteyen zur Section zugezogen werden können, welche Wirkung das Leugnen des Verbrechers gegen die Äuſserungen der Kunstverständigen habe u. s. w. sind hiebey ganz übergangen worden. Im 98 §. ist über die Veranstaltung einer Hausſuchung auf Verlangen einer Privatperson, was so oft zu Injurienprocessen Veranlassung giebt, nichts gesagt. Bey dem 106 und 107 §. hätte noch bemerkt werden können, wie es mit der Aufbehaltung der Gefangenen an Orten gehalten werde, wo keine Gefängnisse sind. Die Behauptung, daſs bey der Beschlagnehmung des Vermögens eines Verbrechers die nächsten Erben zugezogen werden müssen §. 124, ist zu allgemein gestellt, da dieſs nicht allemal nothwendig ist. Bey der Lehre von dem summarischen Verhöre §. 121 und 122 hätten die Fragen: ob es zu allen Zeiten, z. B. auch wenn der Verbrecher auf der That ertappt worden ist, geschehen müsse, ob es nöthig sey, dasselbe mehrmals zu wiederholen, wie gegen Halsstarrige und boshafte Verbrecher zu verfahren sey, was der Richter bey der Vernehmung tauber und stummer Personen zu beobachten habe u. s. w. erörtert werden sollen. Was im 125 §. über den Schluſs der Generalinquisition gesagt ist, bezieht sich mehr auf den Schluſs der Untersuchung überhaupt. Bey der Lehre vom Beweise §. 138 u. f. fehlt die Bestimmung des Verhältnisses desselben zu dem Geständnisse. Überhaupt ist die Lehre vom Beweise und besonders in Beziehung auf die Frage, wann zu einem verdammenden Urtheile hinreichender Beweis vorhanden sey, zu kurz behandelt. Inwiefern dieser Vorwurf gegründet sey, zeigt der Inhalt der Werke von *Stübel* über

den Thatbestand der Verbrechen, Wittenberg 1805 und von *Globig*, Versuch einer Theorie der Wahrscheinlichkeit. Regensburg 1806. In dem 146 §. hätte noch von der Beweiskraft des Geständnisses, im Fall der Thatbestand nicht erörtert worden und von der Beziehung desselben auf bürgerliche Sachen, gesprochen werden sollen. Bey der Bestimmung der Verbindlichkeit zum Zeugnisse, ist das Verfahren unbestimmt geblieben, wenn der aufgefoderte Zeuge gar keine Wissenschaft von der Sache zu haben behauptet, und doch Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, dass er die nöthige Kenntniss davon besitze. Im 149 §. steht nichts von der Zeugensfähigkeit fremder Religionsverwandten; auch ist hier die Frage, wann der Charakter einen Zeugen verdächtig mache, unberührt geblieben. Über captiöse und Suggestiv-Fragen ist im 179—181 §. zu kurz hingegangen. Bey dem 187 §. hätte etwas davon gesagt werden sollen, dass bey der Requisition eines ausländischen Gerichtes das Verfahren demselben nach den Landesgesetzen des Richters von dem die Requisition herrührt, angegeben werden müsse, sobald das Strafgesetz von der Form der gerichtlichen Handlung mit abhängt, welche der requirirte Richter unternehmen soll. Nach §. 188 soll die Vereydung der Zeugen in Gegenwart der Inquisiten oder seines Defensors geschehen müssen, was doch nicht der Fall ist. Bey der Lehre von der Gegenstellung im 200 u. f. §. sind die Fragen unerörtert geblieben: ob die Gegenstellung unter Ältern und Kindern Statt finde, und vor welchem Richter sie gehöre, wenn die einander entgegen zu stellenden Personen einen verschiedenen Gerichtsstand haben, u. s. w. Im 231 §. hätte bestimmt werden sollen, in welchen Fällen der Richter die Acten nicht zu verschicken brauche, sondern das Urtheil selbst sprechen könne. Bey dem 234 §. wo *Sonnenfels* über die Stimmenmehrheit bey Criminalurtheilen, angeführt ist, hätte billig wenigstens die Schrift von *Hannemann*, Sendschreiben, veranlasst durch die Abhandlung über die Stimmenmehrheit bey Criminal-Urtheilen. Wien 1801, mit erwähnt werden sollen, im Fall der Vf. auch ja nicht die über denselben Gegenstand gelieferten Schriften des Grafen von *Windisch-Grätz* und von *Griesinger* berücksichtigen wollte. Übrigens ist die Behauptung von der Nothwendigkeit der Stimmeneinheit bey Criminal-Urtheilen, nicht, wie der Verfasser glaubt, eine neue Lehre von *v. Sonnenfels*, wie die Schrift von *Condorcet*, *d'Essai sur l'application de l'analyse à la probabilité des décisions rendues à la pluralité des voix, à Paris* 1785 beweist. Bey dem 240 §. fehlen Beyspiele der Nichtigkeit, und §. 241 und 242 in der Lehre von den Rechtsmitteln gegen Criminal-Urtheile, hätten mehrere, nicht selten vorkommende Fälle, berücksichtigt werden sollen, z. B. was es für einen Einfluss habe, wenn bey mehreren Verbrechern nur einer eine Defension gegen das Urtheil verlangt und geführt hat, wenn ein Dritter gegen das Urtheil oder die Vollstreckung desselben appellirt u. s. w. Nach dem 256 §. soll der Richter nicht verbunden seyn, für die Entschädigung der durch das Verbrechen beleidigten Personen von Amts wegen zu sorgen, und der Vf. bezieht sich desswegen auf 198. 201 und 207 Art. der P. H. O., welche allerdings die Bitte des Beschädigten voraussetzen. Allein diess dürfte darum doch wohl nicht als allgemeiner Grundsatz aufgestellt werden; wenigstens nimmt der 157. 158 und 218 Art. der P. H. O. keine Rücksicht auf die besondere Bitte des Beschädigten, sondern erklärt es vielmehr für Pflicht des Richters, für die Entschädigung Sorge zu tragen. Über den summarischen Criminalprocess ist im 260 §. eigentlich nicht mehr, als was zur Definition gehört, gesagt worden, die Beschreibung des Verfahrens selbst aber fehlt. — Diese Bemerkungen mögen hinreichen, die Aufmerksamkeit zu beurkunden, die dieses Werk in jeder Hinsicht verdient.

F. M.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Nördlingen*, b. Becks Wittwe: *Materialien für das Handwerksrecht und die Handwerkspolizey.* Gesammelt und herausgegeben von *Johann Theodor Roth*, kurpfalzbair. Landesdirectionsrathe zu Ulm. 1805. 2 Heft. 90 S. 8. (6 gr.) So lange Zünfte bestehen, bedarf das Handwerksrecht bey der zunehmenden Industrie und Collision der Arbeiten allerdings noch mehrere Bearbeitung und Beyträge, nur sollten letztere bloss auf erhebliche Gegenstände eingeschränkt werden. Der Inhalt des gegenwärtigen Heftes, dem Rec. ein paar Bemerkungen beyfügen will, besteht in folgenden Numern. I. *Kurze Nachricht von Adrian Beier und seinen Schriften.* Er half bekanntlich die Bahn in dem Fache des Zunftrechts brechen. II. *Vom Vorrechte der Gelehrten, Handwerker, die bey Ausübung ihrer Handthierung Lärm oder Geräusch machen, nicht in ihrer Nachbarschaft zu dulden.* Der Vf. meint: die Observanz bestätige das bekanntlich hieher gezogene Gesetz *L. unic. C. de stud. liberal.* (VI, 18) in so weit, dass *angesessene Gelehrte* dergleichen lärmende Handwerker nicht in der Nachbarschaft zu leiden brauchen, wenn sie nicht *vor* ihnen dort gewesen. Die angebliche Observanz hat an diesem von einem ganz anderen Fall handelnden Gesetze einen schlechten Rückenhalt, Eher möchte in gewissen Fällen die Polizey von Gelehrten, besonders von Lehrern auf hohen Schulen, zur Sicherung der Ruhe ihrer Hörsäle und Museen mit Recht aufgefodert werden können. III und IV. *Auszüge aus fränk. Kreisschlüssen von 1801 und 1791 die Ausrottung des Jauner- u. s. w. und Bettelgesindels, desgleichen über das Armenwesen betreffend.* — Wenn nur die Anordnung wegen der Handwerkskundschaften u. s. w. mehr befolgt würde! — V. *Auszüge aus einigen k. preuss. Verordnungen.* Nach solchen gehören Zünfte hauptsächlich den Städten an, und es sollen in der Regel auf dem platten Lande nur Weber, Zimmerleute, Dorfschneider, Schmiede, Stell- oder Rademacher und Maurer geduldet werden. VI. *Sollen und dürfen Handwerker Handelschaft treiben?* Mit Recht wird ihnen eigentlich kaufmännisches Gewerbe abgesprochen. Möser will ihnen zwar Krämerey vergönnen, die sie doch oft in ihrem eigentlichen Beruf stören würde. Der Vf. schränkt sie auf den Handel mit ihren selbst verfertigten Waaren ein. VII. *An die etc. Reichsversammlung zu Regensburg p. memoria der etc. Onolyb. und Culmbach. Gesandtschaft von* 1790 betrifft die den Amts- und Gerichtsknechten, den Reichsschlüssen zuwider, verweigerte bürgerliche Ehre und Zulassung zu den Zünften. Unnücz sind die vielen Beylagen von Attestaten wegen versagter Zugrabetragung der Gerichtsknechte durch Zunftgenossen. VIII. *An des deutschen Reichs gesetzgebende Gewalt. Einige Winke über Zunftwesen und Zunftunwesen. Bey Gelegenheit des im J. 1801 in Regensburg vorgefallenen Handwerkstumults.* Enthält einige gute Ideen über den Zweck und die richtige Beschränkung des Zunftwesens, welches bloss nützlich seyn kann, insofern es die Beförderung guter Arbeiten und die Abwehrung zu vieler Arbeiter eines Fachs beabsichtiget. IX. *Kurze Anmerkungen.* Beziehen sich auf specielle Landesgesetze. X. *Kurbaiersche Verordnungen, die Handwerker auf dem Lande betreffend.* No. 1—7. Aus der Mayrischen Generalsammlung; sie reserviren einstimmig mit den preussischen *sub* V die Handwerker vorzugsweise den Städten.

F. I.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 APRIL, 1807.

MEDICIN.

Wien, b. Camesina: *Grundriss der Theorie der Medicin.* Von Dr. *Troxler.* 1805. 395 S. gr. 8. (1 Thlr. 20 Gr.)

Was in diesem Buche geleistet seyn soll, spricht der Titel aus; nicht die Theorie selbst, sondern nur *Inhalt und Methode einer medicinischen Theorie* zu umfassen, ist sein Ziel. In wiefern dieses Ziel erreicht worden, kann dem Leser dieser Blätter nur verständlich werden, wenn wir es versuchen, das Werk als ein geschlossenes Ganzes darzustellen. Die Einleitung beschäftiget sich, die Medicin, wie sie sich in unseren Tagen verhält, mit allen ihren Einseitigkeiten zur Ansicht zu bringen. Der Gaubianism, der Cullenianism, und Brownianism werden zwar vorübergehend, aber doch scharf in's Auge gefasst, richtig geschätzt, und das Seichte ihres Grundes kenntlich genug gemacht. Am allerübelsten ist der Vf. auf gewisse medicinische Seiltänzer zu sprechen, die einige von den Schulbänken der Naturphilosophie abgefallene Brosamen verschluckt, und von dieser unverdauten Moles aufgeblähet, in Städten und Märkten ihr Unwesen treiben, unter denen Einer S. 10 nach dem Leben gezeichnet ist. — Mit S. 33 beginnt der Grundriss, und gleichet, ohne durch Überschriften unterbrochen zu seyn, einem sich continuirlich fortwälzenden Strome, der in seinem raschen und gleichartig bewegten Gange weder einer Wasservegetation, noch einer Insectenanimalisation Gedeihen giebt. Wir rathen daher auch jedem Leser, entweder das Buch von vorne an durchzuarbeiten, oder es gar nicht anzusehen. Denn wenn er nur umblättern, und hie und da, wie in manches andere medicinische Vademecum, Einsicht nehmen will, wird er überall nichts verstehen. Der Vf. fühlt sich gewürdiget, das Leben vom Himmel zu übernehmen, um es auf die Erde zu bringen; und wie er das Leben im Universum anschauet, so im Individuum. *Leben*, das Einzige und Höchste, der Grund geistiger Anschauung, und in dieser eine abstracte Welt; Leben, der Grund sinnlicher Erscheinung, und in dieser eine concrete Welt. Ein und dasselbe Leben im Geiste und unter dem Sinne im Universum; daher das genaue Zusammentreffen der Normen des Geistes mit den Formen der sinnlichen Welt, daher die Gesetze in der Intelligenz, was die Kräfte in der Natur, darum endlich die Erscheinungen der Sinne, wie die Äusserungen der Gegenstände. Aus dem Leben entspringt, und in dem Leben liegt alles Ideale und alles Reale, das Thätige und das Materielle; es herrscht im Subjectiven als Geist oder Thätigkeit, im Objectiven als Form oder Seyn, an sich ist es das *allein ewig Wahre*, und *unendliche Wesen* (absolutes Leben). Absolutes Leben an sich ist nur im Universum ausgeprägt, indem das Individuum lebt, als Einheit, und als solche in seinem Leben ein Universum darstellt; dieses Universum ist nur Individuum durch die Beziehungen seiner Intensität und Extensität, diese Beziehungen schliessen die Individualität ab, sind zeitlich und endlich, somit abfällig, und was von ihnen als Princip des Lebens abgezogen wird, giebt beschränkte Ansichten von Belebtheit und Leblosigkeit, von Organisch und Inorganisch, welche neben einander in der Natur nicht bestehen. Willst du das absolute Leben in seiner Substanz fassen und anschauen, so ergreife das Universum, und seine höchsten Thiere, die Welten. Auf der materiellen Seite siehst du die Substanz als Weltsystem in den Gestirnen, auf der dynamischen als Bewegung ausgeboren; in den Bewegungen (in der Wechselwirkung und dem Kreislaufe des Ganzen,) wirst du das Thätige = Geist ersehen, in der Abgeschiedenheit und Form aber spricht dich das Organische = Körper an. Hat diese Substanz ein Leben an sich, so kann es nur darin bestehen, dass die Principien des Lichts und der Schwere als Einheit darin vermählt sind, ohne ihre Tendenzen aufzugeben. Streben vom Mittelpuncte nach dem Umkreise, Lichttendenz = Expansivität, Streben von dem Umkreise nach dem Mittelpuncte, Schweretendenz = Contractivität. So trägt das Lichtprincip die Thiere des Himmels (Gestirne) durch ihre Bahnen, indess das Licht in sich frey die Räume durchmisst; so bildet das Princip der Schwere die Sphären, und ruft die losgelassenen Massen in den Mittelpunct zurück. So stellt das erstere den Lebensprocess, das zweyte den Organismus des Universums dar. Können wir nun dieses Leben, welches wir am Himmel angeschauet haben, uns gegenwärtig halten, so mögen wir es wieder auf der Erde erkennen. Die Erde ist eine Substanz ihrer Art, ihr Leben das absolute Leben ihrer Substanz (das Erdthier ein individualisirtes Universum). Diess Thier hat *Bewegung* und *Gestaltung* (Thätigkeit und Seyn). Die Principien des Lichts und der Schwere müssen also auch in seiner Individualität nicht nur enthalten, sondern auch ausgesprochen seyn. Sie sind es durch *Elektricität* und *Magnetismus*, jene Princip der Bewegung, dieser Princip der Gestaltung. Beide sind nur nachzuweisen in ihren höchsten und allgemeinsten Potenzen

an Modificationen der Erde, Elektricität am Aequator, Magnetismus an der Erdaxe. So weit das *Leben* der *Erdsubstanz*. Ein anderes das *Leben* der *Erdaccidenzen*, oder eigentlicher, das Leben alles Irdischgebornen. Das absolute Leben der Erde, als Substanz, kann als Einheit vorausgesetzt, und wie ein Leben im Universum angesehen, auch als relatives Leben nach allen der Erdsubstanz möglichen Richtungen hin auseinander gehen. Gehet das an sich Gleiche der Erdsubstanz (die Indifferenz) zu einem Ungleichen (einer Differenz) auseinander, wird es wach, und reget sich centrifugal, so heisst dieser productive Process des Lebens in dem wirklichen Leben der Gemeinheit ein *organischer* Process. Gehet aber das Ungleiche (die Differenz) wieder zu dem an sich Gleichen (zur Indifferenz) zurück, entschlummert es, und bewegt sich centripedal: so heisst dieser reductive Process des Lebens eben dort ein *inorganischer*, in diesem herrscht mit Uebermacht die Schwere oder Magnetismus, in jenem mit Uebermacht Licht oder Elektricität. Das Vorherrschen des Lichtprincips im productiven Processe wird dargestellt in den Thieren als zu scheinbar willkührlichen Bewegungen gleichsam losgelassenen Erdkörpern. Das Vorherrschen des Princips der Schwere wird dargestellt in den Pflanzen, festgehalten von der Erde. So lebt die Erde, obgleich in einem relativ Ungleichen, ein doch an sich gleiches Leben. Das Gesetz der Erde ist im Begriff das Gesetz des Thiers und das Gesetz der Pflanze, das Thier und die Pflanze sind das Inbegriffene. Darnach muss alles Periodische und Topische enträthselt werden. Die Erde, als das allein wahre an sich Gleiche dieser Sphäre schaffend, absolut, geschlechtslos, von innen und aussen gleich ist Gattung. Legt sie die Principien ihrer eigenen Substanz auseinander, so wirkt sie Geschlechter, und so werden die Producte des Allgemeinen zugleich Factoren des Besonderen. Der Mensch ist das Edelste von der Erde geborne, das höchst irdisch Gleiche, in seiner Individualität ist die aufrechte Stellung der vollkommensten Pflanze, die Gabe der edelsten Thiere vereint, denn er hat die grösstmöglichen Beziehungen und das gleichmässigste Verhältniss gegen alle Beziehungen. Diess der productive Process des Erdelebens. — Der reductive Process des Erdelebens, oder der sogenannte inorganische, ist dem vorigen in der Richtung entgegengesetzt, wie sich die Principien des Lichts und der Schwere entgegengesetzt sind. Was im Organischen als Thier und Pflanze auftritt, erscheint im sogenannten Inorganischen unter Gestalt magnetischer oder elektrischer Processe, und ihrer Producte der Aussenwelt, in den äussersten Gliedern der Wechselwirkung unter der Gestalt von Stoffen der Chemiker (die identische Substanz der Erde wird durch ihre Principien metamorphosirt in diese Stoffe). Die Rückkehr des Ungleichen der Erde zum Gleichen geschieht *dynamisch* im elektrischen und magnetischen Processe, *materiell* aber im galvanischen und chemischen Processe, und was durch Oxydation oder Desoxydation zu Stande kömmt, sind die dadurch ausgeglichenen Producte. Gleichwie aber der Magnetismus die Erdaxe, die Elektricität den Aequator verfolgt, so stellen sich auch die Producte in zwey Reihen dar, wozu Expansivität und Contractivität die Urformen der Entgegensetzung abgeben. In der Entgegensetzung des productiven und reductiven Lebensprocesses, und in der Wechselwirkung wird von der einen Seite das wirkliche Leben der Erde bestellt, von der anderen Seite aber die äussere Bedingung des wirklichen Lebens der Erdaccidenzen gegeben. Scheint auch zwischen der productiven und reductiven Natur der grösste Widerspruch zu herrschen, indem die Erde in der einen Natur nur zu beleben, in der anderen nur zu tödten scheint, indem alles individuelle Leben fortan transitorisch, und an ihm nichts als ein unendlicher Wechsel beständig ist: in ihr ist doch Einstimmung, ihr Leben doch immer das Gleiche, ein universelles, in welchem das individuelle Leben nur auf und nieder wogt, und von ihr abhängig in den Erdaccidenzen nur relativ lebt, nur relativ stirbt.

Auf diese Weise führt uns der Vf. an den Punct, wo wir das Leben der Individuen der Erde als ein *relatives Leben*, d. i. als individualisirte, absolute Substanz der Erde nur mit dem Unterschiede betrachten müssen, dass wir es auf einer Seite unter dem Exponenten der Objectivität (materiell), auf der anderen Seite unter dem Exponenten der Subjectivität (dynamisch) gesetzt ansehen. Darin liegen die Prämissen, um die höheren und allseitigen Principien einer medicinischen Theorie für eine bestimmte Gattung von Individualität zu erreichen. Die Principien des Universums sind Principien der Substanz der Erde, die Principien der Erdsubstanz sind Principien jeder Erdindividualität. Die höchste Erdindividualität ist die *Menschheit;* sie das vollkommenste Gleiche gegen alles ihr äussere Ungleiche, sie die höchste allseitigste Individualität in ihren Lebensverhältnissen. *Sie somit auch das Schema für alle übrigen Individualitäten.* Jedes relative Leben ist seinen Principien nach auch mit den entgegengesetzten ein identisches Leben, es ist nur different seiner Existenz nach. Es ist individuell, insofern mit ihm noch andere individuelle Leben bestehen. Alle diese individuellen Leben sind irdisch geboren aus einer gemeinsamen Substanz. Wie sie also zugleich bestehen, so müssen sie sich auch auf einander beziehen können. *Dieses der Begriff der Wechselbestimmung.* Aber dieser Begriff involvirt den von relativer *Selbstbestimmung* und relativer *Bestimmbarkeit*. Wechselbestimmung zwischen zwey Gliedern setzt in dem einen Selbstbestimmung, in dem anderen Bestimmbarkeit voraus, und umgekehrt. So das Ineinandergreifen aller Individuen, insofern sie in Wechselwirkung kommen.

Von hier aus führt der Vf. den Leser auf einen Standpunct, wo er jedes Individuum als eine Monas des Universums erblickt, welche *absolut frey* und *absolut nothwendig* ist. Wer das Individuum gegen andere so betrachtet, dass es ihm absolut frey vorkömmt, der giebt ihm ein *eigenes Lebensprincip* (eine Lebenskraft), welches in sich herrschend, auch die Aussen-

welt beherrscht. Wer hingegen das Individuum gegen andere so betrachtet, dass es ihm absolut nothwendig erscheinet, der sieht in ihm ein von aussen her genöthigtes, *erregbares Lebensprincip*, welches von der Aussenwelt beherrscht wird. So statuirt die Lehre von der Lebenskraft zu viel Selbstbestimmung, und die Erregungstheorie zu viel Bestimmbarkeit. Beide Theorien werden nun von S. 59 bis 67 auf ihren eigentlichen Werth gesetzt, insofern sie nämlich die angegebene eine oder andere Seite allzu geltend machen. Eine höhere Theorie muss beide überschweben, wenn sie das individuelle Leben da ergreift, wo wir es so eben verlassen haben, nämlich: wo es die Möglichkeit einer Wechselbestimmung gegen die Aussenwelt hat, wo es die Möglichkeit einer noch undeterminirten *Selbstbestimmung* und *Bestimmbarkeit* in sich hat. Wirksamkeit und wirkliches Leben muss hervorgehen, so bald alles dieses in einem Zusammenschlag statuirt wird. *Das wirkliche Leben muss auf der subjectiven Seite als Lebensprocess, auf der objectiven Seite als Organismus durchbrechen.* Beide sind Formen, oder nur verschiedene Richtungen eines und desselben Lebens; eine Lebensform besteht mit der anderen, eine wie die andere zugleich, keine verhält sich zur anderen wie Ursach und Wirkung, keine geht vor, keine nach, *in beiden ist ein Leben*, kein Organismus ohne Lebensprocess, aber auch kein Lebensprocess ohne Organismus, kein Organ ohne Action, aber auch keine Action ohne Organ. Es wäre freylich das Leben am gelungensten dargestellt, wenn man, wie mit einem Schlage, die subjective und objective Seite, das Ideale und Reale, des Lebens, den Lebensprocess und Organismus, die Action und das Organ hervorzaubern könnte, aber mit dem Verstande und seinem Organe, der Sprache, in den Kreis der Endlichkeit gebannet, muss in der Darstellung auseinander gelegt werden, was im Wissen und Leben Eins ist, genug, wenn jede der zwey Seiten ideell construirt, und reell entwickelt wird, so dass sich auf jeder Seite das Eine findet. Der innerste Charakter des relativen Lebens ist ein individuelles Hervorbringungsvermögen, in welchem das Hervorbringende und das Hervorgebrachte unter der Form von Selbstbestimmung und Bestimmbarkeit verschmolzen, und diese letzteren aber selbst nur relative Modificationen des Hervorbringungsvermögens sind, die sich gegen einander negativ und positiv verhalten, und sich nach den möglichen zwey Anschauungsweisen der Existenz als Verhältnisse des Seyns *quantitativ* und *qualitativ* ausdrücken. *Die Idee des Lebens ist seine Selbstanschauung als Hervorbringungsvermögen.* Der Begriff ist eine tiefere Anschauung desselben in discreter Gestalt als Hervorbringendes, und hieher gehöret die Wechselbestimmung, und was in ihr liegt, Selbstbestimmung und Bestimmbarkeit. Diese sind aber nicht blosse Begriffe von relativer *Activität* und *Passivität*, wie etwa seither in dynamischer Hinsicht, sondern sie greifen nicht minder in die materielle Seite ins objective Leben, als relative *Productivität* und *Receptivität*, so wie die ersten zwey die Selbstbestimmung und Bestimmbarkeit des Lebensprocesses bezeichnen, so die letzten zwey Ausdrücke für die Selbstbestimmung und Bestimmbarkeit des Organismus. Jede muss, auf ihrer Seite wieder das Ganze aufnehmen. Was auf der dynamischen Seite ein Inneres ist, muss auf der materiellen ein Äusseres seyn, und umgekehrt. Im *Lebensprocess* ist das Quantitative als das Innere, das Qualitative als das Äussere anzusehen; im *Organismus* gerade umgekehrt. *Activität* und *Passivität* als Factoren des Lebensprocesses müssen nicht etwa wie reine Thätigkeitsverhältnisse, *quantitativ*, sondern auch als Verhältnisse des Seyns, *qualitativ*, zugleich gedacht werden. Herrschende Thätigkeit in der Materie quantitativ *Erregung*. Materie in Thätigkeit aufgenommen qualitativ *Bewegung*. Quantitative Differenz der Thätigkeit in Beziehung auf Erregung geben Hypersthenie und Asthenie. Qualitative Differenz im Substrat der Thätigkeit Bewegung vom Mittelpunct nach dem Umkreise, und vom Umkreise nach dem Mittelpunct, *Expansion* und *Contraction*. Die Abänderungen des Lebensprocesses lassen sich von diesen zwey Seiten auf drey bestimmte Stufen stellen, welche der Vf. schon früher in seinen Ideen als so viel verschiedene Dimensionen der Krankheit angab. — *Receptivität* und *Productivität*, als Factoren des Organismus angesehen, verhalten sich auf dieser Seite wie auf der anderen des Lebensprocesses Passivität und Activität, nur dass auf Seite des Organismus das Qualitative ein Inneres, das Quantitative ein Äusseres ist. Wie sich auf Seiten des Lebensprocesses Erregung als das Quantitative, Bewegung als das Qualitative ausspricht, so auf Seiten des Organismus das innere *Qualitative* als *organische Affinität*, das äussere *Quantitative* als *organische Conformation*. Die organische Affinität fasst die zwey Momente *Attraction* und *Repulsion* in sich, die organische Conformation die zwey Momente *Construction* und *Destruction*. Die ersten zwey Momente sind Quellen der materiellen Seite, die letzten zwey sind Quellen der formellen Seite des Organismus. In der *Affinität* ist qualitative Differenz, in der *Conformation* quantitative Differenz der Factoren des Organismus möglich. Auch hier müssen sich *drey Stufen* von Modificationen des *Organismus* wie beym Lebensprocesse nachweisen lassen. Der Hypersthenie und Asthenie, der Expansion und Contraction gegen über steht auf der Affinitäts-Seite ersten Stufe materiell *relatives Missverhältniss von Attraction und Repulsion*, formell *relatives Missverhältniss von Construction und Destruction*. Die Modification der Affinität ausgesprochen durch *Temperaturveränderungen*, Frost, Hitze; die Modification der Conformation durch *Farbveränderungen*, hellere, dunklere Colorisation. Weitere Entwickelung dieser ersten Stufe, und tiefer eingreifend unter neuen Verhältnissen geht auf Seiten der Affinität die zweyte Stufe hervor. Attraction wird entweder ganz in Repulsion, oder Repulsion ganz in Attraction aufgenommen, und zwar unter der Herrschaft einer Qualität. Diese Stufe äussert sich durch *Cohäsionsveränderung*, entweder durch *Condensation* (ganz Kälte) oder durch *Rarefaction* (ganz Hitze).

Fortbildung der zweyten Stufe giebt endlich auf Seiten der Affinität die dritte Stufe, in der sich Attraction und Repulsion selbst aufheben, indem eine die andere in ihren beiderseitigen Substraten untergräbt oder vernichtet. Diese Stufe äussert sich durch *Auflösung* oder *Erstarrung*. Auf der formellen, der Affinität nebenstehenden Seite, in der *Conformation*, gehen eben so mit den angeführten drey Stufen drey andere parallel. Wie sich auf der Affinitäts-Seite Temperatur verändert, so auf der Conformations-Seite Farbe im ersten Moment, und diese Erscheinung entspricht auch allemal rücksichtlich des Lebensprocesses entweder einer übertriebenen Expansion oder Contraction. Die zweyte Stufe ist eine höhere dieser Sphäre, die sich durch ein *Missverhältniss zwischen dem construirenden und deconstruirenden Factor des Organismus* ausdrückt, wo nicht mehr auf der organischen Fläche, sondern in der Tiefe (in der Masse) metamorphosirt wird. Ein Verhältniss, welches *Joh. Adam Schmidt* aufgefasst, und als die zwey alternativen Momente von *progressiver und regressiver Metamorphose* bestimmt hat. Wird endlich die organische Conformation dadurch ihrer Möglichkeit nach aufgehoben; dass ihre Factoren, Construction und Destruction, in gänzliche Entzweyung gerathen, so ist die dritte Stufe der Abnormität auf der Conformationsseite gesetzt. Auf diese Weise hat der Vf. die mögliche Differenzirung eines jeden Lebensprocesses und Organismus in drey Stufen dargestellt. Diesen Kategorien unterliegt jedes Belebte; im Leben an sich liegt diess alles in einem Act verschlungen, nur in unserer Reflexion wird Lebensprocess und Organismus als etwas Differentes auseinander gezogen. Von hier an werden mit Scharfsinn und Consequenz diese Kategorien nach allen Richtungen hin verfolgt, und gezeigt, wie die Processe der Aussenwelt in die Processe des individuellen Lebens eingreifen, wie das wirkliche Leben nur unter der Wechselwirkung zweyer entgegengesetzter Sphären fortdauern kann, und wie aus der Idee die Begriffe von *Erregendem, als Potenz*, und von *Ernährendem*, als *Substanz*, für die Reflexion entstehen. Die Beziehungen der Potenz zum Lebensprocesse, als *Reizung*, und der Substanz zum Organismus, als *Nahrung*, werden nun wieder mit vieler Klarheit in drey Stufen auf jeder Seite nachgewiesen, in wiefern nämlich der Lebensprocess durch Reizung, und der Organismus durch Nahrung möglicher Weise differenzirt werden können. Über manches in der Medicin der Vorzeit und unserer Tage geläufiges Wort (wie z. B. Reiz, Nahrungsmittel, Heilmittel, Arzneymittel, Schädlichkeit, Gift, positiv- und negativ reizen, Evacuation, Retention, Orgasmus, Apathie, Infection, u. s. f.) wird dem Leser eine sinnvolle Deutung aufgehen.

Wir müssen S. 128 den Vf. bey der geistreichen Verfolgung des Lebens in seinen inneren und äusseren Verhältnissen verlassen. Er steckt sich selbst erst S. 208 die Grenze. Nur wollen wir kurz andeuten, dass er das individuelle Leben in seiner ursprünglichen Polarität von *Intelligenz* und *Existenz* aufweist. Die Intelligenz ist ihrem Urtypus nach in relativer Duplicität ausgedrückt als vorherrschende Bestimmbarkeit in der Sensibilität, und als vorherrschende Selbstbestimmung auf der Stufe geistiger Thätigkeit. Die Existenz ist in ihrer Duplicität ausgedrückt als Bestimmbarkeit in der Irritabilität, als Selbstbestimmung in der assimilirenden Thätigkeit. In der Sensibilität und Irritabilität ist die Passivität unter der Form besonderer Lebensprocesse ausgedrückt, Sensibilität = idealisirte Erregbarkeit — Irritabilität = realisirte Erregbarkeit; geistige und assimilative Thätigkeit = Energie des Lebens; geistige Thätigkeit = subjective Wirksamkeit, assimilative Thätigkeit = objective Wirksamkeit. Dieses Leben, in verschiedenen Actionen und Organen durchscheinend, zeigt so viele Actionen eben so vielmal verkörpert. In den *Versuchen in der organischen Physik* enthält das zoologische Fragment die objective Seite des Organismus an vier Systemen nachgewiesen, die der Vf. *Sensationssystem*, *Egestionssystem*, *Intellectualsystem* und *Assimilationssystem* nennt. In jedem System ist absoluter Lebensprocess und Organismus mit ihren allgemeinen Momenten. Die Differenzen als besondere Formen gehen vom identischen Substrate aus, und dieses kann *vita propria* genennt werden. Was der Vf. in jenen Versuchen in Bezug auf relative Identität und Differenz rücksichtlich auf die psychische und physische Hemisphäre schon früher niedergelegt hatte, reassumirt er hier im allgemeinsten. Unter vielen reinen Ansichten, die hier für die Ätiologie, Symptomatologie und *Materia medica* aufgestellt sind, zeichnet sich vorzüglich dasjenige aus, was der Vf. vom *organischen Mechanismus* sagt, worin dasjenige befasst ist, was man die organische Synthese und Antithese nennen kann, nämlich *Consensus* und *Antagonismus*. Ein *Kurt Sprengel* wird wenigstens von Hn. *Troxler* nicht sagen können, was er nach seiner Art Hn. *Brandis* vorwarf; aber ob ein *Hufeland* und seine Jünger nun besser verstehen, was man sich beym Antagonismus denken müsse, diess steht dahin. Irgend ein anderer Nachbeter hat durch unmündige Schüler in medic. chir. Zeitungsblättern kund gegeben, *er habe das Gesetz der Genesung gefunden*. Er mag erst zu lernen suchen, was gefunden ist.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Glogau*, b. Günther: *Philosophie des Lebens.* Taschenbuch für 1807. 64 S. (8 Gr.) Gutgemeinte Herzensergiessungen über Unschuld, Liebe, Freundschaft, Dankbarkeit u. drgl., Schilderungen von Naturschönheiten, und kleine Erzählungen von einzelnen Vorfällen und Auftritten mit einer moralischen Anwendung, alles mit Eifer und Wärme, halb in dem Ton einer Predigt, halb in dem Styl eines Romans, redselig und blumenreich, freygebig mit gewöhnlichen poetischen Redensarten, bald edel im Ausdruck, dann wieder sonderbar und gemein in den Bildern und Vergleichungen, so dass daraus ein seltenes Gemisch von natürlichem und geziertem Wesen entstanden ist, das in dem Bestreben, zum Herzen zu dringen, immerweg den Geschmack beleidigt. Diese Moral in Beyspielen würde der Jugend zu empfehlen seyn, wenn sie nicht die Welt in der Verdorbenheit mit zu schwarzen Farben darstellte, und mehr mit ruhiger Gutmüthigkeit und Liebe für Unschuld und Tugend, als mit Bitterkeit und grollendem Hass gegen das Laster geschrieben wäre. T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 APRIL, 1807.

MEDICIN.

Wien, b. Camesina: *Grundriss der Theorie der Medicin.* Von Dr. *Troxler* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der Vf. hat ebenfalls schon früher in seinen Versuchen in einem Auffatze: *Über Medicin*, klar dargethan, dass es Sache der Physiologie sey, das Ideal des von aussen ganz ungetrübten Lebens aufzustellen und zu entwickeln, jedoch mit Hinstellung einer negativen Seite, d. i. die *Möglichkeit der Trübungen* (Differenzirungen) aufzuzeigen. Das Leben soll als ein absoluter an sich gleicher Zustand unter der Form der Gesundheit so construirt seyn, dass das Gleiche an sich nicht mehr durch sich, sondern im Gegensatze gegen zwey sich widersprechende Zustände, wie ein Positives gegen relative Negationen, erscheint. Das Indifferente, *Gesundheit*, soll zwischen zwey Differenzen, *Erkrankung* und *Genesung*, in der Mitte seyn, so dass die Differenzen nur ihrer Richtung nach von der Indifferenz verschieden sind, entweder von der *Indifferenz ausgehend* (Erkrankung), oder *in Indifferenz zurückgehend* (Genesung). Schon damals hat der Vf. die Irrwege angedeutet, die man in der Medicin fortan wandelt, so lang diese Wahrheit verkannt wird. Hier fasst er nun diesen Moment wieder auf. Das Leben in seiner Absolutheit, als Idee der Gesundheit, hat so viele besondere Charaktere, als es besondere Formen der Existenz giebt. Gesundheit des sensiblen Systems ungestörte Sinnlichkeit, Gesundheit des Intellectualsystems normale Geistesthätigkeit, Gesundheit des Egestionssystems physische Stärke, Gesundheit des Assimilationssystems organische Schönheit. Wird das Indifferente differenzirt, so werden diese Formen des gesunden Lebens alienirt, und die Alienation wird sich nach dem Gesetz aller Differenzirung unter dem Dualismus von Anomalien; und zwar die zwey ersteren ursprünglich in dem subjectiven, die zwey letzteren im objectiven darstellen. Im Sensationssystem Schmerz oder Stumpfheit, im Intellectualsystem Ausgelassenheit oder Beschränktheit, im Egestionssystem Orgasmus oder Torpor, im Assimilationssystem Luxuration oder Depauperation. Aber gleichwie in *jeder Action* und in *jedem System* des Individuums *das ganze Leben*, somit auch wieder alle besonderen Actionen und Systeme aufgenommen sind, nur dass sie sich beziehungsweise einander überwiegen: so kann auch keine dieser *Anomalien* einem System ausschliesslich zugeschrieben werden, sondern sie sind höchstens in einzelnen Actionen tongebend. Eben so verhält sichs mit den Functionen und Organen in Beziehung auf Actionen und Systeme, und mit den Actionen und Systemen in Beziehung auf Lebensprocess und Organismus. Alle Formen des Lebens liegen im *Einen Leben*, also auch die Differenzen *Erkranken* und *Genesen*. *Diese Anomalien des Lebensprocesses und Organismus in allen ihren möglichen Verschiedenheiten, in Actionen und Systemen, in den Functionen und Organen, und zuletzt in ihren Erscheinungen in einem vereinten Ganzen machen die Aufgabe einer medicinischen Theorie*, die zwiefach auseinander geht. Beide Zweige bilden zu einander einen Gegensatz. Auf der einen Seite hat die Theorie auszuweisen, wie das indifferente Leben nach allen möglichen Differenzen kann deconstruirt werden = Nosologie. — Auf der anderen Seite, wie das deconstruirte Leben wieder durch andere möglichen Differenzirungen möge reconstruirt werden = *Therapie*. Die Möglichkeit der Differenzirung geht so weit, als das Leben selbst Richtungen zu Deflexen in sich hat; mit jedem individuellen Leben aber ist die Möglichkeit auf eigene Weise gesetzt, und deswegen in verschiedenen Individuen und Individualitäten verschieden. Wenn die Autocratie des Lebens in diese zwey Zustände zerlegt wird, und diese zwey Zustände so gegenseitig aufgefasst werden, wie sie einander sollicitiren: so findet sich, dass die Indifferenz = Gesundheit durch eine relative Differenz = Krankheit aufgehoben wird, aber auch dass diese Differenz = Krankheit durch eine andere Differenz = Genesung wieder aufgehoben wird, indem die letztere Differenz wieder zur Indifferenz zurückführt. Aber nicht eine Differenz an sich macht das Wesen der Krankheit, und die andere an sich das Wesen der Genesung aus; es kömmt hier bloss auf das Verhältniss der Differenz zur Indifferenz an. Der Genesungsprocess soll immer der umgekehrte Erkrankungsprocess seyn. Wird das Verhältniss nur umgewendet, so kann der Process des Erkrankens ein Process des Genesens seyn. Eine Theorie der Medicin hat in zwey speciellen Hinsichten die Processe des Erkrankens und Genesens mit ihren Bedingungen und Bedingten darzstellen. In der Nosologie sind die Schädlichkeiten Bedingendes, die Erkrankungen Bedingtes, in der Therapie sind die Heilmittel Bedingendes, die Genesung Bedingtes. Aber wie Erkrankung und Genesung nicht absolut bestimmte Begriffe, also auch nicht Schädlichkeit und Heilmittel, denn umgekehrt kann die Schädlichkeit Heilmittel, und das Heilmittel Schädlichkeit seyn. Von S. 228—244

lectiren; worin es allein dem Geistlichen möglich wird, zum Ziele zu gelangen, weil er den Kranken von gewissen Seiten in Anspruch nehmen darf, deren Berührung dem Arzte verboten ist. Wie er am Krankenbette die Religion des Glaubens und des Verstandes zur Leitung und Bestimmung des sinnlichen Menschen, zur Beruhigung und zur Erweckung des Gefühls für Tugend benutzen soll. Wohlthätiger Einfluss der geläuterten Religion auf die Einbildungskraft des Kranken. Ks.

Erlangen, b. Walther: *Die Knochen des menschlichen Körpers und ihre vorzüglichsten Bänder in Abbildungen und Beschreibungen* von Dr. *Friedrich Heinrich Loschge*, königl. preuss. Hofrathe u. s. w. Zweyte Ausgabe 1804. Sect. 134 und Tabb. XV in doppelten Platten. Fol. (In fünf Lieferungen, auf holländ. Papier mit gemahlten Kupfern. 1 Thlr. 12 Gr., auf deutschem Schreibpapier illum. 1 Rthlr. 8 Gr., mit schwarzen Kupf. 1 Rthlr.

Der Unterschied zwischen den Exemplaren der älteren und der gegenwärtigen Auflage ist auffallend und zum Vortheil der letzten, welche in Rücksicht der Farbengebung nichts zu wünschen übrig läſst, und deren billiger Preis gewiss zur allgemeineren Verbreitung dieses gemeinnützigen Werkes viel beytragen wird. Da das Werk den gedrängten Vortrag eines Lehrbuches mit der beständigen Ansicht der beschriebenen Theile in den Abbildungen vereinigt enthält: so entsteht daraus der Vortheil, dass bey dem Gebrauche desselben nicht noch nebenher das Nachlesen eines anderen Lehrbuches nöthig ist. Die Trefflichkeit der Beschreibungen ist schon bey der ersten Auflage allgemein anerkannt worden; nicht so günstig fiel das Urtheil über die Abbildungen, besonders auf den ersten Tafeln, aus. Wenn dieselben aber auch nicht die strengste Prüfung des Kunstrichters aushalten, so sind sie dessfalls doch gewiss sehr brauchbar. Der Anfänger kann durch die, an den beiden Gerippen, welche auf den ersten Tafeln vorgestellt worden sind, weniger gut gezeichneten Knochen nicht irre geleitet werden, weil die einzelnen Knochen auf den übrigen Tafeln mit ihren Bändern deutlich und richtig genug abgebildet sind, und also jene Tafeln den eigentlichen Zweck, eine Übersicht von dem ganzen Knochengebäude zu gewähren, hinlänglich erreichen. Vorzüglich ist aber an den Abbildungen die vortheilhafte Anordnung der einzelnen Figuren und das ziemlich gleichmässig beybehaltene Grössenverhältniss der Gegenstände zu loben. Die Deutlichkeit und Schönheit der Tafeln wird dadurch sehr erhöht, dass sie nicht mit Figuren überfüllt sind, sondern in einer gewissen Proportion geordnet dastehen. Wenn es dem würdigen Vf. gefiele, in diesem Verhältnisse auch die übrigen Theile des menschlichen Körpers abzubilden, und dabey, wie hier geschehen ist, mehr die Natur, als die schon vorhandenen Abbildungen zu Vorbildern zu wählen: so würden dadurch diejenigen, welche sich genauere Kenntniss des menschlichen Körpers verschaffen wollen, ein Hülfsmittel erhalten, welches durch Zweckmässigkeit und einen verhältnissmässig äusserst geringen Preis auf die allgemeinste Verbreitung gerechte Ansprüche machen könnte.

C. T.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. Altenburg, b. Schnuphase: *Über den Werth der warmen wässerigen Getränke und über die Ungesundheit des Frühlings.* Zwey diätetische Winke zur Beherzigung für Viele. 1806. 8 Bogen. (10 Gr.) Der Vf. dieser Abhandlungen setzt sich ein so bescheidenes Ziel, dass man ihm wohl manches Unbestimmte, oder Ärzten (denn vermuthlich setzt er Laien als Leser voraus,) nicht Genugthuende, manchen zu gesuchten, öfters unverständlichen Ausdruck (z. B. S. 11, „das unter den *chronologischen* Nährmitteln beynahe oben anstehende warme Getränk" u. dergl.) manche verunglückte witzig seyn sollende Stellen, besonders Anspielungen auf politische Gegenstände (für die S. 12 bey den Haaren herbey gezogene Anführung *Seybold's* getrauen wir uns kaum einen Namen aufzufinden,) übersieht; allein auch sehr wenig neue Aufschlüsse über die abgehandelten Materien antrifft. Von Betrachtung der relativen Wirkung der Nahrungsmittel geht er auf die *Art und Weise* über, *wie das warme Wasser* theils äusserlich, theils innerlich, *auf den thierischen Körper wirke:* bey mässigem Gebrauche durch Reizung des Lebensprincips, und beym Missbrauche durch Verminderung desselben. *Ursachen und Umstände, unter welchen ein mässiger Genuss solcher Getränke der Gesundheit zusetzt* (zusagt): nach Verschiedenheit der Temperamente, des Geschlechts, des Alters, der Lebensart, des Aufenthalts. *Von den Nachtheilen, die gemeiniglich dem häufigen Genusse der warmen wässerigen Getränke zugeschrieben werden, von ihnen aber nicht allein herzuleiten sind.* Mehr kommen hierbey vernachlässigte Bewegung, der Missbrauch der Kohlentöpfe beym weiblichen Geschlechte, schädliche Veränderungen der Kleidung, unordentlicher Genuss schädlicher Speisen, schnelle Abwechselungen von Kälte und Wärme, häufiges Lesen *süsser* Bücher, (hier wieder ein verunglückter witziger Einfall,) und Vernachlässigung der Anlagen zu erblichen Krankheiten, in Betrachtung. Auf die Bestandtheile des Kaffees und Thees, so wie der „fest zur Kohle gebrennten" Cichorienwurzel, rechnet der Vf. bey denen, die daran gewöhnt sind, sehr wenig; hingegen mehr auf den Zusatz von Zucker und Milch, und auf das Butterbrod, welches besonders gemeine Leute gern dazu zu essen pflegen. *Von dem Nutzen dieser Getränke bey Heilung der Krankheiten:* im allgemeinen Entzündungsfieber, in örtlichen Entzündungen, im katarrhalischen oder richtiger rheumatischen Fieber, in galligen, fauligen und schleimigen Fiebern, krampfhaften und convulsivischen Krankheiten, Rheumatismus und Gicht. — Alles kömmt zuletzt darauf hinaus, dass der mässige Gebrauch nicht unschädlich, sondern sogar oft nützlich sey, und nur der Missbrauch schade. — Die zweyte Abhandlung lehrt uns ebenfalls nichts weiter, als dass der Frühling nicht unbedingt das enthusiastische Lob verdiene, welches man ihm so freygebig beylegt, indem er theils selbst, besonders im Anfange, öfters unfreundlich genug ist, so wie am Ende desselben bereits Sommerkrankheiten erscheinen, wobey insonderheit auf die Lage der Örter Rücksicht zu nehmen ist; theils erst die im Winter durch so mancherley Veranlassungen entstandenen Krankheitsanlagen entwickelt und (S. 100.) „ungewöhnliche Miasmen," (worunter S. 118. auch der mit unter epidemisch herrschende Abortus gerechnet wird,) „erzeuge, denen wiederum andere eigene regelwidrige Unfälle entsprechen, und nicht bloss sehr häufig angetroffen, sondern auch bis in die folgende Jahreszeit hinaus verlängert werden."

Ks.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 APRIL, 1807.

PHILOSOPHIE.

Göttingen, b. Dieterich: *Über philosophisches Studium.* Von *Johann Friedrich Herbart.* 1807. 172 S. 8.

Wenn das Getümmel gar zu laut wird, so ist gut, zur Ordnung zu rufen. Unsere Jünglinge, sagt man, mögen gern

sich des Wissens Qualen entladen,
Und ihre Brust in reinem Äther baden.

Es kann heilsam seyn, falls jene sich gar zu wohl darin gefielen, wenigstens Anderen fühlbar zu machen, dass auch noch etwas draussen ist, darüber und darunter. „Wie ein ächter Schwimmer von der Höhe hinunterspringt über Kopf ins Meer: so lieben unsere jungen Denker (?) sich zu versenken mit Einem Absturz ins Universum.“ Solch' eine Schnelligkeit ist entsetzlich. Hr. *H.* will sie dagegen hübsch langsam, vorgeschauet und wohlbedächtig durch einen zähen, hemmenden Boden, auf einem krümmungsreichen, mühseligen Wege, achtend auf alles Haidekraut und Gestrüpp, ausgehend von der allergemeinsten Auffassung des Lebens und weiter und weiter, zur Weisheit führen. Wir wollen jenen Absturz nicht vertheidigen, möchten aber doch auch diesen Weg nicht wandeln, auf welchem wir unseres Lebens nicht froh zu werden fürchteten. Auch [illegible] bezweifeln, dass sein Buch „jungen Männern“ sehr nützlich seyn werde. Denn entweder haben sie jenen Sprung ins Universum gewagt, „und schauen nun in seiner Tiefe bey verschlossenen Sinnen mit Geisteraugen die schwarze Nacht des ewigen Todes und die grimmigen Gluten der Hölle, welches beides Eins ist mit dem Einen Feuerbrande des unendlich zerspaltenen Lebens, und dem Einen Licht der allesdurchstrahlenden Liebe; sie erstarken dort an der Urkraft, welche das Recht ist, weil sie den Zwang nicht kennt; und welche das Heilige ist, schlechthin darum, weil sie ist:“ und alsdann werden sie sich schwerlich um solche Bemerkungen über philosophisches Studium bekümmern. Oder, „sie sind *ihres Eintritts* in das Studium der Philosophie noch mächtig:“ und alsdann werden sie Hn. *H.* schwerlich verstehen. Denn um diess zu können, müssten sie schon andere Systeme studirt haben, die freylich wohl nicht durch Hn. *H.* widerlegt werden, gegen welche er aber doch seine Kraft richtet; und nicht etwa so, dass er sie sich offenbar gegen über stellte, und nun seine Pfeile auf sie losdrückte: da könnten die jungen Leute die Gegner wenigstens in ihrer eigenthümlichen Gestalt erkennen: sondern wenn er mit ihnen auftritt, so zappeln sie schon zwischen seinen Armen, und er scheint sich nur an ihren krampfhaften Zuckungen zu ergötzen, sich freuend in seiner Kraft. Ueberhaupt fehlt viel, dass der Vortrag so einfach wäre, als man von der Besonnenheit des Vfs. erwarten möchte. Ueber „die grässliche Klarheit“ kann man sich nicht beklagen; es liegt auch in der Natur der Sache, da hier immer der Gegenstand, worauf eigentlich hingearbeitet wird, verborgen im Hintergrunde bleiben muss; aber klagen möchte man über die schreckliche Begriffsgierde, Verstandeslust und Rechnungsfreude, die sich überall offenbart. Wir möchten glauben — wenn es anders erlaubt ist, über die Entstehung einer fremden Ueberzeugung *seine* Meinung zu sagen, — dass Hr. *H.* selbst einmal den Absturz in irgend ein gangbares System — etwa in das Fichtesche — recht tief gemacht habe; dass er dann in jugendlicher Lebenslust, unter vorher unbekannten Verhältnissen des Lebens zur Besinnung gekommen, und darüber misstrauisch geworden sey. Auf die alte Weise war da das Alte nicht mehr zu retten; darum wurde es auf eine neue versucht, weil es sein Wesen zu tief durchdrungen hatte, als dass es aufgegeben werden konnte. Der Vorsatz, auf seiner Hut zu seyn, um nicht wieder das schmerzliche Gefühl zu haben, mit welchem man sein herrliches Gebäude zusammenfallen sieht, blieb lebendig, und er hält ihn fest mit beiden Händen. So, *scheint uns*, kam es, dass er sagen konnte: „es giebt eine Kraft, verschiedenen Meinungen ruhig zuzuhören; eine Stärke, abzuwehren, was mit zudringlicher Klarheit herannaht; eine Kunst, in die Ferne zu stellen, was, dicht vors Auge tretend, mit dem Anschein imponirender Grösse die weitere Aussicht versperren möchte. Es giebt einen Prüfungsgeist, der sich auf Vorstellungsarten einlässt, ohne sie anzunehmen; der sich die Mühe nimmt, die zum Verstehen nöthig ist, und gleichwohl sich's gefallen lässt, wenn schon die Mühe nicht auf der Stelle durch Evidenz belohnt wird.“ Gewiss ein kostbarer Gewinn; wohlthätig für den, der ihn erworben hat! Im Uebrigen rechnen wir es dem Vf. gar nicht als Bescheidenheit an, wenn er seine Philosophie für eine individuelle Überzeugung ausgiebt, von welcher er nicht die hochtönenden Worte gebrauchen will, womit andere Philosophen die ihrige anzupreisen gesucht haben sollen. Das versteht sich ja von selbst. Was von der Philosophie dem Philosophen angehört, das, wodurch sie *seine*, oder *eine* Philosophie wird, das ist nie mehr als eine individuelle Ueberzeugung; und wenn eini-

ge ihr System als das allein wahre zu rühmen pflegen, so drücken sie damit nichts weiter aus, als die Innigkeit und Lebendigkeit ihrer Ueberzeugung. Sonst erscheint Hr. *H.* auch nichts weniger als bescheiden; es liegt vielmehr in seinem ganzen Ton ein gewisses vornehmes Wesen, und ein Etwas, welches es zweifelhaft macht, ob der Vf. sich über sich oder die Leser mockirt, das sich jedoch nur aus ihm selbst lernen läst.

Weil der Vf. auf kein bestimmtes System hinweisen konnte, so sucht er in der Einleitung einen Punct zu finden, um mit den Lesern zusammen zu treffen. Das Streben nach Einheit ist ihm die erste Äusserung des philosophischen Geistes. Die Philosophie aber, als abgesonderte Disciplin, leitet er davon her, dass man sich genöthigt sieht, „die Begriffe, die allen Wissenschaften Ordnung, Zusammenhang, Einheit ertheilen, und die sich als Voraussetzungen *allenthalben vorfinden, herauszuheben, nicht bloss*, um sie zusammengeordnet aufzustellen, sondern um die inneren Schwierigkeiten, die ein jeder von ihnen in sich trägt, und durch die Wissenschaften verbreitet — einzeln zu betrachten, und wo möglich aufzulösen." Schon daraus sieht man, was dem Vf. eigentlich die Philosophie als Wissenschaft soll: gegebene Begriffe, die man so im Leben auf Treu und Glauben angenommen hat, und zu gebrauchen gewohnt ist, rein auszuarbeiten, sie genau zu verstehen, zu bestimmen, aus ihnen zu folgern. Warum das geschehen soll, wird freylich gesagt, aber wie es möglich ist, nicht wohl. Indessen hat man sich doch in Acht zu nehmen, dass man nicht über das Spalten und Bestimmen dieser Begriffe, „in den speculativen Müssiggang verfällt," der auf einer anderen Seite gesucht wird. — Scharfsinnige Bemerkungen, über den Widerwillen der Erfahrnen gegen die Philosophie; über die Folgen, wenn das Bedürfniss der Philosophie zu früh, wenn es zu spät erwacht. — Darauf *über philosophische Ansichten, über Speculation, über Philosophie als Wissenschaft*, die der Vf. als Grade des philosophischen Studiums anzusehen scheint.

Die philosophischen Ansichten leitet er davon her, dass das philosophische Studium irgend eines Gegenstandes diesem einen Hauptbegriff abgewonnen hat, welchen es denn nach Neigung und Einfällen bestimmt, dem gemäss auch zuerst *den* Gegenstand, zu welchem der Begriff gehört, und dann andere und andere, (falls etwas Phantasie hinzukommen sollte). Nachdem diese Ansichten mit einigen Spöttereyen bewillkommt sind, wird ihnen gezeigt, wie solch ein Verfahren zu nichts führen könne, und wie immer eine neue Bestimmung in dem Begriffe, auch eine völlig neue Bestimmung der Sphäre, worin er gilt, vorgenommen werden müsse, und so das Spiel nie zu Ende komme. Aber so entstehen Ansichten nie, oder selten. Eigentlich ist eine philosophische Ansicht, nach unserer Meinung, nichts weiter, als die zum Leben des Philosophen gewordene Einsicht der Speculation; der durch die Speculation errungene Gewinn, der den Philosophen durch das Leben begleitet, und ihn nie mehr mit den Momenten der Speculation verläst. Dass der Dilettant sich das Resultat fremder Forschung anmassen, und es als seine Ansicht vor sich her tragen mag, sollte man nicht beachten, so wie überhaupt des Dilettantismus, wenn ernstlich gesprochen wird, unerwähnt bleiben sollte. Als Vorübung für die Speculation mag übrigens auch jene Weise, nicht zu einer Ansicht zu gelangen, sondern um eben den Geist zu üben, und Fertigkeit zu verschaffen im Denken, heilsam seyn. Als solche Vorübung lässt Hr. *H.* den philosophischen Ansichten ihren Werth, wenn sie anders die Probleme der Speculation hervortreten machen, ohne selbst zu entscheiden. Als Resultate der Speculation lässt er sie unter der Bedingung gelten, dass sie richtig (ist aber nicht jede Ansicht richtig für *den*, der sie wirklich hat?) und *vielseitig* genug seyen, sich der Erfahrung anzuschliessen und das menschliche Handeln zu leiten. Was wäre aber das für eine Ansicht, (und ist sie nur möglich?), die sich nicht dem Leben anschlösse? Aber wir lassen Andere darüber urtheilen, ob diese *Herbartsche* Ansicht der Ansichten die Bedingungen erfüllt, die er von einer Ansicht verlangt.

Über Speculation. Ihren Anfang hatte Hr. *H.* in die reine Hingebung an die Natur der Probleme gesetzt, welche (Speculation) die Wissenschaft als ihr eigenthümliches Product erzeugen will (nachher wird Speculation als das Streben nach Auflösung der Probleme erklärt). Jetzt, da weiter über sie gesprochen werden soll, kann er nicht vermeiden, auf fremde Systeme zu stossen, die aus dem Wege geschafft werden mussten, damit „die Heerstrasse durch den Wald des überall wild aufschiessenden Raisonnements" angelegt werden konnte. Natürlich wird er also jetzt polemisch, wiewohl er es vorher auch schon gewesen war. Nun ist es eine von den „Massregeln," die er, um „Unheil" im Disput mit Philosophen zu vermeiden, vorschlägt, „dass man eine Art von Polemik gebrauche, welche den Gegner ganz ruhig seinen Anschauungen überlässt; nun aber den Contrast hinreichend hervorhebt, zwischen seinen Gesichten und dem Charakter einer Philosophie, die, von *allgemein geltenden Gründen* anhebend, im Raisonnement auf der Bahn der Nothwendigkeit fortschreitet, und nicht mehr noch weniger zu wissen wünscht, als was *auf solche Weise* gewusst werden kann." Diese Massregel kann natürlich nur durch Ironie in Anwendung gebracht werden, und ihrer hat sich denn auch Hr. *H.* mit solchem Glück bedienet, dass er selbst nicht hat unterlassen können, sich darüber ein Bravo zuzurufen. (Oder ist er es nicht selbst, der in den *Götting. gel. Anzeigen* Stück 20 über sein Buch spricht: „Lobenswerth ist die Deutlichkeit, deren sich der Vf. in der Ironie befleissigt. Denn man (sage: Man) weiss, dass die neueste Philosophie, wenn sie auch in den April geschickt ist (welcher Ausdruck uns an der Selbstanzeige fast irre machen könnte), es hinterher doch nicht glauben will."). Zur Probe geben wir eine Stelle. Hr. *H.* nämlich greift die „All - Einer" darüber an, dass sie die Einheit, wonach auch Er den philo-

sophischen Geist streben läfst, in den Gegenstand der Philosophie setzen, die sie nur bloss in dem Philosophiren hätten suchen sollen. Er wirft die Frage auf: ob es Einheit der Gedanken seyn solle, oder Einheit der Dinge? und meint, weil uns eine Vielheit der Dinge und eine Vielheit der Gedanken vorschwebet, so würden wir zunächst auf zwey Eins kommen, der Einheitstrieb aber würde wieder treiben auch diese zu vereinen; und da würde dann die Bemerkung, dass es doch Alles Unser Gedachtes sey, was wir zusammen knüpfen, wir mögen von Dingen oder von Gedanken reden, sehr willkommen seyn. Dann, nachdem zu dieser Bemerkung noch ein paar gleiches Sinnes hinzugesetzt sind, fährt er fort, „dieses habe bey einem mehr rüstigen als umsichtigen Forscher" leicht die muthige Festsetzung Eines Princips bewirken können. „Hütet Euch (so vertraut ist der Vf. überall mit seinen Lesern) einzuwenden, die Wahrnehmung gebe nur ein Bild, das aber sey der Charakter des Bildes: nicht zu *seyn*, *was* es bilde. (Im *Übrigen* aber ist doch das Bild durchaus nicht verschieden von dem, was es bildet?) Die alten Begriffe gelten jetzt nicht mehr; Alles muss neu werden; die Gedanken leben und das Gedachte ist reell in dem Gedachtseyn. Seyd nicht verzagt: springt muthig hinein in die Wirbel des Ich, oder der *causa sui*, oder des Absoluten (man sieht solch eine polemische Ironie thut vieles auf einmal ab!); Ihr könnt Alles mitnehmen, was Ihr bey Euch habt; denn die Drehung läfst nichts verloren gehen, vielmehr sie verdaut es, — sie nimmt es in sich, als Bedingungen ihrer selbst, wiewohl sie von Anfang sich unbedingt drehte. Fragt nicht, was es denn sey mit dieser Drehung aus sich heraus, und in sich zurück, und was das Heraus und Zurück bedeute für die All-Einheit, welcher Alles innerlich seyn müste. Wenn das Absolute sich nicht äussern sollte — versteht sich, für sich, — so stünden ja Leben und Liebe still, und Ihr hättet die Einheit des Todes! Dankt es seiner Turgescenz, dass für Euch und Eure Freunde Raum darin ist, denn wäre in ihm kein Raum, so wäre er nirgends. Da es nun gar etwas Treffliches ist um diesen Punct von unendlicher Weite, und um diese Ruhe mit unendlichem Umtriebe: so muss es ja wahr seyn und die Wahrheit selber! Denn so stumpf werdet Ihr doch nicht seyn, auszulassen aus der Einheit die Liebe, und das Leben, und die Kunst, und welche Namen sonst noch das Schöne und Heilige führt? — Wo wolltet Ihr denn diese lassen? Vielheit, Spaltung, Gegensatz wolltet Ihr dulden zwischen jener Einheit, die da ist Einheit des Wissens und des Seyns, und zwischen dem was das Beste ist und das Herrlichste? Fasst Muth, Alles auf einmal zu setzen; danach könnet Ihr es einzeln betrachten. Der Reiche findet immer die Zeit, sein Vermögen zu überzählen! — Wem möchte man diesen Reichthum rauben, zudem wenn es lauter eigene Production ist? Nur die Münzen nicht zu viel geschüttelt, dass der Beutel nicht reisse, und Alles umherrolle." — In der That: es ist zu wetten, dass sich der Vf. nach solchen und mehreren ähnlichen, nicht minder wohlgerathenen Stellen, selbst Beyfall zugelächelt habe. Das heisst gründlich disputiren; der Vf. kennt seine Leute, und weiss mit wem er es zu thun hat; und die armen All-Einer, wie werden sie einem solchen Gegner bestehen!

So wie Hr. *H.* ihnen hier den schrecklichen Missgriff nachgewiesen hat, den sie dadurch begehen, dass sie in den Dingen Einheit suchen, die sie doch nur in Gedanken suchen sollen (— beyläufig doch eine Frage: soll in diesen Gedanken etwas gedacht werden, oder sollen sie leer seyn? soll dem Bilde ein Seyn entsprechen, was nun wahrhaftig ist oder nicht? Wahrscheinlich doch das erste. Ist aber das, so scheint es, sollte folgen, dass wenn man Einheit in den Gedanken hätte, so müsste eben damit Einheit in dem Seyn seyn, so gewiss die Gedanken nicht leer sind, sondern ein wahrhaftig Gedachtes haben; so gewiss das Bild dem, was es bildet, durchaus gleich ist, ausgenommen darin, dass es eben Bild und jenes Abgebildetes ist. Oder scheint das nicht? —): eben so spricht er ihnen, „wenn er das wildverwachsene Gestrüpp hinwegzuräumen unternimmt, das in allen Systemen zwischen der theoretischen und praktischen Philosophie aufgeschossen ist" den Sinn für das Praktische ab. Aber, wenn uns gleich in den *Götting. gel. Anzeigen* der Wink gegeben wird, dass in der letzten Hälfte des Buchs das Wichtigste stecke: so finden wir uns doch nicht veranlasst, dem Vf. dahin zu folgen. Es würde ein Buch erfodern, um auf Alles zu antworten, was er in Anregung bringt; daher glauben wir die Erscheinung des Systems des Vfs. abwarten zu dürfen. Alsdann wird sich besser offenbaren, ob es der Mühe werth seyn wird. Nur so viel sey denen noch gesagt, die etwa begierig seyn möchten, von diesem neuen System einige Kunde zu erhalten, dass es auf Einheit ganz Verzicht thue, dass die theoretische und praktische Philosophie als durchaus und ursprünglich verschieden angesehen, die nichts mit einander gemein haben, als die Einheit der Methode, dass die Principien der praktischen Philosophie für ästhetische Principien erklärt werden, und dass die gesammte Philosophie als Wissenschaft zerfällt in Metaphysik und Ästhetik. Und damit ihnen noch etwas mehr bekannt werde: so wollen wir ihnen die Worte mittheilen, womit Hr. *H.*, „den Feyerlichen, welche herankommen, heischend, würdiges Lob zu vernehmen der hohen Weisheitsforschung," dieses Lob, „*seiner* Wahrheit gemäss," verkündiget. Wahrscheinlich ist darin die ganze Kraft dieser Philosophie zusammengepresst. Finden sie sie etwa nicht verständlich, so mögen sie sich an den Vf. wenden, der „das Nöthige in gewöhnlicher Sprache" beyzubringen nicht unterlässt. „Die Speculation suchet das Höchste. Es winken ihr, wie mit Einem Wink, das Erste, das Schönste, das Liebste. Das Winkende mit Einem Namen zu nennen, spricht sie es an, als das Heilige. — Gehorchend dem Wink, ihm ganz ergeben, und los von dem dreisten Sinne, der da fodert und setzt: — erkennt sie allgemach, statt des geahndeten Einen, die Dreyheit. Eine reine Form; denn insgesamt wohnen

die drey außer dem Seyn. — Als Basis, unermesslich, doch nicht starr, schwebt die Ferne zwischen dem Ersten und dem Schönsten; mit solchem Verhängniss, dass wenn sie schwände in Einen Punct, diesem auch das Liebste, als die Spitze, sich senken würde, zusammenfallend mit jenen in Eins. — Das Erste läſst sich finden in der Zeit. Es führt zum Seyn; und herdurch wieder in die Zeit; und hin zum ewigen Widerspruch, welcher, ein leeres Nichts, der nichtige Schlüssel ist zu den nichtigen Räthseln der Welt. — Das Schönste kennt nicht die Zeit; es kennt auch nicht das Seyn. Nicht sträubend, aber unwissend würde es dem Meister folgen zu beiden. Es leidet sogar, sanft wie es ist, verkündet zu werden in harten Orakeln. Sie tönen fort, die rauhen Sprüche! fort durch die Zeit, und hinab ins Herz. — Sprecht nicht von dem Liebsten. Sucht es nicht bey dem Schönsten. Sucht es nicht bey dem Ersten. Sucht es gar nicht. — Über Allem, und mitten im Seyn, ist Er, der Wahre! Durch ihn leuchtet das Dreygestirn in die Zeit und in die Seelen der Menschen." — *Dixi.*

I. K. a. C.

KURZE ANZEIGEN.

TECHNOLOGIE. *Erfurt*, b. Keyser: *Almanach der Fortschritte, neuesten Erfindungen und Entdeckungen in Wissenschaften, Künsten, Manufakturen und Handwerken*, von Ostern 1803 bis Ostern 1804. Herausgegeben von *G. C. B. Busch*. Mit 1 Kupfertafel. *Neunter Jahrgang*. 1805. 666 S. in 8. (2 Rthlr. 4 Gr.) — Von Ostern 1804 bis Ostern 1805. Mit 1 Kupfertafel. *Zehnter Jahrgang*. 1806. 734 S. in 8. (2 Rthlr. 8 Gr.)

Auch unter dem Titel: *Übersicht der Fortschritte, neuesten Erfindungen etc.* IX und X Band.

Diese beiden Bände sind wieder reich an mancherley Neuigkeiten, die der Herausgeber aus vielen Journalen und anderen Zeitschriften, (z. B. aus *Voigt's* Magazin der Naturkunde, aus den englischen Miszellen, den französischen Miszellen, aus *Gehlen's* Journal der Pharmacie, aus *Tromsdorf's* Journal der Pharmacie, aus dem Magazin der Erfindungen, aus *Gilbert's* Annalen, aus deu ökonomischen Heften etc.) gesammlet hat. Im *neunten* Jahrgange beschreibt Hr. *B.* aus der Naturgeschichte unter andern manche Vorschläge zu neuen Systemen des Thierreichs und Pflanzenreichs, manche neu entdeckte Thierarten aus Neuholland, Ägypten, Amerika etc., manche neue Pflanzen aus Nordamerika, Persien etc., und neue Mineralien aus verschiedenen Gegenden der Erde. Er vergisst es nicht, auch neue Beobachtungen verschiedener Naturforscher an schon bekannten Gegenständen mit aufzuführen, ja selbst verbesserte Beschreibungen der Naturproducte in seiner Sammlung mit anzureihen. Unter den beschriebenen naturhistorischen Gegenständen sind am merkwürdigsten *Wolf's* Mittel, Insekten schnell zu tödten, (durch Dämpfe von kochendem Wasser,) *Lichtenstein's* entdeckte Luftzoophyten, die trinkbare, nahrhafte und angenehme vegetabilische Milch, welche Hr. *von Humboldt* auf seinen Reisen in Amerika kennen gelernt hat, der Gypscement aus Boulogne welcher so vortrefflich binden und zu sehr festen und leichten Gefäſsen dienen soll etc. — Aus der Naturlehre findet man in dem Buche mancherley neue Beobachtungen und Versuche, mancherley neue und verbesserte Werkzeuge, als Thermometer, Pyrometer etc. dargestellt. Zu *Gervinus* verbesserter Luftpumpe gehört die Kupfertafel. An neuen Bemerkungen und Ideen über den Galvanismus fehlt es auch nicht. Reichhaltig sind ferner die Entdeckungen und Erfindungen aus der Chemie, Anatomie, Physiologie, und aus den zur Medicin und Chirurgie gehörigen Wissenschaften. — Unter den mathematischen Erfindungen kommen besonders neue und verbesserte Mesinstrumente, optische und astronomische Werkzeuge u. dergl. vor. Auch den Erfindungen in der Kriegskunst, in der Bergwerkskunde, in der Nautik und Schiffsbaukunst sind eigene Abtheilungen gewidmet. — Die Entdeckungen und Erfindungen aus der Ökonomie sind mit am reichhaltigsten und bewahrtesten, obgleich unter den ökonomischen Maschinen freylich auch manche unbrauchbare vorkommen. — Der *zweyte* Abschnitt des Buchs enthält die neuen Erfindungen und Verbesserungen der Malerkunst, Kupferstecherkunst, Plastik, der Tonkunst, Gartenkunst und Baukunst; der *dritte* Abschnitt aber diejenigen der mechanischen Künste, unter welchen viele von geringer Bedeutung sind.

Im *zehnten* Jahrgange findet man unter den Entdeckungen aus der Naturgeschichte wieder neue Gattungen von Thieren, Pflanzen und Mineralien, neue Aufbewahrungsmittel der Naturalien, neue Systeme u. dergl. angezeigt. Es reihen sich an dieselben die neuen Erfindungen und Entdeckungen aus der Naturlehre an, z. B. die neuen physikalischen Instrumente und Maschinen, die Vervollkommnung und Berichtigung mancher bekannten Lehre u. s. w. *Mollets* Entdeckung, dass die schnelle und starke Compression der Luft ein Stück Zunder zündet, *Rumford's* neue Ideen über die Wärme, *Benzenberg's* neue Versuche über die Umdrehung der Erde u. s. w., gehören unter die wichtigsten hier abgehandelten Gegenstände. Weiterhin erfährt man auch viele chemische, anatomische, physiologische, medicinische und chirurgische Neuigkeiten. Unter den mathematischen Wissenschaften zeichnen sich als Neuigkeiten aus: *Krause's* neue Faktoren- und Primzahltafel; eine neue Sägemühle mit der Säge ohne Ende, wozu die Kupfertafel gehört; *Löscher's* Maschine zur Löschung brennender Schiffe (seine bekannte Feuerspritze ohne Rohr, Kolben und Ventil, mit einigen Veränderungen, um aus der freyen See das Wasser in Menge nach allen Richtungen bis auf die höchste Spitze der Mastbäume zu spritzen) u. s. w. — Die Abtheilungen für die Kriegskunst, Bergwerkskunde, Nautik, Schiffsbaukunst und Ökonomie enthalten manche neue und zum Theil auch anwendbare Erfindung, z. B. *Greathead's* Schwimmmaschine, die gegen das Ertrinken sichert; *Mangin's* Scaphander; *Walker's* Taucherglocke; *Symington's* Dampfboot; verschiedene neue Butter- Dresch- und Säemaschinen. Unter den neuen Polizeyanstalten verdienen die Zeitmesser des *Boulton* und des *Watt* zur Aufmerksamkeit der Nachtwächter, sowie *Trechard's* Feuerrettungsmaschine genannt zu werden. Auch die schönen Künste haben durch manche bedeutende Bereicherung gewonnen; die mechanischen Künste nicht minder, obgleich hier wieder Brauchbares und Unbrauchbares sehr stark unter einander gemischt sich findet.

Ge.

NEUE AUFLAGEN.

Altenburg, im literar. Comptoir: *Journal für Veredelung des Prediger- und Schullehrerstandes, des öffentlichen Religionscultus und des Schulwesens.* Herausgegeben von *Jonathan Schuderoff*, Superintendenten und Oberpfarrer in Ronneburg. 5 Jahrg. 1ter Bd. 36 St. 1806. in fortlaufender Seitenzahl. 305 S., 2ter Bd. 1—3 St. 450 S. (jedes Heft 12 Gr.) S. Rec. d. vorherg. Jahrg. 1805. N. 287.

Hamburg, gedr. b. Meyn: *Joh. Jakob Schäffer's*, Pastors an der Hauptkirche St. Nicolai und Scholarchen in Hamburg, *Predigtentwürfe über die Sonn- und Festags-Evangelien.* 2ter Jahrgang. 1803. 252 S. 8. (1 Rthlr.)

Ebendas. b. Schniebes: *Joh. Jak. Rambach's*, Dr. der heil. Schrift E. E. Ministerii Seniors, Hauptpastors zu St. Michaelis und Scholarchen in Hamburg, *Entwürfe der über die evangelischen Texte gehaltenen Predigten.* 23 Jahrg. 1803. 304 S. 8. (1 Rthlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 APRIL, 1807.

PÄDAGOGIK.

München, b. Lentner: *Versuch eines Lehrgebäudes der Erziehungskunde. Zweyter Band.* Von *Kaj. Weiler.* 1805. 328 S. gr. 8. (1 Rthlr. 2 Gr.)

Das Werk zerfällt vornehmlich in zwey Haupttheile, deren einer die Erziehungswissenschaft, der andere die darauf gebauete Erziehungskunst begreift. Zuerst wird der Begriff von Anlage erörtert. Diese ist nach dem Vf. die absolute Geneigtheit zur absoluten Eigenschaft. (Diess letzte Wort ist zum mindesten nicht glücklich gewählt, denn eine jede Eigenschaft enthält schon in sich selbst eine Negation des Absoluten.) Die in aller Hinsicht vollständige Tendenz zu der in aller Hinsicht vollständigen Wirksamkeit. S. 7 heisst es: „Stelle dir die ganze Eigenschaft vor, wie sie alle Erscheinungen ihres Gebietes darbietet, und löse alsdann von deinen Vorstellungen alles ab, was die Eigenschaft zur Eigenschaft macht, löse das sich Äussere ab, und behalte blofs das *Streben* zurück, so hast du die absolute Anlage. Diese negative Bestimmung und Erörterung des dunkeln Begriffs der Anlage ist ein glänzender Punct in der übrigens weniger lichtvoll geschriebenen Einleitung zu dem eigentlich pädagogischen Theile des Werkes, der übrigens den kleinsten Theil des Ganzen ausmachen dürfte. Freylich tritt hiedurch Anlage völlig aus dem Reiche der Erscheinungen. Denn sobald sich dieselbe äussert, so formt sie sich auch nothwendig. Jede Form ist aber ein Bestimmtes, mithin nicht mehr Anlage, sondern Eigenschaft. Allein der Vf. hält diesen Begriff des Absoluten nicht fest, indem er bald darauf von verschiedenen Anlagen spricht. Diese bedingen sich (nach S. 28 f.) gegenseitig, indem sie sich gegenseitig anregen, welches entweder durch Stofflieferung, oder durch Bearbeitung des überlieferten Stoffes geschieht. Jene weckt diese, diese veranlasst jene zu neuer Stoffsammlung. Das Causalverhältniss ist also wechselseitig. Der Übergang der Anlagen gewährt also das Schauspiel einer allmählichen und gleichzeitigen Entwickelung. Rec. begreift nicht a) wie Anlage auf Anlage wirken könne, da diese nur ein absolutes Streben ist, und mithin nur so lange Anlage bleiben kann, als dasselbe ungehemmt fortgeht; b) wie es eine Stoff überliefernde und Stoff verarbeitende Anlage geben könne, da dieselbe nur jenseits des Qualitativen liegen soll; c) wie Stoffüberlieferung und Stoffverarbeitung so sehr geschiedene Thätigkeiten seyn können, dass man sogar bis hinter das Gebiet der Erscheinungen ihre Mannichfaltigkeit zu verfolgen sich getraut.

Die Jugend nennt Hr. *W.* S. 42 das Streben nach Entwickelung des menschlichen Organismus, des menschlich vernünftigen Bewusstseyns verbunden mit der übrigen menschlichen Vernunftthätigkeit. „Mehr als Streben nach Entwickelung ist die Jugend nicht." (S. 48.) Kann es Streben ohne Seyn geben? Ein unendliches Streben ist eine Ursache ohne Wirkung, sie hat eine denkbare aber keine reale Existenz. Weiter werden nun Perioden der Entwickelung geschieden; diese werden nach den in der Philosophie angenommenen Stufen des geistigen Vermögens festgesetzt. Kant schied vornehmlich zuerst mit festerer Bestimmung drey geistige Thätigkeiten: Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft. Diese nur für die Speculation gespaltenen Acte des geistigen Handelns, nahm Hr. *Weiler* schon 1800 in seiner *Jugendkunde*, nicht mehr blofs als getrennte Begriffe, sondern als völlig geschiedene Vermögen an, die sich nach einander entwickeln sollten; und darauf bauet er auch hier wieder. Allein es giebt hier zu bemerken: a) dass sich im Leben keine ausgezeichnete Periode der Sinnlichkeit auffinden lässt; dass sie im Gegentheil bleibt; dass eben so wenig je eine vorherrschende Verstandes-, als eine vorherrschende Vernunft-Seite sichtbar wird. Dennoch können diese Begriffe nur der Erfahrung entnommen seyn. b) Dass diese Bestimmung eine Alternative voraussetzt, entweder muss es einen Übergang aus einem Vermögen in das andere geben, oder es muss ein gleichzeitiges Wirken aller drey vorhanden seyn. Giebt man das erste zu, so müsste Sinnlichkeit periodisch allein herrschen, und nichts von Vernunft vorhanden seyn. Das leugnet Hr. *W.* selbst. Behauptet man das Letztere, so fliessen die Vermögen zu allen Zeiten innig in einander, bestimmen und heben sich gegenseitig, dann müssen sie aber das Gleichgewicht halten. Denn Getrenntes und in einander Wirkendes kann nicht bestehen ohne Gegenwirkung; und Gegenwirkung sich nicht halten ohne Gleichgewicht des Wirkenden selbst. c) Wäre in der Natur jenes Getrennte vorhanden, so müsste jedes seine eigene Perfectibilität haben; es müsste also eine höchste Stufe der Sinnlichkeit, eine höchste des Verstandes und der Vernunft geben; und die Perfectibilität des Einen immer auf die Vernichtung des Anderen beruhen. Kurz, es wäre ein ewiger Kampf vorhanden, nicht ein gegenseitiges Ineinandergreifen. Rec. findet überall Elementaräusserungen, aber keinen Widerstreit. Jene sollten aufgesucht werden. Die geistige Vervoll-

für die unterste Classe der Leseschüler in Stadt- und Landschulen gehört, zu gründen scheint. Wer aber die Tendenz des ersten Unterrichts nachgedacht hat, wird es sich selbst sagen, dass es nicht sowohl darauf ankomme, dem Menschen eine Masse von Kenntnissen aufzubürden, die er nicht zu ertragen vermag, als vielmehr darauf, ihn aus sich selbst herauszubilden, und seine natürlichen Anlagen und Fähigkeiten so zu entwickeln, dass er dadurch in den Stand gesetzt werde, sich selbstthätig zu entfalten, und von dem empfangenen Stoffe einen zweckmäfsigen Gebrauch zu machen. Weit zweckmäfsiger sind in dieser Rücksicht in *Tillich's ersten Unterrichte* (Leipzig bey Rein 1803) die kurzen Sätze, die er von S. 154 an, seine Leseschüler lesen läfst, aus den nächsten Umgebungen der Kinder genommen, und Rec. kann den Wunsch nicht unterdrücken, dass es Hn. *P.* gefallen haben möchte, solche und ähnliche Sätze für seine Lesetafeln zu wählen, wenn auch die Absicht, die ihn bey der Wahl des Inhalts leitete, alsdann nicht erreicht worden wäre. — Was besonders die Bedürfnisse der Landleute betrifft, und das, was in den meisten Landschulen geleistet werden kann, so lange nicht sowohl mit den Landschulen, als vielmehr mit dem ganzen äusseren Zustande derer, für welche sie da sind, eine totale Umwandlung vorgenommen wird: so ist es augenscheinlich, dass Hr. *P.* damit sehr unbekannt seyn müsse, wenn er sich überredet, auf ihre bessere Bildung durch den Inhalt seiner Lesetafeln weise Rücksicht genommen zu haben. Was ist denn auch daran gelegen, wenn der Landmann, der von den azorischen Inseln, und von Tschirnhausen in der Schule nur etwas lernen würde *in spem futurae oblivionis*, statt azorische Inseln azorische, und statt Tschirnhausen Schirnhausen schreibt? Wahrlich, eine Landschule kann sehr gut organisirt seyn, wenn auch unter allen ihren Schülern kein Einziger das Wort Schwetschke richtig zu schreiben versteht, und Rec. falls er Vorsteher einer solchen Schule wäre, würde darauf halten, dass ihnen dieses Wort zum Schreiben überall nicht aufgegeben würde. Übrigens trifft unser Tadel nur die zehn ersten Lesetafeln; ein weit vortheilhafteres Urtheil müssen wir über die folgenden von No. XI—XV fällen, die allerdings recht zweckmäfsig sind, so dass auch wir mit dem Vf. wünschen, dass sie in Volksschulen fleissig gelesen und beherzigt werden mögen.

In dem diese Lesetafeln begleitenden Commentar findet man dieselben Vorzüge, die man an Hn. *P.* früheren Schriften schätzt, dieselbe Gabe, den Kindern alles zu versinnlichen, und dieselbe Gewandtheit in der Kunst zu katechisiren. Wenn der Vf. nur nicht das an sich sehr löbliche Bestreben, alles anschaulich zu machen, zuweilen übertriebe, und dadurch pedantisch würde, und durch seine Gewandtheit in der Kunst zu katechisiren, sich zu einer oft unzweckmäfsigen Weitläuftigkeit verleiten liesse! —

—m—

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. *Erfurt*, b. Hennings: *Die Kunst mit Kindern umzugehen, und ihre moralische und physische Bildung zu befördern.* Ein Buch für Ältern, Lehrer und Erzieher, und die sich zu diesen bilden wollen. 1806. 306 S. 8. (1 Rthlr.) Diese Schrift ist nichts als eine Compilation aus mehreren zum Theil allgemein gelesenen Werken. Namentlich haben *Salzmann*, *Ewald*, *Heusinger*, *Niemeyer*, *Hufeland* und andere bekannte pädagogische und medicinische Schriftsteller viel beysteuern müssen, jedoch so, dass der Vf. seine Quellen nur im Allgemeinen genannt, im Einzelnen aber verschwiegen hat, was und aus welcher Schrift das Gegebene entlehnt ist. Er beruft sich zwar in der Vorrede darauf, dass er auch seine eigenen Erfahrungen (nach S. 10 war der Vf., der am Schluss der Vorrede *Weimar* als seinen Wohnort angiebt, ehemals selbst Lehrer an einem Erziehungs-Institute) überall eingewebt habe; allein damit wird es wohl nicht viel auf sich haben. Auch können die Erfahrungen eines *anonymen* Schriftstellers nicht viel Zutrauen für sich erwecken, zumal da hier kein besonderer Grund der Anonymität denkbar ist. Indess muss doch Rec. bekennen, dass, obgleich die Art und Weise, wie der Vf. bey seiner Compilation verfahren ist, nicht gebilliget werden kann, doch diese selbst nicht ohne Verstand gemacht ist, und von Vielen mit Nutzen gebraucht werden kann. Der Erzieher findet wenigstens hier Vieles beysammen, was ihn interessirt und was er sonst bey mehreren Schriftstellern zerstreuet suchen müsste. Aus diesem Grunde wird er es dem Vf. Dank wissen, dass er ihm viel Zeit und Mühe erspart, und ihm in dieser Schrift eine kleine Bibliothek des Wissenswürdigsten in Ansehung der physischen und moralischen Bildung der Kinder geliefert hat. Doch würde der nützliche Gebrauch derselben noch mehr befördert worden seyn, wenn der Vf. seine Materialien besser geordnet, und durch allgemeine Rubriken für die leichtere Übersicht des Ganzen mehr gesorgt hätte.

—st—

Weissenfels u. Leipzig, b. Böse: *Der Chursächsische legale Schulmann.* Ein nöthiges Handbuch nicht bloss für Lehrer in deutschen Schulen und solche, die es werden wollen, sondern auch für alle, die mit ihnen in gewissen Verhältnissen stehen, von einem alten siebenzigjährigen Landprediger *M. Gottlieb Schlegel*, Pfarrern in Burgwerben, Weissenfels. Inspection 1805. XX und 311 S. (18 gr.) Um dieses nützliche Buch gehörig zu empfehlen, muss Rec. durchaus bitten, auf den Titel gehörig zu achten. Denn von etwas weiterem, als von Legalität des Schullehrers ist darin nicht die Rede. Von den Pflichten desselben, die sich auf seine Schule und den Jugendunterricht beziehen, von den dazu nöthigen Geschicklichkeiten und Fertigkeiten, von der Nutzbarkeit seines Amtes, von den Mitteln, um die Nutzbarkeit zu erhöhen, ist darin wenig zu finden, und dieses wenige ist noch dazu äusserst dürftig, obgleich Kap. 1 von der Zubereitung tüchtiger Schulmeister in deutschen Schulen, 2) von ihrem Berufe (*vocatio* zum Amte ist darunter zu verstehen), 3) von ihrem Verhalten im Amte als Schullehrer, Cantoren, Organisten, Kirchner, Glöckner handelt. Nur von Kap. 4, welches von ihrem äusserlichen Verhalten handelt, 5) von ihren Immunitäten und Freyheiten, 6) von ihrer Besoldung und übrigen Emolumenten, 7) von der Bestrafung ihrer Ungebührnisse, 8) von ihrem Abgange vom Amte — geht die wahrhaft grosse Brauchbarkeit des Buches an, indem darin der sächsische Schullehrer alles gesammelt findet, was theils der Staat in aller dieser Hinsicht verordnet hat, theils die Klugheit erfodert. Es ist ein rühmlicher Beweis, welcher den Fleiss und das gesunde Urtheil des ehrwürdigen Greises hinlänglich documentirt. Einzelne Erinnerungen liessen sich wohl machen, besonders gegen die öfteren Wiederholungen und die etwas redselige Schreibart; aber — das Gute ist überwiegend.

L. M. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 APRIL, 1807.

ALTE LITERATUR.

Giessen, b. Tasche und Müller: *Aristophanis Plutus* Graece cum commentariis Joh. Fr. Fischeri. Edidit *Chr. Th. Kuinoel*. Vol. I. 1804. 360 S. Vol. II. 1805. VIII und 342 S. (3 Thlr. 4 gr.)

Auch unter dem Titel; *Aristophanis opera, quae supersunt, omnia*. Vol. I. continens Plutum.

Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel seine Stunde: sollte ein Commentar über den Aristophanes sie nicht haben? Unmöglich. Damit aber ist dem vorliegenden ein unwillkommenes Prognosticon gestellt: den Enkeln wird schwerlich geniessbar dünken, was für die Grossväter bereitet war.

Dass diese Arbeit sich verspätet habe, und zwar um ein gutes Menschenalter, dafür zeugt Ton und Manier, vornehmlich aber der gänzliche Mangel an Kenntniss der Fortschritte, welche die Philologie in neueren Zeiten gemacht hat. Nicht nur ist unbenutzt, was die letzten Decennien zur Aufhellung so mancher dunkelen Region der Grammatik und Metrik im Allgemeinen geleistet: auch mit Brunks Verdiensten um des Komikers Kritik und Interpretation findet sich nirgend eine Spur von Bekanntschaft, wiewohl diese Verdienste so einleuchtend sind, dass sie wissentlich zu übersehen, unmöglich oder doch unverzeihlich wäre. Um im Costume zu bleiben, ist über die veralteten Noten der uralte Text aus Ante-Kusterianischen Zeiten zurückgeholt, dass sich das Ohr weiden mag an Trimetern, wie 197:

ἢ Φησιν οὐκ εἶναι βιωτὸν αὐτῷ τὸν βίον

und an Tetrametern, wie 268:

ὦ χρυσὸν ἀγγείλας ἐπῶν, πῶς Φής; Φράσον μοι.

Doch gegen dergleichen protestirt Fischer selbst mehrmals (V. 197. 246. 268. 314. 325), und dieser Tadel trifft also allein den Herausgeber, der überhaupt sein Geschäft sehr leicht genommen zu haben scheint, leichter beynah, als verträglich seyn dürfte mit der Ehrfurcht gegen den *criticus grammaticusque perfectus omnibusque numeris absolutus*, für den er, aus freundschaftlicher Wärme, anderswo den verstorbenen Fischer erklärt hat. (S. *Chr. Th. Kuinoel narratio de J. F. Fischero ad F. V. Reinhardum*, vor dem dritten Bande der Fischerischen *animadv. ad Vellerum* S. XXV.) Verdienter würde er sich um seinen Freund gemacht haben, wenn er dem Spätlinge die Vergessenheit gegönnt hätte, statt ihn zu beschämen durch Nöthigung zu öffentlichem Austritt, wozu er schon vor dreyssig Jahren, im Frühling seines Lebens, nicht viel geeigneter gewesen wäre als itzt.

Der Commentar ist durchaus auf den Schulgebrauch berechnet: Aristophanes aber darf nicht auf Schulen gelesen werden. So gern wir in diesen Zeiten trübseligen Ernstes dem Scherze das Wort reden, und so überzeugt wir sind, nicht eher könne des Scherzes Göttin, die komische Muse, einheimisch unter uns werden, bis befreyter, erheiterter Sinn ihrem liebsten und freudigsten Zögling allgemein die Ehre und Liebe darbringt, die itzt wenige bekennen: so fest glauben wir auch, dass unrathsam sey, unmündigen Knaben, lüsternen Jünglingen Gedichte Preis zu geben, die, mehr als alle andere, von reifen Gemüthern und Geistern genossen seyn wollen, und auf die Halbverstehenden — wie aber mag die Schuljugend ganz verstehen, was in dem fernen Alterthum unserem Verständniss am fernesten abliegt? — nur schädlich einwirken können, indem sie zwar die Frechheit zeigen, nicht aber das höhere Gesetz enthüllen, das die Frechheit zur Freyheit heiliget. Wir ersparen uns die Ausführung eines Satzes, der klar scheint, und den jeder Lehrer an der vielfachen Verlegenheit für wahr erkennen wird, in die er bey der bedenklichen Probe gerathen muss. Hr. Fischer hat anders gedacht: bemüht, die Witze des Komikers für ein recht zartes Alter zuzurichten, hat er zu *dem* Ende aufgeboten, was nur in seinem Vermögen stand: Belesenheit in Wörterbüchern und Scholien, in Schulautoren und im N. T; Kenntniss der gemeinen Grammatik; Fleiss, und von Geduld ein seltnes Maass. Der Erfolg lehrt, dass diese unverächtlichen Eigenschaften, wie sie nicht hinreichen zur Erklärung irgend eines Classikers, so am wenigsten bey der des Aristophanes befriedigen: da besonders wird sichtbar, dass dem emsigen Grammatiker die Alten sind, was er sie nennt (V. 6. 129. 529. 688. 944), *Barbaren*, d. h. Unverständliche, dem Geiste nach, der seiner schweren Berührung sich entwindet, die äusserste Hülle zu untröstlichem Spielwerk hinterlassend. Indess, da nun einmal der Dichter durch so wenig angemessene Behandlung ist herabgesetzt worden, würden billig auch unsere Foderungen herabgestimmt, wenn nur nicht auch der Genügsame unbegnügt bliebe, wo geringes Urtheil mit ermüdender Weitschweifigkeit und irreführender Spitzfindeley sich verbindet.

Die Einrichtung ist diese, dass zuerst die ganzen Verse übersetzt werden, dann die einzelnen Vocabeln, zu denen gewöhnlich ein *nam* den Übergang macht, paraphrasirt in kleinen, mit a, b, c, u. s. w. bezeich-

mis viris; quorum se ingeniis vel contulit, vel, si hoc verecundia recuset, applicuit, so übersetzt: *So lange die Wissenschaften irgend in Ehren bleiben werden, so lange noch die Kraft der lateinischen und die Anmuth der griechischen Sprache sich behaupten, so lange wird er auch mit den grossen Männern fortleben, deren Genie er erreichte, oder denen er, wenn seine Bescheidenheit diess Lob ablehnt, sich zunächst anschloss.* Man wird diese Uebersetzung nicht als unrichtig tadeln können, wenn man abrechnet, dass *potentia* hier nicht durch *Kraft* hätte übersetzt werden sollen, da der lateinischen Sprache insoferne *potentia* zugeschrieben wird, als sie Sprache der Herrschenden ist; aber den Ton des Originals vermisst man. Rec. glaubt die Stelle so übersetzen zu müssen: *So lange die Wissenschaften noch irgend in Ehren seyn werden, so lange fortdauern wird der lateinischen Sprache die Macht, der griechischen die Lieblichkeit, wird er fortblühen mit den grossen Männern, deren Geisteskräften er sich entweder gleichmachte, oder wenn diess seine Bescheidenheit ablehnen möchte, anschloss.* Nothwendig muss man zu *ingeniis* zwey Worte suchen, die einerley Casus regieren, wenn die Periode nicht verlieren soll. Kap. 25 heisst es bey dem Uebersetzer: *Längst erhob Cäsars Gunst und führten deine Studien dich zu einem höheren Rang.* Die grammatische Uebersetzung ist hier die weniger getreue; denn die den Worten *extulit* und *deduxerunt*, *gratia Caesaris* und *tua studia* in der Übersetzung entsprechenden Worte verfehlen ihre Wirkung, wenn sie nicht gerade dieselbe Stelle, wie jene beym Seneka, einnehmen. Wir hätten daher geschrieben: *Längst wurdest du zu einem höheren Stand sowohl durch Cäsars Gunst erhoben, als durch deine Wissenschaften geführt.* K. 26 lautet der Satz: *tutum erit tempus, quod illis tuendum commiseris*, in der Überſetzung so: *in den Stunden, worin du dich ihnen anvertrauest, wirst du gesichert seyn gegen die Anfälle zu heftiger Traurigkeit.* Der Sinn ist richtig ausgedrückt, aber die Form verschwunden; es ist nicht Übersetzung, sondern Umschreibung. Übersetzt würde die Stelle so lauten: *Geschützt wird die ganze Zeit seyn, die du ihnen zur Beschützung anvertrauest.* K. 33 ist die Stelle: *Vir in hoc natus, ne urbi Romae aut Scipio deesset, aut Carthago superesset* so übertragen: *Ein Mann, der beweisen sollte, dass entweder Rom einen Scipio besitzen, oder Carthago unterliegen müsste.* Abgerechnet, dass der Gedanke nicht einmal genau ausgedrückt ist, vermisst man auch die Manier des Seneka und das Wortspiel von *deesset* und *superesset*. Rec. würde die Worte so übersetzen: *ein Mann, dazu bestimmt, dass für die Stadt Rom weder ein Scipio nicht wäre, noch ein Carthago übrig wäre.* Wir geben zum Beschluss von mehreren uns angemerkten Stellen noch eine etwas weitläuftigere. In dem 18ten Briefe an den Lucilius heisst es: *Der geht am sichersten, welcher sich weder von den sanften Liebkosungen der Üppigkeit anlocken, noch von den gewaltsamen Reizungen derselben hinreissen lässt. Der stärkste ist derjenige, welcher mässig und nüchtern bleibt, während das ganze Volk in Trunkenheit taumelt: der weiss sich am besten zu beherrschen, welcher sich nicht ausschliesst, nicht gegen andere absticht, aber auch sich nicht jedermann gleichstellt, und zwar eben das, was sie, aber anders thut.* In dieser Übersetzung ist der Ton des Seneka ganz verfehlt. Die erste Periode ist noch dazu von dem Übersetzer missverstanden, und mit unnöthigen Zusätzen überladen. Die lateinischen Worte sind: *Certissimum argumentum infirmitatis suae capit* (wie kann man diess übersetzen: *der geht am sichersten?*) Diese Worte sind ja dem folgenden *hoc multo fortius etc.* entgegengesetzt, und der Gedanke ist offenbar: Wenn man an solche Orte, wo man leicht zu Lastern verführt werden kann, weder aus eigenem Antriebe geht, noch von anderen dahin zu gehen sich bereden lässt: so kann man daraus seine Schwäche wahrnehmen. Denn getraute man sich hinlängliche Stärke zu, so würde man sich nicht aussondern. Die Übersetzung der ganzen Stelle müsste nach dem Lateinischen so lauten: *Am sichersten kann man seine Schwäche erkennen, wenn man zu den schmeichelhaften Lockungen der Üppigkeit weder geht noch sich fortziehen lässt. Viel mehr Stärke beweist man, wenn man, indess das Volk sich berauscht und überladet, nüchtern und mässig bleibt; jenes mehr Selbstbeherrschung, wenn man sich nicht aussondert, nicht absticht, doch sich nicht zu allen gesellt, und dasselbe, aber nicht auf dieselbe Weise, thut.* Doch des Tadels genug. Wo so vieles glänzt, wäre es nicht gerecht, kleine Versehen zu strenge zu rügen. Die beygefügten Anmerkungen enthalten theils historische, theils philosophische Erläuterungen. Wenn sie gleich weder für den Philologen noch den Philosophen neue und wichtige Bemerkungen mittheilen: so werden sie doch für die Klasse von Lesern, für welche diese Übersetzung zunächst bestimmt ist, eine willkommene Zugabe seyn. Wir wünschen, dass der würdige Verfasser seinen rühmlichen Zweck, die Liebe für gute Gesinnungen zu erwecken und zu stärken, bey vielen erreichen möge.

F. C.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Lemgo*, b. Meyer: *Westphälischer Volks-Calender auf das Jahr* 1807. Herausg. von *M. C. Pothmann*, Prediger zu St. Johann in Lemgo. 1807. 212 S. 8. (9 Gr.) Eine Nachahmung des ehemals Fröbingischen, jetzt Petrischen Calenders fürs Volk. Man findet hier zuerst Nachrichten von guten Menschen und Lebensrettern bis S. 86; dann, bis S. 99 Würdigung des Verdienstes und Menschenfreuden: hierauf folgen bis S. 141 Erzählungen von bösen Menschen, Selbstmördern und Betrügern; von da an bis S. 166 sind belehrende Unglücksfälle und Nachrichten von einzelnen guten und bösen, klugen und thörichten Handlungen mitgetheilt; den Beschluss machen bald längere, bald kürzere Notizen von merkwürdigen Westphälingern. Die Quellen, woraus Hr. *P.* geschöpft hat, sind Gerichtsacten, Correspondenz-Nachrichten, Beyträge seiner Freunde, der westph. Anzeiger und die Nationalzeitung der Deutschen. Das Verdienst des Herausg. beschränkt sich also grösstentheils auf Sammlung und Auswahl. Die locale Bestimmung des Buchs entschuldiget die Aufnahme manches Aufsatzes. Indessen ist doch der grössere Theil gewiss auch nicht ohne Interesse für das grössere Publicum. Die Züge aus dem Leben Theodor Neuhofs, Königs von Korsika, der aus der Graffschaft Mark abstammte, werden dienen, das Andenken dieses höchstabenteuerlichen Abenteurers auch anderwärts anzufrischen.

S1.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 APRIL, 1807.

GESCHICHTE.

FRANKFURT, b. Mohr: *Der rheinische Bund.* Viertes Heft. Herausgegeben von *P. A. Winkopp*, Hofcammerrath. 1807. 160 S. in 8.

Der Keim eines zu grofser Ausbreitung und einem wichtigen Daseyn bestimmten Bundes, dessen bloſser, aller Aufmerksamkeit würdiger, Name, sonst aber, auſser dem militärischen, kein anderer Actus bisher dasteht, stellt im Grunde dem politischen Betrachter noch nicht viel mehr dar, als der rheinische Bund von 1658 und viele ähnliche Geburten der Zeit. Nur die Aufopferungen, die seinen Ursprung begleitet, das Wort, welches ihn verkündiget hat, und die Trümmer, welche sein Fuſsgestell ward, unterhält eine auf jeden seiner Schritte und jede ihn treffende Vorkehr gespannte Erwartung. Für das Wesentliche ist diese Zwischenzeit nicht unnütz: es läſst sich frey erdauren, was, einmal festgesetzt, mit Schonung zu berühren seyn wird. Manch hingeworfenes gutes Wort könnte am Bundestag Früchte bringen; wenigstens darauf leiten, daſs dieſs und das durchaus einer gesetzlichen Erläuterung und Bestimmung bedarf. Unverständige Menschen bilden sich ein, daſs ein souveräner Fürst nie über irgend eine Gewaltübung paciscieren, daſs er nie sich oder seinen Thronfolgern eine feste Regel vorschreiben, am wenigsten mit Bundesverwandten gemeinsam verbindender Gesetze übereinkommen dürfe. Solche Staatsmänner hat es auch in Troja gegeben: eben darum ging es unter.

Quid Paris? ut salvus regnet, vivatque beatus,
Cogi posse negat.

Nicht so die aufgeklärten Fürsten der germanischen Conföderation. Die Souverainetät, welche eigentlich nichts anderes war, als die Löfung der sie an das römischdeutsche Kaiserthum fesselnden Bande, ist ihren erhabenen Gemüthern (ihrer Einsicht und Klugheit) nicht eine Auflösung aller göttlichen und menschlichen Herkommen und Rechte, aller Hausverträge und Landesordnungen, und aller der unzerstörbaren Grundfesten öffentlicher Sicherheit und Glückseligkeit, ja selbst des Credits: ein solches Geschenk wäre ärger als die Hochzeitgabe der Medea oder der Rock des Nessus. Wer wollte aus dem Charakter eines deutschen Fürsten, dessen Väter mehr oder weniger als fünfhundert Jahre ununterbrochen regiert und in allen Ereignissen das Gut und Blut ihres biederen Volks zu ihren Diensten gefunden, hinübertreten in den Charakter morgenländischer Sultane, die etwa kein Gesetz über ihren Willen erkennen, aber Alles von Allen fürchten, und Sklaven der Elenden werden, denen sie ihrer Schlechtheit und Verruchtheit wegen trauen. Unsere Fürsten (das werden wir sehen, wenn Bundestage einst regelmäſsig sind,) werden Institute, auf welchen Sicherheit und Credit beruhet, jeder in seinem Lande, durch *Gewährleistung des Bundestages* heiligen. Dessen standhafte Festhaltung darauf, wie seine Kraft gegen Ruhestörer, (indem *diese* dem Thron, und jene dem Unterthan unstörbare Sicherheit giebt,) wird in den Kreisen des deutschen Bundes die seltene Vereinigung der Freudigkeit und des Gehorsams herrschend machen. Diese Aussichten (gar nicht schwärmerisch; gesunder Verstand muſs sie empfehlen,) haben viel Erhebendes; indeſs dieselben zur Wirklichkeit reifen, wollen wir in Erwägung ziehen, was gegenwärtige Stillstandsperiode Merkwürdiges darbeut.

Dieses vierte Heft liefert ein Hauptactenstück, die diplomatisch berichtigte Urkunde des Bundes, S. 115; eine Ansicht desselben im Allgemeinen S. 142, (wo aber die Aufhebung der Landstände mit Unrecht als eine nothwendige, allgemeine Folge betrachtet wird. Keinem Fürsten ist *untersagt*, von Herren und Städten, welche bey ihm Eigenthum haben, auch ferner Rath und Vorstellungen zu hören, und mit ihrer Existenz ferner den öffentlichen Credit zu befestigen. Dem weisen Könige der Sachsen schien der Kosten und der Zeit wohl werth, die Henne ferner leben zu lassen, die in so mancher Landnoth und Cassenverlegenheit so vielen Fürsten goldene Eyer gelegt; wir haben auch nicht gelesen, daſs seine väterliche Weisheit in ihren wohlüberlegten Anträgen, auch vor der Souverainetät, Widerstand oder Ungehorsam bey ihnen gefunden hätte. Es ist ein Irrthum, zu glauben, daſs die Bundesglieder nicht beybehalten *dürfen*, was die Probe der Jahrhunderte ausgehalten); Auslegungen des 26 ff. und zwey des 34 Artikels der Bundesacte, S. 66 und 120. (Wir können die Abhandlung des weilburgischen Hrn. G. R. *Medicus* nicht unerwähnt lassen: in buchstäblicher Auslegung ist er so genau als man es seyn kann, dabey giebt seine Klugheit und Humanität betrachtungswürdige Winke. Die neuen Lande, den Gesetzen des neuen Herrn unstreitig unterworfen, sollten, glaubt er, doch wohl vor der Hand, bis zur Abfassung neuer Gesetzbücher für alte und neue Lande bey ihrem Herkommen zu lassen seyn. Ohne Zweifel würde aus dem Gegentheil unumgängliche Verwirrung erfolgen. Wir glauben, daſs, wo einem Fürsten etwas an der Zuneigung der Völker liegt,

er auch mit Verwandlung der hergebrachten Formeln und Namen sich nicht übereilen wird. Aber nur ein selbstregierender Herr wird diese Vorsicht brauchen; die Bureaukraten, an das Tabellenwerk und an einförmigen Schlendrian gewöhnt, sind unbarmherzig mit Ausrottung aller Eigenthümlichkeiten, welche eine Erinnerung, einen Gedanken, mehr kosten. Wir empfehlen die Bemerkungen S. 71, 75, 77 sq. — S. 80 sehen wir, dass bisher noch nicht klar gewesen, ob den abtretenden Landesherren *le droit de patronage* oder *le droit de paturage* vorbehalten war: nun scheint sich's für das erste zu entscheiden. Den Wunsch eines von dem Bundestag auszumittelnden Gesetzes für die Austregalinstanz haben wir S. 81 gern gelesen; die Vervollkommnung dieser altdeutschen Anstalt wäre ein wahres Probestück der neuen Gesetzgebungskunst. Überhaupt ist Alles gewonnen, oder gar verloren, sowie der Bundestag in gemeinnützliche Thätigkeit gebracht, oder ein so steifes Ceremonienwerk wird, wie der entschlafene Reichstag. Zum Allgemeinen ist der Beytritt der Ernestinischen Herzoge von Sachsen zu rechnen S. 41, und sehr zu wünschen, dass der traurige Missverstand wegen Coburg ohne daurende Folgen bleibe (S. 147).

Die einzelnen Mitglieder haben ihre neuen Besitzungen *purificirt*, *consolidirt*, *organisirt*. Zu ersterem finden wir die Verträge zwischen Wirtemberg und Baden (124), Baden und Hessen (106), Hessen und Isenburg (121); zum zweyten die Vertheilung der mediatisirten Güter der R. Ritterschaft (S. 85), wie für das dritte die Organisirung des Landes Tirol (S. 28, 153) und Vorarlenberg, der Stadt Augsburg (51) und der Herzogthümer Cleve und Berg (S. 154). Arbeiten von unumgänglicher Nothwendigkeit, welche nicht nur für die Kenntniss der Gegenwart, sondern auch für die Nachwelt kostbar sind. Aus denselben wird sie lernen, wie vieles Viele der neuen Ordnung aufgeopfert, auch wohl einen und anderen namhaften Ort, welcher nach der Art grosser Reiche, wo nicht seine Existenz, doch seine Nambarkeit mit der Zeit einbüssen wird. Im übrigen ist von den Provinzen die Organisation im Einzelnen, ohne Meldung dessen beschrieben, ob und was dem oder diesem Lande in politischer oder ökonomischer Hinsicht von alten Vorrechten gelassen worden, ob es immer noch mehr oder weniger auszeichnendes hat, ob, und wie man das Neue dem Vorigen anzupassen sich bemüht, mit wie sorgsamer Klugheit, oder ob nur durch ein Wort alles eingerichtet worden. Sehr bedächtlichen Gangs ist man freylich heutiges Tages nicht gewöhnt; der Staatskalender im Hauptlande giebt die Norm an. Rom hatte *cives*, *nomen Latinum*, *socios*, *foederatos*, hunderterley Schattirungen der Unterthänigkeit: dergleichen Trostbehelfe werden jetzt nicht gereicht; alles wird *uniform*. Über die Stadt Augsburg zeigt eine merkwürdige Note, dass *nach den Umständen* sie durchaus nicht länger habe bestehen können. Beyläufig wird angezeigt, wie *Castell* und *Kostheim*, gegen über Mainz, für französisch erklärt worden, so dass die Linie der jenseitigen Mauth wohl auch den Mayn sperren, und diesen Theil des rechten Rheinufers umziehen möchte.

Tröstlich ist, wie die Drangsale der Mitglieder des R. Kammergerichtes durch die Anstellung einiger vorzüglicher Männer in die königl. wirtembergischen Dienste, durch die Fortsetzung der Kammerzieler von Bayern, Baden und Hessen, und anderer Beyträge durch Nassau, Hohenzollern und Isenburg, endlich durch die väterliche Fürsorge des Fürsten Primas für das untergeordnete Personal gemildert worden. Doch nur bis den 18 Febr. war man für die Gehalte gedeckt; etwas Allgemeines auf die Dauer war noch nicht verabredet.

Inwiefern dieser Bund (die neue Hoffnung Deutschlandes,) in Lösung der schweren Aufgabe einer Vereinigung souverainer Gewalt mit selbstgegebenen, nöthigen, festen Gesetzen, glücklich seyn wird, lässt sich erst hoffen; er ist noch in der Geburt: wenn er aber eine Einheit bewirkt, wie sie von einem solchen Primas und einem Bundestag aufgeklärter und wohlwollender Fürsten zu erwarten ist, so wird jeder Deutsche mit Freuden eine Epoche besseren Daseyns von ihm datiren.

Ths.

PRAG, b. Haase und Widtmann: *Kritische Versuche, die ältere böhmische Geschichte von späteren Erdichtungen zu reinigen. I. Boriwoy's Taufe.* Von F. D. 1803. 111 S. 8. (6 gr.)

Da die Numer eine Fortsetzung verhiess, und sie wirklich wünschbar war, so hat sich die Anzeige der kleinen Schrift auch darum verzögert. Unstreitig würde eine fortgehende Sichtung dieser Geschichte von grossem Nutzen seyn, und Hr. *Dobrowsky* ist auf dem rechten Wege, da er auch die Legenden kritisch zu brauchen gut versteht. Wir sagen dieses in Hinsicht auf die der Herzogin *Ludmilla*, die (zwar nur aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts) eingerückt und musterhaft bearbeitet ist. Im übrigen ist evident bewiesen, dass wir von der Taufe ihres Gemahls, die man auf 894 zu setzen pflegt, und von allen ihren Umständen, so gut wie nichts mit Sicherheit wissen, und wie wenig auch dem Mönche Christann (XIII. fin.) zu trauen ist. Wenn der Anfang der Weisheit die Überzeugung von der Unwissenheit ist, und vor der Aufführung eines schönen Gebäudes der Schutt eines eingestürzten vor allen Dingen weggeräumt werden muss: so unterliegt keinem Zweifel, dass die böhmische Gesellschaft der Wissenschaften in Prag durch solche Untersuchungen sich ein sehr grosses Verdienst erwirbt. Wir glauben, dass der sicherste und angenehmste Weg die Herausgabe der *Scriptorum* eines Zeitraums in chronologischer Ordnung, oder, wenn diese schon vor uns liegen, die blosse Darlegung der Stellen von jeder Begebenheit seyn würde: auf dass man klar sehe, wie spät manches, und wie mager es auch dann aufgezeichnet worden, und ob und wie umständlichere Darstellung, wie die Ausbildung der Sage oder die Rhetorik der Chronisten die Erzählung erweitert. Das letzte Kapitel einer

solchen Abhandlung wird in nicht vielen Worten die Resultate liefern; diese bleiben, bis eine noch unbekannte Quelle erscheint: so lernt man genau, was daran ist, wie weit man ist, wo man fortzufahren hat. Eine solche Arbeit über die przemyslschen Fürsten, vorerst auch nur bis das Königthum befestiget wurde, wäre ein sehr schönes Geschenk; auch als Muster. Möchte der Vf., dessen kritischen Sinn wir ehren, einen Vortrag dieser Art über das grosse Pensum sich gefallen lassen! Wer eine Periode so behandelt, mag von diesem oder jenem in anderen Eigenschaften übertroffen werden: unerschüttert bleibt ihm das Verdienst, erschöpft zu haben was darüber existirt, unentbehrlich zu seyn über *diese* Periode. So, wenn einige zusammenträten oder ein Beyspiel das andere weckte, kämen wir im Laufe weniger Jahre mit Untersuchungen zum Reinen, vor denen man bey jeder anderen Manier erschrickt: Wir kämen zu einer wahren Übersicht, aus der eine Historie sich schreiben liesse.

Über einen merkwürdigen Punct dieser alten Zeit können wir unsere Zweifel nicht bergen. Der berühmte Missionär *Cyrill* wird bekanntlich, und auch hier, als Erfinder des slawischen Alphabetes genannt. Um das J. 880 soll er dasselbe, vornehmlich aus dem griechischen, geformt haben. Man weiss von eben demselben, dass er unter Papst Johann VIII (872—882) sich nach Rom verfügt, wo er auch gestorben ist. Eben dieser Pabst, in einem an den mährischen Fürsten Svatopluk im J. 880 erlassenen Schreiben, lobt „*litteras Slavonicas a Constantino quodam philosopho repertas.*“ Das war, meint Hr. *Dobrowsky*, ein anderer Name Cyrills. Wie aber ist möglich, dass der Pabst, von Cyrill, den er sehr wohl kennt, mit welchem er über die slawische Liturgie conferirt hatte, in einem Schreiben an den Vorsteher des von ihm bekehrten Landes wie von „*Constantino quodam philosopho*“ spreche? Wenn das päbstliche Schreiben (woran zu zweifeln wir bisher keine Ursache finden) ächt ist, so möchte man eher glauben, dass Cyrill keinesweges *Erfinder* dieser Buchstaben gewesen, wohl aber den Gebrauch derselben in seinem Wirkungskreis eingeführt habe. Wer war nun aber der gelehrte *Constantin?*

Ths.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Gräff: *Der Ameisen- und Mückenkrieg.* Künstlich beschrieben und nicht allein lustig und kurzweilig, sondern auch sehr nützlich zu lesen, von *Balthasar Schnurr von Lendsidel*, der Poeterey besondern (m) Liebhaber. Von neuem herausgegeben durch *J. G. B.* 1806. 126 S. 8. (12 gr.)

Die Vorrede berichtigt diesen Titel, indem sie anzeigt, dass nicht der genannte Schnurr von Lendsidel (ein Pfarrer in Ambisshagen) dessen Ausgabe (Strasburg 1612) der Herausg. benutzt hat, sondern, wie von jenem selbst gemeldet wird, Hans Christoph Fuchs der ältere in Wallenburg und Arnschwang, (ein fränkischer Ritter) dieses Gedicht verfasset hat. Koch führe in seinem Compendium (sagt der Herausg.) nur diese Ausgabe an; allein man sehe daselbst I, S. 117. Nach des Schnurr v. L., der dieses Gedicht aus einer Handschrift edirte, eigenem Zeugniss war es früher schon gedruckt worden, und auch jetzt noch dürfte es wohl in einer anderen Ausgabe aufzufinden seyn. Dass Gellert, der es in der Abhandlung vor seinen Fabeln anführt, die des Schnurr nicht vor sich gehabt, erhellt theils daraus, dass er weder diesen erwähnt, noch durch ihn den eigentlichen Vf. kennt, theils aus den Abweichungen in zwey von ihm citirten Stellen. Die eine, die dem Gedichte voransteht, lässt der neue Herausgeber weg; Rec. holt sie nach, weil sie über den ausländischen Ursprung dieses Products Licht giebt; man vergleiche nun Gellerts Abschrift:

Es hat vorzeiten diesen Krieg
Einer beschrieben, welcher sich
Genennet hat *Coccalium*,
Mit einer Art der *carminum*
Darin vermischt Welsch mit Latein,
Als dieser Vers bey uns mag seyn:
Hic jacet in Dreckis, qui modo Reuter erat.
Ut corpus redimam, Schuch, Tuch und omnia vendam.

Zu Anfang des dritten Buchs stellt sich der Dichter als den dritten zu dem Sänger der Batrachomyomachie und dem Vf. eines Kriegs zwischen dem *nomine* und *verbo*. Das einzige Werk dieser Art, von dessen Daseyn Rec. erfahren konnte, ohne es zu sehen, ist des *Andreas Guarna Grammaticae opus novum, grammaticale bellum,* nach Adelung zuerst 1539 erschienen. Meint die erwähnte Stelle dieses Buch, so muss sie ein Zusatz von späterer Hand seyn: denn schon die deutsche Bearbeitung des Ameis- und Mückenkriegs ist noch älter als Baumanns Ausgabe des Reinecke Fuchs von 1522, s. Kochs Comp. II, in den Zusätzen. Rollenhagen musste diesen Vorgänger nicht kennen, sonst wäre die Vorrede zum Froschmäusler der Ort gewesen, ihn anzuführen; er dichtete also ohne dieses Vorbild.

Von der Batrachomyomachie hat der Dichter nur die Behandlungsart eines Thierkriegs im Allgemeinen gelernt, in Erfindung und Ton aber wenig ähnliches; nicht die feinere Ironie, die sich dort besonders in der leidenden Rolle zeigt, zu der sich die Götter entschliessen. Etwas Mythologie braucht er zur Verstärkung seiner Hyperbeln, von denen er Freund ist, z. B. drollig genug im Gemälde der Schlacht:

Viel tausend Milz, Leber und Lungen
Sich bis ans Haus Saturni schwungen;
Es hätt' auch schier ein grosser Magen
Phöbum gestürzt von seinem Wagen.
Weil auch Jupiter eben sass
Mit Junone zu Tisch und ass,
Kamen, wie Schnee, zerknirschte Bein,
Spinnenarm' und Flöhschenkelein
Auf ihr weiss Tischtuch aufgestoben u. s. w.

Der Froschmäusler ist eine mehr umfassende Composition von mannichfaltigen Tendenzen; seinem Vf. schwebte ein Bild epischer Universalität vor, und er verfolgt zugleich überall den bestimmtesten Lehrzweck bey seiner Erweiterung des griechischen Gedichts. Das gegenwärtige beschäftigt sich nur mit Kriegsrü-

ftungen und Kriegsthaten, ohne nur einmal die Entstehung der Feindseligkeiten zu erklären. Die Analogie der Natur zieht der Vf. bey seinen Thiermasken nur so weit zu Rathe, als es seiner scherzenden Laune gefällt. Sein Hauptheld ist der tolle Siccaboron, verwegen, ungestüm, dabey polternd und prahlend, eine ächte Kriegsgurgel älterer Zeit — der Weinmücklein König. Die Erzählung schreitet rasch vor, die Darstellung hat Leben und ist reich an launigen Zügen. Um dieses Product ganz zu geniessen, muss man sich zum Zeitgenossen seines Verfassers machen. Wider völlige Modernisirungen hat Rec. nichts, wenn sie nur gelingen; doch der Herausgeber will nichts mittheilen, als was er fand, mit Beybehaltung der alten Sprache. Nur hier und da ändert er dennoch dem heutigen Leser zu gefallen, und raubt dadurch der Ausgabe mit der Zuverlässigkeit ihren wahren Werth für den Freund der alten Literatur und Sprache. Selbst Idiotismen, wie mutrüstig, statt blutrünstig, hätten bleiben sollen. Hier ein paar Beyspiele verwahrloster Stellen.

Alte Ausgabe.	Neue S. 10.
Ey pfuy, dass euch der Jahrritt schütt,	Ey pfuy, dass euch der Teufel ritt!
Thut auf Hundsohren Possen machen	Thut auf Hundsohren euch lustig machen
Und Eselsaugen einander lachen.	Und aus Eselsaugen uns zulachen.

Den ersten Vers des alten Texts versteht Rec. nicht; aber *einem Eselsaugen lachen* ist wohl eine Art possenhafter Miene. Fliegt die Mücke in das Auge eines wirklichen Esels, so schliesst es sich, und ihr vergeht das Herauslachen.

Alte Ausgabe.	Neue S. 38.
Hätt' er gleich solln mit Hercule	Hätt' er gleich sollen mit Hercules
Ein Kampf ausstehn, fürcht er sich nie,	Den Kampf ausstehn, zu leisten solches
Solches zu thun; dürft ihm die Feigen,	Fürchtet er nie; er würde jeden Feigen
Da er noch lebt', veráchtlich zeigen.	Wenn er noch lebt', verächtlich zeigen.

Von keiner der Verachtung preiszugebenden Feigheit ist die Rede. *Einem die Feigen zeigen*, heisst, mit der Faust drohen. Man bemerke auch, wie der Herausgeber die alten Verse, die sich an ihre bestimmte Sylbenzahl binden, auflockert.

B. d. Sz.

Winterthur, b. Steiner: *Kupfersammlung aus Joh. Kaspar Lavater's physiognomischen Fragmenten zur Beförderung der Menschenkenntniss und Menschenliebe.* 1806. I und II Heft; jedes von 40 Platten, in gr. 4. ohne Text. (3 Thlr. 3 gr.)

Die Kupfer aus *Lavater's* genugsam bekannten physiognomischen Fragmenten besonders abzudrucken, ist ein Unternehmen, welches an sich unsere Billigung verdient. Denn sie enthalten eine sehr beträchtliche Anzahl Porträte berühmter Personen, wie auch andere charakteristisch bedeutende Gestalten. Die Erscheinung dieser Hefte muss also allen denen erfreulich seyn, die Bildnisse sammeln. Wenn aber, wie wir nicht zweifeln, die Absicht dahin gegangen ist, auch ein grösseres Publicum für dieselben zu interessiren: so hätte wenigstens kurz angezeigt werden sollen, was oder wen jedes Kupfer darstelle. Man erfährt solches zwar bey einigen durch Unter- oder Überschriften auf der Tafel selbst; bey mehreren aber müsste *Lavaters* Werk selbst nachgeschlagen werden, welches vielen Liebhabern beschwerlich, ja wohl gar unmöglich, fallen dürfte.

Vom eigentlichen Kunstwerth der in diesen vorliegenden zwey Heften enthaltenen Blätter ist wenig zu sagen. Werke, die mit einer solchen Menge Kupferstiche ausgestattet sind, wie *Lavaters* physiognomische Fragmente, würden gar zu kostspielig ausfallen, falls alle dazu erfoderlichen Platten von vorzüglichen Künstlern gestochen werden sollten. Ausgezeichnet gute Blätter hat man darum auch hier nicht zu erwarten. Die anziehendsten sind Erstlinge von *Lips*, frühe Verkünder seines schönen damals eben aufkeimenden Talents.

— y — H.

Leipzig, b. Hinrichs: *Taschenbuch der Strick-, Stick-, Näh- und anderer weiblichen Arbeiten für das Jahr* 1807, oder Anweisung zur künstlichen Strickerey u. s. w. von *Joh. Friedr. Netto.* Neue vermehrte und verbesserte Ausgabe. Mit 38 Kupfertafeln. VI und 73 S. Text. gr. Queeroctav. (2 Thlr. 12 Gr.)

Da, zufolge der Vorerinnerung, das schnelle Vergreifen der ersten Auflage dieses Taschenbuchs eine zweyte Auflage desselben nöthig machte: so hat das Publicum bereits zu Gunsten des Werks entschieden, und wir demnach neben der Anzeige kein weiteres Geschäft, als, dem Vf. unseren wohlgemeinten Rath für die Fortsetzung, welche vermuthlich von ihm auf das künftige Jahr bereitet wird, mitzutheilen. Musterblätter, wie Tab. V, VII, IX, XI, XIV, XV, XVI und XVII finden, oder verdienen wenigstens allemal eine geneigte Aufnahme. Solche, wie Tab. III, VI, VIII, X, XII und XIII mögen, um Lücken auszufüllen, wohl auch noch mitgehen; sie sind nicht schlecht. Die Tab. XVIII, XIX, XX und XXI enthalten nur spärlich Gutes, viel Mittelmässiges und einiges ganz Verwerfliche, dergleichen also künftig zu vermeiden wäre. Gestrickte Blumenkörbe und Guirlanden, wie Tab. A u. B gezeichnet sind, fallen schlecht aus, und gestrickte Ruinen oder Tempel, wie die Muster Tab. C u. Tab. I zeigen, sollten als widersinnig und sehr geschmacklos gar nicht weiter vorkommen. Will Hr. *Netto* auch den Text seines Taschenbuchs für das schöne Geschlecht möglichst gefällig einrichten, so bestrebe er sich vornehmlich, über die verschiedenen Arten zu stricken, zu nähen und zu sticken, deutliche Anweisungen zu geben, und lasse ja keine nachtheiligen Reden gegen Thee und Kaffee mehr einfliessen, wie diessmal S. 41 und 42, zwar ohne Zweifel gutgemeint, aber nichts destoweniger unüberlegter Weise, geschehen ist.

— y — H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 APRIL, 1807.

JURISPRUDENZ.

Ohne Angabe des Verlagsorts: *Über den neuesten Standpunct und das Princip der juridischen Lehre vom Ersatz der Kriegsschäden, zugleich als Versuch über die Grundrechte der öffentlichen Gesellschaft.* 1806. 172 S. 8. (16 gr.)

Soviel auch schon über die Verbindlichkeit des Staates zum Ersatz wahrer Kriegsschäden, welche der Einzelne an seinem Eigenthum unmittelbar durch den Feind erleidet, geschrieben worden ist: so glaubt dennoch der Vf., und zwar mit Recht, noch immer fragen zu dürfen, ob es eine Rechtslehre vom Ersatz der Kriegsschäden gebe, d. h. ob nicht dieser Ersatz höchstens nur ein Act des Mitleides, mithin rechtlich willkührlich und keine strenge Rechtsverbindlichkeit sey. Denn, dass die von den meisten älteren Rechtslehrern zum Grunde gelegte Anwendung der *lex Rhodia de jactu* oder der *lex Aquilia* auf wahre Ungereimtheiten hinauslaufe, und *Kriegsraison*, *Absicht des Feindes*, *Billigkeit* nicht als *rechtliche* und *erschöpfende* Principien anerkannt werden können, auch der Grundsatz von *Weber* „der Krieg ist eine Handlung des ganzen Staates, mithin muss auch der Staat alle Folgen desselben tragen," zuviel und doch nicht den Charakter wahrer Kriegsschäden als rechtlicher Staatslasten beweise, zeigt er im ersten Abschnitt mit den überwiegendsten Gründen. Ob nun der Vf. selbst das Problem nach allgemein gültigen Principien gelöst habe, ist eine andere Frage. Seine Ideen sind durchaus neu, und verdienen eine ausführliche Darstellung.

Im 2 Abschnitt sagt er: Da beide kriegführende Mächte, als streitende Theile betrachtet, zwar nicht zugleich Recht haben könnten, auch bey dem Mangel eines competenten menschlichen Gerichtshofes keine gültige Entscheidung der Frage, wer von beiden Recht habe, möglich sey, beide Staaten aber ihre Unabhängigkeit wechselseitig anerkennten: so sey der Krieg juridisch als die Ausübung eines wirklich äusserlich gültigen *Zwangsrechtes* anzusehen, zu dessen Verwirklichung es erlaubt sey, Objecte der gegenseitigen Zwecke als Mittel zu gebrauchen, eben so, wie diess im Naturzustande bey Individuen der Fall seyn würde. Wenn man also die Staatsverbindung nach dem als wesentlich angenommenen Merkmal als eine Gesellschaft oder Kraftvereinigung vieler Einzelnen zur Behauptung eines gewissen allgemeinen äusseren Zweck- und Eigenthums-Verhältnisses betrachte: so folge hieraus, dass allerdings die Kräfte oder das Vermögen einzelner Staatsglieder als Zweck des Staates, mithin auch als gültiges Object für die Ausübung eines Zwangsrechtes des einen Staates gegen den anderen Staat als solchen betrachtet werden dürfe. So oft also nach der Natur der Sache und vermöge der nach Kriegsraison zu erklärenden oder sogar etwa ausdrücklich erklärten Intention des Feindes angenommen werden müsse, dass dieser in dem Einzelnen nicht den Privatmann, sondern die ganze bürgerliche Verbindung, in der er steht, angegriffen habe, so müsse der Staat das feindliche Zwangsrecht als gegen sich selbst ausgeübt ansehen. Hiergegen finde sofort die Einwendung, „dass ja doch der Wille des Feindes durchaus keine legitime Quelle der inneren bürgerlichen Rechtsverhältnisse seyn könne," nicht Statt, indem der leidende Staat nach den völkerrechtlichen Verhältnissen, worin er zu dem anderen stehe, die Ausübung des feindlichen Zwangsrechtes an seinen Zwecken nie unter die Classe rechtswidriger Gewaltthätigkeiten classificiren könne, sondern nach dem bisher Gesagten selbst als mithandelnd, obgleich unwillkührlich, dem Feinde einen Titel leihe, in dem Einzelnen bloss den Repräsentanten des Ganzen anzugreifen. Hieraus ergebe sich also folgender Hauptsatz der Lehre vom Ersatz der Kriegsschäden, „*die in dem Act eines feindlichen Zwangsrechtes begründete Repräsentation des ganzen Staats in einem Theil oder Glied desselben bewirkt eine socialrechtliche Verbindlichkeit des Staates zur Übernehmung der aus jenem Act dem Einzelnen entsprungenen ersetzbaren Verluste.*" — Im Anhange dieses zweyten Abschnittes wirft der Vf. selbst gegen die *Zulänglichkeit* des aufgestellten Princips mehrere Zweifel auf, namentlich 1) ob nicht auch im Mangel eines bestimmt auf Repräsentation abzielenden feindlichen Willensaetes, z. B. bey Brandschäden durch Beschiessung einer Stadt, bey einer durch den Krieg veranlassten Stockung des Gewerbes u. dergl. doch ein Anspruch des leidenden Staatsgliedes auf Schadensersatz existire; 2) ob der Staat überhaupt und in wieferne er wirklich als Gesellschaft betrachtet werden dürfe, da doch auf ihn wenigstens die römischen Begriffe der Societät durchaus nicht passten, auch *Kant* denselben nur als Zusammenseyn unter dem Rechtsgesetze, keineswegs als Societät im eigentlichen Sinne anerkannt hätte; und 3) wenn man wirklich den Staat als eine Societät betrachten wollte, warum denn nach dieser Ansicht doch nicht jeder Verlust des Einzelnen, dieser sey zufällig oder nicht, vom Staate auch ohne Rücksicht auf das Daseyn jener juri-

dischen Repräsentation übernommen werden müsste; Endlich 4) ob nicht das Princip *„omnium contributione sarciatur quod pro omnibus datum est"* schon als naturrechtlich zu betrachten sey, und als solches die Nothwendigkeit einer Vertheilung der Kriegsschäden mit sich bringe, ohne Rücksicht, ob der Staat Gesellschaft ist oder nicht. Die Auflösung dieser Zweifel enthalten die folgenden Abschnitte.

Im 3 Abschnitte nämlich erklärt der Vf. den Satz *„omnium contributione sarciatur quod pro omnibus datum est"* als ein *reinsocialrechtliches* Princip nach der Ansicht," was im Namen und als juridische Folge eines Auftrags Anderer geleistet oder gelitten werde, das solle von diesen ersetzt werden." Es gehöre zwar jenes Princip nach dieser (allein richtigen) Ansicht offenbar dem Mandatsvertrage an; allein, gerade mit dem Begriffe des Mandats die Bedingung der Reciprocität verbunden constituire das reine Societätsverhältniss, und dieses constituire unbedingt ein Miteigenthum (so auch nach l. 5. — soll wohl heissen 58. §. 1. — *D. pro soc.*) in Ansehung der Objecte eines jeden Zweckes, welcher sich zu dem Objecte des Gesellschaftszweckes als Mittel verhalte. Der einzelne Socius repräsentire also die Societät, insoferne sein Eigenthum den Bedingungen eines Eigenthums der Societät unterworfen werden könne, und hieraus ergebe sich die Folge, dass das Privateigenthum im Staat unter den nämlichen Bedingungen, unter welchen es als Mittel zu dem Zweck des Staats, als einer Gesellschaft, äusserlich angesehen werden dürfe, auch auf eine völkerrechtlich gültige Weise den Zwangsmassregeln des feindlichen Staats zum Object dienen könne. Es frage sich also, inwieferne denn nun der Staat als eine Gesellschaft betrachtet werden dürfe, deren Zweck sich auf das Eigenthum des einzelnen Bürgers als Mittel erstrecke.

Diese Frage beantwortet der 4 Abschnitt dahin: Das mögliche Object unserer äusseren freien Zwecke zur höchsten Allgemeinheit erhoben, sey die *Freyheit der Willkühr:* zu diesem höchsten äusseren Zweck lasse sich nur der Wille Aller als absolut *a priori* vereinigt denken, und in Absicht auf eben diesen höchsten äusseren Zweck sey ein absolutes wechselseitiges Causalverhältniss *a priori* vorhanden, hierdurch also constituire sich die Vernunftidee der *absoluten Societät* und des *a priori vorhandenen formalen Miteigenthums* (der Menschheit an jedem denkbaren Objecte): nun aber könne der Erscheinung, die wir Staat nennen, *nur diese* Vernunftidee, *möglichst realisirt*, zum Grunde liegen, indem jedes andere äussere Gesetz für das menschliche Zusammenseyn jenem vernunftmässigen widersprechen würde; mithin sey der Staat eine *wahre Societät zur Verwirklichung der apriorischen äusseren Zweckfreyheit* — in Hinsicht dieses höchsten Zweckes gebe es keine Mehrheit von Staaten, sondern die mehreren Staaten in der Erscheinung seyen nur *solche* in Ansehung der *eigenen* Bedingungen *ihrer* Verwirklichung, in Ansehung des ideellen obersten Staatszweckes, des Rechtsgesetzes oder äusseren Freyheits- und Ruhe-Standes aber nur ein Staat. — Da nun das Mittel zum Zweck in diesem seiner Form nach enthalten sey, so sey jeder einzelne Staat zwar nichts weniger als Societät zu jedem empirischen Zwecke, dagegen wirklich eine *durch den höchsten Rechtszweck bedingte Erwerbsocietät* und das Eigenthum der einzelnen Glieder *als Mittel zu diesem höchsten* Rechtszweck betrachtet *Eigenthum der Societät.*

In zwey Anhängen zum 4 Abschnitte stellt der Vf. als Folgesätze des bisher Gesagten dar: a) dass das Verhältniss des Beytrags der Einzelnen im Staate zu den empirisch bedingten Zwecken für die Verwirklichung des Rechtsgesetzes gesetzmässig an das Verhältniss ihrer Kräfte gebunden sey; — b) dass nach dem Völkerrechte nur *individuelle* äussere empirische Zwecke des (leidenden) Staates gültige Objecte der zu realisirenden Zwangsrechte des anderen Staates seyn könnten, d. h. da die Zusammenstimmung des Zweckes aller Staaten zur Einheit in Absicht auf das Princip der empirischen Verwirklichung des allgemeinen Rechtszustandes eine positive Gesellschaft oder Einheit aller Staaten in Ansehung der *generellen* Bedingungen dieser empirischen Verwirklichung begründe: so seyen einem kriegführenden Staate gegen den anderen keine solchen Zwangsmassregeln erlaubt, welchen entweder eine unbedingte Zwecklosigkeit, oder auch nur eines dem Vereinigungsprincip aller Staaten entsprechenden Institutes zum Grunde liege. So sey z. B. die Maxime einer Versagung richterlicher Hülfe oder die Aufhebung der Richterämter, als solcher, in einem occupirten Lande zum Behuf einer Zwangsmassregel ein offenbarer Austritt aus der Staatengesellschaft, eine Verletzung des Völkerrechts.

Im dritten Anhange zum vierten Abschnitte sagt der Vf., das *hohe Meer* müsse zwar, zufolge der apriorischen Societät der gesammten Menschheit, für einen Völkerstaat unter dem Gesetze des Völkerrechts gelten, jedoch werde die Fortsetzung der bürgerlichen Oberherrschaft des Staats über Schiffe, welche sich auf das hohe Meer begeben, *wenigstens bis zu den wesentlichen Bedingungen des Völkerrechts*, wechselseitig von den Staaten als durch den Kriegszustand aufgelöst angesehen, und insofern geschehe es, freylich *nur zulassungsweise*, von Seiten der kriegführenden Staaten, dass ihre Unterthanen wechselseitig gegen einander aus dem bürgerlichen Zustande herausträten. Hieraus erkläre es sich z. B., dass die Wegnehmung eines feindlichen Schiffes an der Küste eines neutralen Staates innerhalb der Kanonenschuss-Weite, als feiner präsumtiven Grenzausdehnung, für eine Verletzung des bürgerlichen Ruhestandes angesehen werde, für welche sie doch, auf dem hohen Meere unfern jener Grenze geschehen, nicht gelte.

Im 5 Abschnitte nun folgt das auf die bisherigen Erörterungen gestützte Princip des Ersatzes der Kriegsschäden selbst. Nämlich 1) die juridische Einheit aller Staaten in Betreff des Princips der empirischen Verwirklichung des vollkommenen äusseren Freyheits- und Ruhe-Standes widerspricht der Möglichkeit eines feindlichen Angriffs auf das Privateigenthum, als solches; ein solcher Angriff würde ein wirk-

licher Austritt aus der Staatensocietät seyn. 2) Das Privateigenthum kann aber als Mittel zu den Staatszwecken in ihrer Individualität, soferne diese wieder als Mittel zur Verwirklichung des höchsten Rechtszweckes anzusehen sind, (denn Societät zu jedem anderen — materiellen — Zwecke ist der Staat nicht), mithin als Staatseigenthum, und insoweit als gültiges Object feindlicher Zwangsmasregeln betrachtet werden. 3) An dieser völkerrechtlichen Gesetzgebung, insofern sie feindliche Zwangsmasregeln gegen das Privateigenthum als Eigenthum des leidenden Staates zuläst, nimmt der leidende Staat vermittelst seiner eigenen nothwendigen Anerkennung der Zwangsrechte des anderen unabhängigen Staates Antheil. 4) Bey feindlichen Beschädigungen, welche das Völkerrecht nicht zuläst, fehlt diese selbstthätige Zulassung des anderen Staates; solche Schäden sind mithin als Zufälle, die den Einzelnen treffen, zu betrachten . . . Dieses Alles begreift folgendes Princip: „Jede feindliche Zwangsmasregel gegen das Privateigenthum eines Gliedes des Staats, insofern sie als ein Act betrachtet werden kann, welcher der Form nach, der Intention des Feindes gemäss, auf die in der Verbindung des Staats mit seinem Gliede beruhende völkerrechtliche Zulassung sich gründet, legt dem leidenden Staat eine Ersatzverbindlichkeit gegen das einzelne Glied auf."

In einem Anhange zum fünften Abschnitte endlich erklärt der Vf. feindliche Angriffe auf das Eigenthum eines Staatsbürgers, welches sich innerhalb der Grenzen eines neutralen Staates befindet, für *völkerrechtswidrig in Rücksicht dieses neutralen Staates*, und für eine Verletzung, bey welcher der neutrale Staat zwar, ausser dem Fall einer etwa von ihm selbst übernommenen Entschädigung, sich nicht beruhigen dürfe, zu deren Ersatz jedoch der andere kriegführende Staat zunächst verbunden sey. Wenn hingegen das Privateigenthum, in einem anderen feindlichen Staate angetroffen, der Zwangsmasregel des Siegers unterliege, und der Beschädigte in beiden mit dem Feinde kriegführenden Staaten Bürger sey: so gebe, in Rücksicht der Ersatzverbindlichkeit des einen oder anderen dieser beiden Staaten, *die Absicht des Feindes*, diesen oder jenen Staat damit belasten zu wollen, den ersten und unbedingten Ausschlag.

So der Vf. . . . Es fragt sich nun: „Begründen diese neuen Ansichten ein rechtliches Princip des Ersatzes der Kriegsschäden, wonach man schon so lange vergebens gesucht hatte? Hieran zweifelt Rec. sehr. — Wenn wir nämlich mit dem Vf. annehmen, dass nach der vernünftigen Grundidee einer apriorischen Gesellschaft der Menschheit zur Verwirklichung des Rechtsgesetzes die Staaten insgesamt eine allgemeine rechtliche Gesellschaft bilden: so folgt gerade aus diesem Grundsatze nicht allein die rechtliche Unmöglichkeit eines feindlichen Angriffes auf das Privateigenthum als solches, sondern zugleich die rechtliche Unmöglichkeit oder absolute Widerrechtlichkeit des Krieges überhaupt. Denn wie sollte das Privateigenthum in seiner niederen Eigenschaft, als solches, *völkerrechtlich* unverletzlich, und doch in seiner höheren, heiligeren Eigenschaft, als Mittel zur Verwirklichung des Rechtsgesetzes *völkerrechtlich* der Vernichtung durch den Feind unterworfen seyn! und wenn in jeder Vernichtung eines Theiles des Staatseigenthums *nothwendig auch* eine *reelle* theilweise Zerstörung des Privateigenthums liegt, ja, wenn nach den Ansichten des Vf. das ganze Staatseigenthum, als solches, völkerrechtlich eingeäschert werden kann, hierdurch aber auch *zugleich* alles Privateigenthum, der einzelnen Bürger des leidenden Staats *in der That* aufhört, wäre wohl *hiernach* nicht der Krieg überhaupt nothwendig ein wahrer Austritt aus der Staatensocietät? wäre er *hiernach* nicht eine Gewalt, deren Richtung schlechterdings rechtlos an und für sich, keinem rechtlichen Anerkennungsprincip objectivisch unterworfen ist? Eben nach den eigenen Grundsätzen des Vf. ist die Behauptung einer völkerrechtlich gesetzgebenden Zulassung eines auf Zerstörung des Staatseigenthumes gerichteten feindlichen Zwangsrechtes, woran jeder Staat selbstthätigen Antheil nehme, nichts mehr als leerer Wortklang. Der Vf. sagt selbst, S. 133: „*So wenig ein Kriegszustand überhaupt dem Rechtsgesetz entspricht*, so muss ihn dennoch die angewandte Rechtslehre in Absicht auf die individuellen empirischen Zwecke der Staaten für juridisch möglich erkennen, so lange kein allgemeines, äusseres, mit Macht begleitetes Völkergericht existirt. Allein auch als *Zerstörung der empirischen Zwecke der Staaten* (zur Verwirklichung des Rechtsgesetzes) betrachtet, ist der Krieg *nothwendigerweise* Zerstörnng des Privateigenthums, mithin nach des Vf. Ansichten selbst dem Rechtsgesetze entgegen, und der Mangel eines mächtigen Völkergerichts ist wohl ein (negativer) Grund, aber keineswegs ein juridischer Rechtfertigungsgrund des Kriegs . . . Doch zugegeben, der leidende Staat erkenne selbstthätig die Gültigkeit der feindlichen Zwangsmasregeln gegen das Staatseigenthum an, so können diese doch nicht unbedingt gegen das Privateigenthum als Mittel der individuellen Staatszwecke gerichtet seyn, denn diese Mittel können nicht unbedingt als solche, sondern nur höchstens als eventuell mögliche angesehen werden, wodurch denn *wieder* das niedergelegte Princip des Ersatzes der Kriegsschäden durch sich selbst gänzlich unfruchtbar wird. Diesen Einwand, „dass nämlich keine gemeingültige Verbindlichkeit existire, anzunehmen, ein Societätsglied werde seine socielle Verbindung mit dem Staat immer fortsetzen, und sein Eigenthum als Mittel den individuellen Zwecken desselben widmen; ferner, dass das Eigenthum des Einzelnen nur unter der Bedingung für ein Mittel zum individuellen Zwecke des Staats gelten könne, unter welcher es dem Staat erlaubt sey, einen Beytrag davon zu fodern, das Eintreten oder Nichteintreten dieser Bedingungen aber nur erst mit Hülfe der Erfahrung jedesmal erkennbar werde," macht sich der Vf. selbst S. 150, glaubt jedoch der Feind könne, *vermöge seines Zwangsrechts*, annehmen, jedes Mitglied des

anderen (leidenden) Staates werde diese seine Eigenschaft nie aufgeben, und nie aufhören, sein Privateigenthum, selbst bis zu dessen Erschöpfung, den individuellen Zwecken seines Staates zu widmen. Allein eben hiernach hebt der feindliche Zwang nur alle *etwanige Möglichkeit*, das zerstörte Privateigenthum als Mittel zum Zwecke zu gebrauchen, auf, gegen dasselbe, als *wirklich dereinst gewisses* Staatseigenthum, aber kann er unmöglich gerichtet seyn. Denn die Eigenschaft des Privateigenthums, als Mittels zum Zwecke des leidenden Staates, ist lediglich durch dessen Selbstanerkennung dafür bedingt, und diese Selbstanerkennung hängt vom Erfordernisse wahrer Staatsbedürfnisse ab, sie ist selbst von Seiten des bedrohten Staates insofern nichts weniger als willkührlich, nichts weniger, als dessen eigener *sicheren Vorausbestimmung* unterworfen.

Auch dieses System hat uns demnach nicht weiter gebracht als die früheren, und keiner derjenigen Juristen, welche die Kriegsschäden im wahren Sinne für Zufälle bisher erklärten, wird sich durch den Vf. belehren lassen, so ernsthaft dieser auch die Theorie des Zufalls, hier angewandt, für einen logischen Missgriff ausgiebt (S. 16 und 89). Rec. selbst stimmt nun zwar für die strengrechtliche Verbindlichkeit des leidenden Staates zum Ersatze sogar noch in weit grösserem Umfange, als der Vf., allein aus ganz anderen Gründen, welche jedoch eine eigene ausführlichere Darstellung erheischen.

T. d. C.

KURZE ANZEIGEN.

1) Ausländische Sprachkunde. *Leipzig*, b. Fleischer d. j.: *Übungsstunden in der englischen Sprache*, oder *Sammlung auserlesener englischer Aufsätze, Geschichten und Anekdoten zum Übersetzen ins Deutsche, mit beygefügten Erklärungswörtern.* Herausgegeben von *Fried. Wilh. Hausner.* 1806. VIII und 384 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

2) *Kiel*, in der neuen akadem. Buchhandlung: *Leitfaden zur gründlichen Erlernung der englischen Sprache*, mit beständiger Hinweisung auf Karl Fr. Chr. Wagners vollständige englische Sprachlehre. In 2 Abtheilungen. 1805. 388 S. 8. (20 gr.)

No. 1 zeichnet sich durch zweckmässige Einrichtung vor allen englischen Lesebüchern, die Rec. noch zu Gesichte gekommen sind, aus. Der Herausg. bemerkt sehr richtig in der Vorrede: „Lehrreicher Unterricht und Moral müssen bey dergleichen Werken genau mit einander verknüpft seyn; denn wenn das Buch alzuernsthaft ist, und nichts als trockene Aufsätze enthält, so läfst sich leicht vermuthen, dafs es von jungen Leuten schwerlich ganz durchgelesen wird. Diess werden diejenigen am besten fühlen, die in ihrer Jugend gezwungen wurden, die lateinische Sprache aus Ciceros *Werke über die Pflichten* zu erlernen. Wie kann ein Lehrling begierig seyn, die Bedeutung eines Wortes kennen zu lernen, wenn ihm seine ganze Aufgabe entweder unverständlich ist, oder ihm wenigstens nicht das geringste Interesse einflöfst, den Inhalt derselben genau kennen zu lernen!" — Diesem gemäs hat der Herausg., nachdem er mit kleinen Geschichten den Anfang gemacht, ernsthafte Aufsätze mit komischen Anekdoten abwechseln lassen, damit, wie er sagt, der Lernende immer unterhalten, und für die Aufmerksamkeit, die er ernsthaften Gegenständen gewidmet, durch einige Lachen erregende Schwänke gleichsam entschädiget und belohnt werde. — Sehr viele Aufsätze sind aus den in England so beliebten *Elegant Extracts* genommen worden. Den einzelnen Stücken findet man die Bedeutung der schwereren Wörter untergelegt, deren Wahl fast durchaus glücklich ausgefallen ist. Auch das Äussere des Buches ist von der Art, dafs dasselbe den Freunden des englischen Sprachstudiums empfohlen zu werden verdient.

No. 2 liefert in der ersten Abtheilung eine, durch Mannichfaltigkeit sich auszeichnende, und vom Leichten zum Schweren zweckmässig fortschreitende, Sammlung von historischen Aufsätzen und Briefen, die in einer durchaus reinen Sprache abgefasst sind; und in der zweyten Abtheilung stellt es nicht nur nach der Folge obiger Stücke, und in der Ordnung, wie sie der Genius der englischen Sprache erheischt, die zum Übersetzen nothwendigen Wörter und Redensarten auf, sondern weist auch überall, wo es nur irgend geschehen konnte, auf die jedesmal zu beobachtende Regel in Wagners englischer Sprachlehre hin. Wie viel durch diese Einrichtung gewonnen werde, springt von selbst in die Augen. Der öftere Rückblick auf die nämlichen Regeln unmittelbar mit praktischer Anwendung verbunden, muss dem Gedächtnifs des Anfängers ohne Anstrengung und Ermüdung dieselbe aufs festeste einprägen; indefs von ihnen nachher ihm eine totale Übersicht zu geben, die Einrichtung jener Sprachlehre, durch welche Regel an Regel mit mathematischer Consequenz gereihet wird, so leicht macht. Nur hätte Rec. es vorgezogen, wenn die Wörter, statt in einer besonderen Abtheilung zu folgen, dem Text gleich untergelegt worden wären; auch wäre eine grössere Druckrichtigkeit in der zweyten Abtheilung zu wünschen gewesen.

Rw.

Vermischte Schriften. *Kiel*, in der neuen akadem. Buchhandl.: *Der Mörder bey kaltem Blute und mit Überlegung, und doch ein Mann, welcher Achtung verdient.* Ein psychologischer Versuch aus den nachgelassenen Papieren eines Verstorbenen. Nach dem Dänischen frey übersetzt von *Carl Theodor.* 1806. 254 S. 8. (1 Rthlr.) Ein sehr gewissenhafter, aber sonderbar getäuschter Advocat, der das Werkzeug eines Bösewichts geworden, welcher seine eigene Schwester nach ihres Mannes Tode um ihr Vermögen bringt, giebt sich nach Entdeckung der Unrechtmäfsigkeit der durchgesetzten Sache fruchtlose Mühe, ihm den Raub wieder zu entziehen. Der letzte Plan des Advocaten, die Hülfe der Gesetze für seine nunmehrige Clientin in Anspruch zu nehmen, scheitert durch den eigenmächtig gewagten Versuch ihres Sohns, sich einer untergeschlagenen Urkunde zu bemächtigen, dem die Umstände das Ansehen eines diebischen Einbruchs geben. Diess sichert nicht nur dem Gegner seinen Vortheil, sondern liefert auch die Familie ganz in seine Gewalt. Er fodert und erzwingt das demüthigendste, schmerzlichste Opfer, die Hand der Tochter, und die bürgerliche Ehre der Familie bleibt doch noch ferner bedroht, so lang er athmet. Die achtungswerthesten Menschen sind im Begriff zu Grunde zu gehen, während der Gedanke, das Leben des Tyrannen zu enden, heimlich im Gemüth des Advocaten aufkeimt, reift, und rettende, nachher nie bereute That wird. Soviel, um die *species facti* kenntlich zu machen, die durchs Detail sehr gehoben wird. Die menschliche Theilnahme wird durch den Roman zu sehr beschäftigt, als dafs man nicht mit dem Ausgange zufrieden wäre, und den Helden gern rechtfertigte; dafs das Schicksal eben so planmäsige Einleitungen machen werde, um ihm selbst einmal in einer ähnlichen Lage seinen Entschluss abzufodern, wird der Leser nicht befürchten: aber man muss gestehen, dafs das Problem geschickt combinirt ist, und sich eignet, die Urtheilskraft zu üben; wobey das Spiel innerer Triebfedern auf die Berührungen von aufsen so glücklich beleuchtet wird, dafs diese Schrift kein blosser Beytrag zu einer subtilen Casuistik ist, sondern, wie der Titel verspricht, Stoff enthält für das Studium der Menschennatur, die der Vf. (was dem Dänen oder dem Deutschen eigenthümlich ist, kann Rec. nicht bestimmen,) mit moralischem und ästhetischem Sinn aufgefasst, und in seinen Charakteren individualisirt hat, ohne peinliche Zergliederung, ohne Haschen nach seltneren Phänomenen: daher sein Buch mit Ehren ein psychologischer Roman heifsen darf, ohne dafs die schöne Kunst sich von ihm lossagt. Unter den drey männlichen, zwey weiblichen Charakteren ist kein mifslungner. Einzelne Motive kann Rec. nicht berühren; er erwähnt nur der Liebe des Advocaten zu der Tochter, seiner Clientin; einer Liebe, die nicht um ihrer eigenen Hoffnungen willen bey der Wegräumung des Nebenbuhlers interessirt ist, sondern sie selbst opfert. Der Styl ist einfach und geschmeidig.

B. d. Sz.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 APRIL, 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zürich, b. Gessner: *Molieres Lustspiele und Possen. Für die deutsche Bühne von Heinrich Zschokke.* I Band. 264 S. II B. 276 S. III B. 253 S. IV B. 324 S. 1805. 8. (4 Rthlr. 14 Gr.)

Die französische Nation erkennt in *Molière* nicht allein den Schöpfer und Gründer ihres komischen Theaters, sondern auch den ersten ihrer komischen Dichter, den keiner seiner Nachfolger übertroffen oder nur erreicht hat. Die Zeitumstände waren, wie der geistvolle *Chamfort* in seinem *Eloge de Molière* bemerkt, sehr günstig zur Entwicklung seines Genies: „Man fing an, sich aus der alten barbarischen Unwissenheit herauszuarbeiten. Corneille hatte den Ideen eine erhabnere Richtung gegeben. Die bürgerlichen Kriege hatten, wie gewöhnlich geschieht, in dem Volke eine nachdrückliche entschiedene Kraft zurückgelassen. Der zunehmende Geschmack an Kenntnissen und Bildung aller Art näherte die verschiedenen Stände einander, die bis dahin getrennt gewesen waren. In dieser Krisis befanden sich die alten Sitten und Gebräuche in Widerstreit mit den neuen Einsichten, und der in den Zeiten der Barbarey gebildete Nationalcharakter konnte sich mit dem neuen Geiste, der sich täglich mehr verbreitete, nicht vereinigen. Dieser neue Geist war kein anderer als der der Geselligkeit, welcher von nun an immer mehr Charakter der Nation wurde." Ihm widerstritten die alten barbarischen Eigenheiten, die rohe Strenge der Väter und der Ehemänner, die strenge Zucht der Frauen, welche nicht ohne Sprödigkeit war, die Pedanterie der Gelehrten u. s. w., und aus diesem Gemische des Alten und Neuen musste eine Menge von Lächerlichkeiten hervorgehen, welche, weil sie sich ohne allen Rückenhalt und mit der unbefangendsten Treuherzigkeit zeigten, dem komischen Dichter gleichsam in die Hände arbeiteten. Damals ward das Lächerliche nicht so wie jetzt ängstlich gemieden und gefürchtet, man beobachtete sich nicht gegenseitig mit dem scheuen Misstrauen, das sich hinter der Maske der Höflichkeit versteckt; die Scheu, lächerlich zu erscheinen, hatte noch nicht den hohen Grad erreicht, der sie, selbst in unseren Tagen, zu einem Gegenstande des Lustspiels macht." — Diese historischen Bemerkungen enthalten zugleich eine Charakteristik Molières, als *französischen* Komikers, und Chamfort konnte daher, so sonderbar es einem Deutschen lauten mag, auch mit Recht sagen: des Dichters Zweck sey gewesen, den Geist der Geselligkeit zu verbreiten (*de répandre l'esprit de société*); eben so fodert er ganz consequent von einem zweyten Molière für die gegenwärtigen Zeiten, er solle die verderblichen Wirkungen des ausgearteten Gesellschaftsgeistes hemmen. Aber diese historisch nationelle Ansicht bey Seite gesetzt, fragt es sich, war Molière ein wahrhaft grosser Komiker? Und wer wird nicht diese Frage ohne Bedenken bejahen? Es ist zwar nicht zu leugnen, dass selbst seine besten Lustspiele uns immer in der gegebenen Sphäre der feinen und der bürgerlichen Welt eingeschlossen halten, und uns mehr Charaktergemählde von Weltleuten und Schilderungen von Weltsitten sehen lassen, als originelle in freyeren Verhältnissen sich bewegende idealische Charaktere; wir fühlen uns immer etwas durch die Beschränktheit, welche vom bürgerlichen Leben unzertrennlich ist, beengt und gehemmt, unsere Phantasie findet ihr Streben nach einem weniger bestimmten freyeren Spiele nicht befriedigt, und was uns der Dichter giebt, ist mehr die Einsicht in die nächsten Lebensbeziehungen, durch welche unser Verstand auf eine anschauliche Weise angenehm unterhalten und belohnt wird, als eine neue Ansicht von der Welt und ihrem grossen Zusammenhang im Ganzen, welche unseren Blick erweitert und erhebt. Allein wenn gleich der Kreis, in welchem Molière sich in seinen Lustspielen bewegt, von keinem grossen Umfange ist: so zeugen doch seine Hervorbringungen, indem sie in allen ihren Theilen zu einem vollkommenen Ganzen ausgebildet und von eigenthümlichem Leben durchdrungen sind, von wahrhaft schöpferischer Kraft und ächter Kunst; aufs bestimmteste sein Ziel im Auge behaltend, und es Schritt vor Schritt mit künstlerischer Besonnenheit verfolgend, seinen Gegenstand immer anschaulicher uns vorführend durch eine unmerklich feine Entwicklung seiner Hauptseiten, weiss er uns in ihn so gänzlich zu versetzen, und so für ihn zu gewinnen, dass wir ohne den mindesten Zwang uns ihm hingeben, und mit reinem Wohlgefallen seiner erfreuen. Ohne zu wissen, wie sind wir am Ende, und überschauen mit einer Art von angenehmen Erstaunen das Ganze, uns verwundernd, wie wir so vertraut geworden sind mit der kleinen Welt, und wie wir uns sowohl darin befunden, dass uns jede einzelne Scene ein Lächeln abnöthigte. Eine in ihrer Art so vollkommene Befriedigung bey geringem Umfang des Stoffs und solcher Einfachheit der Form ist der beste Beweis von Molières Genialität. Er zeigt uns das Leben gleichsam *en miniature* unter einem Mikroscop.

Wie dieser Dichter, so didaktisch er auch öfters zu verfahren scheint, in seinen ächten Komödien, z. B. in der *école des femmes* mit unverwandtem Blicke doch stets dem rein Komischen nachstrebt, und wie glücklich er es erreicht, liesse sich, wenn dazu hier der Ort wäre, leicht zeigen. In dem kunstreichen Intriguenstücke: *Le dépit amoureux* hält er z. B. den Ernst eines höchst sträflichen Betrugs so geschickt verborgen, und läfst denselben durch die glückliche Vereitelung seiner Folgen sich so unvermerkt in Nichts auflösen, dafs die Heiterkeit des Scherzes dadurch nicht im mindesten getrübt wird. In den Lustspielen, wo die Intrigue vorwaltet, ist Molière weniger gebunden, er wagt sich hier mehr ins Freye, und man kann hieran abnehmen, was er, unter minder beschränkenden Umgebungen, Höheres würde geleistet haben. Noch sichtbarer ist dieses an seinen Possen: von der Ungebundenheit begünstigt, welche diese Art des Dramas gewährt, läfst er seiner Erfindung und seiner Laune einen freyeren Lauf, und um die Wahrscheinlichkeit, die bey stetiger langsam fortschreitender Entwickelung den Verstand nur zu oft auf Kosten der Phantasie fodert, nicht so viel bekümmert, läfst er die mannichfaltigsten Scenen schnell auf einander folgen, und stellt in wenigen, aber scharf bezeichneten, Zügen und rasch vorübergeführten Situationen ein Ganzes dar, das im poetischen Werthe seine eigentlichen Komödien nicht wenig übertrifft. Als Beyspiel kann sein *Monsieur de Pourceaugnac* dienen, eine Posse, die vom Anfang bis zu Ende so durch und durch komisch und mit solchem steigenden Interesse und solcher Kraft durchgeführt ist, dafs man wenige Stücke dieser Art ihr wird gleich setzen können. Worin sich Molières Dichtertalent noch besonders offenbart, und was ihm so viel Anmuthvolles und Anziehendes giebt, ist die anspruchslose Naivetät, der schlichte unverfälschte Sinn fürs Wahre und Rechte, die liebliche Klarheit, die fröhliche muntere Laune, der ungesuchte Witz in allen seinen Darstellungen. Falscher rhetorischer Schmuck, gefallsüchtiges Spiel mit Antithesen, epigrammatische Gedankenjagd, sind ihm völlig fremd, da doch gerade von diesen glänzenden Fehlern sein Zeitalter angesteckt, und selbst *Corneille* davon nicht frey war, wie sogar sein *Cid* beweist, in welchem er die an sich schon hinlänglich wirksamen Situationen noch mit der üppigsten Rhetorik ausschmücken zu müssen glaubte. — Wir Deutschen haben keinen Molière aufzuweisen, und unter uns ist das ächte unvermischt Komische fast so gut wie gänzlich unbekannt. Statt der wahren Komödie beherrschen unsere verwahrlosete Bühne wechselsweis das rührende Lustspiel und das Familiengemahlde. Jenes hat durch seinen moralisirenden Afterwitz, und dieses durch seinen kleinlichen Ernst dem Publicum, wie den Schauspielern, den Sinn fürs Komische so verkümmert und verwirrt, dafs man sich sogar zu der Behauptung kann verleiten lassen: der Deutsche habe überhaupt wenig Gefühl für das Lächerliche. Vollends unterdrückt wird dieses ursprüngliche Gefühl durch das sich immer mehr verbreitende Gesetz der geselligen Überverfeinerung, welches fodert, ein jeder solle seyn wie alle. Dieses tyrannische Gesetz, das der Schwäche so willkommen ist, unterdrückt alle Eigenthümlichkeit des Charakters, und macht, dafs man nichts so sehr fürchtet, als sich zu zeigen, wie man ist, so dafs die Scheu vor dem Lächerlichen allen Sinn für das wahrhaft Lächerliche zuletzt vertilgt. Bey einer solchen Beschaffenheit unserer Bühne und der öffentlichen Sitten war es unstreitig ein zwar misliches aber verdienstliches Unternehmen, Molières Werke für das deutsche Theater zu bearbeiten. Inwiefern es Hn. *Zschokke* damit gelungen ist, wird sich aus der näheren Anzeige der von ihm übersetzten oder nachgebildeten Stücke ergeben.

I Band. Der Geitzige. Dieses Charakterstück, welches uns mitten in das Leben eines Geitzigen versetzt, so dafs wir uns in seinem Hause zu befinden glauben, hat Hr. *Z.* so ziemlich treu und befriedigend wieder gegeben; die Verkürzungen des Dialogs an einigen Stellen sind, bis auf eine, zu loben; aber nicht alle Veränderungen, welche er für nöthig erachtet hat. Aus dem allgemein charakteristischen Harpagon ist ein bestimmter Kammerrath v. Fegesack geworden, wohl der beliebten Wahrscheinlichkeit zu gefallen, und Harpagons Kinder haben sich in Mündel verwandelt, weil das deutsche Zartgefühl sonst zu sehr würde beleidigt worden seyn. Rec. will mit dem Umänderer hierüber weiter nicht rechten, erlaubt sich jedoch die Frage: ob denn wirklich die Achtung der Kinder gegen die Ältern bey uns Deutschen so ausserordentlich gross ist, da doch bekanntlich in unserer aufgeklärten Zeit der Fall nicht gar selten vorkommt, dafs sich Ältern und Kinder unter einander Du nennen? — Den Schlufs des Stücks findet Hr. *Z.* sehr matt, und er hat geglaubt, dafs er die Cassette selbst müsse erscheinen lassen. Uns scheint dieses überflüssig, da die beiden Gegensätze, womit das Drama schliesst, sprechend genug sind. Oder ist der Contrast nicht hinreichend stark, wenn nach Anselms Worten: *Allons vîte faire part de notre joie à votre mère* — Harpagon sagt: *Et moi, voir ma chère cassette.* — Einmal ist eine Verkürzung des Dialogs misslungen; S. 12 antwortet nämlich Elise, als ihr Bruder von seiner Geliebten sagt: „sehen musst du sie" — ganz kurz: „ich sehe genug — du liebst." Diese Antwort ist aber ganz gegen den Sinn des Originals und des Zusammenhanges. Da Elise selbst Liebe empfindet, und überdiess im Begriff steht, auch ihre Neigung zu entdecken, so kann nichts unnatürlicher seyn, als diese kalte Bemerkung. Molière läfst sie dagegen ganz ihrem Zustande angemessen sagen: *J'en vois beaucoup dans les choses que vous me dites; et pour comprendre ce qu'elle est, il me suffit que vous l'aimez.* — S. 28 erlaubt sich der Bearbeiter einen Zusatz, der wegen seiner unnatürlichen Übertriebenheit völlig unstatthaft und entstellend ist. Der Geitzige preist nämlich Elisen den Anselm aus dem Grunde als künftigen Gemahl an, weil er steinreich sey, die Schwindsucht habe, und sie demnach ihn bald beerben werde, und fügt noch hinzu, dafs sie dann nicht vergessen möge, von der grosen Erbschaft ihm einen guten Theil aus Dankbarkeit zukommen zu lassen!! Molière nennt den An-

ſelm bloſs: *un homme mûr, prudent et ſage, qui n'a pas plus de cinquante ans, et dont on vante les grands biens.*

Der Wunderarzt (*le médecin malgré lui*). Dieſe originelle Poſſe iſt mit den nöthigen Abänderungen recht gut wiedergegeben.

Die Eleganten (*les précieuſes ridicules*). Von dieſer Poſſe läſst ſich nicht daſſelbe rühmen; die Nachbildung iſt vielmehr miſslungen, und zwar beſonders dadurch, daſs die beiden Bedienten ihre Rolle nicht ſo gut als im Original ſpielen. Der ungeſchickte dumme Peter iſt hier gar nicht ſchicklich angebracht, und zerſtört alles Komiſche durch ſeine plumpen Albernheiten und ſeine gänzliche Unfähigkeit für die übernommene Rolle. Wie iſt es denkbar, daſs durch einen ſolchen ausgemachten Tölpel die Eleganten könnten getäuſcht werden? Auch der Johann iſt nicht paſſend, er ſteht mit ſich ſelbſt in Widerſpruch; er wird geſchildert als einer, dem die Romanenlectüre den Kopf verwirrt hat, und doch giebt er einmal, als Peter, den er während des Spiels immerfort zuruft, was er thun und ſagen ſoll, ihn vorher fragt: wie er zu dem vornehmen Unſinn gekommen ſey, — die Antwort: du ſiehſt, Menſchenkind, das iſt jetzt Ton u. ſ. w. — Und was ſoll man zu einer ſolchen Stelle ſagen? „*Johann*. Wir hätten doch eigentlich wohl ſollen auf einen Degen ſchwören. — *Grethe*. Und überhaupt iſts nicht dunkel und feyerlich genug. *Peter*. Wir können die Kerzen auslöſchen und die Fenſterladen ſchlieſsen. *Urſel*. Verſparen wir dieſs bis aufs nächſte Gewitter im freyen Felde." — Heiſst das nicht Poſſenreiſserey mit Poſſendichtung verwechſeln? —

II Band. Der *Sicilianer*, ein Nachſpiel mit Intriguen, die aber nicht aufs beſte verknüpft ſind. Der Bearbeiter hat ſich die Mühe gegeben, in das lockere Gewebe einen feſteren Zuſammenhang zu bringen, und die Mühe iſt nicht umſonſt geweſen.

Die Männerſchule (*l'école des maris*). Dieſs treffliche Luſtſpiel verliert zu viel von ſeinen Schönheiten, wenn es nicht in der dichteriſchen Form des Originals ſo treu als möglich wiedergegeben wird. Jamben, ſelbſt die wohllautendſten, erſetzen die Alexandriner nicht, welchen man in der neueren Zeit überhaupt eine Geringſchätzung bezeigt, die ſie keineswegeſ verdienen: ſie thun in komiſchen Dramen die beſte Wirkung, wie ſchon allein Goethe's Luſtſpiel: *die Mitſchuldigen* zur Genüge beweiſt. Hr. Z. hat Jamben gewählt, und man könnte einſtweilen, wenn er ſonſt nur Geiſt und Ton im Ganzen treu nachgebildet hätte, dieſes Auskunftsmittel als das nächſte ſich gefallen laſſen, aber leider hat unter ſeiner Bearbeitung das Stück auch in den weſentlichſten Hinſichten ſo viel eingebüſst, daſs man für die Verletzung der Form durch nichts entſchädigt wird. Eine Stelle wird hinreichend ſeyn, um darzuthun, wie wenig der Überſetzer dem Originale ſein Recht angedeihen läſst, und wie unvollkommen er ſein Verſprechen erfüllt, nach welchem „der Leſer hier mehr eine oft faſt wörtliche Überſetzung, denn eine freyere Vertheidigung finden ſoll." Die Urſchrift lautet ſo:

Valere.

Oui, tout ce que Monſieur de votre part m'a dit,
Madame, a bien pouvoir de ſurprendre un eſprit.
J'ai douté, je l'avoue, et cet arrêt ſuprême,
Qui décide du ſort de mon amour extrême,
Doit être aſſez touchant, pour ne pas s'offenſer,
Que mon coeur par deux fois le faſſe prononcer.

Iſabelle.

Non, non, un tel arrêt ne doit pas vous ſurprendre.
Ce ſont meſes ſentiments qu'il vous a fait entendre;
Et je les tiens fondés ſur aſſez d'équité,
Pour en faire éclater toute la verité:
Oui je veux bien qu'on ſache et j'en dois être crue,
Que le ſort offre ici deux objets à ma vue,
Qui m'inſpirant pour eux différens ſentimens,
De mon coeur agité ſont tous les mouvemens;
L'un par un juſte choix, ou l'honneur m'intéreſſe,
A toute mon eſtimé et toute ma tendreſſe;
Et l'autre, pour le prix de ſon affection,
A toute ma colere et mon averſion:
La preſence de l'un m'eſt agréable et chère,
J'en reçois dans mon ame une allégreſſe entière;
Et l'autre par ſa vue inſpire dans mon coeur
De ſecrets mouvemens et de haine et d'horreur.
Me voir femme de l'un eſt toute mon envie,
Et plutôt qu'être à l'autre, on m'ôteroit la vie:
Mais c'eſt aſſez montrer mes juſtes ſentiments,
Et trop long tems languir dans ces rudes tourmens:
Il faut que ce que j'aime, uſant de diligence
Faſſe à ce que je hais perdre toute eſpérance,
Et qu'un heureux hymen affranchiſſe mon ſort
D'un ſupplice pour moi plus affreux que la mort.

Valere.

Wohl zittert' ich, des Vormunds Worte trögen,
Bianka ja, tief war ich überraſcht,
Und gern bekenn' ichs, zweifelnd träumt ich lange —
Doch über meine gränzenloſe Liebe
Hat Ihr Befehl auf immer nun entſchieden.
Zu heilig war er mir, zu wichtig, daſs ich ihn
Von ihren Lippen ſelbſt nicht gern vernommen.

Bianka.

Nein, der Befehl ſoll ſie nicht überraſchen,
Mein Vormund lehrte Sie, was ich empfand.
Gern will ichs vor dem Himmel hier bekennen,
Was Schüchternheit bisher mich bergen lieſs.
Zwey Männer ſinds, die meine Liebe fodern,
Doch einem nur ſchlägt dieſes Herz entgegen,
Frey war die Wahl, die Ehre billigt ſie,
Dem andern kann ich Haſs und nur Verachtung
Zum Lohne ſeiner Gekkenliebe geben.
Der eine zaubert, wenn er mir erſcheint,
Ein ſchönes Himmelreich um meine Seele;
Der andre ſchlieſset, wie ein böſer Geiſt,
Wenn er mir naht, die Freudenpforte zu,
Und zeiget weit umher mir eine Hölle;
Dem einen ſey hier Hand und Herz geboten,
Zum andern führt mich keine Erdenmacht,
Sie führe eher mich ins Land der Todten.
Genug! die Stunde eilt! Geſprochen iſts,
Nicht länger mag ich meine Unruh tragen,
Der, den mein Herz erwählte, faſſe Muth,
Und rette mich von meines Gegners Drohen.

Wenn die Übertragung der *Männerſchule* gänzlich in Geiſt und Ton verfehlt iſt, ſo verdient dagegen die Bearbeitung des luſtigen Intriguenſtücks: *Alles zur Unzeit*, (*l'étourdi ou les contre-tems*) alles Lob; ſie iſt vorzüglich gut gerathen, und was Hr. *Z.* in dem letzten Acte, der etwas zu nachläſſig hingeworfen und durch langes Erzählen matt geworden iſt, verändert hat, iſt wahre Verbeſſerung. Da die Verſe des Originals nicht zu den guten gehören, ſo läſst man es ſich gern gefallen, daſs ſie der Bearbeiter in Proſa verwandelte, beſonders da der Dialog ſo leicht

und munter fortschreitet; wie es der Gegenstand erfodert. Nur zuweilen stöfst man auch hier auf gezierte emphatische Stellen, wie man in allen übrigen Stücken antrifft; ein Fehler, der Hn. *Z.*, wie es scheint, zur anderen Natur geworden ist. So ruft z. B. S. 261 Andreas aus: „o Vater, Vater! ich erkenne deine Stimme wieder. Sie tönt mich an, wie ein süfser wohl bekannter Klang aus dem Paradiese meiner Kindertage. O Vater, Vater, welch ein Wunder führt mich so überraschend an deine Brust zurück."

III Band. Tartüffe in Deutschland (le Tartuffe ou l'Imposteur). Dieses vornehmlich durch das Auffehn, das es zu seiner Zeit machte, und durch den heftigen Widerstand, den es von Seiten der Frommen gefunden, berühmt gewordene Drama, das eigentlich des Ernsthaften mehr als des Komischen hat, würde, ganz treu übertragen, freylich auf unserer Bühne, wenigstens im nördlichen Deutschland, kein Glück machen, da wegen des herrschenden Religionsindifferentismus die eigentliche Scheinheiligkeit zu einer fremden Erscheinung geworden ist: Hr. *Z.* hat sich daher mehrere Veränderungen erlaubt, aber wir zweifeln, dafs er darin glücklich gewesen ist. Er macht den Tartüffe zu einem französischen Emigranten, und diese Veränderung ist gerade nicht zu tadeln, aber man kann es nicht billigen, dafs er nur auf halbem Wege stehen blieb, und den Scheinheiligen nicht ganz in einen Tugendheuchler verwandelte, sondern ihm Züge von Frömmeley beymischte, und überdiefs seine Verhältnisse nicht klar und übereinstimmend angab. So heifst es z. B. S. 17 von ihm, er sey eins von den tausend Opfern der französischen Revolution, er könne jetzt, da alles wieder werde, wie es vorher gewesen, eine ansehnliche Rolle in seinem Vaterlande spielen, wenn er nur wolle; er sey aber dazu zu bescheiden und demüthig; er begnüge sich, mit Geoffroy und anderen frommen Männern gegen die Philosophie und Vernunft zu schreiben. S. 29 sagt von ihm sein Gönner und Beschützer: Ist er arm, wohlan eben defswegen soll er uns ehrwürdig seyn. Unbekümmert um zeitliche Güter trachtete er nur nach dem ewigen Heile; aber durch meine Hülfe soll er wieder in Stand gesetzt werden, in seine verlorenen Güter wieder einzutreten. Er hat Besitzungen in Frankreich. — S. 30 wendet sein Gönner wider den Liebhaber, dem Tartüffe weichen soll, ein: er sey ein leichtsinniges Weltkind, ohne Religion. Man sehe ihn nie in der Kirche — und S. 53 sagt Tartüffe zu seinem Bedienten: Jetzt gehe in die Kirche und flehe den Allbarmherzigen um Erleuchtung an. — Man sieht aus diesen wenigen Zügen, dafs aus dem neuen Tartüffe eine Composition ohne die gehörige Einheit geworden ist. Wie viel überdiefs das Stück dadurch einbüfst, dafs die Alexandriner in Prosa aufgelöst sind, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung.

Die sympathetische Kur (l'Amour médecin). Diese satyrische, gegen die Ärzte gerichtete, nicht bedeutende Posse hat der Bearbeiter auf eine schickliche Weise nachgebildet; und dieses läfst sich auch von den beiden anderen Possen, welche von einem ähnlichen Geschmacke sind, sagen, nämlich: *die Gräfin von Holzennasen (la comtesse d'Escarbagnac)* — und — *die Heirath wider Willen (le mariage forcé).* In dem letzteren Stücke sind die beiden Pedanten nicht übel modernisirt.

IV Band. Wer zuletzt lacht, lacht am besten (L'école des femmes). Dieses vortrefliche Lustspiel, eins von Molières besten Dramen, hat Hr. *Z.* nicht nur nicht in Alexandrinern, nicht einmal in Jamben, sondern in Prosa wiedergegeben, und überdiefs sich erlaubt, die fünf Acte des Originals in drey zusammenzuziehen, wodurch denn, wie schon durch sich selbst klar ist, nichts weiter als das Allgemeine der Composition und die hervorstechendsten Züge übriggeblieben sind. Diese Verkürzung hielt er für nöthig, weil es dem Stücke an Handlung gebreche, und es an Monologen und Reden einen Überflufs besitze, so dafs es, in seiner ganzen Länge übertragen, auf der deutschen Bühne kein Glück machen würde. Allein wenn auch der herrschende Geschmack des Publicums verlangt, dafs im gewöhnlichen Sinne des Wortes immer etwas vorgehe: so mufs man diesem einseitigen Verlangen nicht unbedingt willfahren, und dann hat auch Molière selbst, in seiner *Critique de l'école des femmes* aufs befriedigendste den scheinbaren Vorwurf widerlegt, dafs dieses Lustspiel zu leer an Handlungen sey. Sehr richtig sagt er unter anderen: *On y voit beaucoup d'actions qui se passent sur la scene et les récits eux-mêmes y sont des actions suivant la constitution du sujet; d'autant qu'ils sont tous faits innocemment ces récits à la personne interessée, qui par là entre à tous coups dans une confusion à rejouir les spectateurs et prend à chaque nouvelle toutes les mesures qu'il peut pour se parer du malheur qu'il craint. — La beauté du sujet consiste dans cette confidence perpétuelle, et ce qui est bien plaisant c'est qu'un homme qui a de l'esprit et qui est averti de tout par une innocente, qui est sa maîtresse, et par un étourdi, qui est son rival, ne puisse avec cela éviter ce qui lui arrive.* — Auch einen sehr drolligen Zug hat der Verkürzer ohne Noth weggelassen, nämlich folgenden:

Je sais un paysan, qu'on appelloit gros Pierre
Qui n'ayant pour tout bien qu'un seul quartier de terre,
Y fit à l'entour faire un fossé bourbeux
Et Monsieur de l'Isle en prit le nom pompeux.

Peter Rothbart (George Dandin ou le mari confondu). Aus dem lustigen Schwanke des Boccaccio (*Giornata VII. Novella* 4), womit dieses Stück schliefst, hat Hr. *Z.*, weil er diesen Schlufs für sehr unmoralisch hält, und überzeugt ist, dafs das Schicksal des armen, schmählich hintergangenen und verhöhnten Ehemannes allenfalls in einer leichtsinnigen Hauptstadt wohl Lachen erregen könne, aber in den meisten Städten Deutschlands in der That nur Bedauern und Unwillen erwecken müsse, eine ganz ernsthaft endende Posse gemacht — ein Widerspruch, den nichts entschuldigen kann.

Der Kranke in der Einbildung (Le malade imaginaire). Die Behandlung dieses Lustspiels ist gut und angemessen, und die Modernisirung der Ärzte zweckmäfsig. — Übrigens sind noch zwey Bände zu erwarten.

H. D. F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 APRIL, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Bemerkungen aus dem Gebiete der Naturgeschichte, Medicin und Thierarzneykunde*, auf einer Reise durch einen Theil von Deutschland, Holland und Frankreich gesammelt von K. *Asm. Rudolphi*, der Ph. und Arzneykunde Dr., Lehrer der Thierarzneyk., Director des veterinärischen Instituts in Greifswald u. s. w. I Theil. 1804. 206 S. II Theil. 1805. 222 S. Register XIII. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Wer mit den umfassenden Kenntnissen, mit der Kunst zu sehen, mit der Vorbereitung, und mit der Unparteylichkeit *Rudolphi's* reiset, ist vor allen verpflichtet, seine gesammelten Schätze unter das Publicum zu vertheilen. Von allen genannten Eigenschaften ist vorliegendes Werk ein erfreuliches Muster, das man jedem Reisenden für ein bestimmtes Fach vorhalten möchte. Man würde sich nicht verreden, wenn man es als eine Geschichte des gegenwärtigen Standes der Thierarzneykunde, der Thiersystematik, der Thieranatomie, der Botanik und zum Theil auch der medicinischen Anstalten charakterisirte. Nirgends hat Rec. die Mühseligkeit eines gelehrten Haufens im Zusammenscharren und Austrocknen der Naturgaben lustiger, obgleich absichtslos, dargestellt gefunden, als in dieser Reise. In Paris liegen aus allen Erdtheilen, und vielleicht selbst aus dem Monde, wenn man bey den Abdrücken fremder Producte, wie es doch wohl am natürlichsten geschehen kann, zu ihm seine Zuflucht, wie bey den so kunstreich erklärten Selenolithen, nehmen will, bald gegen 100000 Pflanzen, die nach und nach sich getauft zeigen werden, ehe wir uns an einer klimatischen Geschichte von ihren Physiognomien, von ihren Sitten, von ihrer Herrschaft über die Thiere und Menschen, nicht etwa blofs über die Nahrung, sondern bey den *ersten*, vorzüglich Vögeln und Schmetterlingen, und letzten auch über die Kleidung, den Schmuck, mithin über die Mode, und also Gesundheit, Sittlichkeit und Staatsverhältnisse, werden erholen dürfen. Solche Ansichten der scheinbaren Kleinigkeiten der Natur sind noch nicht einmal als Bedürfnifs, Rec. will nicht sagen für die Wissenschaft, sondern nur für die Curiosität gefühlt worden. Hoffentlich wird Humboldt dieses Werk beginnen. Indessen vernimmt man doch gern, dafs bey den Franzosen allmälich das Familiensystem ihres Jussieu allgemein wird, wodurch sich wenigstens der Geist zu durchgreifenderen Naturansichten vorbereitet, was jetzt vorzüglich Noth thut, wenn auch gleich die Systematik darunter einstweilen leiden sollte. Denn die Gattungsspalterey gehört nur in die Stunden der Langeweile, für die sie die edelste Ausfüllung ist. Im Thierreiche wird dagegen mehr gethan, und, konnte uns *Rudolphi* gleichwohl keine physiologischen Ähren mitbringen, so erfahren wir doch, dafs daran gesäet wird, und da es auf einen felsigten Boden fällt, haben wir die gegründetste Hoffnung, dafs es der Wind nehmen und im gepflügten Grunde werde liegen lassen. *Rousseau*, Cuviers Prosector, ist ein thätiger und geschickter Mann, und wird uns noch manches unbekannte Thier zergliedern, zu dem wir die Bedeutung finden können. Diese Richtung der Anatomie wird kräftig secundirt durch die Arbeiten der trefflichen Thierarzneyschulen zu Berlin, Hannover, Alfort, Wien, und endlich durch die vielen pathologischen Sammlungen, aus denen Hr. R. manches physiologisch-interessante beschrieben. Alles ist mit Bestimmtheit aufgefafst; Ausschweifungen auf Gegenstände, die nicht zum Wesen des Werks gehören, wie Beschreibungen der Gegenden, der Theater, Vergnügungen, Reflexionen über das Treiben der Völker und dergleichen Alltäglichkeiten, ekeln da den naturhistorischen und medicinischen Leser nicht an, der nicht gewohnt ist, die guten Brocken aus dem See belletristischer Bemerkungen herauszuangeln.

Das Werk ist in zwey Theile geschieden, und jeder wieder in einige Briefe gesondert, die aber nicht diese Formel haben. Jeder ist sehr lang, und giebt ununterbrochen alles Merkwürdige eines oder auch mehrerer Örter. Der erste ist über Berlin von S. 1—56, wo sich der Vf. 6 Monate aufhielt, und vorzüglich in der Thierarzneyschule beschäftigte, welche er daher vollständig kennen lernte, und sie auf eine Art würdigte, die ihm und ihr zur Ehre gereicht. Gröfstentheils sind es Pferde, die da behandelt werden, doch fehlt es auch nicht an Hunden. Von den ersten wird jede Krankheit physiologisch benutzt, und sogar manches gesunde Thier gekauft, um Versuche damit anzustellen. Rindvieh wurde vieles von der Lungenfäule durch Haarseil und dephlogistisirte Salzsäure vom Prof. Sick geheilt. Versuche, die über die Ansteckung dieser Krankheit gemacht, und hier beschrieben werden, scheinen nicht für die Ansteckung zu sprechen, doch ist es, ungeachtet des Kostenaufwandes, nicht entschieden. Über die Krankheiten der Pferde sind treffliche Bemerkungen mitgetheilt. Der Rotz ist da bequem zu studiren wegen der Menge dieser Pferde. Er sah ein von einem wüthenden Hunde gebissenes und auch wüthend gewordenes Pferd sterben, das bis zum

Tode gesoffen. Ungeachtet die Anstalt vortrefflich ist, so hat das Publicum doch mehr Zutrauen zu Schäfern oder Scharfrichtern, was indessen nicht ausser der Ordnung ist. Bey den vielen Sectionen, die da vorfielen, fand Hr. R. manche interessante Würmer, worüber er sehr thätig arbeitet. Beym Maulesel (dazu soll doch wohl der Esel Vater seyn?) fand er auch 6 Lendenwirbel wie beym Pferde, welches aber eine Ausnahme ist. Zirbelsand ist ihm noch in keinem Thiere vorgekommen. Nebst der kurzen Beschreibung des Cabinets giebt er noch manche einsichtsvolle Verbesserung der Thierarzneyschule an, besonders in Hinsicht des fehlerhaften Wechselns des Directorats, der gemeinen Behandlung der Fahnenschmiede, des unvortheilhaften Verhältnisses der Schüler zum Lehrschmied, und dieses zum Institute, dem die Schmiede gehört, für die daher jener weniger Interesse hat. Nun werden noch, nicht ohne Ehre für Berlin, viele naturhistorische Sammlungen angeführt, wie denn auch das Taubstummeninstitut eine Zierde dieser Stadt ist.

Der zweyte Brief handelt von Helmstädt, Braunschweig, Hannover und Bremen. Von *Beireis* wird manch Sonderbares aber auch viel Interessantes erzählt; nur Schade, dass es mit zu wenig Schonung der Gastfreundschaft, die Beireis heiliger als alle anderen Gelehrte ehrt, und des wirklich grossen Werths, den derselbe besitzt, geschehen ist. Wo ist der Gelehrte, der mehrere Tage hindurch vom frühen Morgen ununterbrochen bis gegen Mitternacht einem wissbegierigen Reisenden mit der höchsten Unverdrossenheit jedes einzelne Stück aus seinen während einer halben Lebenszeit mit grossen, der Bequemlichkeit und dem Vergnügen abgenöthigten Kosten, aufgehäuften Sammlungen hervorsucht, es erklärt, mit andern vergleicht u. s. w, wie es Beireis jedem, der ihn nicht offenbar zu versuchen kömmt, thut, und wie er es Hn. R. und dem Rec. gethan hat? Diese beyspiellose Gefälligkeit muss geachtet werden, und die umfassende Kenntniss, die er von der zahllosen Menge nicht spielender, sondern wahrhaft unterrichtender Seltenheiten, inne hat, verlangt eine Bewunderung, die alles übersehen muss, was er an den Gegenständen exaggerirt. Und hat denn Beireis unrecht, wenn er zu verstehen giebt, dass er kein gemeiner Mensch ist? Hat er sich in den Geruch einer geheimen Kunst gesetzt, oder die Menschen, welche ihn aberwitzig umgaben? Wenn diese seinen Reichthum aus seiner Sparsamkeit und seiner ausgebreiteten Praxis nicht erklären konnten, und daher Narren genug waren, zu glauben, er sey ein Goldmacher, warum sollte er denn den naseweisen Blinden den Staar stechen? Er liess sie bey dem Glauben, die doch nicht wären zur Erkenntniss gelangt, und hatte seinen Spass mit ihnen. Indessen wurde das Geschrey immer lauter, er musste erkennen, dass der grösste Theil sogar derer, die gelehrt seyn wollen, unklug sey, und nun behandelte er sie darnach; so wurden seine unsichtbaren Präparate geboren, und der ceylonische Kiesel zum Diamanten umgeschaffen. Wie kann aber dieser Spass das Vortreffliche aufwiegen, das er besitzt, um so mehr, da er mit einem seltenen Patriotismus gerade das am emsigsten mit zusammensuchte, was der deutschen Kunst und Wissenschaft Ehre bringt! Zur ewigen Schande Magdeburgs sieht man hier Guerikes Luftpumpe, Elektrisirmaschine und Halbkugeln als deutsche Erfindungen vindicirt, deren beide ersten von den Engländern so gut als weggenommen sind. Wo kann man Achtung für die deutsche Malerkunst, die auf eignem Boden ohne Muster entsprossen, bekommen, wenn es nicht bey Beireis ist? Auch lobt Hr. R. nicht mit Unrecht seine Münzsammlung, und die Lieberkühnschen Präparate. Möchten doch mehrere Gelehrte so wie Beireis für Deutschland sorgen, und möchten sie nicht, wie dieser, vom wundergläubigen Pöbel gezwungen werden, sich in sich zurückzuziehen, wie ganz anders würde es um uns aussehen!

In Braunschweig zeichnet sich nebst den bekannten Gelehrten das herzogliche Museum und vorzüglich die Insectensammlung des Grafen von Hofmannsegg und Hellwig aus, welche zu dem wahrhaft universalen Zwecke, das lebendige Insectensystem, an dem sich die Systematik immer berichtigen kann, zu werden, bestimmt ist. (S. *Illigers* Beyträge zur Insectenkunde. Der junge Lichtenstein hat nun auch seine aus Afrika mitgebrachten Insecten mit dieser grossen Sammlung vereiniget; möchten doch alle Insectenbesitzer so ihr Privatgut, das doch der Wissenschaft nur wenig nützen kann, zu einem solchen allgemeinen machen!)

Die Präparatensammlung *Havemann's*, Directors der Thierarzneyschule zu Hannover, ist, wie sie es verdient, als sehr instructiv beschrieben. Hr. R. sah da (nach ihm Rec.) ein Hymen an einem Pferdefüllen, wodurch wieder ein hochgepriesener Unterschied des Menschen von den Thieren wegfällt; auch kömmt, physiologisch angesehen, dieses Organ ganz natürlich allen Säugethieren zu, da die Vagina ursprünglich, wie alle Mündungen des Leibes, geschlossen ist, und sich diese Schliessung bey einem Thier nur mehr öffnet als beym andern. Bey dieser Gelegenheit erfahren wir auch, dass das Chorion des dreyzehigen Faulthiers Cotyledonen habe, wodurch also dieses Thier *hierin* mit den Wiederkäuern in Verwandtschaft tritt. Dass diese Thiere Einer Provinz angehören, hält sich Rec. überzeugt, so unwahr es scheinen mag. Es ist merkwürdig, dass auch Hr. R. die berüchtigte Schlange in Lampe's jetzt Gravenhorst's, zu Göttingen, Cabinet, welche Schneider als eine *anguis bipes* charakterisirte, für eine solche genommen, da beym ersten Blicke diese Füsse als die etwas ausgezackte Nabelschnur erkennbar sind. Nichts ist Hn. R. so sehr aufgefallen, als das freundschaftliche Verhältniss der in Hannover wohnenden Ärzte unter einander, wovon auch Rec. Zeuge seyn kann. Mit der Auswahl der Gelehrten, welche sich in Bremen findet, als Olbers, Treviranus, Albers, Mertens, Roth und Vegesack, wird dieser Brief geschlossen.

Dritter Brief. Reise durch Holland. In Gröningen und Amsterdam werden die Sammlungen, botanische Gär-

ten, Hospitäler besucht, und die beiden letzteren in schlechtem Zustande gefunden. Wer sollte wohl die dem Aufkommen der Naturkunde so günstige Einrichtung nicht bewundern, dass in Amsterdam die Besitzer der Naturaliencabinette dieselben versteuern müssen, und zwar nach einem Anschlage, um den sie sich gefallen lassen müssen, dass Jemand selbige ihnen abkauft! — In Haarlem steht das reiche Naturaliencabinet der holländischen Maatschappy unbenutzt, dagegen nicht so das Teylersche Museum. In der Gegend haben die Blumisten grosse Felder angesäet; Eine Tulpe kostet noch wohl 150 fl. Leyden ist voll gelehrter Anstalten, bey denen Brugman's die wichtigste Rolle hat. Sein pathologisches Cabinet, der botanische Garten, die anatomische Sammlung, das Tollhaus, Hospital sind ausführlich beschrieben und gerühmt. Campers Sammlung hat er leider nicht gesehen, weil ihn böse (wie er nachher erfahren,) Leute abriethen, den Sohn in Klein-Lankum zu besuchen. In dem Haag ist Riemers Präparaten-Sammlung merkwürdig, und das von Brugmans organisirte *Bureau de santé*, vorzüglich in Kriegszeiten wohlthätig für die Truppen, nachahmungswerth.

Vierter Brief. Paris. Die Cabinette des Pflanzengartens sind mit Recht das Erste, was der Naturforscher besucht, und in diesen *Cuvier*, mit dem aber die Deutschen eben nicht viel Grund haben, zufrieden zu seyn. Obschon er selbst ein geborner Mümpelgardter, also ein Würtemberger ist, obschon er alle seine Kenntnisse in Deutschland eingesogen: so bildet er sich doch ein, es sey jetzt eine Schande, noch an die Deutschheit zu gedenken, und so schämt er sich auch wirklich, mit Deutschen, die ihn doch, wie alles Fremde, vergöttert haben, deutsch zu reden. *C'est ne qu'accidentel*, antwortete er Hn. *R.*; als dieser ihn auf die Wichtigkeit der Pathologie für die Physiologie aufmersam machen wollte. Aus diesen fünftehalb Worten sieht jeder Deutsche, was von ihrem französirten Bruder für die Physiologie zu erwarten ist, und dass diejenigen es nicht bereuen dürfen, die in ihm nichts Physiologisches finden konnten, und es offenherzig bekannt machten. Nur durch solche Freymüthigkeit werden wir verhindern, dass die jetzt werdenden Zootomen keine Schneider werden. Welcher Zufall es doch seyn mag, dass die Schweinsmifsgeburten gewöhnlich einen Elephantenrüssel haben, dass den sogenannten menschlichen Wolfsrachen immer bestimmt der Knochentheil fehlt, den man bey Thieren (und Menschen) Intermaxillarknochen nennt, dass Syphilis den Mund, Onanie das Rückenmark, die verschwindende Parotitis die Hoden ergreife! Wäre hier der Ort, die durchgreifende Harmonie auch in den grössten Zerrüttungen des thierischen Leibes zu beweisen: so würden die Franzosen staunen, wieviel sie noch nicht haben den Rhein passiren lassen. Möchten doch die Deutschen einmal fühlen, dass sie in Frankreich Contrebande sind, von der jeder todtgemacht wird, der nicht ledern genug ist, um tägliche Sottisen jahrelang, und endlich nach dieser Abreibung auch wohl die Aufbrennung des adklimatisirten, eleganten, undeutschen Gepräges ertragen zu können! Die Folgen des Wallfahrtens nach Paris offenbaren sich schon sehr deutlich; wir haben zwar viel mehrere, welche die Zootomie ergriffen hat, als in vorigen Zeiten; wie Hollundermark hat sie Paris angezogen, sie liessen sich da ihren geistigen Funken ausladen, damit sie ihn wieder los wurden, und so bleibt ihnen jetzt natürlich nichts übrig, als Collecteurs oder Schneider nach pariser Desseins zu werden. *Quel miracle!* wenn einer an einem alten bekannten Thierlein ein Härchen gefunden, das Linné übersehen, und aus dem er nun eine neue Gattung oder gar Familie aufs Tapet bringt! Diess sichert schon den Ruhm auf Lebenslang. Denn wenn auch gleich der Entdecker es dahin zu bringen wusste, dass das alte neue Ding seinen Eigennamen mit einem *ia* erhält, so geht diese Ehrengattung doch gewöhnlich mit dem Tode ein. Hat aber einer gar ein Thier aufgeschnitten, und etwas gefunden, das er nicht kennt, da ist des Triumphirens kein Ende. Magazine, Journale, Intelligenzblätter, und ihre Echo stossen in die Posaune, um die lange von solchen Leckerbissen Leergebliebnen zu füllen — sind sie aber müd, und auch die schwachen Echo der Postzeitungen verhallt, so weiss kein Mensch, was es gewesen. Bringt aber ein Deutscher eine Idee über die Bedeutung eines Organs, so gafft man dieses *Hors d'oeuvre* an, zieht den Mund in ein fremdes Lachen, und die Magazine können keine Lippe in die Posaune falten. So weit hat uns schon Paris gebracht! Cuvier präparirt selbst wenig, was für einen Lehrer kein Fehler ist; dafür ist Rousseau ein sehr geschickter und tauglicher Arbeiter; die meisten Insecten und Würmer, auch eine sceletirte Ibismumie sind von ihm; übrigens sagt er bey jedem Theile, C. glaube, es sey dieses oder jenes. Soviel muss ein Prosector seyn, und mehr nicht, weil er sonst zu wenig ist. — Das zootomische Cabinet im Pflanzengarten wird weitläuftig beschrieben. Bey der doch ausführlichen Angabe dessen, was da ist, hätte auch wohl hie und da bey merkwürdigen Thieren, besonders bey den wirbellosen, etwas von dem Wie und Was der inneren Theile gesagt werden können. — Die Wachspräparate zu Poli's Anatomie der Mollusken verdienen vorzüglich bemerkt zu werden. Sie kamen von Neapel nach Paris, man weiss nicht wie. Es sind 24 Kästchen, von denen nur 16 auf den 28 Tafeln des ersten Bandes abgebildet seyen; die anderen 8, meynt *R.*, müssen vor dem Stiche geraubt worden seyn, aber es sind ja 39 Tafeln von Poli's Werk erschienen, und es fehlen nur die von ihm versprochenen Monovalven. — Ob diese in den 8 Kästchen sind, hat Hr. *R.* nicht angegeben. Dass die Würmer rothes Blut haben, ist allerdings nicht von Cuvier, sondern schon von Swammerdam und mehreren entdeckt, aber Cuvier dehnt es ja nicht auch auf die Mollusken aus. Der Reichthum des Naturaliencabinets ist bekannt. Säugthiere und Vögel sind nach Lacépède geordnet — warum? hat Hr. *R.* nicht gesagt, auch mags Rec. nicht sagen.

Geoffroy ist ein trefflicher Mann; Lamarcks Kniffe werden immer bekannter. Von Mollusken weiss

er wenig; in diesen soll ihm Richard, in den Insecten Latreille geholfen haben; man sagt ihm sogar nach, er besitze die Kunst, in der Tasche zu schreiben, wenn er sich in einem wohleingerichteten Cabinet unter Aufsehern befindet. (Dessen ungeachtet hat er doch ein System der Mollusken geschrieben, in dem er die barbarischsten Namen erfunden, und die sogar schon allgemein nachgeahmt werden. Denkt einmal, man will jetzt statt des Thieres von Murex, *Muriciarius*, von Venus, *Venusarius*, von Conus, *Conarius*, dann *Sigaretarius*, (warum nicht *Secretarius?*), *Ostracarius*, *Terebratularius — ohe jam satis!* sagen. Möge uns ein guter Genius vor dieser Sprache bewahren!) L. C. *Richard*, Prof. à l'Ecole de Med., hat das gröfste Conchylien-Cabinet in Paris, ist für die Botanik sehr thätig, hat mehrere Werke in der Arbeit, wozu er grofse Schätze aus Amerika erhalten. Sollte es gewiss seyn, dass in Amerika die *Umbellata* fehlen?

Le Vaillant, Ventenat, Poiteau, Bosc, dessen *Tentacularia* aus *Coepphaena hippuris* ein vierrüsseliger Kratzer sey, der Garten von Cels, sind als vortrefflich geschildert. Thuillier handelt wohlfeil mit Pflanzen, man hat sich aber in Acht zu nehmen, weil er viele neue Namen aus bekannten Arten macht. Unter den vielen Wachspräparaten der *Ecole de Médecine*, von Bertrand Rival verfertiget, sind nur die pathologischen von Werth. Über Hospitäler ist wenig gesagt. Bekanntlich sind alle schlecht, ausser der Irrenanstalt unter Pinel. Rührend ist das Findelhaus (*Hospice de la Maternité*) geschildert. Auch das Taubstummeninstitut ist berührt und die Bäder. Hr. *R.* hat mit wenig Worten den Charakter der französischen Literatur und Medicin trefflich dargelegt; was er in diesem Theile hin und wieder über Eingeweidwürmer geäussert hat, läfst ein herrliches Werk von ihm erwarten.

Der zweyte Theil fängt mit dem fünften Brief an. Er enthält die Vieh- besonders die Schaf-Zucht in der grofsen, ehemals königlichen Meierey zu Rambouillet. Die Thierarzneyschule zu Alfort, zwey Stunden von Paris, wurde von den meisten Reisenden übersehen, und nun erfahren wir, dass sie zu den ersten Anstalten dieser Art gehört. Es sind eine Menge Lehrer daselbst angestellt, worunter sich besonders *Girard* in der feineren Anatomie auszeichnet, von welchem unter vielen Entdeckungen, die er mit anderen gemein hat, auch ein Ganglion in der Paukenhöhle des Pferdes genannt zu werden verdient. Man glaubt daselbst weder an die Ansteckbarkeit des Rotzes, noch der Räude, und Chaumontel unternimmt wirklich die Kur des Rotzes durch Haarseile. Der Schüler waren nicht weniger als 140, die drey Jahre bleiben müssen; die Ordnung des Unterrichts und die Zahl der Gegenstände ist musterhaft: das Cabinet aber hat nicht seines Gleichen, und wird hier beynahe ganz aufgezählt und mit interessanten Bemerkungen begleitet, da Hr. *R.* durch die Liberalität der Aufseher den freyesten Gebrauch davon machen konnte. Nachahmungswerth sind statt der runden Gläser die Glaskasten, in denen die gröfseren Präparate in Weingeist liegen, wodurch sie können genauer gesehen werden. Für die Eingeweidewürmer fand Hr. *R.* eine besonders gute Ärndte, wodurch er manchen Irrthum von Chabert widerlegen konnte. Der eigentliche Ruhm dieser Sammlung aber besteht in den Thieren, deren sämtliche Muskeln, Blutgefäfse und Nerven zugleich präparirt sind, den corrodirten Injectionen von Flandrin, und in den vielen pathologischen Präparaten.

Sechster Brief. Reise durch das südliche Frankreich und die Schweiz. Von Lyon konnte nicht viel gesagt werden, da noch alles im Entstehen war, sowohl die Thierarzneyschule als die Sammlungen; doch ist alles getreu geschildert. Eben so das ehrwürdige Monument der Medicin-Montpellier. Anatomie und Botanik werden noch am stärksten betrieben. Es sind drey Prosectoren da, und nebst diesen lesen noch Lordat und J. Roubieu privatim Anatomie. Der letzte hat Pflanzeneinspritzungen mit Quecksilber versucht, und die Methode Hn. *R.* mitgetheilt, die er aber nicht bekannt machen durfte. Hr. *R.* sah zwar solche mit Quecksilber angefüllte Pflanzen, glaubt aber doch nicht an eine wahre Einspritzung, sondern, wie es scheint, nur an Einsaugung; auch läfst es sich aus der Stelle vermuthen, dass *Ruhieu's* Präparate nur Einfiltrirungen seyen. Aber *Osiander* hat den Stengel und das Blatt der *Nymphaea lutea* wirklich durch *Einspritzung*, im wahren Sinne des Wortes, angefüllt, welche Präparate Rec. selbst gesehen hat.

Die Reise geht von da nach Marseille, Grenoble zu Villars; eine Alpenreise mit ihm giebt viele Ausbeute: von da über Chambery nach Aix, wo die Bäder beschrieben werden, und endlich nach Genf, Bern und Burgsdorf, wo das treffliche Institut des edeln Pestalozzi mit vielem Enthusiasmus geschildert wird.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Dresden*, b. Arnold: *Spielschule zu Bildung der fünf Sinne für kleine Kinder. Mit 1 Kupfertafel.* 1806. 64 S. 8. (8 Gr.) „Die Ausbildung der Sinne bey Kindern ist sowohl ein Theil der körperlichen Erziehung, als auch der erste Anfang des Unterrichts. Aller gute Fortgang des folgenden Unterrichts beruht auf dem recht Sehen und recht Hören der Kinder, auf einer Genauigkeit und gewissen Stetigkeit bey Wahrnehmung eines Gegenstandes, mit einem Worte, auf einem Beobachtungsgeiste, welcher in der kindlichen Seele entwickelt und festgehalten werden muss. Das Gegentheil ist Leichtsinn und Faseley.“ Diesem Leichtsinn und dieser Faseley gleich in ihrem Aufkeimen entgegen zu arbeiten, ist ein Hauptgeschäft der Erziehung, zu welchem in dieser kleinen Schrift einige Anleitung gegeben werden soll. Sie ist mit einem sicheren Blick auf den Stufengang vom Leichteren zum Schwerern entworfen, und enthält lauter Übungen, die Kindern nicht unangenehm seyn können. Dem zweyten Kapitel, welches die Übung des Gehörs begreift, hätten wir etwas mehr Inhalt gewünscht; vielleicht wäre es auch nicht unzweckmäfsig gewesen, die Bildung des Gehörs selbst bis zu einem höheren Grade der Vollkommenheit fortzusetzen. Das Büchelchen verdient vielen Ältern und Erziehern in die Hände zu kommen.

Vn M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 APRIL, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, in der Realschulbuchhh.: *Bemerkungen aus dem Gebiete der Naturgeschichte, Medicin und Thierarzneykunde* auf einer Reise durch einen Theil von Deutschland, Holland und Frankreich gesammelt von *K. Asm. Rudolphi* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Siebenter Brief. Wien und Prag. Einen grossen Theil dieses Briefes nimmt eine Widerlegung von Galls Hypothese ein. Dieser Aufsatz verdiente wohl als eine eigene Abhandlung ausgezeichnet zu werden, da sie in ihrer Art zu den ersten Schriften gehört, die über diesen Gegenstand erschienen sind; man muss sich daher um so mehr wundern, dass, wenn wir diese A. L. Z. 1806 n. 71 ausnehmen, sonst nirgends bey den ausführlichen Anzeigen, in welcher jede erbärmliche Broschüre, die der Schlaf erschaffen, gewürdiget worden, dieses Aufsatzes gedacht wurde. Hr. R. bemüht sich besonders, gegen Gall zu zeigen, dass das Hirn nur Ein Organ, und nicht ein Aggregat vieler Organe sey. Bey allem Scharfsinn seiner Gründe, und so sehr Rec. gegen das die Wissenschaft entehrende Treiben Galls eingenommen ist, kann er doch nicht anders als von der Meynung des letzten überzeugt seyn, nicht bloss, weil im Hirn alle Organe des Organismus sich wiederholen müssen, sondern, um den Standpunct nicht zu verrücken, weil wirklich eine Menge Theile in ihm vorkommen, die wahrlich in Structur, Form, Substanz etc. mehr Verschiedenheit zeigen, als niederere Organe, in welchen doch verschiedene Functionen sich offenbaren. Hr. R. führt selbst das Herz und die Verdauungswerkzeuge an, die eben solche Verschiedenheiten wie das Hirn haben, und dennoch nur Eine Function ausüben sollen, wobey Rec. nur zu bedenken giebt, dass das linke Herz wenig vom rechten verschieden zu seyn scheint, und doch eine wirklich entgegengesetzte Function hat. Eben so hat nicht der Magen eine ganz andere Function als der Dünndarm, und dieser wieder als der Dickdarm? Und dennoch sind diese nicht so verschieden als manche Theile des Hirns. Auch hat allerdings jeder Sinn sein eigenes Bewusstseyn. Ohne Zweifel ist das Thier nur dadurch vom Menschen verschieden, dass es eben nur Ein Sinn ist; ihm hat aber noch niemand das Bewusstseyn abgesprochen — so ist der Mensch aller Thiere, aller Sinne Bewusstseyn. Wichtiger sind die Gründe gegen die lächerliche Behauptung, dass das Hirn den Schädel bilde, gerade als wenn man sagte, das Mark forme den Knochen; indessen ist Correspondenz da: — kräftig ist aber gerügt das blinde Auftappen der Organe für gewisse Fähigkeiten. Der Werth der vergleichenden Anatomie zur Auffindung dieser Organe ist aber doch zuviel zurückgesetzt, jedoch dann nicht, wann man sie in Gall mishandelt. Nun wird jeder Gallische Sinn einzeln durchgegangen und beurtheilt; gegen den sogenannten Lebenssinn in der Decussation des verlängerten Marks ist etwas zu kühn gesprochen, den Lebenserhaltungssinn hat aber G. Jacobi schon vor mehreren Jahren in seiner *Iris* am treffendsten gewürdiget. Das kleine Hirn hat doch mehr Bedeutung, als Hr. *Rud.* will gelten lassen; den übrigen Sinnen aber ist meisterhaft ihre Stelle angewiesen.

Hierauf geht der Vf. zum Irrenhaus unter der trefflichen Aufsicht von Nord, zur Präparatensammlung des Klinikums, der josephinischen Akademie und der Anatomie, zu dem Naturaliencabinet der Universität, in den botanischen Garten unter den beiden Jaquin, in den Garten für die österreichischen Pflanzen, in den zu Schönbrunn. Von allen diesen Orten wird das Interessanteste aufgezeichnet; aber zu leugnen ist es nicht, dass es nicht mit dem Fleisse, wie zu Paris, geschehen ist. Die Menagerie zu Schönbrunn ist reicher als die zu Paris, eben so das kaiserliche Naturaliencabinet, wenn man die vergleichende Anatomie ausnimmt. Die Thierarzneyschule hat zwar seit Wolsteins Zeiten abgenommen, ist aber doch noch ansehnlich. Den Beschluss macht Prag, worin sich der botanische und Canallische Garten, das Krankenhaus und das Kloster der Elisabetherinnen vortheilhaft auszeichnen.

Dieses ist das Verzeichniss des Inhaltes dieses höchst interessanten, reichen, und mit der geistvollsten Wahl verfassten Werkes, dem noch ein ausführliches Register beygegeben ist. Eigene Worte zum Lobe desselben, möchten Manche an die Meynung erinnern, als wähne Rec., es bedürfe noch desselben, in welchen Verdacht er sich doch nicht bringen möchte. — Reinheit des Papiers, Correctheit des Druckes und Schönheit der Schriften empfehlen sich von Seiten des Verlags. O.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Beyträge zur vergleichenden Anatomie, Thierarzneykunde und Naturgeschichte* gesammelt in Berlin von *Jens Weibel Neergard*, D. Md. Lector der Thierarzneykunde u. s. w. Mit zwey Kupfern. 1807. XIV und 152 S. (18 Gr.)

So unverkennbar der Fleiss ist, welchen der Vf.

Aus diesem allen wird nun zwar noch nicht klar, zu welcher Art diese Kröte gehöre; doch möchte Rec. sie eher mit dem *Bufo calamita*, als mit dem *Bufo fuscus* zusammenbringen. — Das Citat aus der 13 Ausgabe des Linnéischen Natursystems hätte der Herausgeber dieses Heftes entweder ganz weglassen oder doch berichtigen sollen, denn so wie es da steht könnte es nur Verwirrung veranlassen. Sollte man sich es wohl denken können, dass dort dieser *Bufo fuscus* nur als eine Varietät der *Rana bombina* (*Rösels Feuerkröte* Tab. XXII) angeführt wird? Es gehört nicht hieher, die Thiere aufzuführen, die Gmelin, in seiner Ausg. des Linnéischen Natursystems, als Varietäten der *Rana bombina* aufgestellt hat. Die Verwirrung und die Missgriffe, die sich fast auf jeder Seite der Gmelinschen Ausg. offenbaren, herrschen auch hier. Warum endlich diesem Heft schon die Abbildung der blatterichten Landkröte mit rothen Augen (*Bufo vulgaris Rana Bufo Linn.*) auf der zwanzigsten Tafel beygefügt ist, weiss Rec. nicht, da die Naturgeschichte derselben erst im folgenden Hefte geliefert werden soll.

M. F.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Erfurt*, b. Knick: *Das Weib hinter dem Throne, oder Leben und Ränke der Kaiserinnen Roms. Ein historischer Beytrag zur Charakteristik des weiblichen Geschlechts. Erster Th.* 1805. 409 S. 8. (1 Thlr.) Man erwarte hier nichts mehr und nichts weniger, als eine ziemlich flüchtige Umarbeitung von *de Servies* Lebensbeschreibungen der Gemahlinnen der ersten zwölf römischen Kaiser, wovon 1724 zu Augsburg eine Übersetzung in drey Octav-Bänden erschienen ist. Um zu zeigen, wie grob der Betrug, und wie unbedeutend das Verdienst des Umarbeiters ist, wollen wir den Anfang der alten Übersetzung und der neuen Bearbeitung neben einander stellen.

Die Augsburger Übersetzung.

So lange die römische Republique sich bey ihrer Freyheit erhielte, konnte sich das römische Frauenzimmer durch nichts anders, als ihre Schönheit, Verstand, Tugend und Muth hervorthun. Dann weil es von allen Ehrenstellen ausgeschlossen war, so musste es sich nur durch seine eigene Person und Verdienste berühmt machen.

So erwarbe sich Lukretia einen grosen Namen durch ihre Keuschheit, da sie mit Verlust ihres Lebens ihrem Gemahl eine ausnehmende Probe derselben gabe: und damit, dass sie sich an dem boshaftigen jungen Tarquinio rächte, gab sie dem Frauenzimmer ein herrliches Exempel ehelicher Treue, welches aber von wenigen nachgemacht worden. Clelia und ihre Gespielinnen u. s. w.

Die Erfurter Bearbeitung.

So lange sich Rom in seiner Freyheit erhielt, zeichneten sich die römischen Frauen durch nichts *von einander* aus, als durch Schönheit und Geist, durch Tugend und Muth. Ausgeschlossen von allen Würden des Staates, konnten sie nur durch persönliches Verdienst Aufmerksamkeit erregen, und *eine gewisse Celebrität* erlangen.

Lukretia machte sich durch ihre Keuschheit berühmt, indem sie *auf Kosten ihres Lebens* ihren Gemahl von ihrer Unschuld überzeugte. In der Rache, die sie für das Verbrechen des jungen Tarquinius an sich selbst nahm, hinterliess sie den Frauen ein seltenes Beyspiel der ehelichen Treue, das wohl wenig Nachfolgerinnen finden möchte. Clelia und ihre Gefährtinnen u. s. w.

So geht es noch eine Seite lang fort, dann überspringt der Vf. 48 S. und fängt S. 51 wieder an, wo er S. 2 gelassen hatte. Auch die Anmerkungen sind zum Theil mitgenommen worden. Mit einem Worte, es ist Alles geschehen, um mit der leichtesten Mühe von der Welt ein gutes Abschreiberlohn zu verdienen.

H.

Posen und *Leipzig*, b. Kühn: *Ludmilla, das schöne Hussiten-Mädchen.* Romantische Darstellung aus der Wirklichkeit der Vorzeit, von *Karl Stein*, Verfasser von: Amöna, die Braut eines Verbrechers. 1805. 2 Thle. von 203 und 221 S. 8. (2 Thlr.) Zu einer romantischen Darstelluzg, wie man nämlich diesen Ausdruck verstehen sollte, scheint der Vf. wenig Anlage zu haben. Seine Darstellung ist nur romanhaft, und aus seiner Wirklichkeit hat er nichts weiter geschaffen, als einen ziemlich gewöhnlichen Roman. Denn trotz des grosen Vorraths von mühsam herbeygebrachten Worten und Bildern, fehlt es doch sehr häufig am schicklichen Ausdruck, am schicklichen Bilde, um den Leser auch nur ein wenig anzuregen. Wie kalt, wie gleichgültig bleibt man nicht z. B. bey der Schilderung der schönen Ludmilla Th. I. S. 81? Und was ist es anders, als Armuth des Geistes, wenn man sich selbst in seinen Gleichnissen wiederholt, wie z. B. Th. I. S. 37 und S. 163, oder sich solche Nachbildungen erlaubt, wie Th. I. S. 164 wo Ruro sagt: „Freundschaft und Treue sind Engel des Himmels auf Erden, sie ebnen die rauhen Wege zu Rosenpfaden, und hauchen Odem der Seligkeit in des Kummers kalte trübe Nacht." Wer erinnert sich dabey nicht des in tausend Stamm- und anderen Büchern Gelesenen: Hoffnung giesst in Sturmnacht Morgenröthe? — Und wie sich auch die Begebenheiten in und durch einander werfen und kreuzen mögen, so vermisst man doch die eigentliche Kühnheit der Phantasie, die der Romantik grosse Seele ist. Der Ton des Vortrags muss noch gedämpfter und gemässigter werden, wenn er Anmuth erhalten soll. Indessen muss Rec. doch gestehen, dass ihm diese Ludmilla besser gefallen hat, als jene Amöna, die ihrer Schwester zur Empfehlung dienen soll. Die Überschriften der Kapitel sind Lückenbüsser, die aber zum neunten Kapitel des zweyten Buchs förmlicher Unsinn.

12><37.

Altenburg, b. Rink u. Schnuphase: *Zoflora oder die gute Negerin von Picquenard.* Erster Theil. 1801. 192 S. 8. Zweyter Theil. 1805. bey Rinck. 203 S. (1 Rthlr. 8 gr.) b. Schnuphase 214 S. 8. (12 Gr.) Das Original dieses Romans ist bekannt, auch ist die Bearbeitung des ersten Theils schon anderwärts angezeigt worden. Beym zweyten Theile treten zwey Bearbeiter auf, wovon der Rinck'sche treuer, und daher bisweilen etwas härter, der Schnuphasische freyer, und daher etwas gefälliger zu seyn scheinet. Wir wollen, zur eigenen Ansicht des Publicums, den Anfang beider Bearbeitungen einander gegen über stellen.

Schnuphase.

Indess hatte Zoflorens Schönheit in Bukman, der wieder von seinen Streifzügen heimgekehrt war, eine Leidenschaft angefacht, die er nicht unbefriedigt in sich zu verschliessen gedachte. Zoflora, redete er sie eines Abends in Theodors Gegenwart an, ich muss frey mach nur noch zwey Kamerad, umbring drey gross Weiss und Glück von mir ist gemacht. Dann ich flücht mich auf Spanisch Theil von Insel hier in hoch Berg, dort kauf Plantag'. Ich muss hab dich zu Frau, du jung, schön, Tochter von gut Freund, alles herrlich, morgen wir wolle mach Hochzeit u. s. w.

Rinck.

Bukman konnte seit der Rückkehr von seinen Streifereyen Zoflora's Schönheit nicht sehen, ohne eine Leidenschaft für sie zu fühlen, die er bald zu befriedigen dachte.

„Zoflora, sagte er eines Abends zu ihr, im Beyseyn Theodors, ich nur darf zwey Kamerad dingen, drey grosse Weiss schlag todt, und Glück von mir fertig. Ich flüchten dann mit Korper von mir in spanisch Theil der Insel hohe Berg, kauf da ein Plantag. Ich vorgesetzt, dich nehmen Frau, du jung, hübsch Tochter von Freund von mein Vater! ist nun alles gut, und morgen wir machen Hochzeit u. s. w.

Die weggelassenen Stellen sind nur für den, der auf die Vollständigkeit der Übersetzung einen Werth legt, ein Verlust.

Fd.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Maurer: *Vollständiges Gesangbuch für Freymaurer.* Zum Gebrauch der grossen National-Mutterloge zu den drey Weltkugeln in Berlin, und aller mit ihr vereinigten Logen in Deutschl. 2 verm. Aufl. 1804. XII u. 378 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 APRIL, 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Karlsruhe, b. Müller: *Gedichte von Wilhelmine Müller*, geb. *Maisch*. Zweyte ganz umgearbeitete Auflage. 1806. VI und 277 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

2) St. Gallen, b. Huber und C.: *Reime* von *Joh. Mich. Afsprung*. 1806. XVI und 216 S. 8. (1 Thlr.)

3) Münster, b. Waldeck: *Kalliope*. Eine Sammlung lyrischer und epigrammatischer Gedichte von *Fr. Rassmann*. 1806. XXXII und 287 S. 8. (1 Thlr.)

Alle drey Producte gehören in die Classe der versificirten Prosa, und würden unter dem Namen der Poesie gar nicht vorhanden seyn, wenn auf der einen Seite nicht die Vff. ihre Empfänglichkeit für Werke der Dichtkunst mit der Kraft zu dichten verwechselten, und auf der anderen viele Leser nicht daran Vergnügen fänden, ihre eigenen, gewöhnlichen Gedanken in Verse gebracht zu sehen, und in rhythmischem Wohlklange schöner wiederklingen zu hören. So lange beide Umstände zusammentreffen, wird auch eine solche *Poesie für's Haus* unvertilgbar seyn.

In No. 1 kann, der Vorrede gemäss, die Verfasserin auf den Namen einer *Naturdichterin* Anspruch machen, nicht in dem Sinne, dass sie, wie *Hebel*, ländliche Gegenstände ländlich-naiv behandelt, sondern in dem anderen Sinne, wie man es von *Hiller* gesagt hat, da sie, gleich diesem, unter bedrängten Umständen, ohne sonderliche Bildung und äussere Anregung, von selbst aufs Dichten gekommen ist. Weil man in diesem Falle immer den Durchbruch einer genialen Kraft vermuthet, so erwartet man auch jedesmal etwas Ausserordentliches. Und wenn man die Schwierigkeiten des Kampfs, und besonders die engen Schranken erwägt, die sich unter solchen Umständen von Seiten der Sprache entgegenstellen, so ist man allerdings auch berechtigt, etwas ganz Eigenthümliches, Originelles, und von der gewöhnlichen Form Abweichendes zu erwarten. Aber statt dessen findet man — hier bey der *Wilhelmine Müller* sowohl als bey *Hiller* — die gewöhnliche Sprache der Bildung, wohlklingende Verse und sogar das Ebene der Correctheit wieder. Diese Erscheinung erklärt sich nur daraus, dass diesen Personen nicht, wie man anfangs glaubt, eine besondere Schöpfungskraft, sondern nur ein vorzüglicher Sinn für Form und Wohlklang angeboren ist, wesshalb man auch *Ordnung* in allem ihren Thun und eine überwiegende Neigung zum historischen Auffassen der Dinge als einen Hauptcharakterzug bey ihnen wahrnehmen wird. Diess bringt sie früh zum Versmachen, einer Geschicklichkeit, die den Unfähigen nur noch mehr in Staunen setzt, wenn er erst ganz seine eigenen Gedanken und Worte von ihnen vernimmt, die aber jenen bald geläufig werden, eben weil sie nur formend und nachahmend um die Bildung der feineren Welt bemüht sind. Nicht Naturdichter, sondern Gesellschafts- und geborne Gelegenheits-Dichter müsste man sie nennen. Diess zeigt sich auch in ihren Producten: alles besingen sie, was ihnen vorkommt, und wie man sich in einer Gesellschaft über einen Gegenstand unterhält, so lassen sie sich auch in Versen über gegebene Vorfälle aus. Können sie aufgefangene fremde Worte anbringen, so ist ihnen diess ein wahrer Ohrenschmaus. Unsere Dichterin liebt daher in ihren Versen Ausdrücke wie: die *reinere Tendenz*, der Sorgen schwarzes *Vampyr'n Heer*, in des *Empyräums* lichten Hallen, Werke deutscher *Phidiasse*, der Ehrfurcht *Hekatombe*, *Asyl*, *Fresko-Malereyen*, *Etikette*, *Helikoniaden* u. dgl. Ausserdem schreibt sie, wenn sie nicht gerade scherzhaft seyn will, ziemlich natürlich und ohne Affectation, und ihre nach männlicher Kraft strebende Sprache kommt wenigstens der Würde der Poesie sehr nahe, kann aber, wie überall die Länge ihrer Gedichte beweist, die weibliche Geschwätzigkeit nicht ganz überwinden. Gedanken und Wendungen sind von der Art, wie sie eine geistreiche Lectüre in ihr zurückgelassen. Auch in der Form des Ausdrucks und des Wohlklanges, worauf doch hiebey wohl am meisten gerechnet ist, giebt es durch Reime, wie *zieht* und *mit*, *Gefilden* und *enthüllten*, *redlicher* und *Gehör*, *einigten* und *sehn* noch immer Störungen genug. Von ihrer Schreibart einen Vers zur Probe:

Barden! Lasst die *Telyn* festlich schallen,
Stimmet sie zu ew'gen Elegien! —
Ach! ein grosser Mann ist uns *entfallen*,
Deutschlands Zierde, *Posselt* ist dahin.
Ihr, der Grösse und des Glückes Söhne,
Setzet ihm ein theures Monument,
Das den Grössten uns'rer Demosthene
Noch dem späten Enkel dankbar nennt.

No. 2, das sich mit dem bescheidenen Titel *Reime* ankündigt, wetteifert mit den beiden übrigen in der Leichtigkeit des Verses, aber auch in der prosaischen Verständlichkeit gewöhnlicher Gedanken; ist hie und da mit mehr Laune und Gemüthlichkeit, aber dabey doch mit nicht mehr Geist geschrieben. Wo den Vf. seine eigene Frau begeistert, erscheint er in der Ansicht der Umgebungen noch am würdigsten, und seine Sprache nimmt dann mehr Festlichkeit an; z. B. S. 80. *An meine liebe Frau*. Philipps-Eich. Sept. 1783.

Der erste goldne Strahl der Sonne
Geufst heute nicht in meine Brust
Der Liebe Süfsigkeit, die Wonne,
Die namenlose Seelenlust,

Die sonst mein ganzes Herz durchglühet,
Wenn ich an deiner Seite bin;
Kehr' ich nicht bald zu dir, so fliehet
Mich Armen all mein froher Sinn.

So wie ein Pflänzchen welkt und trauert,
Das man dem Mutterland entreifst,
So, liebstes, bestes Weibchen, trauert
Von dir entfernt mein Herz und Geist.

In den meisten Gedichten aber bekommt man, wenn man bey einiger Zurüstung einen neuen Einfall erwartet, immer etwas ganz Bekanntes zu hören, und zwar das mit solcher Unbefangenheit hingesagt ist, als ob es ganz frisches Eigenthum wäre; z. B. *An Korinne*, beym Anblick einer welkenden Rose:

Noch gestern sahst du diese Rose prangen,
Und heute liegt sie schon verwelkt und schmucklos hier;
Betrachte sie, Korinne, sieh dein Bild in ihr;
Der Jugend Reiz entflieht auch einst von deinen Wangen,
Drum such' des Geistes Blumen sorgsam zu erziehen,
Die niemals welken, sondern ewig schöner blühen.

In den Epigrammen, wozu er mehr durch Laune, als durch Witz hinneigt, vermifst man fast immer den Stachel und den überraschenden Einfall, und der Vf. läfst es mit einer gewissen harmlosen Genügsamkeit bey einer Vergleichung folgender Art gewöhnlich bewenden:

*Die Frau von **

Die Karten weifst du ganz vortrefflich zu hantieren,
Von keinem Spiel sind dir die Regeln unbekannt,
Und könntest du nur halb so gut dein Haus regieren,
So wärest du gewifs das beste Weib im Land!

Aber mit welchen Worten sollen wir No. 3 erheben, um alle die Ansprüche zu befriedigen, alle die Seiten zu beleuchten, mit welchen der tausendfältige Dichter sich in dem Glanze des Ruhms zu spiegeln begehrt! Wird es genug seyn, wenn wir versichern, dafs der Leser hier durch einen reichen Flor von Blumen, unter denen keine der Schöpfung fehlt, glücklich dahin wandelt, dafs sich hier philosophischer Ernst mit den Scherzen der Liebe gattet, dafs hier die Belehrung mit der Belustigung schwesterlich Hand in Hand geht, dafs hier das Licht der Poesie in dem prismatischen Geiste des Sängers, wie der Sonnenstrahl in dem Regen, zu allen möglichen Farben, Oden und Elegien, Sonetten und Trioletten sich bricht? Nein! Wenn Sokrates unter den Philosophen die Weisheit vom Himmel auf die Erde brachte, so gilt diefs noch weit mehr unter den Dichtern von *Friedrich Rafsmann;* denn noch keiner hat das Göttliche der Poesie durch ein irdisches Gewand dem Volke so verbürgert, als er. Doch — was sprechen wir lange von den Schönheiten einer reich besetzten Tafel, da sie schon herrlich sich vor unseren Augen ausbreitet! Siehe S. 32:

So bringt mir denn ein Viertel her,
Noch lieber ein halb Maafs!
Das ist mein Quantum ungefähr,
Und macht mir gröfsern Spafs.
Hab' ich denn daran noch nicht satt,
Ich weifs ja, dafs man Achtel hat.

Hierauf, dächten wir, ein Gericht von der *Linsenverleserin* S. 13:

Man langte zu, man strich, man strich
Selbander um die Wette,
Und Jemands Finger streiften sich
An Mägdleins Fingerglätte:
Die armen, armen Linselein
Ach! wurden gar nicht, gar nicht rein.
— — — — — — — —
Das Mädchen schwieg, das Herrchen schwieg,
Man schlug die Blicke nieder,
Und sagte nichts von Fingerkrieg
Und Lippenfehde wieder;
Zuweilen schielte nach den *Lin-
sen* noch das scheue Auge hin.

Man bemerke, wie treffend hier das Schielen durch das gebrochene Wort ausgedrückt ist. — Jetzt Eins zur Belehrung:

Maximenerwerb.

Willst du kaufen in Vorrath dir Holz, verschieb es nicht lästig,
Bis du Eiszacken siehst: hoch steht im Preise dein Kauf;
Willst du Maximen dir schaffen, mach Anstalt bey Zeiten, mein Lieber!
Doppelt bezahlen mufst du, lehrt dich Maximen die Noth.

Wie weise! Nicht minder geschickt ist das Irdische mit dem Himmlischen vermählt in der dramatisirten Scene zwischen Streithorst und Fischer im Elysium, wo Streithorst versichert:

Der Mittwoch in dem Erdenthal war schön,
Vor allen schön der holde Stiftungstag
Des Bundes, dem den Knoten wir geschürzt.
Der zweyte des Septembers war einst schön,
Schön des Octobers acht und zwanzigster.

wofür es denn am Schlusse heifst:

Unerschaffner! Dank,
Dank *mit verfeinertem Organe* dir —

Doch noch lieber folgen wir ihm in dem leichten Liede:

Das Seil schlug an, die Glocke klang,
Der Mäher machte Schicht,
Hob seine Sens', und ging und sang,
Und fühlt' im Feyerabendgang
Das nasse Hemde nicht:

wobey wir uns mit Vergnügen der vom Sänger nach einem Spaziergange mit seinem Mädchen vormals angestimmten Verse erinnern: *Lass uns frohlocken, das Hemd ist wieder trocken.* — Wenn nun weiter *seine Phantasie auf der Wonne Spiegelteichen rudert,* und mit *malerischen* Blicken das Mädchen in seine Arme stürzt, der Wasserfall, von Najaden *befehligt,* niederstiebt, und *ihres Herzens Silberglocken, gleich Harmonikageläute,* herrlich *tönen,* wer wollte da nicht mit ihm ausrufen: wie *edenisch* ist der Tag, und gleich ihm fühlen, dafs ihn die Liebe *verengelt!* Dithyrambisch reifst er den Leser S. 132 im *Walzer* mit sich fort, so dafs er zuletzt mit ihm jauchzen mufs:

Es entschlüpft, Busen, dein Flor! o Triumph!
Mir versagt Odem und Fufs! Sostria, halt!

Wie erhaben und naiv zugleich läfst er den Knaben Israel mit seiner Mutter über den Banquerott des Vaters sich unterhalten:

Israel.

Ich ahne, Mutter, was des Hauses Flor

Verdunkelte, des Handels Umsturz wirkte.
Ihr wurdet ganz gewiss betrogen.

Und da nach einer eingegangenen Schuldpost der Knabe enteilt, um den Vater in Quedlinburg davon zu benachrichtigen, wie glücklich ahmt er da in seiner Schlussrede den König Lear im Shakespeare nach!

Nun, Regen! rausch' in Strömen herab,
Tob' und wüthe, brausender Sturm!
Verschwört euch, ihr Elemente!
Glücklich gelangt auf der Liebe Fittig
Zum Vater der Sohn.

Wer kann ferner in den Nänien *der Thräne Cataraktе dämmen*, wer des Mitleids sich erwehren, wenn S. 248 der *frierende Dichter* singt:

Wie bann' ich die Kälte, wie bann' ich den Frost?
Ich habe kein Holz, und zum Holzkauf kein Geld.

Nur diess Wort des Trostes richtet uns wieder auf:

Dieses Leben ist nur ein *Frühstück* zum nüchternen Anbiss,
Mittagstafel hält erst jene vollkommnere Welt.

Oder dieses:

Ach! wir Menschen sind hier nur eine wandernde Truppe,
Stehend Theater trifft du über den Sternen erst an.

So beruhigt wendet sich das Auge des Dichters zu der *Glanzmantelumflossenen*, nämlich zur Hoffnung, und siehe! eine Hand fährt aus der Wand und schreibt:

So fahre nur fort, mein geliebtester Sohn!
Dann hast auf der Erde den Himmel du schon.

Und in der That *thun* die vorgedruckten Namen der Pränumeranten nach der eigenen Versicherung des Vfs. *dem Auge wohl.* Wir wünschten nur, dass wir dieses auch von dem Druck, und dem grauen, übrigens noch ziemlich weichen, Papiere sagen könnten. Diess ist das Einzige, das uns verhindert, diese Recension mit vollem Lobe zu schliessen.

T. Z.

Leipzig, b. Fleischer: *Fedor, der Mensch unter Bürgern.* Bruchstücke aus dem Leben eines *** Officiers. 1805. Erster Theil. XIV und 434 S. Zweyter Theil. 1 und 2 Abtheil. zusammen 639 S. in 8. (4 Rthlr. 12 Gr.)

Rec. zweifelt, dass dieser Roman viele ausharrende Leser finden werde. Der Hauptfehler desselben ist die Unwichtigkeit der in politischen und moralischen Betrachtungen verlornen Handlung. Zum Unglück ermüdet man sogleich vom Anfange, wo der Held der Fabel, Fedor, sich noch in dem einfachen Privatleben thätig beweist, und noch kein besonderes Interesse erweckt. In dem 2ten Theil wird jener Mangel durch die Revolution in Frankreich, mit welcher das Schicksal Fedors in nähere Verbindung gesetzt ist, und besonders durch die Belagerung von T**l*n (Toulon) bedeckt. Durch diese wird in die Geschichte, oder, fast möchte man sagen, in die verschiedentlich geformten allgemeinen Betrachtungen, Declamationen und mancherley Tiraden etwas mehr Leben gebracht. Aber die von dem Kunststoffe trennbaren öffentlichen Ereignisse weggedacht, bleibt so wenig an Handlungen und Begebenheiten übrig, und dieses Wenige ist so mangelhaft an auszeichnenden Umständen, dass man öfters durch seine Einbildungskraft zu Hülfe kommen muss. Der Vf. kündigt bloss *Bruchstücke* an. Dieses kann ihn gewissermassen rechtfertigen. Vielleicht wurde er auch durch gewisse Bedenklichkeiten gehemmt, als er sich schon mit der Ausführung des Plans beschäftigte. Die wirkliche Geschichte, welche der Fabel zum Grunde liegt, ist freylich noch allzu neu. — Der Hauptzweck des Werkes ist politisch. Durch das, was dem F. in den Mund gelegt wird, sollen die höchsten Obrigkeiten von einigen Vorurtheilen zurückgebracht und zur Billigkeit, Mässigung und Schonung geneigter gemacht werden.

Von dem Charakter und den Schicksalen der Hauptperson theilen wir folgendes mit: Fedor, ein Franzos aus einer angesehenen Familie, ist ein Mensch von geradem Verstande und edlem Charakter. Aber das erkannte Gute und Edle bringt seine sehr lebhafte und thätige Einbildungskraft dem Ideal so nahe, dass er mit der wirklichen Welt, besonders mit den bürgerlichen Verhältnissen der Menschen in seinem Vaterlande, höchst unzufrieden ist. Die conventionellen Sitten und Gebräuche verachtet er: und, ob er gleich ein warmer Verehrer der geoffenbarten christlichen Religion ist, so sehnt er sich doch übrigens nach einer Welt, wo bloss natürliche Sitten und Gesetze gelten. Aber nicht gut, dass ihn der Dichter oft mit sich selbst uneinig werden, und seine eigenen Grundsätze und Grillen verdammen lässt. Er wird nicht undeutlich mit Rousseau verglichen, wie das schon auf dem Titelblatte geschieht. Nämlich in einem Vorspiele, welches in M. auf dem Theater zur Ehre Rousseau's gegeben wurde, (1 Th. S. 60), stand über einem Triumphbogen die Inschrift: *Jean Jacques Rousseau, der Mensch unter den Bürgern.* Jedoch will Fedor 2 Th. S. 335 nicht ein Nachahmer von ihm, sondern ein ihm, oder wenigstens dem *Ingenu* des *Voltaire*, ähnliches Original seyn. — Die Revolution brachte ihn aufs Äusserste. Er war bey öffentlichen Geschäften angestellt. Diese gab er plötzlich auf, überliess sein Vermögen seiner Schwester, und wollte sich nach der fernsten Gegend, wohin es immer wäre, einschiffen. Auf seiner zur Auswanderung angetretenen Reise machte er im Theater zu M. Bekanntschaft mit einem Mädchen, Eugenie, einer Nichte des Obersten S., Commandanten in M. Sie war, was Fedor nicht wusste, eine Jugendfreundin von Anne, seiner Schwester: sie aber vermuthete sogleich in ihm Annens Bruder, von dessen Entweichung sie Nachricht erhalten hatte. Sie schrieb Annen davon: und diese übermachte sogleich durch ihn selbst ein Briefpaquet an Eugenie, um vielleicht durch sie ihn von seinem Vorhaben zurück zu bringen. Er ritt selbst nach dem Landhause des Obersten, weil er sich nicht einfallen liess, dass in diesen Briefen etwas von ihm stünde. Er erkannte in Eugenien die Person, mit welcher er sich im Schauspielhause unterhalten hatte. Schon da hatte sie Eindruck auf ihn gemacht, und jetzt nahm sie ihn noch mehr ein. Sie

gewann also leicht so viel über ihn, dass er versprach, einige Zeit auf ihrem Gute zu bleiben. Er wurde da mit Soleure, einem sehr artigen jungen Manne, bekannt, der in des Obersten Hause wohl gelitten war, und von Eugenien selbst geschätzt wurde. Die Freundschaft, welche F. mit beiden schloss, scheint der Hauptknoten zu seyn, welcher sich durch seine Denkungsart ohne grosse Schwierigkeit löst. *E.* verlobte sich im Stillen mit *S.* Darüber ist er anfänglich ausser sich: doch beruhigt er sich bald. Dieses war S. 113 im 1 Th. vorbereitet. Da schreibt er an einen Freund: „Schon oft sagte ich dir, zeige mir nur zwey wahre Liebende, die nicht egoistisch elend, sondern herrlich und gross lieben nach meinem Sinn, und ich wollte leben sympathetisch als Freund in ihnen, und die ganze Welt möchte mich hassen." Die übrigen Geschichtsumstände, welche durch ihre lebhafte Darstellung wichtig werden, übergehen wir; mit mehrerem Rechte die greuelvollen Auftritte der Revolution, wo *Soissons*, *Egalité* und andere ihr Urtheil empfangen. Einige derselben werden dazu benutzt, die Hauptpersonen wieder nahe vor Augen zu bringen. Dahin gehört die edle Tollkühnheit Fedors, welcher vor die Mündung eines Pöllers tritt, den empörte Matrosen auf Eugeniens Onkel gerichtet haben, und mit der heftigsten Gemüthsbewegung wie allgewaltig Ruhe und Ordnung gebietet, so dass die Empörer zurückgeschreckt werden; nebst dem höchst schmeichelhaften Beweise von Dankbarkeit, mit welchem Eugenie diese Heldenthat belohnt. F. stirbt endlich an einer Verwundung bey der Belagerung von Toulon. — Das ganze Werk besteht in Briefen und in Aufsätzen aus einem Tagebuche Fedors. Die Charaktere von Eugenie und Soleure könnten vollständiger geschildert, und auszeichnender, vielleicht auch zweckmässiger, bestimmt seyn. Aber der des Obersten, ganz in die Form des Staats gegossen, ist unstreitig zum Contrast mit Fedors Charakter gewählt. Schade, dass jener erst S. 404 des 1 Thls. geschildert wird. Ein paar Episoden haben eine gute Stelle erhalten. Uneingeschränkten Beyfall verdient der Autor in Ansehung einzelner Malereyen: sie sind getreu und vorzüglich äusserst lebhaft. Es behaupten daher auch gewisse Betrachtungen ihren Werth nicht sowohl durch philosophische Gründlichkeit, als durch die lebendige und mitunter originelle Darstellung der Gedanken, welche durch glückliche und stark bezeichnende Tropen eindringender werden. Nirgends aber sucht er, wie manche unserer neuesten Romanenschreiber, durch ungebräuchliche, ausländische und unglücklich neugebildete Wörter zu blenden, oder durch Ausdrücke der erhabneren Poesie seine Gedanken zu heben, ausgenommen in der Beschreibung der Gletscher im 2 Th. S. 488; wo es der Gegenstand gar wohl erlaubte. Im Ganzen erhebt er sich ein wenig über die schlichte Prosa, wie es einem sentimentalen Roman (so nennt er selbst sein Werk) gemäss zu seyn scheint. — Eine sehr beträchtliche Masse von ästhetischem Stoffe und viel zu empfinden, zum Theil auch zu kritisiren, giebt die episodische Beschreibung der in M. auf dem Theater zum Andenken Rousseaus gegebenen Feste. Auch verdient der Anhang zum 2 Th., *der Schatten Rousseau's an sein Vaterland*, erwähnt zu werden; obschon aus diesem Schatten mehr die schaffende und belebende Phantasie des Mannes, als sein philosophischer Geist spricht. Unter der Vorrede nennt sich der Vf. *C. A. H. Clodius*. Von aussen empfiehlt sich das Werk durch ein Titelkupfer und durch gutes Papier und scharfen Druck.

Albat.

KURZE ANZEIGEN.

Freymaurer Schriften. *Berlin* und *Leipzig*, b. Köhler: *Joh. Sam. Ben. Schlegel's Tagebuch seines mit J. G. Schrepfer gepflogenen Umgangs, nebst Beylagen, vielen Briefen und einer Charakterschilderung Schrepfer's, zu deutlicher Übersicht seiner Gaukeleyen und natürlichen Magie.* 5806. VIII und 213 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) Wer an der *historia specialissima* dessen, was man gewöhnlich Freymaurerey nennt, Gefallen findet, mag sich mit dieser Schrift ein Stündchen amüsiren. Anderen wird die folgende Nachricht genügen: Der Herausgeber, Hr. Buchhändler *Köhler* zu Leipzig, hatte von seinem Stiefvater, dem Kaufmann *Schlegel*, Mitgliede der L. Minerva, sodann Anhänger Schrepfers, und zuletzt Meister von St. der L. z. Linde, ein Paquet „*Schrepferiana*" erhalten, und hat sie nun, nach Schlegels Willen, in die Druckerey geschickt. Das Paquetchen enthält ein ganz unbedeutendes *Tagebuch*, woraus hervorgeht, dass Schlegel nicht ein so gar eifriger Anhänger Schrepfer's gewesen sey, auch eine ihm aufgetragene Arbeit (d. i. Geistercitation,) durch heimliche Verriegelung der Thür, vereitelt habe; ferner *Briefe* und Schriften, betreffend die Ausschliessung Schlegel's aus der Minerva, seine Correspondenz mit Br. Gradman zu Frankf. a. M., dem Schauspieler Brückner in Berlin u. a. grösstentheils unbedeutende, nur den verstorbenen Schlegel interessirende Dinge; denn wer über *Schrepfer's* Wesen noch Aufschlüsse brauchte, würde sie hier vergeblich suchen.

Aber, was man auch hier liest, *authentisch* ist alles, d. h. der Herausgeber hat seine Papiere treu geliefert. Sogar den Styl hat er nicht ändern lassen, (er selbst konnte es nicht, wie man aus dem Seinigen sieht, z. E. S. 170, wo von *Schlamteseleyen* die Rede ist); und so findet man denn Ausdrücke folgender Art: S. 29 „warnendes und widersprechendes Betragen," statt Warnungen und Widersprechen. S. 107 „verächtlich, ausschliessend Betragen", statt: durch Ausschliessung verächtlich begegnen. S. 177 „die ersten 5 Verse des Ev. Joh. sind sehr *nachdenkend* u. s. w.

Was über die Einführung Schrepfer's in die L. Minerva (S. 59) seinen Tod (S. 66, 154, 208 etc.) gesagt wird, kann man mit dem Lebenslaufe des Br. A** im 1sten Bande der *Eleusinien* vergleichen, dessen Vf. (wie Hr. Köhler S. 194 vermuthet,) nicht Schröt hiess. Die Briefe des Schauspielers Brückner aus den für die berlinische Maurerey wichtigen Jahren 1774 u. f. enthalten manches Unrichtige, werden aber doch sonst hie und da (z. E. wo er über die Zinnendorf. gr. L. S. 165 spricht,) nicht uninteressant seyn.

Y.

Homiletik. *Zerbst*, b. Kramer: *Confirmationsreden.* Von *M. Johann Christoph Vollbeding*, Diakonus und Rector in Werder u. s. w. 1806. 60 S. 8. (6 gr.) Man findet hier weder besondere Vorzüge, noch besondere Mängel. Besser würden die Reden seyn, wenn sie weniger langgedehnt und wortreich wären. Die *Gebete* halten sich nicht immer in dem würdigen Ton und die *Anreden*: „*lasset uns heute empfinden*" u. s. w. sind wenigstens seltsam.

M. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 APRIL, 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, in d. Realschulbuchhandlung: *Die Pfarrländerey-Nutzung durch Verpachten und Selbstbetrieb.* Erster Theil, enthaltend die Gründe für und wider Verpachtung der Pfarräcker. Von *Georg Aug. Jul. Leopold*, Consistorialassessor und Inspector zu Neustadt unterm Hohnstein. 1806. XVI und 384 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Ob der Landprediger, wenn es bey ihm steht, seinen Pfarracker selbst bewirthschaften, oder durch Verpachtung benutzen soll, ist eine Frage, worüber sich ein jeder nach seinen Neigungen, Kenntnissen und Umständen selbst prüfen und entscheiden muss. Im Allgemeinen lassen sich dem, der der Sache noch nicht genug kundig ist, wohl die Gesichtspuncte angeben, worauf es dabey ankömmt, und die Gründe für und wider näher und vollständiger bestimmen: aber über die Anwendung derselben läfst sich dem freyen Menschen nur wenig einreden, sondern darüber gebieten Laune, Gemüthsstimmung, Verhältnisse des Augenblicks. Hieraus entstehen also gemeiniglich die Missgriffe, die nachher nicht nur den Prediger ins Verderben stürzen, sondern oft auch für den ganzen Stand, für die Menschheit und für den Staat die nachtheiligsten Folgen haben. Kann der Prediger bey Betreibung seines Ackerbaues alle die Pflichten, die ihm seine grosse Bestimmung auflegt, so vollkommen, als wir es verlangen und für möglich halten, erfüllen; und kann man diese Erfüllung nicht blos von einzelnen, eminentern Individuen, sondern auch von dem grösseren Haufen erwarten? Kann der Staat dem Landprediger auch dann, wann er ihm den Ackerbau nimmt, noch ein, seinem Stande gemässes, gegen das Steigen der Preise der Dinge gesichertes Auskommen verschaffen? Kann es dem Staate, der dem Prediger den Ackerbau läfst, gleichgültig seyn, dass ein so beträchtlicher Theil der Grundstücke (in der Provinz worin Rec. lebt, der dritte Theil des Ganzen) allenfalls auch nicht gehörig benutzt werde; dass die Wirthschaftsgebäude aufs Ungewisse, ob der Prediger den Ackerbau selbst treiben wolle, oder nicht, dastehn und unterhalten werden; dass die Glieder der Gemeinen sich auf die Erpachtung der Pfarrländereyen einrichten; und sie doch bald haben, bald nicht haben? Rec. will nicht leugnen, dass er gewünscht hätte, auf diese wichtigen Rücksichten, die die übrigen Stände der Staatsdienerschaft eben so sehr interessiren, möchte eine unbefangene, gründliche, vollständige Untersuchung gerichtet werden; wobey der einzelne Landprediger aber, der bey freyer Wahl sich doch immer nur nach seiner besonderen Lage und nach seinem Gutbefinden bestimmen wird, vor der Hand, und bis der Staat über die Sache statuiren werde, sich noch selbst überlassen werden möge. Der Vf. des obengenannten Buchs hat jedoch einen weiteren Zweck, als den Landprediger über den weisen Gebrauch seines Wahlrechts zu belehren. Selbst ausübender — und, wie es scheint, mit Glück ausübender Landwirth, ist er mehr für als wider die Selbstbewirthschaftung. So redlich seine Absicht nun auch scheint, nur zur Wahrheit zu führen so mildern sich bey seiner Gemüthsstimmung die Gründe *gegen* doch schon von selbst, und die Gründe *für* gewinnen ein gefälligeres Ansehn, als ihnen der Vortrag eines gänzlich Unparteyischen vielleicht gegeben haben würde.

Der Gegenstand wird hier in zwey Abtheilungen abgehandelt. In der ersten werden nämlich die Gründe *für* und *wider* die Verpachtung aus einander gesetzt; in der anderen werden *die Gründe* aufgestellet, *bey denen sich der Prediger geradezu zur Verpachtung bestimmen soll.*

Jene, wornach sich der Landprediger prüfen muss, sind: 1) dass er die Landwirthschaft nicht verstehe; 2) dass die Übernehmung der Selbstbewirthschaftung einen beträchtlichen Vorschuss erfodere; 3) dass der Ertrag derselben keinen gewissen Etat gebe; 4) dass er durch die Verpachtung die Liebe der Gemeine gewinne, 5) dass ihm die Selbstbewirthschaftung die Zeit zu seinen Berufsarbeiten entziehe; 6) dass er bey der Selbstwirthschaft verbauern könne; 7) dass er dabey in Gefahr sey, mit seiner Gemeine in Processe zu gerathen; und 8) endlich dass sie ihm manchen Ärger und Verdruss zuziehen werde, wobey er die Pflichten seines Berufs weniger mit Freudigkeit zu erfüllen im Stande seyn dürfe.

Wenn Rec. diese Rubriken überdenkt, so scheint ihm, wie er aufrichtig gestehen muss, ein gebildeter Mann, mit gesundem Menschenverstande, wie der Prediger doch seyn soll, wirklich keine Belehrung und Zurechtweisung — am wenigsten eine von 38 S. Inhaltsanzeige und 318 S. Text darüber nöthig zu haben. Rec. hätte ihm nichts zu sagen gewusst, als prüfe dich selbst, was du bist, was du vermagst, wie deine Verhältnisse sind, studire dein Locale, und dann wähle. Aber der Vf. trägt darüber das, was der gesunde Menschenverstand einem jeden von selbst sagt, sehr umständlich vor, ohne im mindesten weiter zu gehen, als der erste Blick führt, und zeigt dabey oft

Ansichten, die gewiss nicht die richtigen sind. Z. B. wenn er darthun will, dass Musik, dass Schriftstellerey dem Prediger den Zeitvertreib für seine müssigen Stunden nicht geben können, den ihm die Landwirthschaft geben werde; so thut er es nach folgendem Ideengange. „Musik? — süss sind ihre Ergötzungen. Aber einzelne Instrumente fesseln selbst den Virtuosen nicht so sehr, dass er immer bey ihnen verweilen mag. Clavier, Harfe, ergötzen gemeiniglich den mehr, welcher sich etwas darauf vorspielen lässt, als denjenigen, der es selbst thut. Bogeninstrumente haben, einzeln gespielt, selten viel Anziehendes. Blasinstrumente eben so wenig, auch sind sie nicht für den Prediger zu beständiger Übung passend. Schriftstellerey? — es schreibe der Prediger, weil es Erholung seyn soll, über leichtere Gegenstände — Jugenderziehung, Recensionen, Topographien, Naturgeschichte, Zeitungen oder Journale. Hochgelehrt, reich, hochberühmt kann einer vielleicht dadurch werden, *ein gesunder Greis wohl selten.*"

Als Gründe, die die Verpachtung geradezu räthlich machen, giebt der Vf. folgende an: 1) Alter bey dem Antritt des Amts wobey der Acker ist; 2 hypochondrische Laune, (sollten die Zerstreuungen, welche die Selbstverwaltung herbeyführt, nicht vielmehr oft ein Mittel gegen dieses Übel seyn?) 3) Vorliebe für ein anderes Geschäft; 4) Indolenz; 5) bedenkliche Lage der Pfarrländerey; 6) unverhältnissmässige Grösse der Wirthschaft; 7) besondere Umstände, die zur Verpachtung reizen.

Hiermit meint Hr. *L.* die Frage, ob selbst zu bewirthschaften oder zu verwalten sey, erlediget zu haben. Auf beide Fälle glaubt er aber noch weiter rathen und belehren zu können, und denkt daher auf einen zweyten Theil, in dem zur Verpachtung Anweisung gegeben, und auf einen dritten, worin die Selbstverwaltung gelehrt werden soll, Wollte Hr. *L.* sich in Hinsicht auf sein Schriftstellertalent aufrichtig prüfen, so würde er vielleicht fühlen, dass er nicht reichlich damit ausgestattet sey. Wir wünschen, dass er zu dieser Selbsterkenntniss gelangen, und dann sowohl über die Verpachtung, als über die Selbstwirthschaft nur diejenigen Cautelen mittheilen möge, die er sich bey seiner seitherigen Praxis, als für den Predigerstand insbesondere wichtig, gesammlet hat. Das Allgemeine ist ja schon so oft und so gut gesagt, dass gar nicht abzusehn wäre, warum er es bey dieser Gelegenheit noch einmal wiederholen wollte.

Von dem Vortrage des Hrn. *L.* müssen wir noch kürzlich bemerken, dass wir die Worte oft etwas gesucht finden, ohne dass doch die richtigeren, und die besseren immer getroffen wären. Z. B. S. III, die Landpfarren sind mit Äckern *besteuert*, (ausgesteuert, besser ausgestattet). S. IV. Die Neider und Beneideten (es ist von den mit Äckern ausgestatteten Landpfarren die Rede.) finden Grund in einer und ebenderselben *Erscheinung*, (in einem und ebendemselben Umstande.) S. 2. Der Prediger ist nicht als Landwirth *angelernt* (angelehrt). S. 3. Einwendung gegen die *Rathgebung* (den Rath). S. dass von den Beyspielen *nachbarlicher* (benachbarter) Prediger u. drgl. mehr. *α.*

PÄDAGOGIK.

1) Erlangen, b. Palm: *Versuch einer praktischen Anweisung für Schullehrer, Hofmeister und Ältern, welche die Verstandeskräfte ihrer Zöglinge und Kinder auf eine zweckmässige Weise üben und schärfen wollen,* von D. *J. P. Pöhlmann.* I Bändchen. 1801. XVI und 292 S. (18 Gr.) Zweyte verbess. Auflage. 1804. XXX und 316 S. (18 Gr.) II Bändchen. 1802. XXXII und 348 S. (1 Thlr. 12 Gr.) Zweyte verbess. Auflage. 1807. 346 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)
III Bändchen. 1803. XXXXII und 252 S. (1 Thlr. 16 Gr.) IV Bändchen. 1804. LXX und 304 S. (2 Thlr. 8 Gr.) V Bdchen. 1805. und 198 S. 8. (1 Rthlr. 20 Gr.)
(Die vier letzten Bände führen auch den Titel: *Wie lehrt man Kinder im Buche der Natur lesen?* Oder *Sokratische Unterhaltungen eines Lehrers mit seinen Schülern über Gegenstände der Natur.*)
VI u. VII Bändchen. Auch unter dem Titel: *Praktische Anweisung. Kindern die ersten Anfangsgründe der Rechenkunst auf eine anschauliche, den Verstand in Thätigkeit setzende und leichte Weise beyzubringen.* Zweytes Bändchen. 1804. IV und 458 S. Vom ersten Bdchn. zweyte mit 2 Tafeln vermehrte Auflage. 1807. XXXVII und 404 S. Jedes Bändchen (1 Rthlr.)

2) Ebendas.: *Ein Mittel zur Zeitersparniss beym Corrigiren dictirter Aufsätze und zur Erreichung verschiedener anderer Zwecke.* Zum Gebrauche für Lehrer in Stadt- und Land-Schulen herausgegeben von D. *Johann Paulus Pöhlmann.* Erste Lieferung. 1804. XVIII und 38 S. mit 12 Bogen Tabellen. (18 Gr.)

Hr. *Pöhlmann* ist ein Schulmann, der gewiss in seinem Kreise sehr wohlthätig wirkt, und dessen Schriften auch anderen Lehrern in Bürgerschulen und beym Privatunterricht sehr nützlich werden können. Rec. ist freylich nicht in allen Stücken mit ihm einverstanden, und namentlich kann er dem Sokratisiren keinen so hohen Werth beylegen, als von dem Vf. zu geschehen scheint. Hat man den Kindern nicht die nöthigen Anschauungen gegeben, worauf sich ihre Antworten beziehen müssen, und ist man nicht zuvor lange Zeit bemüht gewesen, ihr Sprachvermögen zu bilden, und ihnen Sprachreichthum zu verschaffen: so wird auch der geübteste Katechet durch alle Kunstgriffe der Sokratik wenig neue Begriffe aus den Seelen der Kinder hervorlocken können. Hr. *P.* ist selbst der Meynung, dass sich aus einem leeren Brunnen nichts schöpfen lasse; er gesteht selbst, dass ihm Kinder vorgekommen sind, denen auch der beste Lehrer mit aller Geschicklichkeit im Katechisiren nicht viel würde haben abfragen können, und er ist also hierin mit dem Rec. einverstanden. Sind aber die nöthigen Anschauungen bereits in der Seele des Kindes, und hat das Kind die Sprache hinlänglich in seiner Gewalt,

um sich darüber auszudrücken: so ist in den meisten Fällen ein ausführliches Sokratisiren ein Umweg, ohne welchen man leichter zum Ziele gelangen könnte. Indessen wünscht Rec. nicht, dass man, durch einige Äusserungen Pestalozzi's verleitet, dem Sokratisiren und Katechisiren allen Werth abspreche; er hält vielmehr sokratische Unterhaltungen mit Kindern über mancherley Gegenstände, wenn sie nicht zu häufig angestellt werden, und nicht bis zur Pedanterey ausführlich sind, für ein gutes Mittel, die Kinder im Nachdenken zu üben, und ihnen Gewandtheit des Ausdrucks zu verschaffen, obgleich er sich von dieser Methode nicht alle die Vortheile verspricht, die manche Freunde derselben davon erwarten, und sie auch nicht für die einzige hält, die zum Ziele führt. Herr *Pöhlmann* ist übrigens ein Meister in seiner Kunst. Seine Katechisationen sind so vollendet, dass ihnen Rec. keine andere Schrift, als etwa die Dolzische Anleitung zu den ersten Denkübungen der Jugend, an die Seite zu setzen wüsste. Zuweilen scheint es freylich dem Rec., als ob Hr. *P.* zu sehr ins Kleinliche gegangen wäre, und es möchte auch wohl manchen Lehrern schwer werden, alle die Sachen, Bohrer, Töpfe, Schaalen u. s. w., die sie vorzeigen sollen, zu rechter Zeit herbeyzuschaffen. Auch befürchtet man vielleicht nicht ohne Grund, dass die Aufmerksamkeit der Kinder dadurch zu sehr zerstreut, und von dem Unterrichte des Lehrers auf die Gefässe gelenkt werde, welche er zum Vorzeigen mit in die Schule bringt. Rec. hält es für zweckmässiger, die Aufmerksamkeit der Kinder auf die sie zunächst umgebenden Gegenstände zu richten, und glaubt, dass sich auch in der Schulstube Gegenstände genug auffinden lassen, an denen man ihren Verstand üben könne. Beym Unterricht in der Naturgeschichte kann man freylich den Kindern nicht überall deutlich werden, wenn man nicht die Pflanzen, Thiere und Steine selbst vorzeigt, und Kupfer sind, wie Hr. *P.* mit Recht bemerkt, nur ein Nothbehelf; aber eben darum hält Rec. auch den ausführlichen Unterricht in der Naturgeschichte nicht für ein wesentliches Stück des Elementarunterrichts. Die Kinder können immer gewöhnt werden, mit offenen Augen und Ohren durch die Welt zu gehen, ohne dass es ihnen darum unentbehrlich wäre, sich von jedem Thiere in der Nähe und Ferne eine recht deutliche Vorstellung machen zu können; in den meisten Fällen werden Kupfer doch hinreichen, ihnen das, was sie davon zu wissen brauchen, zu versinnlichen.

Noch über einen Punct, dessen Hr. *P.* in der Vorrede zum 2 Bändchen erwähnt, wünscht sich der Rec. mit dem Vf. zu verständigen, ehe er zu der Anzeige der einzelnen Schriften übergeht. Der Vf. ist nämlich der Meinung, dass ein *zu früher* Religionsunterricht mehr schade, als nutze, und hier fragt es sich, was er *zu früh heisse*, und wie lange man den Religionsunterricht verschieben solle. Gewisse religiöse Gefühle regen sich sehr früh in der Seele der Kinder, und sobald ihre Vernunft nur einigermassen erwacht ist, sind sie auch im Stande, Gott unter dem Bilde eines liebevollen Vaters zu begreifen, und man wird bey ihnen mit Erfolg auf eine religiöse Stimmung des Gemüths hinwirken können. Man soll freylich die Kinder nicht „mit den drey Personen in der Gottheit und ihren Unterscheidungsmerkmalen bekannt machen." — Welcher nicht ganz einfältige Lehrer thäte das noch zu unseren Zeiten? — Der ganze metaphysische Begriff von Gott gehört vielleicht nicht für Kinder; aber darum verdient man doch keinen Tadel, wenn man schon früh in den weichen jugendlichen Seelen die Gefühle der Liebe zu Gott, der Dankbarkeit gegen ihn und des Vertrauens auf ihn zu wecken und zu beleben sucht, und Kinder, die einen so weitläuftigen Unterricht in der Naturgeschichte, wie ihn Hr. *P.* hier ertheilt, fassen können, sind gewiss auch für einen zweckmässigen Religionsunterricht empfänglich.

Das 1 Bändchen von No. 1 soll, ausser dass es den Lehrern Anleitung giebt, die Verstandeskräfte der Zöglinge zu üben und zu schärfen, sie vorzüglich mit einer besseren Methode, die Kinder buchstabiren und lesen zu lehren, bekannt machen. Der Vf. lehrt zuerst die Vocale und Diphthonge auf eine sehr leichte Art kennen, führt seine Schüler darauf sogleich zum Lesen, und lehrt sie die Consonanten *gleichsam nur im Vorbeygehen* kennen, indem er sie leichte einsylbige Wörter zusammensetzen, lesen und wieder in ihre Bestandtheile auflösen lässt. Er versichert, dass er sich dieser Methode seit 16 Jahren bediene, und nie Ursache gefunden habe, davon abzuweichen, so dass viele seiner Schüler in 3 Monaten ziemlich fertig lesen gelernt hätten. Rec. glaubt ihm das herzlich gern, weil auch er diese Methode sehr zweckmässig findet, und überzeugt ist, dass sie auch bey der neuen Erleichterung des Lesenlernens durch Olivier ihren Werth behalten wird. Der Vf. will, dass man mit dem Lesenlernen nicht eher, als nach vollendetem sechsten Jahre anfange. Aber wenn man auch den Unterricht im Lesen bis dahin aussetzen wollte, welches Rec. in manchen Fällen doch nicht thun würde: so möchten doch wohl in den Lectionen, die der Verstandesübung zunächst geweiht sind, manche Fragen für sechsjährige Kinder zu hoch seyn. Um recht deutlich zu werden, fällt der Vf. auch nicht selten in den schon oben gerügten Fehler des Spielenden.

In der Vorr. zum 2 Bändchen (dem ersten der Naturgeschichte) sagt der Vf., dass er anfangs Willens gewesen sey, nur noch ein einziges Bändchen, und in diesem solche Verstandesübungen in Unterredungen über einzelne kurze Sätze, Liederverse und Fabeln zu liefern, wie er in dem ersten Bändchen gethan habe. Bey reiferer Überlegung aber habe er gefunden, dass es besser gethan sey, sich an eine gewisse Ordnung zu binden, und bey den zu entwickelnden Begriffen eine gewisse Stufenfolge zu beobachten. Er änderte also seinen Plan, und beschloss, den Stoff zu seinen Unterhaltungen aus der allgemeinen Naturgeschichte zu nehmen, und die Anzahl der Bändchen, im Fall sein Unternehmen Beyfall fände, bis auf 3 oder 4 zu

vermehren. Von dieser Naturgeschichte haben wir vier Bändchen vor uns. Bey jedem macht eine zusammenhängende Erklärung der dazu gehörigen Kupfertafeln den Anfang, worauf der Vf. Unterhaltungen über die allgemeine Naturgeschichte folgen läſst, wozu er den Stoff aus den besten hieher gehörigen Schriften entlehnt, und die Naturalien nach dem Linneischen Systeme geordnet hat, um die Kinder im *Vergleichen* und *Unterscheiden*, und im *Ordnen* nach Ähnlichkeiten zu üben. Das 4te Bändchen behandelt das Merkwürdigste von den Insecten und Würmern auf ähnliche Art, und soll die Naturgeschichte beschlieſsen. — Wir begreifen nicht, warum Hr. P. das Pflanzen- und Mineralreich aus seinem Plane ausgeschlossen hat, da doch z. B. die genaue Kenntniſs der Giftpflanzen für Kinder in Bürgerschulen vorzüglich wichtig ist. Als einen Vorzug seiner Methode müssen wir es noch rühmen, daſs er den Hauptinhalt einer jeden Unterhaltung von den Kindern aufschreiben läſst, einen fehlerhaften Aufsatz selbst an die Tafel schreibt, worüber die Kinder ihr Urtheil fällen, und ihn berichtigen müssen, und nicht selten Fragen zur Wiederholung und Übung der Urtheilskraft anhängt. — Der Anhang, in welchem nur die eine Seite bedruckt ist, damit man den Bogen zerschneiden, die einzelnen Blätter auf Papptafeln kleben, und diese entweder für mehrere Kinder zugleich an eine Wand aufhängen, oder einem nach dem andern in die Hände geben könne, ist sehr zweckmäſsig. Die meisten Kupfer sind nur in leichten Umrissen gezeichnet, und konnten auch nicht füglich anders gezeichnet werden, wenn das Buch nicht übermäſsig vertheuert, und die Anschaffung desselben armen Schulmännern unmöglich gemacht werden sollte.

Im 6 u. 7 Bändchen beschäftigt sich der Vf. mit den Anfangsgründen der Rechenkunst, besonders mit der Lehre von den Brüchen und von der Regel *de tri*. Zur Versinnlichung der Lehre von den Brüchen, er bedient sich 16 gleich langer aus Eichenholz verfertigter Stäbe, welche, wie es die Abbildung am Ende des Werks zeigt, in einem Gestelle, ungefähr wie die Stampfen in einer Stampfmühle stehen und oben herausgezogen werden können. Jeder dieser Stäbe ist $\frac{1}{2}$ Zoll dick und breit, und 16 Zoll lang. Der erste ist ungetheilt, der zweyte ist in zwey, der dritte in 3, der vierte in 4 u. s. w. gleiche Theile zerschnitten, welche sich alle an einem Eisendrathe, der oben etwa einen Zoll lang hervorspringt, auf und abschieben, und von demselben abnehmen lassen. Die Löcher, wodurch dieser Drath geht, müssen durchgebrannt werden, weil beym Bohren das Holz leicht zerspringt. Auf jedem dieser Stäbe, deren Anzahl man nach Gutdünken vermehren oder vermindern kann, wird mit einer Ziffer bemerkt, in wie viele Theile er zerschnitten ist, um beym Gebrauche nicht lange nach den Halben, Dritteln, Vierteln suchen zu dürfen. — Allerdings ist dieses Hülfsmittel seinem Zwecke sehr angemessen, und die ganze Art, wie Hr. P. den Unterricht in der Rechenkunst ertheilt, hat unstreitig ihre groſsen Vorzüge. Indessen ist Rec. doch der Meinung, daſs vorzüglich in Ansehung der Zahlenverhältnisse der Werth der *Pestalozzischen* Methode sich offenbart; sie fodert weit weniger, wie jede andere, von Lehrern und Lernenden, und wenn nur beide Muth und Ausdauer genug besitzen, bey den ersten Elementen lange genug zu verweilen, und sie durch öftere Wiederholung bis zur Unvergeſslichkeit sich einzuprägen; so werden sie, wenn sie zu den verwickelteren Rechnungsarten übergehen, keines so weitläufigen Umweges bedürfen, und das erste langsamere Verweilen wird ihnen durch schnellere Fortschritte, die sie künftig machen werden, überflüssig belohnt werden. Wo aber die Schüler bisher nach einer anderen Methode gebildet wurden, da darf man sich von der *Pestalozzischen* keine so groſse Wirkungen versprechen, und man wird besser thun, wenn man sie auf den von dem Vf. gewählten Wege weiter zu führen sucht. Die zweyte Auflage des 1 Bändchens hat im Wesentlichen keine Veränderung erlitten; nur liefert der Verleger dabey auch die zu dem Buchstabenkasten nöthigen Buchstaben, damit der ärmere Schullehrer sich einen solchen Kasten selbst verfertigen könne. Hr. P. hat sich auch durch *Oliviers* Gründe nicht bewogen gefunden, von seiner durch Erfahrung bewährten Methode abzuweichen, und behält, wie uns dünkt mit Recht, das Nennen der Buchstaben bey. In der Vorrede verspricht der Vf. ein gemeinschaftliches Lesebuch für die unterste Classe der Leseschüler in Stadt- und Landschulen, dem der Rec. mit Verlangen entgegensieht.

Auch No. 2 entspricht ganz seiner Bestimmung, den Lehrern durch die mit gröſseren Buchstaben bedruckten Tabellen, die auf Pappe geklebt und an den Wänden der Schulstube aufgehängt werden sollen, das Corrigiren der dictirten Aufsätze zu erleichtern, indem die Schüler angewiesen sind, ihre Fehler danach selbst zu verbessern. Zum Besten der Lehrer in Bürgerschulen wünscht Rec., daſs der Vf. seine Unterhaltungen über den Inhalt der Tabellen, obgleich mit weniger Umständlichkeit, wie in dieser *einen* Unterhaltung, liefern möge. Denn statt der in der Vorrede versprochenen vier Unterhaltungen hat die Verlagshandlung wegen überhäufter Geschäfte in der Druckerey nur Eine geliefert. Landschullehrer, für welche sie der Vf. zunächst bestimmt hat, werden in unseren gewöhnlichen Dorfschulen wenig Gebrauch davon machen können. Selbst der thätigste Mann wird in Gegenden, wo die Kinder nur wenige Wochen im Jahre, und auch dann sehr unterbrochen einigen Unterricht erhalten, wo viele Eltern ihre Kinder nur Einen Winter zur Schule schicken, weil sie dieselben bey dem drückenden Frohndienste, zu dem sie selbst verurtheilt sind, für ihre häuslichen Arbeiten nicht entbehren können, sich geringere Zwecke vorsetzen müssen; und wenn auch alle Landprediger so treu, wie Hr. *Possekart* zu Untermerzbach, dessen der Vf. in der Vorrede erwähnt, sich der Schuljugend widmeten: so würde doch unter diesen Umständen die Gestalt unserer Dorfschulen dadurch sehr wenig verändert werden.

— m —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 18 APRIL, 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

Karlsruhe, b. Müller: *Geographisch-statistisch-topographische Beschreibung von dem Kurfürstenthum* (der Markgrafschaft) *Baden.* Mit einer illum. Karte. I Th. welcher die badische Markgrafschaft enthält, 428 S. II Th. welcher die badische Pfalzgrafschaft und das obere Fürstenthum enthält. 176 S. 1804. 8. (2 Thlr. 6 gr.)

Es war schon lange der Wunsch des Publicums, eine genaue und vollständige Geographie und Statistik Badens zu erhalten. Dieser Wunsch ist durch gegenwärtige Schrift nur halb befriedigt, welche eigentlich nur brauchbare Materialien und Bruchstücke zu einer guten Statistik enthält. Die Vff. sind: Hr. Pfarrer *Schmid* in Hügelheim, und Hr. Inspector *Wund* in Wieblingen. Der Herausgeber ist der Verleger Hr. Buchhändler Müller in Karlsruhe.

Ein statistisches Werk zu redigiren, die gesammelten Materialien gut zu ordnen, Resultate daraus zu ziehen, und eine brauchbare Statistik auszuarbeiten, ist nicht Jedermanns Sache. Daher hätten diese sonst brauchbaren und vollständigen Materialien einem einsichtsvolleren Manne, woran Baden keinen Mangel hat, übergeben, der durchaus fehlende statistische Theil der Schrift ergänzt, und das allzuvollständige, also überflüssige, des Topographischen kürzer bearbeitet werden sollen. Es stehen zwar in der nur ein Blatt enthaltenden Einleitung über das ganze Land, auch hin und wieder unter den topographischen einige dürftige statistische Notizen; aber diess ist auch alles, obgleich der vielversprechende Titel sagt, dass die Schrift geographisch, statistisch, topographisch bearbeitet sey. Kameral-Notizen fehlen ebenfalls gänzlich. Man findet keine Übersicht des Ganzen, keine Aufzählung und Benennung der Gebirge, Thäler, Flüsse, Seen, Waldungen, nichts von Mineralien, Bergbau, Viehzucht, von den Einwohnern und ihrer Beschäftigung, von Fabriken, Handel, guten Anstalten, von den Einkünften, Militär, der kirchlichen, politischen und Staatsverfassung, nichts von den alten und neuen Stimmen des Kurhauses auf dem Reichstage, Titel, Wappen, Landescollegium u. dgl. Oder man findet diess am unrechten Orte. So kommen z. B. die Landescollegien bey der Stadt Karlsruhe vor. Aber sie sind auf zwey Seiten abgefertigt, da oft einzelne, unbedeutende Dörfer sehr weitläufig abgehandelt worden sind. Eben so findet man nichts von der merkwürdigen Landesgeschichte, welche *Schöpflin* beschrieben hat.

Die ganze Schrift theilt sich in drey Abtheilungen nach den Hauptbestandtheilen der Markgrafschaft Baden, und bey diesem sind nicht weniger, als 8 Titelblätter angebracht, wovon immer drey hinter einander stehen; und man weiss nicht, ob der Verleger das Publicum mit seinen Titelblättern belustigen, oder diese ohnehin unnöthig weitläuftige Schrift mit noch mehr Papier vermehren wollte.

Bey der Organisation der neuen Länderstücke wurde Baden in drey Theile getheilt, welche folgende *Kanzleytitel* erhalten haben: die badensche Markgrafschaft, die Pfalzgrafschaft und das obere Fürstenthum. Alle diese Ländertheile zusammen sollen, nach dieser Schrift, 131 Quadratmeilen, 437,162 Menschen, also 3337 Seelen auf einer □ Meile enthalten, wovon 252,249 auf die badische Markgrafschaft, 134,408 auf die Pfalzgrafschaft, und 40,505 auf das obere Fürstenthum kommen. Der Redacteur giebt aber nicht an, ob sich diese Zahlen auf wirkliche genaue Zählungen, oder nur auf Berechnungen gründen. Unter dieser Summe sollen 164,136 evangelischer, 42,512 reformirter, und 227,912 katholischer Religion seyn, ohne die Juden.

Nach eben dieser Angabe, enthält der ganze Kurstaat 44 Städte, 42 Marktflecken, 869 Dörfer, 26 Kameralgüter, und etliche hundert Höfe. Der Pfarreyen sind 192 evangelische, 57 reformirte, und 237 katholische, zusammen 486. Eben diese Länder sollen 527,353 Morgen Gärten und Äcker, 190,731 Morgen Wiesen, 37,282 Morgen Weinberge und 667,228 Morgen Wald enthalten. Dabey sind aber die öden Plätze, theils solche, die nicht urbar zu machen sind, theils solche, die noch urbar gemacht werden können, nicht angegeben.

Dem ersten Theil, welcher die badensche Markgrafschaft enthält, ist eine Einleitung vorangeschickt, worin aber bey weitem nicht das ganze Statistische abgehandelt ist; sondern es werden die einzelnen Länderstücke angeführt, wodurch nur unnöthige Wiederholungen entstanden sind. So ist bey Gengenbach, das S. 49 Gesagte S. 285 fast wörtlich wiederholt.

Diese Einleitung ist übrigens aus lauter Bruchstücken zusammengesetzt, die in der Schrift kein Ganzes bilden. Es sind folgende Länderstücke: 1) die Markgrafschaft Baden, wo etwas weniges von Geschichte, etliche statistische Bruchstücke von Bevölkerung, Viehstand, Mineralien und Manufacturen angeführt werden. Bey den letzteren hat der Vf. unter den *bedeutenden* Fabriken eine Pulvermühle, Glashütte, Buchdruckereyen, Papier- und andere Müh-

len aufgezählt; 2) die Abtey Lichtenthal, welche nicht ganz aufgehoben; 3) Abtey Schwarzach, welche aufgehoben ist; 4 Grafschft Eberstein. welche über 66000 Morgen Wald enthält und bedeutenden Holzhandel hat; 5) Abtey Frauenalb, welche aufgehoben ist; 6) das Fürstenthum Ettenheim. Dafs das Haus Baden wegen dieses Ländchens eine fürstliche Virilstimme erhalten habe, hätte hier defshalb angeführt werden sollen, weil es der Vf. ein Fürstenthum nennt; 7) die Abtey Allerheiligen, welche nicht aufgehoben worden, sondern aussterben, auch zu einem Zuchthause für Verbrecher des geistlichen Standes dienen soll; 8) die Graffchaft Gengenbach, mit Zell, Harmersbach, Offenburg. Gengenbach; 9) die Herrfchaft Lichtenau; 10) die Herrfchaft Lahr; 11) Mahlberg; 12) Herrfchaft Hochberg; 13) Herrfchaft Badenweiler; 14) Landgraffchaft Saufenberg; 15) das Amt Schliengen; 16) die Herrfchaft Rötteln. Auf diefes folgt ein fummarifcher Auszug des bisher fchon Gefagten an Dörfern, Morgenzahl, Viehftand und anderen Dingen. Unnöthige Wiederholungen! Nach diefer Einleitung folgt erft das eigentliche Topographifche der Schrift, welches vollständig genug, meist nur zu weitläuftig ist, indem oft einzelne Dörfer ohne Bedeutung ganze Seiten einnehmen.

Die topographifche Befchreibung, die nach den Ämtern eingetheilt ift, enthält zuerft eine Überficht des ganzen Amts; darauf eine Befchreibung der Amtsftadt, und dann den Amtsort mit Menfchen- und Häuferzahl, Zahl der Wohnhäuser, Nebengebäude, Bemerkung der Kirche, Schule und anderer öffentlicher Gebäude. Dabey kommen auch hier leidige Wiederholungen vor, indem die Namen der Amtsorte bey jedem Amte zweymal aufgeführt werden. Solche Wiederholungen find häufig. So kommt die Beftimmung der Berghöhe des Bergs Belchen dreymal, S. 83, 303 und 426 vor; Eben fo die Erzählung der Hafeler Höle S. 83 und 419.

Den Anfang machen das Oberamt und die Refidenzftadt Karlsruhe, deren Lage unter dem 48° 59′ 55″ der Norderbreite und dem 26° 30′ der östlichen Länge, nach Caffini's Beobachtung ift. Die zu 8721 Seelen beftimmt angegebene Volksmenge, unter welchen 4370 mänliche, 4351 weibliche, und in Rückficht der Religion 6711 Perfonen evangelifcher, 225 reformirter, 1250 katholifcher und 535 jüdifcher Religion feyn follen, ftimmt nicht ganz mit der geringen Zahl der Gebornen (229) vom Jahre 1803 zufammen, wo 209 geftorben find, welches auf eine Bevölkerung von 5 bis 6000 Seelen fchliefsen läfst. Die hier angeführten Landesinftitute hätten in einen ftatiftifchen, nicht topographifchen Theil des Buchs gehört. Nach S. 187 hat Durlach nicht mehr, als 3335 Einwohner, und nach S. 151 Pforzheim 5062. Schon vor 20 Jahren wurde die Volksmenge von Pforzheim auf 5000 Seelen angegeben, follte fie indeffen nicht zugenommen haben, oder jene Angabe zu hoch gewefen feyn? Dafs diefe Stadt eine ausnehmend reizende Lage habe, konnte Rec., der Pforzheim oft fah, nie finden. Auffallend ift es, dafs die ehemals fchöne, 1789 verbrannte Stadtkirche noch in Ruinen liege. Nach S. 157 fchreibt der Vf. den verminderten Abfatz der pforzheimer Uhren der Concurrenz mit den noch fchlechteren fchweizer Uhren zu; allein diefe und jene haben fich wenig vorzuwerfen, und am wenigften die pforzheimer Cylinder-Uhren. S. 169 hätte bey Mühlhaufen des Schloffes und fchönen Gartens gedacht werden follen. Nach S. 175, 176, 186, 205 nennt der Vf. die Schlöffer zu Ettlingen, Raftatt, Baden, u. a. Refidenzfchlöffer; eine Benennung, welche nur den Wohnungen des Regenten, nie aber Land- und Jagdfchlöffern zukommt. Um fo weniger dem Ettlinger Schloffe, da Ettlingen nie eine Refidenz war. S. 185 bemerkt der Vf. auch den ftarken Verfall der Stadt Raftatt, die noch immer an Einwohnerzahl abnimmt. Vor wenigen Jahren hatte fie 3860 Einwohner, im J. 1800 noch 3041 in 568 Wohnhäufern, und hat wahrfcheinlich indeffen noch mehr abgenommen. S. 193 rühmt der Vf. mit grofsen Lobfprüchen die Schmelztiegelfabrik bey Rothenfels; diefes Lob mufs erft durch Künftler und die Erfahrung beftätigt werden. Das hier verfertigte Stein-Gefchirr, welches von dem Vf. an Güte und Schönheit dem Koblenzer an die Seite gefetzt wird, fteht in beider Rückficht weit unter diefem. S. 201 und an mehreren Orten fchreibt der Vf. immer *Gemarkung* ftat *Markung*. Nach S. 207 wird das Chorherrnftift in der Stadt Baden nicht aufgehoben, wodurch es feine auswärtigen Einkünfte und Befitzungen verlieren würde, fondern eingefchränkt, und die Mitglieder deffelben würden zum Schuldienft gebraucht. S. 214 wird bey dem bekannten Affenthal nicht gemeldet, ob es ein Dorf oder bewohntes Thal fey. S. 239 ift der Art. Schwarzach, fo wie noch mehrere, aus dem topographifchen Lexicon von Schwaben ausgefchrieben. Eben diefes gilt auch von den Artikeln Oberkirch, Oppenau, Griesbach, Allerheiligen, Gengenbach, Zell, Harmersbach, Ettenheim, Ettenheimmünfter, und den meiften Orten der Ortenau. Lächerlich ift es, wenn der Vf. S. 316 Lahr, ein Städtchen von 3300 Seelen, das weder an einem fchiffbaren Flufs, noch an einer Landftrafse liegt, eine *bedeutende* Handelsftadt nennt. S. 393 wird die Höhe der höchften Berge angegeben. Nach diefer ift der Belchen 4337; der Blauen 3597; der Kohlgarten 3792; der Rohrkopf 3633; der Stokberg 3358; die Marzeller Egarten 2898 Fufs über das mittelländifche Meer erhaben. S. 417 kommt die Befchreibung eines merkwürdigen See's vor, der unweit Schopfheim liegt, 1467 Fufs über die Meereshöhe, bald See, bald Wiefe, bald Ackerfeld ift.

Der *zweyte Theil* der Schrift, auch mit drey Titelblättern, enthält 1) die badenfche Pfalzgraffchaft, von Hn. *Wund*, und 2) das obere Fürftenthum von Hn. *Schmid*. Die Einleitung, welche eigentlich das Statiftifche enthalten foll, ift fehr kurz. Der Gehalt diefer Länderftücke, welche die Trümmer der Rhein-Pfalz und das Bisthum Speyer enthalten, wird zu 28 Quadratmeilen, mit 2 Haupt- und 12 Landftädten, 15 Marktflecken, 156 Dörfern, und 134,471 Seelen angegeben, welche in 14 Ämtern vertheilt find. Die Einwohner diefes fchönen Landes befchäftigen fich fast durchaus mit Feldbau und Handwerken, daher

sind nur einige wenige Fabriken im Lande, und die übrigen sind meist eingegangen. Die Reformirten in der Pfalz haben 52 Pfarrer, und sind 41,260 Seelen stark; die Evangelischen haben 33 Pfarrer, und bestehen aus 23,614 Seelen; und die Katholischen aus 40,459, und die des ehemaligen Bisthums Speyer aus 29,075 Seelen, welche zusammen 134,408 Personen ausmachen. Es findet sich also ein kleiner Unterschied zwischen dieser und obiger Summe. S. 13 wird eines artigen Industrie-Zweiges erwähnt, dass die silberglänzenden Schuppen des Weissfisches aus dem Neckar, die man anderwärts wegwirft, nach Frankreich und der Schweiz geschickt werden, um das Innere der Glasperlen damit zu unterlegen. Bey der Stadt Mannheim bemerkt der Vf. auch den grossen Verfall dieser Stadt, da sie von 24,190 Seelen bis auf 18,818 herabgekommen ist. Und gewiss wird diese unglückliche Stadt, die ihre Bestimmung als Residenz und Hauptstadt, und damit ihre Nahrung verloren hat, jetzt Grenz- und Provinzialstadt ist, noch mehr abnehmen. Statt der vormaligen Schiffbrücke über den Rhein ist jetzt eine fliegende Brücke da, die Neckar-Schiffbrücke aber bestehet noch. Nach S. 19 hat Heidelberg, mit Einschluss eines Dörfchens und etlicher Höfe, nur 8919 Seelen, in 1170 Häusern. Man hielt sie bisher für höher. Bey Heidelberg hätte der prächtigen, soliden und doch nicht plump gebauten Neckarbrücke erwähnt werden sollen; eben so der schönen Verbesserungen, welche die Universität erhalten hat. Das unglückliche Philippsburg enthält jetzt nur 77 Häuser, 790 Einwohner und eine zerstörte Kirche. Vor der Beschiessung 1799 war es grösser, denn es wurden 93 bürgerliche Häuser ganz abgebrannt, und 22 sehr beschädigt. Die Franzosen demolirten die Festungswerke, die hernach nicht mehr gebaut wurden. Nach S. 28 hat Bruchsal 5916 Einwohner. S. 44 wird bey Zaisenhausen — nicht Zeussenhausen — bemerkt, dass das schöne Bad, welches vom Hofe unterhalten wurde, und vormals sehr frequent war, eingegangen sey. S. 65 schreibt der Vf. Mekenheim statt Mekesheim; auch hätte hier des schönen steinernen Monuments gedacht werden sollen, welches die Cent Mekesheim dem Kurfürsten Karl Theodor hat setzen lassen. S. 90 vermisst man bey Schwetzingen eine Beschreibung des vormals so berühmten schönen Gartens, und was jetzt noch zu seiner Erhaltung gethan werde. Oft sind unbedeutende Orte so wortreich abgehandelt, und hier wird diese Merkwürdigkeit so kurz abgefertigt.

Die zweyte Abtheilung des zweyten Theils enthält das obere Fürstenthum. Da diese letzte Abtheilung nur aus 5 Bogen besteht, so hat sich der Redacteur mit zwey Titelblättern begnügt. Auch hier ist eine besondere Einleitung vorangeschickt, welche eigentlich statistisch seyn sollte, es aber nicht ist. Wie plan- und ordnungslos dabey verfahren worden, ist aus folgenden Rubriken zu ersehen: Bestandtheile; Lage und Grösse des ehemaligen Bisthums Constanz; die Reichsstadt (?) Überlingen, Pfullendorf, Biberach; Amt Neuhausen; Gehalt dieser sämtlichen Lande, (Länder); neue Ämtereintheilung; Provinzialdicasterien; kirchliche und Unterrichtsanstalten; natürliche Beschaffenheit; Grafschaften (?) Salem und Petershausen; Gehalt der ganzen Provinz. Ein solches Chaos sollte man doch heut zu Tage nicht mehr in einer als statistisch angekündigten Schrift finden, da man ja vortreffliche Plane hat, nach welchen jede Statistik ausgearbeitet werden kann. Die Hauptsachen fehlen entweder ganz, oder sind so unter anderen Artikeln versteckt, dass man sie mit Mühe heraus suchen muss, da sie bey einer planmässigen Einrichtung viel besser in die Augen fallen würden. Auch nennt der Vf. die aufgehobenen Klöster Salmansweil und Petershausen Grafschaften, ohne zu bestimmen, ob er sie selbst, oder das Reich, zu Grafschaften erhoben hat? In dem Deputationshauptschluss steht nichts davon. Auch in der topographischen Beschreibung steht nichts von der Entstehung dieser Grafschaften, welche er doch Reichsgrafschaften nennt. Im übrigen ist auch diese letzte Abtheilung, wie die ersten, in Rücksicht des Topographischen, und als Bruchstück betrachtet, gut und genau gearbeitet. Auffallend ist es, dass die ehemalige bischöfliche Residenz Mörsburg, mit Einschluss 9 dahin gehöriger Dörfer, nur 1935 Einwohner haben solle. Die Art. Überlingen, Pfullendorf, Reichenau, Biberach, Salmansweil, welches mit Petershausen den Schluss der Schrift macht, sind stark, zum Theil wörtlich, aus dem topographischen Lexikon von Schwaben ausgeschrieben, wobey der Abschreiber sich die Mühe hätte ersparen können, die alte Verfassung der vormaligen Reichsstädte mit zu erzählen.

Der Schrift ist eine Karte von Kurbaden angehängt. Auch diese gleicht eher einer Buchändler-Speculation, als einer Arbeit, welche das Publicum belehren, und von dem badenschen alten und neuen Lande eine befriedigende Idee beybringen kann. Rec. kann nicht einsehen, was der Zeichner oder Stecher dieser Karte damit wollte, jeden Grad, sowohl der Länge als der Breite, in 72 Minuten abzutheilen, obgleich die Zahlen nur bis auf 60 gehen. Auch die Projection ist nicht immer richtig. Mannheim, dessen Breite 49°, 29', 18" ist, liegt hier unter dem 49°, 30'; Heidelberg, dessen Breite 49°, 24', 43" ist, hat in der Karte 49°, 25'; Schwezingen, dessen Breite 49°, 25', 4" ist, hat hier 49°, 23'; Bruchsal, mit der Breite von 49°, 6', 45", liegt in der Karte unter dem 49°, 9', also viel zu nördlich. Selbst die Lage der Stadt Karlsruhe, die in der Schrift nach Cassini's Berechnung zu 48°, 59', 55" angegeben ist, ist unrichtig gezeichnet, und hat in der Karte 49°, 1', 30". Da nun die richtige Lage, das erste Erfodernifs einer guten Karte, hier selbst bey den Hauptstädten fehlt, so ist leicht der Schluss auf das übrige Machwerk zu machen. Auch die gezogenen Landstrasen sind fehlerhaft. Die Strasse von Bretten nach Bruchsal fehlt ganz, eben so die von Bruchsal nach Waghäusel; die von Durlach nach Karlsruhe geht nicht über Gottsau, — das hätte doch ein Karlsruher wissen sollen! — sondern schnurgerade; die von Knittlingen nach Bretten geht nicht über Gölzhausen, welches weit rechts bleibt; die Strasse von Wisloch nach Heidelberg geht *durch* Nussloch. Neckar-Gmünd liegt dicht an der Elsaz, oder wie der Fluss hier heisst, Elsenzbach, wo er in den Neckar fällt. Die Zeichnung der Gebirge ist theils fehlerhaft,

theils sehr nachlässig gerathen, indem man aus dieser die Höhe und Wichtigkeit der Gebirge nicht absehen und diese von kleinen Hügeln nicht unterscheiden kann. Die Grenzen der Ämter sind auf der Karte bemerkt, auch die drey Haupt-Landestheile durch Farben unterschieden. Auf die ausser Baden liegenden Orte ist vollends gar keine Rücksicht genommen worden. R Th.

(Obige Recension ist bereits 1805 eingegangen.)

NATURGESCHICHTE.

HALLE, b. Hemmerde und Schwetschke: *Mikrographische Beyträge zur Entomologie und Helminthologie.* Von Dr. *Karl August Ramdohr.* 1ter Th. Auch unter dem Titel: *Beyträge zur Naturgeschichte einiger deutschen Monoculus - Arten.* Mit 7 Kupfert. 1805. VIII, zwey und 36 S., auch VII von dem Verf. gezeichnete und radirte Kupfertafeln. 4to. (16 Gr.)

So gerecht von der einen Seite die Klage ist, dass in unseren gewinnsüchtigen Zeiten die Abbildungen und Beschreibungen eines und des nämlichen Naturkörpers ins Unendliche vervielfältigt worden sind: so gerecht ist auf der anderen Seite auch das Bedauern, dass wir von der Insekten - und Würmer - Welt nicht viel mehr als die äussere Schaale kennen, dass der Organismus dieser untersten Classen der thierischen Schöpfung noch im dichten Nebel gehüllt liege, und dass in den neuesten Zeiten nur wenig glückliche Versuche zur Durchdringung dieses Nebels angestellt worden sind. Hr. R. ist ohne Zweifel einer von den Wenigen, die mit Erfolg daran gearbeitet haben, uns einen Theil dieser Naturgeheimnisse zu enthüllen. Möge er doch die nöthige Aufmunterung durch recht schnellen Absatz seines Werks erhalten, um es bey diesem ersten so gelungenen Versuche nicht bewenden zu lassen! Die Fresswerkzeuge der Insekten sind in den neuesten Zeiten von fleissigen und scharfsinnigen Männern mit einer Genauigkeit untersucht, die vielleicht bald wenig zu wünschen und nicht viel zu entdecken übrig lassen wird. Weniger glücklich sind neuerdings die Verdauungswerkzeuge dieser Classe geprüft, da wir in diesem Punct noch nicht viel weiter sind, als wir es gegen die Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts waren. Auf eben dem Punct stehen wir leider noch mit der Untersuchung der Fortpflanzungswerkzeuge und der Erforschung der Generation. Um diesen letzten Theil erwirbt Hr. R. sich durch vorliegendes Werkchen besonders grosse Verdienste, und zwar durch Aufhellung der Naturgeschichte von der Gattung *Monoculus* im Linnéisch-Fabricischen Sinne dieses Wortes. Sechs Arten, von welchen drey zur Gattung *Cyclops*, eine zur Gattung *Cypris* und zwey zur Gattung *Daphnia* Ott. Fried. Müllers gehören, haben für dieses Mal dem Vf. den Stoff zu seinen genauen, wichtigen und ungemein interessanten Untersuchungen dargeboten. R. theilt den Lesern dieser Blätter auszugsweise einige Resultate dieser Untersuchungen mit. *Cyclops quadricornis*, beym Linné und Fabricius der *Monoculus* dieses Namens und des Poda *Monoculus apus*, kömmt häufig, nicht nur in fliessenden und stehenden süssen Gewässern, sondern auch in salzigen Landseen vor. Hr. R. beschreibt ihn musterhaft genau nach seinen äusseren und inneren Theilen, sowohl im jugendlichen, als erwachsenen Zustande, und berichtiget bey dieser Gelegenheit einen Irrthum Müllers, der die Larve für eine besondere Thierart hielt, und sie unter dem Namen *Nauplius saltatorius* aufführte. *Cyclops lacinulatus*, welcher in den Fabricischen Schriften nicht aufgenommen ist, wird auch so genau, als es nach zwey Exemplaren (denn mehrere sah der Vf. nicht) möglich war, beschrieben; über die Fortpflanzungsweise konnten keine Beobachtungen angestellt werden. *Cyclops minutus*, *Monoculus minutus* Linn. und Fabr. kömmt häufig im stehenden Wasser vor. Müllers Beschreibung des ausgewachsenen Thiers ist gut, in Ansehung der Larve liess er sich aber zu Schulden kommen, dass er sie in den verschiedenen Perioden ihres Wachsthums für drey verschiedene Thiere hielt, die er unter den Namen *Amymone Silena*, *Fauna* und *Baccha* aufführte. *Cypris strigata*, beym Linné und Fabricius *Monoculus strigatus*, wohnt im Frühjahre in kleinen Gräben mit schlammigtem Boden; Hr. R. beschreibt sie mit seiner gewöhnlichen Genauigkeit und erwähnt auch zwey besonderer Organe, welche er für männliche Zeugungstheile zu halten geneigt ist, deren eigentliche Bestimmung aber ihm unbekannt blieb, da er nie Gelegenheit hatte bey den Cyprisarten Begattungen zu beobachten. *Daphnia sima* und *longispina*, erstere der *Monoculus laevus*, und letztere der *Monoculus longispinus* des Linné und Fabricius, sind ihrer Fortpflanzungsweise und ungeheueren Fruchtbarkeit wegen äusserst merkwürdige Thierchen. *Statius Müller* hielt die Daphnien für Hermaphroditen, welche ohne Begattung sich fortpflanzen; *Schäffer* hingegen erklärte sie für Zwitter, die, zugleich männlichen und weiblichen Geschlechts, sich wechselsweise begatten. Diese beiden Meinungen prüfte Hr. R. näher, und fand nach wiederholten Beobachtungen bey der letzten Art: dass es in der That, jedoch nur im Frühjahre und Sommer, Weibchen gebe, die auch ohne Daseyn der Männchen fruchtbar sind, dass die Septembergeneration dieser, ohne Zuthun von Männchen fortpflanzungsfähigen Weibchen aus Individuen beider Geschlechter bestehe, welche gegen die Mitte des Octobers sich begatten und dann, den für sich fruchtbaren Weibchen das Leben geben. Die Fortpflanzungsweise der Daphnien hat also vieles mit der der Blattläuse gemein, und eine einzige Begattung ist hinlänglich, um mehreren Generationen die Fortpflanzungsfähigkeit zu ertheilen. In Ansehung der beynahe beyspiellosen Fruchtbarkeit der Daphnien ergaben die Beobachtungen des Vfs. das Resultat: dass eine Daphnie nur 10 Tage brauche, um zur Fortpflanzung tüchtig zu seyn, dass sie von da an zu sechs verschiedenen Malen jedesmal funfzehn Junge bringe, und dass die Bruten in drey Tagen auf einander folgen; mithin, dass ein einziges Weibchen, welches am ersten May zu gebären anfinge, schon zu Ende des Juny 1291370075 Nachkommen haben würde.

Die Kupfer zum Werkchen sind richtig und genau, obgleich von Seiten der Kunst wenig zu empfehlen. Doch ein Prachtwerk zu liefern, konnte und durfte des Vfs. Absicht nicht seyn; er wollte sich bloss verständlicher machen, und diesen Zweck hat er vollkommen erreicht. Mit grossem Verlangen sieht Rec. den Fortsetzungen dieser Beyträge entgegen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 APRIL, 1807.

BOTANIK.

Dresden, b. Pinther: *Flora universalis, oder naturgetreue Abbildungen aller bekannten auch der seltensten Gewächse.* 1—4 Heft. 1805. fol. In einem farbigen Umschlage. Jedes Heft von 12 colorirten unnumerirten Tafeln, ohne allen Text. (Erste Ausg. 10 Thlr. 16 gr. Zweyte Ausg. 21 Tthlr. 8 gr. Beste Ausg. 48 Rthlr.)

Vom 2 Januar 1805 datirt, wurde ein Foliobogen einer Ankündigung dieser *Flora universalis*, der nun auch den gegenwärtigen Heften wiederum beyliegt, in Umlauf gesetzt. Nach allgemeinen, in schalen und schlechten Ausdrücken abgefassten Erhebungen der Botanik, nach einer lächerlichen Umkehrung des Linnéischen Satzes: *Herbarium praestat omni icone*, nach manchen auf die bisher erschienenen botanisch. Kupferwerke geworfenen Seitenblicken, die zum mindesten viel Unkunde verrathen, wird der Plan oder Unplan der Arbeit aus einander gesetzt. Jede Pflanze soll auf einem besonderen Folioblatte oftmals mit vergrösserten Vorstellungen der Befruchtungsorgane „nur in Contour fein gestochen oder radirt, übrigens ganz mit guten stehenden Farben gemahlt, (also nicht etwa blofs in einem illuminirten Kupferstiche)“ geliefert werden. Der Linnéische Name (hat denn nur die Hälfte der jetzt bekannten Gewächse Linnéische Namen?), die Classe und Ordnung sollen auf der Tafel bemerkt werden, zwölf Blätter sollen ein Helft, zwölf Hefte einen Band machen, der auch ein Register erhalten wird. Pränumeranten und Subscribenten erhalten das Werk mit 25 p. C. Rabatt, jene noch jedes 12te Heft umsonst. Ärzte, Apotheker, Ökonomen u. s. w. können die sie interessirenden Pflanzen besonders heftweise unter den nämlichen Bedingungen erhalten. Auch soll auf Verlangen zu dieser Kupfersammlung ein „ausführlicher, die ganze Botanik umfassender Text, mit Hinsicht auf specielle Anatomie der Gewächse, Pharmaceutik, Medicin, Technologie, Oekonomie, Gartenkunst und Forstwissenschaft, durch einen“ (??) „oder mehrere der vorzüglichsten“ (?— werden *diese* die *Handarbeit* unternehmen wollen?) „Botaniker bearbeitet“ werden.

Was sagt nun dieser Plan eigentlich? *Aller bekannten, auch der seltensten Gewächse* — möchten, nicht unmäfsig gerechnet, *jetzt* etwa 30,000 seyn! Diese will Hr. *P.* sämtlich abbilden lassen. Ja! wenn die Botaniker, die im Besitz der seltneren dieser Gewächse sind, ihre sehr oft einzigen Exemplare dazu hergeben wollen?! — Wir wollen nun einmal annehmen, es würden *alle* Messen vier solche Hefte, wie hier vor uns liegen, geliefert: so haben wir im Jahr — 96, oder — wir wollen setzen 100 Gewächse abgebildet, (es sollen schon viele Künstler beschäftigt seyn, um 100 Tafeln zu zeichnen und zu stechen, und — vielleicht nur 20,000 Blätter auszumahlen!). Nach *dreyhundert Jahren*, wenn Hr. *P.* und seine Nachfolger den zu einem so ungeheuren Werke nöthigen Verlag so lange haben werden, wird man also mit der Summe des *heute* Bekannten fertig seyn. Und wie vielmehr als 30,000 Pflanzen — sey es nur die doppelte Zahl — würde man dann kennen! Nun die Käufer. Wie viele möchten ein Werk anzuschaffen beginnen wollen, das nach 300 Jahren — doch noch etwas höchst Unvollständiges seyn würde. Jedes Exemplar dieses Werks, vorausgesetzt, dafs Künstler, Kupfer, Papier, Alles im Preise in den 300 Jahren nicht steigt, würde — die wohlfeilste Ausgabe den Subscribenten am Ende 4,800 Rthlr. die theuerste Ausgabe der Nicht-Subscribenten 28,800 Rthlr. kosten!!! Für die grosse Zahl der, meistens nicht reichen, Liebhaber wäre wohl das Werk nicht; den — weniger gelehrten Botanikern würde es andere Werke nicht entbehrlich machen. Und wie viele möchten wohl den jährlichen Aufwand, den wir aufs mindeste, wenn das Ganze in 300 Jahren fertig seyn soll, zu 16 Rthlr. angegeben haben, bestreiten mögen und können!

Wufste also der Verleger, *was* er unternahm? — Aber es war ihm wohl kein Ernst. So lange allgemein bekannte Blumen sich zu *gewöhnlicher* Zeichnung und *gewöhnlichem* Stich, zu *gewöhnlicher Meissnischer* Illumination darbieten, so lange das Publicum gutmüthig genug seyn wollte, die Speculation zu honoriren: so lange, dachte Hr. *P.*, läfst sich ja so etwas unternehmen! Aber für das *gemeine* Werk bedarf es eines *besonderen* Aushängeschildes; denn die Sache ist schon zu *oft* praktisirt! Kein genannter Botaniker weifs um das Unternehmen, leitet es, kein Name eines Verlegers, der enthusiastisch für Wissenschaft und Kunst schon Grosses unternommen hätte, bürgt einigermafsen für den Ausgang.

Rec. hält es nicht unmöglich, dafs ein Plan, dem gegenwärtigen ähnlich, *könnte* ausgeführt werden. Aber unter welchen Umständen? Es müfste ein *sehr grosser* Ort, etwa *Paris* (einen zweyten wüfsten wir kaum zu nennen), gewählt werden. Etwa 20 oder mehr anerkannt vorzügliche Botaniker, und vielleicht 60—70 Künstler müfsten sich dem Werke widmen.

Wenigstens 3000 Blätter (aber nicht *Folio*blätter, sondern *Quart*-, vielleicht nur *gr. Octav*blätter,) müssten im Jahre fertig werden und erscheinen; eine grosse Regierung müsste *Anfangs* das Werk unterstützen. Und, was den Absatz betrifft; so müsste jede *Classe*, jede *Ordnung*, jede *Familia naturalis*, jedes *Genus*, so müssten *officinelle*, *Haushaltungs*-, *Forst*-, *Zier*-, und *Pracht-Pflanzen*, *Giftgewächse* u. s. w., das alles müsste *einzeln* zu haben seyn. Ja, es müssten nach einigen Jahren die Floren *einzelner Länder*, die *Alpengewächse* u. drgl. m. besonders verkauft werden; endlich müssten selbst dekaden- oder centurienweise ganz einzeln ausgewählte Blätter zu erhalten seyn. *Dann* wäre wohl Absatz genug; dann wäre wirklich für das Bedürfniss eines jeden wahrhaft und wesentlich gesorgt. Jeder könnte, nach dem, was ihn besonders interessirte, seine botanische Bibliothek vervollständigen; man vermöchte den Kostenaufwand und das Ende der Unternehmung abzusehn. Das *ganze* Werk würden wohl nur einige sehr grosse öffentliche Bücherschätze anschaffen können. Zu *schwarzen*, aber *schönen* Kupfern, wie die Blätter eines *Redouté* und *Sellier* würden wir auch nur rathen. Illumination frommt selten, vertheuert unendlich, und die Kunst steht sich beym kräftigen Stich auch allemal besser. Das ist ein Plan, den wir dem P.schen entgegensetzen, der aber wohl unausgeführt bleiben wird.

Wie sind nun aber die vier vorliegenden Hefte beschaffen? Ist vielleicht im Einzelnen Würdiges geleistet? Wir nähmen dann dankbar das Gegebene, und sähen vom Riesenplane der Knabenphantasie ab.

Zeichnung, Stich und Illumination ist nicht schlecht, aber auch nicht vorzüglich. Man könnte indess mit dem artistischen Gehalte des Werks zufrieden seyn, da wirklich der Preis von nur vier Groschen für eine ausgemahlte Foliotafel (für die Subscribenten, sechstehalb Groschen nicht völlig für die Nichtsubscribenten) gar nicht mehr zu verlangen berechtiget. Aber das wird doch den geschmackvollen Pflanzenfreunden unangenehm seyn, dass höchst ungleiches, und überall zu dünnes und schlechtes Papier genommen ist, dass ferner unter vielen Tafeln sich der Name und die Classe und Ordnung gestochen, (auch auf eine ungleiche Weise,) unter mehreren mit Dinte geschrieben (abermals bald so, bald anders,) ja — unter einigen *gar nicht* findet. Vielweniger aber, und fast gar nicht, kann man mit dem Scientifischen der Ausführung zufrieden seyn. Wie alle ähnlichen Werke, die bloss das Product der Speculation sind, fängt auch diese *Flora universalis* mit höchst gemeinen, einem Jeden bekannten Pflanzen an. Der Inhalt des ersten Hefts ist z. B. folgender: *Anemone nemorosa*, *Ornithog. luteum*, *Iris variegata*, *Clematis integrifolia*, *Pelargon. glaucum*, *Amaryllis formosissima*, *Borago officinalis*, *Cheiranthus Cheiri*, *Saracenia purpurea*, *Arbutus Uva ursi*, *Alstroemeria pellegrina*, *Gloriosa superba*. Also, was sich vor den Thoren von Dresden, oder im ersten besten Blumistengarten fand. Ferner sieht man, dass kein Botaniker das Unternehmen leitete; denn gerade so sind die Pflanzen vorgestellt, wie sie der Laie im Felde oder Garten abzubrechen pflegt, ohne Wurzel, fast immer auch ohne Frucht, oft bloss die Blume (wie vom *Iris varieg.*, *Gladiol. commun.*, *Aquileg. vulgar.*, *Amygdalus communis* — weil die Blätter später ausbrechen — *Lilium candid.* u. a.) Vollends das Werk des ganz Unkundigen verräth die Abbildung mehrerer Gartenblumen, die fast wie die Hausthiere, durch die lange Cultur so sehr ihrem wilden Zustande unähnlich geworden sind, dass der Botaniker die Form, die ihn angeht, gar nicht wieder erkennt. Belege sind *Aquileg. vulg.*, *Dianth. plum.*, *Primula veris* (gar eine *gefüllte* hochrothe Blume, einen Zoll im Durchmesser,) *Cheiranth. Cheiri* (ein recht schöner brauner Güldenlack) u. a. Heisst das eine *Flora universalis* liefern? Allenfalls ein Blumenbilderbuch für Frauenzimmer mag es liefern heissen. (Eigentlich sollten wohl gar keine cultivirten Exemplare, oder doch nur im höchsten Nothfall, und nachdem ein Botaniker ihre nur noch unbedeutende Abweichung vom wilden Zustande bekräftigt hätte, gezeichnet seyn.) Von den Zergliederungen, wovon so viel gesprochen wurde, finden wir auch nur wenige. Bey weitem die meisten Tafeln sind ganz ohne eine andere, als die habituelle Vorstellung, deren Manier wir charakterisirt haben. Sechs Blätter, wenigstens in unserem Exemplar, sind, was wir schon andeuteten, ganz ohne Namen geblieben. Was soll der Käufer mit diesen machen?

Rec. setzt die Namen nicht her; denn, wie gesagt, die Tafeln haben gar keine Numernbezeichnung. Man kann also nicht sagen, die oder die Tafel ist das oder das. Ja, die Verlagshandlung kann selbst diesem Mangel auch künftig nicht abhelfen. Sie kann sich mit den Abnehmern über die Tafeln gar nicht verständigen. Das Fabrikat ist überhaupt, wie aus dem bisherigen klar seyn wird, nicht für Botaniker, ja nicht einmal für Liebhaber der Pflanzenkunde. Wäre es das sonst aber auch; so würde es bey dieser sonderbaren äusseren Einrichtung, die die Eilfertigkeit zum Theil mag hervorgebracht haben, doch äusserst schwer seyn, die Abbildungen in wissenschaftlichen Werken zu citiren.

Also recht ernstlich würde es uns darum zu thun seyn, das Publicum vom Ankauf dieser *Flora universalis* abzuschrecken, und damit den Fortgang des Unternehmens, das gar zu nichts führt, zu hemmen: hätte nicht, einer öffentlichen Nachricht zufolge, Hrn. *Pinthers* Tod demselben höchst wahrscheinlich schon Grenzen gesetzt. Unser Urtheil, das durchaus nur durch das Interesse der Wissenschaft geleitet ist, und das sich hoffentlich in sich selbst rechtfertigen wird, kann also auch keine andere Absicht haben, als von ähnlichen Speculationen zurückzuscheuchen. Denn, wahrlich, es ist hohe Zeit, dass die Kritik in Deutschland dem Strome unnützer Messproducte die Grenzen anweise, die sie anzuweisen irgend in ihrer Gewalt hat, auf dass wir nicht beym Auslande den wohlerworbenen Ruhm hoher Wissenschaftlichkeit schmählich verlieren.

— h. —

Köln, b. Keil: *Vollständige Anleitung zur Vermehrung und Pflege der Obstbäume und zur Anlegung einer Baumschule im Grossen;* nebst einer kurzen Übersicht der Geschichte der Obstcultur. Von *Constantin von Schönebeck*, Dr. der Heilkunde, Prof. der Geschichte und der alten Sprachen und Bibliothekar bey der ehemaligen Centralschule des Ruhrdepartements. 1806. VIII und 740 S. 8. (3 Thlr.)

In der Einleitung dieser schätzbaren Beyträge zur Pomologie ist die Rede von der Entstehung und Verbreitung der in Europa vorhandenen Obstsorten. Der Vf. ist nicht geneigt, die vielen edlen Äpfel- und Birnsorten, welche man jetzt in Deutschland cultivirt, mit mehreren Schriftstellern von den in Europa einheimischen, sogenannten Holzäpfeln und Holzbirnen, herzuleiten; sondern er vermuthet, dass die reiche Natur ursprünglich edle Obstfrüchte, wenn gleich nicht in unseren Klimaten, hervorgebracht, und für die Vermehrung und Erhaltung jeder individuellen Art weislich gesorgt habe. Diese Meinung zu begründen, sammelte er die Zeugnisse älterer Schriftsteller, und sucht nun dadurch zu beweisen, dass die edlen Obstbäume aus Asien zu den Griechen und Römern und endlich zu uns gekommen seyen. Ganz richtig wird bemerkt, dass zu Theophrasts Zeiten der Wein und Obstbau schon ziemlich weit in Griechenland verbreitet war, und dass man damals schon mehrere Obstarten zu unterscheiden gewusst habe; allein im Ganzen lässt sich aus den hier angeführten Thatsachen noch nicht schliessen, dass alle jetzt bekannten edlen Obstsorten, am allerwenigsten die vielfältigen Ab- und Spielarten auch aus Griechenland abstammen, zumal da wir wissen, dass durch wechselseitige Befruchtung der Blüthen leicht Varietäten entstehen. Wir können sogar den Ursprung und das Vaterland mancher Hauptarten nicht genau angeben, theils weil die alten Schriftsteller in Ansehung der Nomenclatur nicht immer übereinstimmen, theils weil durch Übersetzungen älterer Schriften hie und da Irrthümer entstanden sind. Beweise hievon führt selbst unser Vf. „Theophrasts *Kokkümelea* sind keine Pflaumen, sagt er S. 38. Dadurch, dass spätere Schriftsteller, Dioskorides, Galen, Athenäus u. a. m. die wahren Pflaumen ebenfalls mit dem Namen Kokkümelea bezeichneten, und weil Plinius die Kokkümelea *Prunus Aegyptia* nennt, ward Theophrasts erster Übersetzer, Theodor Gaza, veranlasst, Kokkümelea durch *Prunus*, Pflaumen, zu dollmetschen." Höchst wahrscheinlich gehört Theophrasts *Kokkümelea* zu einer anderen Gattung und ist vielleicht die *Persea* der Alten, welche, Schrebers Untersuchungen zufolge, *Linné's cordia myxa* seyn soll; denn Theophrasts *Persea* (*Hist. Plant. IV. 2. p.* 286) scheint von *Laurus Persea Linn.* nicht verschieden zu seyn.

Das Ganze des Obstbaues umfasst der Vf. in 2 Büchern. Im ersten hat er die theoretischen Grundsätze nach der Vegetation erklärt und mit beständiger Hinsicht auf das praktische Verfahren zu entwickeln gesucht. Im 1 Kap. theilt er die Gewächse nach ihrer Lebensdauer in 4 Classen, nämlich: in perennirende, einjährige, zwey und dreyjährige (?) Gewächse. Erfahrungen haben zwar gelehrt, dass man die Lebensdauer der ein- und zweyjährigen Gewächse durch Kunst verlängern kann; allein hieraus folgt nicht, dass wir eine 4te Classe aufstellen müssen. Eben so irrig ist die Beschreibung und Bestimmung der Halbsträucher, S. 76: „ein Halbstrauch hat zwar mehrere holzige fortdauernde Stengel, erhebt sich aber nur zu der Höhe von Kräutern." — Halbsträucher nennen wir diejenigen Pflanzen, deren Stengel am unteren Theile auch im Winter ausdauern, oben aber krautartig sind, und alljährlich eingehen. Z. B. bey einigen Arten der Gattung *Rubus* u. a. m. Oft ist ein Strauch, wenn er in ein anderes Klima versetzt wird, ein Halbstrauch, z. B. die *Amorpha fruticosa*, wenn sie bey uns im freyen Boden steht. Dann sagt der Vf. im 2 Kap. S. 81: „Die kleinen Stacheln, die unmittelbar aus dem Holze junger Birnwildlinge und des Weissdorns hervorkommen, sind ohne Zweifel nur unvollkommene Dornen, wovon sich nur die Spitze entwickelt hat." Eine Stachel (*Aculeus*) kann schon desswegen kein unvollkommener Dorn seyn, weil diese Waffen in Ansehung ihres Ursprungs und Standortes verschieden sind; indem die Stachel aus der Rinde entspringt, hingegen der Dorn (*Spina*) aus dem Holze hervorgeht. Im 3 Kap. entwickelt der Vf. die Begriffe von Erregbarkeit, Erregung, Reizbarkeit oder Lebenskraft der Gewächse, und wendet die Erregungstheorie auch auf das Pflanzenreich an. — Die folgenden Kap. handeln von Gefässen und Bewegung der Säfte, von Einsaugung und Ausdünstung, von verschiedenen Stoffen, Ernährung und Wachsthum der Pflanzen. Über das Erfrieren der Gewächse macht der Vf. treffende Bemerkungen, und giebt auch einige Mittel an, die Obstbäume vor dem Froste zu bewahren. Unter andern wird der vom Ritter *Bienenberg* erfundene, sogenannte Frostableiter beschrieben. „Man hat auch Frostableiter, heisst es S. 144, indem man Seile von Stroh mit dem einen Ende an die Spitze des Stammes blühender Bäume knüpft, und das andere Ende in ein, etliche Schritte vom Baume freystehendes, Geschirr mit Wasser leitet." Rec. kann die Anwendung des Apparats durchaus nicht empfehlen, und diese Frostableiter als ein sicheres Mittel anerkennen, indem ihre Wirkung nur auf Einbildung zu beruhen scheint. Auch *Diel* verwirft sie. Im 9 und 10 Kap., wo von natürlicher und künstlicher Vermehrung der Gewächse, Entstehung der Obstsorten und natürlichen Familien die Rede ist, finden wir manche nützliche Bemerkungen und Winke über die vielfältigen Vermehrungsmethoden, Bestimmung und Unterscheidung der Obstarten, welche besonders den Anfängern belehrende Unterhaltung gewähren. Wenn nun aber der Vf. S. 312 hinzufügt: „Lässt sich in der That etwas seltsameres denken, als wenn Linné Äpfel, Birnen und Quitten unter das einzige Geschlecht des *Pyrus* versetzt, wovon *Pyrus communis*, der Birnbaum, *Pyrus malus*, der Apfelbaum, und *Pyrus Cydonia*, als Arten, und alle Äpfel- und Birnsorten nur als Abarten angeführt werden?" so erinnert er sich nicht an die Grundsätze des Linnéischen Pflanzensystems. Die Gattungskennzeichen der Birne (*Pyrus*): *Cal. 5 — fidus. Petala 5. Pomum*

inferum, *5 loculare*, *polyspermum* paſſen auch auf Äpfel und Quitten, wovon ſich der Vf. bey genauer Beobachtung der Blüthen vollkommen überzeugen konnte. Der Botaniker bekümmert ſich weniger um die mannichfaltigen Ab- und Spielarten, ſondern überläſst die Beſtimmung und Eintheilung derſelben den Pomologen.

Das *zweyte* Buch enthält nicht allein des Vfs. eigene Beobachtungen und Erfahrungen, wozu ihm ſeine Obſtpflanzung die ſchönſte Gelegenheit darbot, ſondern auch die wichtigſten Lehren und Meinungen alter und neuer Schriftſteller. Das 1 Kap. eröffnet intereſſante Betrachtungen über Anlegung der Baumſchulen, Verbeſſerung des Bodens, und Einfriedung der Gärten. Da die theoretiſchen Grundſätze der Obſtpflanzkunſt ſchon in dem erſten Buche dieſes Werks erklärt worden: ſo glaubt der Vf. ſich jetzt deſto kürzer faſſen, und den Leſer auf jene verweiſen zu dürfen. Allein wir finden auch in dieſem zweyten Buche häufige Wiederholung des bereits Geſagten, und noch überdieſs manche allgemein bekannte gärtneriſche Geſchäfte ſehr weitläuftig abgehandelt, wie z. B. das Rajolen und Graben der Beete. S. 419 hat der Vf. die zu lebendigen Hecken dienenden Bäume und Sträucher angezeigt. Der Hollunder *Sambucus nigra* wächſt zwar ſchnell, giebt aber keine gute Hecke, desgleichen *Rubus fruticoſus* und *Clematis vitalba*. Dann hätte bemerkt werden können, daſs *Ilex aquifolium* nur im leichten, ſandigen Boden am beſten fortkommt, und dem Zweck der Anpflanzung entſpricht. Der Schwarzdorn (*Prunus ſpinoſa*) ſchickt ſich deſswegen nicht gut zu Hecken, weil er mit ſeinen Wurzelausläufern tief ins Land hinein wuchert. Rec. ſetzt noch hinzu: *Robinia pſeudacacia*. Das 2 Kap. enthält treffliche Anweiſungen, die Obſtbäume aus Saamen zu erziehen, und die Stämmchen nach ihrem Wuchs und ihrer Gröſse in die Pflanzungen zu verſetzen, wozu die S. 458 beygefügte Tabelle eine bequeme Überſicht liefert. Eben ſo gehaltreich als unterrichtend ſind die folgenden Kapitel: über die Veredlung, Pflege und Bildung der Obſtbäume. Die Baumkrankheiten, welche im 7 Kap. ziemlich vollſtändig abgehandelt werden, ſind entweder allgemein oder örtlich. — Allgemeine Krankheiten nennt man ſie, wenn alle Theile des Baumes ergriffen werden, und der ganze Organismus deſſelben leidet; die örtlichen Krankheiten zeigen ſich aber nur an einem Theile, und entſtehen oft durch beträchtliche Verletzungen der Rinde u. ſ. w. Der feuchte Brand und der Baumkrebs ſind unſtreitig die gefährlichſten Krankheiten der Bäume. Nach den Beobachtungen des Vfs. entſteht der Baumkrebs durch hitzigen Miſtdünger, vorzüglich bey dem Apfelbaum. Was nun die Heilmittel gegen die Baumkrankheiten betrifft, ſo geſteht der Vf. ſelbſt, daſs man auch hier nichts Vollkommenes zu erwarten habe. — Die verſchiedenen Larven von der Gattung *Cerambyx*, welche ſich oft tief in die Stämme der Bäume einbohren, und hier Schrotwürmer genannt werden, ſoll man mit einem, unten hakenförmig gekrümmten, Drath herausziehen oder zerſtoſsen; oder wenn man ſie nicht antreffen könne, ſo ſoll man ihnen durch Auftrag eines Firniſſes die Luft benehmen, um ſie zu erſticken!! Bey der Vollſäftigkeit der Bäume hat auch Rec. das ſogenannte Aderlaſſen oder Schröpfen ſehr heilſam gefunden.

Daſs übrigens der Vf. die Behauptungen einiger Schriftſteller mit Gründen widerlegt und ihre Lehrmethoden nach gegenwärtiger Beſchaffenheit unſerer Gartenanlagen und nach dem Geiſt der Zeit geregelt hat, gereicht ihm zur Ehre und den Leſern zum Vortheil; nur können wir nicht billigen, daſs er die Beobachtungen, Meinungen und Hypotheſen der Pflanzen-Phyſiologen zu weit ins Detail verfolgt, und dadurch ſein Buch unnöthiger Weiſe vergröſsert hat. Dagegen wäre ein ſynonymiſches Verzeichniſs der Obſtbäume, die ſich für unſer deutſches Klima am beſten ſchicken, ſehr nützlich, und könnte zugleich den Baumpflanzern zum Leitfaden dienen.

H. D—ch.

KURZE ANZEIGEN.

Technologie. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Neue Methode, leinenes und baumwollenes Zeug zu waſchen, zu bleichen und zu trocknen*. (Auch unter dem Titel: *Fortgeſetzte Nachträge zur vollſtändigen Bleichkunſt von O'Reilly und Chaptal*. Aus dem Franzöſiſchen herausg. von *D. E. G. Eſchenbach*, Prof. zu Leipzig. 1806. 94 S. 8. Mit 8 Kupfern. (1 Thlr. 12 gr.) *Chaptal's* Erfindung, durch Dämpfe zu bleichen, iſt hier auf die gewöhnliche Wäſche angewendet worden, und man erhält eine genaue und ausführliche Anleitung zu dem dabey nöthigen Verfahren. Im Groſsen mag es ſeinen Nutzen haben, ungeachtet uns die Anpreiſung etwas übertrieben ſcheint; aber im Kleinen werden die dazu erfoderlichen Anſtalten groſse Schwierigkeiten verurſachen. In unſeren Gegenden, wo die kohlenſaure kryſtalliſirte Soda ſehr theuer iſt, läſst ſich das vorhergehende Waſchen mit kohlenſaurer Soda, worauf hier viel gerechnet wird, ebenfalls nicht anwenden. Das Beſtreichen der ſchmutzigen Stellen mit trockener Seife erfodert auch eine groſse Aufmerkſamkeit und viel Zeit, die man gerade in den mehreſten Haushaltungen am liebſten erſparen möchte. Die Fehler der alten gewöhnlichen Wäſche ſind überdieſs nicht überall ſo groſs, als ſie hier vorgeſtellt werden. Man reibt auch die Seife an vielen Orten trocken auf, man windet und reibt und ſchlägt das Zeug nicht überall ſo heftig, als hier geſagt wird. Auch ſind die Wirkungen der Aſchenlauge nicht von ſo ſchlimmen Folgen; Rec. kennt Haushaltungen, wo man ohne Seife mit Lauge wäſcht, die durch Kalk geſchärft iſt, ohne einen ſtarken Abganz des Zeugs zu ſpüren. Vielleicht lieſse ſich ſogar dieſe Methode durch gehörige Vorſicht zur wohlfeilſten machen; denn die Seife macht den theuerſten Artikel bey der Wäſche aus. Übrigens verdient dieſer Gegegenſtand eine genauere chemiſche Unterſuchung, worauf auch hier zu wenig Rückſicht genommen iſt.

L. R.

Schöne Künste. *Dresden*, b. Arnold: *Hiſtorien ohne Titel*, von *Friedrich Laun*. *Erſtes Bändchen*. 1804. 240 S. *Zweytes Bändchen*. 1806. 190 S. 8. (2 Rthlr.) Die Leichtigkeit der Compoſition, die *Laun's* Schriften beſonders auszeichnen, vermiſst man auch hier nicht. Seine Erzählungen — mit oder ohne Titel — ſind oft nichts weiter, als ein kleiner Schlendergang an das Ufer des menſchlichen Lebens, der uns das ſtillere oder lautere Weilen der mit dem Leben beſchäftigten gewahr werden läſst. Charakteriſtiſcher würde man alſo dieſe Sammlung von Erzählungen Hiſtorien im Vorbeygehn nennen können: denn in der That haben ſie nicht nur alle den Anſtrich, als wäre ihr Inhalt im Vorbeygehn aufgegriffen, ſondern auch der Ton der Erzählung würde in dieſer Benennung mit angedeutet ſeyn. Da man aber bey einem ewigen Vorbeygehn, leicht in Gefahr kommen kann, nachläſſig zu werden und leichtſinnig, ſo wird auch Hr. *L.* auf ſeiner Huth ſeyn müſſen, damit er ſich nicht dieſer Gefahr Preis giebt. — Die Überraſchungen (No. 2 im erſten Bande) und Mathilde und Auguſt (No. 1 im zweyten Bande), die Fortſetzung der Überraſchungen haben Rec. vorzüglich gefallen, wahrſcheinlich weil die eigenthümliche Manier des Vfs. vom Inhalte der Erzählung weniger behindert wurde.

III, 4.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 APRIL, 1807.

MATHEMATIK.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Bemerkungen über die Wirkung und vortheilhafte Anwendung des Stoßhebers (Bélier hydraulique).* Nebst einer Reihe von Versuchen, mit verschiedener Anordnung dieser neuen Wasserhebungsmaschine, von *Joh. Albt. Eytelwein*, königl. preuss. geheimen Oberbaurathe, Director der kön. Bauakademie u. s. w. 102 S. 4. und 3 Fol. Kupfertafeln. (1 Thlr. 16 gr.)

Der verdiente Vf. dieser Abhandlung über die Beschaffenheit und Anwendung einer sehr einfachen Maschine, deren Erfindung unter mehreren rühmlich bekannten praktischen Mechanikern zweyer Nationen, den Gebrüdern *Montgolfier* und Hr. *Armand* in *Paris*, und Hr. *Boulton* in *Birmingham* streitig ist, hat sich durch eine Reihe so mühsam als sorgfältig und einsichtsvoll angestellter Versuche über die Wirkung derselben zum Wasserheben, ein desto ausgezeichneteres Verdienst erworben, als seither noch gar keine befriedigende theoretische Erklärung davon im grossen Publicum bekannt war. Nur eine sorgfältige Untersuchung und Vergleichung der Umstände, unter denen diese Maschine verschiedene Wirkungen leistet, kann darauf leiten; und Rec. stimmt gern dem Wunsche des Vfs. bey, dass die Aufstellung einer befriedigenden Theorie eine Folge der Bekanntwerdung dieser Versuche seyn möge. Auf eine sehr genügende Beschreibung der Maschine, sowohl nach ihrer ursprünglichen Einrichtung, als nach den von dem Vf. getroffenen Abänderungen, folgt die Aufzählung der Versuche über ihre Wirkung, nach mannichfaltigen Veränderungen in den Verhältnissen und der Einrichtung der einzelnen Theile der Maschine, so wie mit Maschinen von verschiedener Grösse: wo Umstände dabey eintraten, die besondere Bemerkungen veranlassen konnten, da sind diese in Anmerkungen beygefügt. Beide sind keines Auszuges fähig, indem eine nähere Beschreibung der Maschine selbst ohne Kupfer so wenig verständlich seyn würde, als eine nähere Erwähnung der damit angestellten Versuche ohne genauere Kenntniss ihres Baues und Spieles. Für diejenigen, denen diese Maschine noch unbekannt ist, mag es hinreichen zu erwähnen, dass sie, nach ihrer ursprünglichen französischen Einrichtung, nachdem sie mittelst einzelner Bewegungen eines Ventils einmal in Gang gebracht worden, durch ein, vermittelst eines ununterbrochenen Zuflusses von Wasser von einer bestimmten Höhe, sich ganz allein erhaltendes Spiel von zwey Ventilen, eine beträchtliche Menge Wasser zu beträchtlichen Höhen über den Wasserpass desjenigen Wassers hebt, dessen Zufluss sie in Bewegung setzt, und vorzüglich da anwendbar ist, wo man mittelst eines Aufstaues oder Gefälles, und einer als Kraft zu benutzenden Wassermenge, einen Theil dieses Wassers auf eine beträchtliche Höhe erheben will. Aus den unter mannichfaltigen Umständen und Veränderungen der Einrichtung der festen Theile der Maschine, der Beschaffenheit und des Spieles der beweglichen, angestellten Versuche über ihre Wirkung, leitet der Vf. noch die Bestimmung der vortheilhaftesten Verhältnisse und Beschaffenheit für die Wirkung, sowohl der festen Theile der Maschine, z. B. der Leitungsröhren, und derjenigen in welchen das Wasser steigt u. s. w.; als ihrer beweglichen, der Ventile, so wie des Spieles und der Eigenschaften der letzteren her; stellt auch Vergleichungen der Wirkung der Maschine mit von ihm angegebenen Abänderungen ihrer ursprünglichen Einrichtungen, und ihren Wirkungen nach dieser ursprünglichen Einrichtung an, und zeichnet darauf die Umstände aus, unter denen sie vortheilhafter wirkt, (d. i. mit gleichem Aufwande oder für den Gang der Maschine unbrauchbar werdender Menge Wasser, eine grösere Menge Wasser auf eine bestimmte Höhe hebt,) als durch oberschlächtige, und durch unterschlächtige Wasserräder getriebene Pumpenwerke. Am Ende ist noch die Beschreibung dieser Maschine nach Hn. *Boulton's* Einrichtung angehängt, nach welcher sie dazu eingerichtet ist, um mittelst eines schnellfliessenden Baches, oder überhaupt eines Druckwassers, Wasser aus einer Tiefe zu heben; wodurch einiges an ihrem Baue sich verändert. In einer Nachschrift ist noch Hn. Prof. *Wrede's Versuch einer Erklärung von dem Steigen des Wassers im Stoßheber nach bekannten Gesetzen der Mechanik* erwähnt (im 19 Bande der *Gilbertschen* Annalen der Physik), in welcher der Vf. eine der am angeführten Orte von Hn. *Wrede* gegebenen Erklärungen von der Wirkung dieser Maschine vindiciren zu wollen scheint.

...l. r.

Braunschweig, b. Vieweg: *Kaufmännische Arithmetik* oder *allgemeines Rechenbuch für Banquiers, Kaufleute, Manufacturisten, Fabrikanten (?) und deren Zöglinge.* Herausgegeben von *Joh. Philipp Schellenberg*, Lehrer der Arithmetik und Handlungswissenschaften. *Erster Cursus* in 2 Theilen. 1805. 530 S. *Zweyter Cursus* 320 S. 8. (beide 4 Thlr.)

Hr. *Schellenberg*, schon aus mehreren Schriften, be-

fonders aus feinem *Hand- und Hülfsbuch für angehende Kaufleute* u. f. w. bekannt, hat hier ein neues Werk geliefert, das fich blofs von feinen älteren Brüdern durch die gröfsere Dicke auszeichnet, fonst aber ihnen an Leerheit und Unvollkommenheit in allen Stücken gleicht. Es befteht gröfstentheils aus Excerpten, wovon nur felten die Quellen genannt find. Dabey find die gebrauchten Schriftfteller fo treu copirt, dafs öfters grobe Fehler der Originale beybehalten werden. Z. B. im zweyten Curfus S. 158 wird bey der Gefchichte von der Erfindung der Wechfelbriefe gefagt, dafs folche bey der Gelegenheit entftanden wären, als im XIV Jahrhundert unter dem Kaifer Conrad III die Guelphen die Gibellinen aus der Lombardey nach Amfterdam vertrieben hätten. Welcher Irrthum! Conrad III lebte im 12 Jahrhundert, da Amfterdam kaum aus einigen elenden Fifcherhütten beftand! Aber fo fteht es wörtlich in dem *Handbuch der Wechfelkunde* u. f. w. (Stuttgard 1802); und dergleichen Verftofse finden fich mehr. Da das Meifte blofse Compilation aus anderen Schriften ift, fo kann man leicht erachten, dafs folche gar nicht zufammen pafst: auch das Wenige, das Rec. felbftftändig fcheint, ift ganz gewöhnliche Arbeit, die man in anderen Rechenbüchern beffer findet. Im *erften Curfus* handelt der Vf. zuerft vom Zählen, Lefen und Schreiben der Zahlen (?) und fagt „Rechnen heifst: aus einigen als bekannt angegebenen Zahlen eine verlangte unbekannte Zahl ausfindig machen.“ Warum denn Eine? Wie oft enthält nicht eine Aufgabe viele unbekannte Zahlen! Nicht beffer find die folgenden Abfchnitte abgehandelt. Der Vf. will eine Art von fynthetifcher Lehrart befolgen, und verfällt darüber in fehr platte Definitionen z. B. S. 16: „Addiren oder Zufammenzählen heifst: einige gegebene Zahlen, welche Poften genannt werden, in eine einzige Summe zufammennehmen“ u. f. w. Addiren ift diejenige Rechnungs-Operation, welche lehrt, aus allen Theilen, fie mögen gleich oder ungleich feyn, das Ganze zu fuchen. Die verfchiedenen Arten zu addiren vermifst man ganz. Auch befteht die *befte Probe der Addition* nicht darin, dafs man das Exempel zweymal addirt, fondern aus der Subtraction der einzelnen Aggregate von der Hauptfumme, oder, da diefes gewöhnlich zu weitläuftig ift, dafs die herübergenommenen Einheiten der niederen Claffen ausgeworfen werden. Eben fo dürftig find die übrigen Species abgehandelt. Bey der Divifion bleibt immer noch die alte Methode, da es doch befonders für den Kaufmann zum Gefchwindrechnen nothwendig ift, nicht nur unterwärts, fondern auch ohne Hinfetzen der einzelnen Quotienten-Producte zu dividiren. Bey der Multiplication und Divifion benannter Einheiten, oder, wie es hier heifst, *ungleichbenannter Zahlen*, hätte die Erläuterung follen beygefügt werden, welches z. B. das Product und der Quotient fey, wenn man Thaler mit Thalern, Pfund mit Pfund u. f. w. multiplicirt oder dividirt. Der 10 und 11 Abfchn. enthält die Rechnungsarten mit gemeinen und Decimal-Brüchen, ebenfalls höchft mittelmäfsig. Schon der Anfang der Definition eines Bruchs ift fehr einfeitig: „Jede körperliche Gröfse, z. B. einen Apfel, einen Tifch, ein Stück Geld u. f. w. kann man fich aus Theilen zufammengefetzt vorftellen u. f. w. Ein Bruch eines Tifches ift körperlich gar nicht denkbar, blofs der Werth deffelben läfst fich in Brüche zertheilen. Bey der Verkleinerung der Brüche follte man das allgemeine Kennzeichen von der Aufhebung der Zahlen finden, aber blofs von 2, 3, 4, 5, 6 und 9 fteht es da; fo fehlt auch gänzlich die Erläuterung der Ketten-Brüche, die doch fo aufserordentlichen Nutzen in der kaufmännifchen Rechenkunft bey Vergleichung der Münzen, Mafse u. f. w. gewährt. Auch die Decimal-Brüche find nur unvollkommen abgehandelt. Der 12 — 18 Abfchnitt enthält die *Proportions-Rechnung*, *Regel detri*, *Regel quinque*, *Kettenregel*, *Regula multiplex*, *Gefellfchaftsrechnung*, *niedere und höhere Praktik*. Die Proportions-Rechnung ift hier noch am beften aus Behrends abgehandelt; das Übrige ift alles ganz alltäglich, wie man fchon aus den veralteten Benennungen Regel multiplex und Praktik fchliefsen kann. Befonders ift die Kette fehr unvollftändig dargeftellt; auch bey der fogenannten niederen und höheren Praktik bringt der Vf. eine Menge Vortheile an, wobey das Papier mehr als der Kopf gefchont wird. Z. E. die älteren Vicumfchen Schlüffel mit 25. 49. 81. 121 Grofchen u. a. m. Wenn ein Anfänger einmal die wahren Gründe der geometrifchen Proportion mit ihren Verwandlungen wohl begriffen hat: fo wird er bald von felbft Vortheile im Ausrechnen bemerken und anbringen lernen, ohne ängftlich darnach zu hafchen.

Der *zweyte Curfus* foll die Anwendungen der im erften gezeigten Methoden auf kaufmännifche Vorfälle, oder die eigentliche kaufmännifche Arithmetik enthalten. Aber diefer Theil ift noch weit fchlechter und unvollkommner gerathen. Das Ganze befteht nur aus Bruchftücken; Alles ift nur oberflächlich, dafür aber eine Menge unnützer Sachen. Was foll z. B. die 30 Seiten lange Darftellung aller Wechfel-Schema's in fremden Sprachen (S. 154 — 185) hier nützen? So ift auch die S. 284 — 298 aus einer älteren Ausgabe des Nelkenbrecher abgefchriebene Münz- und Mafsvergleichung ein blofser Lückenbüfser, denn zum eigentlichen Gebrauch ift fie viel zu unvollftändig. Dagegen mangeln alle wahren hieher gehörigen kaufmännifchen Rechnungsauffätze, als Münz- und Wechfel-Riftretto's, Verkaufs-Noten u. f. w. Dadurch geht die fchöne Darftellung diefer Vorfälle nach doppelter Buchhaltung verloren. Die fo wichtige Lehre von der Calculation fehlt ebenfalls; der Vf. verfpricht zwar folche gratis nachzuliefern; allein bey gehöriger Auslaffung fo vieler unnützer Sachen, wäre diefer Auffchub vermieden worden. Der jetzige Inhalt befteht aus der *Geld-*, *Agio- und Disconto-Berechnung*, *wie auch Wechfel-Reductionen*, *Arbitragen und Commiffionen*. Aber das Meifte ift zufammengetragen, abgebrochen und fehlerhaft. Z. E. S. 81 wird gefagt, der Disconto bey Wechfeln werde *In* 100, d. h. bey 6 P. C. anftatt 100 nur 94 berechnet: ganz falfch *Auf* 100 d. h. für 106 nur 100 oder allgemein

$100 + p : 100$ (wo p die pro Cent bedeutet) muſs die Proportion für die baare Zahlung und $100 + p : p$ für den Disconto allein ſeyn. Denn dieſer Disconto iſt nichts als die einfache Intereſſe für frühe Zahlung; wenn nun die Zeit $= Z$, das zu rabattirende Capital $= C$ die baare Zahlung dafür $= B$, ſo iſt die Intereſſe von B $\frac{pBz}{100}$, Capital und Zins zuſammen $B + \frac{pBz}{100} = C$, woraus man erhält, wenn man $Z = 1$ $100 + p : 100 = C : B$, für p allein aber $B : C - B = 100 : p$. Auch iſt es irrig, bey der Berechnung ſchlechterer Münzſorten gegen beſſere, den Verluſt (Danno), wie hier S. 99, Agio zu nennen, es muſs auch Disconto heiſsen. Die Berechnung der Münzen nach dem Stück, die gebräuchlich *al Peſo* genannt wird, verändert der Vf. in *al Pezza;* wollte er ja von der eingeführten Gewohnheit abweichen, müſste es *alla Pezza* heiſsen. Bey der Berechnung der pro Cente werden die Illingſchen Special-Regeln angeführt, bloſs um Papier zu füllen. Denn der Vf. geſteht ſelbſt, daſs ſie wenig taugen, weil zu jedem einzelnen 1 Viertel-pro Cent eine eigene ſchwer zu merkende Regel iſt. Bey der Supporto-Rechnung iſt es ein grober Fehler, wenn geſagt wird, das Jahr werde zu 360 Tagen gerechnet. Dieſes iſt nur bey Berechnung der kaufmänniſchen Intereſſe in Conto-Correnten, ſonſt gar nicht der Fall. Beym Discontiren, bey den Verfalltagen u. ſ. w. wird der Monat, wie er fällt, gerechnet: ſelbſt die bekannten Proportionalzahlen zur Conto-Corrent-Intereſſe 6000, 7200, 9000 u. ſ. w. vermiſst man. Intereſſe auf Intereſſe, meynt der Vf., komme ſelten vor, da ſie doch die Grundlage der ganzen politiſchen Rechenkunſt iſt. Daſs man nichts von der Anwendung der Logarithmen findet, iſt leicht zu erachten. Ganz kurz und unvollſtändig ſind die Wechſel-Arbitragen und Commiſſionen vorgetragen: keine Probe durch Ausführung, keine Darſtellung durch Differenz u. ſ. w., nichts als magere Compilation. Den Beſchluſs machen eine Menge Übungs-Exempel mit ihren Facits. Dieſs iſt das einzige wahrhaft Nützliche der ganzen Schrift, beſonders für angehende Lehrer; alles Übrige wird ihnen wenig helfen.

W + A.

BERLIN, in der Realſchulbuchhandlung: *Reductions-Tabellen, welche enthalten eine Reduction der in den Provinzen Oſt-Weſt-Neuoſt- und Süd-Preuſſen, Litthauen und Schleſien vorkommenden Feldmaſse, ſowohl nach deren Längen als Flächen in das jetzt feſtgeſetzte magdeburgiſche, und umgekehrt.* Nebſt einem Anhange, in welchem die Verhältniſſe, der in Litthauen und dem ehemaligen Polen vorkommenden Getreide-Flüſſigkeits- und Gewichts-Maſse gegen das berliner aufgeſtellt ſind. Berechnet und herausgegeben durch *Albert Lange*, königl. Conductor der etc. Kammer zu Caliſch. 1805. 31 S. gr. 8. (10 Gr.)

Da die Längen, Flächen und Körpermaſse auch in Polen, wie allenthalben, ſehr verſchieden ſind, und dieſe Verſchiedenheit insbeſondere in dem königl. preuſs. Antheil von Polen mancherley Irrungen veranlaſste: ſo machte ſich der Vf. das Verdienſt, die beſtehenden Längenmaſse mit dem rheinländiſchen Fuſs und die Flächenmaſse mit dem magdeburgiſchen als allgemein in den königl. Staaten eingeführten Normalmaſsen zu vergleichen, und dieſelben in tabellariſche Form zu bringen. Auſserdem giebt er die nöthigen Anweiſungen zum Gebrauch dieſer Tabellen. In einem Anhange ſind auch die Getreidemaſse, die Maſse für Flüſſigkeiten nach ihrem Inhalt berechnet, und das polniſche Gewicht mit dem berliner combinirt; ſo daſs die Arbeit des Vf. beſonders für dortige Gegenden Verdienſt hat, zumal da er ſeine Data meiſtens aus autoriſirten Quellen nehmen konnte.

M. F. T.

ALTONA, b. Hammerich: *Vierzehnhundert Aufgaben zur Übung im bürgerlichen und kaufmänniſchen Rechnen,* von *J. Kroymann*, Lehrer des Schreibens und Rechnens am Gymnaſium in Altona 1805. 300 S. 8. (14 Gr.)

Der Vf. meynt zwar, daſs man nicht durch ſtrenge Theorie, ſondern durch eine Menge praktiſcher Aufgaben Anfänger zu guten Rechnern bilden werde, und glaubt durch eine beynahe 50jährige Erfahrung von dem Vorzuge dieſer Methode überzeugt zu ſeyn: allein wer wird ihm hierin beypflichten? Eben dadurch, daſs man durch bloſses mechaniſches Ausrechnen der Exempel den Mangel gründlicher Beweiſe erſetzen will, entſtehen ſo viel ſchlechte Rechner. Hat hingegen der Schüler theoretiſche Gründe, und iſt er abſtracter Auflöſungen gewöhnt: ſo wird er auch, ohne ſich mit einer Menge Exempeln zu ermüden, von ſelbſt die Anwendung auf jeden ſchwierigen Fall zu machen wiſſen, beſonders wenn er gewohnt iſt, Gleichungen zu gebrauchen. In dieſem Betracht kann Rec. den groſsen Nutzen nicht einſehen, den dieſe Anzahl Exempel Anfängern verſchaffen ſoll, weil ſie ſämtlich zwar das Facit bey ſich führen, aber nicht im geringſten die Wege, wie es gefunden wird, zeigen. Angehenden Lehrern können ſie zwar ihren Unterricht in etwas erleichtern; aber, um ganz zweckmäſsig zu ſeyn, muſsten die Aufgaben nicht nur beſſer ausgewählt, ſondern auch gröſstentheils deutlicher und beſtimmter vorgetragen werden. Die ſämtlichen kaufmänniſchen Aufgaben enthalten bloſs ſolche Exempel, welche mit einem einzigen Kettenſatze, ganz nach dem gewöhnlichen Schlendrian, berechnet werden, und gehen meiſtens auf wenig vorkommende Fälle, die mehr dienen dem Schüler, unnöthige Ziffern mahlen zu laſſen, als ihm praktiſche Berechnungen mitzutheilen. Weit zweckmäſsiger wäre es geweſen, wenn der Vf. auch das weite, immer noch nicht zuviel bearbeitete Feld der Wechſel-Arbitragen und Commiſſionen, der Waaren-Calculation, des Steigens und Fallens der Courſe und Preiſe u. ſ. w. benutzt, und mehrere Aufgaben daraus angeführt hätte. Aber dieſe vermiſst man gänzlich. Selbſt zuſammengeſetzte Wechſel-Reductionen mangeln. Bey dem

sogenannten bürgerlichen Exempeln konnten deren aus der Leibrenten-Combinationsberechnung u. a. m. angeführt werden; aber auch hier sind lauter Lücken. Von dem Mangel an Deutlichkeit bey der Angabe mehrerer Aufgaben nur folgende Probe. S. 33: „Gleichen Antheil haben A, B an 7 Kupen 1 Fass, B. C an 11 Kupen, 1 Tonne, 2 Ähmchen, und A. B. C an 13 Kupen, 15 Ähmchen, 18 Mass Bier. Wie viele Mass gehören einem Jeden?" Auch durch Gleichungen ist ohne Hülfe des Vfs. der wahre Sinn dieses Exempels nicht heraus zu bringen, viel weniger von Anfängern: und Rec. weiss selbst nicht recht wie's gemeynt ist; wenigstens hätte das Verhältniss der Theile deutlicher bestimmt werden sollen.

W + A.

ERLANGEN, b. Palm: *Grundlehren von den Formen, Differenzen, Differentialien und Integralien der Functionen*, nebst den Principien der Anwendung derselben auf die Auflösung mathematischer Probleme u. s. w. von *Ch. L. Rösling*, Dr. der Philos. und Privatlehrer der Mathematik zu Erlangen. *Erster Theil.* 1805. 450 S. gr. 4. (4 Thlr.)

Der Vf. hatte bey Bearbeitung seines Werks solche Leser im Auge, welche entweder so weit über die gemeine Algebra hinauszugehen wünschen, als es erfoderlich ist, um die angewandte Mathematik und besonders die Maschinen-Lehre mit Gründlichkeit zu betreiben; oder welche sich überhaupt zu einem tieferen Studium dieser Wissenschaft vorbereiten wollen. Da er hiebey Leser voraussetzt, die auch ohne Lehrer zum erstenmale das Gebiet der höheren Analysis betreten: so ist die Weitläuftigkeit seines, sonst durchgängig klaren und systematischen Vortrags verzeihlich. Für mehr Unterrichtete würde diese Ausführlichkeit tadelnswürdig seyn. Besonders auszeichnungswerth ist die interessante und dem Vf. eigenthümliche Darstellung von der Zerlegung der Functionen. Unter den transcendentischen Functionen versteht der Vf. solche, welche zwar algebraisch, aber nicht so dargestellt werden können, dass diese Darstellung eine bestimmte oder vollständige genannt werden kann; wobey denn der Fall eintritt, dass die Ausdrücke, die man für sie findet, so beschaffen sind, dass die Anzahl der ihnen zugehörigen Glieder *jede endlich grosse Zahl* übersteigt. Mit dieser Erklärung stimmt Rec. nicht ganz überein, da die Umwandlung der transcendentischen Functionen in unendliche Reihen hiebey nicht gerade die Hauptsache ist. Bey der Darstellung der Differentialrechnung verläst der Vf. die Lehre von den Grenzverhältnissen, und sucht die Grundlehren derselben mit Vermeidung der *unendlich kleinen* Grössen vorzutragen. Diese Darstellung, deren Wesentlichstes uns nicht missfällt, muss noch grösseres Interesse erregen, wenn es dem Vf. gelingen wird, die Grundsätze seines Differentialcalculs auf geometrische und mechanische Gegenstände glücklich anzuwenden. Dieser Anwendung, welche den Inhalt des folgenden Theils dieses Werks ausmachen wird, sehen wir erwartungsvoll entgegen.

Das Äussere dieses Werkes verdient alles Lob; aber die Druck- und Rechnungs-Fehler sind zu wenig vermieden.

Δ.

KURZE ANZEIGEN.

MATHEMATIK. *Nürnberg*, b. Grattenauer: *Kurze Anweisung zur Vermischungsrechnung nach allen möglichen Fällen und ohne Anwendung der Algebra.* 1806. 32 S. 8. (3 gr.) Der Vf. unterzeichnet sich unter der Zueignung Dr. *Jocob Bernhard Preu sen.* Die Anweisung ist für Anfänger und ganz Ungeübte recht gut; die Berechnungen sind ganz vollständig durchgeführt: von den Gründen aber, warum man so rechnet, findet sich wenig oder nichts, und Rec. wundert sich darüber um so mehr, da Hr. P. in der Vorrede sagt, seine Schüler beschwerten ihn so oft mit dem Wörtlein: warum? — Wer ein wenig von der Sache weiss, wird übrigens hier eben nichts Neues finden. Einer näheren Anzeige des Inhaltes glaubt Rec. sich überheben zu können; nur muss er noch bemerken, dass nicht *alle möglichen Fälle* (in der *Auflösung* der Aufgabe wenigstens,) vorkommen, da z. B. offenbar die Aufgabe S. 20 auch solche Auflösungen erlaubt, wo die Quantität des 14 löthigen Silbers in Brüchen ausgedrückt wird.

B.

Leipzig, b. Stage: *Freyherrn Philipp von Reichlin Anleitung zur Perpendicularmethode, oder der Art mit rechten Winkeln aufzunehmen:* als Handbuch für den praktischen Feldmesser. 1805. 272 S. gr. 8. Mit 11 Kupf. (1 Rthlr. 20 gr.) Da die so zweckmäfsige Methode, einzelne und verbundene Grundstücke durch gemessene Perpendicular-Linien aufzunehmen, und zu berechnen, seither, wenigstens in der Gegend des Vf., nicht angewandt wurde: so hatte derselbe durch die Herausgabe dieser Anleitung die löbliche Absicht, die Vorzüge dieser Methode vor anderen zu erweisen, und zu zeigen, wie das von Hn. *Ammon* erfundene katoptrische sehr einfache und wohlfeile Instrument zu solchen Arbeiten am füglichsten angewandt werden könne. Ehemals bediente man sich nämlich bey solchen Messungen der Kreuzdioptern; wer es aufwenden wollte, setzte wohl auch auf das Kreuz mit Kippen versehene Fernröhre rechtwinklicht auf einander. Dafür nimmt Hr. *Ammon* eine blecherne Röhre, in deren hinteren Seite das Visirloch, vorne aber ein blechener auf zwey Seiten offener Cubus angebracht ist; dieser ist in zwey Fächer abgetheilt, in deren unteren oder oberen ein Spiegel unter 45 Grad befestiget, in dem anderen oberhalb oder unterhalb aber ein Streifen Blech angebracht wird, der eigentlich hier die Stelle des Fadens an der Objectivdiopter vertritt, weil mit ihm die durch das Visirloch sichtbaren Gegenstände gefasst, oder geschnitten werden. In diesem Fernrohr steht ein Gegenstand senkrecht auf einer gegebenen Linie, wenn der durch das Visirloch gesehene und mit dem Objectivblech gefasste Endpunkt der Linie mit dem Blechschnitt in einerley Verticalebene trifft. — Es ist dabey diese Vorrichtung in freyer Hand, oder auf einem Stativ durch ein Kniestück aufgesetzt zu gebrauchen, und damit nur entweder auf einen, auf einer geraden Linie gegebenen Punct, eine Perpendicular-Linie zu fällen, oder auch auf jener Linie der Punct zu bestimmen, wohin eine Perpendiculäre von einem entfernten Gegenstande trifft. Daher beginnt der Vf. seine Anleitung mit diesen zwey Fundamentalaufgaben: Er zeigt in Grundlegung derselben die Verification des Instruments, das nach seinen Erfahrungen grosse Genauigkeit gewähren soll; und wendet sodann dasselbe an auf die Aufnahme ebener Grundstücke, welche man ganz oder auch theilweise übersehen, und zu welchen man ganz oder nur zum Theil kommen kann. Er zeiget ausserdem, wie das Brouillon des aufgenommenen zu fertigen, und die Fläche unmittelbar aus den gemessenen Datis, und in wieferne die Perpendicularmethode beym Detail einer Feldmark, und selbst bey der Aufnahme einer ganzen Flur, und bey Felder-Theilungen anzuwenden ist. Übrigens ist der Vortrag des Vfs. gründlich und fasslich, ohne weitschweifig zu werden, und es ist daher seine Anleitung insbesondere denen zu empfehlen, die sich mit geodätischen Arbeiten abzugeben haben.

M. F. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 APRIL, 1807.

KIRCHENGESCHICHTE.

Mannheim, b. Schwan und Goetz: *Geschichte Dr. Martin Luthers und der durch ihn bewirkten Reformation*, von Dr. *Peter Wolfter*. 1805. 29 Bog. 8. (2 Rthlr. 8 Gr.)

Wenn auch die oft wiederholte Auffoderung der literarischen Gesellschaft in der Graffschaft Mansfeld, Luthern ein Denkmal zu errichten, unter die sonderbaren Einfälle des gegenwärtigen Zeitalters gezählt werden sollte, und die bis jetzt zu diesem Behuf eingesammelten 20000 Rthlr. zweckmäsiger und ganz im Geiste Luthers zur Unterstützung der durch Krieg und Theurung Verunglückten angewendet werden könnten: so ist doch nicht zu leugnen, dass der an sich rühmliche Enthusiasmus jener Gesellschaft den schlummernden Sinn für die Verdienste eines der grösten deutschen Männer von Neuem geweckt, und zu mehreren seinem Andenken gewidmeten Schriften Veranlassung gegeben hat. Selbst Katholiken, und unter ihnen ganz vorzüglich der in den Schulen der Jesuiten gebildete Vf. vorliegender Geschichte, zuletzt Prof. und Bibliothekar auf der Universität zu Heidelberg, beeiferten sich, zur Erreichung des Zwecks der literarischen Gesellschaft mitzuwirken. *Wolfter* kannte die grosen Verdienste Luthers und den Einfluss der von ihm begonnenen Reformation auf Geistesbildung, Sittenveredlung und Gewissensfreyheit. Er hatte die Schriften Luthers, Melanthons und ihrer Mitarbeiter in Verbindung mit den Quellen der Reformationsgeschichte sorgfältig und wiederholt gelesen, und sich, ausser einer *Lobrede auf die Reformation*, durch mehrere literarische Arbeiten, z. B. *Geschichte der Reformation*, (Rom, Wittenberg und Genf 1796.), *Untersuchung der Frage: Was hatten Luthers Bemühungen für ihr Zeitalter für eine Wirkung u. s. w.* (Jena 1802), *Grundriss der Reformationsgeschichte* (Heidelberg 1803), den Weg zu diesem gehaltreichen Werke, der Frucht eines vieljährigen mühevollen Fleisses, gebahnt. Nicht nur die Bemühungen der literarischen Gesellschaft, die ihn kurz vor seinem Tode unter ihre correspondirenden Mitglieder aufnahm, sondern auch vorzüglich *Karl Villers* bekannte Preisschrift über die Reformation Luthers, ermunterten ihn, seine bisher absichtlich zurück gehaltene vollständigere Geschichte öffentlich bekannt zu machen, und, wie Villers, „als Katholik unter der Firma der Wahrheit und reinen Religionsliebe aufzutreten." (Vorerinnerung S. 6.) Während des Abdrucks übereilte ihn der Tod, am 28 July 1805 im 47 Lebensjahre, nach kurz zuvor erfolgtem Übergange zur evangelisch-lutherischen Kirche. Nicht leicht würde man glauben, dass diese gründliche und vorurtheilsfreye Untersuchung, diese unparteyische Würdigung der Verdienste des Reformators, diese offene Bekanntmachung der Gebrechen der römischen Kirche, diese lichtvolle Darstellung des Ganges der Reformation, das Werk eines Katholiken seyn könne, wenn man diess nicht aus der Vorerinnerung, aus der S. 462 beygefügten sogenannten Biographie und aus anderen öffentlichen Nachrichten wüsste. Ein Werk, in diesem Geiste geschrieben, aus den Händen eines Katholiken, ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen unseres Zeitalters, für den Vf. ein unvergängliches Denkmal seiner Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe, und für Luther das würdigste und bleibendste Monument, das Marmor und Metall an Werth und Dauer weit übertrifft. Da *Planck's* Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung des protestantischen Lehrbegriffs zum Grunde gelegt worden ist (Anmerk. zu S. 237): so verdient die Schrift vorzüglich allen denen empfohlen zu werden, die jenes classische Werk nicht besitzen. — Nach einer Einleitung über kirchliche, wissenschaftliche und politische Cultur — wo die nach und nach immer mehr steigende, aber auch von Zeit zu Zeit sinkende Allgewallt der römischen Bischöffe, der Stufengang von Barbarey und Rohheit zur allmählich gedeihenden Cultur und der Sieg des Lichts über Finsterniss, der Wahrheit gemäss dargestellt wird — trägt der Vf. die Geschichte Luthers und der Reformation in sechs Perioden vor: I. *Vom Ablassstreit* 1517 *bis zur Verdammungsbulle gegen Luther*. Wenn auch hier die Geschichte der Lehre vom Fegfeuer und des Ablasses, mit Anführung vieler Stellen aus der *Taxa sacrae poenitent.*, etwas zu umständlich behandelt seyn sollte: so ist es doch angenehm, zu erfahren, was ein gebildeter Katholik über jene von den Päpsten erfundene Finanzoperationen urtheilet. „Diese Sündennachlassung, schreibt er S. 67, musste natürlich der einträglichste Handel für den Papst werden, und eine so gefährliche Lehre musste auch die Menschen mehr an die Fesseln des dümmsten Aberglaubens schmieden," und S. 79: „Der stolze Hierarch schmiedete die Fesseln, die verpachtete Gnade Gottes an eine päpstliche Regie war hinreichender Grund, seine bösartigen Absichten fortzubewirken, und dazu war der Ablass das tauglichste Mittel." — *Tezel*, der seine Waare unverschämter und dreister anzupreisen und glücklicher abzusetzen wusste, als ir-

S. 408—419 dem Jesuiterorden, dessen Mitglieder, wie er sagt, die Kunst des Pharisäismus kannten und sich schlangenartig überall einschleichen, und beschreibt ihre gefährlichen Grundsätze; doch scheint eine so weit ausgedehnte Darstellung nicht ganz dem vorgezeichneten Plane zu entsprechen. — Bey allen, Luther und Melanthon ertheilten, sehr verdienten Lobsprüchen, erscheinen sie in einer kleinlichen Gestalt gegen *Calvin*, wenn dieser S. 434 *ein Kopf, wie Leibnitz*, genannt wird. Wenn aber auch Calvins seltene Kenntnisse mit Leibnitzens umfassender Gelehrsamkeit die Vergleichung aushalten sollten, woran Rec. billig zweifelt: so würde doch ein Kopf, wie Leibnitz, nicht leicht auf den Einfall gerathen, eine Prädestinationslehre in Calvins Geiste zu schaffen — eine Erscheinung, die der Vf. selbst (S. 486) mit Calvins vortrefflicher Exegese nicht zu vereinigen weiss. —

Angehängt ist S. 462—464 eine sogenannte Biographie *Wolfter's*, die aber wenig mehr enthält, als bisher aus öffentlichen Nachrichten bekannt war. Sonderbar ist der Schluss: „Mit D. Luther hatte er (*Wolfter*) dieses gemein, dass er, wie jener, eine treue, brave und würdige Gattin in grosser, aber unverschuldeter Armuth und Dürftigkeit hinterlassen hat." Luthers Gattin kann mit keinem Rechte unter die ganz Armen gezählt werden. Luther vermachte ihr in seinem Testamente, von welchem Rec. eine alte Abschrift vor sich hat, das Vorwerk Zülsdorf bey Borna, das er in einem seiner Briefe an Spalatin von 1540 *uxoris suae regnum novum* nennet, ein von ihm erkauftes Haus, ingleichen goldene Ketten, Ringe, Becher, Gold- und Silbermünzen, 1000 Gulden am Werthe. Ausserdem besass er das vom Kurfürsten zum Geschenk erhaltene Augustinerkloster zu Wittenberg, das die Universität im J. 1564 für die damals sehr bedeutende Summe von 3700 Fl. von den Erben erkaufte. Sollte aber auch jene grosse und unverschuldete Armuth der Gattin Luthers gegründet seyn: so wäre es doch kein Ruhm für Wolfter, wenn er nur in dieser einzigen Rücksicht Luthern ähnlich gewesen wäre. Vielmehr ist es sein Eifer in Aufsuchung der Wahrheit, sein Muth, das, was er als wahr erkannte, ohne Furcht vor dem Tadel seiner Glaubensgenossen öffentlich auszusprechen, und seine seltene Freymüthigkeit, wodurch er sich den Ruhm einiger Ähnlichkeit mit Luthern erwarb. Ausser den sehr zahlreichen freymüthigen Äusserungen über die Missbräuche der ehemaligen päpstisch katholischen Kirche, verdienen hier die Urtheile über die Concilien S. 16, über die steigende Gewalt der Päpste S. 60, und über Papst Leo X S. 76, die aber zum Theil von anderen entlehnt sind, ausgezeichnet zu werden. Auffallend ist unter andern auch das Urtheil über *Reinhards* bekannte, so allgemein angefeindete Reformationspredigt von 1800. „Sie hat, sagt der Vf. in einer Anmerkung zu S. 109, trotz des polemischen Geifers des schreyenden Recensentenklubbs, an ihrem wichtigen Gehalt nichts verloren, und bleibt ein Meisterstück ihrer Art." — Noch bemerkt Rec. einige neugeformte Wörter, die, so viel er weiss, wenigstens in dieser Zusammenstellung, das Bürgerrecht noch nicht erhalten haben: S. 98 *Autoritätskette*, S. 99 *Streitkolbensucht*, S. 174 *Zeitalterswahn*, S. 206 *Umschmelzungsversuch*, S. 391 *Convenienzsklaven*, S. 394 *Welttrotzer* (so wird K. Karl V genannt), S. 452 *tobender Zeitalterzwist*. Die Zahl der Druckfehler ist unbeträchtlich. S. 113 und 120 muss statt Freilitsch *Feilitsch*, S. 121, 124, 125 not. *Camerarius*, S. 171 *Passional* gelesen werden. *Socinianer* kannte man 1530 noch nicht, es muss also S. 280 heissen: *Sacramentirer*. S. 315 not. *Consolare Fetham meam* lies *Ketham*. S. 379 *lochauer* für *logauer*. S. 387 statt *Ejusd.* lies *Melanthonis*, denn die hier citirten *Consilia et responsa* sind nicht von dem zuvor genannten Camerarius, sondern von Melanthon. — Für den so correcten und luculenten Druck verdienen die Verleger allen Dank; aber desto weniger für den zu hoch angesetzten Preis, 2 Thlr. 8 gr. für 29 Bogen! Da wenigstens der dritte Theil des Werks Auszüge aus Luthers und Melanthons Schriften enthält: so hätte der Preis um desto mehr herabgesetzt werden sollen, damit die Besitzer dieser Schriften eine längst erkaufte Waare nicht noch einmal, und so theuer bezahlen dürfen. Solche überspannte Preise hindern offenbar, besonders in den gegenwärtigen Zeiten, die weitere Verbreitung eines nützlichen Werks, und begünstigen das dem Buchhandel so nachtheilige Gewerbe der Nachdrucker.

F. K.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Berlin*, b. Littfas: *Kurzer praktischer Volksunterricht zur Erhaltung jugendlicher Gesundheit. Mit warnenden Beyspielen.* Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. 1806. 400 S. gr. 8. (16 gr.) Diese Schrift ist im Allgemeinen gegen das Laster der Unkeuschheit, besonders aber gegen die Selbstschwächung und deren verderbliche Folgen gerichtet. Der Vf. machte bey seiner mehrjährigen Erfahrung im Criminalfache die sehr richtige Bemerkung, dass ein grosser Theil verübter Verbrechen seinen Grund in der unbezwingbaren Leidenschaft der Liebe, oder in der unerlaubten Befriedigung des Wollusttriebes, mit einem Worte in der Unkeuschheit in der umfassendsten Bedeutung des Wortes habe, und sucht daher auch seines Theils etwas zur Unterdrückung derselben beyzutragen. In der Überzeugung, dass hierzu nichts so wirksam sey, als der erste Unterricht und die frühesten Grundlagen der Erziehung, schrieb er diess Handbuch. Es ist zwar nur ein Auszug aus Östs, Villaume's, Günthers und Anderer Schriften über diesen Gegenstand; aber er ist nicht ohne Plan, nicht ohne Prüfung und mit steter Berücksichtigung der niederen Volksclassen gemacht. Viel Beherzigungswerthes hat der Vf. besonders im zehnten Kapitel von öffentlichen Unzuchtshäusern (Bordels) und deren nachtheiligen Folgen für den Staat gesagt. Um aber seinen Regeln, Erinnerungen, Vermahnungen, und überhaupt dem ganzen Unterricht mehr Wirksamkeit zu geben, hat er in einem dem Buche zugegebenen Anhange drey Beyspiele zur Warnung aufgeführt, welche die gefährlichen Folgen des Lasters der Unzucht zwar anschaulich machen sollen, jedoch ohne dabey, wie er sagt, die Delikatesse der Jugend zu beleidigen. Vielleicht hätte in dieser letzteren Hinsicht die Erzählung bisweilen etwas anders gestellt, und manche Parthieen mehr in den Hintergrund gebracht werden sollen.

AN.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 APRIL, 1807.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig, in der von Kleefeldschen Buchhandlung: *Englisches Elementarwerk*, oder *erleichterte praktische englische Sprachlehre, zugleich für diejenigen, welche die englische Sprache ohne mündlichen Unterricht erlernen wollen*, von *Wilh. Friedr. Hezel*, russ. kaiserl. Hofrathe und Prof. der orientalischen Sprachen zu Dorpat. 1804. IV und 283 S. gr. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Es giebt gewiss in Deutschland viele Gelehrte, die, ohne jemals einen förmlichen Unterricht im Englischen durch Lehrstunden genossen zu haben, wissenschaftliche Bücher, Journale, auch poetische Werke, in dieser Sprache lesen und hinreichend verstehen. Rec. kennt sogar Lyceen und Gymnasien, wo die Schüler, neben dem Studium des Lateinischen und Griechischen, englische Bücher lesen, unter der Leitung eines Lehrers, der, sich praktisch in der Sprache zu üben, nie vorher Neigung oder Gelegenheit hatte. Was hier, besonders in der Aussprache, für Fehler gemacht werden, lässt sich leicht erachten. Kein Engländer, der von ungefähr dazu käme, würde seine Sprache wieder erkennen. Diess ist auch der Fall mit manchen Übersetzern, die, eben aus Unkunde des Gewöhnlichen (was man eigentlich bey den gemeinen Sprachmeistern nur lernen kann), oft Dinge hinschreiben, wovon sich das Original nichts träumen liess. Ehedem geschah diess in noch schmählicherem Grade, weil die Wörterbücher noch weit seichter und dürftiger waren. Selbst der scharfsichtige und witzige Autodidakt *Bode* hat, besonders in seinen früheren Arbeiten, in dieser Hinsicht oft die lächerlichsten und widersinnigsten Schnitzer begangen. Solche Leute irren anfangs in der Sprache herum, wie ein Fussgänger bey dunkler Nacht in unbekannten Strassen. Er sieht doch immer etwas, und das hilft ihm, allmälich mehr zu sehen. Als Hülfsmittel dient ihnen die erste alte Grammatik, ein *König*, *Bachmaier*, allenfalls *Arnold*. Kommen sie gar an *Moritz*, so glauben sie schon den Genius der Sprache zu ertappen. Das Übrige versieht ein gleichartiges Wörterbuch; und wo diess sie im Stiche lässt, wird gerathen.

Die Aussprache ist der Prüfstein eines Jeden, der sich für einen Kenner der englischen Sprache ausgiebt. Sie erfodert, ausser biegsamen Organen, viel Zeit und Übung. Sie kann entbehrt werden bey Gelehrten, denen anderweitige Studien und Geschäfte die Musse nehmen. Rec. erinnert sich, bey seiner ziemlich ausgebreiteten Bekanntschaft mit älteren und neueren englischen Lehrbüchern, nicht, ob für Leute, die die Sprache bloss darum lernen, um in der Stille Bücher darin zu *lesen*, eine gute Grammatik geschrieben ist. Sie könnte auf sehr wenigen Bogen alles Nöthige enthalten, und jedem Gelehrten aus der obgedachten Classe, der sich aus der Analogie mit anderen Sprachen selbst helfen würde, genügen.

Wenn Hr. H. uns bloss eine solche Grammatik geliefert hätte, so möchte man es ihm allenfalls Dank wissen. Aber er wollte mehrere Würfe mit einem Steine thun. Seine Grammatik sollte denen zu Hülfe kommen, die sich ohne mündlichen Unterricht behelfen wollen. Sie soll aber auch *praktisch* seyn, d. h. Anweisungen zum Reden und Schreiben enthalten. Dieses Ganze nennt er ein *Elementarwerk*, und seine Sprachlehre eine *erleichterte*. Leider aber hat er nichts erleichtert, und seine Kräfte erliegen unter dem Widerspruche seines Vornehmens. Ohne mündlichen Unterricht kann man die Aussprache des Englischen durchaus nicht lernen; und es ist beynah unmöglich, so vollständige Regeln darüber zu geben, dass, wenn sie auch der Lernende auswendig wüsste, der Lehrer nicht immer zu ergänzen und zu bestimmen fände. Aber falsche Anweisungen schaden. Der Schüler, der mündlichen Unterricht geniesst, wird freylich nicht lange irre geführt; ein Lehrer von Einsicht cassirt eine solche Grammatik bald. Wenn gleichwohl einer, der sich auch in der Aussprache ohne fremde Hülfe selbst unterrichten will, sich solche Regeln mit Mühe einprägt; oder gar ein Lehrer, der seine Aussprache nicht aus einer reinen Quelle ableiten kann, seinen Schüler nach denselben sich bilden lässt: so kommen natürlich Abklänge heraus, wie man, zumal mitten in Deutschland, wenn englisch gesprochen wird, nicht selten hören muss, und die Ohren davor zuhalten möchte.

Wie irrig sehr viele von Hn. H's. Regeln zur Erlernung der Aussprache angegeben sind, dürfen wir, der nöthigen Kürze wegen, nur aus den ersten Seiten seines Buchs beweisen. Gleich S. 2 heisst es: „*Accente*, oder Tonzeichen, haben die Engländer überhaupt nur *zwey*; den *schweren* (Gravis), welcher die Sylbe *verlängert* (`), und den *scharfen* (Acutus), welcher die Sylbe *verkürzt* (´). Z. B. *Tràding* (trähting) Handlung, *Trável* (träwel) Arbeit.“ — Wie viele Irrthümer in wie wenig Worten! Die Engländer schreiben, wie Jedem bekannt ist, der nur in ein englisches Buch geblickt hat, durchgehends ohne Accente. Nur in ihren Wörterbüchern wird, bey mehr-

Erlangen, b. Palm: *Ausführlicher Unterricht über die Wortfügung und Tonmessung der englischen Sprache*, von *Heinr. Joachim Jäck*, Custos der kurf. Bibliothek und Lehrer der englischen Sprache am Lyceum zu Bamberg. 1804. 142 S. 8. (12 gr.)

Auch unter dem Titel: *Theoretisch-praktisches Handbuch zur leichtesten Erlernung der englischen Sprache.* II Theil.

Kaum war Rec. über die drittehalb Seiten lange, etwas zu gedrängte und dadurch fast verworrene Einleitung zu vorliegendem Werke hinaus, als er, sich auf das gewisseste bewusst, von dem Vf. desselben nie etwas in Händen gehabt zu haben, zu seinem grössten Erstaunen fand, dass ihm jeder Satz, jede Wendung und Einkleidung desselben völlig bekannt war. Je weiter er las, desto lebhafter wurde dieses Gefühl in ihm. Vergebens suchte er auf den Titelblättern, vergebens in der Vorrede und in der Einleitung einen Wink, der ihn auf die Spur bringen konnte, diese Erscheinung zu erklären. Nun las er weiter, und fand endlich, dass bis auf einige wenige Veränderungen, die theils in Abkürzungen, theils in unbedeutenden Auslassungen oder Zusätzen bestanden, das Ganze nichts weiter als eine wörtliche Übersetzung der letzten Hälfte von *Murray's English Grammar adapted to the different Classes of Learners with an appendix, containing rules and observations, for assisting the more advanced students to write with perspicuity and accuracy* sey, von welcher der Rec. die 7te Ausgabe vom J. 1801 vor sich hat.

Eine Übersetzung also hätten wir nur in dem obigen uns von Hn. *J.* gelieferten Werke erhalten, welches er, wenn nicht in dem ersten, dem Rec. nicht zu Gesicht gekommenen Theile vielleicht ein Aufschluss darüber gegeben worden ist, gern für die Frucht seines eigenen Geistes möchte gelten lassen. Nur die Hauptabschnitte sind von Hn. *J.* in eine andere Ordnung gebracht worden, als worin sie sich im englischen Originale befinden. Die Zusätze des Hn. *J.* sind nicht allein oft sehr unbedeutend und verworren, sondern enthalten auch hie und da sogar das noch einmal, was von *Murray* schon vorher beygebracht worden ist. So heisst es z. B. S. 17 II. das Adjectiv folgt dem Substantiv nach, a) wenn etwas auf dem Beyworte beruhet (*M.* sagt S. 138, *when something depends upon the adjective*, d. i. wenn das Adjectiv einen von demselben abhangenden Zusatz zur Begleitung hat), als: *a man generous to his enemies;* und S. 18 i) finden wird die hinzugefügte Bemerkung: „ist es nöthig, dass einem Adjective zur näheren Bestimmung noch andere Wörter beygefügt werden, so muss dieses immer nach dem Substantiv gesetzt werden, als: *a wife worthy of love. — Buonaparte is a prince fit for government;*" ein nur zu klarer Beweis, dass Hr. *J.* jene von *Murray* aufgestellte Regel nicht einmal verstanden hat.

Rw.

KURZE ANZEIGEN.

Ausländische Sprachkunde. *Erlangen*, b. Walter: *Elegant Extracts instructive and improving from classical english authors with a short view of their lives and writings* collected by *John Christian Fick*, Lecturer of the english language at the university of Erlangen. In two volumes. Vol. I. containing prose, with three portraits. 1804. IV und 442 S. 8. (1 Thlr. 1 gr.) Hr. *Fick* hat dieses Buch für solche Liebhaber der englischen Sprache gesammelt, welche sich mit den Eigenheiten der verschiedenen Gattungen der englischen Prosa bekannt machen wollen. Zu dem Ende hätte man erwarten sollen, dass die Aufsätze in dieser Sammlung rhetorisch, oder, da dieses dem Hn. *F.* nicht beliebte, doch nach der vielleicht noch belehrendern Ordnung der Zeitfolge, in welcher die gewählten Schriftsteller gelebt, oder sich berühmt gemacht haben, geordnet wären: allein sie folgen, wie es uns scheinet, nach blosser Willkühr, aus *Smollet, Hume, Middleton, Robertson, Goldsmith, Littleton, Gibbon, Burke, Chesterfield, Sterne, Fielding, Swift, Pitt, Steele, Pope* entlehnt, und in dieser angeführten Reihe auf einander. Sind sie denn auch eben nicht zweckmässig geordnet, so enthalten sie doch die Materialien zu diesem doppelten Zwecke. Unter Anleitung eines einsichtsvollen Lehrers kann man aus ihnen den Styl des Briefes, des Dialoges, der Erzählung, der Geschichte, des Romans, der didaktischen Abhandlungen und der Staatsberedsamkeit, so weit dieses überhaupt aus Auszügen möglich ist, kennen lernen, und überdiess den ganzen Kreislauf eines kleinen Jahrhunderts, des goldenen Zeitalters der englischen Prose durchwandern, und wichtige Resultate aus der Vergleichung der darin vorkommenden Decennien ziehen. Die Auszüge selbst, wie es sich von solchen Schriftstellern von selbst versteht, sind gut; ob es aber die besten Stellen ihrer Schriften, ob es Abschnitte sind, welche die wahre Meisterhand verrathen, wie es wohl zu diesem Zwecke, zumal da wir schon so manche Sammlung dieser Art haben, seyn sollte, das möchte sich wohl schwerlich erweisen lassen. Die den Schriftstellern vorangesetzten Lebensbeschreibungen wenigstens zeigen nicht überall den Meister im Style. Mehrere betäuben das Ohr mit Wiederholungen eines und ebendesselben Wortes, z. B. des *wit* im Anfange von *Hume's* und *Steele's* Lebensbeschreibungen. Eben so fangen S. 173 wenigstens drey Perioden, die bald auf einander folgen, mit *after* an. Schwerlich möchte auch die Wiederholung des Hauptwortes *critics* in zwey unmittelbar auf einander folgenden Sätzen, z. B. *which shewed a genius much beyond that of common critics, and even of highly approved critics* zu rechtfertigen seyn. Stellen, wie diese: *after being well instructed in classics — he was admitted etc.* statt *after having been well instructed;* und *after travelling with his parents — he was sent to a school, etc.* statt *after having travelled, etc.* beweisen, unserer Einsicht nach, keine grosse Sorgfalt im Syntax. In den S. 380 vorkommenden Worten *under his deprivation of his faculties* ist *under his* entweder ein Druckfehler für *under the*, oder auch nicht das beste Englisch. Ausgemachte Druckfehler sind: *he was sent Ambassador to Hague*, für *to the Hague; demague*, für *demagogue; clergman*, für *clergyman*. Das Wort *parsonship*, welches S. 61 vorkommt, fehlt wenigstens in *Johnson's* siebenter von 1785 und in *Fahrenkrügers* zweyter Auflage von 1801. Einige Auszüge, welche diese Sammlung enthält, hätten billig, da sie schon in anderen Sammlungen stehen, oder die Werke bey uns, selbst durch deutsche Auflagen, genug verbreitet sind, hier nicht mehr Platz finden sollen. Mit dem Papier und Druck hat man Ursach zufrieden zu seyn.

s.

Schöne Künste. *Berlin und Leipzig*, b. Löffler: *Liebe und Dankbarkeit, eine französische Familiengeschichte* von *August Lafontaine. Neue verbesserte Auflage.* 1804. 94 S. 8. (8 gr.) Gewiss eine der angenehmsten und interessantesten unter den Lafontainischen Erzählungen. Dafür ist sie auch schon bekannt. Welche Verbesserungen diese neue Auflage erfahren habe, kann Rec. nicht bestimmen, da er den früheren Abdruck nicht bey der Hand hat: bedeutend scheinen sie ihm aber, so viel er sich erinnert, nicht zu seyn.

Δ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 APRIL, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Frölich: *Zur neuesten Geschichte der Religion, des Kirchenwesens und der öffentlichen Erziehung.* Herausgegeben von D. *Heinr. Phil. Konr. Henke.* Erster Beytrag. 1806. 139 S. gr. 8. (12 Gr.)

Der erste Aufsatz verspricht *Beherzigungen für Consistorien, Minister und Kirchenräthe, vornehmlich in den oberdeutschen Entschädigungsländern, in Hinsicht schon geschehener, oder vorgeschlagener Organisationen des protestantischen Kirchen- und Schul-Wesens.* Darüber hätte sich viel Wichtiges, Durchgreifendes und Umfassendes sagen lassen. Statt dessen findet man viel Einseitiges, Beschränktes und Oberflächliches, was auch dem Guten und Treffenden, das der Aufsatz enthält, nachtheilig werden wird. Dabey kommt manches nicht zur Sache Gehörige vor, und die ganze Untersuchung hat keinen bestimmten abgemessenen Gang und Zweck. Vor allen Dingen hätte genauer bestimmt werden müssen, was protestantische Fürsten und Obrigkeiten bey Kirchen-Organisationen thun können, dürfen und sollen: denn das, was S. 6 darüber vorkommt, dass sie nämlich nicht Übereinstimmung in dogmatischen Vorstellungen bewirken, nicht im Reiche der Wahrheit gebieten, sondern sich nur mit der äusseren Einrichtung und Ordnung der kirchlichen Gesellschaft, der Vertheilung und Leitung der Kräfte und Mittel, welche zur Erreichung des Endzwecks wirken müssen, beschäftigen, ist doch gewiss nicht hinreichend. Einen neuen Organisationsplan will der Vf. nicht vorschlagen, auch nicht alle dergleichen Plane, welche bisher zu Stande gekommen sind, beurtheilen, sondern nur *einige misslungene oder künftig noch gewiss misslingende Versuche dieser Art in Betrachtung ziehen,* S. 12. Zu den misslungenen Organisationen evangelischer Kirchen gaben seiner Meinung nach vornehmlich folgende *Klagen* Anlass: *Die Religion ist im Verfall. Die Moralität der Menschen wird immer schlechter. Die Kirchen stehen fast leer. Das Volk lebt in roher Unwissenheit. Die Prediger taugen nichts. Die Schulen verdienen ihren Namen nicht.* S. 12. Dass diese Klagen theils übertrieben, theils falsch seyen, wird zwar gezeigt, nicht aber, was doch Hauptsache war, wie und warum denn eben daraus misslungene kirchliche Organisationen entsprungen seyen; sondern der Vf. kommt nun sogleich auf die eidliche Verpflichtung der Prediger, welche doch gewiss nicht zu den neuen Kirchen-Organisationen gehört, S. 20 ff. und von da zu den *Schulen* S. 24 ff. Über einige angebliche Schulverbesserungen wird übrigens viel Lehrreiches gesagt, auch über den Vorschlag, die Prediger neben ihren geistlichen Geschäften, Schulmeistersdienste thun zu lassen, oder die Canditaten so lange bey den Schulen anzustellen, bis sie Prediger werden. Zuletzt verzweifelt der Vf., selbst ein Geistlicher, fast ganz an dem Nutzen aller solchen Organisationen, und drückt sich so aus, dass man auf die Vermuthung geleitet wird, der ganze Aufsatz sey vornehmlich Ausbruch des Unmuths eines Predigers über eine neue in seinem Lande eingeführte Kirchen-Organisation, woraus sich auch die anderweitige Beschaffenheit des Aufsatzes gut erklären lässt. „Ich kann mir, heisst es S. 46 f. unter anderen, leider von allem unseren Verbessern und Organisiren nicht viel Gutes versprechen. Dass bey allem, was die Theologen und Philosophen bisher thaten, die Dogmen des Christenthums von fremden Anhängseln, Vorurtheilen und Aberglauben zu säubern, und auf die menschliche Natur anwendbarer zu machen, die Religion des allergrössten Theils der Menschheit wirklich im Fallen ist, kann nicht geleugnet werden. Ich denke aber, wenn ein Ball von einer Höhe einmal herabfällt, so wird er, wenn ihm auch Einige zurufen, er soll inne halten, dennoch seinen Fall fortsetzen, bis er auf den Boden kommt, sodann aber durch seine Elasticität von selbst wieder emporspringen, da ihr ihn denn, wenn ihr wollt, wieder weiter bestimmen könnt. So wird's mit der Moralität und Religion gehen. — — Was soll diesen Gang der Sache aufhalten? Unsere gesiegelten Papiere, die wir Verordnungen, Befehle, Rescripte, Instructionen nennen? Gewiss nicht. Was soll den traurigen Fall aufhalten? Da wir selbst wissentlich die Sache links anfangen, und nur da flicken, wo es nichts helfen kann, binnen wir da nicht vordämmen können oder wollen, wo die Fluth der Verwüstung hereinbricht, ja, wo man Fleiss anwendet, das Übel immer grösser zu machen." Was noch von dem Vorschlage, die Besoldungen der Prediger zu schmälern, und der unverantwortlichen Verwaltung und Verwendung der Kirchengüter vorkömmt, hat des Recensenten ganze Zustimmung. No. II. *Instruction für die evangelisch-lutherischen Geistlichen in Neu-Würtemberg,* November 1804, welche auch schon aus anderen Blättern bekannt ist, hat wahrscheinlich zu den *Beherzigungen* No. I. Veranlassung gegeben. III. *Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu in den Königreichen Neapel und Sicilien.* Ein Ab-

druck des bekannten Breve des Papſts Pius VII mit einigen vorangeſchickten Bemerkungen. IV. *Bemerkungen über das* (franzöſiſche) *Concordat mit dem Papſte aus gleichzeitigen Briefen.* Zuerſt ein Brief, welcher 1801 an den proteſtantiſchen Staatsrath *Berenger* geſchrieben wurde, und eine Vorſtellung wegen Religions- und bürgerlicher Freyheit der Proteſtanten in Frankreich enthielt; darauf ein von demſelbigen Verfaſſer und in demſelben Jahre geſchriebener Brief, an den Staatsrath *Portalis*, wegen Abſchaffung des Cölibats der katholiſchen Geiſtlichkeit. Darauf folgen noch Betrachtungen über das wirklich abgeſchloſſene Concordat, über die Nothwendigkeit desſelben, über die Abänderungen, welche durch daſſelbe in der franzöſiſchen Kirchenverfaſſung bewirkt ſind, über die eingeführte Religionsfreyheit u. ſ. w. Was den Cölibat der Geiſtlichkeit betrifft, ſo bedauert zwar der Briefſteller, daſs er nicht aufgehoben worden, ſucht aber zu zeigen, daſs er möglichſt unſchädlich gemacht worden ſey. Auf den letzten Punct bezieht ſich auch ein *Nachtrag*, wahrſcheinlich vom Herausgeber des Journals ſelbſt, welcher zeigt, daſs die franzöſiſche Regierung den Cölibat der Prieſter nicht aufheben konnte und durfte. V. *D. Gottlob Chriſtian Storr*, würtemberg. Oberhofprediger und Conſiſtorialrath. Ein Geiſtlicher zu Stuttgardt, Namens *Rieger*, hielt am Grabe des verewigten Storr eine Rede, welche nachher auch durch den Druck bekannt geworden iſt. Dieſe Rede hat nicht, wie der Herausgeber in der Anmerkung ſagt, unter den Freunden Storr's, ſondern vielmehr unter einer anderen Partey, welche nicht ſowohl Storren, als den ſteifen Storrianern entgegen geſetzt war, Unwillen erregt. Der Redner wuſste nicht auf die rechte Art zu loben, und webte in die Lobſprüche auf den Verewigten Tadel und Schmähungen anderer ein. Dieſs beleidigte die andere Partey, und zog Storren ſelbſt noch nach ſeinem Tode manche harte Urtheile zu, welche ſonſt wohl nicht gefallen ſeyn würden. Zu dieſer Claſſe gehört auch der Verfaſſer des vorliegenden Aufſatzes, ein, wie der Herausgeber bezeugt, würtembergiſcher Gottesgelehrter. Er läſst übrigens Storren ſehr viel Gerechtigkeit widerfahren, und lobt ihn verſtändiger als ſein Grabredner. Auch wo er ſeinen Grundſätzen nicht beyſtimmt, rühmt er doch ſeine Conſequenz in denſelben und den Zuſammenhang ſeiner Überzeugungen mit ſeiner Religioſität und Sittlichkeit. Unbillig aber dünkt Rec., der Storren ſehr gut gekannt hat, das, was S. 128 von ſeiner praktiſchen Wirkſamkeit ſeit ſeiner Verſetzung nach Stuttgardt vorkommt. „Auch als Conſiſtorialrath, heiſst es unter anderen, bewies Storr, wahrſcheinlich aus Liebe zur Ruhe und zum Frieden, ſo wenig Muth und Thätigkeit, daſs er nicht einmal die Nothwendigkeit einer beſſeren Liturgie recht zu Herzen nahm, nicht dem heilloſen Unfuge der Pietiſten und Separatiſten mit Nachdrucke zu ſteuern wagte, oder ſonſt ein Gebrechen der würtembergiſchen Kirche zu heilen ſuchte." Man muſs hier bemerken, daſs in einem Conſiſtorium, wie das würtembergiſche, ein junger Beyſitzer nicht alles bewirken kann, was er will; daſs Storren nach ſeiner Überzeugung das Weſentliche der eingeführten Kirchenverfaſſung und Liturgie heilig ſeyn muſste; daſs er vielleicht in der letzten gerne Manches abgeändert hätte, aber mit Grund befürchtete, es möchte bey einer Abänderung auch manches Weſentliche mit verloren gehen; daſs endlich bey Leuten, wie die Pietiſten und Separatiſten, die äuſserſte Vorſicht nöthig iſt; daſs auch ihre Überzeugungen und Empfindungen Achtung verdienen, und daſs das, was dieſe Leute wollen und thun, gar nicht durchaus heilloſer Unfug iſt. Noch werden am Ende die vornehmſten Lebensumſtände Storrens beygefügt. VI. *Bittſchreiben der Äbtiſſin von Hedersleben an Ihro Majeſtät die Königin von Preuſſen.* Julius 1804. Sie bittet das Kloſter wenigſtens noch ſo lange fortdauern zu laſſen, als die damaligen Kloſterfrauen, welche gröſstentheils ſehr alt waren, leben. VII. *Don Joſeph Niklas von Azara.* Einige Umſtände aus dem Leben dieſes berühmten ſpaniſchen Geſandten zu Rom.

F. C. H.

Landshut, b. Krüll: *Wozu ſind Geiſtliche da?* beantwortet von *Matthaeus Fingerlos*, (Director des Georgianiſchen Seminars in Landshut.) I Theil. 410 S. II Theil. 432 S. *Zweyte ſehr vermehrte Auflage.* 1805. (2 Thlr. 16 Gr.)

In einem Zeitalter, wie das gegenwärtige, da eine Gattung Menſchen die Religionslehrer ſamt der Religion vernichten, und eine andere dieſelben wieder zu jenem Anſehen erheben möchte, in welchem ſie nur in der finſterſten Epoche des Katholicismus und in der glücklichſten der Hierarchie ſtanden; in einem Zeitalter, da der würdigſte Theil des Klerus der kleinſte iſt, und da viele Geiſtliche die Verachtung wirklich verdienen, die man öffentlicher als jemals dem ganzen Stande bezeigt; in einem ſolchen Zeitalter hält Rec. ein Buch, wie das vorliegende, für eine ſehr wohlthätige Erſcheinung. Der Klerus muſs gebildet, auf ſeinen eigentlichen Zweck aufmerkſam gemacht, und zu demſelben geleitet werden. Die Extreme von Hyperorthodoxie und Libertinage müſſen vermieden, und der Geiſtliche dahin gebracht werden, daſs er ſeine erhabene Beſtimmung vollkommen kenne, und genau erfülle. Dann wird er das nützlichſte Glied im Staate ſeyn, und die verdiente Achtung aller Vernünftigen wird ihn auszeichnen.

Herr *Fingerlos* war vormals Vorſteher des Prieſterhauſes zu Salzburg, und die aufgeklärteſten und beſten Geiſtlichen in der Salzburgerdiöces ſind Zöglinge von ihm. Er ſammelte aus ſeinen Vorleſungen die allgemeinen Grundſätze, und gab im J. 1800 die Schrift heraus, von welcher wir dieſe ſehr vermehrte und ganz verbeſſerte Ausgabe empfehlen. Zuerſt zeigt er, worin der höchſte Zweck des geiſtlichen Standes *nicht* beſtehen könne. Er kann nicht in der Verrichtung der Ceremonien beſtehen. Nicht das Leſen der Meſſen, nicht das Bethen, und noch weniger die eigene Vervollkommung, auch nicht die Erreichung des lebenslänglichen Unterhalts, kann Haupt-

zweck des geistlichen Standes seyn. Vielmehr besteht derselbe in der Beförderung guter Sitten durch Belehrung des Volkes. Um diese Ansicht als die richtige zu beweisen, werden umständlich — aber nicht im Systeme der neuesten Philosophie, wider welche sich der Vf. schon in der Vorrede erklärt — die Begriffe von den Sitten überhaupt, von der Legalität der Handlungen, von der formellen Güte der Handlungen, von der Erziehung und Staatsverfassung als formalem Beweggrunde, von der Glückseligkeit als Beweggrund der Handlungen, von der Vollkommenheit, von der Achtung für das Gesetz, als Beweggrund der Handlungen, aus einander gesetzt, und gezeigt, dass, um die legalen Handlungen auch sittlich gut zu machen, weder die Erziehung oder die Staatsverfassung, noch die Erreichung der Glückseligkeit, noch die eigene Vollkommenheit, sondern nur das Gesetz selbst, welches das Handeln gebietet, zum Beweggrunde der Handlungen müsse gemacht werden. Die Wirkungen guter und böser Sitten werden genau geschildert, und das Resultat aller Vordersätze ist: Wollen Geistliche als Geistliche leben, wollen sie ihre Berufsgeschäfte erfüllen: so muss die Beförderung der guten Sitten, die Beförderung der Religion, der Zweck ihres Strebens seyn. Thun sie das, thut dieses nach und nach ein grösserer Theil aus ihnen, thun es einstens wenigstens die Meisten: so wird man sich dem höchsten Zwecke der Menschheit, der Sittlichkeit, mit schnellen Schritten nähern. Was von den verschiedenen Belehrungsarten gesagt wird, ist sehr zweckmäfsig. Auffallend war dem Rec., obschon er selbst Katholik ist, die Behauptung, dass die *Ohrenbeichte*, oder die geheime Beichte, wenn dabey das geschieht, was geschehen kann und soll, eine der nützlichsten Lehr- und Sitten-Verbesserungsanstalten in der katholischen Kirche sey. Es mögen allerdings die *Ohrenbeichte*, so wie der *Cölibat* und das *Fastengebot*, eine gute Seite, und heilsame Zwecke haben; da aber die gute Seite durch so viele Missbräuche überwogen wird, und da der unseligen Folgen ungleich mehr als der guten sind: so hält Rec. die gänzliche *Aufhebung* der geheimen Ohrenbeichte, des Cölibats, und des Fastengebotes für räthlicher, als den vergeblichen Versuch, diese katholischen Kirchengebote (ohne welche der reine Katholicismus doch bestehen könnte) zweckmäfsiger in Ausübung zu bringen.

Der *zweyte* Theil führt umständlich den Satz aus: *Wissenschaften und eigene gute Sitten sind die Mittel, durch welche der geistliche Stand nach seinem Zwecke zu streben hat.* Nach den Beweisen von der Nothwendigkeit der Gründlichkeit in den unentbehrlichen Wissenschaften, besonders in der Philosophie, und von der Nothwendigkeit, ein philosophisches System zu wählen, folgt der Beweis von der Nothwendigkeit, das System der *kritischen* Philosophie zu wählen. Es werden bey diesem Beweise die Fragen beantwortet: Kann Lockes System gewählt werden? Kann man dafür den Spinozismus besser brauchen? Soll man die eklektische Philosophie einführen? Ist vielleicht die Popularphilosophie besser? Könnte nicht Hume's Skepticism gelehrt werden? Kann man dem Eudämonism oder eigentlich dem Epikurism die Herrschaft auf den Lehrstühlen einräumen? Daraus folgert der Vf., dass man für die Schulen der Geistlichen nur das System der kritischen Philosophie lehren und lernen solle. Dieses allein habe zu seinem letzten Endzweck die Beförderung guter Sitten, oder die Beförderung der Religion. Die Einwendungen wider die kritische Philosophie werden beantwortet; aber die Anhänger der neuesten Philosophie werden dem Vf. Einwendungen machen, die er nicht so leicht beantworten dürfte.

Gründlich und wichtig ist der Abschnitt von *den Sitten der Geistlichen*. Neben dem symbolischen und mündlichen Unterricht hat der Geistliche auch noch einen anderen zu geben, und dieser besteht in seinem eigenen guten Beyspiele. Durch dieses muss er die praktischen Grundsätze dem Volke anschaulich machen, und die Möglichkeit ihrer Ausübung in der That zeigen. Um durch seine Beyspiele zu belehren, muss er durchgängig gut gesittet seyn. Die moralische Verdorbenheit so vieler nicht ehrwürdigen Glieder des ehrwürdigen Standes ist leider! allgemein bekannt. Hr. *F.* gesteht selbst, die bisherige Erfahrung lehre, dass die Ehelosigkeit den Wissenschaften und guten Sitten *nicht* aufgeholfen habe. Doch behauptet er, ohne den Cölibat zu vertheidigen, dass überhaupt die grössere Betriebsamkeit in Belehrung des Volkes zur Beförderung guter Sitten durch ganz andere Ursachen in Bewegung gesetzt werden müsse, als durch die Weiber. Eine unbegrenzte Achtung und Liebe gegen die Sittlichkeit selbst, ein thätiges Wohlwollen gegen die Menschen, und eine standhafte Entschlossenheit, sie durch Sittlichkeit zu veredeln, müssen die Triebfedern dieses Bestrebens, und diese Triebfedern können vorhanden und wirksam seyn, man mag sich im Besitze eines Weibes befinden, oder nicht. Alle Gründe, welche Hr. *F.* für die Moralität der Cölibateurs anführt, sind eben so richtig, als die Schilderung der schrecklichen Folgen, die aus dem unmoralischen Wandel der Geistlichen entstehen. Mancher von diesen, wenn er das Buch selbst liest, wird die Wahrheit des Gesagten fühlen; aber der erste Blick auf seine Wirthschafterin oder Geliebte zerstört wieder alle anderen Eindrücke und Vorsätze. Das wirksamste Mittel, dem unmoralischen Lebenswandel des (man muss leider! sagen grössten Theiles des) katholischen Klerus, und dem unter demselben immer mehr einreissenden Concubinat, ein Ende zu machen, wäre, wenn den Geistlichen freygestellt würde, ob sie ehelos bleiben wollen oder nicht.

LMO.

1) Hannover, b. den Gebrüdern Hahn: *Kalender für das Volk. Auf das Jahr* 1806. Herausgegeben von *Philipp August Petri*, Gehülfsprediger zu Lüethorst bey Einbeck. 212 S. 8. (9 Gr.)

2) Berlin, b. Matzdorff: *Sitten, Gebräuche und Narrheiten alter und neuer Zeit.* Ein Lesebuch für alle Stände. Mit einem Titelkupfer, (die

Mayen - Königin vorstellend.) 1806. 366 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

3) Erlangen, b. Palm: *Briefe und Erzählungen über die Schutzblattern - Impfung zur Widerlegung unvernünftiger und sündlicher Einwendungen dagegen.* Eine Belehrung für Ältern und Kinder, auch für Bürger - und Land-Schulen, von *J. J. Rösling*, Superintendenten in Sonneberg. 1806. 72 S. 8. (3 Gr.)

Von No. 1 ist weiter nichts zu sagen, als dass nach *Fröbing's* Tode Hr. *Petri* die Fortsetzung dieses Volksbuchs übernommen hat. Sie ist in gute Hände gefallen, und man darf, wenn Hr. *P.* sein Versprechen hält, dem Buche selbst zu seinem neuen Bearbeiter Glück wünschen. Bey zwanzig und mehr Fortsetzungen eines Buchs, gröstentheils von Einem Vf., wird es selten besser. Die Einrichtung ist die alte geblieben. - Interessant ist der Auffatz über *Fröbings Leben*, der von dem Verstorbenen selbst herrührt. *Joh. Christoph Fröbing* war den 3 May 1746 zu Ohrdruff geboren. Sein Vater war Anfangs Sattlermeister, nachher aber legte er seine Profession nieder, und trieb einen Material - Handel. Ein unglücklicher Wurf auf den Kopf nöthigte den jungen F. in seinem sechsten Jahre eine Perücke zu tragen. Seinen ersten Unterricht genoss er in dem Lyceum seiner Geburtsstadt, das damals unter dem Rector Conradi, „einem aufgeblasenen, lächerlich stolzen und erzpedantischen Schulmonarchen," stand. (Jetzt folgt eine lesenswerthe Abschweifung über den damaligen Zustand des Lyceums.) Nachher 1763, ging er nach Göttingen auf die Schule und ins Chor. Hier versuchte er seine Gabe im Versmachen. Einige Fabeln und ein komisches Heldengedicht, *Herrmann, oder der grosse meerschaumene Pfeiffenkopf*, waren seine ersten Producte als Dichter. Im Jahre 1769 verliess er die Schule, um die Akademie zu beziehen. Hier musste er sich Anfangs kümmerlich behelfen, und ein Unglück traf ihn über das andere. Bald aber erleichterten ihm *Zachariä*, *Walch*, *Münchhausen*, *Müller*, *Less* u. a. mit väterlicher Fürsorge seine traurige Lage. Bey *Murray*, dem Philosophen, hörte er unter anderen mit *Voss* und *Hölty* ein Collegium über die Regeln der deutschen Dichtkunst. Ein Anfall von Hypochondrie bestimmte ihn 1773, Göttingen zu verlassen, und eine Hauslehrerstelle beym Amtmann von Hinüber zu Wildeshausen anzunehmen, an welchen Ort ihm auch bald der jetzige göttingische Superintendent *Gräffe* folgte. Durch seinen Freund *Wehrs* erhielt er das Conrectorat an der Neustädter Schule, nebst der Hofcantor-Stelle zu Hannover. Während der vier Wochen, die er sich des Examens wegen in Hannover aufhalten musste, unterrichtete er beym Consistorialrath *Schlegel* dessen vier Söhne, unter denen *August Wilhelm* und *Friedrich* die jüngsten waren. Mit seinem *Kalender fürs Volk* betrat er 1782 die schriftstellerische Laufbahn. Die Schicksale dieses Buchs munterten ihn eben nicht sehr zur Fortsetzung auf. Auch mit seiner *Bürgerschule* hatte er wenig Glück. Da sich seine Einkünfte in Hannover immer mehr verminderten, und er mit seiner Familie nicht mehr davon leben konnte: so legte er sein Conrectorat nieder, und ging als Pfarrer nach Lehrte im Cellischen. Die ersten Tage seines Aufenthalts daselbst waren für ihn und seine Familie äusserst traurig. Die ungewohnte Einsamkeit besonders fiel ihm unbeschreiblich lästig. Er blieb auch nicht lange da. Denn nach vier Jahren, 1799, nahm er die Pfarrstelle zu Markoldendorf an, wo es ihm leichter wurde, Gesellschaft zu haben: doch kostete ihm das damit verbundene Filial Amelsen, das er alle Sonntage besuchen musste, das Leben. Er starb den 25 Januar 1805.

So wie No. 1 durch seine Sammlungen von Beyspielen von guten und bösen Menschen, von guten und schlechten Handlungen die Absicht hat, hauptsächlich auch den moralischen Sinn im Menschen zu wecken und zu stärken: so kann No. 2 dazu dienen, durch die Aufstellung so vieler Eigenheiten und Sonderbarkeiten im menschlichen Leben den Verstand dadurch zu einem freyen Blick zu bilden, und dem Menschen eine gewisse Gewandtheit und Freundlichkeit in Beurtheilung Anderer mitzutheilen. Die Sammlung hat ihre Verdienste, obwohl nicht eben grosse Schwierigkeiten. Sie ist nach dem Alphabet gemacht, was freylich anders hätte seyn können, und die Quellen, aus welchen die Stücke genommen sind, liegen auch nicht fern ab. Wenn also auch der Sammler kein Lob für sich verlangen kann, so kann man doch von seinem Buche sagen, dass es nützlich werden kann, und wenigstens recht unterhaltend ist.

Wenn wir von No. 3 wünschen, dass die kleine Schrift in recht viele Hände kommen möge: so wünschen wir ihr etwas, was sie verdient. Ueber ihren Inhalt und ihre Tendenz spricht der Titel hinlänglich.

A.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Erfurt*, b. Knick: *Philologische Mannichfaltigkeiten.* Ein Lesebuch zum Unterricht und Zeitvertreib studirender Jünglinge, von *Adolph Friedrich Höpfner*, Rector in Greussen. Erstes Bändchen. 1806. 232 S. 8. (16 Gr.) Den Zweck dieser Schrift zeigt die Vorrede hinlänglich an: „Unter den jungen Leuten ist seit mehreren Jahren die Sucht eingerissen, lauter Romane und solche Schriften zu lesen, welche nicht viel Nachdenken erfodern. Selten findet man Schüler, welche ein Vergnügen an der Lectüre der alten Classiker finden; sogleich nach geendigten Schulstunden werfen sie ihre Schulbücher hinweg, um zu ihren lieben Romanen zurück zu kehren. Da man nun freylich nicht immer ernsthafte Schriften lesen kann, sondern auch etwas zur Erholung lesen muss: so habe ich diess Büchelchen geschrieben, welches durch die mannichfaltigen Gegenstände diesen Endzweck vielleicht erreichen, und jungen Leuten zur Lectüre der Classiker selbst Lust machen kann." Es enthält Sprichwörter, Erzählungen, kurze Biographien der Alten, Manches über die Regierungsverfassung, über das Privatleben der Alten u. s. w. Der Zweck ist gut; aber es sollte mehr für Sprach - und Druck-Richtigkeit gesorgt worden seyn.

Ar. O.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 APRIL, 1807.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Göschen: *Älteste Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache und Litteratur, bis zur Völkerwanderung.* Von *Johann Christoph Adelung.* 1806. 402 S. 8. (1 Thlr. 18 gr.)

Eine Urgeschichte des merkwürdigen germanischen Volksstammes und seiner Sprache, ein noch ungeschriebenes Werk, muss die Aufmerksamkeit jedes Gelehrten, der sich für kritische Geschichte interessirt, lebhaft in Anspruch nehmen. Aus der Idee eines solchen Werks geht folgender Hauptinhalt hervor. Es müssen genaue Untersuchungen angestellt werden über die Herkunft der Germanen; über die Gegend und die ungefähre Zeit, wo und wann, so wie darüber, unter welchem Namen, sie aus dem Dunkel des Alterthums hervortreten; über die Berührungspuncte mit pelasgischen Völkern, besonders in Hinsicht auf Sprache, deren sich mehrere auffinden lassen, doch ohne Verirrung in trockene Einöden kleinliches Etymologisirens; ferner über die frühesten Züge der germanischen Völkerschaften, ihre Lebensweise, politische Verfassung, und moralische Stufe in den ältesten Zeiten, veranlasst durch das verschiedene Lokal der Länder, in die sie geriethen. Was insbesondere die Urgeschichte der Sprache betrifft, so muss eine genealogische Geschichte der Hauptwörter versucht werden, worin bey jedem einzelnen zuförderst der Stamm aufgestellt, dann das System der Abkömmlinge von allen Seiten, verzeichnet wird. In gleichem Verhältnisse, als bey der Entwickelung eines Volks die Begriffe desselben ausgedehnter, zusammengesetzter werden, müssen diess nothwendig auch die Wörter, als Bezeichnungen derselben. Indem nun die Erweiterung der Hauptwörter durch *Praefixa* und *Suffixa*, d. i. das Hervorkeimen des einen Zweigwortes aus dem andern, und einer ganzen Familie aus Einem Stammworte, erfolgend nach Maſsgabe des Hervorgehens eines Begriffs aus dem anderen, schematisch dargestellt wird, ist die pragmatische Entstehungsgeschichte der Sprache zugleich Elementargeschichte der Ideenentwickelung der Nation. Dann müssen die Spuren der ursprünglichen Verwandschaft der germanischen Sprache wenigstens mit der griechischen vollständig aufgesucht und zusammengestellt werden. Diese finden sich bekanntlich: 1) in einer nicht unbeträchtlichen Zahl von einzelnen griechischen Wörtern, die entweder in den heutigen germanischen Sprachen noch vorhanden sind, oder sich als griechisch-germanische Reste in der englischen und französischen, bey deren allmälichem Übergange von der Germanität zur Romanität, erhalten haben. 2) In der Gleichheit mancher Formen und Eigenthümlichkeiten der germanischen und griechischen Sprache, unter anderen in der Gemeinschaft des Artikels, wobey ein Versuch über die Entstehung desselben gewagt werden müste; auch in der Ähnlichkeit der Bildung des *Praeteriti* durch Vorsetzung einer Sylbe, einer Bildungsart, die in das Lateinische nur in Ansehung weniger Wörter eingedrungen ist (*momordi, fefelli etc.*). Eine zwar äusserst schwierige, aber sehr verdienstliche, und für den Sprachforscher mit vielem Reize verbundene, Untersuchung wäre die, über die Entstehung der germanischen Dialekte. Hier müste physiologisch-geographisch-historisch entwickelt werden, welchen Einfluss die Verschiedenheit des Klima der Länder, in denen sich die germanischen Stämme niederliessen, auf die Sprachorgane, und dadurch auf die Mundarten gehabt hat; wie die harte, polternde, consonantvolle gothische Mundart, die mehr geschmeidige, an Vocalen reichere, alemannische, die schlaffe angelsächsische, die kreischende, discantmässige, isländische, nach Verschiedenheit der Luft in nördlichen, trocken-kalten Ebnen, der milderen Luft in südlicher Thalgegend, der Seeluft in mäsigen Klimaten, der scharfen, feuchtkalten Luft in der Nähe des Eismeers, entstanden sind. Vortreffliche Winke über die Wirkungen des Klima auf die Lunge, die Luftröhre, die Kehle, und über die daraus erfolgenden Modificationen der Stimme und der Sprachen, nebst der dahin einschlagenden Literatur, findet man bey *Coray, traduction d'Hippocrate des airs, des eaux, et des lieux. T. II. p.* 71—74. Freylich müssen in einer Bildungsgeschichte der germanischen Dialekte die Jahrhunderte der Völkerwanderung nicht als Schranken gesetzt, sondern einige spätere hinzugenommen werden.

Vergleicht man die vorliegende Schrift mit den Erwartungen, zu denen der Titel berechtigt, und mit dem Project eines solchen Werkes, so vermisst man die meisten jener wesentlichen Forschungen; dagegen wundert man sich, Vieles zu finden, was nicht in den Umfang der Unternehmung gehört, viele Digressionen und Details, die den Leser zerstreuen, und worüber der Vf. selbst die freye Ansicht seiner Arbeit verloren zu haben scheint. Zwey von jenen, in unserem Project angegebenen, Hauptmaterien berührt zwar der Vf., doch nur oberflächlich. S. 352 kömmt er auf die Verwandtschaft des Germanischen mit dem

Griechischen, fertigt aber die Sache mit der Äusserung ab, dass aus der Übereinstimmung vieler germanischen und griechischen Wurzelwörter nicht folge, dass die eine Sprache *Mutter* der anderen sey. Ganz richtig. Aber von welcher gemeinschaftlichen Mutter sie als *Schwestern* abstammen, diese Untersuchung wäre hier am rechten Orte gewesen. S. 362 ff. wird die wichtige Materie von dem Ursprunge der germanischen Dialekte ebenfalls ohne Gründlichkeit abgehandelt. Zu den Ausführungen, die uns fremdartig scheinen, rechnen wir die über den Handel der Phönicier mit brittischem *Zinn*, denn der Grund, aus welchem diese Materie in die Untersuchung gezogen wird, ist nichtig; die, über die Reise des Karthagers Himilko nach dem Norden; über den Zug des Brennus nach Italien, und andere Streifereyen der Gallier; ferner den grössten Theil der langen Ausführung über die Entdeckungsreise des Pytheas (S. 51—97), wobey man in einer Anmerkung erinnert wird, diesen Mann nicht mit „der Wahrsagerin Pythias" zu verwechseln; die, ins Kleinliche fallende, 7—8 Seiten einnehmende, Verfolgung des Mimologismus, der in den meisten Sprachen in Ansehung des Donners Statt haben soll (S. 353—360); die Untersuchung über den Ursprug des Reims (S. 394 ff.): Abschweifungen, deren Entbehrlichkeit der Vf. selbst ein mal eingesteht (S. 362).

Beurtheilt man indessen das *Adelungsche* Werk, *wie es ist*, ohne Rücksicht auf die Überschrift, und ohne Vergleichung mit der Idee einer germanischen Urgeschichte: so lässt man der Belesenheit und dem grossen Fleisse des Vfs. in Zusammenstellung der historischen Fragmente, welche die ältesten Germanen betreffen, volle Gerechtigkeit widerfahren. Nicht sowohl in bedeutenden neuen Aufschlüssen, als vielmehr in dem eben genannten Vorzuge, besteht der eigenthümliche Werth dieser Schrift, deren Inhalt ungefähr folgender Titel entsprechen würde: Repertorium der ältesten germanischen Geschichte und Sprache, mit einigen eigenen Untersuchungen, und vielen historischen und linguistischen Abschweifungen. Der Ausdruck: Geschichte der *Deutschen* ist dem Inhalte nicht völlig angemessen. *Deutsche* können nicht alle germanischen Völkerschaften heissen. Der Vf. gebraucht deutsch und germanisch als gleichbedeutend; offenbar ist aber sein Plan nicht auf die Urbewohner Deutschlands eingeschränkt; auf das ganze alte Germanien soll sich derselbe erstrecken, und diese Ausdehnung des Plans hat auch Rec. bey der allgemeinen Ansicht des Buchs vor Augen gehabt. Aus dem Gesichtspuncte des vorhin substituirten Titels wollen wir von jetzt an das Werk betrachten, unseren Lesern die Haupttheile darlegen, und bey solchen etwas verweilen, die entweder vor anderen glücklich, und mit Kritik ausgearbeitet sind, oder in deren Resultate wir nicht einstimmen können.

Der *I Abschnitt* verspricht die älteste Geschichte der Deutschen (Germanen) bis auf Pytheas. Unter den 16 Paragraphen desselben sind aber nur drey bis vier, die zur Sache gehören, und in denen von den Germanen selbst und positiv gehandelt wird. In dem fünften, wo der Vf. die Germanen aus Asien ableitet, nimmt er bey der Gelegenheit die Einwanderung aller übrigen europäischen Hauptvölker mit, und entwirft zwey Zuglinien für dieselbe: eine im Süden, die andere im Norden der Donau. Die letztere sollen, ausser den Germanen, auch die Slaven und Finnen genommen haben. Wenn *Gatterers* Abtheilung der Slaven von den Dako-Geten richtig ist, so gehört dieses Volk zu den im Süden der Donau eingewanderten; denn die Geten haben, nach dem Übergange aus Kleinasien, zuerst in Thracien, im Süden der Donau, gewohnt (*Herodot IV* 93), wo sie noch zu Alexanders Zeit sassen (*Strabo l. VII. Alm. p.* 462); sie standen auch mit den damaligen Bewohnern dieser Provinz in Sprachverwandtschaft (*Id. p.* 463), und waren noch mit solchen vermischt (S. 468). — Wie und in welcher Ordnung die Finnen in der nördlichen Zuglinie nach Europa eingewandert, und bis in den hohen Norden gekommen seyn mögen, diess versetzte den Vf. in eine Verlegenheit, die er sich durch die falsche Voraussetzung dieses Einwanderungsweges selbst zuzieht. Die Finnen sind gar nicht durch das Donauische Europa gezogen. Die Hungarn können nicht gegen diese Behauptung angeführt werden. Rec. kann nicht umhin, die neuerlich herrschend gewordene Ableitung der Hungarn von den Finnen so lange für eine historische Caprice zu halten, als man sich begnügt, dieselbe durch eine Zahl von hungarischen Ausdrücken zu belegen, die sich, modificirt, im Finnischen wieder finden: ein Umstand, der weiter nichts beweiset, als dass die Vorfahren beider Völker entweder in der Nachbarschaft gelebt, oder gemeinschaftlich von einem dritten, zwischen ihnen wohnenden Volke, manche Wörter entlehnt haben. Wäre eine Sammlung einzelner Wörter hinreichend, die Verwandtschaft zweyer Völker zu begründen; wäre es entbehrlich, theils die Übereinstimmung des Sprachgenius zu entwickeln, theils und vorzüglich die Verwandtschaft durch historische Data zu unterstützen: so sollte es dem Rec. nicht schwer werden, die Verwandtschaft der Deutschen und Polen zu beweisen, (denn die letzteren haben von den ersteren viele Ausdrücke adoptirt). *Historisch* hat noch kein Gelehrter die Abkunft der Hungarn von den Finnen begründet; historisch ist aber die Abkunft derselben von den Hunugaren oder Hunno-Iguren, abgekürzt Uiguren, einem hunnisch-mongolischen Volke (*Abulghasi, C. III. à Leyde* 1726. S. 90. 91), zu erweisen.

Treffend und gründlich entwirft unser Vf. den ältesten Weg des Handels mit Bernstein (nicht *Elector* bey den Griechen S. 2, sondern bekanntlich *Electron*) aus Preussen nach Asien; unserem Urtheile nach besser, als *Mannert* (III. 336), der die Griechen denselben von den Phöniciern kaufen, und unter anderen aus dem adriatischen Meere abholen lässt. Unser Vf. entwirft mit grösserer Wahrscheinlichkeit den geraden Weg durch Preussen und Russland, grösstentheils über die Flüsse, bis zu den griechischen Kolonien an den nördlichen Küsten des schwarzen Meeres; ein

Weg, zwar schon von *Bayer* vermuthet, aber von *Adelung* durch neue Data glaublich gemacht. — Desto weniger können wir dem Vf. beystimmen, wenn er den ältesten Weg des Handels mit brittischem Zinn durch Deutschland führt, und daraus frühzeitig, weit vor dem Anfang aller Geschichte, „in Germaniens Wäldern und Sümpfen Bevölkerung, Leben und Thätigkeit, Kunstfleiss, Handel und Gewerbe," folgert (S. 10, 11). Einige Seiten vorher bemerkt er richtig, dass die Phönicier das Zinn aus Brittannien nicht zu Schiffe in das mittelländische Meer geführt, sondern es, durch Vermittelung der Iberier im heutigen Spanien, zu Lande erhalten haben. Man weiss, dass auch die Gallier an diesem Zwischenhandel Theil nahmen. Wie kann der Vf. den Waarenzug aus dem aquitanischen und atlantischen Meere in das mittelländische durch Deutschland leiten? Jene Handelswaare ging gewiss den geraden Weg von Nordwesten nach Südosten durch das heutige Frankreich und nördliche Spanien bis an die Küsten der Provence und Cataloniens; eine Handelsstrasse, die sich, wie die meisten der Vorzeit, sehr lange erhalten hat, und zu deren Aufnahme das Etablissement der Phokäer zu Massilien nicht wenig beytrug. — In diesem Abschnitte zeichnet sich noch §. 10 aus, worin dargethan wird, dass die Germanen nicht zu den Scythen gehört haben. In den Anmerkungen ist mit eisernem Fleisse nicht nur ein scythisches Glossarium aus Herodot zusammengetragen, sondern sogar eine Vergleichung einiger scythischen Wörter mit zendischen, pehlvischen, neu-persischen, armenischen, georgischen, tatarischen, mongolischen, albanischen, hungarischen, finnischen, slavischen, samojedischen u. s. w. angestellt, um die Nicht-Verwandtschaft der Scythen mit diesen Völkern zu beweisen. Daraus kann aber dieselbe noch nicht folgen, dass *fünf* scythische Wörter (denn so viele werden bloss verglichen) in den aufgezählten Sprachen nicht vorkommen.

Der *II Abschnitt* ist ganz der Reise des Pytheas an die Bernsteinküste gewidmet. Mit Gelehrsamkeit ist gewiss dieser Theil des Buchs ausgearbeitet; mit Vielbelesenheit sind die Schriftsteller beider, in Beziehung auf den genannten Reisenden Statt habenden, Parteyen aufgeführt. Der Vf. gehört zu denen, die ihn in Schutz nehmen; doch ohne Darlegung neuer und eigener Gründe, sondern, nach seinem eigenen Geständnisse, mit blosser Wiederholung der bekannten des Freyherrn *von Wedel-Jarlsberg* (nicht Jarsberg, S. 52, 55). Auffallend ist es, dass er, bloss mit Ausnahme der Bearbeitung der Reise des Pytheas, alles Übrige in der Abhandlung dieses Schriftstellers über die ältere scandinavische Geschichte für unhaltbar, zum Theil für erdichtet, erklärt. — —)

Im *III Abschnitte* folgt die Geschichte der Deutschen bis auf Caesar, die jedoch mit Einfällen der Gallier in Thracien und Asien anhebt. Alles trocken und ohne Gewinn für die früheste Geschichte des deutschen Volks ausgeführt. Den grössten Theil des Abschnitts nimmt eine Untersuchung über die Kimbern ein, durch die der Streit über die Existenz und die Herkunft dieses Volks nicht geschlichtet wird. *Mannert* (III, 35, 315 ff.) sucht darzuthun, dass es nie Kimbern im heutigen nordwestlichen Deutschland gegeben habe, erklärt die, gegen Rom ziehende, furchtbare Horde für Abkömmlinge der Kimmerier am Pontus und Tanais, dabey aber für Germanen, lässt dieselben von der Weichsel her über das karpathische Gebirg an die Ober-Donau anrücken, und giebt dem Pytheas die Veranlassung des Wahns von Kimbern in Jütland, Schleswig, Holstein u. s. w. Schuld. Unser Vf. unterscheidet thracische Kimmerier am Pontus, belgische Kymri, und germanische Kimbern, und setzt das verbannte Volk der letzteren wieder in seine Heimath, Jütland, ein, aus welcher Gegend er es gegen Rom gehen lässt (S. 112, 118). Ein in Russland lebender Sprachforscher hat seit mehreren Jahren ein kritisches Werk über den Norden unter der Feder, wovon Rec. Proben vor sich hat. Darin soll aus der Geschichte und Sprache bewiesen werden, dass die pontischen Kimmerier grossentheils bis an die Ostsee gewandert, und dass sie Germanen, insbesondere *Gothen*, gewesen sind. Rec. ist sonst nicht von dem irenischen System; hier aber glaubt er, dass sich die Parteyen ungezwungen vereinigen lassen. *Adelung*, zu sehr an Herodots Worten hängend, zerreisst alle Verwandtschaft zwischen den niederdeutschen Kimbern und den pontischen Kimmeriern, macht die letzteren zu einem thracischen Volke, und will, nach Vertreibung derselben aus ihrem Vaterlande durch die Scythen, nichts mehr von Kimmeriern in Europa wissen (S. 19, 22, 23). Hierin, so wie in Ansehung der Herkunft sowohl der pontischen Kimmerier, als der Kimbern, die mit den Teutonen gegen Rom zogen, muss er nachgeben; *Mannerts* Vorstellung ist besser: von den zwey Parteyen, in welche sich, nach Herodots Erzählung, die pontischen, und zwar germanischen, Kimmerier bey dem Überfalle der Scythen theilten, rettete sich die Volkspartey nicht mit den Aristokraten östlich nach Asien, sondern nordwestlich an die Weichselflüsse, von welcher Gegend in der Folge eine Schaar südwestlich gegen die Donau anrückte (III, 4). Ein anderer Theil zog, jenem bis jetzt anonymen Sprachforscher zufolge, in das Weichselgebiet hinab, und breitete sich unter den Namen der Gothen und Ästier an der Ostsee aus. Haben nun Kimbern, freylich unter anderem Namen, im *Osten* der Teutonen gewohnt: so kann auch, bey den vielen sich durchkreuzenden Zügen dieses unruhigen Volks, ein Theil in die *Westgegend* derselben, nach Holstein, Schleswig, Jütland, gerathen seyn, ja in die Gegenden zwischen der Nieder-Elbe und dem Nieder-Rhein, bis nach Belgien, wo Cäsar einen germanisch-kimbrischen Volksrest vorfand (*de bello Gall. II*, 29. Vrgl. *Dio Cass. l.* 39). In Ansehung der Existenz von Kimbern im nordwestlichen Deutschland muss also *Mannert* nachgeben. Würde es hinlänglich begründet, dass die pontischen Kimmerier Germanen gewesen, und zum Theil nach Norden, bis an das baltische Meer gezogen sind: so wäre es die Geschichte dieses Volks, nicht aber, wie bey unserem Vf., eine

Untersuchung über die Bernsteinküste, womit die germanische Urgeschichte beginnen müsste.

IV Abschnitt: Deutschland im Kampfe mit Rom bis zur Völkerwanderung. Bekannte Kriegsgeschichten. — *V Abschnitt:* Namen, Grenzen, und Klima Deutschlands. Historisch, etymologisch, und orthographisch über die Namen *german* und *deutsch;* bey der Gelegenheit über die Namen, die sich viele andere Völker beylegen, wo selbst die Lappländer, Tungusen, Samojeden, Tscheremissen, Wotjaken Esquimaux u. s. w. nicht übergangen werden. Von den Grenzen Deutschlands (Germaniens), dem Klima, der schwachen Bevölkerung, das Bekannte. Gelegentlich von den Vindeliern und Rhaetiern. Über die Abstammung der letzteren scheint der Vf. noch in Zweifel zu seyn; viel bestimmter würde er sie für eine tuscische Völkerschaft erklärt haben, wenn er gewisse Beyträge zur historischen Kenntniss derselben verglichen hätte, besonders die Nachricht von *Goethe* (*Propyläen* I Bd. I Stück S. 89), dass im tiefen Bündnerlande die Zierrathen an dem Zimmerwerke der hölzernen Häuser denen, auf den ältesten hetruskischen Monumenten, völlig gleich sind. Noch wird in diesem Abschnitte von dem Ursprunge der Volksnamen gehandelt, wie dieselben theils von der Localität entlehnt, theils den Völkern häufig von ihren Nachbarn beygelegt worden sind; wiederum, nach der Weise des Verfassers, mit Abschweifungen auf die, aus Reisebeschreibungen hinlänglich bekannten, Namen sehr vieler Völker in Europa und im nördlichen und mittleren Asien, womit sieben Seiten gefüllt sind.

Der *VI Abschnitt* ist einer der weitläuftigsten, enthaltend eine vollständige Classification der germanischen Völker. Es werden zwey Hauptstämme angenommen: ein suevischer, und ein sogenannter unsuevischer oder kimbrischer; unter beide werden alle germanischen Völkerschaften vertheilt. Dieser Abtheilung gemäss werden auch bloss zwey Hauptdialekte der germanischen Sprache von dem Vf. angesetzt. Es würde eine Abhandlung von mehreren Bogen entstehen, wenn wir in die genaue Prüfung dieses Abschnitts eingehen wollten. Wir glauben unsere Obliegenheit zu erfüllen, wenn wir bloss einige Stellen ausheben, die uns oberflächlich ausgearbeitet, oder Irrthümer zu enthalten scheinen. Oberflächlich abgefertigt sind besonders die Langobarden (der Vf. schreibt Longobarden) und Aestier oder Esthen, Estionen. Was die letzteren betrifft, so kann Rec. hier die Bemerkung nicht zurückhalten, dass Strabo (*IV Alm. p.* 316) in der Gegend zwischen der Ober-Donau und den Alpen die vindelische (vandalische) Völkerschaft der Vennonen (Finnen) neben die Estionen stellt; und eben so Tacitus (*Germ. c.* 45, 46) am baltischen Meere die Fennen neben die Aestier, wohin auch von anderen Schriftstellern die Finnen (Vennen, Venden), Vandeln und Esthen gesetzt werden: eine schwierige Aufgabe für die alte Geographie, die mit dem Ausspruche nicht gelöset ist: „Esthen heisst Ostländer." Hier würde eine gelehrte Digression unseres Vfs. willkommen seyn. Weder er, noch Mannert (III, 349, 666) ist darauf gestossen. Dass unser Vf. die heutigen Esthen in Liefland für Nachkommen der alten germanischen Aestier hält (S. 203), ist ein Irrthum; die Esthen, Kuren, und Liven gehören zum finnischen Volkstamme. — Die Katten, Mitglieder des grossen Völkerbundes der Franken, ordnet der Vf. unter den suevischen Hauptstamm (S. 208); das Ganze aber, die Franken-Coalition selbst, zählt er zu den, von ihm sogenannten, unsuevischen oder kimbrischen Völkern (S. 267), vermuthlich wegen der salischen Franken. Er vergreift sich auch in der Ableitung des Namens der Franken. Von *Frank*, d. i. *frey*, soll derselbe nicht gebildet seyn, sondern von *frak* oder *frech*. Aber *frech* ist ja bloss das veränderte *frey*. — Zuletzt eine Zugabe über einige ungermanische Völker. Dass die Alanen kein germanisches Volk gewesen seyn sollen (S. 280), können wir nicht einräumen. Der Vf. meynt seine Behauptung dadurch hinlänglich zu begründen, dass er sich auf die Eigennamen der alanischen Fürsten beruft, in denen keine germanische Spur vorkomme. Die Hauptstelle zur Bestimmung der Germanität der Alanen kennt er nicht: Procopius (*de bello Vandal. l. I. c.* 3) nennt sie ausdrücklich eine gothische Völkerschaft, und setzt sie an den Caucasus, bis an die kaspischen Pässe. Diese Gebirgsgegend, jetzt der Aufenthalt von vielen versprengten Trümmern grosser Nationen, ist nicht von jeher der Sitz der Alanen gewesen. Sie sind allmählich bis dahin gedrängt worden. Plinius (IV *Sect.* 25), setzt noch Alanen in die heutige Ukraine, *auf altgermanischen Boden;* doch waren sie nach Dionysius Perieg. (v. 308) schon bis an den Nieder-Don fortgeschoben; Ptolemaeus kennt ausser diesen (III, 5) auch schon welche in Asien, in seinem Scythien diesseit des Imaus (VI, 14). — Den Abschnitt beschliesst eine Abhandlung über die Thracier, nebst einem, mit bewundernswürdiger Belesenheit zusammen getragenen, thracischen Wörterbuche, womit bewiesen werden soll, dass die Germanen mit den Thraciern in keiner Verwandschaft gestanden haben. —

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Kopenhagen* und *Leipzig*, b. Schubote: *J. F. B. Oppens* Adjutanten Sr. königl. Hoheit des Kronprinzens von Dänemark *Beschreibung eines neuen Dendrometers oder Baummessers.* Aus dem Dänischen übersetzt von *Johannes Ambrosius Markussen.* 1805. 8 S. gr. 4. mit 1 Kupfer. (6 gr.) Nach der kurzen Beschreibung, welche der Vf. von seinem Baummesser hier giebt, bestehet derselbe aus einem, mittelst einer unterhalb befindlichen Nuss, auf einem Aufsatz zu befestigenden Winkelhaken, dessen Catheden eine Eintheilung haben, wonach sich für eine gemessene Basis die Höhe des Baums absehen läst. Man sieht dabey durch die Absehen der Albidade nach dem Baum, und findet seine Stärke an gegebener Stelle mittelst eines Parallelogramms, auf dessen Schenkel an dem oberen Ende Pinacidien angebracht sind, mit welchem man den Baum fasst. Dies Parallelogramm, das man vorn an die Albidade rückt, erlaubt eine Öfnung bis 4 Fuss, wo die Schenkel einen Massstab streifen, welcher in seine Fusse und Zolle abgetheilt ist. Nach des Erfinders Absicht soll dieses Parallelogramm die Dicke des Stamms an dem mit ihm gefassten Ende unmittelbar messen, um dadurch den Fehlern auszuweichen, welche eine verjüngte Theilung dadurch veranlasst, dass man vom Kleinen aufs Grosse folgern muss. Im Grunde misset man aber nach Rec. Überzeugung auf dem Massstab für die Stärke des Baums nur immer einen Theil, der sich zum Baum selbst, wie die Theilung des Horizontal-Catheden des Winkelhakens zur gemessenen Basis verhält.

M. F. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27. APRIL, 1807.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Göschen: *Älteste Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache und Litteratur, bis zur Völkerwanderung.* Von *Joh. Christoph Adelung* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Bey dieser Gelegenheit will Rec. den fachkundigen Lesern dieser Blätter eine Meynung vorlegen, die er der Prüfung derer empfiehlt, die künftig diesen Gegenstand bearbeiten. Es hat niemals einen besonderen thracischen Volksstamm, niemals eine thracische Originalsprache gegeben. Durch Thracien, auf der grossen Völkerstrase von Klein-Asien nach Europa die erste Station, zogen Jahrhunderte lang verschiedene Völker, die sich, nach längerem oder kürzerem Aufenthalte, von da in drey Hauptrichtungen vertheilten. Vorläufig wird diese unsere Vorstellung selbst durch das Verzeichniss der thracischen Völker bestätigt, das in gegenwärtigem Werke entworfen ist: mit Ausnahme der Kimmerier, und einiger Völker, die wieder nach Asien zurück gegangen waren, sind die angeblichen thracischen Völkerschaften lauter solche, die ihren Zug durch dieses Land genommen haben: Geten, Dacier, Mösier, Macedonier, Pelasger, also Griechen, Illyrier, Päonier in Pannonien. Alle Völker, die *zur Zeit* Thracien inne hatten, wurden von den Griechen Thracier genannt, ohne Rücksicht auf die entferntere Herkunft. Der Name blieb endlich an denjenigen haften; die in der morgenländischen Völkerwanderung gleichsam den Nachtrab ausgemacht hatten, zuletzt herüber gekommen, und auf der Stelle zu bleiben genöthigt waren, da sie, von allen Seiten durch festsitzende Völker abgehalten, nirgends weiter vordringen konnten. Demnach kann es auch keine thracische Localsprache gegeben, sondern die Landessprache in Thracien muss mit den Bewohnern gewechselt haben. Die Sprache, deren sich, nach Endigung der Durchmärsche, die *bleibenden* Besitzer Thraciens bedienten, war gewiss eine ganz andere, als die der früheren *durchziehenden* Völker. Auf das Zeitalter muss also bey Zusammenstellung der, aus den Sprachen der Bewohner Thraciens auf uns gekommenen, Wörter Rücksicht genommen werden; woran unser Vf. nicht gedacht hat. Augenscheinlich ist Alles, was in früheren Zeiten als thracisch angeführt wird, Sprache, Cultus u. s. w. weit gebildeter, der griechischen Welt näher, als das aus späteren Zeiten Aufbehaltene: ein Beweis, dass ganz verschiedene Völker nach einander das Land besetzt gehabt haben, von denen die früheren mit den Griechen verwandt, die späteren aber Fremde waren.

Der *VII Abschnitt* enthält bloss eine Charakteristik der alten Germanen. Der *achte Abschnitt* endlich, wieder sehr weitläuftig, handelt von der ältesten germanischen Sprache und Literatur (der Vf. schreibt Litteratur). Dürfte unsere Neigung, diesen Theil des Buchs kritisch durchzugehn, der Massstab für gegenwärtige Recension seyn: so würde dieselbe sehr weitläuftig werden. Da wir uns aber diesen literarischen Genuss versagen müssen, so beschränken wir uns auf einige Bemerkungen. Wie wir oben geäussert haben, scheint es uns keine unbillige Foderung, dass eine Schrift, als älteste, mit der Völkerwanderung schliessende, Geschichte der germanischen Sprache angekündigt, eine Entstehungsgeschichte unserer Sprache seyn solle. Fast überall aber, wo man erwarten könnte, tiefer geführt zu werden, wird man mit Räsonnements beschäftigt, die sich auf der Oberfläche halten, und auf die Grundbildung jeder anderen Sprache passen. Desto mehr Gründlichkeit und Vollständigkeit herrscht in allen den Stellen, wo es auf historische Kenntnifs nicht bloss der germanischen, sondern auch vieler anderen Sprachen ankömmt. Wie fleissig der Vf. die germanischen Idiotica studirt hat, zeigt er unter anderen S. 311-316, wo die vielen Benennungen gesammelt sind, mit denen das Pferd, nach Massgabe seiner verschiednen Eigenschaften, belegt wird. Eben so giebt er durch das Verzeichniss der vornehmsten, aus den ältesten Zeiten aufbehaltenen, germanischen Stamm- und Wurzel-Wörter S. 323—338, einen Beweis von seltenem Sammlerfleisse. Das Pehlvi nennt der Vf. eine ausgestorbene medische Sprache (S. 351); wir halten diese Priestersprache im alten Persien für Chaldäisch.

Folgende Erinnerungen würden wir, als kleinlich, unterdrücken, hätten wir es nicht mit einem so berühmten Lehrer der deutschen Sprache zu thun. Der Periodenbau ist hie und da verworren, z. B. S. 200: „Dieses merkwürdige Volk ist das erste, welches uns von dem suevischen Stamme bekannt wird, *denn dass nicht* des Pytheas Guttonen, *denn das* sind Jüten, sondern seine, an der Bernsteinküste wohnenden, Kossini oder Kottini, *keine andere*, als Gothen, sind, zumal da auch *Dio* die letzteren nicht anders, als Kotinos, nennt, wird man wohl sehr wahrscheinlich finden." — Der Styl ist zuweilen unter der Würde der Geschichtschreibung, besonders wider den Ernst der kritischen; z. B.. S. 114: „welches Volk, wie weiland der

ewige Jude, in Europa herumgeirrt *habe;* — S. 120: Völker, auf der irrenden Ritterschaft begriffen; — S. 281: Dalin, schwindeligen Andenkens." — Es kommen sogar einige Sprachfehler vor: S. 100: wobey Mosis Gomer Alles wieder *verdirbt;* — S. 119: die Ursache, welche die Völker zur Auswanderung *bewegte;* S. 49: *für* Missbräuche warnen; S. 268: ich kann *es* überhoben seyn."

Ungeachtet indessen diese Schrift verschiedene Stellen enthält, die entweder eine genaue Kritik nicht aushalten, oder den Erwartungen nicht entsprechen, die der Titel erregt: so müssen wir doch bekennen, dass sie, als reichhaltige Sammlung vielfacher Materialien und schätzbarer Literär-Notizen, ein für die alte Geographie und Geschichte unentbehrliches Werk ist, das bey künftigen Bearbeitungen der darin berührten Gegenstände verglichen werden muss. N. N.

Wolfenbüttel, b. Albrecht: *Geschichte des Fürstenthums Hildesheim*, von *Franz Anton Blum* — — jetzt Hofrath zu Hannover. 1805. X und 328 S. kl. 8. (1 Rthlr.)

Die Länder am rechten Weser-Ufer erwarten erst noch einen *Möser*, der ihren früheren Zustand enthülle. Je weiter sie von dieser Grenze abliegen, desto weniger möchten andere Forschungen anwendbar seyn, desto schwerer wenigstens möchte sich ihre Richtigkeit nachweisen lassen. Hier ist noch alles aus dem Rohen zu arbeiten: nur kraftlose, und, wie sie dastehen, mehrentheils unnütze Regentenleben haben wir statt Landesgeschichte; der Stoff, den der Bearbeiter oft glücklich vermehren kann, (der Vf. benutzte mehrere handschriftliche Quellen, als vielleicht je wieder Jemand zu Gebote stehen,) ist vortrefflich: was hat der Vf. daraus gebildet? leider! eine gewöhnliche Historie schon oft dargelegter Sachen. Der Plan ist zu weitläuftig gestellt, und alles hineingezogen, was sich auffinden liess. Dieser Band umfasst nur das neunte Jahrhundert, vier andere werden noch folgen, ehe mit dem 16 Jahrhundert (doch hoffentlich nicht gerade mit dem ganz unrichtigen Jahr 1501, sondern mit dem natürlichen Abschnitt des Anfangs der bekannten hildesheimischen Fehde?) eine für sich bestehende Bändereihe der neueren Geschichte beginnen kann.) Geist, Geschmack und Kritik sind noch unentbehrlichere Bedürfnisse des Geschichtschreibers; aber Hr. B. folgt den unsichersten Gewährsmännern. Die veraltetsten oder unbekanntesten Schriftsteller, welche längst allen Credit verloren haben, (*Cluver, Culvör, Lauenstein, Cuno,*) sind hier häufig mit den späteren Handschriften — zu deren Würdigung und Kenntniss von ihrer Beschaffenheit uns nichts gesagt wird — für die früheren Zeiten unwissender und fabelhafter Mönche, oder — wer kennt nicht die Geschichte des Hochstifts? — verblendeter Parteygänger, zu vertrauensvoll benutzt. Oft in den Kreis ihrer mannichfachen Abweichungen und Widersprüche festgebannt (S. 22), sucht der Vf. mühsam den Ausweg, ohne in dem Quellenstudium und der Kritik die Hand zu finden, welche ihn allein herausführen kann. Daher die vielen Fabeln, welche dem Werke so nachtheilig werden! Wir führen zur Belegung unseres Urtheils nur die Aufwärmung einer Grafschaft *Winzenburg* (sammt ihrem Wapen) von Karl dem Grossen (S. 116), und die dem Grafen *dieses Namens* zugeschriebene Stiftung von *Lamspringe* an, wobey wir die Ächtheit der davon sprechenden beiden Urkunden unangefochten lassen können, da doch erst aus dem Vormpachschen Hause im zwölften Jahrhundert auf eine kurze Zeit Grafen von Winzenburg entstanden sind. Eben so unrichtig ist die Annahme von der Grafschaft *Ringelheim*. Aus dem Geschlechte der gleichgenannten Grafen soll auch der designirte Bischoff Ludolf (st. 875.) entsprossen seyn; denn „in einer *alten* Kapelle zu Corvey steht sein Bildniss mit dem Wapen des Bisthums Hildesheim, und der Grafschaft Ringelheim bezeichnet." Wittechind hat von Karl dem Grossen die herzogliche Würde erhalten und Länder an der Saale besessen; Otto der Grosse (Erlauchte?) war ein Schwiegersohn Arnulfs (S. 239). Doch der Vf. nimmt solche Fabeln in Schutz, (denn wer will und kann die Unrichtigkeit zeigen?) und selbst die alberne Stiftungslegende von Hildesheim wagt er desshalb nicht einmal zu leugnen (S. 29). Man lese auch, was der Vf. über die Etymologie des Namens der Stadt *Elze* (S. 216) nachschreiben konnte, der aus einer Abkürzung der kaiserlichen Urkunden: *datum Aul. Caes.* entstanden seyn soll!! Wir glauben genug gesagt zu haben, um den Geist dieses Buches darzulegen, und wir halten es für unnöthig, mehrere Unrichtigkeiten beyzubringen. Wir wünschen eine Geschichte von Hildesheim, aber bey der Beschaffenheit der vorliegenden hätte der Vf. ein weit verdienstlicheres Werk, durch die Herausgabe des *Codex diplomaticus* geliefert (S. V ff.), und wir müssen den Vf. eine sorgfältige Bearbeitung der noch rückständigen Theile empfehlen, wenn sie die Fehler des vorliegenden vermeiden sollen.

H. St. F.

1) Rostock, b. Stiller: *Beyträge zur neuesten Geschichte des Herzogthums Mecklenburg-Schwerin, insbesondere während seiner jetzigen Regierungsepoche*, von *Ludwig Moritz Holm*. 1805. XII und 99 S. 8. (12 gr.)

2) Hamburg, b. Bruggemann: *Beurtheilung und Berichtigung der Holmschen Beyträge zur neuesten Geschichte des Herzogthums Mecklenburg-Schwerin, von einem Mecklenburger*. 1805. 192 S. 8.

Nur hohe pragmatische Vollständigkeit kann, nach Rec. Gefühl, es rechtfertigen, wenn der Unterthan die Geschichte der Regierung seines noch lebenden Fürsten ihm selbst zueignet und überreicht; kein, mindestens mehr als mittelmässiges, Werk darf diess Schicksal haben, am allerwenigsten aber dann, wenn der Fürst selbst der Gegenstand desselben ist.

Das Werk des Hn. Canzleyadvocaten *Holm* zu Schwerin gehört, seinem historischen Gehalte nach, nur zu den Volksschriften, und kann durchaus keinen Anspruch auf den Rang eines, selbst schlechten, pragmatischen Geschichtswerks sich erlauben. Es

ist eine für das grössere Publicum bestimmte Darstellung der Regentenhandlungen des Herzogs *Friedrich Franz*, während der ersten zwanzig Jahre seiner Regierung, nicht für die Nachwelt, sondern für das jetzt lebende Publicum geschrieben. Dieser Gesichtspunct entschuldigt zwar so manche Fehler des Werkchens; allein er darf und kann doch kein Freybrief seyn für die vielen Unbestimmtheiten, Verstösse gegen Geschichte, gegen Staatsrecht, gegen Statistik und gegen Logik, für die vielen Unvollkommenheiten und Mängel, welche hier überall vorkommen. Welche Sorglosigkeit ist es z. B. eine der schönsten, vielleicht die wohlthätigste Handlung des Herzogs, die Verwandelung der Bauerndienste in den Domänen in Geldpächte, ganz zu übergehen! Welche Flüchtigkeit, S. 90 ff. die pfandweise Erwerbung der Stadt und Herrschaft Wismar für einen Kauf auszugeben! Auch ist an vielen Stellen der Schrift die Stimmung des nicht blofs *über* seinen Fürsten, sondern auch *an* denselben schreibenden Autors unverkennbar ausgedrückt, und macht keinen guten Eindruck.

Diese und so viele andere Fehler der *Holmschen* Beyträge hat der uns unbekannte Vf. von No. 2 mit einer Genauigkeit, Vollständigkeit und Bündigkeit gerügt, welcher Rec. noch lieber Gerechtigkeit widerfahren lassen würde, wäre diese Kritik nicht hin und wieder etwas zu bitter ausgefallen. Der Vf. folgt Hn. *Holm* fast Zeile für Zeile mit Scharfsinn; er zeigt überzeugend, dass die *Holmschen* Annalen aus einigen neuen historischen Schriften, aus der Gesetzsammlung und aus den, hinter den Staatskalender jährlich abgedruckten, Mecklenburgischen Annalen unvollständig und flüchtig zusammengetragen worden sind. Offenbar ist das Recht und die Wahrheit auf der Seite dieses Beurtheilers, welcher sich als einen mit der Geschichte Mecklenburgs vertrauten Mann bewährt, dessen Schrift für die Geschichte dieses Reichslandes von bleibendem Interesse seyn wird. Wie sehr der Vf. seinen Gegenstand zu beherrschen weiss, zeigt unter andern die S. 55 fgg. befindliche Vertheidigung des Charakters des hinlänglich bekannten Herzogs Carl Leopold, obgleich, wenn Rec. nicht sehr irrt, sowohl hier, als an einigen anderen Stellen die Abneigung des Vfs. gegen die Gerechtsame der Landstände Mecklenburgs zu sichtbar durchscheint, und das Vertrauen zu ihm mindert.

Der Styl dieser Schrift ist übrigens edler als der der ersten. Von Druckfehlern sind beide nicht rein; in der *Holmschen* muss es unter andern S. 22 statt Vulkenzin, *Wolkenzin*, und in No. 2 S. 143 nicht Schewe, sondern *Scheve* heissen. H — St. St.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

STUTTGARDT, b. Löflund: *Hauptmomente der Kriegskunst, nach dem System des Herrn Venturini, mit steter Rücksicht auf die Kriegsgeschichte;* bearbeitet von *Joseph Theobald*, Hauptmann im würtembergischen General - Quartiermeisterstab. 1805. I Theil, welcher die Elementarkriegskunst enthält, IV und 138 S. II Theil, welcher die Strategie enthält. 172 S. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

Venturini's gehaltreiches, aber zu sehr ins Detail gehendes, zu weit ausgesponnenes Werk bedurfte allerdings eines gedrängten Auszuges, und die jungen Militärs, welche sich nicht gern durch viele Bände hindurch arbeiten, mögen es dem Vf. Dank wissen, dass er ihnen hier einen bequemeren, obgleich für den tiefer Eindringenden nicht ausreichenden Überblick des Ganzen verschafft hat. Seine Absicht, die in dem zu weitläuftigen Venturinischen Werke vorgetragenen Kriegslehren concentrirt darzustellen, hat er wirklich erreicht, obwohl zu wünschen wäre, dass die Hinweisungen auf die Kriegsgeschichte etwas weniger dürftig ausgefallen seyn möchten. Wie *V.* theilt er die im Kriege vorkommenden Gegenstände in *Stellungen*, *Bewegungen* und *Gefechte* ein, an denen innere und äussere Eigenschaften unterschieden werden. Unter den ersten versteht er die aus der Einrichtung der Truppen und der Beschaffenheit des Terrains hervorgehende Möglichkeit dieser Erscheinungen, und unter den letzten die verschiedenen Zwecke, welche im Kriege dadurch erreicht werden sollen. Jenes sey die Elementarkriegskunst, dieses die Strategie. Die sogenannte niedere Taktik wird als bekannt vorausgesetzt. Zuerst folgen nun Bemerkungen über die Terrain - und Truppen - Arten, wo sich aber S. 8 der Irrthum befindet, dass *dicke Waldungen* als ein für den Choc der Kavallerie taugbares Terrain angegeben werden. Bey Besetzung der Defilee'n ist nur immer gesagt, dass die Infanterie und Artillerie in der Weite eines wirksamen Schusses hinter denselben stehen soll, da doch bey Defilee'n, welche durch besetzbare Höhen gebildet werden, der Pass sicherer von diesen zu vertheidigen ist. In dem Gefecht bey Lambach 1805 wurde die hinter das Defilee gestellte österreichische Infanterie auf ihre eigene Reiterey zurückgeworfen, welches, wie Hr. v. Bülow im Feldzug 1805 Theil II. S. 10 richtig bemerkt, nicht möglich war, wenn das Defilee zu beiden Seiten gehörig besetzt gewesen wäre. In Waldungen ist es ferner nicht gut, wenn die Infanterie, wie der Vf. meynt, hinter die vorderen Bäume gestellt wird, weil sie da der Beschädigung durch die von den Kugeln zersplitterten Bäume ausgesetzt ist. Man wird hier allezeit zu viel oder zu wenig sagen, wenn man darüber nur allgemeine Regeln geben will. Bey den besonderen Vorschriften über die Stellung einer Armee, welche in 6 Hauptregeln ertheilt, und mit Bemerkungen über die Figur der Stellung begleitet werden, beschränkt sich der Vf. zu sehr darauf, die Deckung der Flügel u. s. w. in der *genommenen* Stellung zu bestimmen, da man doch vorzüglich auch darauf Rücksicht nehmen muss, welche Deckungen man beym Vorgehen und wirklichen Angriffe haben könne. Eine Armee ist zum Schlagen, nicht blofs zum Stehenbleiben bestimmt. Die sogenannten festen Positionen taugen wenig, wie Mack und die Österreicher besonders in dem letzten Feldzuge zu ihrem grossen Schaden erfahren haben. Bey Gelegenheit der Bewegungen der Kolon-

nen, hätte über die gegenseitige Unterstützung und Communication derselben doch etwas mehr gesagt werden sollen. Bey dem umringten Marsch wird S. 80 ein Quarré vorgeschlagen, ohne die Ausnahmen zu bemerken, da doch z. B. in dem Falle, wo man Geschütz gegen sich hätte, die Formirung eines Quarré's eine sehr unkluge Maſsregel seyn würde. Bey der Bemerkung, daſs die Passirung unter solchen Umständen eine verzweifelte Aufgabe sey, muſste sich Rec. über die Äuſserung des Vfs. billig wundern, wenn er sagt: „sie gehöre nicht in das Kapitel der Kriegskunst." (!) Rec. gesteht, daſs er sie an keinem anderen Orte abzuhandeln wüſste.

Im zweyten Theile S. 3 definirt der Vf. die Strategie als die „Feldherrnwissenschaft, welche die Stellungen, die Märsche und die Gefechte als Mittel zur Erreichung des Kriegszweckes zu gebrauchen lehrt, und die äuſseren Beziehungen festsetzt, welche diese drey Gegenstände haben können oder haben müssen." Die S. 4 vorgezeichnete Maſsregel, alle Wege, wo der Feind ins Land dringen kann, zu sichern, dürfte auf den verderblichen Grundsatz führen, Alles vertheidigen zu wollen. Besser vielleicht möchte es so heiſsen: man muſs seine Stellungen so nehmen, daſs der Feind, während seines Vordringens für Flanke und Rücken besorgt, und bey Hauptpässen ihm der Durchgang mit überlegener Kraft verwehrt wird. Überhaupt ist aber im Allgemeinen hierüber keine bestimmte Vorschrift zu geben, da hier noch viel darauf ankommt, wie viel Streitkräfte, und in welchem Verhältnisse zur Macht des Feindes und zum Umfange, so wie zur Beschaffenheit des Terrains, man entgegenzusetzen hat. S. 15 wird sehr richtig bemerkt, daſs die Deckung der Grenze durch ein Gebirge dem Vertheidiger oft selbst nachtheilig wird, wenn der Feind den Übergang einmal erzwungen (*oder durch einen Schleichweg erreicht*) hat. Wenn aber S. 29 der Vf. unter den Vertheidigungsmitteln, beym Angriff eines Postens, der Diversion die letzte Stelle anweisst, so kann ihm Rec. nicht beystimmen. Alles was hingegen der Vf. über das strategische Verhalten beym Defensiv- und Offensiv-Kriege, über Schlachten und Scheinmärsche sagt, ist, besonders in Hinsicht des letzteren Gegenstandes, bey aller Kürze sehr gut vorgetragen. Vorzüglich haben Rec. die Hindeutungen auf Moreau's musterhaftes Verhalten in den Feldzügen von 1796 und 1800 sehr wohl gefallen. Zuletzt folgt noch eine kritische Übersicht der Schlachten in den Feldzügen von 1799 und 1800 welche aber für diese wichtigen Gegenstände zu kurz, mithin nicht sehr fruchtbar ist.

Übrigens wünscht Rec. nicht, daſs man diese tadelnden Bemerkungen aus dem Gesichtspuncte betrachten möchte, als ob es damit auf die Schmälerung des Werthes von vorliegendem Buche abgesehen wäre. Es ist, besonders für den jungen Militär, ein sehr brauchbares Werk, und ganz dazu geeignet, diesem eine leichte Übersicht des Ganzen in Betreff der Kriegskunst zu verschaffen, worauf er dann das sorgfältigere Studium der einzelnen Theile um so bequemer fortbauen kann. Hätte der Vf. die Hauptrubriken des Venturinischen Werkes, bey den Abschnitten seines Buches, die sich darauf beziehen, angegeben: so würde dasselbe zu dem gedachten Zwecke noch brauchbarer geworden seyn. Der Styl ist nicht unangenehm, die Sprache rein und gröſstentheils correct. Druck und Papier sind gut.

W.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Nürnberg*, b. Raspe: *Johann Siebmachers grosses Wappenbuch;* XIItes Supplement. 28 Kupfertafeln und 2 Seiten Register, in Folio. So verdienstlich es auch ist, dieses nützliche Werk, welches man gemeinhin das *Siebmacherische, Weigelische Wappenbuch* nennt, durch Supplemente zu vervollständigen: so sehr ist auch zu wünschen, daſs diese Fortsetzungen aus guten Händen, sowohl in Rücksicht des Künstlers als des Herausgebers, kommen mögen. So ist's aber nicht. Die Wappen sind nur mittelmäſsig gestochen, und mehrere Familien-Namen sind falsch. oft lächerlich falsch angegeben; z. B. Afeburg statt Asseburg; Berleisch statt Berlepsch; Breitenbach statt Breitenbauch; Briesheim statt Griesheim u. a. Und wozu überhaupt die Wappen dieser Familien, die bekannt genug, ja gröſstentheils schon selbst in den vorhergehenden Heften dieses Wappenbuchs anzutreffen sind? Dieſs gilt auch von folgenden der Familien Aspremont, Auffeſs, Bieseurod, Boineburg, Brand, Castel, Dieskau, Vitzthum, Ende, Fuchs, Guttenberg u. s. w.? Konnte der Sammler keine anderen Wappen finden, dieselben bekannter zu machen? Durch solche Planlosigkeit werden oft die Fortsetzungen der nützlichsten Werke gehindert, ja ganz unmöglich gemacht.

L. P.

Kriegswissenschaften. *Dresden*, b. Arnold: *Über das militärische Verdienst im Allgemeinen, und den militärischen Ruhm des sächsischen Adels insbesondere. Eine Rede*, in Gegenwart der Herren Stände des Churfürstenthums Sachsen an die Zöglinge der churf. sächs. Ritter-Akademie bey der Preisvertheilung den 15 März 1805 gehalten von *F. Ch. A. Hasse*, erstem Professor. 1805. 54 S. 8. (6 Gr.) Der Vf. erklärt sich in der Vorerinnerung weitläuftiger über die schon auf dem Titelblatt angezeigte Veranlassung zu dieser Rede, die in der That bey einer sehr feyerlichen Gelegenheit gehalten worden ist. Er äussert dabey den Wunsch, sie weder aus dem historischen, noch aus dem ästhetischen, sondern allein aus dem pädagogischen Gesichtspuncte beurtheilt zu sehen. Da sie aber auſser einigen Notizen über partielle Einrichtungen des Instituts, wobey der Redner über der Versammlung, *vor welcher* er spricht, das Auditorium, *das er* im Eingange *apostrophirt hatte*, ganz zu vergessen scheint, gar nichts in die Pädagogik Einschlagendes enthält: so kann dieses wohl nur so gemeynt seyn, daſs er nach seinem Zweck, die Zöglinge durch aufgestellte Beyspiele zur Nacheiferung anzufeuern, beurtheilt seyn will.

Damit aber hätte sich eine lichtvolle Entwickelung des allgemeinen Begriffs vom militärischen Verdienste recht gut verbinden lassen, und der Übergang zu dem sächsischen Adel und zu der Anwendung des Gesagten auf die Jünglinge, an welche die Rede gerichtet ist, würde durch die angeführten Beyspiele der Ahnen für Alle Zuhörer ein hohes individuelles Interesse gewonnen haben. Unmöglich aber konnte das magere Namenregister der im Kriege Gebliebenen oder Verwundeten diese Wirkung hervorbringen; und doch nimmt dieses, nach einer kurzen Definition des militärischen Verdienstes und einer flüchtigen Berührung der Mittel, es zu erwerben, zwey volle Drittheile des Ganzen ein, und schlieſst mit reichlichen Lorbeern, welche den Lebenden gestreuet werden.

So wie es dem philosophischen Theil der Rede an Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe gebricht: so fehlt auch dem Historischen die pragmatische Genauigkeit so sehr, daſs der Vf. selbst in den beym Abdruck hinzugefügten Anmerkungen verschiedene seiner Angaben wieder zurücknimmt; der Strom der Rede aber, der Anfangs zwischen blumenreichen Ufern stolz dahin zu rollen sich bestrebte, wird allmählich immer matter und matter, bis er zuletzt in der dürren Alltäglichkeit gewöhnlicher Todtenlisten sich verliert.

Kf.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 APRIL, 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden, b. Arnold: *Andeutungen zu vier und zwanzig Vorträgen über die Archäologie,* im Winter 1806 gehalten von *C. A. Böttiger.* Erste Abtheilung: allgemeine Übersichten und Geschichte der Plastik bey den Griechen. 1806. XVIII und 219 S. 8. (1 Thlr.)

Es giebt zwey verschiedene Wege, auf denen man die Kunde der Denkmale antiker Kunst und Kunstgeschmacks zu betreiben pflegt. Der Eine geht vornehmlich von der Kunst selbst aus, und sucht diese, ihren Geist, die Verschiedenheit des Styls, des Geschmacks, der Arbeit u. s. w. aus den Monumenten selbst zu erforschen. Auf dem anderen Wege benutzt man zunächst die schriftlichen Urkunden, geht hauptsächlich von der Sprache, vom Wort aus. Da nun dort genaue Kenntnisse aller Theile der Kunst nebst emsigem Anschauen und Vergleichen der antiken Bildwerke nothwendig erfoderlich sind: so eignet sich jener erste Weg nur für solche, die, mit gereiften Kenntnissen der Kunst gerüstet, Musse gehabt haben, die grossen Sammlungen antiker Monumente nicht allein zu sehen, sondern auch zu studiren. Der zweyte von uns angezeigte Weg gehört ausschliesslich den Gelehrten. Inzwischen ist doch der eine von dem anderen nicht so strenge geschieden, dass gar kein Übergreifen, keine Vermittelung Statt haben könnte, wie uns denn z. B. in Winkelmann ein herrlich leuchtendes Beyspiel von vereinigten Kunst- und gelehrten Kenntnissen und daher entsprungenem tieferem Eindringen vor Augen liegt.

Aber in dem gegenwärtigen Falle waltet vornehmlich die Frage, auf welche Seite Hn. *Böttigers* Andeutungen sich neigen; und weil ihm die anschauliche Kenntniss der besten Monumente alter Kunst mangelt: so würde man Gefahr laufen, sein Werk mit unbilliger Strenge zu beurtheilen, wenn die sämtlichen etwa vorkommenden Äusserungen über Schönheit und Kunstwerth der antiken Denkmale kunstrichterlich geprüft, und was nicht rein probehaltig ist, schnöde verworfen werden sollte. Hn. *Böttigers* Vorträge konnten überhaupt den Zweck nicht haben, über dergleichen bestimmt absprechen zu wollen, wohl aber, so viel möglich, in wissenschaftlicher Form darzustellen, was gegenwärtig über die antiken, besonders plastischen Monumente als wahrscheinlichste Meinung gilt, wobey freylich der Vf. manchmal auch seine eigenen Muthmassungen beyzubringen, und Meinungen Anderer zu beurtheilen sich bewogen fand. Aus diesem Gesichtspuncte sind, wie uns dünkt, die vorliegenden Andeutungen zu betrachten. Sie gewähren besonders über die Plastik der Griechen eine allgemeine Übersicht, die, wenn schon nicht durchaus vollständig, doch gewiss sehr lehrreich und dankenswerth ist. Rec., dessen Bekanntschaft mit der Kunst des Alterthums ohne gelehrte Mittel bloss durch Anschauung und Vergleichung der schönsten Denkmale gemacht ist, gesteht gern, dieser Schrift manche bessere Einsicht schuldig zu seyn, und findet sich daher geneigt, solche als ein sehr nützliches Handbuch zu betrachten. Unterdessen fällt doch im Einzelnen Manches auf, was Hr. *B.* bey weiterer Ausführung, wozu er Hoffnung macht, künftig neu erwägen und allenfalls berichtigen könnte. Hievon wollen wir nun das Bedeutendste näher berühren, vorher aber noch bemerken, dass bis zur XV Vorlesung, von der Archäologie überhaupt, von ägyptischen und etrurischen Denkmälen gehandelt wird; sodann erst in der XVI Vorlesung die Betrachtungen über die griechische Kunst ihren Anfang nehmen, und bis zu Ende fortgesetzt werden.

Des Vfs. Eintheilung der hohen und schönen Kunst bey den Griechen in Ideale des Phidias und Polyklet (Vorl. XIX und XX), den athletischen Kunstkreis durch Myron (Vorl. XXI), den bacchischen Kreis durch Scopas (Vorl. XXII), des Hetärenkreises durch Praxiteles, (ebendas.), und den Kreis der idealisirten Königs- und Krieger-Figuren durch Lysippus (Vorl. XXIII), enthält zwar an sich nichts eigentlich Unrichtiges, födert aber auch nicht, und deutet den Gang der griechischen Kunst und Geschmacks nur unbestimmt an. S. 76 Vorlesung XVIII wird von dem gegenwärtig in Paris befindlichen Stück Fries vom Parthenon zu Athen nach Millin (Mon. Ined. T. II) behauptet, dasselbe sey *ein herrliches Muster fürs Studium der Draperie.* Aber je sicherer man dieses Monument der Zeit des Phidias zuschreiben darf, desto weniger ist solches in Hinsicht auf die Gewänder als musterhaft zu empfehlen, weil dieser Theil der Kunst erst durch den feineren Geschmack späterer Zeit ausgebildet worden. S. 92 Vorl. XIX macht der Vf. die Anmerkung: „Es liessen sich durch eine Reihe von Minervenbildern, die noch vorhanden sind, alle Abstufungen der Kunst vom alten zum hohen und vom hohen zum gefälligen Styl um so sicherer veranschaulichen, als man bey dieser Göttin wenigstens keine weiblichen Portraitstatuen zu finden besorgen darf. Eine solche Gallerie, wäre sie auch nur in scharfen

Abgüssen, würde höchst lehrreich und bildend für den Tact der Anschauung seyn." Eine solche, allenfalls im Plan noch erweiterte, Anstalt wäre unstreitig das Nützlichste, Wirksamste, was irgend zum Besten des Studiums der alten Kunst geschehen könnte, und sonach im höchsten Grade wünschenswerth. Hr. B. giebt uns durch diese seine Äusserung und Wunsch auch Gelegenheit dasjenige zu entkräften, was er S. 217 Vorl. XXIV von der Unsicherheit, über das Alter und den Styl antiker Monumente zu urtheilen, vorbringt. Denn falls keine bestimmten Merkzeichen vorhanden wären, so wäre es ja auch nicht möglich, die Abstufungen der Kunst in den noch vorhandenen Minervenbildern darzustellen; kann aber solches bey diesen geschehen, warum sollte man andere Monumente nicht ebenfalls nach Merkzeichen und Abstufungen des Geschmacks und Styls erkennen und ordnen können? Der farnesische Antinous, welchen Visconti als ein Werk preist, das mit griechischen Arbeiten aus dem schönsten Zeitalter zu verwechseln seyn dürfte, ist in der That schön, verleugnet aber darum doch den Styl aus Hadrians Zeit nicht, und der Unterschied zwischen ihm und ächten griechischen Werken ist so merklich, dass er keinem kunstgeübten Auge entgehen kann. Zu S. 104 Vorl. XIX ist die Anmerkung zu machen, dass nicht allein der Jupiter Veroski für eine ähnelnde Vorstellung vom Jupiter Olympius des Phidias gelten kann, sondern dass es mehrere und sogar colossale Tronke von dergleichen sitzenden Jupiters - Statuen giebt, welche zum Theil unrichtig restaurirt, und darum weniger gekannt sind. Ein solches Bruchstück von sehr guter Arbeit ist in Neapel vor dem königlichen Pallast aufgestellt; zwey andere waren sonst zu Portici unter einem Vorrath nicht restaurirter Alterthümer zu sehen, und sehr wahrscheinlich ist der bekannte Tronk von Versailles ebenfalls das Obertheil einer ähnlichen sitzenden Figur.

Wenn S. 110 Vorl. XX gesagt wird „man könne den Alkamenes als einen der ersten Darsteller der Pyramidalform in der Gruppirung ansehen:" so ist die Frage, ob sich solches auch historisch nachweisen, oder sonst mit guten Gründen wahrscheinlich machen lasse. Denn in den Metopen am Parthenon giebt es Pyramidalgruppen von vortrefflicher Anlage, ja sogar in einigen Werken des alten Styls; aber die rechte Vollendung künstlicher Anordnung muss ohne Zweifel später, als in dem Zeitalter des Alkamenes, geschehen seyn. Nach S. 117 soll es nicht unwahrscheinlich seyn, dass der sogenannte Antinous von Belvedere einem berühmten bronzenen Mercur des Polyklet nachgebildet seyn könne; allein die Sache hat sehr grosse Schwierigkeiten, darum, weil die Satue des Antinous von Belvedere durch die höchst zarte und elegante Schwingung ihrer Glieder Anzeige giebt, sie sey einem Kunstwerk aus weit späterer als Polyklet's Zeit nachgebildet worden.

S. 141 Vorl. XXI bekennt sich unser Vf. zu Millin's nicht haltbarer Lehre, dass nämlich der sogenannte — borghesische Fechter einen Theseus im Kampf mit den Amazonen darstelle; welches aber unmöglich gegründet seyn kann, weil sonst aller Glaube an ideale Heldengestalten in der alten Kunst aufhören müsste; auch hat die Figur des Theseus auf der bemalten Vase, die Hn. Millin zu solcher Vermuthung Anlass gegeben, nur eine entfernte Ähnlichkeit der Stellung mit dem borghesischen Fechter, ist übrigens behelmt, hat ein Schwert anhängen, und, was wohl zu bemerken ist, ideale Gesichtszüge: alles Dinge, wodurch sich die Vasenzeichnung und das berühmte Werk des Agasias sehr wesentlich von einander unterscheiden. Dass nach S. 154 „die Götter dem Myron das Seelenvolle, die Grazie des Ausdrucks verweigert hätten," kann wohl nicht unbeschränkt eingeräumt werden. Pythagoras mag ihn zwar von dieser Seite noch übertroffen haben; aber Myron, der seinen höchsten Ruhm durch Darstellung naiver Gegenstände erworben hatte (man denke nur an seinen Satyr, der die Flöte ans Ohr hielt), konnte in Hinsicht des Ausdrucks unmöglich ohne Geist, ohne Anmuth seyn: denn dadurch wird ja eben das Naive zur Erscheinung gebracht. — Hirts und Visconti's irrige Meinung, dass der capitolinische Alexander das Haupt eines Sonnengottes sey, hätte S. 192 nicht wieder geltend gemacht, oder wenigstens die Gründe für und gegen ein solches Vorgeben angeführt werden sollen. Die S. 197 Vorl. XXIII angeführte Herkules Statue mit dem Namen des Lysippus im Pallast Pitti zu Florenz ist nicht *klein*, sondern so gross, als der farnesische Herkules, demselben auch in der Stellung ähnlich, übrigens aber nicht von vorzüglicher Arbeit. — S. 203 Vorl. XXIV. Nimmermehr wird jemand, der von dem Gange der griechischen Kunst, von den verschiedenen Arten und Styl derselben, aus Anschauungen Kenntniss hat, zugeben, dass die Niobe uns ein Muster des Styls des Praxiteles seyn könne. — Mag dieses Werk zum Urheber gehabt haben, welchen berühmten Meister es will, die Spuren einer ältern Zeit und Styls, als die des Praxiteles, sind ihm sichtbarlich aufgedrückt. Wäre es möglich, dass die weichlichen Venusbilder und die strenge Niobe, Producte Einer Zeit und vielleicht Eines Meisters wären: so würde kein weiteres Forschen Statt haben, und die Alterthumskunde müsste von dieser Seite in ewiges Dunkel gehüllt bleiben.

Hiemit will Rec. seine Anzeige dieser interessanten Schrift beschliessen, und überlässt den literarischen Theil derselben, welcher, ausser seiner Sphäre gelegen, hier nicht in Anschlag kommen konnte, einem der Sache kundigen Gelehrten zur gründlichen Beurtheilung. W.

1) Görlitz, b. Anton: *Dramatische Werke* von *Aug. Lafontaine.* 1805. 150 u. 159 S. 8. (1 Rthlr. 6 Gr.)

2) Ohne Angabe des Verlagsortes: *Der Anfang des Cevennenkrieges.* Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von *Crisalin.* 1806. 138 S. 8. (16 Gr.)

3) Ohne Angabe des Verlagsortes: *Der Gipfel des Cevennenkriegs.* Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von *Demselben.* 1807. 149 S. 8. (16 Gr.)

4) Berlin, b. Littfas: *Der travestirte Doctor Faust.* Ein grosses Trauerspiel in zwey kleinen Acten, nebst Prolog. 1806. VIII und 64 S. 8. (8 Gr.)

5) Ebendaselbst: *Die Nymphe der Spree.* Posse in

einem Act von *Karl Stein.* 1807. 56 S. 8. (6 Gr.)

6) Ebend.: *Der Sonderling als Ehestandskandidat.* Ein Lustspiel in vier Acten von *Georg Schiller.* 1807. 252 S. 8. (1 Rthlr.)

7) Leipzig, b. Lincke: *Neue Original-Lustspiele für grosse und Privattheater.* (Der *Geburtstag* 126 S. *Liebesproben* 60 S. Der *Hausbau* 120 S.) 1806. (1 Rthlr. 4 Gr.)

Wir nehmen alle diese theatralischen Producte zusammen, um desto gewisser zu seyn, wenigstens *etwas* Gutes darunter zu finden, das uns und den Lesern diese Anzeige angenehm machen kann. Numer 1 enthält zwey Stücke: *Die Tochter der Natur*, eine Familienscene, wie es der Vf. betitelt hat, und: *die Prüfung der Treue*, oder *die Irrungen*, ein Lustspiel; beide in drey Aufzügen. Das erstere, das auf einigen Bühnen mit mäfsigem Beyfall gegeben ist, führt durch die Verwechselung zweyer Mädchen, von denen gerade die für die Braut des Präsidentensohns gehalten wird, die seinem Bedienten angehört, einige ächt komische Scenen herbey; aber die Ausführlichkeit in Erörterungen von Grundsätzen, die sich zu förmlichen Abhandlungen ausdehnen, die Süsslichkeit in der Empfindung, so wie die vielen Declamationen in Stellen des Affects, und die verfehlte Naivetät im Ausdruck und Charakter, lassen das Gemüth zu keinem reinen Kunstgenusse kommen. Schwerlich wird jemals ein Dorfwirth zu einem Lieutenant sagen: „Herr, es muss bey Ihnen rappeln!" oder ein Mädchen zu ihrem Vater: „ach, wenn er seinen Arm um meinen Leib schlang, oder seine Lippen auf meine Hand drückte, oder auf meinen Mund: dann war mir, ich weiss nicht wie, so wohl, so von Herzen wohl, so wehmüthig wohl! Nicht war? ist das nicht Liebe?" Empfinden mag sie das, aber sagen wird sie es nicht. Eben so kann man es für das tiefere Gefühl weder innig wahr, noch schön finden, wenn der Liebhaber ausruft: „So sey mir willkommen, heilige, heilige, heilige Pflicht der treuesten Liebe!" Auch möchte es auf der Bühne anstöfsig seyn, wenn der Vater zum Sohne sagt: „wem bist du mehr schuldig, dem wollüstigen Augenblicke, der dir das Daseyn gab, oder —?" das sind Fragen, die nur in eine Abhandlung gehören. — Der Charakter des gutmüthig-eifernden Obristen ist am besten gerathen, und sehr wirksam in die komischen Scenen eingepasst. — Das zweyte Stück, worin ein Liebhaber bey seiner Geliebten, um sie zu prüfen, zum zweytenmal unter einem anderen Namen anhält, hat aufser jenen allgemeinen Fehlern noch den, dass der scherzhafte Ton darin auf der einen Seite zu nah an das Läppische grenzt, und auf der anderen sich zu sehr in den moralischen Ernst verliert, so dass man in die nämliche Stimmung versetzt wird, in welcher der junge Liebhaber sagt: *Ich möchte lachen, lachen, und doch bin ich ernsthaft!*

Die Trauerspiele über den *Cevennenkrieg* unter Numer 2 und 3 sind weiter nichts, als stolze Worte ohne Leben, poetische Redensarten, die nur an den Geist erinnern, der sonst darin gewohnt hat, philosophische Allgemeinheit mit einem Anstrich von Empfindung, ein Verklingen von Ahndungen in leeren Tönen, ein Formenwesen des Talents, das der Schule etwas abgelernt hat, statt einer blühenden Natur und einer frischen Kraft in regsamen Gestalten matte Betrachtungen, die zuweilen mit Liedern abwechseln, dann plötzlich Schiefsen und Morden, und ein Tummeln hin und her, so dass mit Recht bey dem *Ende des Cevennenkriegs*, welches wir hier gleich mitnehmen wollen, jüngst eine Zuschauerin unwillig sagte: erst schläft man ein, und dann muss man sich erschrecken lassen!

Der travestirte *Doctor Faust* unter Numer 4 enthält zwar einzelne komische Einfälle und witzige Ausfälle auf mancherley Zeitumstände, überlässt sich aber im Ganzen, ohne alle Bemühung um den Schein des Ernstes und ohne alle Täuschung, so sehr der geschmacklosen Willkühr, dass man von diesem Producte in der Zusammenstellung mit den vorhergehenden Trauerspielen muthmasslich behaupten möchte: es liefert die Träume zu jenem Schlaf!

Dagegen erhalten wir unter Numer 5 durch die Wassernymphe eine solche Abkühlung, dass wir die Empfindung der Nüchternheit bis ans Ende der Posse nicht loswerden können: so einfach ist der Unsinn, so geistlos ist die Einfalt darin. Bey anonymen Schriften, die uns interessiren, pflegt man oft zu sagen: warum hat sich der Verfasser nicht genannt! aber hier ruft man verwundert aus: wie ist es möglich, dass sich ein Mensch dazu als Vf. hat nennen können!

Bey Numer 6, dem *Sonderling* von *Georg Schiller*, tritt man wie aus einem Vorsal, worin die Diener des Herrn ihren Scherz und ihren Unfug treiben, plötzlich in das Gesellschaftszimmer; wo es heiter und lebhaft, aber dabey auch geistreich hergeht. Wir sehen hier einen selbstgefälligen, jovialischen Damenliebhaber, dem ganz ernstlich mancherley Streiche gespielt werden, ohne dass er darüber seine gute Laune verliert. Das erstemal, wo man ihn durch Furcht zu einer Heyrath zwingen will, entgeht er nach einigen Verlegenheiten noch glücklich, aber das zweytemal nicht so ganz. Ein Kammermädchen muss auf Anstiften der beleidigten Dame die Rolle einer Fürstin spielen, und diess gelingt ihr so gut, dass sich der Herr wirklich in sie verliebt, und sich mit ihr trauen lässt. Um ihn die Annehmlichkeit dieser Partie noch glaubwürdiger zu machen, müssen ihn zwölf gedungene Kerls als Nebenbuhler, in Cavaliers verkleidet, auf Pistolen herausfodern; und es ist sehr spasshaft zu sehen, wie er, vorher davon unterrichtet, unter ihnen seinen Friseur und seinen Barbier entdeckt. Er thut weiter nichts, als dass er seinen Bedienten im Garten recht dicke Zweige abbrechen lässt, und — die Cavaliers laufen von selbst davon. Nun wird er zwar in der Hauptsache angeführt, aber am Ende findet sich, dass das ihm angetraute Kammermädchen seine vorige, noch nicht vergessene Geliebte ist, die seit langer Zeit durch Krankheit und Kummer ihm unkenntlich geworden war. Ja, er entdeckt endlich sogar in ihr die natürliche Tochter seines alten Freundes, eines Hauptmanns, so dass er gegen die siegtrunkene Dame seinen vorigen Satz triumphirend behaup-

ten kann: das Glück verlasse ihn nicht! — Das Rühmlichste an diesem Stücke ist die Durchführung des Hauptcharakters, und der scherzhafte leichte Ton, der durch das Ganze herrscht, so dass man davon, wie aus einer munteren Gesellschaft, vergnügt zurückkehrt. Weniger zufrieden ist man mit der Verknüpfung des Einzelnen, indem das Ganze in zwey Geschichten zerfällt, die nur durch die Absichtlichkeit der Dame, welche sich ihrer als Mittel bedient, und durch die Rücksicht auf den Hauptcharakter zusammengehalten werden. Manches hat auch durch eine gewisse angenehme Redseligkeit eine zu grosse Ausdehnung bekommen, die den Wirkungen der Hauptmomente schaden möchte. Poesie, die das Tiefere der menschlichen Natur entwickelt und darstellt, und dadurch der Phantasie weiteren Spielraum giebt, ist wenig darin; aber deshalb ist doch die Wirklichkeit auf der Stufe der gesellschaftlichen Cultur hier nicht, wie in manchen anderen Stücken, durch blendenden Witz und betrügliche Farbentüncherey zur Unnatur geworden, und kurz, der Vf. hat Recht, wenn er in der Vorrede sagt, dass er glaube mit diesem Producte dem Leser und dem Zuschauer *kein ganz unwürdiges Geschenk zu machen*.

Die unter Numer 7 angezeigten drey Lustspiele sind von ganz verschiedenem Werth und ganz gewiss auch von ganz verschiedenen Verfassern; da indess jedes für sich numerirt ist, so wird der Verleger auch wohl nicht abgeneigt seyn, den Zwang dieser Gesellschaft wieder aufzulösen, und jedes einzeln verabfolgen zu lassen. — Wie in einem fremden Hause ein blosser Zuschauer bey einer Geburtstagsfeyer gewöhnlich weder warm noch kalt wird: so ohngefähr ist dem Leser hier bey dem Lustspiele zu Muthe, das unter dem Titel: *der Geburtstag*, drey ganze Aufzüge hindurch die Aufmerksamkeit für ein Verhältniss verlangt, dem wir mit gleicher Gutmüthigkeit gern die Auflösung in *einem* Act gegönnt, und dann auch wahrscheinlich unsere Theilnahme nicht versagt hätten. Das zweyte Stück: *Liebesproben*, eine Operette in zwey Acten, das uns mit Liebesneckereyen, Erregung gegenseitiger Eifersucht und dem Ergusse zärtlicher Gefühle unterhält, würde als Zwischenspiel in einem grösseren Stücke eine recht artige Abwechselung geben; aber für sich bestehend hat es nicht Geist und Leben genug. Indess muss man daran loben, dass es die Ausführung seines Thema's nicht verfehlt, das im Finale als Resultat also angegeben ist:

Wer mit der Liebe Pfeilen spielt;
Bald Schmerzen tief im Busen fühlt,
Es wächst die heimlich offne Wunde
In stillen Qualen Stund um Stunde.

Das dritte Stück: *der Hausbau*, ein Lustspiel in Knittelversen, in drey Aufzügen, verdient dagegen vor allen anderen eine Auszeichnung, weil es zu den seltenen Lustspielen gehört, die ihren Gegenstand poetisch auffassen, und das Leben nach seiner Tiefe und nach seiner Beschränkung in einem Spiel mannichfacher Gestalten vor die Augen stellen. Die Tiefe des Lebens offenbart sich hier auf der einen Seite in der Begeisterung für die Kunst, die einen grossen *Hausbau* zur Folge hat, und die Beschränkung des Lebens kommt auf der anderen Seite in der bürgerlichen Ansicht schön gruppirter Kleinstädter, die ihr Urtheil über den Hausbau aussprechen, zum Vorschein, und das Spiel entsteht durch die Bedrängnisse des Bauherrn, dem zuletzt das Geld mangelt, durch seine Verhältnisse mit Frau und Kind, mit den Handwerkern, denen er schuldig ist, und mit einem Wucherer, der seine Verlegenheit zu benutzen sucht. Nur ein einzigmal wankt er in seinem heiligen Eifer, und nennt ihn eine Thorheit; und diese Stelle wünschten wir verändert, weil es gerade seine Standhaftigkeit ist, die den Ausgang, wenigstens für unser Gemüth, rechtfertiget. Denn ohne Störung möchten wir gern die Freude geniessen, ihn durch einen reichen Kunstfreund, den der Bau seines Hauses in gleiche Begeisterung setzt, am Ende gerettet zu sehen. Die Verse in *Schlagreimen* geben der Unschuld die einfache Würde der Natur, und ihr gegenüber dem Hochmuthe in seiner Einfalt den erborgten Wiederschein davon, oder den Ausdruck des Afterwitzes.

T. Z.

KURZE ANZEIGEN.

Kinderschriften. *Gotha*, b. Perthes: *Moralische Bilderbibel*, mit Kupfern nach Schubertschen Zeichnungen und mit Erklärungen von *Caspar Friedrich Lossius*, Diakonus an der Predigerkirche zu Erfurt. Zweyte und dritte Abtheilung (womit der erste Band beendigt ist) 1805. LVIII und 376 S. 8. (Preis des ganzen Bandes 4 Thlr. 12 gr. für die gute, und 3 Thlr. 12 gr. für die ordinäre Ausgabe. Pränumerationspreis, der auch für den II Band noch offen steht 3 Thlr. 12 gr. sächs. für die gute, und 2 Thlr. 12 gr. sächs. für die ordinäre Ausgabe). Wir beziehen uns bey dieser Fortsetzung auf die, J. A. L. Z. 1805. No. 260 von diesem empfehlungswerthen Unternehmen gemachte Anzeige, und begnügen uns mit der Versicherung, dass diese beiden Abtheilungen der ersten weder in moralisch-ästhetischer, noch in artistischer Hinsicht nachstehen. Der nun vollendete I. Band enthält XIV Kupfer, worunter mehrere vortrefflich, keines schlecht gerathen ist. Der Text enthält eine eben so zweckmässige als lehrreiche Auswahl der biblischen Geschichte des A. T. Die 3 Abtheilung befasst den Zeitraum von Moses bis Daniel, oder von Errichtung des jüdischen Staats bis zum babylonischen Exil. Hr. *L.* sagt uns in der vorausgeschickten Anzeige, dass er mit dieser Abtheilung die Merkwürdigkeiten der jüdischen Geschichte beendiget habe: „Der künftige Band wird vorzüglich die *Geschichte der Griechen* in ihrer schönsten Periode, des Zeitalters der Solone und Sokrates, enthalten, an die sich alsdann die Geschichte der Römer anschliessen und bis zu dem Zeitpunct hinführen wird, wo durch die christliche Religion die Moralität zu höherer Vollkommenheit erhoben wurde." Rec. hätte freylich gewünscht, dass der in ihrer Individualität so interessanten jüdischen Geschichte noch ein Band wäre gewidmet worden, und dass auch die durch die Apokryphen des A. T. beurkundete Periode der Maccabäer, die so reichlichen Stoff zu fruchtbaren Betrachtungen darbietet, und woran sodann die neutestamentliche Geschichte auf eine ungezwungene Weise angeschlossen werden konnte, wäre berücksichtigt worden. Indess hofft er, dass der Vf. vielleicht künftig hier den Faden wieder aufnehmen werde; und in dieser Erwartung sieht er der versprochenen Bearbeitung der griechischen Geschichte um so lieber entgegen, da er von der Geschicklichkeit des Vfs. auch hier etwas Vorzügliches zu erwarten sich berechtigt glaubt.

[illegible]

N.

Monatsregister

vom

April 1807.

Verzeichniſs der im Monat April in der J. A. L. Z. recenſirten Bücher.

(Die erſte Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichnifs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des April.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 1 MAY, 1807.

THEOLOGIE.

Halle, b. Schimmelpfennig und Compagnie: *Beyträge zur Einleitung in das Alte Testament* von *Wilh. Martin Lebrecht de Wette.* Mit einer Vorrede von dem Herrn Geh. Kirchenrath *D. Griesbach.* Erstes Bändchen.

Auch unter dem Titel:

Kritischer Versuch über die Glaubwürdigkeit der Bücher der Chronik mit Hinsicht auf die Geschichte der mosaischen Bücher und Gesetzgebung. Ein Nachtrag zu den Vaterschen Untersuchungen über den Pentateuch, von *W. M. L. de Wette*, Dr. der Philos. und Privatdocent zu Jena. 1806. XVI und 299 S. 8. (1 Thlr.)

Soll der biblischen Literatur A. T. einmal wieder Ehre und Achtung, von welcher sie zum Nachtheil der ganzen Literatur ziemlich herabgesunken ist, widerfahren: so muss sie ganz anders behandelt und bearbeitet werden, als es seit langer Zeit geschehen ist, und als es besonders in unseren Tagen geschiehet. Unter der Pflege des unsterblichen *Michaelis* und seines Nachfolgers *Eichhorn* ward das Studium des A. T. zuerst auf die rechten Wege eingeleitet: vor und nach ihnen erwartete man alles Heil entweder von den verwandten Dialekten, wie Schultens und die batavische Schule, oder von der Revolutionirung des masorethischen Textes, wie der Franzose Houbigant, oder von den Manuscripten und Varianten, wie der Britte Kennicott und seine Gehülfen, oder man hielt die Poesie der Hebräer für die Hauptsache, wie Herder und seine Geistesbrüder, oder man nagte endlich an dem todten Buchstaben, gleich als an einem todten Bein, wie so viele unserer deutschen Landsleute. *Michaelis* besass grosse Sprachgelehrsamkeit, er wendete sie, wie sie denn auch unstreitig die Grundlage ist, auf die Schriften der Hebräer an: aber sein Hauptverdienst besteht in seinen historischen, geographischen, antiquarischen Erläuterungen dieser Schriften, und eben dieses, alte Geschichte und Geographie, überhaupt Alterthumskunde, ist der Hauptgesichtspunct, welchen man auffassen, und in welchen man sich stellen muss, wenn die hebräische Literatur Interesse haben und frommen soll. Nur einer von Michaelis zahlreichen Schülern, derjenige, welchem ohne Widerrede der erste Platz gebühret, und derjenige, dessen fortschreitende, und weiter führende neuere Ideen auch der grosse Lehrer in seine ältere Ideen-Masse aufgenommen hat, nur *Eichhorn* betrat mit ausgezeichnetem Glück und Erfolg die Bahn, welche Michaelis gebrochen hatte; der berühmte Schüler ebnete sie, öffnete die reizendsten Aussichten, und machte die Reise auf derselben höchst interessant. Wer die Einleitung ins A. T. nach ihrem wahren Werth zu schätzen weiss, wird in dieses Urtheil einstimmen. Dass die Behandlung und Bearbeitung der hebräischen Schriften nur durch einen steten Blick auf die Geschichte der Religion, die Culturgeschichte und die Geschichte der Völker des Alterthums, und auf die mit derselben unzertrennlich verbundene Wissenschaft, die Geographie, nur durch die Aushebung, Bezeichnung und Ausstellung dessen, was für das Geschlecht, zu welchem wir gehören, und die verschiedenen Raçen desselben, und was für die Erde, welche wir bewohnen, besonders merkwürdig ist, ein wahres Interesse erhalte, und einen wahren Gewinn und Nutzen gewähre, das ist, wenn es gleich nicht ausdrücklich bemerkt ist, durch dieses classische Werk bis zur höchsten Evidenz dargethan worden, das ist denjenigen, welche aufmerken wollten, durch dasselbe klar geworden, das ist die richtige Tendenz, und das ist der hohe Werth dieses Werkes. Man fange doch einmal an, mit vorzüglicher Rücksicht auf den Gang und die Fortschritte religiöser Ideen, auf die Ausbildung der Künste und Wissenschaften, auf die Geschichte der Völker, der Babylonier, Assyrer, Ägyptier, Araber, Perser, mit Rücksicht auf die damalige Erdkunde die Schriften der Hebräer zu behandeln und zu bearbeiten, und der hebräischen Literatur wird und muss die Ehre und Achtung erwiesen werden, welche ihr gebührt, und welche ihr besonders wegen des wohlthätigen und ausgebreiteten Einflusses, den sie auf die gesamte Literatur hat, zukommt. Das Eichhornische Werk ist, seit der ersten Erscheinung desselben vor ungefähr einem Viertel-Jahrhundert, noch von keinem neueren, ähnlichen und gleichen Inhalts, in irgend einer Hinsicht übertroffen worden: in Ansehung der hebräischen Literatur stehen wir ungefähr noch auf dem nämlichen Punct, auf welchen es uns gestellt hat; das Reich dieses Theils der Literatur ist beynahe gar nicht erweitert worden. Man könnte sich noch über diesen Stillstand trösten, wenn man nur von der vorgezeichneten rechten Bahn nicht abgewichen, nicht wieder auf Abwege gerathen wäre; aber die deutschen Bearbeiter der hebräischen Literatur fahren auch nach diesem Werke fort, nur dürftige und sterile Erläuterungen über die Schriften der Hebräer und einzelne Stellen derselben zu liefern, oder, wenn sie bey ihren Arbeiten das Hauptwerk zum Grunde leg-

ten, so geschah es meist in polemischer Absicht, wobey aber nur die Schwäche der Gegner gegen den Feind, welchen sie angreifen wollten, an den Tag kam. Sie richteten ihre Pfeile hauptsächlich gegen den kraftvollen, geschickten und wohlbefestigten Vertheidiger des Alterthums der hebräischen Schriften; aber wie ohne Erfolg sind sie von der Schanze, in welcher er sich befindet, und welche er mit Meisterhand angelegt, bisher abgeprallt, und wie ohne Erfolg werden ihre Angriffe immer bleiben, wenn sie keine neuen Geschosse erfinden und anwenden. Sie, diese Stürmer, bedenken vielleicht nicht, dass, wenn der Sturm ihnen auch gelingen sollte, es für sie sogar kein Gewinn, sondern vielmehr ein wahrer Verlust seyn würde, indem das Geschäft, welches sie selbst treiben, fernerhin nicht mehr das Interesse und den Werth haben könnte, welchen es bisher hatte. Gerade der Weg, welchen sie betreten haben, ist nicht nur für die hebräische Literatur, sondern auch für sie selbst der Weg zur Unehre. Jedoch sollten wir in Ansehung des Alters der hebräischen Schriften bisher in Wahn und Irrthum uns befunden haben, so müssten wir dafür, dass sie den Wahn und Irrthum uns benommen haben, ihnen zum Dank verpflichtet seyn. Denn so schätzbar auch ein Besitz seyn mag, so muss doch jeder ohne Widerwillen demselben entsagen, wenn er von der Unrechtmässigkeit desselben überzeugt werden kann. Aber so verhält sich die Sache, von welcher die Rede ist, in der That nicht. Wir haben sonst Veranlassung gehabt, unsere Meynung hierüber auszusprechen: eine neue bietet uns die vorliegende Schrift des Hrn. *de Wette* an.

Die Hauptparthie dieser Schrift ist, wie der Vf. selbst zugeben wird, der Angriff derselben auf das Alter des Pentateuchs im zweyten Theile derselben; die Nebenparthie die Bestreitung der Glaubwürdigkeit der Bücher der Chronik im ersten Theile: sie stehen in dem Verhältniss einer Vorbereitung auf die Abhandlung gegen einander. Der erste Theil hat die Aufschrift: *Historisch kritische Untersuchung über die Bücher der Chronik.* Der Vf. fängt den Process, welchen er gegen diese Bücher anhängig macht, gleich in einer kurzen Einleitung mit der Verurtheilung an; bevor eine *cognitio causae* angestellt worden ist, klagt er auch über den Mangel hinlänglich beglaubigter Geschichtsquellen in der israelitischen Geschichte überhaupt, und verlangt sogar, dass man die Ächtheit der mosaischen Bücher aufgeben, und sie wenigstens problematisch lassen solle. Des Rec. Ansicht der Bücher der Chronik ist kürzlich folgende: Die Schreibart derselben versetzt sie in die Zeit nach dem Exil. Es erhellt dieses insbesondere daraus, dass die Geschichte der Hebräer sich endiget mit dem Edict des Cyrus, welches ihnen die Erlaubniss ertheilt, in ihr Vaterland zurück zu kehren. Ein Zweifel in die ununterbrochene Tradition der Juden, dass Esra der Verfasser derselben oder der Sammler und Ordner der in diesen beiden Büchern, oder in diesem Buche (denn bis auf Hieronymus war es nur Ein Buch bey den Hebräern,) enthaltenen Urkunden sey, und dass er die Geschichte bis auf sein Zeitalter fortgesetzt habe, wie z. B. der Talmud im Tractat *Baba Batra* ausdrücklich sagt: Esra schrieb sein Buch und die Bücher der Chronik, würde daher durchaus grundlos seyn. Der Schluss der Chronik und der Anfang des Buches Esra ist auch gleichlautend. Für Esra, den Wiederhersteller des Religionscultus, als Verfasser der Chronik, spricht auch der Inhalt derselben. Denn sie ist ausführlicher in Beschreibung des Gottesdienstes, als die etwas frühere hebräische Reichsgeschichte, die von den Hebräern selbst so genannten 2 Bücher Samuels und 2 Bücher der Könige, oder, wie die Griechen und Lateiner sie benennen, die 4 Bücher der Könige oder der Königreiche, welche nicht gerade mit Beyseitsetzung des religiösen Cultus, aber doch hauptsächlich die politische Geschichte erzählen. Diess ist das Verhältniss, in welchem die frühere und spätere Beschreibung der hebräischen Geschichte, oder die 4 Bücher der Königreiche und die 2 Bücher der Chronik mit einander stehen. In diesem Verhältniss betrachteten schon die Alexandriner dieselben, da sie die Bücher der Chronik παραλειπομενα nannten, d. h. Supplemente, Nachträge zu der in den Büchern Samuels und der Könige enthaltenen Geschichte, Ergänzungen derselben. Dieser Name, mit welchem die alexandrinische Übersetzung die Chronik bezeichnet hat, drückt zugleich den Werth aus, welchen sie ihr beylegte. Der angegebene Unterschied der mehr politischen und mehr religiösen Rücksicht in Darlegung der hebräischen Geschichte, ist der wesentliche, welcher in der früheren und in der späteren Erzählung sich findet. Und dieser Unterschied involvirt, wie sich von selbst ergiebt, keinen Widerspruch, keine Disharmonie zwischen beiden: bey demselben kann sowohl die eine, als die andere, wahr und glaubwürdig seyn. Beide Erzählungen stehen ferner in dem offenbaren Verhältniss, dass sie mehrere Parthien der hebräischen Geschichte mit einander gemeinschaftlich haben, übereinstimmend im Ausdruck und in der Stellung, abweichend hie und da in sehr unbedeutenden Nebenumständen; in dem Verhältniss, in welchem unsere griechischen Evangelien stehen. Der nächste Gedanke ist, dass die Chronik die ältere Reichsgeschichte vor sich gehabt, und diese Stücke abgeschrieben hat, und dieser ist auch der wahrscheinlichere. Denn wenn gleich die Chronik in diesen gleichlautenden Stücken die nämlichen Quellen anführt, das Buch der Könige, Juda und Israel: so lässt sich ja denken, dass sie diese Citationen nicht aus den Quellen selbst, sondern aus den Büchern Samuels und der Könige nahm. Jedoch kann die Meynung, dass die ältere und jüngere Reichsgeschichte gemeinschaftliche Quellen gebraucht habe, auf keine Weise widerlegt und umgestossen werden: auch erklärt sie das, was erklärt werden soll, wie nämlich die gemeinschaftlichen Stücke in beide Erzählungen gekommen seyen, eben so befriedigend. Ausser dem Buch der Könige, Israel und Juda, führt die Chronik noch mehrere ältere Schriften an, z. B. Worte Samuels, Nathans und Gads, welche aber, als in den Büchern Samuels enthalten, angenommen werden kön-

nen, die Propheten Jesaias und Jeremias, welche wieder nicht von ihren auf uns gekommenen Orakeln verschieden sind, Schriften von Ahia, Iddo, Semaja und Jehu, welche nicht mehr vorhanden sind. Zwar bemerkt es die Chronik nicht ausdrücklich, dass sie diese Schriften benutzt habe; aber diess ist an und für sich wahrscheinlich, und weil sie nun doch einmal Quellen gebraucht haben muss, da sie die Geschichte mit den Genealogien der Stammväter unseres Geschlechts beginnt, und da von dem Zeitalter Davids die Abfassung der Chronik ungefähr sechs Jahrhunderte entfernt liegt: so hat man ja wohl hinreichenden Grund, anzunehmen, die genannten Quellen seyen auch von ihr gebraucht worden. Gewöhnlich und insgemein stimmen nun die beiden Reichsgeschichten in den Begebenheiten, welche von beiden erzählt werden, miteinander überein: in wenigen Stellen weichen sie von einander ab. Die auffallendsten, welche als solche auch von dem Vf. S. 98 bemerkt werden, sind: 2 Chron. 14, 2-4. vergl. 1 Kön. 15, 14. In der ersten Stelle heisst es von Assa: ויסר את־הבמות, und in der zweyten sehen wir: והבמות לא־סרו, das solle nun ein offenbarer Widerspruch seyn. Aber ist denn in dieser Stelle Assa auch das Subject, wie in jener? In der zweyten Stelle ist es nicht ausgedrückt, wie in der ersten; aber kann denn zu dem Verbum, welches im Plural steht, Assa das Subject seyn? Zu לא־סרו muss man suppliren: die Israeliten, im Gegensatz gegen die Judäer, deren König Assa war, und der Sinn der Stelle ist dieser: im Königreich Israel ist der Götzendienst auf den Höhen nicht aufgehoben worden, wie in dem Königreich Juda. Man sehe noch die mit der in dem Buch der Könige eigentlich parallele Stelle 2 Chron. 15, 17. welche den Beysatz: מישראל ausdrücklich hat. 2 Chron. 15, 19. 16, 1. Vergl. 1 Kön. 15, 16. 32. Baescha starb im 26 Regierungsjahr des Assa, ein Krieg zwischen beiden kann also nicht im 35 oder 36 Jahr der Regierung des letzteren angefangen haben; die Stelle in der Chronik ist mithin corrupt. Man kann dieses ohne Bedenken zugeben, denn wie viele dergleichen Schreibfehler, besonders in Zahlen, finden sich auch in anderen Stellen des hebräischen Textes, ohne dass man sich wegen dieser Schreibfehler in einzelnen Stellen für berechtigt hält, die Glaubwürdigkeit der Bücher selbst in Anspruch zu nehmen. Wahrscheinlich sind auch hier, wie gewöhnlich, in den ältesten Handschriften die Zahlen mit Buchstaben ausgedrückt gewesen. Unsere Stelle war ohne Zweifel so geschrieben: עד שנת יה und בשנת יו bis auf das 15 Jahr und im 16 Jahr, und diess stimmt mit der Geschichte vollkommen überein. Derjenige, welcher die Zahlbuchstaben zuerst in Worte übertrug, sahe das י, welches etwas zu gross ausgefallen seyn mag, für ein ל an, und schrieb 35 und 36, und so kam dieser Fehler in die späteren Abschriften. Und nun hat es mit der Stelle in dem Buch der Kön. keine Schwierigkeit mehr. Der Sinn derselben ist: es war Krieg zwischen Assa und Baescha, so lange sie noch zugleich lebten, d. h. bis dieser letztere starb. Diese beiden Stellen widersprechen also einander auch nicht. 2 Chron. 20, 35—37 vergl. 1 Kön. 22, 49. 50. Nach der Chronik hat Josaphat mit Achasja eine gemeinschaftliche Flotte nach Tharschisch ausgerüstet, welche aber gescheitert ist; nach dem Buch der Kön. hat aber Josaphat in den Antrag, welchen hiezu Achasja ihm machte, nicht eingewilligt. Liest man aber ולו אבה statt: ולא אבה oder übersetzt man den masorethischen Text so: Josaphat wollte (gewarnt durch Eliefer und das Unglück der Schiffe) die Verbindung mit Achasja nicht fortsetzen, nicht verlängern: so verschwindet auch hier der Widerspruch. Diesen von dem Vf. als besonders auffallend bemerkten Stellen wollen wir noch eine beyfügen. 2 Chron. 22, 2. vergl. 2 Kön. 8, 26. Laut der ersten Stelle war der jüdische König Achasja 42 Jahre alt, da er König wurde, und laut der zweyten nur 22 Jahre. Das ist ja doch ein offenbarer Widerspruch. Ohne Zweifel ist die Lesart des Buchs der Kön. die richtige, denn Joram, sein Vater, war 32 Jahre alt, als er König wurde, und regierte 8 Jahr, er starb also im 40 Jahre seines Alters, sein Sohn kann also noch nicht 42 Jahre alt gewesen seyn, als er ihm in der Regierung nachfolgte. Die arabische und syrische Übersetzung legen auch in der Chronik dem Achasja beym Antritt seiner Regierung nur 22 Jahre bey. Es ist ohne Zweifel eine höchst probable Conjectur, der Schreibfehler in der Chronik sey gleichfalls durch Verwechselung der Zahlbuchstaben entstanden: statt כב lasen die ersten Abschreiber מב. Diese unbedeutenden Abweichungen konnte nun Rec. nie für Widersprüche halten, und noch weniger um derselben willen der Chronik die Ächtheit und Glaubwürdigkeit absprechen; in diesem seinem Glauben ist er auch durch den Vf. nicht wankend geworden. Gegen diese seine Ansicht der Chronik hält er nun die Anklagen und das Verdammungsurtheil des Vfs. Bey derselben verschwinden die, überdiess noch ohne Beweis, hingeworfenen Behauptungen der Einleitung, dass die Relation der Bücher Samuels und der Könige, und die der Chronik mit einander im Widerspruch stehen, und zwar nicht bloss in einzelnen Nachrichten, sondern im Ganzen der Geschichte; dass beide Relationen gerade in Hinsicht auf die Religion und den Cultus mit einander im Widerspruch stehen, da die Chronik den Zustand des Gottesdienstes von David an ganz mosaisch-levitisch darstelle, hingegen die Bücher Samuels und der Könige wenig oder gar nichts von diesem levitischen Ceremonienwesen angeben, und überhaupt mehrere Spuren einer unpriesterlichen Freyheit des Cultus zeigen. Der Vf. befindet sich vielmehr selbst hier in einem Widerspruch, wenn er die Auskunft, dass die Bücher Sam. und der Kön. nur darum so vieles verschweigen, was die Chronik berichtet, weil ihr Verfasser nicht, so wie der der Chronik, die Geschichte der Religion und des Cultus zu seinem Augenmerk gesetzt habe, für eine falsche Voraussetzung erklärt, und dann doch S. 11 sagt, jedes Buch (die Bücher Samuels und die Chronik) scheine nach einem eigenen Gesichtspunct gearbeitet zu seyn; die Bücher Samuels gehen mehr auf das Privatleben Davids ein,

die Chronik hingegen gebe weit speciellere Notizen von dem Zustand des Cultus. Wenn ferner die Meinung, dafs der Vf. der Bücher Samuels und der Könige den gottesdienstlichen Gesichtspunct gar nicht habe, für ganz ungegründet erklärt wird: so wird Hr. *de Wette* keinen Schriftsteller anführen können, welcher diese Meinung vorgetragen hätte. Dafs diese Bücher weniger ausführlich in der Beschreibung des Religionscultus seyen, als die Chronik, welche hingegen die politischen Ereignisse mehr in gedrängter Kürze erzählt: diefs ists, was wir nicht nur meinen, sondern was sich auch aus dem Inhalt dieser Bücher als zuverläfsig ergiebt.

Genetisches Verhältnifs der beiden Relationen. 1) Verhältnifs des 2 Buchs Samuels zu dem 1 Buch der Chronik. Diese beiden Bücher enthalten das Leben und die Regierungsgeschichte Davids. Beide haben mehrere Stücke gemeinschaftlich; mehrere sind auch dem einen und dem anderen eigenthümlich: nicht anders, als etwa wie bey Matthäus und Markus. Wie ist nun die Harmonie und Disharmonie zu erklären? Nur zwey Erklärungsarten, wie bey den Evangelisten, sind denkbar. Entweder haben sie eine gemeinschaftliche Quelle vor sich gehabt, oder die jüngere Schrift hat die ältere gebraucht. Das erste nimmt *Eichhorn* an, welcher mit dem ihm eigenen Scharfsinn die Hypothese ausgeführt hat, beide Schriftsteller haben eine kurze Biographie Davids vor sich gehabt; für das andere hat sich schon der Rec. erklärt, und seine Meinung ist ihm insbesondere auch aus 1 Chron. 29, 29. wahrscheinlich, welche Stelle die Bücher Samuels anführt. Hr. *de Wette* verwirft sowohl das eine, als das andere, wenn gleich ein drittes sich nicht denken läfst, und er selbst auch keines vorträgt; er entschlägt sich am Ende gänzlich dieser Untersuchung, und will der Entstehungsart des Verhältnisses, dafs die Chronik in vielen Stellen mit dem 2 Buch Samuels übereinstimmt, und wieder von demselben abweicht, nicht weiter nachspüren. Wir sehen, dafs wir durch ihn auf keinen besseren und sicherern Weg gebracht werden, als derjenige ist, welcher insgemein betreten wird; um so geringer müssen wir sein Verdienst anschlagen, dafs er die bisher betretenen zerstören oder verschliefsen will. Eben defswegen kann auch eine Darlegung seiner Widerlegung der beiden möglichen Hypothesen, deren eine angenommen werden mufs, wenn man mit dem Vf. die Sache nicht bey Seite legen will, kein Interesse haben; aber auch hauptsächlich defswegen nicht, weil zwar keine der beiden Hypothesen, wie überhaupt kein problematischer Satz, zu einem Grundsatz erhoben, aber auch durchaus und schlechterdings nicht mit entscheidenden Gegengründen verworfen werden kann. Die Sache ist diese: Die früheren und die späteren Reichsgeschichten haben mehrere Parthieen gemeinschaftlich, oft wörtlich, nicht selten auch so, dafs diese gemeinschaftlichen Stücke in der einen erweitert, in der anderen abgekürzt sind, oder dafs in der einen Zusätze und Weglassungen sich finden, durch welche sie sich von der anderen unterscheidet; ein grofser Theil des Inhalts ist sowohl der älteren, als der neueren Schrift eigenthümlich. Die gemeinschaftlichen Aufsätze sind nach *Eichhorn* aus einer gemeinschaftlichen Grundschrift genommen worden, welche aber auch von dem Vf. der Bücher Samuels und der Könige und dem Vf. der Chronik erweitert oder abgekürzt worden ist: Rec. nimmt an, dafs die Chronik die Aufsätze, welche auch in den Büchern Samuels und der Könige sich finden, aus diesen Büchern selbst genommen, und willkührlich oder planmäfsig bald etwas zu denselben hinzugesetzt, bald etwas weggelassen habe. In den, beiden Schriften eigenthümlichen, Stücken stimmen beide Hypothesen darin überein, dafs sie in der älteren Geschichte wenigstens aus anderen Quellen, wie denn beide Schriften ältere Annalen oder Urkunden nennen, aber die Chronik auch solche, welche die Bücher Samuels und der Könige nicht anführen, geschöpft, die neueren, mit ihnen gleichzeitigen Begebenheiten aber etwa mit ihren eigenen Worten und nach ihrer eigenen Manier erzählt haben. Diese Vorstellungsarten von dem Verhältnifs, in welchem die Chronik mit den Büchern Samuels und der Könige steht, haben an sich nicht die mindeste Unwahrscheinlichkeit, und erklären dasselbe befriedigend, man mag die eine oder die andere annehmen. Die Einreden des Vfs. sind hauptsächlich gegen *Eichhorn* gerichtet. Sie drehen sich insgesamt um die Behauptung herum, eine Biographie Davids hätte müssen ganz anders ausfallen, wenn eine vorhanden gewesen wäre. Aber gesetzt auch, sie wäre wirklich so ungeschickt zusammengesetzt gewesen, wie sie S. 15 und 16 zusammengesetzt wird: sollte denn eine solche Schrift einem Zeitalter, welchem die historische Kunst noch fremd war, nicht zugeschrieben werden können? Die Hauptsache aber ist, dafs diese Bemerkung *Eichhorns* Hypothese gar nicht trifft: wo sagt er denn, dafs die Biographie Davids, welche er als Grundlage annimmt, nach ihrem ganzen Inhalt in die beiden Werke übergetragen worden sey? Er nennt sie eine kurze Lebensbeschreibung, ohne zu behaupten, dafs sie ganz in die beiden Werke aufgenommen worden, und ohne ihren Umfang zu bestimmen. Nun ist es doch gewifs lächerlich, dafs der Vf. behauptet, wenn eine Lebensbeschreibung Davids existirt hätte, so hätte sie nicht können so kurz seyn. Andere Einwendungen, z. B. *Eichhorn* nehme die Biographie nur an, weil er sie brauche, und für die Beurtheilung der Glaubwürdigkeit der Chronik sey dadurch nichts gewonnen, sind keine: die erste ist ein platter Ausdruck, bey der anderen ist es klar, dafs diefs eine ganz unbefugte Anfoderung an die Hypothese ist, und dafs sie es auch zunächst nicht leisten will; jedoch ist, was gleichfalls klar ist, so viel damit gewonnen, dafs die Bücher der Chronik nicht weniger glaubwürdig sind, als die Bücher Samuels und der Könige.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 MAY, 1807.

THEOLOGIE.

Halle, b. Schimmelpfennig und Comp.: *Beyträge zur Einleitung in das alte Testament*, von *W. M. L. de Wette* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Gleiche Bewandnifs hat es zweytens mit dem Verhältnifs des 2 Buchs der Chronik zu den Büchern der Könige. Beide stimmen oft wörtlich überein; in diesen gleichlautenden Abschnitten hat aber auch nicht selten bald das eine, bald das andere, Einschaltungen. Der Vf. theilt mit *Eichhorn* die Bücher der Chronik in 3 Theile: das Leben Salomos bis zur Trennung des Reichs, von dieser bis zum Untergang des Reichs Israel, und von diesem bis zum Untergang des Reichs Juda. Nimmt man nun mit *Eichhorn* in dem ersten Theile eine kurze Lebensbeschreibung Salomos als gemeinschaftliche Grundlage an, so erklärt sich daraus die wörtliche Übereinstimmung mancher Abschnitte; hat die eine Relation mehr als die andere, so hat jene die Urschrift ganz oder vollständiger ausgeschrieben als diese, oder sie mit Nachrichten, welche ihr anderswoher bekannt waren, vermehrt, welches man auch für wahrscheinlicher halten darf, als dafs diese Zusätze von späteren Händen seyen. Daraus erklärt sich, dafs einzelne wörtlich übereinstimmende Verse in (dem Umfange nach) differirenden Stücken vorkommen, und wenn die Bemerkung des Vfs., welche aber die Zusammenstellung der gleichlautenden Abschnitte augenscheinlich widerlegt, auch richtig wäre, dafs diese Abschnitte verschieden geordnet seyen, so wäre auch diese Erscheinung dadurch erklärt, dafs der eine Vf. die Urschrift da, der andere dort, ihrem Zwecke gemäfs oder auch nach Willkühr, gebraucht habe. Der Vf. hat auch diese Hypothese, welche, wie man sieht, eine und ebendieselbe mit der schon angeführten ist, und daher auch keiner neuen Begründung bedurfte, durchaus nicht umgestofsen, wenn er gleich auf eine sehr zuversichtliche und fast anmafsende Art sagt: „da nun jene fällt, so fällt auch diese." Die Hauptbemerkung, dafs in dem angenommenen Leben Salomos Zusammenhang, Rundung und Einheit fehle, hat gleichen Gehalt mit seinem aus der Kürze der Biographie hergenommenen Hauptgrund gegen die Eichhornische Hypothese. In dem zweyten Theil von der Trennung des Reichs bis zum Untergang des Reichs Israel, und in dem dritten vom Untergang des Reichs Israel bis zum Untergang des Reichs Juda ist offenbar, dafs die Bücher der Könige in der Geschichte des israelitischen, und die Bücher der Chronik in der Geschichte des judäischen Reichs ausführlicher sind: keineswegs aber vernachlässiget, was aus dem Augenschein sich ergiebt, die Reichsgeschichte in den Büchern der Könige das Reich Juda, und die Reichsgeschichte in der Chronik das Reich Israel. Die Bemerkung, dafs die Chronik nur die Geschichte von Juda zu ihrem Gegenstande habe, ist durchaus grundlos; die Chronik berührt auch die Geschichte von Israel, wie *Eichhorn* von den Büchern der Könige richtig bemerkt, dafs sie zwar eigentlich die Geschichte von Israel behandeln, aber doch auch die von Juda berühren. Wenn der Vf. sagt, dafs in diesen beiden Theilen die Übereinstimmung häufige Unterbrechungen leide, so müssen wir ihm noch mehr zugeben. Die Übereinstimmung wird nicht nur unterbrochen, sondern sie hört auch auf, weil beide Werke keine gemeinschaftliche Grundschrift mehr vor sich haben, und nun, wie wir dem Vf. gleichfalls einräumen, verschiedene Zwecke haben: welche Äusserung aber mit seinen übrigen durchaus nicht consistent ist. Die Glaubwürdigkeit der Chronik zu bestreiten, ist das Hauptargument des Vfs. Diese wird freylich durch *Eichhorns* Hypothese bestätigt; aber, diese Hypothese auch bey Seite gesetzt, bleibt jene Glaubwürdigkeit doch stehen. Die Hauptsache bey dem Processe wäre, dafs beide Werke einander wirklich widersprächen, so dafs nur die Berichte des einen wahr seyn könnten, die des anderen aber nothwendig falsch seyn müfsten. Dergleichen Berichte finden sich aber in diesen Werken nicht. Sie differiren in sofern, dafs das eine ausführlicher ist in Darlegung gewisser Ereignisse, das andere gedrängter; dafs das eine gewisse Begebenheiten nicht anführt, welche das andere erzählt; dafs das ältere mehr die politische Geschichte, das neuere mehr den Religionscultus zum Augenmerk sich genommen hat: einige Verschiedenheit findet sich etwa in Nebenumständen, aber das alles sind keine eigentlichen Differenzen, Disharmonieen, keine Widersprüche. Und wenn auch dergleichen sich wirklich vorfinden sollten, so wäre erst nicht ausgemacht, welches Werk mehr Glauben verdiene, das frühere oder das spätere. Wenn gleich jenes die Präsumtion des Alters für sich hätte, so führt doch auch dieses Quellen an, welche mit den von dem anderen Werk gebrauchten gleichzeitig, oder auch die nämlichen, vielleicht auch das ältere Werk selbst gewesen sind; und es ist offenbar, dafs das spätere Werk ältere Quellen gebrauchte und gebrauchen mufste, als das frühere. Es wäre nicht unmöglich, sagt aber der Vf. S.

40, dass der Verfasser der Chronik, ungeachtet jene historischen Werke noch da waren und er sie citirte, falsche, diesen früheren Relationen widersprechende, Nachrichten aufgenommen hätte. Dass eine solche gehässige Insinuation auch bündig begründet werden müsse, ist gewiss eine sehr billige Foderung. Wir wollen sehen.

II. Kritisches Verhältniss der beiden Relationen. 1) Welches ist die frühere? Hier bemerken wir im Vorbeygehen, dass der Vf. die Bücher Samuels und der Könige als Ein Ganzes, von Einem Verfasser zusammengestellt und überarbeitet, betrachte S. 43, wenn er gleich S. 23 die Hypothese der Überarbeitung eben dieser Bücher eine leidige Hypothese nennt. Über diese Frage sind die Meinungen nicht verschieden: alle kommen darin überein, dass die Bücher Samuels und der Könige älter seyen, als die Chronik. 2) Welches ist die originelle Relation? Nichts kann sonderbarer seyn, als diese von Hn. *de W.* aufgeworfene Frage über die Originalität der beiden Relationen; denn sie setzt ja eine gemeinschaftliche Grundschrift, deren sie sich bedient haben, voraus, oder schliesst sie in sich, und diese Hypothese hat ja der Vf. aufs bestimmteste verworfen. Er redet von einer historischen Quelle, von einem früheren Geschichtsbuch, dessen sich die Bücher der Könige und die Chronik bedient haben, von einer Relation, welche die Chronik mit den Büchern Samuels und der Könige gemein habe; er vergisst sich so sehr, dass er beiden Werken eine gemeinschaftliche Urschrift mit dürren Worten beylegt S. 58: überdiess ist ja gerade die Eichhornische Vorstellungsart, welche bisher Hr. *de W.* befehdet hat. Es ist nur die Anklage der Verfälschung der früheren Grundschrift, welche der Vf. gegen die Chronik motivirt. Z. B. 2 Samuel 24, 1 hat Jehovah und 1 Chronik 21, 1 Satan dem David eingegeben, das Volk zählen zu lassen: ist nun dieses eine Verfälschung der Chronik, oder nicht vielmehr Milderung eines höchst harten Ausdrucks, da auch dem Jehovah in der ersten Stelle Malevolenz zugeschrieben wird, und überdiess Veränderung des Ausdrucks, gemäss den Vorstellungen der damaligen Zeiten? In der Erzählung der Pest selbst 1 Chronik 21, 16, stand der Engel des Herrn zwischen Himmel und Erde, und ein gezücktes Schwert war in seiner Hand ausgereckt über Jerusalem; 2 Samuel 24, 16 streckt der Engel nur seine Hand über Jerusalem aus, diese Stadt zu verderben: das ist nun wieder keine Verfälschung, sondern die Chronik nahm entweder die Stelle der Urschrift ganz auf, welche das Buch Samuel abkürzte, oder die Chronik hatte hier eine andere Schrift vor sich, welche diesen Zusatz hatte, welcher übrigens mit der gemeinschaftlichen Angabe, dass der Engel עם־גרן des Arasna stand, sich wohl reimen lässt: denn es heisst ja nicht, dass er auf der Tenne gestanden, mithin konnte er doch zwischen Himmel und Erde stehen. Eben so sollen die den Religionscultus betreffenden Nachrichten, welche die Chronik allein giebt, unächte Zusätze seyn, weil das ältere Werk dieselben gewiss nicht verschwiegen haben würde, wenn die Geschichte ihm dergleichen geliefert hätte; viel gewisser ists aber, dass dieses Argument nicht die mindeste Beweiskraft habe. Als solche unächte Zusätze werden erklärt: 2 Chronik 8, 12. 13, vergl. 1 Könige 9, 25; 2 Chronik 5, 11—13, vergl. 1 Könige 8, 10. 11; 2 Chronik 7, 5—7, vergl. 1 Könige 8, 63. 64; 2 Chronik 23, 17—20, vergl. 2 Könige 11, 18. 19; 2 Chronik 35, 1—19, vergl. 2 Könige 23, 21. 22. In den angeführten Stellen sind nur die Berichte der Chronik erweitert, gewöhnlich die Bücher der Könige ergänzend und erläuternd, aber nicht in dem mindesten Widerspruch mit denselben, was auch unser Ankläger derselben nicht darthun konnte; wie konnte er aber diese Erweiterungen als falsch oder diese Zusätze als unächt denunciiren? Was über einige ungeschickt seyn sollende Versetzungen noch in diesem Abschnitt bemerkt wird, darüber haben wir uns schon erklärt, und wenn sie auch wirklich ungeschickt seyn sollten, so sind sie desswegen nicht auch offenbar unächt S. 59. Hr. *de W.* setzt seine Anklagen, ob sie gleich die nämlichen mit den bisherigen sind, fort. 3) Mangel an Präcision, Nachlässigkeit, compilatorische Manier des Vfs. der Chronik. Beyspiele hievon sind 1 Chron. 14, 13, wo es bloss heisst: im Thal, und doch ist es V. 9 genannt worden, wie im Buch Samuel. 1 Chron. 19, 17 heisst es nur, David sey jenseits des Jordans auf die Feinde getroffen, und 2 Sam. 10, 17 nennt auch den Ort noch. 2 Chron. 21, 9 giebt wieder den Ort nicht an, welcher 2 Kön. 8, 21 sich findet. 1 Chron. 10, 12 heisst es nur, alle streitbaren Männer haben sich aufgemacht, da doch 1 Samuelis 31, 12 hinzusetzt, sie seyen die ganze Nacht gegangen. 1 Chronik 19, 3 kommen die Knechte Davids zu dem neuen König der Ammoniter, da es doch 2 Sam. 10, 3 heisst, David habe sie geschickt. 2 Chronik 9, 12 gab Salomo der Königin von Saba alles, was sie verlangte, ausser dem, was sie zum König brachte, und 1 Kön. am 10, 13 heisst es doch, er habe ihr alles gegeben, was sie verlangt habe, ausserdem, was er ihr unaufgefodert gab. 1 Chron. 10, 6 starb mit Saul und seinen 3 Söhnen sein ganzes Haus, hingegen 1 Samuel 31, 6 starben mit ihm und seinen drey Söhnen sein Waffenträger und alle seine Leute. Wir würden die Geduld der Leser ermüden, wenn wir auch die übrigen angeführten Beyspiele ihnen vorlegen wollten, und doch mit ihnen nicht weiter kommen, da sie gleichen Gehalts mit diesen sind. Weit mehr fällt in diesem Abschnitt in die Augen der Mangel an logischer Ordnung, Genauigkeit und Bestimmtheit des Anklägers, als der Mangel an Präcision und die Nachlässigkeit des Beklagten. Man nehme einmal unbefangen die 8 Anklagepuncte vor sich: nirgends ist Zusammenhang, keine Beziehung der späteren auf die früheren, keine Unterscheidung, eine ganz unlogikalische Classification. Denn die Beyspiele, welche unter einer Numer angeführt werden, hätten eben so gut auch unter einer anderen angeführt werden können; und was die Hauptsache ist, so reduciren sich selbst alle Puncte nur auf Einen, nämlich auf die Bemerkung, dass in mehreren sonst gleichlautenden Stel-

len des älteren und jüngeren Geschichtbuchs der Unterschied sich finde, dass dieses etwas mehr oder weniger hat, als jenes. Bekanntlich nennt man dergleichen Stellen sonst Parallelstellen. So sehr der Vf. der richtigen Ansicht dieser Erscheinung sonst sein Auge verschliesst: so öffnet er es, wie auch schon bemerkt worden, doch derselben bisweilen; wie es scheint, unwillkührlich. Unter seinen Anklagen lässt er die Worte, welche eine vollgültige Vertheidigung derselben enthalten, sich entfallen: „vielleicht benutzte der Vf. der Chronik eine andere Urkunde" S. 74. Wozu denn also die ganze Anklageschrift? Man halte einmal auch an die Kritik des Vfs. die Kritik älterer, z. B. des *Morin*, welcher über dergleichen Parallelstellen bemerkt: *aliter hic locus quam ille rem expressit*, und anderswo: *si quid paulo aliter in uno libro, aliter in alio, ex. gr. in Chronicis et libris Regum, scribitur, id meo quidem judicio plerumque copiae sermonis, non errori aut oscitantiae scribarum tribui debet;* und des *Cappellus*, seines Gegners, dessen Ansicht der Chronik folgende ist: *Videntur libri Chronicorum ab Ezra ex variis disjectisque atque ab eo collectis schedis, quas undecunque in exsilio Babylonico corradere potuit, consarcinati, in quibus eadem vel similia habebantur, quae jam antea in Samuelis et Regum libris descripta erant, sed cum aliquo ex scribarum indiligentia exiguo parumque momentoso discrimine atque varietate. Cumque in illis schedis nihil immutasset Ezras (sive quod varietatem illam non animadverterit, vel quod eam tollere neglexerit, quod illi videretur exilis nimium, parumque aut omnino non momentosa) sed simpliciter eas descripsisset, et certo ordine digessisset ac disposuisset: factum est inde, ut gemina in locis ejusmodi parallelis lectio oborta sit, atque ex Ezrae exemplari in alios sequentes codices omnes, ex illo descriptos, propagata sit atque diffusa.* Hr. *de W.* will nun auch die bösen Absichten aufdecken, welche der Vf. der Chronik bey seinen Corruptionen hatte. 4) Wundersucht des Vfs. der Chronik. 1 Könige 22, 32. 33 lassen die Wagenführer des Königs der Syrer auf den Zuruf Josaphats, durch welchen er ihnen zu erkennen gab, dass er nicht der König von Israel sey, für welchen sie ihn hielten, von seiner Verfolgung ab; 2 Chronik 18, 31 rettete Gott den Josaphat auf seinen Zuruf, und entfernte die Wagenführer von ihm. Denn als sie sahen, dass er nicht der König von Israel sey, verfolgten sie ihn nicht weiter. Es ist doch eine höchst sonderbare Bemerkung, dass die Geschichte reell dadurch verfälscht sey. Selbst der nicht grade sehr religiöse Mensch wird die Rettung aus einer augenscheinlichen Todesgefahr Gott zuschreiben: auch der Rec., welcher von aller Wundersucht sich frey und rein weiss, würde in einem solchen Falle so reden, wie der Vf. der Chronik. 5) Levitismus, oder die Vorliebe des Vfs. für den Stamm Levi, die ihn zu Verfälschungen und Unwahrheiten verleitet habe. Wie die zuerst angeführte Stelle 1 Chronik 18, 17, welche Davids Söhne ganz richtig הראשנים ליד המלך nennt, da hingegen die Parallelstelle 2 Samuel 8, 18 sie offenbar unrichtig כהנים nennt, ein Beleg zu dieser Beschuldigung seyn solle, ist nicht einzusehen. 1 Chronik 21, 3 werden die Worte: למה יהיה לאשמה לישראל, als ein ganz unwahrer Zusatz erklärt, weil Joab nicht habe wissen können, dass die Volkszählung unrecht sey, und doch hat er auch 2 Sam. 24, 3 seine Missbilligung derselben ausgedrückt: die Chronik lässt den David befehlen, Israel von Dan bis nach Berscheba zu zählen, nach dem B. Samuel befiehlt er, man solle das Volk in allen Stämmen Israel von Dan bis nach Berscheba zählen. Diess sey, sagt der Vf., ein Befehl zu einer totalen Volkszählung gewesen, jenes nicht, und doch sind Berscheba und Dan die äussersten, einander entgegengesetzten Grenzen des Reichs gewesen. 2 Sam. 24, 5—7, wird die Richtung beschrieben, nach welcher Joab die Reise gemacht; 1 Chron. 21, 4 sagt bloss, er sey in ganz Israel umhergezogen: als ob hierin ein Widerspruch wäre! Die Chronik hat allerdings die Einschränkung, dass Levi und Benjamin von Joab in die Bevölkerungslisten nicht aufgenommen worden seyen, (der Text hat: לא פקד בתוכם, diesem Verbum kann man aber um so weniger den Sinn beylegen, dass Levi und Benjamin überhaupt nicht gezählt worden seyen, da in der ganzen Beschreibung das Verbum ספר vom Zählen gebraucht wird, und da die Worte der Chronik auch so genommen werden können, Joab habe in der Summe, welche er dem David vorlegte, Levi und Benjamin nicht mit begriffen,) welche Einschränkung das B. Samuels zwar nicht ausdrücklich hat, hingegen hat es eine geringere Anzahl von Einwohnern, weil wahrscheinlicher Weise in derselben die Stämme Levi und Benjamin nicht begriffen sind, woraus aber auch die Wahrscheinlichkeit sich ergiebt, dass diese Ausnahme, welche Joab machte, dem Vf. des B. Samuels gar wohl bekannt gewesen. Warum Joab bey dem Stamme Benjamin diese Ausnahme gemacht, davon ist uns der Grund nicht mehr bekannt; ein entscheidender Grund für die Ausnahme des Stammes Levi liegt im 4 B. Mos. 1, 49. Hieher gehört ferner die Erzählung von der Translocation der Bundeslade 1 Chron. 13, 15, vergl. 2 Sam. 6. Dieses Buch schreibt die Veranstaltung des Transports bloss dem David zu, ohne der Leviten zu erwähnen, welche er als Träger bestellt habe; die Chronik hingegen meldet dieses ausdrücklich. Hr. *de Wette* folgert daraus, dass sie ihr Original entstellt und verstümmelt habe. Welche Logik ist diess wieder? Wie soll eine Entstellung dargethan werden können, da wir die Erzählung nicht an das Original halten können. Eine Verstümmelung findet sich hier gar nicht; denn die Chronik ist viel umständlicher in ihrem Bericht, als das B. Samuel. Und die Glaubwürdigkeit der Chronik kann man um so weniger in Anspruch nehmen, da sie die Namen der Vorsteher der Leviten, der Tonkünstler, und der Aufseher über die Bundeslade anführt, deren überdiess so viele sind, dass sie dieselben nicht erdichten konnte, und auch die Anzahl des levitischen Personals bey dieser Feyerlichkeit angiebt. Bey der Erhebung des jüngern Joas auf den Thron, wird 2 Kön. 11 der Leviten nicht ausdrücklich Erwähnung gethan; hingegen 2 Chron. 23 wird ihnen namentlich

die Theilnehmung an dieſer Revolution zugeſchrieben: und dieſs iſt nach dem Vf. ein Falſum. Aber vorausgeſetzt, daſs dieſes Datum durchaus nicht unwahrſcheinlich iſt, da der Schauplatz der Begebenheit der Tempel, und der Prieſter Jojada der Stifter derſelben iſt; ſo kann man ja wohl annehmen, die ſpätere Erzählung habe die frühere ergänzt. Auch iſt es gar nicht ausgemacht, daſs im B. der Könige die שרי המאות die כרי und die רצים Militairperſonen geweſen ſind, wie insgemein angenommen wird. Die Vorſteher von Hunderten konnten ja auch Vorſteher von 100 Leviten ſeyn; und dieſs iſt aus V. 10 wahrſcheinlich, nach welchem Jojada ſie erſt bewaffnet hat. Wären ſie Kriegs-Centurionen geweſen, ſo würden ſie doch Waffen gehabt haben. Die Bedeutung von כרי iſt gänzlich unbekannt; die רצים waren etwa eine Claſſe von Leviten zum Dienſt der Prieſter: daſs ſie באי השבת und יצאי השבת genannt werden, damit ſcheinen ſie auch, als zum prieſterlichen Stande gehörig, bezeichnet zu werden. Beide Erzählungen ſind unter dieſer Vorausſetzung übereinſtimmend. Ein Falſum ſoll endlich ſeyn in 2 Chron. 24, vergl. 2 Kön. 12. Die Chronik berichtet den Ungehorſam der Prieſter gegen den königlichen Befehl, wie das B. d. Kön.; nur ſcheint dieſe Relation ſie auch einer Veruntreuung zu beſchuldigen, aber ausdrücklich und beſtimmt geſchieht es nicht: die Chronik ſagt nun hievon nichts, wiewohl auch nach ihrer Relation eine Veruntreuung vorgegangen ſeyn kann. Auch dieſs iſt, wie von ſelbſt erhellt, kein Falſum. Hr. *de Wette* legt dem Vf. der Chronik 6) zur Laſt Ehrenrettungen des jüdiſchen Cultus. Hier, ſagt Hr. *de Wette*, werden wir den Vf. der Chronik auf den ungeſchickteſten Verfälſchungen ertappen. 1 Kön. 14, 22—24 wird der Götzendienſt beſchrieben, welcher in Juda unter Rehabeam getrieben wurde; 2 Chron. 12, 1 wird geſagt, Rehabeam und ganz Iſrael mit ihm habe das Geſetz des Herrn verlaſſen: iſt denn aber dieſes eine Ehrenrettung? In den Beſchreibungen der Regierung der Könige Joas, Amazia und Aſaria bemerkt das 2 B. d. Kön., daſs das Volk (לא סרו) den Götzendienſt auf den Höhen nicht unterlaſſen habe, welche Bemerkung die Chronik nicht ausdrücklich macht; doch ſchränkt ſie das Lob, welches ſie dem erſten beylegt, nur auf die Lebzeiten des Prieſters Jojada ein, bey dem zweyten ſagt ſie, er habe das, was in den Augen Jehovahs recht iſt, nur unvollkommen (לא בלבב שלם) gethan, und der dritte wird in Parallele geſetzt mit ſeinem Vater, nebſt dem Beyſatze, daſs er nur ſo lange, als Sacharja lebte, dem Jehovah ergeben geweſen ſey: dieſe Angaben deuten aber auf nichts anderes, als auf ihre Begünſtigung des Götzendienſtes oder ihre Theilnehmung daran. Auch unter Jotham hat nach 2 Kön. 15, 35 das Volk auf den Höhen geopfert und geräuchert; nach 2 Chron. 27, 2 iſt Jotham nicht in den Tempel des Herrn gekommen, und das Volk war noch ſündigend (משחיתים). Worin differiren nun beide Relationen? Darin, daſs nicht die ſpätere, ſondern die frühere, die mildere iſt. Daſs 2 Chron. 14, 2 nicht im Widerſpruch ſtehe mit 15, 17, iſt oben gezeigt worden: 2 Chron. 17, 6 hat Joſaphat die Höhen abgethan (הסיר), und 20, 33 hat das Volk ſie nicht abgethan (לא סרו). Das iſt auch kein directer Widerſpruch, und beide Stellen ſind ſo zu vereinigen, daſs nach der erſten der König für ſich zwar dem Götzendienſt auf den Höhen entſagt, oder auch denſelben verboten, nach der zweyten aber das Volk, des königlichen Beyſpiels oder Verbots ungeachtet, denſelben fortgeſetzt habe. Von Hiskia berichtet 2 Kön. 18, 4, er habe die eherne moſaiſche Schlange zerſchlagen, weil das Volk derſelben bisher geräuchert habe; die Chronik verhehlt dieſe Schlange, doch läſst ſie 2 Buch 29, 5 den König Befehl geben, man ſolle das Hauſs Jehovahs heiligen, und den Unflath aus dem Heiligthum entfernen. 2 Kön. 23 wird die von Joſia vorgenommene Zerſtörung der Götzen umſtändlich beſchrieben; die Chronik 2 B. 34, 33 ſagt kurz, er habe alle תעבות (ein gewöhnlicher Name der Götzen,) aus allen Ländern des Reichs entfernt und weggeſchafft. 2 Könige 16 ſchickt Ahas eine Zeichnung von dem Altar zu Damaſcus dem Prieſter Uria, welcher nach derſelben einen Altar zu Jeruſalem verfertigen laſſen muſste; 2 Chron. 28, 23 hat er den damaſceniſchen Göttern geopfert. 1 Kön. 11 thut der vielen Weiber Salomos und der Abgötterey, zu welcher er ſich durch ſie verführen lieſs, Erwähnung; die Chronik nicht: aber muſste ſie denn alles berichten, was das ältere Geſchichtsbuch erzählt, oder alles aufnehmen, was dieſes hat? 1 Kön. 3, 4 wird kurz erzählt, Salomo habe auf der Höhe zu Gibeon geopfert; 2 Chron. 1, 3. 5 wird noch angeführt, daſs daſelbſt das von Moſe verfertigte Tabernakel, und der von Bezaleel gegoſſene Altar von Erz geweſen ſeyen, auch erwähnt die Chronik 1 B. 17, 39 und 22, 29 im Leben Davids die Wohnung des Herrn und den Altar auf der Höhe zu Gibeon: es iſt nicht einzuſehen, wie der Vf. die Ergänzung oder Erläuterung, welche die Chronik hat, eine ganz grundloſe Legende nennen, oder wie er ſagen kann, die Chronik ſtehe mit der Stelle 1 Kön. in offenbarem Widerſpruch. 1 Chron. 21, 18 ſagt Gad, einem Auftrag des Engels zufolge, dem David, er ſolle auf der Tenne Araſnas einen Altar errichten; 2 Sam. 24, 18 ſagt Gad aus freyer Bewegung dieſes dem David, doch hat er v. 11 den Befehl von Jehovah erhalten, zu David zu gehen. Die Erwähnung des Engels ſey nun, wie der Vf. meynt, eine ungeſchickte Entſchuldigung Davids wegen ſeiner Opfer auf der Tenne; aber bedurfte denn dieſe, einem Orakelſpruch zufolge unternommene, Handlung einer Entſchuldigung? 2 Sam. 5, 21 wird von David und ſeinen Leuten geſagt: וישאם nämlich die von den Philiſtern zurückgelaſſenen Götzen; 1 Chron. 14, 12 wird beſtimmt geſagt, ſie ſeyen auf Befehl Davids verbrannt worden, וישרפו באש, auch dieſes ſoll eine apologetiſche Änderung ſeyn, und doch hat נשא auch ſonſt Hiob 32, 22 die Bedeutung des Vertilgens, und משאת die beſtimmte Bedeutung eines Brandes, Richt. 20, 40.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 MAY, 1807.

THEOLOGIE.

HALLE, b. Schimmelpfennig und Comp.: *Beyträge zur Einleitung in das alte Testament, von W. M. L. de Wette* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Diess sind die eigentlichen Ehrenrettungen des judäischen Cultus; es werden noch die Ausschmückungen beygefügt. Sie betreffen hauptsächlich die Passahfeyer und den Bau des Tempels. Von jener glaubt der Vf., dass sie erst unter Josia nach der Vorschrift des Gesetzes begangen worden sey; allein diess liegt durchaus nicht im Text 2 Kön. 23, 21 — 23 und 2 Chron. 35, 18, sondern das, dass seit der Zeit der Richter oder Samuels das Passah nicht mit einer solchen Feyerlichkeit, wie damals, gehalten worden, (לא נעשה כפסח הזה), daher auch die Angaben der Chronik, dass es von Salomo und Hiskia gefeyert worden sey, auf eine ganz unstatthafte Weise für verdächtig und erdichtet erklärt werden. Bey diesem will er nicht glauben, dass David Vorbereitungen gemacht und Materialien gesammelt habe: was doch an sich ganz glaublich ist, da auch das andere Geschichtsbuch das Vorhaben Davids, einen Tempel zu bauen, lange Zeit vor seinem Ableben erzählt, und was insbesondere auch desswegen ist, weil das ganze grosse Gebäude mit den vielen Nebenparthien und den unzähligen Geräthschaften in 7 Jahren — einer für die damalige Baukunst gewiss kurzen Zeit — vollendet worden. Was es nun mit den Ehrenrettungen für eine Bewandniss habe, fällt aus unserer vollständigen Darlegung derselben in die Augen: die Ausschmückungen ist der Vf. selbst so gefällig auch Zusätze zu nennen, S. 114; und da er nicht erwiesen hat, dass sie mit dem älteren Werke in Widerspruch stehen, da eben dieses der Zweck der Chronik ist, das ältere Geschichtsbuch zu suppliren, besonders in Rücksicht auf den Religionscultus; so derogiren diese Supplemente der Ächtheit und Glaubwürdigkeit der Chronik durchaus nichts. Der letzte Anklagepunct ist endlich 7) Vorliebe für Juda und Hass gegen Israel. Diese Seite der Parteylichkeit der Chronik solle sich im Ganzen zeigen. Aber man halte einmal die Charaktere der israelitischen Könige und den Zustand ihres Reichs, wie sie in der Chronik geschildert werden, gegen die B. der Könige; man halte sie auch gegen die Orakel der Propheten, und man wird alles übereinstimmend finden. So werden auch die Könige von Juda und ihr Reich, in Gemässheit mit dem älteren Geschichtsbuche und den Propheten, geschildert. Als Hauptbeyspiel wird angeführt die Rede Abias 2 Chron. 13, welche unwahr seyn müsse, weil er nach 1 Kön. 15, 3 ein Götzendiener gewesen, wie sein Vater Rehabeam. Allein zugegeben, dass Abia ein Götzendiener gewesen: so ist seine Rede nicht gerade unwahr in Rücksicht auf den Erzähler, sondern nur Verstellung und Heucheley von Seiten des Königs.

Der zweyte Theil der *de Wette*schen Schrift ist betitelt: *Resultate für die Geschichte der mosaischen Bücher und Gesetzgebung.* Aber es ergiebt sich von selbst, dass wir nicht lange bey demselben zu verweilen haben. Denn hat es mit den Prämissen die Beschaffenheit, welche wir dargelegt haben: welches Interesse, welchen Werth sollten für uns die Resultate haben? Aus grundlosen Prämissen resultirt nichts, und aus unrichtigen Vordersätzen ergeben sich nur Folgerungen von gleichem Gehalt. Unbefangen hat der Rec. die Anklage gegen die Chronik angehört, mit einem mühsamen Fleisse, welchen diese Anzeige zur Genüge documentirt, jeden Punct und jeden Beleg derselben geprüft. Die Processacten liegen hier vor dem Publicum: diese Anzeige legt die Anklage vollständig dar, und derselben ist die Vertheidigung unmittelbar beygefügt. Da durchaus kein Punct und kein Beleg begründet und haltbar erfunden worden: so muss unser Tribunal die Anklage als durchaus unstatthaft erklären. So mühsam auch die Arbeit war, welcher der Rec. sich unterziehen musste: so ist er nun doch am Ende derselben gar nicht verdriesslich darüber; er ist vielmehr froh, sie unternommen zu haben. Denn er ist durch dieselbe zu der innigsten, lebendigsten Überzeugung gekommen, dass die Ächtheit und Glaubwürdigkeit der Chronik durch Hn. *de Wette* nicht im mindesten untergraben und erschüttert worden sey, und dass dieses hebräische Geschichtsbuch noch den nämlichen Werth habe, welchen es vor Erscheinung dieser seiner Schrift hatte.

Die drey Abhandlungen des 2 Theils: Revision der geschichtlichen Zeugnisse und Spuren von dem Vorhandenseyn des Pentateuchs als geschriebenen Ganzen; Beweis aus dem Alter des samaritanischen Codex, und über den Zustand des Religionscultus der Israeliten in Hinsicht auf die Gesetzgebung des Pentateuchs, machen die bey weitem bessere und vorzüglichere Hälfte dieser Schrift aus. In der ersten trifft der Vf. am Ziele mit Hn. *Vater* zusammen, aber er bahnte sich seinen Weg selbst, ohne diesen oder einen anderen Führer; die Untersuchungen über den samaritanischen Pentateuch greifen tiefer ein, und führen uns auch weiter

als die Vaterschen und andere: die dritte Abhandlung enthält ganz neue und dem Vf. eigenthümliche Ansichten. Hätte der Vf. diese und andere Abhandlungen uns vorgelegt, ohne sie in Verbindung zu setzen mit der misslungenen Untersuchung über die Chronik: der Werth derselben wäre unstreitig viel grösser, und wir würden sie auch mit viel grösserem Danke aufgenommen haben. Rec. wird etwa sonst Veranlassung haben, diese Abhandlungen zu würdigen; hier bedürfen sie als Resultate falscher Prämissen keiner weiteren Würdigung. Man sieht aus der Vorrede, dass in der Anlegung des Plans dieser Schrift der junge Gelehrte irre geleitet worden ist. Trefflich hatte Hr. *de Wette* seinen Plan entworfen und ausgeführt. „Schon vor längerer Zeit, sagt Hr. Dr. *Griesbach* in der Vorrede III und IV, theilte mir Hr. Dr. *de Wette* eine Schrift mit, worin er ausführlich aus inneren und äusseren Gründen zu beweisen suchte, dass das 2, 3 und 4 B. Mose eben so, wie jetzt von dem ersten ziemlich allgemein zugestanden wird, eine Sammlung sehr verschiedener, ursprüglich weder zusammengehöriger, noch immer unter einander harmonirender Aufsätze sey; dass das Deuteronomium einen ganz anderen Verfasser habe, und für sich ein Ganzes ausmache, in dem ein Geist wehe, der von dem der drey anderen Bücher merklich sich unterscheide; dass die Abfassung des Pentateuchs in seiner jetzigen Gestalt in eine weit spätere Zeit zu setzen seyn möchte, als selbst diejenigen Gelehrten, welche ihn Mose absprechen, anzunehmen pflegen; dass dieser Behauptung weder der samaritanische Pentateuchus nebst dem vermeintlich uralten Hass der Samariter gegen die Juden, noch die Auffindung des Gesetzbuchs im Tempel zur Zeit Josias, noch sonst etwas in den historischen Büchern des alten Testaments, wofern sie richtig verstanden würden, entgegen stehe, bloss manche Erzählungen in den Büchern der Chronik ausgenommen; dass aber gegen das Alter und die durchgängige Glaubwürdigkeit dieser Chronik erhebliche Zweifel sich aufstellen liessen." Nach diesem Plan ausgearbeitet, hätte die Schrift erscheinen sollen: dabey würde das Publicum, und noch weit mehr der Vf. gewonnen haben. Für das Publicum hätte es immer interessant seyn müssen, über den nämlichen Gegenstand, die Abfassung des Pentateuchs, zu gleicher Zeit zwey Schriften, die Vatersche und die Wettesche, zu erhalten. Wäre die letzte auch etwas später erschienen als die erste. Jedermann würde es dem Hn. *de Wette* auf sein Wort geglaubt haben, dass sie in Ansehung der Ausarbeitung gleichzeitig sey, Niemand würde sie für einen Nachhall der früheren gehalten haben: über seine Originalität als Schriftsteller hätte Hr. *de Wette* selbst am besten sich legitimiren können. Die Schrift nach des Vf. eigenem Entwurf würde weit gesicherter gegen Angriffe gewesen seyn, als sie es nun nach Hrn. *Griesbachs* Veränderung desselben ist. „Ich rieth meinem Freunde, sagt er in der Vorrede S. VI, die Hauptsache aus dem zu machen, was vorher Nebenwerk gewesen war." Auf den Rath des Hn. *Griesbach* ist also die Untersuchung über die Chronik, welche vorher Nebenwerk war, zur Hauptsache erhoben; sie, welche vorher das Ganze beschloss, ist nun an die Spitze gestellt worden. Es ist klar, dass durch diese Versetzung die *de Wettesche* Schrift ganz verunglückt ist. Denn da die Recherchen über die Chronik nur den Werth verwerflicher Prämissen haben: so kann auch, wenigstens zunächst, den daraus gezogenen Resultaten kein anderer Werth beygelegt werden. Durch diese Versetzung hat die Schrift auch ein gehässiges Ansehen bekommen, welches bey der ersten Anordnung wenigstens nicht so auffallend gewesen wäre. Denn gleich anfangs kündigt sich nun Hr. *de W.* in den Untersuchungen über die Chronik als Gegner des berühmten Vfs. der Einleitung ins A. T. an, und stellt sich somit selbst in die Reihe solcher Schriftsteller, welche, statt ihren Ruhm zur Schriftstellerey erst durch eigene Geistesproducte zu erhärten, durch den Tadel der Werke anderer einen Ruhm sich zu verschaffen glauben. *Griesbachs* Vorrede oder Fürsprache ist aber gewiss ein höchst sonderbares Phänomen. Die Circumspection des Veterans der theologischen Literatur scheint bey der Anpreisung der *de Wetteschen* Schrift nicht wahrgenommen zu haben, in welchen Widerspruch er dadurch mit sich selbst geräth, und welches Unheil er sich und den Werken seines Geistes bereitet. Die Differenzen, welche in den Büchern Samuels und der Könige, und in der Chronik sich finden, sind, was jeder Unbefangene zugeben wird, bey weitem nicht so häufig und so bedeutend, als diejenigen, welche wir in den drey früheren Evangelien, dem Matthäus, Markus und Lukas bemerken. Nimmt nun Hr. *Griesbach* mit Hn. *de W.* an, dass dieser Differenzen wegen nur die eine Geschichtserzählung wahr seyn könne, die andere hingegen keinen Glauben verdiene: so muss er consequenter Weise auch annehmen, dass nur eines der drey Evangelien wahr seyn könne, entweder Matthäus, oder Markus, oder Lukas, und dass die beiden anderen unächt seyen. Wozu nun die Versuche, ihr Verhältniss zu erklären, und sie in Harmonie zu bringen? Wozu die *Griesbachische* Hypothese, die späteren Evangelien haben aus den früheren geschöpft, Lukas aus Matthäus, und Markus aus beiden? Wozu besonders die *synopsis evangeliorum*; und was wird aus dieser am Ende werden? Wir haben gehört, wie Hr. *de W.* der Chronik das eine mal deswegen, weil sie mehr hat, als die Bücher Samuels und der Könige, das andere mal aus dem Grunde, weil sie weniger hat, die Glaubwürdigkeit ab- und dem anderen Werke zuspricht. Wenn Hr. *Griesbach* nun dergleichen Grundsätze adoptirt, wie will er sie mit seinen bisher bekannten reimen? und werden seine kritischen Arbeiten ferner so geschätzt werden, als sie es bisher wurden? — Rec. schliesst seine Anzeige mit einer herzlichen Einstimmung in den Wunsch des Vorredners in Ansehung des Vfs. dieser Schrift, welcher gewiss reifere und edlere Früchte seiner Studien in Zukunft wird liefern können, wenn er nicht nur frey von Sorgen, sondern auch frey von fremder Eingebung, arbeiten wird.

Ev. u. Az.

Leipzig, b. Weygand: *Ausführliche Erklärung der sämtlichen Weissagungen des neuen Testaments*, mit exegetischen, kritischen und historischen Anmerkungen und einer Abhandlung über den neutestamentlichen Prophetismus. 1803. VI und 278 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

In diesem Werke des Hn. Pfarrers *Scherer* erhält man nicht, wie der Titel besagt, eine ausführliche Erklärung der *sämtlichen Weissagungen* des N. T.; sondern alle diejenigen Abschnitte der 4 Evangelien, die Vorherverkündigungen oder Erzählungen, in das Gewand von Weissagungen eingekleidet, enthalten, sind übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, worauf allgemeine Betrachtungen über den Sinn und Charakter dieser Abschnitte, so wie über den Gesichtspunct, aus welchen man sie zu betrachten habe, folgen. Die Übersetzung ist dem Vf. vortrefflich gelungen, und zeichnet sich vor der *Stolzischen* des N. T. nach der dritten Ausgabe zu ihrem Vortheil aus. Sie ist in einer correcten und verständlichen Sprache abgefasst, und giebt den einfachen, treuherzigen Ton der Erzählung mit allen ihren losen Übergängen und bildlichen Bezeichnungen ungeschwächt wieder: da hingegen Hr. *Stolz* den Sinn meistentheils zwar richtig ausdrückt, aber die Farbe des Originals verwischt, und dadurch, dass er die Kraft der Metaphern und der übrigen sinnlichen Sprache des Hebräers fast immer ohne Noth durch Auflösung in matte Prosa oder Umschreibungen vertilgt hat, den Leser vergessen macht, dass er ein Product des morgenländischen Himmels vor Augen habe. Die Anmerkungen sind zweckmäsig und in fruchtbarer Kürze mitgetheilt: sie zeugen eben sowohl von schätzbaren Kenntnissen, als eigenem Nachdenken. Weniger aber kann Rec. dem Vf. in dem Theil seiner Schrift beytreten, wo er den Sinn der einzelnen Vorherverkündigungen entwickelt; und er hält sich daher für verpflichtet, einige Ansichten des Vfs. mit einigen Gegenerinnerungen zu begleiten. So betrachtet er S. 24 die ganze Erzählung von der Erscheinung eines Engels und der dem Priester Zacharias gegebenen Aussprüche bis zur Geburt Johannes *als heilige Dichtung zur Verherrlichung der Gröſse Jesu*, und bemerkt: die Lebensgeschichte von Jesus; wie solche seine Schüler Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes gegeben haben, sey im Grunde *Epopöe*, ob sie gleich grossentheils in ungebundener Sprache geschrieben sey. Jesus, fährt er S. 25 fort, war kein gewöhnlicher Mensch, er lebte in der höheren unendlichen Welt, ob er gleich noch in menschlicher Hülle einherging. Sollte er, fragt er, einen gewöhnlichen Ursprung gehabt haben? Sollte nicht selbst die schaffende bildende Natur, die Gottheit, durch ausserordentliche Zeichen und Erscheinungen auf den grossen Mann bey seiner Geburt schon hindeuten? Ein Johannes, der dem vollkommenen und göttlichen Jesus den Weg bereite, sein Herold sey, könne in der *Epopöe* von Jesus nicht ohne Himmelszeichen in die Welt treten. Im heiligen Denken, voll Sehnen und Hoffen, schwinge sich der Geist in die höhere Welt, dringe zur Gottheit hinan. Welch ein Mensch, dessen Daseyn gleichsam durch das Gebet erzwungen werde! —

Der Vf. betrachtet, wenn anders Rec. ihn richtig versteht, diesen ganzen Abschnitt als ein Phantasiegemälde, von den Vff. der Evangelien erfunden, um den heiligen Schein, den sie um das Haupt ihres der Erde entrissenen Meisters erblickten, eben so hell in die Augen ihrer Leser zurückstrahlen zu lassen. Rec. findet aber hier nichts weiter als *Sagen*, ganz auf jüdische Weise bildlich ausgeschmückt oder eingekleidet, und glaubt die zum Grunde liegenden Facta durch die gegenwärtige Hülle deutlich wahrnehmen zu können. Um aber bey diesen einzelnen, in den ersten Kap. des Matthäus und Lukas aufbewahrten, Sagengeschichten das eigentliche Factum leicht ausmitteln zu können, braucht man sich nur die besondere Art zu vergegenwärtigen, wie die hebräischen Schriftsteller Geschichtserzählungen vortragen.

Bey der Erklärung der beiden ersten Kap. des Matthäus und Lukas muss um so mehr auf die Erzählungsmanier der Hebräer Rücksicht genommen werden, weil sie offenbar ganz hebräisch gefärbt, und fast bis auf die kleinsten Züge und Nüançen der in der Genesis herrschenden Manier nachgebildet sind. Es möchte sich daher der Gesichtspunct, aus welchem man die in jenen Evangelien niedergelegten Vorherverkündigungen oder Weissagungen zu betrachten hat, am bequemsten und wahresten auffassen lassen, wenn man folgenden Weg einschlägt. Was zuerst den Abschnitt Lukas 1, 5—25 betrifft, wo dem Priester Zacharias durch den Engel Gabriel die Geburt seines Sohnes vorherverkündigt wird: so bleibt nach Abstreifung des ausschmückenden Gewandes bloss der einfache Satz übrig: Zacharias kam einst zum Erstaunen des wartenden Volks *stumm* aus dem Tempel, kurz zuvor, als seine ziemlich betagte Frau Elisabeth wider Vermuthen schwanger wurde, und erhielt seine Sprache erst an dem Tage wieder, wo er aufgefodert ward, zu erklären, wie er seinen Sohn genannt wissen wollte. Weil nun jede auffallende Erscheinung in dem damaligen Zeitalter bekanntlich dem unmittelbaren Einfluss Jehovah's oder eines Engels beygemessen wurde, und gerade um jene Zeit die Priesterin Elisabeth sich schwanger fühlte, welches Zacharias so oft sehnlichst gewünscht und von Gott erfleht hatte: so liess man den Engel Gabriel ihm verkündigen, dass sein Weib ihn bald mit einem Sohne beschenken werde. War dieses einmal geschehen, so musste er auch als Bote des Allwissenden seine Lebensweise und seinen Stand offenbaren: daher der Concipient, der alles dieses aus dem Erfolg wusste, ihn vorhersagen liess, dass er ein Nasiräer und ein Vorläufer des Messias seyn werde. Da aber die Sprachlosigkeit dadurch immer noch nicht befriedigend erklärt war: so liess man den Zacharias über die unerwartete Nachricht einen bescheidenen und gerechten Zweifel hegen, und wegen dieses seines Unglaubens mit Stummheit gestraft werden; und dieses konnte man um so eher thun, da man an Abraham einen so schönen Vorgänger in einem ganz gleichen Fall hatte. Natürlich musste Gabriel, der ihm die

Strafe dictirte, auch melden, wann er davon befreyt werden würde, ob er sich gleich um einige Tage verrechnete, indem er nicht an dem Tage der Geburt, wie der Engel ihm verkündigt hatte, sondern an dem Tage der Beschneidung seines Sohnes den Gebrauch seiner Sprache wieder erhielt.

Hatte man einmal Johannes Geburt durch einen Engel vorher verkündigen lassen, so musste dieses noch vielmehr bey der Geburt Jesu geschehen seyn. Man setzte daher jetzt von Neuem den Engel Gabriel in Bewegung, und liess ihn nicht nur den Namen Jesus, sondern auch seine hohe Messiaswürde der Maria offenbaren. Damit indessen sie, die mit Recht über eine solche Nachricht bestürzt war, der Aussage des himmlischen Boten Glauben beymesse: so ward ihr kund gethan, dass auch ihre Verwandtin, obgleich in ihrem beträchtlichen Alter, bald Mutter werden würde; es sey also bey Gott nichts unmöglich! In dem merkwürdigen Zusatz aber: „heiliger Geist wird auf dich kommen, des Höchsten Kraft wird dich beschatten! drum wird auch das erzeugte Heilige Gottes Sohn genennet werden,“ ist das Raisonnement eines palästinischen Juden nicht zu verkennen, der die bekannte Stelle im Jesaias: „siehe eine Junfrau wird schwanger werden“ u. s. w., als eine untrügliche Weissagung auf Christus deutete. Aber einem solchen Ausleger musste sich natürlich die Frage aufdringen: musste nicht Joseph, der rechtmäsige Mann der Maria, seine Frau, sobald er entdeckte dass sie ohne sein Zuthun schwanger sey, augenblicklich verstossen? Ja wohl! war seine Antwort: aber eben derselbe Engel, der der Maria erschienen war, hielt ihn von diesem Vorsatz zurück, und vermochte ihn sogar (hieraus sieht man deutlich, wie sehr dem Concipienten die Reinigkeit der Jungfrau Maria am Herzen lag!) seiner Frau nicht eher beyzuwohnen, als bis sie ihren erstgebornen Sohn geboren hatte. Fasst man diesen Gesichtspunct nicht auf, so sieht wenigstens Rec. nicht ein, wie man die Maria von einem sie entehrenden Verdacht befreyen will.

Simeons Weissagung über Jesus, Luc. 2, 22-39, lässt sich eben so leicht aufklären. Wahrscheinlich ist es, dass gerade um die Zeit, als die Ältern, der mosaischen Verordnung zufolge, das Kind Jesu in den Tempel brachten, ein frommer Israelit, Simeon, der sehnsuchtsvoll den Messias erwartete, an diesem heiligen Ort sich befand, und bey Erblickung des Kindes äussern mochte: ach! wenn in diesem Knaben, den ich jetzt auf meinen Armen wiege, der Erretter meiner Nation geboren wäre! Der Concipient, der diesen Vorfall aus der Tradition bekommen hatte, kleidete das Gespräch des Simeon in eine Weissagung ein, in welcher er den Charakter Jesu und seine Schicksale, so wie sie die wirkliche Geschichte meldete, in allgemeinen Zügen niederlegte. Daher die Worte: εις πτωσιν και αναστασιν πολλων και εις σημειον V. 34, weil Viele an ihm irre wurden, und die Pharisäer ihm so viele Nachstellungen bereiteten.

Eben so verhält es sich auch mit Jesus prophetischer Vorherverkündigung seiner Leiden, oder der Art, wie er sterben würde: denn in seine allgemeinen Äusserungen, die seinem klagenden Munde oft entfahren mochten, knüpften die verschiedenen Concipienten alle die schrecklichen Ereignisse, welche traurig in ihrem Gedächtniss hingen, als lange vorher ausgesprochene Weissagungen. Denn dass Jesus nicht von einem Gemordetwerden und einem bevorstehenden körperlichen Auferstehen am dritten Tage zum Voraus bestimmt gesprochen haben könne, hat Hr. *S.* S. 130 ff. nach D. *Paulus* Vorgang unwiderleglich dargethan. Dass aber Jesus wirklich von seinem traurigen, ihm bevorstehenden Schicksale im Allgemeinen mit seinen Schülern sich unterhalten hat, davon ist uns im Matth. Kap. XVI, 21 ff. ein Beyspiel aufbewahrt, und zugleich die hastige Antwort des lebhaften Petrus beygefügt.

In seinen Erläuterungen zu Joh. 4, 16—29, wo Jesus einer Samariterin ihre geheime Lebensgeschichte entdeckt, glaubt der Vf. S. 102: „Jesus habe wohl aus den Augen, Gesichtszügen des Weibes und ihrem Anzug, der Art ihres Sprechens u. s. w., ihre leichtsinnige und wollüstige Lebensart erkannt. Denn ein Freudenmädchen lasse sich bald erkennen.“ Aber auch dass sie schon fünf Männer gehabt hatte? Es wird zwar behauptet, Jesus habe diese Worte sprichwörtlich gesagt, um ihr zu verstehen zu geben, dass er sie für ein Freudenmädchen halte; allein ohne Beweis: auch widerspricht dieser Deutung der Umstand, dass Jesus an dieser Stelle offenbar einzeln zählt, und von dem letzten Manne, den sie noch habe, behauptet, er sey ihr rechtmäsiger Mann nicht. Warum wollen wir nicht lieber annehmen, dass Jesus die Frau genau gekannt, und ihre geheime Lebensgeschichte sehr gut gewusst habe, wozu er doch wahrlich auf mehr als einem Wege gelangen konnte!

Der 15te, 16te und 18te Abschnitt, wovon der erste Jesus Weissagung von der Zerstörung Jerusalem's und des jüdischen Staats, der zweyte seine Weissagung von seiner Wiederkunft, und der dritte Jesus und seiner Apostel Weissagung vom letzten Weltgericht abhandelt, hätten nicht getrennt werden sollen, sondern als drey verschiedene Abtheilungen einer einzigen grossen Katastrophe nur unter Einer Rubrik aufgeführt werden müssen. Die Richtigkeit dieser Behauptung ergiebt sich a) aus Matth. Kap. 24, 3. b) legt sich aus der Tendenz dieses und der folgenden Kapitel deutlich zu Tage, dass Jesus seine gewisse, und zwar nahe, bevorstehende Wiederkunft als Messias seinen Schülern einschärfen will.

Rec. erinnert noch, dass die voranstehende, auf dem Titel erwähnte Abhandlung *über den neutestamentlichen Prophetismus*, weil sie nicht tief genug eindringt und zu wenig umfassend ist, unstreitig der schwächste Theil dieses Buches ist.

D. B.

NEUE AUFLAGEN.

Mannheim, b. Löffler: *Rede am Charfreytage*, gehalten von *Joh. Phil. Kirch*. Zweyte verbess. Auflage. 1804. 31 S. 8. (3 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 MAY, 1807.

JURISPRUDENZ.

Giessen, b. Tasché und Müller: *Encyklopädie des gesamten positiven Rechts* von *Albrecht Hummel.* Erster Band. 1804. 886 S. Zweyter Band. 1. 2 und 3 Abth. 1805 und 1806. 1576 S. 8. (11 Thlr. 20 gr.)

Dieses Werk ist das Resultat von einem fleissigen Quellenstudium, und, nach Rec. Einsicht, als systematische Erläuterung sämtlicher Rechtsquellen, sowohl für den akademischen, als angehenden praktischen Juristen sehr vortheilhaft. Was beide sonst aus vielen anderen kostspieligen und zum Theil seltenen Werken mühsam zusammentragen mussten, um sich die zur wahren Praxis nöthigen Vorkenntnisse zu eigen zu machen, können sie mit weit geringerer Mühe, und zum Theil auch vollständiger aus vorliegendem Werke erlernen. *Eigene* Berichtigungen dunkeler Rechtslehren aus historisch philosophischen Ansichten finden sich darin nicht; dagegen liegt dem wichtigsten Theile desselben die, nur erst von einigen neueren Rechtsgelehrten benutzte, einzig wahre Ansicht zum Grunde, die innere und äussere Rechtsgeschichte mit einander zu verbinden, und so das Fortschreiten derselben von den Zwölftafelgesetzen an, bis auf Justinian, im Ganzen periodenweise darzustellen.

Die ganze Encyklopädie zerfällt in drey Hauptabtheilungen: 1) in speculative Ansichten zur philosophischen Begründung einer besseren Rechtsverfassung; 2) in eine nach vier Perioden abgetheilte Geschichte des römischen und 3) in ein System des heutigen Rechts. Der erste Band, als Einleitung in das gesamte positive Recht aus dem Standpuncte der Wissenschaft, zerfällt in einen speculativen (von 335 S.) und einen historischen Theil (von 552 S.).

In dem speculativen Theile geht der Vf. vom *Ich* als dem Princip alles Wissens aus, erklärt die Hauptmomente des Transcendentalidealismus, und versuchet hiernach die Construction eines Rechtsmechanismus im Gebiete der reinen Objectivität und im Ideellen. Der erste Versuch bezweckt die Auffindung der Art und Weise, wie Vernunftwesen in freyer Wechselwirkung, der zweyte, wie sie doch zugleich mit Nothwendigkeit in der freyen Wechselwirkung gedacht werden können. Das eigentliche Problem der Construction dieses Rechtsmechanismus ist demnach „die Freyheit des Einzelnen in Nothwendigkeit zum Behufe der Freyheit zu verwandeln.“ Hiezu erfodert der Vf. eine neue, durch den allgemeinen Willen stillschweigend vertragsmäsig begründete Rechtsverfassung, und als deren nothwendige Bedingungen 1) die Freyheit des Individuums in der Sinnenwelt, und eine vollkommen durch den Staat garantirte Wechselwirkung zwischen den Vernunftwesen in der Aussenwelt; 2) eine Kirche oder Vereinigung Aller mit Allen zur Hervorbringung gemeinschaftlich praktischer Überzeugungen; 3) eine Gelehrtenrepublik, welche bestrebt seyn solle, jedes Individuum zur Erkenntniss des Vernunftgesetzes empor zu heben, oder zur Freyheit theoretisch und praktisch zu erziehen. — Wenn nun gleich nach des Vfs. eigenem Urtheile das Entstehen einer solchen Rechtsverfassung eben so unmöglich ist, als die wirkliche Errichtung des postulirten Urvertrages: so hält er doch die Fiction des letzteren in so fern für nothwendig und praktisch, als daraus die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer *Annäherung* des positiven Rechts zur allein wahren Wissenschaft des Rechts hervorgehe, und die Repräsentanten der Staatsgewalt dadurch aufgefodert würden, die Annäherung der wirklichen Staaten zu der allein rechtlichen Staatsverfassung, sowohl des einzelnen Staates, als in Rücksicht des Verhältnisses zwischen Staaten und Staaten, zu bewerkstelligen. — Rec. kann sich auch von der Möglichkeit einer auf diese Weise zu bewirkenden *Annäherung* zum wahren Rechte nicht überzeugen. Alle anderen Gründe zu geschweigen, würde sie nothwendigerweise eine Erziehung und Geistesausbildung aller einzelnen Volksglieder voraussetzen, welche sich mit den, unmöglich hintanzusetzenden, Gewerbverhältnissen und dem Ackerbau durchaus nicht verträgt, und darum schon in keinem Staate möglich ist. Ein Rechtskatechismus würde dieser Unmöglichkeit keineswegs abhelfen. Denn wenn er auch nach des Vfs. Ansicht nur das Wichtigste des Materiellen des Rechtes enthalten sollte, so würden doch solche, nothwendigerweise auf die freye Wechselwirkung aller Volksindividuen berechnete allgemeine Grundsätze, gerade die schwierigsten seyn, und wie die Erfahrung immer gelehrt hat, in Rücksicht der Beurtheilung ihres philosophischen Gehaltes selbst für den, durch vieljähriges und anhaltendes Studium gebildeten, Akademiker noch immer problematisch bleiben. Die Fähigkeit, den Werth einer Gesetzgebung nach eigener freyer Überzeugung philosophisch zu würdigen, worauf es doch hier in Rücksicht aller Volksindividuen ankommen würde, erlangen selbst die besten Köpfe nicht in einigen Jahren, und die meisten nie. Weitere Beweise hierüber wird man nicht verlangen. Hierin liegt zugleich der Grund, warum Rec. ohnedem, für unseren juristischen Lehrling zwar nicht deut-

sich genug niedergelegten, aber hier unmöglich deutlicher zu erklärenden Detail zu folgen, nur die *Resultate* der speculativen Ansichten des Vfs. aushob.

Gehaltreich ist dagegen der historische Theil. Er enthält die erste Periode der Geschichte des römischen Rechtes von Erbauung Roms bis zu dem Grundgesetze der XII Tafeln. Die Recension kann und wird nur auf dasjenige *besondere* Rücksicht nehmen, was für die Interpretation vorzüglich wichtig ist. Nach einer kleinen Einleitung beschreibt der Vf. 1) den Charakter und Culturzustand der Römer, (als eines kriegerischen und doch zugleich ackerbauenden Volkes, woraus sich so manche Eigenheiten der römischen Gesetzgebung erklären) 2) die damalige Staatsverfassung Roms a) vom J. 1 bis 244. Die Theilnehmer an der Staatsgewalt waren das Volk, der Senat, der Rex; und b) vom J. 245—305 zwey Consuln (statt des Königs), der Dictator, die Volkstribunen, auch (302—304) die Decemvirn. 3) Die Staatsverwaltung Roms α) vom J. 1—244 durch das Volk, den Senat und den Rex β) vom J. 245—305 durch das Volk, zwar nicht mehr allein in Versammlungen nach Curien und Centurien, sondern auch nach Tribus, durch den Senat und durch die obersten Staatsbeamten, Consuln, Volkstribunen, Dictator, Interrex und die Decemvirn (Gesetzcommission). Zugleich werden die Staatsämter, die Staatseinkünfte, die Justiz- Polizey- Finanz- und Militär-Anstalten in jeder dieser Unterabtheilungen, und in der lezten auch die Religionsanstalten beschrieben. Gegen diese, zwar nicht gewöhnliche, abgesonderte Darstellung der Staatsverfassung und Staatsverwaltung, wenn gleichwohl Wiederholungen dadurch unvermeidlich werden, läfst sich mit Grunde nichts erinnern. 4) Die Geschichte der Gesetzgebung und der Quellen der ersten Periode. Als solche werden aufgeführt mehrere Verordnungen von Romulus, Numa und Servius Tullius, nachher noch mehrere andere *Leges*, und endlich das im J. 300 erfolgte, durch einen Volksschlufs bestätigte, Senatusconsult, vermöge dessen drey Gesandte zum Behufe einer neuen Gesetzgebung nach Griechenland geschickt werden sollten. Hierauf folgen Nachrichten von der Entstehung und Abfassung der XII Tafelgesetze und der Commentare darüber von Älius Sextus, Lucius, Acilius, Antistius Labeo, Servius Sulpicius und dem besten von Cajus; ferner Nachrichten von dem damaligen Studium und der gelehrten Bearbeitung, auch von dem in jene Zeiten fallenden *jus civile Papirianum*, und hiernächst der Text der XII Tafelgesetze selbst. Dieser ist vollständig und mit ganz besonderem Fleifse aus den besten Quellen hergestellt. Jede Stelle derselben ist durch eine deutsche Paraphrase, und jeder undeutliche Ausdruck noch besonders erläutert. Hierunter finden sich Worterklärungen, welche zur Interpretation beytragen, und vergebens bey *Brisson* oder *Cauvin* gesucht werden. Ganz befriedigend ist der Text freylich nicht immer erklärt. So z. B. ist der Vf. mit sich selbst nicht einig, wie Tafel III. Verordn. IV. §. 7 „*Ast. Sei. Plousebos. Adictos. Siet. Tertieis, Nundineis, Partis. Secantod. Sei. Plous. Minusve. Secuerunt. Sed. Fraudod. Estod.* zu erklären sey?" Wenn der Gemeinschuldner an drey auf einander folgenden Markttagen vor das Tribunal des Oberrichters auf dem Comitialplatze geführt, und seine Schuldenlast öffentlich bekannt gemacht worden war (und noch immer sich Niemand durch baare Zahlung oder Übernahme der Obligation Seiner annehmen wollte): so konnten die Gläubiger *secare in partes*, und *si plus minusve secuerint, sine fraude esto*. Im System (S. 550) scheint es dem Vf. wahrscheinlicher, dafs sich die *sectio* nicht auf die Theilung des Körpers des Schuldners, sondern ausschliesslich auf den Verkauf der Güter bezogen habe. Hiegegen streitet die Strenge des XII Tafelgesetzes gegen die Person, besonders im Mangel hinlänglichen Vermögens: nach dem Zeugnisse einiger Classiker ist der Vf. daher geneigt, die Zwölftafelverordnung dahin zu erklären: (S. 221) „die Gläubiger hätten das Recht gehabt, am dritten Markttage den Schuldner umzubringen und den Körper desselben unter sich zu theilen, und diese Theilung hätte bestehen sollen, wenn sie auch nicht genau mit der Gröfse der Foderungen im Verhältnifs gestanden hätte." — Wem möchte wohl diese Erklärung nicht äufserst auffallend seyn! Wie, wenn die Gläubiger das Recht gehabt hätten, im Falle der Unzulänglichkeit des Vermögens den Schuldner, jeder nach seinem intellectuellen Antheile, am dritten Markttage zu verkaufen, ohne Verbindlichkeit desjenigen, welcher für seinen Antheil verhältnifsmäfsig mehr Kaufpretium, als die anderen erhalten hätte, mit diesen nun noch das Mehrempfangene verhältnifsmäfsig zu theilen? Nach der Erläuterung des Textes der Zwölftafelgesetze kommt der Vf. auf das Rechtssystem in der ersten Periode. Nach einer philosophischen Einleitung über die Beschränkung der Thätigkeit der Person in Rücksicht der Einwirkung auf andere Personen und deren Thätigkeit, besonders über die Anerkennung der Persönlichkeit eines jeden Individuums als Bedingung des wahren Rechtsverhältnisses überhaupt, und über die Begriffe von persönlichen Rechten, von Rechten auf Sachen vom Rechte der Foderungen und vom Rechte der Gewalt, entwickelt der Vf. I) *das römische Personenrecht* 1) in Rücksicht des Rechtes der Persönlichkeit, nach der Eintheilung der Menschen a) in Freye und Sklaven. Wie der Vf. mit den meisten unserer juristischen Schriftsteller dafürhält, konnte der römische Hausvater seinen Sohn einem Anderen durch dreymaligen Verkauf als Sklaven überlassen. Rec. ist der Meinung, dafs diefs der römische Hausvater nie konnte. Das Zwölftafelgesetz „*Si pater filium ter venum duit, filius a patre liber esto*" sagt nicht, dafs der Sohn durch diese Operation Sklave des Käufers, sondern nur, dafs er dadurch von der väterlichen Gewalt frey werde, und bezeichnet offenbar nichts anders, als das Verhältnifs des Scheinverkaufes zum Behufe der Adoption oder Emancipation (*Cod.* VIII, 48 und 49 *Const. ult.*). — Zwar nicht der Vf., aber Andere, führen eine Stelle aus *Ulpian* auf (XXIII. §. 3): „*agnascitur suus heres — manumissione, id est, si filius ex prima secundave mancipatione manumissus reversus sit in po-*

triam potestatem." Hieraus soll hervorgehen, dass der römische Hausvater seine Kinder in beträchtlichen Zwischenräumen, mithin des Gewinnes wegen, habe verkaufen können: allein diese Stelle deutet auf nichts anderes, als darauf, „der Sohn habe durch eine jede der drey zur Emancipation nöthigen Mancipationen, womit die Römer die Folge einer *imaginaria servilis causa* verbanden, die Familienrechte in der Stammfamilie verloren; habe sie aber durch die erste und zweyte Remancipation immer wieder erhalten, und nun durch einen gegen die dritte Mancipation eingelegten Widerspruch auch etwa als *suus posthumus* das Testament seines Vaters, worin er früherhin und nicht wiederholt ausgeschlossen war (welches doch unstreitig auch schon in der ersten Periode zur Rechtsbeständigkeit des Testamentes nöthig war, S. 455), anfechten können. Wären nun auch gleichwohl die Hauskinder durch die *Noxae datio* Sklaven geworden, so würde diess noch lange nicht beweisen, dass sie der Vater auch schlechthin als Sklaven verkaufen gekonnt habe: überdiess ist es nach den Zeugnissen der Alten (*Quintilian. Instit. Orat. VII.* 3 u. a.) gewiss, wie auch der Vf. bemerkt (S. 357), dass die Hauskinder durch die *Noxae datio* nicht eigentliche Sklaven, sondern nur zu sklavischen Arbeiten verbunden wurden, so, dass sie nach abverdienter *noxa* sogleich entlassen werden mussten. Eben so wenig beweiset für die Meynung des Verfassers *Constit.* 2. *Cod. IV,* 43. In dieser Stelle erlaubte Constantin dem Vater, sein Kind *nur* von Mutterleibe weg zur Erleichterung der drückendsten Noth zu verkaufen; allein diese Verordnung bezieht sich offenbar nur auf eine damalige barbarische Sitte liederlicher oder gewinnsüchtiger Ältern, welche gewiss nie zum Rechtsinstitute erhoben war; und in der Stelle selbst steht kein Wort davon, dass sie eine Einschränkung eines früherhin gesetzlichen Rechtes des Vaters, seine Hauskinder des Gewinnes wegen als Sklaven zu verkaufen, machen sollte; im Gegentheile versichert uns K. Const. selbst in *Const. ult. Cod. VIII,* 47. „*dass der römische Hausvater, wiewohl ihm einst das Recht über Leben und Tod der Kinder eingeräumt gewesen, doch nie das Recht, dieselben ihrer Freyheit zu berauben, gehabt hatte.*" b) In Fremde und *homines alieni juris.* 2) In Rücksicht der persönlichen Rechte der Staatsbürger nach den Verhältnissen des *status libertatis, civitatis* und *familiae,* nach der Verschiedenheit des Geschlechtes, und zwar der Männer nach ihrem Verhältnisse als Patricier und Plebejer gegen den Staat, und als Patronen und Clienten gegen einander; ferner nach den Verhältnissen der Hausherrschaft, α) des Mannes über seine Ehefrau, welche entweder in einer strengen oder nicht strengen Ehe lebten (Concubinat war noch nicht bekannt), β) des Hausvaters über seine Kinder, γ) des Herrn über seine Sklaven; und sodann nach dem verschiedenen Verwandtschaftsverhältnisse der Agnaten, Cognaten und Gentilen. Als Anhang wird das Institut der Vormundschaft erläutert. *II. Das römische Sachenrecht.* In einer philosophischen Vorbereitung deducirt der Vf. die Art, wie die persönlichen Kräfte in Beziehung auf Sachen durch die persönlichen Kräfte Anderer modificirt und verändert werden können, und erklärt nun a) die römischen Begriffe des Rechtes *auf* Sachen (*in rem*), 1) des strengen römischen und des laxen Eigenthumes. Beyläufig trägt er die gewöhnlichen Abtheilungen der Sachen (mit Ausnahme der in *res mancipi* und *nec mancipi,* welche in dieser Periode noch nicht existirte) vor: von den *res publicae in sensu stricto* sagt er, jeder *Staatsbürger* (wie es fast in allen anderen Lehrbüchern heisst, „*quilibet ex populo romano vel illo, cujus res est,*") habe sie gebrauchen können. Rec. findet diese Beschränkung ganz unrichtig. Im *Fr.* 5. *Dig. I.* 8 heisst es: „*riparum usus publicus est jure gentium, sicut ipsius fluminis,*" im *Fr.* 4. *pr. eod.* „das Meer sey *juris gentium,*" und im *Fr.* 4. §. 1. *eod.* „*flumina publica* (d. h. *populi romani fr.* 15. *Dig.* 50. 16,) *sunt.*" An den *res publicae* hat also *jeder Mensch* den freyen Gebrauch, wie diess durch *Inst. II.* 1. §. 2. „*flumina publica sunt, ideoque jus piscandi omnibus commune est in fluminibus*" bestätiget wird. Nur in *van Eck princ. jur. civ. sec. ord. Dig. Lib. I. Tit.* 8. §. 14. 15. hat Rec. bis jetzt den gerügten Irrthum berichtiget gefunden. 2) Der als Dienstbarkeiten jetzt nur vorkommenden Wegegerechtigkeiten und Wasserleitungen. b) Die römischen Begriffe des Rechtes *an* Sachen (*ad rem*), nämlich der *obligatio civilis* und *naturalis.* Hierauf folgt die Darstellung der Quellen der Veränderungen des Sachenrechts im Allgemeinen, entweder durch unerlaubte und erlaubte Handlungen, oder durch andere Thatsachen, und in Betreff einzelner Arten von Rechten, A) des Rechtes der Forderungen, 1) der *obligationes ex pacto* und *ex contractu.* Die Contracte zerfallen *in reales nominati,* (unter diese rechnet der Vf. jetzt schon nebst dem *mutuum* und *depositum* auch *namentlich* das *commodatum* und *pignus,* wiewohl es nach *Tab. III* wahrscheinlicher ist, dass diese beiden unter dem Ausdrucke „*depositum*" begriffen wurden,) *reales innominati* und *verbales.* 2) Der *obligationes ex delicto* durch Verletzung der Güter einer Person oder der Person selbst. Der Vf. muthmasset, man habe jetzt bey der aus Vergehen entstehenden *obligatio* die verschiedenen Arten der *culpa* noch nicht unterschieden. Rec. ist dieser Meynung auch; nur fragt sichs, wie diess zu erklären sey? Aus dem späteren Systeme der Römer, wo die Trennung dreyer Grade von *Culpa* vorkommt, zeigt es sich, dass diese nur in Rücksicht der Contracte *bonae fidei,* und zwar nur insofern sie *Unthätigkeit* bezeichnet, besonders wichtig ist. Die rechtlichen Grenzlinien zwischen der schädlichen Thätigkeit und Unthätigkeit sind uns von *Labeo* und *Javolen* im *Fr.* 57. *Dig.* 19. 2. (*loc. cond.*) vorgezeichnet; aber diese Grenzlinien sind so fein, dass sie dem Zeitgeiste der ersten Periode nicht entsprechen; damals wurde wohl noch manche Beschädigung, welche späterhin nach den Regeln der Unthätigkeit beurtheilt wurde, als schädliche Thätigkeit, und nach der, eine jede schädliche Thätigkeit schon dem Ersatze unterziehenden, *Tab.* 7 behandelt. Ohnehin konnte, wie auch noch im neuesten Rechte (*Fr.* 91. *pr. Dig.* 45. 1.) in Betreff der damals gewöhnlichsten und wichtigsten Geschäftsform, nämlich der Stipulation, keine Rede vom Er-

satz der Unthätigkeit seyn. In Betreff der wenigen und selteneren Geschäfte also, wo ein Ersatz der Unthätigkeit (*casus* wie *Tab.* 7 sagt, das heisst nach einem Fragmente von *Gajus, negligentia*) zur Sprache kommen konnte, blieb die Entscheidung wahrscheinlich dem richterlichen Ermessen überlassen. Dieselben Verordnungen finden wir auch jetzt wieder in dem *Code civil des Français*, nur mit dem Unterschiede, dass der französische Richter in Rücksicht der Unthätigkeit bey *einigen* Contracten an eine bestimmte Vorschrift des Gesetzes gebunden ist. (*Code civil contenant la série des lois qui le composent avec leurs motifs etc. Liv. III. Tit. III. Chap. II, art.* 1382, 1383, und *Liv. III. Tit. III. Chap. IV. Sect. VI*, mit den *Exposés des motifs III.* 2, *pag.* 49.) 3) Der *obligationes ex variis caussarum figuris.* B) In Betreff des Rechtes auf Sachen, nämlich, da jetzt noch keine der übrigen Arten dinglicher Rechte ausgebildet war, des natürlichen (laxen) und des strengen römischen Eigenthumes. Zum Erwerbe des strengen Eigenthumes durch *usus* oder *usucapio* sollen nach der Meinung des Vfs., welche zwar von den Meisten vertheidiget wird, schon jetzt *justus titulus* und *bona fides* nöthig gewesen seyn. Rec. ist anderer Meinung. Die Zwölftafelgesetze sagen hiervon nichts (*Tab.* 6); beide Erfodernisse scheinen also erst späterhin durch die *Interpretatio prudentum* aufgekommen zu seyn. Überhaupt war die *usucapio* in der ersten Periode nicht bloss derivativer, sondern auch absoluter Erwerbgrund des strengen Eigenthumes, d. h. auch ohne Übertragung einer Sache von einem Rechtssubjecte auf das andere. C) In Betreff aller Rechte einer Person, nämlich der Succession in die gesammten Güter (welche der Vf. vorerst philosophisch beleuchtet,) theils bey Lebzeiten des Besitzers, theils nach dessen Tode, welche letztere entweder vom Erblasser selbst, auch wohl mit ausserwesentlichen Bestimmungen (Substitutionen, Legaten u. s. w.) angeordnet wird — *hereditas testamentaria* — oder im Mangel einer solchen rechtsbeständigen Anordnung von den Gesetzen zu Gunsten der *suorum, agnatorum* und *gentilium* angeordnet ist — *hereditas legitima seu ab intestato.* Bey der Trennung dieser beiden führt der Vf. Taf. 5 Verordn. 2 an, wo es heisst „*sei paterfamilias intestato moritor etc.*" Hier hätte zugleich die Bemerkung am rechten Orte gestanden, dass es sich nur aus der Anhänglichkeit der Alten an den Buchstaben des Gesetzes erklären lässt, was noch jetzt bey uns geltendes Recht ist, nämlich dass, wenn ein Testamentserbe da ist, sollte er gleichwohl nur auf eine gewisse Sache eingesetzt seyn, dieser doch mit Ausschlusse der Intestatfolger das ganze Vermögen des Erblassers erhält, *denn ein für allemal ist dieser nicht intestatus gestorben.* Den Schluss des Rechtssystems macht eine treffliche Ausführung über die Erbfähigkeit der Frauenzimmer ... Hiernächst deducirt der Vf. philosophisch die Nothwendigkeit der Staatsgewalt, und beschreibt die Verhältnisse der römischen in der ersten Periode, die Inhaber derselben im Allgemeinen, insbesondere die gesetzgebende, vollziehende, beurtheilende und aufsehende Gewalt, das Recht der Ämterbesetzung (es ist demjenigen, welcher weiss, dass der Römer nur um Ehre und Gewalt, nicht auch um ein Salair diente, auffallend, in neueren Schriften über die Entlassung der Staatsbeamten römische Gesetze angeführt zu finden), das Militärrecht, das Finanzrecht, die Justizgewalt, die Polizeygewalt und das Religionsrecht. Hierauf folgt das Criminalrecht. Der Vf. sagt, die Unterlassung der Angabe des Vermögens beym Census sey mit dem Verluste aller Bürgerrechte und der Freyheit bestraft worden. Dafür streitet freylich das von ihm zwar nicht angeführte Zeugniss des *Dionys. von Halicarn.* IV. 13.; dagegen soll nach *Liv. III*, 44 Todesstrafe darauf gestanden haben; es lässt sich also hierüber nichts mit Gewissheit bestimmen. — Die Zwölftafelgesetze bestimmen öfters die Todesstrafe, ohne die Art zu bestimmen, wie sie exequirt werden sollte: hievon sagt der Vf. nichts. In den ältesten Zeiten wurde der Verbrecher bis zum Tode gegeisselt, nachmals nur gegeisselt und enthauptet ... Das Processrecht, womit der Vf. den ersten Band beschliesst, zerfällt in das civilistische und criminalistische Verfahren. Im Civilprocesse spricht der Vf. schon jetzt von den *Decemviri stlitibus judicandis* als einem Collegium, welchem die Beurtheilung schwieriger vor dem *judex* schon ausgemittelter Facten nach Rechtsgründen übertragen gewesen wäre. Wie er selbst erinnert, kommt in den Zwölftafelgesetzen nichts davon vor, nur *Liv. III.* 55, führt eine consularische *lex Valeria Horatia* an, worin von *Decemviris* Meldung geschieht. Rec. zweifelt daher sehr, ob schon jetzt bey dem noch so sehr rohen Zustande der Rechtswissenschaft ein solches Collegium, nur zur Untersuchung und Entscheidung schwieriger Rechtsfragen bestimmt, existirte. Bey *Liv.* in der angeführten Stelle steht bloss *Decemviri* ohne den Zusatz „*stlitibus judicandis*," und sie sind dort nur, wie die Tribunen, Ädilen und *judices*, als *personae sanctae* aufgeführt, ohne dass ihr eigentlicher Geschäftskreis genannt ist: der wichtigste Umstand aber, welcher gegen den Verfasser streitet, ist dieser, dass *Pomponius Fr.* 2. §. 29. *Dig. I.* 2, die *Decemviri stlitibus judicandis* erst in die Zeiten des *praetor peregrinus* (also lange nach der Abfassung der Zwölftafeln), setzt. — Dagegen sagt der Vf. davon nichts, dass der, welcher bey der *lis vindiciarum* den *praetor dolose* bewog, dass er ihm den interimistischen Besitz der streitigen Sache zuerkannte, nach *Gell.* XX. 10. und anderen Classikern, den doppelten Ersatz der bis zu Ende des Processes bezogenen Früchte seinem Gegner leisten musste.

(*Der Beschluss folgt.*)

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, (ohne Angabe des Verlegers): *Die leipziger Messe. Eine humoristische Skizze vom Verfasser der Novellen aus der neuesten Zeit- und Sittengeschichte.* 1804. 212 S. 12 S. (16 Gr.) Der Vf. ist nicht ohne Talent, sonderbare Scenen des menschlichen Lebens mit Lebhaftigkeit vorzutragen, aber gerade nicht immer glücklich in der Wahl dieser Scenen. Auch ist sein Witz nicht immer fein, um Leute von Bildung anzusprechen. Mit einem Worte, er ist sich nicht streng genug. Wird er daher in Zukunft einmal ein paar leipziger Messen vorbeygehen lassen, ehe er eine liefert, so wird er sich eines grösseren Beyfalls zu erfreuen haben.

t. D.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 MAY, 1807.

JURISPRUDENZ.

Giessen, b. Tasché und Müller: *Encyklopädie des gesammten positiven Rechts* von *Albrecht Hummel* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die erste Abtheilung des zweyten Bandes handelt von den Zeiten nach Errichtung der Zwölftafeln bis auf Cicero (305 bis 660) — zweyte Periode — der Gang der Entwickelung ist ganz derselbe, wie in der ersten. Der Staat war durch eroberte Länder sehr vergrössert. Als Theilhaber der Staatsgewalt und mit bedeutendem Einflusse auf die Staatsverwaltung waren zu denen der ersten Periode genannten (bey welchen sich freylich auch vieles geändert hatte,) noch hinzugekommen die Militärtribunen mit consularischer Gewalt, die Censoren, die Prätoren, die von den Tribunen jetzt unabhängigen Ädilen, und für die eroberten Länder die Proconsuln, Proprätoren, Quästoren und Legaten. Die Geschichte der Prätur, insonderheit wie die Prätoren, ohne alle List und Betrug, die Gesetzgebung ausbildeten und verbesserten, (welches so sehr wichtig ist, um die Grenzen der richterlichen Interpretation nach der jetzigen, von der römischen so sehr verschiedenen, Gesetzgebungs- und Gerichts-Verfassung richtig zu bestimmen) ist gut erläutert; von dem Studium des *praetor peregrinus* aber macht sich Rec. einen anderen Begriff als der Verf. Wenn in Rom Streitigkeiten zwischen Peregrinen unter einander, oder zwischen römischen Bürgern und Peregrinen vorfielen: so konnte das römische Privatrecht unmöglich Quelle der Entscheidung seyn. Worauf sollte nun der *praetor peregrinus* Rücksicht nehmen? Der Vf. meynt auf allgemeine Rechtsgrundsätze und die Natur der Sache: die Philosophie des positiven Rechtes, führt er fort, als blosses allgemeines Raisonnement über gegebene oder vorausgesetzte Rechtsverhältnisse (*jus gentium*), wäre auf diese Weise zuerst durch den *praetor peregrinus*, freylich dem damaligen Geiste der Philosophie, als blosser Verstandesübung, gemäss, in Gang gebracht und ausgebildet worden. — Richtig verstanden belehren uns *Inst. I.* 2. §. 11, *fr.* 4. 5 und 9. *Dig. I.* 1, besonders verglichen mit *fr.* 1. §. 4. *Dig. eod.* (*jus gentium est, quo gentes humanae utuntur*), sehr deutlich, dass die Römer nur das als praktisches *jus gentium* betrachteten, was *als positives gemeinschaftliches Recht* unter den meisten (cultivirten) Völkern der Erde angenommen war. Das *jus gentium* im Sinne des römischen Rechtes war also nichts weniger als individuelles Raisonnement des *praetor peregrinus:* dieser sollte nicht urtheilen, die Völker müssten wohl das, was er für Vernunftrecht hielt, für gemeingültiges Recht anerkennen, sondern umgekehrt, er sollte die positiven Rechtsgebräuche der Völker studiren, und das durch dieses Studium Gefundene für *jus gentium* anerkennen, und bey den, seiner Entscheidung angewiesenen, Streitfällen zum Grunde legen. Wenn nun der Vf. mit *Mylius* und *Conradi* behauptet (S. 122), der *praetor peregrinus* hätte doch auch Vieles aus dem Edicte des *praetor urbanus* entlehnt, so ist diess sehr einleuchtend; etwa eben so, wie wir sehen, dass das preussische Landrecht oder der *Code civil des Français* in so sehr vielen Rechtsbestimmungen mit dem römischen Rechte übereinstimmen. — — Die Art der Bewerbung um Staatsämter, so wie die Einkünfte und Ausgaben des Staats, hatten mannichfaltige Veränderungen erlitten. Die Civiljustiz verwalteten jetzt, nebst dem *praetor urbanus* und dem *praetor peregrinus*, die *decemviri stlitibus judicandis*, welche, zwar gegen des Vfs Ansicht, aber doch höchst wahrscheinlich nach *Fr.* 2. §. 29 bis 31. *Dig. I.* 2 (ohngeachtet darin nicht *stlitibus* sondern *litibus* steht,) einzelne Senate (*hastae consilia*) des Centumviralgerichts bildeten: für die Criminaljustiz waren jetzt nebst dem alten Volksgericht viel stehende Tribunale (*quaestiones perpetuae*) etablirt; — gleichfalls war in Ansehung der Polizey-, Finanz-, Militair- und Religions-Anstalten Manches geändert — neue geographische Verhältnisse des römischen Staates, insonderheit seine politischen mit den Samniten, Latinern, Illyriern, mit Macedonien und Karthago, mit den Municipalstädten, Kolonien, Präfecturen, mit den freyen verbündeten und freyen föderirten Städten, sind in dieser Periode merkwürdig. Die Rechtsquellen waren jetzt *leges*, *plebiscita*, *senatusconsulta* (die beiden letzteren zählt der Vf. vollständig auf,) *edicta magistratuum* und das Gewohnheitsrecht (*jus civile* in engster Bedeutung). Dieses bildete sich aus durch die *disputatio fori*. Hierunter versteht der Vf. dasjenige Recht, welches durch mehrere ähnliche *gerichtliche Entscheidungen* der Rechtsgelehrten, die als *judices* beym Centumviralgericht, oder als Assessoren und Freunde der Magistratspersonen, mit diesen richterliche Sentenzen abfassen mussten, entstanden sey: das *Fr.* 2. §. 5. *Dig. I.* 2. liest er: „*coepit, ut interpretatio desideraret prudentum auctoritatem, necessariamque esse disputationem fori;* hieraus, meynt er, erhelle es klar, dass *Pomponius* die *disputatio fori* von der *auctoritas prudentum* abgesondert habe. *Rücksichts näm-*

sich hält beide für eins, und behauptet, die vorzüglichsten Rechtsgelehrten hätten in Versammlungen auf dem *forum* über streitige Rechtsfragen disputirt, und durch die Stimmenmehrheit sich darüber vereiniget. Diese, nach des Vfs. Meinung durch Nichts erweisliche, Behauptung des *Rävardus* ist allerdings die einzig richtige: wie offenbar gegen den Vf., eben so deutlich für *Rävardus*, spricht das Zeugniss *Justinian's Inst. I.* 2. §. 8. „dass von jeher *öffentliche* Rechtsinterpreten gewesen seyen, dass solchen *öffentlichen* Rechtsinterpreten nachmals von den Kaisern die *facultas respondendi* verliehen worden, und dass von solchen Responsen, weil sie die öffentliche Meinung aussprachen, die Richter (diese waren also gewiss nicht die öffentlichen Interpreten selbst,) in ihren Urtheilssprüchen nicht hätten abweichen dürfen." Hiermit steht nun auch die ächte florentinische Leseart des *Fr.* 2. §. 5. *cit.* „*his legibus* (*XII Tab.*) *latis coepit, ut naturaliter evenire solet*, (*et*) *ut interpretatio desideraret*, (und wie es die Ausbildung der Theorie erheischte,) *prudentium auctoritate* (*interveniente*) *necessariam esse disputationem fori*," das unmittelbar darauf folgende „*haec disputatio et hoc jus compositum a prudentibus communi nomine appellatur jus civile*," und endlich das „*est proprium jus civile, quod in sola prudentium interpretatione consistit*," (§. 12. *eod.*) in der reinsten Verbindung ... Hieraus ergiebt sich zugleich, wie sehr das Studium und die gelehrte Bearbeitung der Rechtswissenschaft in dieser Periode verändert waren. Die praktischen Arbeiten bestanden nun auch *in respondendo, scribendo*, (*actiones*) und *in cavendo* — es erschienen mehrere Sammlungen, das *jus Flavianum*, das *jus Aelianum* u. s. w. — — Das Rechtssystem hatte sich sehr ausgebildet. Im Personenrechte waren, nebst den Abtheilungen der vorigen Periode, noch die *in cives optimo jure* und andere, auch die in Ritter und *nobiles* aufgekommen. Die Ehe hat der Vf. nur nach den Verhältnissen erklärt, unter welchen sie als *matrimonium justum* zwischen römischen Bürgern Statt hatte: von dem *matrimonium injustum* sagt er nichts. Trat nämlich zwischen beiden Gatten zu nahe Verwandtschaft ein, so war das *matrimonium injustum*: unter römischen Bürgern war eine solche Ehe ohne rechtliche Wirkung: war hingegen wenigstens einer von den Gatten Peregrin, so waren sicher nach dem *jus gentium* rechtliche Wirkungen einer solchen Ehe beygelegt, wenn nur die Verwandtschaft nicht *in linea recta* war; denn dadurch wäre sie freylich als *incestus juris gentium* nothwendigerweise ohne alle rechtliche Wirkungen geblieben. (*Fr.* 68. *Dig. XXIII.* 2. *Fr.* 39. §. 2. *Dig. XLVIII.* 5.) .. Bey der Vormundschaft waren die *tutela magistratus decreto constituta* und die *cura minorum* aufgekommen. — Im Sachenrechte war nun das *dominium naturale* nach dem *jus gentium* durch den Prätor, auch die Servituten, ja selbst schon die Theorie „*Servitus non potest consistere in faciendo*" ausgebildet. Der Vf. erklärt diesen Grundsatz daraus, „weil sonst die Servitut nicht auf der Sache des Eigenthümers, sondern auf seiner Person ruhen würde:" allein damit ist die Schwierigkeit gar nicht gehoben. Warum nämlich eine Dienstbarkeit nicht auf der Person des Eigenthümers ruhen kann? Diess ist gerade das zu lösende Problem.. Wenn wir mit dem Vf. S. 442 den jetzt schon etablirten Grundsatz: „Keiner nutzet oder schadet durch seine Verträge einem Dritten," hieher ziehen, und auf den Begriff der Servituten als immerfortdauernder Lasten des dienenden Grundstückes reflectiren: so ist es klar, dass ein Versprechen des Eigenthümers einer Sache, zu Gunsten einer anderen Sache oder Person gewisse, dem Promissar vortheilhafte Handlungen, in Bezug auf seine Sache vorzunehmen, zwar den Promittenten, etwa auch dessen Erben, zu Gunsten des Promissars, so wie auch dessen Erben verbinden würde, keineswegs aber den Singularsuccessoren beider Contrahenten nachtheilig oder nützlich, mithin keine wahre Servitut seyn könnte: dahingegen, wenn der Eigenthümer der dienenden Sache mittelst Vertrages einen Theil seines Eigenthumes entweder bloss davon losreisset, oder die Ausübung des losgerissenen Theiles auf die Sache des Fremden überträgt, so ist dadurch das Eigenthum jener Sache beschränkt, und das Eigenthum dieser verbessert, beides auf immer, so lange die Sachen existiren; und wie die beiderseitigen Successoren das Eigenthum der Sachen finden, so steht es ihnen nicht zu, nicht anders. Da nun alles Eigenthum im Ausschliessen fremder Einwirkung und im Selbsteinwirken auf die Sache besteht, so besteht nothwendig alle Beschränkung des Eigenthumes im Nichtausschliessen fremder Einwirkung (*in patiendo*) und im Nichtselbst einwirken (*in non faciendo*) . . . Beym Pfande kam schon jetzt die *actio Serviana* vor. Das Recht der Obligationen war durch klagbare *conventiones praetoriae* und *juris gentium* vermehrt. Bey der Veränderung des Sachenrechtes war die *praescriptio* 10 *ann. inter praesentes*, 20 *inter absentes*, die *dictio dotis* und *jurata promissio operarum liberti* als Verbalcontracte, auch *contractus consensuales* (*emtio, locatio, societas, mandatum*) und der *contractus literalis* eingeführt. — Die *obligationes ex delicto* waren auf *furtum, rapina, damnum injuria datum* und *injuria* bestimmt. Die *obligationes ex variis causarum figuris* waren *in obligationes quasi ex contractu* und *quasi ex delicto*, und beide wohl schon jetzt nach ihren heutigen Rubriken classificirt. Beym Ende der Obligationen war der Unterschied, ob ein Geschäft des strengen Rechtes *ipso jure* oder nur *ope exceptionis* aufgehoben war, in Ansehung des processualischen Verfahrens vor dem Prätor und dem Judex wichtig. Bey der Veränderung des Rechtes auf Sachen kam jetzt viel darauf an, ob eine Sache *res mancipi* oder *nec mancipi* war: bey dem natürlichen Eigenthum und dessen Erwerbe kamen prätorische Fictionen, die *actio Publiciana*, die *exceptio rei venditae et traditae* und die *praescriptio* vor. Besonders modificirt war das Eigenthum durch die *dos* und das *peculium*. Bey der Veränderung aller Rechte war vieles geändert, es gab nun eine von der älteren ganz verschiedene *sectio bonorum*, nur das Mancipationstestament war im Brauche, die *testamentifactio activa* und *passiva* war mehr gebildet, die Pupillarsubstitu-

tion, die *cretio*, das *legatum partitionis*, *sinendi modo*, *per praeceptionem*, waren eingeführt, auch das *beneficium abstinendi*. Die Testamente wurden zuweilen als lieblos (*inofficiosa*) aufgehoben. Bey der *hereditas ab intestato* kam eine durch die *lex Voconia* bewirkte Veränderung vor. — Nebst der *hereditas* hatten die Prätoren eine eigene Erbfolge, *bonorum possessio*, eingeführt. Der Vf. setzt diese prätorische Erbfolge, welche freylich überhaupt noch vieler Aufklärungen bedarf, ziemlich vollständig, aber nicht in allen Puncten richtig, aus einander. So z. B. sagt er S. 548 ganz *allgemein*, der Contratabulant habe nur die Vermächtnisse an die nächsten Verwandten entrichten müssen. Nach *Fr.* 15. *Dig. XXXVII.* 5 entrichtet der Contratabulant, wenn er *suus* ist, kein einziges Legat u. s. w. S. 551 heisst es „durch die *bonorum possessio contra tabulas* tritt die *successio ab intestato* ganz ein, daher auch in einem solchen Falle nachher der *exheredatus* zur Verlassenschaft mit gezogen wird, nach *Fr.* 1 *pr. Dig. XXXVII.* 5 „*judicia patris rescindunt.*“ Diese Ansicht ist offenbar falsch. Der *exheredatus* erhält durch die von einem Anderen gegen das Testament mit glücklichem Erfolge angestellte *bonorum possessio contra tabulas* nichts, sondern muss sein Heil in der *querela inofficiosi* suchen, *Fr.* 10. §. 5. *Dig. XXXVII.* 4. Diess wäre nicht nöthig, wenn er *jure successionis ab intestato* zugelassen würde. (*add.* §. 4 *eod.*) Ferner wird *Fr.* 12 *pr. eod.* gesagt „*Si duobus filiis et ex altero filio duobus nepotibus bonorum possessio competat, et alter ex nepotibus non petat, pars ejus fratri adcrescit etc.* Eben so liesse sich aus des Vfs. irriger Ansicht die Folge ziehen, dass, wenn ein Vater eines von seinen Kindern auf ein Drittheil einsetzt, das andere aber präterirt, jenes, wenn dieses die *bonorum possessio contra tabulas* mit glücklichem Erfolge angestellt hätte, die Hälfte der Erbschaft bekäme: und doch ist diess nach *Fr.* 15. §. 2. *Dig. XXXVII.* 5 falsch. — Das Staatsrecht und das Regierungsrecht handelt der Vf. nach den oben bey der Staatsverfassung und Staatsverwaltung schon angeführten Veränderungen ab. — Im Criminalrecht waren die Todesstrafen sehr selten, es gab vier neue Arten von *delictis publicis*, und die *nota censoria* bewirkte Infamie. — Im Processrechte waren viele Neuerungen entstanden, besonders waren die *actiones* sehr ausgebildet, Interdicte, *missiones in possessionem*, *restitutio in integrum* waren eingeführt, die Parteyen konnten *Procuratores* bestellen. Die Criminalsachen kamen meistens vor die *quaestiones perpetuae*, nur selten vor das Volk. Um dem *temerarium litigium* vorzubeugen, waren das *juramentum calumniae* und mannichfaltige Strafen angeordnet.

Die zweyte und dritte Abtheilung des zweyten Bandes enthält die Geschichte der höchsten Ausbildung des römischen Rechtes von Cicero bis auf den Tod K. Alexander Sever (von 660—990). Die republikanische Verfassung Roms wurde durch Usurpation zur monarchischen umgeschaffen. Die dadurch so sehr veränderte Staatsverwaltung und die Geschichte der einzelnen Kaiser von Cäsar Octavian bis Alexander Sever beschreibt der Vf. ausführlich und gut, eben so den wichtigen Einfluss derselben auf die Gesetzgebung (theils durch die Senatsschlüsse, theils durch ihre eigenen Constitutionen, die jetzt eine neue Rechtsquelle waren), auf das Staats- und Regierungs- und selbst auf das Processrecht. Ausser den kaiserlichen Constitutionen waren die Senatusconsulte in dieser Periode für das Privatrecht sehr wichtig; Volksschlüsse hingegen gab es nach den ersten hundert Jahren der Monarchie nicht mehr. Die Edicte der Magistrate waren noch eben so wichtig wie vorher; das *jus civile* oder Gewohnheitsrecht kam zum höchsten Grad der Vollkommenheit; Labeo und Capito stifteten ihre eigenen Schulen; die Juristen schrieben wissenschaftliche Werke. Der Vf. führt die ausgezeichnetsten Juristen der dritten Periode nebst ihren Schriften in chronologischer Ordnung auf. — Da ein vollständiges Register der Art zum Studium des classischen Pandectenrechtes unumgänglich nöthig ist, und eigentlich jeder Rechtsbearbeiter dasselbe auswendig wissen sollte: so hat es der Vf. allerdings mit Recht in die Encyklopädie aufgenommen. Nur Schade, dass es bey weitem nicht so vollständig ist, als es seyn sollte, und manchmal nur auf leere Vermuthungen, die schon andere unserer Schriftsteller täuschten, sich gründet. Beydes glaubt Rec. durch folgende Beyspiele hinlänglich zu erweisen. 1) Unter den wichtigsten Rechtsgelehrten der letzteren Zeiten dieser Periode führt er nur *Papinian*, *Ulpian* und *Paulus* auf. Nach Rec. Einsicht hätte er doch *Venulejus* nicht so ganz übergehen sollen: es ist z. B. keinem Zweifel unterworfen, dass die Exegese in Ansehung der, fast alle Rechtsgeschäfte umschlingenden, Theorien von *Culpa* und *mora* durch das *Fr.* 137. *Dig. XLV.* 1 (*de verb. obl.* von *Venulejus*) die wichtigsten Beyträge erhält. 2) Das Zeitalter von *Gajus* ist dem Vf. ein Räthsel. *Gajus*, meint er, citire selbst nicht, und werde auch nicht von Anderen citirt; gewöhnlich werde er unter Hadrian gesetzt, es sey aber durch *Hugo* so ziemlich erwiesen, dass er noch unter Caracalla gelebt habe. — Alles falsch. — *Gajus* citirt selbst, und wird auch von Anderen citirt. Im *Fr.* 7. *Dig. XXXIV.* 5. (*de reb. dub.*) sagt *Gajus*: „*nostra quidem aetate Serapia, Alexandrina mulier, ad Divum Hadrianum perducta est cum quinque liberis, quos uno fetu enixa est etc.*“ Im *Fr.* 39 *in fin. Dig. XLV.* 3 sagt *Pomponius*: „*et non sine ratione est, quod Gajus noster dixit, condici id in utroque posse domino.*“ Wer wollte nun noch daran zweifeln, dass *Gajus* unter *Hadrian* und vor *Pomponius* gelebt habe! Nach seinem bisherigen Gange trägt nun der Vf. die im ganzen Rechte entstandenen Veränderungen vor. Die Quellen sind überall ausführlich erläutert, auch die in früheren Schriften niedergelegten Aufklärungen mehrerer in dieser Periode ausgebildeten schwierigen Rechtslehren benutzt. Statt die einzelnen, wenn gleich noch jetzt praktischen, Veränderungen im Detail, wie das *peculium militare*, das *Senatusconsultum Macedonianum*, die *Fideicommissa* u. s. w. nach der Reihe aufzuführen, beschränkt sich Rec. auf die Berichtigung mehrerer wichtiger Rechtslehren, welche der Vf. eben so mangelhaft und irrig, wie seine Vorgänger, erklärt, und woraus sich, wie Rec. im Eingange der Recension bemerkte, immer mehr zeigt, dass der Vf. für die Berichtigung einzelner Rechtslehren selbst

keine Beyträge liefert. Beym Pfandrecht sagt er kein Wort davon, dass schon in dieser Periode dem Creditor das *jus retentionis ob aliud debitum chirographarium contra debitorem* zustand, wie dann die Erscheinung dieses Rechtsverhältnisses von allen seinen Vorgängern erst unter K. *Gordian* gesetzt, und aus dessen *Const. un. Cod. etiam ob chirographar.* abgeleitet wird. Nur etwas tief verborgen liegt dieser Rechtsgrundsatz schon in einem Fragment aus *Tryphon.* [*Fr.* 20. *Dig.* XX. 4. (*qui potior. in pign.*)]." Maevius gab dem Titius ein Darlehn von 100 und erhielt von demselben zur Sicherheit dieser Foderung ein Pfandstück, welches 150 werth war: nachmals verhypothecirte Titius den Überschuss dieses Pfandstückes an den Sejus für ein von diesem erhaltenes Darlehn von 50, und hierauf gab nun Maevius dem Titius noch ein Darlehn von 40 schlechthin. Der Schuldner zahlte keinem seiner beiden Gläubiger. In Rücksicht des ersten Darlehns von 100 hatte Maevius auf jeden Fall Sicherheit an dem Pfandstücke, dahingegen entstand in Rücksicht des Überschusses unter den beiden Gläubigern Streit. Sejus, zu dessen Gunsten auch das Fragment entscheidet, machte Anspruch auf den Vorzug: — vernünftigerweise konnte dieser Vorzugsanspruch gar nicht in nähere Erwägung gezogen werden, wenn nicht Maevius an und für sich das Retentionsrecht am Pfandstücke auch wegen seiner zweyten simplen Foderung gehabt hätte. Bey der *actio pro socio* sagt der Vf., ein Socius geniesse gegen den anderen die Rechtswohlthat der Competenz, dem Verschuldeten müsse nämlich so viel gelassen werden, dass er von seinen Gütern noch leben könne. Ob diess von allen, oder bloss von Universalsocien gelte: diese alte Streitfrage ist nicht berührt, so wichtig sie auch ist. Zwar lässt sich aus *Fr.* 27 und 63. *Dig. XVII.* 2. (*pro soc.*) und *Fr.* 16. *pr. Dig. XLII.* 1. (*de re jud.*) vergl. mit *Fr.* 11. §. 5. *Dig. XIII.* 7 (*de pignor. act.*) und *Fr.* 12. *Dig. I.* 9 (*de Senat.*) erweisen, dass die *actio pro socio* gegen einen nicht dolosen Socius immer nur darauf geht, *in quantum facere potest*, nur mit dem Unterschiede, dass der Universalsocius gar keine, der Particularsocius doch diejenigen seiner Schulden an dritte Personen, welche aus gesellschaftlichen Geschäften herrühren, vorerst abziehen darf: allein das *condemnari in quantum facere quis potest* kann unmöglich etwas anderes heissen, als „dem Schuldner wird nur sein gegenwärtiges Vermögen genommen, ohne dass andere strengere Zwangsmittel, welchen der Regel nach ein Verschuldeter unterworfen ist, Statt finden." Ausdrücklich bedienen sich ja die juristischen Classiker und Justinian selbst, statt des „*in quantum facere quis potest*" der deutlicheren Ausdrücke „*ut non ultra facultates damnetur, condemnatur quatenus facultates ejus patiuntur*" etc. *Fr.* 21 *Dig. XLII* 2. *Fr.* 49. *Dig. II.* 14. §. 37. *Inst. IV.* 6 (*de act.*). Wenn möglich, noch mehr, bestätiget diese Bedeutung *Fr.* 19. §. 1. *Dig. XLII.* 2, wo vom Schenker, welcher doch unter den Competenzberechtigten sehr begünstigt ist, gesagt wird: „*condemnatur in quantum facere potest, et quidem is solus deducto (prius) aere alieno: immo nec totum, quod habet, extorquendum ei puto, sed et ipsius ratio habenda est, ne egeat.*" Wie ist es nun denkbar, dass anderen minder begünstigten Competenzberechtigten so viel gelassen werden müsse, dass sie davon leben können! Anderer gesetzlichen Beweise zu geschweigen. Der Richter möge einmal die Competenz nach des Vfs. und seiner Vorgänger Ansicht bestimmen, wenn der eine Socius, dessen Eingebrachtes und zugleich sämtliches Vermögen in einigen tausend Gulden besteht, wegen eines der Gesellschaft von ihm zugefügten Schadens dasselbe schwinden lassen müsste, und zu anderen Arbeiten wegen körperlicher Gebrechen ganz untauglich wäre! — Bey den Contractverhältnissen giebt der Vf. auch die *gradus culpae praestandae* an, welche die Contrahenten einander nach der, in der dritten Periode rein ausgebildeten Theorie der Culpa leisten müssen. Der höchste Grad des Versehens, welchen er z. B. den Pfandgläubiger und Conductor prästiren lässt, ist *diligentia media* und *culpa levis*. Beide sind nach vielen Stellen zur *custodia* verbindlich (*Fr.* 13. §. 1. *Fr.* 14. *Dig. XIII.* 7. *Cod. VIII.* 14. *Const* 19. §. 4. *Inst. III.* 15. — *Fr.* 48. §. 4. *Fr.* 12. *pr. Dig. XLVII.* 2. *Cod. IV.* 65. *Const.* 28. §. *penult. Inst. III.* 25. §. 16. 17. *Inst. IV.* 1.). Hiedurch schon hat der Vf. hinlänglich gezeigt, dass er auch in dieser so sehr folgenreichen Rechtslehre das römische Rechtssystem, wie seine Vorgänger, nicht verstand. Rec. will sich nicht ins Detail einlassen, sondern nur die hieher gehörige römische Terminologie, woraus sich dann alle einzelnen, früherhin für widersprechend gehaltenen, Stellen des römischen Gesetzbuches vereinigt erklären lassen, auseinandersetzen. 1) *Damnum injuria datum* bezieht sich auf schädliche *Thätigkeit* des Mitbürgers in oder ausser Contracten und contractähnlichen Verhältnissen. Diese Thätigkeit heisst auch *culpa*, aber uneigentlich oder im weitern Sinne, und zerfällt in drey Grade, *culpa lata, levis, levissima* (*Tit. Pand. ad Leg. aquil. Fr.* 47. §. 1. *Dig. XVII.* 2. *Fr.* 16. §. 4. 5. *Dig. X.* 2.). 2) Die eigentliche *culpa* bezieht sich auf die *Unthätigkeit* des Mitbürgers, auf die Nichtabwendung äusserer schädlicher Umstände in Contracten und contractähnlichen Verhältnissen, (die wahren Begriffe von Thätigkeit und Unthätigkeit sind im *Fr.* 57. *Dig. XIX.* 2 [*loc. cit.*] angegeben,) und begreift alle einzelne Grade derselben, nämlich a) die *culpa lata in non faciendo*, oder grobes Versehen im Nichtthun (*Fr.* 213. §. 2, und *Fr.* 223. *Dig. L.* 16.) b) Die *culpa levis in non faciendo*, auch *culpa* schlechthin oder mittleres Versehen im Nichtthun — der Gegenbegriff hievon ist *diligentia, qualem bonus* oder *diligens paterfamilias rebus suis adhibere solet* — *Fr.* 137. §. 2. 3. *Dig.* XLV. 1.. *Fr.* 25. §. 16. *Dig.* X. 2. *Fr.* 22. §. 3. *Dig.* XXXV. 1 (*ad senat. Trebell.*) *Cod.* V. 51. *Const.* 7. *Fr.* 54. §. 2. *Dig.* XLI. 1. (*de adquir. rer. dom.*) c) Die *custodia*, d. h. höchste Achtsamkeit zur Abwendung des *Totalverlustes* der Sache, wohin dann auch die Abwendung des *Diebstahles* und der *Usucapion* gehört (§. *penult. Instit.* III. 25.. *Fr.* 35. §. 4. *Dig.* XVIII. 1 [*de contr. emt.*] .. *Fr.* 14. *pr. Dig.* XLVII. 2.. *Fr.* 1. §. 7. *Fr.* 2. *Dig.* VII. 9, [*usufr. quamadm. cav.*] *Fr.* 17. §. 4. *Dig.* XIX. 5, [*de praescr. verb. Fr.* 11. *Dig.* XVIII. 6. [*de peric. et comm. rei vend.*] — Diese *custodia* wird nach römischem Rechte von jedem guten Hausvater prästirt, *custodia, qualem diligens und qualem diligentissimus paterfamilias rebus suis adhibet*, ist eins, [*leg. prior. cit.*] sie wird auch *diligentia custodiendae rei* genannt, namentlich *in Fr.* 1. §. 4. *Dig.* XLIV. 7 (*de oblig. et act.*), und die besondere *susceptio custodiae* in der Person solcher Contrahenten, welche ohnehin schon für *custodia* haften, heisst *susceptio casus* (*Fr.* 55. *pr. Dig.* XIX. 2.. *Cod.* IV. 65. *Const.* 4.). — d) Die *diligentia* im engen Sinne, d. h. höchste Achtsamkeit sogar zur Abwendung *jeder Verschlechterung* der Sache, wie sie besonders im *Fr.* 23. *Dig.* L. 17 (*de reg. jur.*), und *Fr.* 5. §. 2 und 15. *Dig.* XIII. 6 (*commod. vel contra*) vorkommt. —

Das Äussere dieses Werkes ist in aller Hinsicht empfehlungswürdig.

T. d. C.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 MAY, 1807.

MEDICIN.

1) Würzburg, b. Stahel: *Methodologie der gesamten Medicin.* Als Prodromus einer Encyklopädie derselben für Vorlesungen herausgegeben von Dr. *Th. Alex. von Hagen.* 1806. 316 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

2) Marburg, in der akad. Buchhandlung: *Grundriss der medicinischen Encyklopädie und Methodologie.* Zum Behuf seiner Vorlesungen von Dr. *Joh. Wilh. Heinr. Conradi*, Prof. der Medicin zu Marburg. 1806. 165 S. 8. (16 gr.)

Wie das: ἀνὴρ ἰητρὸς φιλόσοφος ἰσόθεος, in der Idee des Arztes zur vollendeten Anschauung zu bringen sey, und wie diese Idee, nachdem sie sich, als das beseelende Princip, dem handelnden Arzt einverleibt hat, durch ihn in die Sphäre der Endlichkeit eingreifen müsse, die Gegensätze des Verstandes auch für sein Gebiet ausgleichend: — diese wichtige Frage sucht No. 1 durch eine zweyfache Construction, indem sie zuvörderst den Schüler, von den ersten Elementen seiner Entwickelung an, durch alle Zwischenstufen bis zur lebendigen Anschauung der Idee, auf dem höchsten Standpuncte der Naturphilosophie, leitet, dann aber die Differenzen, in welche diese sich an der Wirklichkeit bricht, so wie ihre wechselseitige Beziehung unter sich, und ihre höhere Einheit in ihrer gemeinschaftlichen Seele, wodurch sie sich als Glieder eines organischen Leibes verhalten, vollständig entfaltet, in ihrem weitesten Umfange zu lösen, und sich so als *Methodologie des medicinischen Studiums* selbstständig zu constituiren. Nicht also, was die Medicin jetzt *sey*, und wie sie, nach ihrem jetzigen Zustande, gelehrt und erlernt werden müsse; sondern was sie seyn *solle*, und wie sie, durch universelle Behandlung, ihrer Vollendung entgegengeführt werden könne, ist der Vf. bemüht in ihr, von der Idee der absoluten Wissenschaft ausgehend, auf systematische Weise zu zeigen, und es ist ihm gelungen ein Werk zu liefern, in welchem die äussere Gestaltung und innere, ideelle Beseelung der Wissenschaft sich innigst durchdringen, und (was noch keiner der früheren methodologischen Versuche auch nur anzudeuten vermochte) in vollkommener, organischer Form hervorgehen.

In der Einleitung entwickelt der Vf., um seine Absicht sogleich im Concreten an den nächsten Gegensätzen sichtbar zu machen, die wichtigsten Gründe, die in unserer Zeit die Zahl derer, welche sich dem Studium der Heilkunde widmen, so bedeutend vermehrt haben. — Die Aussicht auf den vielversprechenden Gewinn der Praxis, der in unseren Zeiten durch die in Deutschland immer weiter um sich greifende Differenziirung der Constitution, und durch die, nach dem jetzigen Standpuncte dieser Differenziirung, allgemein vorherrschende Form der Hysterie und Hypochondrie, immer mehr vergrössert und *erleichtert* wird; die weit eingerissene Popularisirung der Medicin, und die (scheinbare) Leichtfasslichkeit und mathematische Sicherheit des Brownschen Systems, ziehen, andere Gründe nicht zu erwähnen, die schlechteren: — der sich still verbreitende Geist der Philosophie, leise Ahndungen von den Geheimnissen der Naturphilosophie, die in der Medicin der Oberfläche näher zu rücken, und auch dem Schwachen und Ungeweihten den Zutritt, wenigstens eine äussere Annäherung, zu gestatten versprechen, locken die besseren unter denen, welche sich nicht selbst zur Idee der höchsten Wissenschaft emporschwingen können, oder die Anstrengung des steilen Weges scheuen, in die Hörsäle der Medicin, und die Lehre, die sie hier erhalten, ist grösstentheils den Fähigkeiten *dieser* Schüler und ihrem beschränkten Gesichtskreis angemessen. So kehrt die Gemeinheit praktisch ins Leben zurück, und die Natur erliegt mehr unter der Masse der Ärzte, als unter dem Kampfe ihrer, in Differenz gesetzten, Principien. Soll diesem Übel von Grund aus gesteuert werden, so kann dieses nur dadurch geschehen, dass die Idee der Medicin, als Wissenschaft, über alle, bisher in ihrer Einzelnheit und mit immer weiter gehender Sonderung behandelte Doctrinen, als deren gemeinsames Centrum, ihre Herrschaft ausübe. Jede einzelne Doctrin erschöpfe also, innerhalb ihrer Sphäre, das ganze Gebiet, dessen Bearbeitung ihr obliegt, nach dem in ihr waltenden Princip, so weit sie immerhin mit demselben ausreicht; sie deute aber auch in jedem Puncte ihrer Bahn ihre Abhängigkeit von ihrem Princip nicht nur, sondern auch die Beziehung dieses Princips selbst, und mit ihm der ganzen, daraus hervorgehenden Wissenschaft auf eine höhere Ordnung an, in welcher ihr im Endlichen befangenes Leben, der Idee nach, enthalten und verklärt ist. Dadurch wird der Blick, nachdem er diesen ganzen Kreis durchlaufen, und ihn für sich hinlänglich verstanden hat, unwiderstehlich zu jener höheren Ordnung hingezogen; und auch hier, falls sich etwa finden sollte, dass sie gleichfalls, nur für eine andere Potenz, demselben Schema der Endlichkeit untergeordnet sey, wird er abermals zu einer noch höheren Ordnung fortgeführt werden, bis er endlich auf den Brenn-

punct des Ganzen fällt, und, von ihm magisch zurückgeworfen, das Mannichfaltige zugleich in seiner Einheit, so wie diese in dem Mannichfaltigen, schaut und erkennt. — Wie dieses nun von jeder Wissenschaft überhaupt gilt, so zeichnet es, in Bezug auf diesen besonderen Zweck, auch die Lehrmethode der Medicin und die Bahn vor, auf welcher der Lehrling der Heilkunde jener höchsten Anschauung, in der er seinen Beruf und sich selbst in himmlischer Verklärung sieht, theilhaftig werden könne, um dann, im reflectirten Strahle, Sinn und Bedeutung der besonderen Wissenschaften, die ihm als Mittelglieder seines Handelns dienen sollen, richtig zu fassen, und mit Besonnenheit im Geiste des Allgemeinen (weise) zu handeln.

Es ist unsere Absicht keineswegs, hier die ganze Construction des Vfs. zu verfolgen. Vielmehr halten wir dieses, nachdem wir in dem Bisherigen die Grundidee des Ganzen angegeben haben, für unnöthige Weitläuftigkeit; von dem Standpuncte der Philosophie aus angesehen, ordnen sich die Glieder dieser Wissenschaft mit innerer Nothwendigkeit auf solche Weise; derjenige aber, dem ihre Idee noch nicht offenbar geworden ist, bedarf eben des behutsamen Ganges der Methode, die ihn durch alle Zwischenglieder, ohne Übergehung eines einzigen, zum Ziel führt. Wir berühren also nur im Allgemeinen die Hauptmomente, durch welche der Vf. seine Methodologie, — die, insofern sie die Indifferenz des Wesens bey aller idealen Differenziirung stets fest zu halten strebt, zugleich auch als Schema einer Encyklopädie der gesamten Medicin erscheinen soll — bis zur höchsten Stufe der Erweckung der reinen Idee des Arztes, führt; und werden alsdann bloss die Zergliederung der reflectirten Medicin, nach dem Sinne dieser Schrift, schematisch angeben, über ihre Bestimmung als Grundlage einer Encyklopädie aber, so wie über Ton und Vortrag des Ganzen, einige Bemerkungen einstreuen oder hinzufügen.

Der Unterricht auf Schulen umfasse in einer zwiefachen Richtung, auf Geist und Körper, alle diejenigen Momente, welche zur rein menschlichen Entwickelung des Jünglings concurriren müssen, damit jeder künftig zu wählende Stand für Kunst, Wissenschaft und Leben in ihr seine Wurzel finde. Ältere und neuere Sprachen, Geschichte, Geographie, Naturbeschreibung, Mathematik und Physik sollen die Sphäre des wissenschaftlichen Unterrichts erfüllen, doch so, dass allenthalben die Rücksicht auf die *Form* vorherrsche. Eine planmäsig mit Würde, und mit dem Bewusstseyn ihrer Wichtigkeit geleitete Gymnastik dagegen, bilde den Körper zur möglichsten Kraft, Gewandtheit und Anmuth, während die einfachsten und reinsten Anklänge der Kunst, vorzüglich der Musik und Poesie, das Gemüth den Ahndungen eines höheren, übersinnlichen Lebens leise entfalten. — So weit des Vfs. Grundideen über den Unterricht auf den gelehrten Schulen. Wir hätten, ob wir gleich im Ganzen mit ihm einverstanden sind, und die wahre Tendenz dieses Abschnitts nicht verkennen, dennoch gewünscht, dass die Ansicht dieser Bildungssphäre, als Mittel der Entwickelung zur *Humanität* überhaupt, *die sich selbst Zweck ist*, weniger durch Hervorhebung der Beziehung einzelner Lehrfächer auf äussere, besondere Zwecke, (die Bildung des Arztes z. B.) getrübt seyn möchte. So ist bey Empfehlung des Studiums der alten Sprachen auf die *realen Kenntnisse*, die uns dadurch zuwachsen, und auf den Zusammenhang der alten und neuen Welt, indem aus jener Kenntnisse, Sitten u. s. w. auf diese übergegangen sind, welche sowohl auf die Cultur der medicinischen Wissenschaft, als auf das Object der Heilkunde, den Menschen in seinem jetzigen Zustande, einen wichtigen Einfluss geäussert und in vielem, was uns umgiebt, das bedeutende Product jenes Einflusses zurückgelassen haben, mehr Rücksicht genommen, als auf die schöne Objectivität eines, in ungetrübter Fülle und Einheit, rein sich ergiessenden Lebens der kräftigen Menschheit, durch welche besonders die Griechen auf das Gemüth des Jünglings, noch ohne durchgreifende Klarheit des Verständnisses, *unmittelbar* wirken, und das dunkel in ihm liegende Streben nach Objectivirung seines inneren Wesens, in der ruhigen Entfaltung einer göttlichen Idee im Objectiven, *der Welt und des Lebens*, ihm selber unbewusst, und nur durch die innere Wahrnehmung einer, wie durch göttliche Befruchtung, emporkeimenden Fülle selbstständiger Kraft und muthigen Vertrauens auf die Natur und das Schicksal, jenen liebenswürdigen Leichtsinn der edleren Jugend, den Bürgen ihrer fortschreitenden Bildung, und die reine Quelle ihrer Sünden, sich ihm offenbarend, zur Einheit mit den ewigen Ideen des Weltgeistes und seinem unendlichen Schaffer zurückführen. Hier aber ist die Quelle aller künftigen Fülle und Genialität des Geistes. Nur aus der Identität mit der Allheit kann sich die Erkenntniss des Endlichen auf unendliche und ewige Weise (Universalität), so wie die Erkenntniss des Ewigen und Absoluten selbst (Philosophie) entfalten. Das hier Gesagte gilt auch, auf ähnliche Weise, von des Vfs. Ansicht der Geschichte. Schwerlich möchte wohl die frühere Vermischung der jetzt existirenden Völkerschaften mit den Völkern der alten Welt, und der Einfluss, den letztere überhaupt auf jene gehabt haben, für den Arzt, als solchen, je ein Mittel bestimmter und klarer Einsicht in den physischen Theil der dadurch bewirkten Veränderungen, insofern er sich in seiner nächsten Umgebung darstellt, werden können. In diesem Geiste kann nur der Moderne beobachten; und doch würde es nöthig gewesen seyn, dass uns schon die Alten hieher gehörigen Beziehungen aufgezeichnet oder angedeutet hätten, wenn von einer solchen Ansicht der Geschichte Gewinn zu hoffen seyn sollte.

Vortrefflich ist dagegen die durchgreifende Würdigung und Empfehlung der Gymnastik, wie sie auf dieser Stufe, als zweyter Hauptzweig jeder wahrhaft humanen Bildung, dem wissenschaftlichen Unterricht gleich gesetzt, und nach ihren Elementen, für den Zweck der Entwickelung schöner Menschheit in sinnlicher Objectivität, vollständig entwickelt wird; dann aber in den folgenden Bildungsperioden auf der Uni-

versität, theils als Trägerin und Begleiterin geistiger Thätigkeit, dem wissenschaftlichen Unterrichte frey zur Seite steht, theils aber auch, ihm unterthan, in *artistische Übung* für bestimmte Zwecke übergeht, bis sie zuletzt, auf der Stufe der Entwickelung der Medicin, als der *wissenschaftlichen Kunst* im Objectiven, selbst wieder Werkzeug, Heil- Erhaltungs- und Genesungs-Mittel wird, und so, von höherer Einsicht geleitet und Ideen unterthan, gleichsam potenzirt wieder nach allen Richtungen ins Leben zurückströmt.

Die Universität, als Totalität der Lehranstalten, hat, in Bezug auf den Lehrling, den Zweck, „in der „Individualität desselben den Repräsentanten einer Ge„sammtheit von Wissenschaften, im *Allgemeinen* und *Besonderen*, darzustellen." — Indem sie also auf der einen Seite, in einer bestimmten Stufenfolge vom Leichteren zum Schwereren, nach dem Allgemeinsten und Höchsten, der Philosophie, hinanstrebt, muss sie zugleich, der besonderen Bestimmung des Schülers gemäss, diejenige Sphäre der Endlichkeit zu ihrer Stufenleiter wählen, die, als Object der in jener Bestimmung liegenden Thätigkeit, die an sich unbeschränkte Idee der reinen Wissenschaft und Kunst in die Wirklichkeit herabzieht, — um der gesuchten Form zugleich einen Inhalt, und der absoluten Idee auf der höchsten, nur vom Standpuncte der Philosophie aus zu erreichenden Stufe, die Farben der *Lieblichkeit* zu ertheilen.

Zuerst eröffne sich also dem studirenden Arzt das ganze Feld der empirischen Naturwissenschaften, rein als solches, ohne die trügliche und erschlichene Einheit der Hypothesen. Gerade dadurch, dass sie sich in ihrer ganzen *Endlichkeit*, als Sphäre für sich, constituirt, werde sie die Vorhalle des Ewigen.

Der Fehler bey der bisherigen Behandlung der empirischen Wissenschaften war gerade der, dass man an ihrer Grenze Brücken in das Gebiet der Philosophie bauen wollte. Nur das Reich des Verstandes grenzt an das der Empirie. Dahinüber führten jene Brücken, und die hinüber und herüber wandelten, hiessen, in dem Wahne, dass doch der Zweck erreicht seyn müsse, weil ja die Brücke wirklich da stehe, Philosophen. Die wahre Empirie dagegen betrachte beyde Reiche als ihren einen und untheilbaren Staat, in welchem die entgegengesetzten Principien ihrer Herrschaft befreundet wohnen; dann aber bahne sie auch ringsum die Aussicht auf die Klüfte, die ihr Gebiet von den lebendigen Wohnsitzen der Ideen absondern, und über welche ewig keine Brücke führt, auf dass der Wanderer am Ende seiner Bahn, wenn die innere Lust ihn treibt und der Sirenen-Gesang von drüben ihn zieht, muthig den kühnen Sprung wage, dem Schicksal und der eigenen Kraft vertrauend: oder, wenn Muth und Lust gebricht, zurückkehre, und sich, durch keine Selbstäuschung geblendet und eitel gemacht, bescheiden, und darum doch kein minder würdiger Bürger des Staats der Wissenschaft, damit begnüge, die Schätze seines wahren Vaterlandes zum allgemeinen Besten einzusammeln.

In diesem Geiste also behandle die empirische Naturwissenschaft, zuerst bey der Oberfläche verweilend, als blosse *Naturbeschreibung*, die drey Reiche der Natur, (Mineralogie, Botanik, Zoologie,) den Menschen (Anthropologie), und die Erde (Geologie); dann, ihr Inneres zerlegend, als Anatomie der Mineralien, Pflanzen, Thiere (Zootomie), *des Menschen*, (Anthropotomie) der Erde, (Geotomie), — und überall steige sie von dem Allgemeinsten bis zur nächsten Besonderheit herab. — Der bloss körperlichen Darstellung der Naturgegenstände folge nun die Entwicklung ihrer inneren *Kräfte*, und zwar der Kräfte der Natur im *Allgemeinen* (Experimentalphysik), und der besonderen Qualitäten (Chemie); dann aber auch die Darstellung der *lebendigen* Kräfte in der *Physiologie der Pflanzen und Thiere*, der psychischen und physischen Kraft des *Menschen*, und des lebendigen Princips der Erde, als organischen und beseelten Leibes. — Wir haben diese Eintheilung der Lehrfächer hier desshalb vollständig ausgehoben, um die Bemerkung anschaulich zu machen, dass diese Zergliederung zwar eine befriedigende Übersicht des Ganzen gewähre, und allerdings geeigenschaftet sey, den Jüngling zu einer richtigen Würdigung jedes besonderen Elements der einzelnen Wissenschaften vorzubereiten, dass aber zugleich, insofern dieses Schema encyklopädisch genommen werden soll, auf die Zusammenziehung der verschiedenen Potenzen gleicher Stufen zu einem, in sich gerundeten, und jene Potenzen, als Glieder, in sich darstellenden wissenschaftlichen Lehrfache, hätte hingewiesen, und dadurch der zerstreute Blick auf die Einheit dieser verschiedenen Zweige, in ihrer dreyfachen Wurzel, aufmerksam gemacht werden sollen. Die blosse Erinnerung §. 173 „dass die Vertheilung der einzelnen Lectionen für den Lehrling hier nicht Zweck sey," scheint uns für obige Forderung nicht genügend. Übrigens enthält dieser Abschnitt viele treffliche Ideen über die Methode der Behandlung der hier einzeln abgehandelten Fächer.

Vom Studium der empirischen Naturwissenschaften führt die *Mathematik*, die, so wie jene im rein Endlichen, im rein Unendlichen ihr Wesen hat, den Lehrling an die Grenzen des endlichen Erkennens, und öffnet ihm die Aussicht auf das Gebiet der Philosophie. Nicht allein also ihrer Beziehung wegen auf mehrere Zweige der empirischen Naturwissenschaft, der Physik, Physiologie u. s. w.; sondern hauptsächlich als Vorbild einer, wenn gleich nur an und in dem Endlichen, *absoluten* Methode, werde sie von dem Arzte fleissig und gründlich studirt. Von der reinen Mathematik gehe er zur *angewandten* über, und diese in ihrer höchsten Synthesis, als *Astronomie*, gebe ihm ein Vorbild der lebendigen, organischen Form, in der sich das Absolute der Philosophie vor sich selbst objectiv entfaltet. Jetzt endlich leite ihn die Philosophie zur eigenen intellectuellen Anschauung des *Absoluten*, und, nachdem sie so den Keim und die unversiegbare Quelle der wahren Wissenschaftlichkeit in ihm belebt und entbunden hat, zeige sie ihm; als *Naturphilosophie*, die Ideen in ihrer wahren Gestalt, deren getrübte Abbilder er auf dem Felde der Empirie kennen gelernt hat, ohne ihre höchste Bedeutung zu verstehen, bis er

endlich durch die stetig fortschreitende Evolution der Wissenschaft, auf der letzten Stufen derselben, die, in der höchsten Individualität der Erde, dem genialischen wissenschaftlichen Künstler, ihr bewufstloses Produciren mit Bewufstseyn im Realen reproducirende *Natur* als das Ideal erkennt, mit welchem der Arzt in den Begriff Gottes aufgenommen, und vermittelst dessen sein Handeln in der Wirklichkeit dergestalt bedingt ist, dafs es, als *medicinisches Handeln*, nur in dem Grade Realität hat, in welchem er jener Idee theilhaftig geworden ist, und von ihr, als der in ihm herrschenden und ihn treibenden Gottheit, mehr oder weniger durchdrungen und beseelt wird.

Erst nachdem der Lehrling der Medicin auf diese Art seine erhabene Bestimmung erkannt, und sein Leben, wie es in Gott ist, angeschauet hat, befleifsige er sich derjenigen Wissenschaften, die, was jene Idee in einer ungetrübten und verklärten Anschauung lebendig vereint, für den Verstand und den Übergang in die Wirklichkeit, als *Theorie* und *Praxis*, sondern, und in dem vollkommensten *medicinischen* Staate für das *irdische* Leben zu realisiren bemüht sind.

So wie nun in dem Vorbilde das gesammte Wirken der Natur im Realen, aber als absolut, seiner Idee nach, begriffen ist: so wird auch auf dieser Stufe das Nachbild, der Arzt im weitesten Sinne des Worts, „die gesamte wirksame Natur in seiner Individualität zu fesseln suchen," und, da in der gegenwärtigen Ansicht der Natur dieselbe in der Entzweyung mit sich selbst, als Gegensatz der organischen und unorganischen Naturthätigkeit, dargestellt wird, als derjenige erscheinen, welcher, „über dem Gegensatze schwebend, ihn vermittelnd, bald ihn aufzuheben, bald wieder herzustellen beflissen ist." Dieses ist das Ideal des Arztes für die Betrachtungsweise der Reflexion. Von diesem allzuweiten Umfange auf seine nähere Bestimmung in der Wirklichkeit zurückgehend, beschränkt sich aber die Methodologie blofs auf denjenigen Theil der gesamten Medicin, welcher sich lediglich mit dem Menschen, und zwar in Beziehung auf seine verschiedenen Zustände des Lebens beschäftigt.

Schema der medicinischen Wissenschaften.

I. Die Iatrie im engeren Sinne, als die Medicin, inwiefern sie den Menschen mit vorherrschender Rücksicht auf das rein Organische in ihm, auf seine lebendigen *Functionen*, betrachtet und behandelt, zerfällt in drey Hauptheile: a) theoretische, — b) praktische Medicin, c) Iatrotechnik. In der *theoretischen Medicin* herrscht, da sie auf diesem Standpuncte die Idee des Lebens nicht aufzufassen vermag, sondern solches nur seiner *Besonderheit* nach erkennt, die Tendenz, *in* dieser Besonderheit alle Zustände des Lebens aufzuzählen und zu *erklären*. Zur Erklärung aber bedarf sie eines Princips, und zwar, ihrem Standpunct gemäfs, eines solchen, das nicht in, sondern aufser dem Producte liegt. Ein solches Princip aber ist die *Kraft*; die theoretische Medicin erklärt also alle Erscheinungen des Lebens nach dem Princip einer dreyfachen organischen Kraft, — Reproduction, Irritabilität und Sensibilität, und durch die Anwendung dieser Principien auf die drey Zustände des Lebens, die sich als Gesundheit, Krankheit und Temperament (individuelle Mischung und Begrenzung beider durch einander) darstellen, organisirt sich die theoretische Medicin in drey Glieder, 1) Hygiäne, 2) Pathologie, α) Pathogenie, β) Nosologie und Symptomatologie, 3) Kraseologie. Jede dieser Wissenschaften wird hier in Hinsicht ihrer Methode einzeln erörtert, und ihr Gesichtskreis, nach Mafsgabe allgemeiner Ideen, möglichst erweitert, worüber wir auf die Schrift selbst verweisen müssen. Die *praktische Medicin* zerfällt auf gleiche Weise, wie die theoretische, in drey Zweige: 1) Iamatologie (Lehre von den Mitteln in ihrem weitesten Umfange, das ganze Verhältnifs des Makrokosmus und des Mikrokosmus umfassend. Bey dieser Gelegenheit treffliche Bemerkungen über die Ausbildung der so sehr vernachlässigten *materia medica*. 2) Therapie — das Gegenbild der Iamatologie im Subjectiven. — α) allgemeine, β) besondere. 3) Iatrobuläologie, als Indifferenz der Iamatologie und Therapie in der Theorie des medicinischen *Plans*, sowohl im Allgemeinen, als im Besonderen.

Den allgemeinen Gegensatz der theoretischen und praktischen Medicin löst, in Bezug auf einen bestimmten, in der Wirklichkeit vorhandenen, Fall, die *Iatrotechnik* auf, indem sie, wenn gleich für die Reflexion und zum Behuf der Darstellung getrennt, Wissen und Handeln auf einen gegebenen Punct zusammen bricht. In ihr wiederholen sich die beiden vorhergehenden Zweige unter der bestimmten Form des *concreten Falles;* ihr *theoretischer Theil* löst sich auf in *Semiotik. Anamnestik* und *Diagnostik*, — den *praktischen Theil* bilden die *Indication*, das *Formulare* und die *Prognostik*. (Der Verfasser weiset hier der Prognostik, nicht ohne Vortheil für die Beurtheilung des Heilverfahrens, ihre wahre Stelle, gemäfs ihrem Ursprung aus den beiden praktischen Polen der Iatrotechnik, an, da man sie gewöhnlich als Folge der Diagnostik aufführt, zu welcher sie doch nur in einem polarischen Verhältnisse, und zwar als der subjective Pol derselben, steht. Seine weiteren Bemerkungen hierüber verdienen die Aufmerksamkeit der theoretisirenden Ärzte.) Den theoretischen und praktischen Theil der Iatrotechnik verbindet endlich zur Einheit die *Klinik*, in welcher das bisher noch immer blofs *ideelle* Erkennen und Handeln des Arztes *reell* wird, und in die Wirklichkeit übergeht. Die in ihr zu bewirkende Einheit des Erkennens und Handelns erscheint als der sogenannte *praktische Blick*, dessen Ausbildung sowohl als vollkommene Einführung in die Wirklichkeit, mittelst des *Examens* und des *Receptes* (im weitesten Sinne des Worts) durch die *Kur*, das eigentlich Praktische in der Medicin, oder vielmehr die medicinische Handlung selbst, der Gegenstand ihrer Lehre und Übung ist.

(Der Beschlufs folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 MAY, 1807.

MEDICIN.

1) Würzburg, b. Stahel: *Methodologie der gesamten Medicin*, von Dr. *Th. Alex. von Hagen* u. s. w.

2) Marburg, in der akad. Buchhandlung: *Grundriss der medicinischen Encyklopädie und Methodologie*, von Dr. *Joh. Wilh. Heinr. Conradi*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

II. Medicin in Bezug auf das Mechanische im Organismus, Iatrie des Mechanismus, oder *Chirurgie*. Innig verwebt mit der Iatrie im engeren Sinne, betrachtet sie vorzugsweise den *Mechanismus* des menschlichen Organismus. Der Mechanismus aber kann bestimmt werden entweder von *Innen*, durch das Leben selbst, oder von aussen, durch äussere Einflüsse. Daher entspringt die Eintheilung derselben in die *theoretische* und *praktische* Chirurgie. Die theoretische Chirurgie betrachtet die Veränderungen des Mechanismus entweder als bedingt durch die *Natur* und zwar nach den drey Momenten der *Gesundheit*, der *Krankheit* und des *Temperaments*, oder durch Freyheit (der Verfasser bedient sich hier sehr uneigentlich des Ausdrucks: Kunst, indem er eigentlich darunter alle diejenigen Einflüsse auf den Mechanismus begreift, die durch die Wahl des Standes und Gewerbes, der Lebensart, der freyen, willkührlichen Übung der Kräfte u. s. w. herbeygeführt werden,) oder endlich durch *Natur* und *Freyheit* zugleich in der *Cultur*. Die *praktische Chirurgie* folgt demselben Schema in Hinsicht des Einflusses der *äusseren* Natur auf den organischen Mechanismus, wie die *theoretische*. Auch sie betrachtet seine Veränderungen 1) als Folgen der *äusseren Natur*, a) ihrer mechanischen, b) ihrer dynamischen, c) ihrer zusammengesetzten Wirkungsweisen, (Analogon der Iamatologie). 2) Der äusseren Freyheit — (Analogon der Therapie, *Operationslehre*,) a) *verbindende*, b) *operative*, c) *chirurgische Gymnastik*. 3) *Der Synthesis beider* in dem *chirurgischen Plane* (*Chirurgobuleutik*.) — Beide Elemente aber der Chirurgie, die *theoretische* und *praktische*, gehen, nach demselben Gesetze, das schon oben bey der Iaterie im engeren Sinne entwickelt wurde, durch die *Chirurgotechnik* in That und Wirklichkeit über. — Aus dieser Übersicht der verschiedenen Fächer ergiebt sich schon, wie vielseitig der Vf. die Ansicht der beiden Hauptfächer der Medicin auszubilden, und nach höheren Grundsätzen ihre Elemente zu ordnen bemüht gewesen ist. Auch lässt sich nicht leugnen, dass er auf diesem Wege manche dunkle, noch nicht beachtete Stellen der medicinischen Wissenschaft mit einem überraschenden Strale beleuchtet und in ihrer Wichtigkeit hervor gehoben hat; nur wäre zu wünschen, dass er dabey die vielen neuen Benennungen, die einzelnen, verschiedenen *Ansichten desselben* Gegenstandes, und in denselben Elemente Einer Wissenschaft den Schein verschiedener, *besonderer Wissenschaften* geben, vermieden, und mehr auf die bisherigen Behandlungsweisen dieser Wissenschaften hingedeutet hätte, wobey sich, der bescheidenen Form ungeachtet, wohl in mancher das Gold, das hier zu Tage gefördert wird, eben so rein unter der fremdartigen Hülle hervorgefunden haben würde. — Wir übergehen sowohl den folgenden Abschnitt, der von dem Studium der medicinischen Hülfswissenschaften im engeren Sinne, der *Pharmacie*, *medicinischen Waarenkunde*, und *medicinischer Pflege*, handelt, als auch den folgenden: „vom Studium der *Staatsarzneykunde*," welcher letztere besonders reich an eigenen und beherzigungswerthen Ansichten und Bemerkungen ist, indem er die Absicht hat, die Idee eines, nach der Idee und innerhalb der Sphäre des politischen Staats frey zu organisirenden, *medicinischen Staats*, dessen Majestätsgewalt, mit gleicher Allgemeinheit für ihr Gebiet, die *Facultät* auszuüben hätte, dem *Anhange*, in welchem diese Idee für die Annäherung in der Wirklichkeit noch weiter ausgebildet wird, vorzubereiten; — um über den Ton des Verfassers und die von ihm gewählte Form der Einkleidung noch eine Bemerkung beyzubringen. — Sie betrifft die, durch das sichtbare Ringen nach Simplicität und einem gewissen pathetischen Ernste des Vortrags, bey hervorscheinender, strenger Methode, bewirkte *Monotonie der Übergänge*, (z. B. die häufig wiederkehrende Formel: Um also die Lehre von u. s. w. zuerst — oder: ferner, oder, ausführlicher zu berühren, sagen wir, dass 1 u. s. w.; die häufigen Zusätze zur Steigerung der Aufgabe einer Wissenschaft u. s. w.,) und, die grösstentheils entbehrlichen Zwischensätze, die nicht selten mit besonderer Bezifferung, als Scheinparagraphen, sich zwischen die übrigen drängen, und diese, statt sie an einander zu knüpfen, vielmehr trennen. — Unstreitig ist die Eintheilung in §§, das äussere Bild des streng sondernden Denkens, und der mit Absicht zu Tage gelegten Methode, für alle Schriften, die zu Leitfäden wissenschaftlicher Vorträge bestimmt sind, von Bedeutung und Nutzen. Dazu aber wird erfodert, dass nur das an sich und innerlich, in der Sphäre des Gedankens, Abgesonderte, das Zeichen trenne, so wie umgekehrt die Zahl seine Beziehung auf das vorhergehende, und seine Abhängigkeit

vom Ganzen andeutet. Übergänge hingegen sind nur Glieder der Paragraphen, End- oder Anfangspuncte einer Reihe, die in der vorhergehenden nicht unmittelbar enthalten war. Wozu aber beziffern wir noch die Scheidewände unseres wissenschaftlichen Fachwerks, wenn seine Fächer selbst sich schon durch Überschriften und durch Eigenthümlichkeiten des in ihnen Aufgestellten, vortheilhaft auszeichnen? Die leeren Zahlen scheinen dann nur Lücken, oder ein geheimes, sich selbst zu täuschen suchendes, Gefühl des Mangels zu verrathen, wie es so oft wirklich der Fall ist. Aber eben darum wünschten wir gerade diese Schrift von einem solchen Widerspruche ihrer Form mit ihrem Inhalte befreyt zu sehen. — Den reinen und in würdiger Einfachheit einem guten Vorbild nachgebildeten Styl entstellen einige Pleonasmen, wie §. 144: „So können *also demnach* durch das Studium u. s. w."

No. 2 kann bey dem Studium der vorgedachten Schrift als Belege — und Beyspiel-Sammlung zu den in ihr enthaltenen Kritiken empfohlen werden. Sie liefert einen raisonnirenden, mit ziemlich gut gewählter Literatur erweiterten, Lectionskatalog in der gewöhnlichen Form, welchem das Verdienst nicht abgesprochen werden kann, dass er, als historische Übersicht der gewöhnlichen Vorlesungen auf Universitäten, dem angehenden Studirenden die Aussicht auf den zu beginnenden Cursus aufklärt, und indem er ihm nützliche Winke und Reiseregeln, auch würdige Begleiter mit auf den Weg giebt, zugleich so bescheiden ist, keine Hoffnungen in ihm zu erregen, deren dereinstige Befriedigung er nicht mit Zuversicht hoffen dürfte. Zu wünschen wäre jedoch, dass *Röschlaub's* einseitig dürftige Ansicht des wissenschaftlichen Organismus der Medicin auf ihre Bearbeitung weniger Einfluss gehabt haben möchte. Denn nichts ist mehr geschickt, dem nach umfassender Erkenntniss seiner Sphäre strebenden Geiste schon bey seinem Eintritt in das Gebiet der Wissenschaft unauflösliche Fesseln anzulegen, als eine solche dialektische Ansicht eines wissenschaftlichen Ganzen. **s.

Breslau, b. Korn d. ält.: *Kleine Aufsätze aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe.* Herausgegeben von *August Heimbert Hinze,* Dr. Brunnen- und Badmedicus zu Altwasser, prakt. Arzt und Geburtshelfer zu Waldenburg in Niederschlesien. 1806. 110 S. 8. (8 Gr.)

Von dem Wunsche belebt, sein Scherflein zum Heil der leidenden Menschheit beyzutragen, und von der Überzeugung geleitet, dass zu ihrem Wohl noch sehr Vieles zu thun übrig sey, sucht sich der Vf. dieser Verpflichtung, wie er in der Vorrede bemerkt, durch die Bekanntmachung dieser Aufsätze zu entledigen. Was uns hier anspruchslos und bescheiden dargeboten wird, nehmen wir mit Dank an, indem man wenigstens der Tendenz und guten Absicht des Vfs. seinen Beyfall schenken muss, sollte auch die Wissenschaft keine grosse Ausbeute aus den hier mitgetheilten Beobachtungen und Reflexionen davontragen, wie denn überhaupt solche fragmentarische, nicht tief in ihren Gegenstand eindringende Aufsätze, am wenigsten geeignet seyn möchten, für die Cultur der Heilkunde etwas wichtiges zu leisten. — Indess gewähren doch diese Aufsätze insofern eine erfreuliche Erscheinung, als sie als sprechender Beweis einer sehr rühmlichen progressiven Tendenz, eines nicht gemeinen diagnostischen Scharfsinnes, und vieler praktischen Gewandtheit ihres Vfs. auftreten. Fährt Hr. *H.* auf diese Art fort, die Aussprüche der Theorie durch genaue Versuche am Krankette zu prüfen, und sich mit der gehörigen Vorsicht praktische Regeln daraus zu abstrahiren: so wird er sich immer mehr zu einem guten klinischen Arzte ausbilden, und auch im Gebiete der Literatur dereinst etwas grösseres zu leisten im Stande seyn. —

Folgendes ist der Inhalt der einzelnen Aufsätze: 1) *Merkwürdige Entbindung einer ungewöhnlich grossen Traubenmole.* Obgleich kein neuer, doch ein sehr interessanter Fall. Eine 20jährige Frau, jüdischer Nation, verfiel nach einem Bade im kalten Keller in ein Nervenfieber; kaum hievon genesen, verheirathete sie sich, und genoss die ehelichen Freuden im Übermasse. — Nach sechs Wochen, wo sie sich der ausgebliebenen Menstruation wegen für schwanger hielt, stellte sich ein Mutterblutfluss ein, der durch kein Mittel gehoben werden konnte. Hierdurch sehr entkräftet, suchte sie Hülfe in dem Bade zu Altwasser, dem der Vf. als Brunnenarzt vorsteht, und wurde daselbst am dritten Tage von allen ihren Beschwerden befreyt, indem sich unter ordentlichen Geburtsschmerzen grosse Klumpen traubenförmiger Molen und Fleischmassen auslerten. Der Vf. will die Entstehung solcher Molen besonders bey jungen Weibern, welche in der ersten Periode ihrer Ehe die Freuden der Liebe in zu reichlichem Masse geniessen, am häufigsten wahrgenommen haben, besonders in solchen Fallen, wo eine örtliche Asthenie des Fruchthälters und der Gefässe des Uterinsystems, hervorgerufen durch starke monatliche Reinigung, weissen Fluss u. s. w. coincidirten. Zugleich nimmt Hr. *H.* an, dass die Entstehung wahrer Molen ohne vorhergegangene Empfängniss nicht denkbar sey, — eine Behauptung, womit man gegenwärtig wohl allgemein einverstanden seyn wird. —

2) *Einige Worte über die Wirksamkeit der kohlenstoffhaltigen Mittel bey chronischen Krankheiten des Reproductionssystems.* Schon durch öftere Beobachtungen belehrt, dass in solchen Krankheitsformen, wo die Assimilation und Digestion vorzugsweise leidet, weder sauer- noch wasserstoffhaltige Arzneykörper gut vertragen wurden, dagegen die bittern, aromatischen Mittel eine sehr wohlthätige Veränderung des Krankheitszustandes hervorzubringen pflegten, wurde Hr. *H.* besonders durch die, in der Schrift über das gelbe Fieber von Marcus entwickelten klinischen Grundsätze in der Ansicht bestärkt, dass in allen solchen Fällen, wo primair die Assimilations- und Digestions-Organe, d. i. der positive Pol des reproductiven Systems, leiden, schlechthin nur die kohlenstoffhaltigen Mittel indicirt sind. Nach diesen klinischen Massregeln behandelte der Vf. mehrere der bedeutendsten Diarrhöen, Gallenruhren, Koliken, hysterisches Erbrechen, hypochondrische Affectionen, mit dem trefflichsten Erfolge. Die wesentlichsten Dienste leiste-

ten ihm Opium, Zimmt, Kalmus, Pomeranzen, das *Extr. Radic. Valerianae* u. s. w. Bey heftigem Würgen und Brechen gab es kein hülfreicheres Mittel, als die *Tinct. Ambrae* allein, oder in Verbindung der *Aqua aromatica* des preussischen Dispensatoriums, welches dem Vf. einmal bey einem fürchterlichen Erbrechen, dann bey einer bedeutenden Lienterie, die schnellste Hülfe gewährte. Für diejenigen, welche stets den Wahn zu verbreiten suchen, aus den im Geiste der Naturphilosophie angestellten klinischen Untersuchungen könne kein wohlthätiges Resultat für die Technik fliessen, möchte auch dieser, von unserem Vf. gelieferte kleine Beytrag, als ein sprechender Beweis der Nullität jener Annahme auftreten. Im folgenden Hefte verspricht der Vf. die Fortsetzung dieses Auffatzes, wo er von der Beseitigung der Affectionen der Assimilation, durch Einwirkung auf das Haut- und Secretions-System — als den zweyten Pol des reproductiven Systems — handeln wird. —

3) *Über die Einsackung der Nachgeburt und über die zweckmässige Behandlung derselben.* Ein noch nicht geendigter Auffatz, indem hier nur von den Ursachen und der besonderen Beschaffenheit dieses krankhaften Zustandes der Nachgeburt gehandelt, die Behandlungsart aber erst in dem folgenden Hefte nachzuliefern versprochen wird. Von allen jenen Streitigkeiten der Geburtshelfer über die Lösung oder Nichtlösung der Nachgeburt abstrahirend, trägt der Vf. hier nur seine Ideen über die, durch totale oder partielle Einsperrung in der Gebärmutter verhinderte Entwickelung und Lösung der Nachgeburt vor, indem dieser Zustand sehr selten beobachtet werde, die Geburtshelfer desselben entweder gar nicht, oder nur sehr kurz in ihren Schriften gedächten, und keine andere Behandlungsart erwähnten, als jene des Ausschälens des eingesperrten Mutterkuchens. — Die Entstehung dieses Zustandes hält unser Vf. auf folgende Art vermittelt: a) durch Veränderung des Sitzes der Nachgeburt, b) durch eine widernatürlich feste, oft ligamentöse Verbindung des Mutterkuchens mit der Gebärmutter; c) durch partielle Krämpfe der Gebärmutter. — 4) *Von dem Zahnen der Kinder und den Zufällen, welche dasselbe zu begleiten pflegen* Der gelungenste Auffatz in der ganzen Sammlung, dessen Gehalt durch eine noch umfassendere Bearbeitung sehr vieles gewonnen haben würde. Der vorzüglichste Werth desselben besteht in einer sehr treuen, richtigen, anschaulichen Schilderung der Entstehung und des Verlaufs der Zahnkrankheit, wobey die verschiedenen Perioden mit Präcision bestimmt, und zugleich auf die primair und secundair leidenden organischen Systeme hingedeutet wird. Hr. *H.* hält diesen Krankheitszustand vorzüglich durch einen hohen Grad von Erregbarkeit des ganzen Secretionssystems — zu welchem er das Secretionsgeschäft des Hautorgans, der Speicheldrüsen, sämtlicher Drüsen der Assimilationsorgane und der Nieren rechnet — und durch eine eigene quantitative und qualitative Veränderung der von diesen Gebilden abgesonderten Feuchtigkeiten begründet; zugleich nimmt er aber auch an, dass sich zu diesem Leiden des Secretionssystems eine abnorme Stimmung des sensiblen Systems geselle, dessen Hauptcharakter in erhöhter Receptivität und vermindertem Wirkungsvermögen bestehe. Ob nun gleich der ganze Verlauf dieses Krankheitszustandes die vorzügliche Affection der Secretionsorgane beweist: so ist doch die Erklärung des Vfs. über den Genius dieser Krankheitsform nichts weniger als genügend. Vordersamst hätte Hr. *H.* bedenken sollen, dass die Bestimmung der erhöheten Erregbarkeit des Secretionssystems viel zu allgemein ist, um daraus das Specifische dieses pathologischen Zustandes zu begreifen. Sobald man sich diese Krankheitsform als ein Ergriffenseyn des lymphatischen Systems, besonders der Speicheldrüsen, als einen irritablen, entzündlichen Zustand denkt, erhält man eine befriedigende Ansicht ihrer specifischen Natur, ohne seine Zuflucht zum Verhältniss der Erregung nehmen zu dürfen. — 5) *Heilung eines grossen Fleischgewächses durch die Ligatur.* Ein mit auf die Welt gebrachtes, und nach dem Eintritt der Menstruation sich sehr ansehnlich vergrössertes Fleischgewächs, in der Form eines Kürbis, mit seinem Stiele am *Perinaeo* befestigt, an seinem unteren Theile bereits in Eiterung übergegangen, wurde von dem Vf. unterbunden, und nach seiner völligen Absterbung durch den Schnitt hinweggenommen. Es hatte ein Gewicht von 2 Pfund 2 Loth, war 11 Zoll lang, und hatte 7 Zoll 5 Linien im Umfange. — 6) *Über die Wirksamkeit des Baumöls in Vergiftungen.* Auf einem Spaziergange wurde ein Brunnengast von einer Natter in den Mittelfinger der rechten Hand gestochen. Nach Verlauf einiger Stunden stellte sich heftiger Schmerz und Geschwulst des gestochenen Fingers ein. Als der Vf. hinzugerufen wurde, war die Hand bereits bis ans Gelenk geschwollen, blaue und rothe Stralen zogen sich vom Mittelfinger über den Rücken der Hand bis zum Vorderarm hin; der kleine Biss war hellroth, mit einem blauen Rand umgeben. Alle diese Zufälle stiegen in kurzer Zeit zu einem immer höheren, gefahrdrohenden Grade; die Hand wurde ganz steif, und gefühllos. Aus Mangel anderer Medicamente liess Hr. *H.* innerlich alle Stunden einen Esslöffel voll guten Baumöls nehmen, den ganzen Arm mit erwärmendem Baumöle waschen, und leinene, mit heissem Baumöl getränkte, Lappen über Hand und Arm schlagen. Nach dem fortgesetzten Gebrauche dieses Mittels verwandelte sich die blaue Farbe der Hand in eine schmuzig röthliche, die Geschwulst minderte sich, und so genas der Kranke nach wenigen Tagen. — Die Wirksamkeit der ölichten Mittel in solchen Fällen ist lange anerkannt, und keinesweges problematisch, da sich die erste, vorzüglichste Wirkung des Bisses giftiger Thiere durch eine heftige, schnell zu ihrem Maximum tendirende Entzündung des ergriffenen Gebildes offenbart, in allen diesen Fällen demnach nur die antiphlogistische Methode indicirt seyn kann. 7) *Sonderbarer Ausgang eines dreytägigen Wechselfiebers.* Diesen Auffatz, welcher sich bereits im 7 Band 4 Stück des Hufelandischen Journals befindet, liess der Vf. zu dem Behuf noch einmal abdrucken, um den Abstand, zwischen seinem damaligen pathologischen, und darauf gegründeten

klinischen Ansichten und Maximen, und denen, von welchen er sich gegenwärtig leiten läfst, bemerkbar zu machen. Die Leser mögen selbst darüber urtheilen, ob sich Hr. *H.* gegenwärtig auf einem richtigeren Wege befindet als ehmals, ob seine neueren Ansichten in gröfserer Harmonie mit der Theorie und Erfahrung stehen als jene älteren? Tiefer in die Ansicht, welche der Vf. bey dieser Gelegenheit von der Natur des Wechselfiebers aufstellt, einzugehen, erlaubt der beschränkte Raum dieser Blätter nicht; wir bemerken nur, dafs er zwar einige Sorten dieses Gegenstandes richtig auffasse, keineswegs aber in seiner Totalität und höchsten Bedeutung zu ergründen vermochte.

Den Schlufs machen praktische Miscellen — Andeutungen aus mehreren Zweigen der Heilkunde, von denen der Vf. einige in der Folge weitläuftiger zu bearbeiten verspricht. Wir schliessen diese Anzeige mit dem Wunsche, Hr. *H.* möge sein Versprechen bald erfüllen, und diesem ersten Hefte mehrere folgen lassen. Nächst einer recht sorgfältigen Auswahl und umfassenden Bearbeitung der zu liefernden Aufsätze, rathen wir ihm insbesondere, auf die Diction und Interpunction gröfsere Sorgfalt zu verwenden, in welcher Hinsicht wir bey dem vorliegenden Heft manche Fehler zu rügen hätten.

SS.

Arnstadt u. Rudolstadt, b. Langbein und Klüger: *Vollständige Anleitung zur Zergliederungskunde des menschlichen Körpers.* Von *Franz Caspar Hesselbach,* Prosector am anatom. Theater zu Würzburg. I Bds. 1 Heft. *Osteologie: mit zwey Kupfertafeln.* 1805. 186 S. 4. (1 Thlr. 12 gr.)

Die Bemerkung, dafs es bey den meisten anatomischen Anstalten noch an guten, sowohl mündlichen, als schriftlichen Anleitungen zum anatomischen Präpariren fehle, bewog den Vf. zu dem Entschluss, eine vollständige Anleitung zur Zergliederungskunde zum Gebrauche der Anfänger zu bearbeiten, und dieselbe heftweise erscheinen zu lassen, so dafs jedes Heft eine besondere Lehre der Anatomie, und zwar im ersten Abschnitte die Beschreibung, und im zweyten die Zubereitung der dazu gehörigen Theile, behandeln soll. Dieses erste Heft ist also der Knochenlehre gewidmet, und enthält zugleich eine ganz kurze Einleitung in die Zergliederungskunde; auf den beygefügten Kupfertafeln aber die Vorstellung von einigen Werkzeugen, nämlich drey Messern, einer Pincette, einer Kneipzange, und einer Maschine zum Bohren der Knochen. Nun ist zwar nicht zu leugnen, dafs die Beschreibungen des Vfs. fasslich, richtig und vollkommen zweckmäsig sind; auch wird durch die Anweisung zur Zubereitung der Knochen ein Anfänger in den Stand gesetzt werden können, die Knochen durch die Fäulnifs von den übrigen Theilen abzusondern, die einzelnen Knochen des Kopfes zu trennen, und die sämtlichen Knochen eines Körpers zu einem künstlichen Skelette zu vereinigen: aber an vollständigen Anleitungen zu diesen Dingen ist ja gar kein Mangel. *Hildebrandts* Handbuch der Anatomie z. B. enthält Beschreibungen, welche die des Vfs. an Vollständigkeit noch weit übertreffen; und wenn auch etwa bey den letzteren die Muskeln, Gefäfse, Nerven und andere Theile, welche mit einem Knochen verbunden sind, genauer angegeben wären: so läfst sich dagegen immer einwenden, dafs dem Anfänger die Benennung dieser weichen Theile, von welchen er noch keine Kenntnifs hat, eher hinderlich als förderlich ist, und dafs es zweckmäsiger seyn dürfte, so wie es von *Hildebrandt* und anderen Verfassern nützlicher Handbücher geschehen ist, lieber bey der Beschreibung der weichen Theile ihre Verbindung mit den Knochen genauer anzugeben. Noch weit weniger aber, als der erste Abschnitt, verdient der zweyte das Lob der Vollständigkeit. Denn die von dem Vf. vorgeschriebene Methode, Knochen zu reinigen, Köpfe zu sprengen, und Skelette zusammen zu setzen, ist nicht die einzige, und auch nicht unter allen Umständen die beste. Daher hätten alle andere Verfahrungsarten mit den Vorzügen oder Nachtheilen angezeigt werden sollen, welche sie mit sich führen. Wenn der Vf. sein Lehrbuch nur für diejenigen bestimmt hat, welche die Übungen in der praktischen Zergliederungskunst blofs vornehmen, um sich dadurch richtige Vorstellungen von der wahren Lage, Verbindung und Structur der Theile zu erwerben: so hätte er eher eine Anweisung zur Verfertigung sogenannter natürlicher Skelette geben sollen, bey deren Ausarbeitung das Verhältnifs der weichen Theile zu den Knochen in die Augen fällt. Die künstliche Zusammensetzung eines Skelettes erfodert zu vielen Zeitaufwand und mechanische Fertigkeit, als dafs ein grofser Nutzen für die Erweiterung der anatomischen Kenntnisse des Verfertigers dadurch erreicht werden könnte. Sollte aber die Arbeit des Verfassers auch denjenigen nützlich seyn, welche sich zu vollkommenen praktischen Zergliederern bilden wollen: so hätten nicht nur mehrere Handgriffe umständlicher angegeben, sondern auch überhaupt noch viele andere Anweisungen zur Verfertigung von osteologischen Präparaten beygefügt werden sollen. Denn die Verfertigung derjenigen Präparate, welche zur Demonstration der Structur der Knochen, ihrer Entwickelung und Ernährung, oder zur genaueren Erkenntnifs der gröfseren oder kleineren von ihnen gebildeten Höhlen, gehören, erfodert zum Theil allerley Vorbereitungen und Handgriffe, deren Erörterung in einer vollständigen Anweisung zur praktischen Zergliederungskunst gefunden werden muss, und die Ausarbeitung solcher Präparate dient allemal dem, welcher sich derselben unterzieht, zur Berichtigung seiner Vorstellungen und Begriffe von demjenigen Theil der Knochenlehre, welcher von dem gröfsten Einfluss auf viele andere Erkenntnisse seyn muss. Das Resultat dieser Erinnerungen ist, dafs sich der Vf. in einem Irrthume befindet, wenn er wirklich glaubt, dafs sein Buch den Vorzug vor den bisher bekannten Anleitungen zur Zergliederungskunde behaupten könne. Übrigens glauben wir wohl, dafs der Vf., dessen Geschicklichkeit in der praktischen Zergliederungskunst anerkannt ist, durch den mündlichen Vortrag seinen Schülern das ergänzen werde, was dem Lehrbuche an Ausführlichkeit abgeht, und unter dieser Voraussetzung verdient das Buch, als brauchbar für die Anstalt, welcher es geweihet ist, empfohlen zu werden. C. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 MAY, 1807.

PÄDAGOGIK.

Über Pestalozzi's Lehrsystem.

(Vgl. 1804. Nr. 59. etc. 129. 217 und 1805. 217)

Wenn des Geräusches über die Pestalozzische Methode in den letzten Zeiten auch weniger geworden ist: so hat sich gewiss nicht das energische Hinwirken zur Realisirung des in dem edeln Urheber sich gebildeten, und aus der Tiefe seines kindlich reinen Gemüths hervorgehobenen, Ideals vermindert, sondern sich vielmehr im Stillen mehr consolidirt. Mag immer die Zahl derer, die sich zu seinem Namen bekennen, nicht merklich wachsen; mag sie sogar kleiner werden, und endlich sich verlieren: so werden eifrige Verehrer seiner Idee nur desto zahlreicher auftreten, und selbst dann mit ihm *wirken*, wenn ihr Mund gegen ihn spricht. Mögen die *P'zen* Formen immerhin bekämpft, verbessert, oder vergöttert werden; sie können dem Schicksale aller Formen nicht entrinnen, sie werden veralten und vergehen; aber der Geist, der in ihnen wehet, wird sich erhalten und nicht altern, so wenig das Streben nach Humanisirung vergehen wird. — —

Darum ist es wichtig, dass man sich zum mindesten über das Wesentliche verständige, damit nicht durch Meynen und Glauben und Disputiren die Zeit zum Handeln verloren gehe. In dieser Rücksicht vornehmlich muss eine Zeitschrift, von den Theilnehmern der *P'zen* Anstalt selbst herausgegeben, dem Publikum eine erfreuliche Erscheinung seyn.

Leipzig, b. Gräff: *H. Pestalozzi's Ansichten, Erfahrungen und Mittel zur Beförderung einer der Menschennatur angemessenen Erziehungsweise.* I Band. 1 Heft. 1807. 172 S. kl. 8. (12 gr.)

Diese Schrift darf gewiss auf den Dank Vieler rechnen, und auf eine allgemeinere Theilnahme, wenn Materie und Form treu den Gesichtspuncten, welche der Titel selbst angiebt, gehalten werden. Es kann wohl seyn, dass *Pzi's* Thun von einer grossen Anzahl Menschen missverstanden und unrichtig beurtheilt worden ist — der Hauptgedanke der ersten zur Einleitung dienenden Abhandlung, (wahrscheinlich von *Niederer*) — aber dass der ganzen pädagogischen Zeitcultur der Sinn und die Empfänglichkeit für eine *solche* (d. i. der *P'zen* Idee angemessene) Form gemangelt habe (S. XXV), möchte die allgemeine gleich anfangs erregte Theilnahme schon widerlegen. Es fehlt dem Menschen seltener an Einsicht und Willen, das Wahre zu finden; aber er mag nicht gern eine Reihe individueller Erfahrungen aufgeben, und sein langes Thun als nichtig achten. Daher schlossen sich nur jüngere Männer oder wenigstens Novizen in diesem Fache zunächst an *Pestalozzi* an.

Die Zeitschrift selbst eröffnet P. mit einem Aufsatze: *Ein Blick auf meine Erziehungszwecke und Erziehungsversuche:* S. 1—58. Hier drückt sich der edle Vf. bestimmter als irgendwo aus, dass sein wesentlicher Zweck immer auf die Veredlung der niederen Volksclasse ging. Diesem Plane ist er für seine Person auch treu geblieben. Der gegenwärtige Aufsatz, sagt er S. 55, ist besonders durch das Gefühl des Bedürfnisses einer Anstalt zur Erziehung armer Kinder veranlasst worden, die, indem sie im Allgemeinen mit Festigkeit auf das Fundament der Methode gegründet, dennoch mit besonderer Sorgfalt der Eigenheiten Rechnung tragen würde, die aus dem Individuellen der Lagen und Bedürfnisse der Armen selber entspringen; einer Anstalt, welche, indem sie den berührten zwey Gesichtspuncten ein volles Genüge zu leisten geeignet wäre, mir zugleich zur Einrichtung einer über mein Grab hinaus wirkenden Pflanzschule von Menschen helfen würde, die, indem sie im Geiste der Methode erzogen, ihr alles zu verdanken hätten, auch ihr grösstes Glück in der Reinerhaltung und Verbreitung derselben suchen und finden würden. Zum grossen Haufen hin neigte sich immer *Pestalozzi's* edler Sinn; die Anstalt, der er gegenwärtig vorsteht, scheint ihm nur Mittel zu diesem umfassenderen Zwecke. Möchte die Idee nicht mit ihm schlafen gehen und unaufgefasst bleiben! Die wissenschaftliche Cultur bleibt ewig gesondert von der schlichten Ausbildung des gesunden Verstandes; und die Bildung der Niederen fodert eine andere Sphäre, als die Cultur höherer Stände. Man mag sich hüten, etwas Fremdes in jene hineinzutragen, oder die Grenzen sehr zu erweitern. Nur anknüpfen kann man die weitere Entwickelung der geistigen Kräfte an die allgemeine Elementarbildung; aber sie liegt wesentlich nicht in ihr. Die Anstalt in Yverdün ist das nicht, wofür P's warmes Herz glüht; denn er wollte sich nicht mit den Wissenschaften in irgend eine Beziehung setzen, sondern nur mit der Natur. Ich wollte in derselben, heisst es S. 9, eine genugthuende Bildung zum Feldbau, zur häuslichen Wirthschaft und zur Industrie vereinigt umfassen; indess sollte diess nicht Zweck seyn, sondern die „Bildung zur Menschlichkeit, zu dessen Erreichung ich Feldbau, häusliche Wirthschaft und Industrie nur als untergeordnete Mittel ansah (S. 11). Für diesen über alle Rücksichten

des Erwerbs und der Kunst erhabenen Zweck wollte ich den ganzen Umfang seiner (des Menschen) sittlichen, intellectuellen und physischen Anlagen in ihrem gemeinschaftlichen Mittelpuncte wohl besorgt, und diesen vor allen einzelnen Theilen der menschlichen Bildung und allen untergeordneten Zwecken derselben zum voraus gesichert wissen." Ist auch hier nicht bestimmt der ganze Umfang seines Strebens ausgesprochen, so ist doch der wesentliche Gesichtspunct fixirt; und es schimmert sichtbar die vollkommene Wahrheit hindurch, dass man dem Menschen einheimisch zu machen habe in seinem Kreise, in dem er Berufs halber leben soll. An Reichhaltigkeit mangelt es keiner Sphäre des menschlichen Thuns, am wenigsten dem Stande der Ackerbauer. Aber es mangelt eine Befreundung mit ihm und eine Beziehung mit den höchsten Bestrebungen der Menschennatur. Hier ist der wesentliche Zweck, dass der Mensch sich früh hinarbeite in seinen Kreis; nicht nur geistig, sondern auch körperlich und allseitig. In seinem Wirkungskreise muss ein jeder auch die Entwickelungs- und Ausbildungs-Mittel finden; der Stoff zur geistigen Thätigkeit werde nie entzweyt mit dem Kreise seines praktisch thätigen Lebens. Eine Anstalt in dem P'zen Sinne müsste eine harmonische Ausbildung der geistigen und körperlichen Kräfte in bestimmter Beziehung mit den Berufspflichten des jetzt sogenannten niederen aber eigentlich der Natur am nächsten liegenden Standes durchführen. In ihr müsste weniger von Geographie, von Mineralogie, eigentlich mathematischen Kenntnissen u. s. f. die Rede seyn, als von der Ausübung der Arbeit selbst, der Bearbeitung des Feldes und Benutzung der Materialien, die sich hier zur geistigen Entfaltung darbieten, in einer geordneten Stufenfolge, sie mögen übrigens der Chemie, der Naturgeschichte oder anderen Zweigen der Wissenschaft angehören. Denn über das ganze Handeln muss die Erziehung sich verbreiten. Höhere Stände mögen sich mit den Wissenschaften vertraut machen und ihrer ganzen Technik; sie sollen mehr ein reflectirendes Leben führen, und haben Zeit dazu.

In den darauf folgenden Briefen von P., welche die gänzliche Umarbeitung der Schrift: wie Gertrud ihre Kinder lehrt, documentiren, wird zuerst das Bild eines vollendeten Mannes in einzelnen Zügen gegeben, in einer populären und kindlichen Sprache. Diesem wird dann eine einseitige, obgleich vielleicht übrigens tiefe wissenschaftliche Bildung entgegen gestellt. Dann wirft er die Frage auf, wie man den Menschen zu dieser inneren Vollendung erheben könne. Zur Beantwortung dieses Problems der Erziehungskunst fodert er, dass man wisse: was liegt im Kinde selbst, und zweytens: was in seinen nothwendigen Umgebungen und Verhältnissen? Im Kinde selbst findet er Anlagen zum Fühlen und Thun, und ausser ihm den Reiz zu beiden. Diess sey der Umfang alles dessen, was die Natur benutzt, um den Menschen also seiner Natur gemäss zu bilden (S. 69). Er geht noch weiter, und sucht die *Anfangspuncte* aller höheren Gefühle und Bestrebungen in einen Centralpunct zu vereinen. (S. 70) „Das Heilige, das Gute, das Bildende, das den Menschen zur harmonischen Vollendung Führende, geht von einem allgemeinen Mittelpunct aus, und dieser ordnet, leitet, belebt und beschränkt dasselbe nach einem höheren Sinne des inneren Heiligthums unserer Natur."

Diesen Centralpunct findet er in der Liebe, die „das Wesen des höheren Sinnes der Menschennatur allein ausspricht, und der Mittelpunct ist, von dem alles übrige Fühlen geordnet, geleitet, belebt und beschränkt werden muss."

Eben so findet er den Centralpunct des menschlichen Handelns in der *Geistesthätigkeit*. Die weitere psychologische Deduction, so wie überhaupt den Beweis, bleibt er schuldig. Jeder an eine logische Form gewöhnte Denker fragt nun freylich zunächst nach einem festen Begriff der Liebe sowohl, als der Geistesthätigkeit. Der Psycholog möchte manche Schwierigkeiten machen, die Grundform des Fühlens in der Liebe zu suchen; auch möchte sich wohl kaum die Analyse dieses Vermögens bey diesem Gefühle schliessen. Man wird es noch nicht als reine Elementarregung anerkennen wollen, indem sich noch manche Glieder bis zur einfachsten Naturregung finden. Eben so geht es mit dem Thun. Wenn wir diess auch schon auf ein bewusstes beschränken, so möchte ein bestimmtes Thun (geistige Thätigkeit) wohl kaum ein unbestimmtes gebären. Wenigstens würde alsdann die Schöpfung bey dem Menschen auf einmal rückgängig. Ob Liebe den Menschen aus der Rohheit trieb, ob Geistesthätigkeit (insofern sie dem instinktartigen Thun entgegensteht,) uranfänglich da ist, ob diese ohne ein völlig erwachtes Bewusstseyn, das doch schon manche Cultur voraussetzt, möglich ist: möchte hier wohl zunächst zu beantworten seyn.

Der Schluss, dass nur älterliche Verhältnisse eine vollkommene Ausbildung gewähren können, ist zwar consequent der Prämisse, aber steht und fällt auch mit derselben. Die Liebe zieht sich ihren engen Kreis, ohne diesen ist sie nicht Liebe, sie erweitert sich nicht, sie ist da am höchsten, wo sie an Gefühle streift, die Ingredienzen des Hasses geben, an Eifersucht, Neid, Missgunst u. s. f. Sie ist von hohem Werth, sie kann viel zur Heiligung beytragen; aber sie ist menschlich, und will nichts anderes seyn, als menschlich. Ins Unendliche kann sie nicht gehen, weil sie individualisirt seyn will; vom Unendlichen unmittelbar ist sie nicht ausgegangen, weil sie sich erst in Verhältnissen ausbilden kann, und Wechselwirkung fodert. Sie kann also das Höchste nicht umfassen und herbeyführen. Sie will selbst herbey geführt seyn, durch eine Urerregung, die unseres Bedünkens auf keine bestimmte Äusserung des Gemüths reducirt werden kann. — Es werden hierauf die Entwickelungsstufen der Geistes und Herzensausbildung eben so populär als anziehend durgegangen. Aber ihr nothwendiger Ursprung, und ihre nothwendige Beziehung auf Liebe wird nicht gezeigt.

Auch die Übertragung der kindlichen Gesinnungen auf Gott macht noch nicht die Quelle der Reli-

gion aus (S. 91 f.). Diese liegt tiefer in uns, und wartete weder bey ihrer allgemeinen Erscheinung in der Menschheit, noch bey ihrem speciellen Aufkeimen im Individuum, die späte Verherrlichung der Liebe ab. Der Mensch will vorerst gebändigt seyn, ehe er dem leiseren Zulispeln veredelter Empfindungen Gehör geben mag. Rohe Kraft respectirt er am frühesten. Wenn nicht die Überzeugung da ist, dass der Donnerer da oben allein mehr vermag, als der ganze Menschentross: so geht ihm höchstens der Einzelne aus dem Wege, ohne eine Verpflichtung anzuerkennen. Eine versammelte Gigantenschaar versucht es noch, mit dem Alleingefürchteten sich zu messen, und indem sie murrend die Rechte des Stärkeren respectiren muss, lernt sie die Rechte des Schwächeren kennen und gebrauchen. Erst dem Schwachen ist der Herr mächtig; und das Gewahrwerden einer inneren Unbehülflichkeit bey dem unerweichlichen Andrängen äusserer Gewalt möchte vielleicht die erste Heiligung des Gemüths seyn, zu deren Entfaltung es weniger zusammengesetzter menschlicher Verhältnisse bedarf.

Das Familienleben ist allerdings der erste merkbare Schritt zur Cultur: daher auch die Geschichte nicht weiter hinaufreicht, als bis zu der Zeit, wo die Elohims die erste Hochzeitfeyer stiften; aber es ist keinesweges der unbedingt erste, noch vielweniger der einzige. Schaffe man ein ideales Familienband, wie es der edle *Pz.* idyllisch reizend schildert; es wird dennoch für die Nothwendigkeit eines guten Erfolgs der Erziehung sich nichts verbürgen wollen und können. Den Bestrebungen aller Edeln zum Trotze würde es der Zögling beweisen, dass er frey seyn will, und unabhängig von natürlichen oder künstlichgebildeten Verhältnissen. Ausserdem wird das Menschengeschlecht erst erzogen werden müssen, ehe sich die Familienbande heiligen und so zusammenziehen, dass im Schoosse der Liebe der junge Mensch getragen werde und nicht bloss instinktmäsig bewahrt. ... *Pestalozzi's* Bestrebungen, die Erziehung an die Liebe zu knüpfen, werden immer volle Gültigkeit behalten; aber eine Erziehungstheorie möchte vielleicht andere Fundamente noch aufzusuchen haben, ohne das schöne Bild eines häuslichen Lebens und sich Aufbildens verzerren zu wollen. — Endlich findet sich noch in diesem Hefte ein *Bericht über meinen Versuch*, einer Abtheilung von Schülern der zweyten Classe, Anleitung zur schriftlichen Darstellung der Zahl und ihrer Verhältnisse zu geben. Er ist von einem nicht genannten Mitarbeiter der Anstalt. Die Ausführlichkeit desselben ist in Langwierigkeit ausgeartet. Es kann eine vollständige Ansicht der ganz praktischen Darstellung eines Lehrgegenstandes gegeben werden, ohne desshalb eine im mündlichen Vortrage, individueller Rücksichten wegen, oft nöthige Ausdehnung den Lesern auch zu geben. Jedoch findet Rec. nicht bloss gegen die Abfassung des Aufsatzes etwas zu bemerken, sondern auch gegen das pädagogische Verfahren. Es sind viele, der Sache nicht unmittelbar gehörige Reflexionen, eingewebt. Dahin gehört das lange Abfragen über die Einrichtung und Beschaffenheit der Rechentabellen, wo es doch eigentlich einer schriftlichen Darstellung schon abstrahirter Zahlvorstellungen gilt; ferner das Hinweisen auf die Pluralität der Gegenstände S. 129, das in die Sprachlogik gehört u. dgl. Die katechetische Form ist zu ängstlich gehalten, und hat daher auch einen Theil der Weitschweifigkeit zu verantworten, die auch beym lebhaftesten mündlichen Vortrage sehr fühlbar geworden seyn muss. Der Lehrgegenstand führte in eine conventionelle Symbolik, zu der nur die Erlernung der Zeichen und ihrer Anordnung gehörte. — Wir wünschen den folgenden Heften auch besonders mehr praktische Aufsätze, die nicht Copien eines mündlichen Vortrags, sondern für ein lesendes Publicum abgefasst seyn möchten. Übrigens begleiten wir diese Zeitschrift mit der Hoffnung eines erfolgreichen Einflusses auf geläutertere psychologische und pädagogische Ansichten und Behandlungsweisen in das Publicum.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

MÜNCHEN, b. Lentner: *Über Erziehung* für Erzieher. Von *Johann Michael Sailer.* 1807. 495 S. 8.

Bey dem Wechsel von Extremen, die bisher in den Grundsätzen und Handgriffen der Erziehung herrschten, machte Hr. *Sailer* an sich selbst die Aufforderung, keinen Grundsatz in der Erziehungslehre aufzustellen, als den die ewige Vernunft für gültig anerkennen muss, und dem von der Erfahrung das Siegel der Zuverlässigkeit schon aufgedrückt worden, oder der wenigstens alle Gründe für sich hat, in der Erfahrung die Probe auszuhalten. Die *eine* grosse Frage für alle Pädagogen ist wohl die: *Was* soll Erziehung aus dem Menschen machen, und *wie* kann sie aus dem Menschen das machen, was er durch Erziehung werden soll? Hr. *S.* beschäftigt sich mit der Beantwortung dieser Frage, indem er mehrere einzelne Fragen aufstellt und beantwortet: Was *Menschheit* in ihrer *Vollendung*, was *Kindheit*, was *Entwickelung* der Kindheit zur vollendeten Menschheit, was *Führung* der Kindheit zur entwickelten Menschheit, was Führung der Kindheit bis zum Momente der Selbstführung, die fremder Führung entbehren kann, sey? — Es ist freylich wahr, dass mit der Beantwortung dieser Fragen auch der höchste Grundsatz der Erziehung mit aufgestellt ist. Das Wichtigste also bey Anzeige des vorliegenden Buchs ist: zu wissen, welches *Princip der Erziehung* hier aufgestellt wird.

Dem Vf. ist das *Princip der Erziehung* A) *in seiner Vollständigkeit*: Steh bey — der sich entwickelnden Menschenpflanze, dass sie Mensch werde! — Das vollständige Princip der Erziehung erhält also den Ausdruck: Vertritt die Stelle der *Vernunft* an dem Menschenkinde, dass es *Mensch* werde; vertritt die Stelle der Vernunft *so lange*, bis es zur Selbstführung tüchtig geworden seyn wird; vertritt endlich die Stelle der Vernunft an dem Kinde *so*, dass seine Entwickelung zur Selbstführung *sicher* und zur *rechten* Stunde eintreten könne. B) *In seiner höchsten Würde*: Mensch, Bild Gottes! vertritt du die Stelle des Vaters der Menschen an diesem Menschenkinde, das er dir anver-

traut hat, und vertritt sie so, dass es ein Repräsentant des Göttlichen werden kann, und vertritt sie so lange, bis er im Stande ist, das Göttliche unter den Menschen, aus eigener Selbstbestimmung, wie im Bilde, darzustellen. C) *In mancherley einzelnen Beziehungen:* Lass es bey allen deinen Einflüssen auf die Entwickelung deines Zöglings dein höchstes Augenmerk, und dein höchster Zweck seyn, dass *sein Leib dem Geiste, und sein Geist Gott gehorchen lerne.* Bilde den Zögling nicht nach deinen, sondern nach seinen Anlagen, d. h. strebe dahin, dass er dem Ideale der menschlichen Vollkommenheit nach der *Empfänglichkeit seines Wesens* entgegengeführt, und auf jene Stufe der Vollkommenheit gebracht werde, die seinen *individuellen Anlagen* entspricht. Sieh darauf, dass die frühesten Umgebungen des Zöglings, so viel möglich, *reine* Modelle seyen, an denen sich sein Inneres abdrücke. Bilde ihn aus *seiner* Zeit, für *seine Zeit* u. s. w. Die in einer kräftigen und populären Sprache vorgetragene Ausführung dieses Systems macht den ersten Theil des Buches aus.

Der zweyte zeigt A. Darstellung der Idee des Erziehers nach den Entwicklungsstufen der menschlichen Natur: 1) von der *körperlichen*, 2) von der *intellectuellen*, 3) von der *religiös moralischen* Erziehung. B. Darstellung der Idee des Erziehers: 1) in *Familien* durch *Ältern;* 2) in und ausser Familien durch *Informatoren;* 3) ausser Familien *in öffentlichen Schulen;* 4) ausser Familien in *Erziehungsinstituten;* 5) ausser Familien, Instituten und Schulen, in der *Schule des Lebens*, durch Selbsterziehung. C. Darstellung der Idee des Erziehers: 1) in der besonderen Bildung der *Töchter* und der *Jünglinge;* 2) in der besonderen Bildung des jungen *Staatsbürgers* und des werdenden *Regenten.*

Wer auch wirklich mit den theoretischen Ansichten des Hrn. Prof. *Sailer* im Erziehungsfache nicht einverstanden wäre, muss es durchaus mit dem praktischen Theile dieser Schrift seyn. Die Darstellungen sind so lichtvoll, so aus Erfahrungen zusammengesetzt, und auf Menschenkenntniss gegründet, dass jeder Erzieher und Lehrer, welcher praktisch diesen praktischen Regeln folgt, gewiss *gut* erziehen und bilden wird.

Um unsere Leser zu überzeugen, dass Hr. *S.* nicht zur Partey derjenigen in Baiern gehöre, welche hauptsächlich in den Schulen nur auf *Sachgegenstände* (*Realia*) dringen, setzen wir nur folgende Stelle her: „Da, wo die *gelehrten* Schulen *gedeihen*, wird die *Philologie* a) von *unten* an, b) mit *stufenweiser* Fortschreitung, c) mit *multiplicirten, anhaltenden* Übungen betrieben, und nicht unter dem *trüglichen* Vorwande der *Sachenkunde* versäumet. Denn wer *Sprachen* lernt, hat auch *Sachen* gelernt; und nur dadurch, dass das *Sprachstudium* mit einem unbesiegten Ernste getrieben wird, kann die Oberflächlichkeit des Wissens, die offenbar einen Charakterzug des Zeitalters ausmacht, verhütet, und die Bildung zur wahren Gelehrsamkeit möglich gemacht werden." — Eben so wird die zweckmässige Verfügung empfohlen, dass *jeder Classe* in den Gymnasialschulen ein *einziger* Lehrer vorgesetzt, und dass durchaus nicht die *Gegenstände* der *Lyceen* und *Universitäten* herab in die *niederen* Schulen gezogen werden. Auch soll, sagt Hr. *S.*, durch das Orakel der Staatsgewalt im Schulplane nur das *Allgemeine* bestimmt, und das Einzelne dem Gesichtskreise der Männer von Kunst und Geschmack überlassen werden.

Bey dem schön gezeichneten Bilde von der Erziehung des künftigen Regenten wird mit folgender Anrede an Baierns hoffnungsvollen Kronprinzen geendet: „Sie sind geboren, diese Grundlinien in ein lebendiges Gemälde zu verwandeln. Seyen sie so gnädig, die Zeichnung mit festem Blicke anzuschauen, und Gott gebe, dass Sie ein guter König werden!" — Wir haben Ursache, *Sailer's* Buch über Erziehung allen Vätern und Erziehern zu empfehlen.

LMO.

KURZE ANZEIGEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Gotha*, b. Perthes: *Biblische Geschichte für Kinder von reiferem Alter aus den gebildeten Ständen aller christlichen Confessionen.* Von *Ludwig Schlosser*, Pfarrer zu Drakendorf. Erster Theil. Geschichten des A. T. Mit einem (vorzüglich schönen, Joseph und seine Brüder vorstellenden) Kupfer. 1806. XIV und 462 S. gr. 8. (1 Thlr.) Unter den vielen biblischen Geschichten, die wir seit Hübners Zeiten erhalten haben, zeichnet sich die gegenwärtige gar sehr zu ihrem Vortheil aus. Sie ist so vollständig und ausführlich, dass man sie als einen hinlänglichen Unterricht über die in den kanonischen und apokryphischen Schriften des A. T. (denn auch auf letztere hat sich der Fleiss des Vfs. erstreckt) enthaltenen historischen Beyspiele gelten lassen kann. Die bey der Abfassung befolgten Grundsätze sind unstreitig die richtigsten, die es für solche Schriften giebt, und wir können versichern, dass der Vf. denselben die ganze Schrift hindurch treu geblieben ist. Dabey versteht Hr. *S.* die Kunst, lehrreich und angenehm zu erzählen, in einem hohen Grade. Was uns aber vorzüglich gefiel, ist die Wärme des religiösen und sittlichen Gefühls, wovon der Vf. durchdrungen ist, und das er auch bey seinen Lesern so gut zu beleben weiss. Nur zuweilen schien uns entweder eine ganze Geschichte, oder ein einzelner Zug derselben nicht ganz im Geist der alten Welt aufgefasst und dargestellt zu seyn. Diess ist namentlich da der Fall, wo sich Hr. *S.* bemüht, das Wunderbare auf eine natürliche Weise zu erklären. Wir freuen uns zwar, sagen zu können, dass er keineswegs zu der zahlreichen Classe von Wunderstürmern neuester Zeit gehört; er hat vielmehr eine Menge auffallender Thatsachen unerklärt gelassen, und sich in der Vorrede recht brav darüber erklärt. Dennoch scheint es uns, als ob er in Anwendung der Maxime: Warum nicht natürlich nehmen, was sich natürlich nehmen lässt?" (Vorr. S. 4) hin und wieder zu weit gegangen sey. Die Geschichte des Propheten *Elias* und *Elisa* ist schwerlich im Sinn des alten Historikers erzählt; am allerwenigsten, wenn die Überschrift eines Abschnittes S. 329 lautet: „Auch der böse Geist Eliä ruht auf Elisa." Die S. 364 befindliche Anmerkung über die Erzählung von der Sonnenuhr des Ahas will uns auch nicht gefallen, weil sie keine Moral der Geschichte, sondern einen kritischen Tadel des Geschichtschreibers enthält, der hieher nicht gehörte. Von *Moses* heisst es S. 92: „Von diesem Berge (Nebo) ist er niemals wiedergekommen, und hat sich wahrscheinlich an einen einsamen Ort, vielleicht zu seinem Schwiegervater Jethro nach Midien begeben, um seine letzten Tage in Ruhe zu verleben." Rec. wurde hiebey an eine bekannte willkührliche Conjectur über die Himmelfahrt Christi erinnert!

Diese Erinnerungen sollen den Werth dieses auch durch sein Äusseres, so wie durch den im Verhältniss der Bogenzahl sehr mässigen Preis, sich empfehlenden Buchs keineswegs herabsetzen.

N.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 MAY, 1807.

PÄDAGOGIK.

Über Pestalozzi's Lehrsystem.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Leipzig, b. Gräff: *Briefe aus München-Buchsee über Pestalozzi und seine Elementarbildungsmethode.* Ein Handbuch für alle die, welche dieselbe anwenden und Pestalozzi's Elementarbücher gebrauchen lernen wollen, vorzüglich für Mütter und Lehrer bestimmt, von *W. C. E. von Türk.* 1806. Erster Band. XXXVIII u. 302 S. mit 4 Kupfert. Zweyter Band. 238 S. 8. (Schreibp. 1 Rthlr. 12 Gr.; Druckp. 1 Rthlr.)

Die populäre Darstellung der praktischen Seite von *Pestalozzi's* Methodenversuchen war immer noch ein wesentlicher Mangel, der den Grund mancher unrichtigen Beurtheilung ihres eigenthümlichen Gehaltes enthalten mag. Dankbar werden daher die Briefe des Hn. *von Türk* von allen denjenigen aufgenommen werden, die sich eine anschauliche Kenntniss der Lehrart erwerben wollen. Das Wesentliche ist hier so klar und schlicht auseinandergesetzt, als es bisher noch in keiner von den vielen Commentationen über denselben Gegenstand geschehen ist. Der Vf. hatte sich eine Zeitlang bey *Pestalozzi* aufgehalten, und sich dessen, so wie seiner Gehülfen, vollstes Vertrauen erworben. Er war fleissiger Beobachter dessen, was er sahe, und blieb der herzlichsten Theilnahme für die Jugendbildung voll, der er aus reinem Wohlwollen und mit energischem Willen seitdem seine Zeit und Kraft opfert, ohne darnach zu fragen, wie viele der Bequemlichkeiten des Lebens ihm dadurch entgehen, die ihm seine bisherige Laufbahn zu bringen versprach. Solchen selteneren Menschen ist es zum mindesten verzeihlich, wenn sie in der Wärme ihrer Gefühle und aus reinem Enthusiasmus für Menschenwohl die Blüthe für die Frucht schon nehmen, und weniger erwägen, dass einer gewaltig treibenden Kraft auch ein plötzlicher Stillstand geboten werden kann, und dass die Reife noch ein günstiges Zusammenwirken mannichfaltiger Kräfte und Thätigkeiten heischt. Das Ganze der Menschenbildung ist so vielseitig, so vielumfassend, und dennoch so sehr ein Ganzes, dass man mit Zuverlässigkeit kaum über die einzelnen Theile urtheilen darf, bevor man einen vollständigen Erziehungsplan durchgeführt hat. Erst wenn das Ganze in seiner Klarheit vor Augen steht, reihen sich die einzelnen Theile richtig ein. Rec. zweifelt sehr, ob nach einem durchgeführten oder zum mindesten völlig übersehenen Unterrichtsplane so viel Zeit zu manchen einzelnen Zweigen übrig bleiben wird, als in *Pestalozzis* Anstalt einzelnen Theilen der Arithmetik gewidmet wird. Rec. weiss sich freyzusprechen von dem Vorurtheile, als sollen diese Übungen nur zur Fertigkeit des Rechnens hinzielen; er begreift die Tendenz. Aber er weiss auch, dass die Wissenschaft überall grenzenlos ist, und in sich den Faden einer wahren geistigen Cultur fasst, der nur aufzusuchen und zu verfolgen ist, um zum Ziele zu gelangen. Die arithmetischen Übungen, mit deren Beschreibung der Vf. beginnt, machen eine brillante Seite des *Pestalozzischen* Instituts. Die Fortschritte darin, und die Klarheit, mit welcher die Zahlverhältnisse den Zöglingen desselben vorschweben, sind allerdings auffallend für denjenigen, der nicht gewohnt war, diese stufenweise Behandlung sonst wo anzutreffen. Aber Rec. befremdeten sie minder, da er, ehe er *Pestalozzis* Anstalt sahe, gleiche Erfahrungen gemacht hatte, ohne das Pestalozzische Verfahren zu beobachten und das Praktische desselben zu kennen. Es wird vielen Lesern der Briefe des Hn. *von Türk* angenehm seyn, dass sie ganze Unterrichtsstunden, so wie sie gehalten wurden, hier im Auszuge finden; und man wird es nicht leugnen, dass ein wahres elementarisches Verfahren sichtbar ist. Jedoch bemerkt Rec., dass er die von den Arithmetikern mit Recht gefoderte früheste Hinwirkung auf die reine Abstraction der Grössenverhältnisse vermisst. Die Ordnung der Zahlen ist die Hauptsache, und in dieser Hinsicht sind die ersten Übungen, die doch ja nicht über die Zahl 10 herausgehen sollten, keinesweges erschöpfend. Die Übungen, in welchen durch Bohnen die Entfernungen und überhaupt die Ortsverhältnisse verdeutlicht werden, sind der Arithmetik fremd; sie gehören in einen gesonderten Kreis des elementarischen Unterrichts. Eben so wenig billigt Rec., dass in der Folge einfachere Übungen oft verwickelt gemacht werden. Z. B. S. 79 Frage „4 mal der 5te Theil von 80 ist 16 mal der 15te Theil von wieviel mal 3 mal dem 7ten Theil von 21." Die Frage läfst sich ganz simpel so auffassen $\frac{15}{16}$ mal 64, wie vielmal 9? oder 16 : 15 = 64 : (x. 9). Es springt in die Augen, dass $\frac{15}{16}$ mal 64 = 60 und dieses 6 und $\frac{2}{3}$ 9 ist. Ein solches Verfahren scheint Rec. dahin zu führen, Schwierigkeiten zu suchen, wo keine sind. Das Gebiet der Mathematik ist gross; es bieten sich deren schon von selbst dar. Lasse man das Simple simpel, und suche lieber das an sich Verwickelte aufzuklären. Der Gemeinspruch, dass die Entwickelung der geistigen Anlagen Übungen der Art fodern, wird Rec. Einwand nicht heben, da diese weder an ein bestimmtes Materiale, noch viel weniger

an eine bestimmte Form gefesselt ist. Ein methodisches Verfahren und ein stufenweises Fortschreiten in psychologisch geordneten Stoffen machen das Wesen des Unterrichts aus; alles andere ist zufällig, ist für die reine Menschenbildung gleichgültig, und kann nur für bürgerliche Zwecke Gewicht haben. Doch dieser Tadel trifft Hn. v. T. nicht; vielmehr verdient er unseren Dank, dass er uns alles rein gab, wie er es fand; was gewiss wenige und vielleicht keiner vor ihm that.

Von S. 107 beginnt die Beschreibung der Übungen in quadratischen Gleichungen. Es ist die erste Abhandlung, wo die weitere Anwendung des P'zen Rechnens auf höhere Kapitel der Arithmetik gezeigt wird. Die Fasslichkeit, mit welcher die Ausziehung der Quadratwurzeln auseinandergesetzt wird, ist ein Verdienst, welches dem Vf. auch von denjenigen zugestanden werden muss, welche übrigens nicht geneigt seyn möchten, sich durch P. Lehrbücher hindurch zu arbeiten. Von S. 178 an werden die Übungen des A B C der Anschauung auf eine Weise dargestellt, wie man sie ebenfalls in den P'zen Elementarbüchern noch nicht findet; namentlich wird es aus ihnen klar, dass man mehrere Vorübungen zugesetzt hat, welche dahin abzielen, die Kinder in dem Lokalisiren zu üben, das als den eigentlichen Anfangspunct geometrischer Übungen angesehen werden muss.

Im zweyten Bande werden noch andere Gegenstände des Unterrichts, namentlich Sprache, Geographie und Naturgeschichte dargestellt. Der Vf. verhehlt es nicht, dass besonders der Sprachunterricht noch mangelhaft sey, und einer sorgfältigeren Bearbeitung sehr bedürfe. Rec. hält diesen Zweig des Unterrichts für den wichtigsten und schwersten; daher findet er es weniger befremdend, wenn manches noch darin mangelhaft ist. Aber er kann es nicht billigen, dass man nicht mit mehr Zeit- und Kraft-Aufwand darnach strebt, hierin hauptsächlich die Methode zu versuchen. Es wird hier vornehmlich Muralts französischer Sprachunterricht angeführt; worin Rec. jedoch einen sicheren und durchaus planmässigen Gang vermisst, indem weder das Logische, noch das Grammatikalische, noch das Mechanische streng genug geschieden sind. Die Geographie, die vornehmlich von Tobler bearbeitet wird, ist nach des Vfs. Beschreibung und Urtheil weiter vorgerückt, und mehr im Geiste einer reinen Elementarlehre behandelt. Man findet von S. 74 an eine Übersicht aller Übungen. Der eigentliche Geograph würde vielleicht manches einzuwenden haben; und dürfte namentlich mit der Verspätung mathematischer Vorbegriffe kaum zufrieden seyn. Der Unterricht in der Naturgeschichte ist nach des Vfs. Erzählung bisher nur beyläufig behandelt. Er verspricht, ihm selbst eine elementarische Form zu geben, und namentlich für niedere Schulen zu bearbeiten. Gewiss würde das ein verdienstliches Unternehmen seyn; da der Vf. darin vorzüglich eine genauere und umfassende Kenntniss der Sache mit dem sichern Tact eines methodischen Ganges vereinigt. Von S. 98 kommen einige Bruchstücke der moralisch religiösen Cultur vor, und es wird namentlich die rein praktische Tendenz des ganzen Institutes, das energische Streben nach Entwickelung, als eigentliche Basis derselben, aufgestellt. Übrigens werden Morgen- und Abendandachten gehalten, und P. selbst stellt allemal mit dem Schlusse einer Woche eine genaue Prüfung des sittlichen Verhaltens an, wo die Zöglinge vornehmlich zum Bewusstseyn ihres sittlichen Zustandes gebracht werden. Auch wird bemerkt, dass in der Anstalt die Hauptstellen der Bibel mit einer Würde behandelt werden, die nothwendig zu einer grossen Achtung der religiösen Urkunden führen muss. Indess scheint Rec. hierin vornehmlich noch ein fester Gang zu fehlen. Das Ganze beschliesst mit einer sehr interessanten Charakteristik Hn. P. und seiner Gehülfen, die wir mit innigem Vergnügen gelesen haben, und die reichhaltigen Stoff zu mancherley Überlegungen darbietet, so wie ihr überhaupt manche wichtige, rein psychologische Reflexionen eingewebt sind.

Die Anwendung der P'zen Ideen einer geometrischen Anschauung ist in folgender Schrift versucht worden:

Leipzig, b. Gräff: *Zeichnungslehre nach Pestalozzischen Grundsätzen* von *J. F. Ladomus.* 1805. 52 S. gr. 8. (8 gr.)

Es ist sehr richtig gleich vom Anfange an Rücksicht auf Erregung des Beobachtungsgeistes genommen. Aber das Anfangen von Begriffen und Erklärungen ist nicht im Geiste P's. Er würde nicht von Erklärungen eines geometrischen Körpers u. dgl. ausgegangen seyn. Denn dieses sind Reflexionen, die erst durch eine Reihe von Beobachtungen abstrahirt werden können. Die einfachen, leicht zu veranschaulichenden, geometrischen Elementarlehrsätze sind übrigens sehr populär und verständlich dargestellt, freylich mehr dogmatisch als hevristisch.

φ. λ.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Die Natur und die Menschen*, ein Inbegriff vieler Merkwürdigkeiten für Leser aus allerley Ständen, für die Jugend, und ihre Freunde insonderheit, von *J. A. C. Löhr*, Pastor in der Altenburg vor Merseburg. Dritter Band. 1804. 300 S. Vierter Band. 1806. 438 S. gr. 8. (3 Rthlr. 4 Gr.) Auch unter dem besonderen Titel: *Bibliothek des nützlich Unterhaltenden und Merkwürdigen für Leser* u. s. w. Erster Band.

Der dritte Band handelt von den nördlichsten Gegenden der Erde, von Flüssen, Merkwürdigkeiten von Thieren, aus dem Pflanzenreiche, von Kleidungen und Putz, mancherley Sitten, Festen, Tänzen, Spielen, Wohnungen, Gebäuden, Nahrungsmitteln und Leckereyen, starken Getränken, Geräthen und Künsten verschiedener Völker. Der vierte Theil enthält Merkwürdigkeiten von Menschen, Unmenschlichkeiten, Narrheiten, Merkwürdigkeiten aus der Natur, Völkerkunde, Merkwürdigkeiten von Thieren, Anekdoten. Ohne mit dem Vf. über den Grund der Abtheilungen seines Buches zu rechten, die eben keinen logischen Kopf verrathen, für eine angehende Bibliothek für die Jugend aber immer von Wichtigkeit sind, schränken wir uns bloss auf Beyspiele von planloser Auswahl und Nachlässigkeiten der Sprache ein, die in beiden Bänden nicht selten vorkommen.

Zu ersteren sind B. 4. S. 249 die Nachrichten zu rechnen, von der Corpulenz der Bräute bey den Guanchen nd deren Mästung während des Brautstandes, von der alanterie und Liebenswürdigkeit der dortigen Weier, die bis auf den Unterrock dargestellt wird, S. 225 die astnachtsmummereyen, Kindtaufsceremonien und ochzeitgebräuche auf dem Riesengebirge, S. 295 die achrichten von der Buhlerin *Signora Balinguera*, S. 09 vom Pantoffel der Marquisin Descartes, S. 268 on der Züchtigkeit des türkischen Frauenzimmers, das ch verschleiert, wenn unter den Hünern, die es füttert, n Hahn ist u. s. w. Von Nachlässigkeiten der Sprache zeugen B. 3 S. 75 und Seite 134, Band 4 S. 285. S. 237: Ratten und Schlangen müssen *herhalten* S. 35 *durch*bohrte *durch* und *durch*, S. 252, wenn wir nicht für grobe Gesellen wollen gehalten seyn, S. 335 das Wildpret der Haare aufsuchen u. s. w. Hin und wieder, wie S. 33 und 249 des 4 B. scheint der Vf. seinen Auszügen selbst wenig Glauben beyzumessen; er denkt indess, *relata refero.* Erst durch das strengste Vermeiden aller Gemeinheiten im Inhalt und Ausdruck können Sammler von Merkwürdigkeiten aus der Natur und dem Menschenleben den zarten Sinn der Jugend für das Schöne und Edle bestimmen und leiten. Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Bamberg* und *Wurzburg* b. Göbhardt: *Vorläufige Nachricht von den juristischen Schätzen der würzburger Universitätsbibliothek, besonders dem Rechtsbuche Alarichs, und erste Ausbeute aus dem letzten.* Bekannt gemacht durch *Gottlieb Hufeland.* 1805. 98 S. 8. (8 Gr.) Der verdienstvolle Vf. giebt uns in vorliegendem Werkchen hauptsächlich 1) eine genaue Notiz von der für den theodosischen Codex von *Ritter* einigermassen benutzten schätzbaren würzburger, jetzt für die Centralbibliothek in München bestimmten Handschrift des alarichschen Rechtsbuches; und 2) eine umständliche Erläuterung des bekannten Citirgesetzes (*C. 1 Cod. Theodos. l. 1. §. 4. de responsis prudent.*) mit Rücksicht auf die Lesarten jener Handschrift.

Die Beschreibung ist viel genauer, als die in *Ritters* Vorrede zum ersten Theile seines Gothofredischen Codex Theodosians, die umständlichste, welche man bisher hatte, an welcher Hr. *Hufeland* noch dazu manche Fehler rügt. Es wird hier beschrieben I) Form und äussere Einrichtung. Das Ganze besteht aus Quaternionen, jede zu 4 Häuten, die meist numerirt sind. Hieraus sieht man deutlich, dass zu Anfang eine Quaternion, also acht Blätter, nicht, wie *Ritter* meint, viere, fehlen. Gegen Ende sind einige Quaternionen unrecht gebunden. Der theodosische Codex, die ihm angehängten Novellen und Cajus, sind vollständig. Vom Verzeichnisse des Ganzen fehlt der Anfang, vom Paulus ein paar Titel des vierten Buchs. Was sonst noch zum alarichschen Rechtsbuche gehört, kommt gar nicht vor. II) Schriftliche Abfassung. Horizontal- und Perpendicularlinien sind scharf mit dem Griffel gezogen. Die Dinte bräunlich, oft gelblich. Die Rubriken (in einem grossen Theile der Handschrift kommen jedesmal zu Anfang und in der Mitte, einer Quaternion Seitenrubriken vor,) röthlich ins Orange fallend. Die Schrift selbst ist sorgfältiger gearbeitet, schliesst sich genauer den Linien an, und ist mehr reine Uncialschrift, als nach den Ritterschen Proben. (Z. B. nie e mit einem Auge). Wenige Abbreviaturen im Texte selbst. Die Worte nur manchmal durch Zwischenräume getrennt. Keine Theilungszeichen, sondern die in die Reihe nicht mehr gehenden Buchstaben über die Zeile gesetzt. Anstatt der Interpunctionen nur Puncte, aber diese häufig, wohin [illegible] eine Interpunction gehört. Diess alles ist mit grosser Genauigkeit und Sachkenntniss durchgeführt, und Rec. ist nur das Eine aufgefallen, dass der Vf. nicht auch die Orthographie und andere Eigenthümlichkeiten des Schreibers angegeben, worin schon *Ritter* (Vorr. Bl. 4) mit einem guten Beyspiele vorgegangen war: denn auch daraus lassen sich auf den Werth einer Handschrift und die Regeln ihrer Benutzung Schlüsse herleiten. III) Resultate über Alter und Bestimmung. 1) Aus der vorigen Charakterisirung wird mit grosser Wahrscheinlichkeit auf das 6te oder 7te Jahrhundert geschlossen, wobey indess die Gründe 6, 7 nicht ganz mit den früheren Angaben, und dem als Probe abgedruckten Citirgesetze, übereinstimmen. Wenn nämlich (nach S. 23) die Worte häufig durch Zwischenräume richtig getrennt sind, so können wohl nicht alle Absetzungen bloss zufällig seyn; und diese Zufälligkeit lässt sich noch weniger von den Interpunctionen behaupten, da in dem abgedruckten nicht kurzen Abschnitte ein grosser Theil der Stellen, wo wir interpungiren würden, mit Puncten bezeichnet ist, und nicht einer derselben dasteht, wo ein Interpunctionszeichen gar nicht angebracht wäre. Indess schadet dieses nicht dem vermuthlichen hohen Alter der Handschrift, da genauer Schreibende schon zu Cicero's und August's Zeiten interpungirten, und die Worte trennten. In einer späteren Nachricht, (*Intelligenzblatt der Hall. A. L. Z.* 1806. No. 90) von unserer Handschrift, glaubt Hr. *H.* sie mit Gewissheit in den Anfang des 6ten Jahrhunderts setzen zu können, wegen einer in derselben bemerkten Zeile merowinger Cursiv, einer Abschrift des darüber stehenden Textes. 2) Wegen der sorgfältigen Bearbeitung der Handschrift vermuthet Hr. *H.* mit vieler Wahrscheinlichkeit, dass sie ursprünglich zu öffentlichem Gebrauche bestimmt gewesen. 3) Über die Art, wie die Handschrift nach Würzburg gekommen. Widerlegung der Vermuthungen Anderer und eine eigene, die der Vf. indess in der Folge selbst mit einer anderen vertauscht hat. Schwerlich wird man über diese Frage je aufs Reine kommen. IV. Spätere Behandlung. Der jetzige Einband ist so genau anschliessend, dass die Defecte älter scheinen. Das letzte Blatt ist abgekratzt, und enthält in einer Minuskel des 8ten Jahrhunderts das Ende des Paulus, mehr als auf diesem Blatte in Uncialen stehen konnte. Ausserdem noch jüngere Correcturen, (welche indess Hr. *Hufeland* in der späteren Bekanntmachung dem karolingischen Zeitalter zuschreibt, auch noch einer Zeile angelsächsischer Schrift auf dem Einbande, und, zu Anfange des Paulus, mehrerer Zeilen tironianischer Zeichen erwähnt). V) Bisherige Benutzung. Hirsching wähnt, schon Cochläus habe *diese* Handschrift zur Benutzung mitgetheilt! Erst Ritter hat sie gebraucht. Ickstatt — ein Publicist — hat auf herrschaftlichen Befehl die Collation, aber nur unter Zwang, in Beyseín eines Registrators auf herrschaftlichen Befehl besorgt, und nach seinem Tode Sündermahler dieses Geschäft fortgesetzt. Einen grossen Theil der Ickstattschen Collation hat der Vf. aus der würzburgischen Domregistratur vor Augen, und giebt zur Probe aus dem theodosischen Codex *Lib.* 1. *tit.* 5, 7, *const.* 1, 2, 3, vergleichende Tabellen über die wahre Lesart der Handschrift, Ickstatts Collation, und Ritters Auswahl derselben, um das Publicum selbst entscheiden zu lassen, ob diese genüge. Nach Rec. Urtheile würde man mit Ickstatts Collation, insofern sich aus den mitgetheilten Proben schliessen lässt, *allenfalls* zufrieden seyn können; man muss aber mit dem, was Ritter gegeben hat, *sehr* unzufrieden seyn. Abgesehen nämlich von allen Varianten, die nach Rec. Ansicht offenbare Fehler sind oder nur in anderer Orthographie bestehen — welche letzte indess auch in philologischer Rücksicht nicht ganz unwichtig sind, hat in den wenigen hier verglichenen Stellen Ickstatt zwey Varianten, welche den Sinn ganz anders nüanciren, und ausserdem noch vier auch nicht ganz unbedeutende übergangen. Zu diesen Fehlern fügt Ritter noch die Übergehung und Entstellung von vier sinnändernden, und einer nicht ganz unwichtigen Variante. Um auch unsere Leser hierüber urtheilen zu lassen, setzen wir die sinnändernden Varianten mit einigen Bemerkungen her. *Lib.* 1. *tit.* 7 *const.* 1. Z. 3 von unten für *fuerit*, *fuerint*, welches sich nicht, wie jenes, auf den *Praefectus Prätorio*, sondern auf die Parteyen bezieht. Diese Variante hat auch Ickstatt nicht. *Const.* 2. Z. 5. 6, vernachlässigt Ritter, nicht Ickstatt, die Variante *animadversione* für *animadversio*, welche in einer etwas schwereren Sprache, (woher eben die gewöhnliche Lesart entstehen konnte), einen offenbar besseren Sinn giebt. Nach dieser würzburger Lesart heisst es nämlich, der Richter soll nicht heimlich, sondern öffentlich Gericht halten, wo er dann nicht durch die gehörig rächende Strafe im Zaum gehalten würde, (*ne congruae ultionis animadversione cohibeatur*). Das *nicht* geht auf das frühere *heimlich*, eine in jenen Zeiten nicht ungewöhnliche Ungenauigkeit, worin eben die schon erwähnte Schwierigkeit liegt. Passender aber ist zu sagen, dass öffentlich

Gericht gehalten werden soll, weil dadurch des Richters etwanige Schlechtigkeiten eher bekannt und geahndet werden, als damit nicht die gebührende Bestrafung (des in Untersuchung gekommenen Verbrechers) gehindert werde, welches besonders auf die ausdrücklich mitgenannten *civiles controversias* gar nicht gut sich bezieht. In der *Interpr.* zu dieser Stelle Z. 2 von unten *neminem lateat* ohne *ut*, welches wieder Ickstatt, aber nicht Ritter, bemerkt, giebt eine ganz andere Beziehung des letzten Kolons, so dass nicht mehr *judex* das Subject derselben ausmacht, sondern dieses in *neminem lateat* steckt. — Auch Ickstatt hat die Variante *quid* für *quidquid* in derselben Zeile übersehen, wodurch ebenfalls der Sinn modificirt wird. — Bey der dritten Constitution variiren die Handschriften in Rücksicht des Datums. Wiewohl nun Ickstatt ganz richtig VI *Idus* angemerkt hatte, so führt doch Ritter die würzburger Handschrift für VII *Idus* an. — Zu diesen Varianten bemerken wir noch die wichtigsten von Ritter ausgelassenen aus dem Citirgesetze *lib.* 1. *tit.* 4. *const.* 1. Immer *Papyniani* für *Papiani*, Z. 3 *opibus* für *operibus*, Z. 4 von unten *eorum praesentiae* für *pares eorum sententiae*. Eben da offenbar besser *quos* für *quod*. — Jeder Freund eines gründlichen Quellenstudiums — bekanntlich ist aber der theodosische Codex, ein Haupttheil des alarichschen Rechtsbuches, nicht bloss für den Rechtsgelehrten, sondern auch für den Alterthums- und Geschichtsforscher, besonders im Fache der Kirchengeschichte, eine Hauptquelle — wird nach den angegebenen Proben einer gleich sorgfältigen Bearbeitung der ganzen so vorzüglichen Handschrift mit Verlangen entgegen sehen, und sich desswegen, gleich dem Rec., sehr über das Versprechen des verdienstvollen *Hufeland* freuen, sich diesem Geschäfte zu unterziehen. Er denkt das alarichsche Rechtsbuch, hauptsächlich nach der würzburgischen Handschrift abdrucken zu lassen, diesem Texte die wichtigsten Varianten aus dem Gothofredus, Sichardus (welcher bey jenem nicht gehörig benutzt worden), und andere neuerdings bekannt gemachte hinzuzufügen, und dieses Werk, dessen Herausgabe in buchhändlerischer Rücksicht hoffentlich durch einen erhabenen Kenner und Beförderer der Wissenschaften erleichtert werden wird, von halbem Jahre zu halbem Jahre heftweise herauszugeben. Dieser Angabe sollen in Kupfer gestochene Schriftproben der würzburger Handschrift beygefügt werden. Dieses der ungefähre Plan des Vfs., worüber er indess Erinnerungen zu hören wünscht. Nach Rec. Einsicht wäre zweyerley zu wünschen, einmal, dass die würzburger Handschrift so schnell als möglich Allen, die es interessirt, genau bekannt, und demnächst, dass diese und andere Hülfsmittel für Kritik und Auslegung des alarichschen Rechtsbuches möglichst sorgfältig benutzt werden. Der erste Zweck möchte am bequemsten und wohlfeilsten durch ein möglichst vollständiges Variantenverzeichniss erreicht werden. Hiebey wären stets vorkommende Schreibarten nur ein für allemal anzuzeigen, aber nicht leicht irgend eine Variante als Schreibfehler gänzlich auszulassen, indem hierüber die Urtheile sehr verschieden auszufallen pflegen. Dieses Verzeichniss könnte theils als Zugabe zu Gothofreds theodosischem Codex, theils zu Schultings *Jurispr. antejustinianea*, mit Rücksicht auf den dort befindlichen Text und in denselben Formaten, gedruckt werden, wobey auch der Buchhändler mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen könnte, dass alle Besitzer jener Bücher diese Zugabe sich anschafften. Mit Dank würde man hiebey jeden Beytrag aus Handschriften und seltenen Büchern erkennen, in welcher Rücksicht wir den Vf. bitten, auch die berner Handschrift (aus dem 9 Jahrh.) nicht gänzlich zu verwerfen. Wenn sie auch, wie er anführt, in den bisher verglichenen Stellen nicht viele Ausbeute giebt, so ist dieses vielleicht in anderen mehr der Fall, und der Vf. kann wahrscheinlich von einem berner Gelehrten mit wenigen Umständen eine cursorische Collation erhalten. — Das grössere Werk, von welchem wir auch Ulpians Fragmente, und die anderen Überbleibsel des Vor-Justinianeischen Rechts nicht ausschliessen möchten, würde besonders dadurch ein grosses Bedürfniss ausfüllen, wenn es einen möglichst richtigen Text, nach den bisherigen Hülfsmitteln, mit den wichtigsten Varianten, den erheblichsten erklärenden Anmerkungen Anderer, auch zerstreut vorkommenden, und eigenen des Herausgebers kurz zusammengedrängt in einer Handausgabe lieferte: freylich ein Werk, welches Aufwand von vieler Zeit und Mühe erfoderte.

Der zweyte Haupttheil der vorliegenden Abhandlung ist etwas unpassend erste Ausbeute aus dem würzburger Rechtsbuche Alarichs überschrieben, da schon früher Ritter Ausbeuten aus demselben zu Tage gefördert hat. Der noch neulich zwischen Haubold und Hugo über den wahren Sinn des Citirgesetzes geführte Streit, ist bekannt. Hr. *H.* ist in den mehresten Puncten Hugo's Meinung. In einer Hauptrücksicht indess stellt er eine mittlere, mehr der Hauboldischen sich nähernde Deutung auf. Nach ihm sollen nämlich, ausser den 5 Hauptmännern, alle die früheren Schriften, welche von diesen commentirt sind, im Gerichte gelten. Diese Meinung bestätigt er dadurch, dass bey der Art dieser commentirenden Schriftsteller, oft Sätze der älteren fast ohne alle Anmerkung hinzustellen, hierüber leicht Zweifel entstehen könnten; dass 3 jener 5 Hauptschriftsteller, Ulpian, Paulus und Modestin, auf diese Art commentirt haben, und zwar unter anderen auch diejenigen älteren Schriftsteller, welche das Gesetz beyspielsweise nennt. (Auch von Cajus lässt sich vielleicht dasselbe behaupten, indem dieser *ad* 12 *tabb.*, *ad Edictum* und mehrere ältere Gesetze commentirt hat, welche schwerlich in jenen späteren Zeiten noch für sich unbestritten galten, sondern vermuthlich nur den älteren Schriftstellern gleich geachtet wurden.) Hr. *H.* fügt noch den Grundsatz hinzu, dass die würzburger Handschrift *opibus* anstatt *operibus* liest, welche Lesart er als die schwerere mit Recht annimmt und auf solche Schriften bezieht, welche die 5 mit ihren Schätzen, d. h. ihren eigenen Arbeiten vermischt hätten; ferner die Bedeutung von *celebrare*; dass die Interpretation zu dieser Stelle bemerkt, jene alteren Schriften seyen für sich (*suis corporibus*) nicht mehr vorhanden. — Schwerlich möchte diese Erklärung von allen Schwierigkeiten frey seyn. Hr. *H.* nimmt mit Hugo an, dass einzig bey den älteren Schriftstellern eine Vergleichung von Handschriften nöthig sey, welches nur auf eine sehr gezwungene Weise mit des Vfs. Deutung vereinigt werden kann. Indess würde dieses nichts machen, da nach Rec. Überzeugung die Auslegung, nach welcher bey allen Schriftstellern die Vergleichung von Handschriften nöthig ist, den Worten mehr sich anschliesst. *Si tamen eorum* kann theils auf das Nächstvorhergehende, theils auf beides Vorhergehende sich beziehen. Ein genauerer Schriftsteller würde, wenn die erste Beziehung gemeint war, *horum* anstatt *eorum* gesetzt haben; war die zweyte gemeint, *horum atque illorum*, *omnium* oder dergl. etwas. Indess wird sich beym Lesen des Ganzen einem jeden zeigen, dass der erste Sinn weit fehlerhafter, als der zweyte durch *eorum* ausgedrückt wäre. Daher eher hierfür, als dafür zu vermuthen ist, indem man bey jeder Erklärung lieber eine geringe, als grosse Nachlässigkeit des Schriftstellers annehmen muss. — Ein anderer Grund aber steht der *Hufelandischen* neuen Meinung besonders entgegen, dass nicht die *tractatus* bestätiget werden, welche die fünf Hauptmänner commentirt haben, sondern allgemein die *scientia*, also alle Schriften derer, von welchen jene fünf Schriften, d. h. eine oder die andere Schrift commentirt haben. Daher ist Rec. der Überzeugung, welche er hiemit der Prüfung des Vfs. und anderer Gelehrten vorlegt, dass ausser den 5 Hauptschriftstellern auch alle Schriften derer gelten, von welchen jene 5 eine oder die andere commentirt haben. Also nicht bloss die Bücher des Scävola, wozu Modestin Anmerkungen geschrieben, sondern alle; nicht nur der Theil des Edicts, welchen Cajus erläutert hat, sondern das ganze Edict u. s. w. — Bey einer anderen vom Vf. aufgeworfenen Frage, in welchen Fällen es nach diesem Gesetze auf Stimmenmehrheit ankomme, ist er wohl mehr als nöthig war, bedenklich. *Alle* Schriftsteller, welche überhaupt nach demselben gelten, werden gezählt. Denn es redet allgemein.

Noch macht uns Hr. *H.* in der Kürze mit 3 Handschriften der Novellen und Institutionen aus dem 13 Jahrhunderte, und 11 alten Drucken juristischer Werke die auf der würzburger Bibliothek sich befinden, bekannt, wovon 9 bey Panzer und Denis fehlen. — Der Druck dieser gehaltreichen kleinen Schrift ist gut, und dem Rec. sind nur wenige Druckfehler aufgefallen, wovon er einen irreführenden bemerkt S. 72. Z. 1 *Fr.* 1. §. 13 lies §. 11. Auch ist S. 45. Nr. 14 unrichtig, indem der Rittersche Gothofredus selbst *comites cunctos* liest. S. 57. Z. 8 ist *praecipimus* unrichtig als ein von Ritter übersehener Nachtrag aus der würzburger Handschrift angegeben, da Ritter es in des Druckfehlern zum zweyten Bande nachholt.

S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 MAY, 1807.

GESCHICHTE.

1) Königsberg, b. Nicolovius: *Die Statuten des deutschen Ordens.* Nach dem Originalexemplar, mit Sinnerläuternden Anmerkungen, einigen historisch-diplomatischen Beylagen, und einem vollständigen historisch-etymologischen Glossarium herausgegeben von Dr. *Ernst Hennig.* Nebst einer Vorrede von dem Herrn Kollegienrath *v. Kotzebue.* 1806. XII und 316 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

2) Ebendaselbst: *Gerhard von Malbergh, Hochmeister des deutschen Ordens.* Ein historisch-diplomatischer Nachtrag zum ersten Bande der Geschichte Preussens. Von *Ludwig von Baczko.* 1806. 24 S. 8. (3 gr.)

Den Freunden der germanischen, insbesondere der deutschen Entwickelungsgeschichte ist der Einfluss bekannt, den die geistlichen Corporationen, die Stifter, Klöster, und die, in Palästina wärend der Kreuzzüge entstandenen, Ritterorden, in den früheren Jahrhunderten auf die Ausbildung der Nation gehabt haben. Der Geist, der ursprünglich diese Körperschaften belebte, wenn er gleich je länger, desto mehr, von ihnen wich, der, aus der morgenländischen Philosophie stammend, die zweyte, schönere Heimath in den Moralsystemen Platons und Jesu fand; dieser erhabene Geist liegt in dem grosen Spruche: *entbehre und liebe!* Entbehre: erhebe dich männlich über den Wechsel der physischen Güter und Herrschaft, um in der Fülle des Genusses nicht aufzuschwellen, im Elend und Mangel nicht einzuschrumpfen! Liebe: würdige und pflege die Menschheit, der du alles verdankst, auch in den geringsten Gliedern! Diese Worte, der Text der ganzen christlichen Moral, waren auch die Grundlage aller religiösen Institute, namentlich der geistlichen Ritterorden. Gesegnet sey der Plan der Erziehung des germanischen Geschlechts, der den lasterhaften, zügellosen Lehnadel der Vorzeit durch die Schule des kanonischen Lebens führte, um ihn zu bändigen. Dass die Ordensinstitute der Johanniter, Marianer, und Templarier, durch Schenkungen so viele und so weitläustige Ländereyen erwarben, hat eben so herrliche Früchte für die Versittlichung des Adels, als für die Landescultur, getragen. Um Theil zu nehmen an den reichen Besitzungen des Ordens, musste sich der unbändige germanische Baron wenigstens der Form nach zu jenem Grundsatze aller religiösen Corporationen bekennen: zur Nüchternheit, die in den gemeinen Ordensgelübden zur Pflicht gemacht war; zur Milde, die insbesondere den geistlichen Ritterorden zum Grunde lag. Freylich ward der Widerspruch immer gröser; man strebte nach Ordenspräbenden, und mittelbar nach Herrschaft, und man versprach, zu entbehren, zu gehorchen; aber selbst die Grimasse der Resignation wirkte allmählich auf den Adel zurück. Formenspiel war es, Zunftzwang, wenn die Ritter äuserlich den Anstand beobachteten, nicht so unmäsig schwelgten und tobten, wie ihre Genossen in der Laienwelt; kalte Erfüllung der Statuten, wenn sie Hospitäler unterhielten, Leidende unterstützten. Aber in kurzem die reichsten und geachtetsten ihrer Caste, wurden sie das Vorbild für den weltlichen Adel. Allmählich fing das Licht an zu erwärmen; der Schein ward hier und da zur Wahrheit.

Bey dieser Wichtigkeit der bewussten Institute für die Cultur des germanischen Adels, kann jeder Gelehrte, der Beyträge zur innern Geschichte eines Ordens liefert, auf den Dank aller Geschichtfreunde rechnen. Am meisten verdienstlich ist die Mittheilung und Bearbeitung urkundlicher Schriften; deren eine der wichtigsten dem Publicum in dem Werke Nr. 1 geschenkt wird. Die Veranlassung ist folgende gewesen. Hr. v. *Kotzebue*, mit der Ausarbeitung einer Geschichte von Preussen beschäftigt, erlangte zu diesem Behufe den freyen Gebrauch des geheimen Archivs zu Königsberg, dessen reicher diplomatischer Vorrath in seinem ganzen Umfange noch von keinem Historiker benutzt worden ist, da auch Hr. v. *Baczko* erst Zutritt erhielt, als er, mit dem Schlusse des dritten Bandes seiner Geschichte Preussens, schon in die zweyte Hälfte des 15 Jahrhunderts vorgerückt war. Zwey tausend wohlerhaltene Urkunden auf Pergament, nebst einer Menge anderer Acten in mehr als funfzig starken Foliobänden, beides, Urkunden und übrige Acten, in deutscher und lateinischer Sprache abgefasst, sind bis jetzt ein verschlossener historischer Schatz gewesen. Die Darstellungsgabe des Hn. v. K. läst allerdings an seinem unter der Feder befindlichen Werke über die preussische Geschichte etwas Vorzügliches erwarten; es wird aber gewiss jeder ernste Historiker in den Wunsch einstimmen, dass dieser Schriftsteller, um sich doppelt verdient zu machen, auch die Urkunden selbst zum Drucke befödern möge, unterstützt von einer Regierung, deren Sinn für Wissenschaften und Cultur nach allen Katastrophen derselbe seyn wird. Am meisten wünschten wir die Mittheilung der vielen Briefe der Könige von Schweden, Dänemark, England, der Herzoge von Burgund u.

f. w., die für die Geschichte des damaligen Handels wichtig seyn sollen. Selbst durch die beste Bearbeitung werden die Quellen einer Geschichte niemals entbehrlich; jeder Historiker muss in den Stand gesetzt seyn, sie nach seinen Bedürfnissen, aus seinen Gesichtspuncten, zu benutzen.

Unter den Schätzen jenes Archivs ward auch das vorliegende Statutenbuch des deutschen Ordens vorgefunden, abgefasst in der Muttersprache, und zwar, begreiflich, in der damaligen oberdeutschen Mundart. Hr. *Hennig*, der uns als eifriger Sprach- und Geschicht-Forscher bekannt ist, Gehülfe des Hn. v. K. bey der Entzifferung und Copirung der Urkunden, seit dem Frühjahr 1806 von der Schulcommission zu Dorpat zur Direction der neuangelegten Kreisschule zu Goldingen in Kurland berufen, übernahm die besondere Herausgabe und Bearbeitung dieser Quelle der Ordensconstitution. Ein bedeutender Gewinn für das historische Feld; denn bis jetzt waren die Statuten des Ordens so gut, als nicht vorhanden. Zwar giebt es mehrere Abschriften, ja es muss deren viele gegeben haben, da im 18 Kap. der Gesetze (S. 89) ausdrücklich verordnet ist, dass in jedem deutschen Hause ein Exemplar der Regel und der Gesetze des Ordens befindlich seyn sollte. Die Bearbeiter der preussischen Geschichte haben solche Abschriften auch benutzt. Aber als Copien, die in den Lesarten, in der Zahl und Anordnung der Statuten, sehr unter sich abweichen, sind sämtliche Exemplare von geringem Werthe. Es sind auch lateinische Übersetzungen der Statuten angefertigt worden; *Duellius* hat im zweyten Buche seiner *Miscellaneorum* eine solche abdrucken lassen, unter dem Titel: *debita seu statuta equitum Teutonicorum;* eine Schrift, die schon als Übersetzung verlieren würde, wenn sie auch weniger verworren und mangelhaft wäre. Hier wird dem historischen Publicum das Original mitgetheilt. Dass es diess sey, beweiset der Herausgeber S. 8 und 9 mit hinreichenden Gründen. Zufolge einer Originalangabe S. 29 ward auf einem Generalkapitel zu Marienburg im J. 1442 eine Revision aller Statuten veranstaltet; so entstand dieses authentische Ordensbuch. Der Herausg. hat mit demselben fünf, auf der Königsberger Schlossbibliothek aufbewahrte, Abschriften der Statuten, desgleichen das lateinische Exemplar des *Duellius*, verglichen. Er beschreibt in der Einleitung die Verschiedenheiten derselben vom Original, bemerkt in den Noten die vorzüglichsten abweichenden Lesarten, liefert in Beylagen einige Zusätze der Abschriften, die im Original fehlen. Alles mit Genauigkeit und Sachkenntniss.

Das Originalordensbuch besteht aus 4 Haupttheilen: der Regel, S. 39—74, den Gesetzen, S. 75—158, den Gewohnheiten, S. 159—198, und der sogenannten *Venie*, S. 199—218. Die Regel und die Gesetze betreffen die innere Constitution des Ordens, die Gewohnheiten die äussere, d. i. die politische, ökonomische und militärische, und die *Venie* das kirchliche Ritual. Die Ordensregel ist, der Grundlage nach, gewiss so alt, als der Orden selbst, mithin schon in Palästina entworfen, doch mit Zusätzen späterer Zeiten. Eben so hat sich der grössere Theil der Observanzen schon in der Heimath des Ordens gebildet, abzunehmen unter anderen aus dem zwölften und drey und sechzigsten Kap.: jenes (S. 171. 172) verlangt, dass der Ordensmeister das heilige Land nicht ohne Berathung mit dem Ordenskapitel, und nicht ohne Noth, verlassen, auch, dass er sich einen heidnischen (saracenischen) Schreiber halten soll; dieses (S. 197) handelt von Brüdern, die aus dem heiligen Lande über das Meer fahren. Die Gesetze aber sind grösstentheils neueren Ursprungs, unter späteren Hochmeistern abgefasst, z. B. zu Venedig (S. 120), zu Frankfurt a. M. (S. 117), in Preussen.

Entbehre und liebe: dieser ursprüngliche Geist des Instituts offenbart sich in den meisten Kapiteln der Regel und der Gesetze, auch in manchen der Gewohnheiten. Der Ordensbruder sollte z. B. strenge Diät halten, unter anderen nicht ausser der Mahlzeit trinken (S. 77); alle erregenden und leckerhaften Genüsse meiden, als Gewürze, eingemachte Sachen, Syrup (S. 84); in Krankheiten sich aller stärkenden Mittel, der Eyer, des Fleisches und Weins, sogar der Fische, enthalten (S. 86); sich einfach und anspruchlos kleiden, namentlich bloss zwey Hemden besitzen (S. 184), nicht köstliches Pelzwerk tragen (S. 52), nicht Schuhe mit Schnäbeln, welche mehrmals untersagt werden (S. 52. 134. 150), immer allein schlafen, und zwar nicht ganz entkleidet (S. 58), nicht auf Federbetten, Matratzen, oder Filzen (S. 79), sondern auf einem Bettsacke (S. 184), dabey ohne Vorhänge (S. 117); nicht auf die Jagd gehen, ausser wenn grosse Waldungen bey der Komthurey wären (S. 62); nicht auf Jahrmärkte reisen, wenigstens nicht lange daselbst verweilen (S. 78); keine Hochzeiten, Gelage, noch öffentliche Örter besuchen (S. 67): sich in keine Unterhaltungen mit jungen Frauen einlassen, viel weniger diese küssen (S. 67); bey Strafe des Bannes kein Nonnenkloster besuchen (S. 235); nicht spazieren gehen und reiten, da diess der Seele keinen Nutzen schaffe, wenigstens nicht ohne Erlaubniss, und der junge Bruder nicht anders, als in Gesellschaft eines alten (S. 126. 127. 147); kein Geld führen, sondern es den Vorgesetzten überliefern (S. 126. 147); durchaus keine Geheimnisse gegen die Obern haben, also kein eigenes Siegel führen (S. 59. 125), keinen Briefwechsel ohne Mitwissen der Obern unterhalten (107), keine Schlösser an Mantelsäcken und Schränken haben (S. 60), nicht einmal studiren, ohne Erlaubniss der Obern (S. 80). Die Pfaffenbrüder hatten einiges vor den Laienbrüdern in Ansehung der Subordination voraus: sie durften nach Willkühr studiren; mussten bloss die Erlaubniss der Obern einholen, wenn sie eine hohe Schule besuchen wollten (S. 80); sie konnten auch, nach der Beylage IV. S. 235, Schlösser an ihren Kasten haben, doch mussten sie sich gefallen lassen, dass auch der Komthur einen Schlüssel dazu führte. In Disciplinarsachen gehen die Vorschriften oft sehr ins Detail; es wird z. B. verordnet, dass kein Bruder barfuss gehen soll (S. 77), dass nicht zwey auf einem

Pferde reiten sollen (S. 78), dass einige aufmerken ollen, um diejenigen zu wecken, die während des iottesdienstes einschlafen (S. 191. 192). Sehr nachrücklich ist endlich in mehreren Stellen allen Brüern die Sorgfalt für die Kranken in den Hospitäern eingeschärft.

Was die Bearbeitung der Statuten betrifft, so könen wir versichern, dass sich der Herausgeber als eien der Sache kundigen Gelehrten zeigt, der als ilossator in Erklärung der interessanten Urkunde vies geleistet hat. Wenn er einige Dunkelheiten gelasn, oder sich hier und da vergriffen hat, so werden lecensenten, die von dem Werke an das Publicum erichten, aus Überzeugung von der Wichtigkeit der Jrkunde, sich für verpflichtet halten, zur Berichtiung und vollständigen Erläuterung mitzuwirken. Uneren Beytrag wollen wir bereitwillig hier niederlegen.

Anstatt mehrerer Wörter, deren Erklärung überüssig war, als: Christtag, Gerte, Marschalk, Minne, 'rugfes, hätte der Herausgeber manche aufnehmen ollen, die man ungern vermissen wird. Dahin gehöen: 1) *Scheffer*, (S. 127. 129), welches er doch nicht nit Schäfer für einerley gehalten haben wird, da ine andere Stelle offenbar gegen diese Identität streiet, wo dem Hochmeister erlaubt wird, in Feldzügen wey Brüder als Adjutanten, und einen als Scheffer, n seinem Gefolge zu haben (S. 171). Es ist unverennbar das oberdeutsche Schaffer. 2) *Knovele, Knoele, Knoufele* (S. 128. 130. 134), d. i. Knäufe, Knöfe. 3) *Crucen* (S. 134), nicht Kreutz, denn diess wird rucz (S. 136) oder *creucz* (S. 205) geschrieben, sonern Kragen, welche Bedeutung aus einer anderen telle (S. 234) hervorgeht, wo verfügt wird, dass die lalbbrüder tragen sollen ein Oberkleid, „*mit witen rmelen, unde mit eime halben cruce, unde eine beffe.*" lemnach dürfte die Stelle in *Baczko's Geschichte reussens* B. I. S. 38: „die Halbbrüder trugen nur das alben Ordenskreuz," dahin abzuändern seyn: sie truen an dem Oberkleide einen halben (schmalen) Kraen. Selbst nicht ein halbes Kreuz, wenn sich ein olches denken läst, würde man den Halbbrüdern estattet haben, da diess Personen bürgerlichen Stanes, und Handwerksleute waren. 4) *Kogelen* (S. 30). Mit Übergehung dieses Worts im Glossarium, egnügt sich der Herausgeber, in einer Note das Wort ugeln zu setzen. Was könnte es aber für eine Tracht yn, die hier verboten wird: Röcke mit Kugeln? ec. hat hier die, unter dem Titel *Fasti Limpurgenses* urch Faust von Aschaffenburg zum Drucke beförder-, kleine limpurgische Chronik, verglichen, ein für ie Geschichte der deutschen Moden im Mittelalter isserst wichtiges Werk. Hier findet man (S. 18) ff. ach der Ausgabe zu Wetzlar 1720, fast alle die Trachn wieder, die den Brüdern in den Kleiderordnunen des Statutenbuchs (S. 128—134) untersagt weren, die Schuhe mit Schnäbeln nicht ausgenommen; nd zwar setzt die genannte Chronik diese Moden geide in die Zeit, in welche die Abfassung der Vorschrifm fällt, die das Verbot solcher anstösigen Kleidunen enthalten. Die Vorschriften sind unter den Hocheistern Dietrich von Waldenburg, Heinrich Dusemer von Arfberg, und Winrich von Kniprode, entworfen, welche die Ordensregierung von 1335 bis 1382 führten; und in denselben Jahrzehenden erwähnen die *fasti Limpurgenses* das, den Brüdern verbotne, Costüme. Von den Kogeln oder Kugeln heisst es daselbst unter andern (S. 19): „etliche trugen Kugeln, die hatten vornen ein Lappen, und hinten ein Lappen, die waren verschnitten und gezattelt." Noch deutlicher ist daselbst eine andere Angabe (S. 96) der zufolge in den Kogeln die Kappen nicht zu verkennen sind: „die Kogeln storzte eine Frau auf ihr Haupt, und stunden ihnen vornen auf zu Berg über das Haupt, als man die Heiligen mahlet mit dem Diadement." So viel von den Kragen (*Crucen*) und Kappen (*Kogeln*). — Einige Wörter erklärt der Herausgeber einseitig, z. B. *heizen*, wovon er behauptet, es bedeute bloss nennen, rufen, da doch aus mehreren Stellen abzunehmen ist, dass es auch lassen, befehlen, heisst: S. 78: „*kein bruder sal heizen huten vremdes vihes mit unsen u. s. w.*; S. 134: *der heizet unde gebutet*; S. 189: *seine bestien heizen satteln.*" — Bey verschiedenen Wörtern ist er schwankend in der Erklärung. Dahin gehören: 1) *Bucram*. Erst räth er ganz richtig auf ein Zeug von Leinwand, darauf meint er, dass es auch einerley mit Barrakan oder Berkan seyn könne. Es erhellet aber aus einer Urkunde bey Rauch (*script. rer. Austr. Vol. II. p.* 107), wo Bukram und Berkan neben einander genannt werden, dass beides verschiedene Zeuge waren. Bukram, *Bucaranum*, französisch *Bougran*, ist Steifleinwand. Das Wort fehlt freylich in allen altdeutschen Glossarien, selbst bey *Scherz*. In dem Lateinischen von du Cange steht es unter der Modification *Boqueramus*. 2) *Schaprun*. Der Herausgeber schliesst aus dem Zusammenhange, dass ein Bauernkittel oder Knechtsrock gemeint sey. Es bedeutet aber dieser Ausdruck ein kurzes, auch von Personen vornehmen Standes getragenes, Oberkleid (*Scherz*, *von Schappran* und *Schepperon*). — Bey einigen schwierigen Wörtern erklärt der Herausgeber, dass ihm deren Bedeutung völlig unbekannt sey; z. B. 1) *Gamerocke*, den Brüdern S. 128 verboten; allerdings in keinem Glossarium zu finden. Wir wollen eine Vermuthung äussern. Das deutsche G ist in den Urkunden dem *S* sehr ähnlich. Wie also, wenn in dem Statutenbuche und in den Abschriften *Samerocke* gelesen werden müsse? dann hiesse es Samtröcke. Es wird nämlich das *t* in diesem Worte zuweilen ausgelassen, oder eigentlich, es bleibt dieses Wort in manchen Zusammensetzungen seinem Ursprunge v. *Stamen* näher, wie in Sämischleder, d. i. Samtleder. 2) *Spaldenier*, ist mit *Schaprun* ziemlich dasselbe, (Scherz, v. Spaldenier und Spoldener; du Cange, v. Spatularia). — Endlich scheinen dem Rec. manche Wörter unrichtig erläutert oder abgeleitet zu seyn. 1) *Clouder zeugen*, oder, nach der Lesart einer verglichenen Abschrift (S. 315), *zugen*. Die dunkle Stelle, worin diese Worte vorkommen (S. 128. 129), lautet, in die heutige Mundart übersetzt, also: „kein Bruder, dem ein Amt oder Vorwerk anvertrauet ist, soll Kleider weder kaufen noch verkaufen, noch zeugen. Davon sind die Schaffer und Fischmeister ausgenommen.

Zeugen sollen jedoch auch die Fischmeister keine Kleider ohne Erlaubniss ihres Vorgesetzten." Der Herausgeber bemerkt darüber im Glossarium (S. 315, 316) folgendes: „*zeugen* oder *zugen*, in der Zusammensetzung mit *Kleider*, heisst: Kleiderzeug weben." Hier hätte ihm aber einfallen sollen, dass bey der Geringachtung, welche die Ritter gegen das Handwerkswesen hegten, keiner von ihnen, am wenigsten die Amts- und Vorwerks-Administratoren, aus Liebhaberey Tuch und Leinwand gewebt haben werden, wodurch ein solches Verbot veranlasst worden sey; dass es eine von den grösseren Strafen der Ritter war, eine Zeitlang zur Classe der Arbeitsleute degradirt zu werden (S. 111); dass also die Stelle unmöglich den, von ihm untergelegten Sinn, haben könne. Freylich befanden sich auch Halbbrüder bürgerlichen Standes im Orden (S. 188), welche Handarbeiten verrichteten (S. 187, 233); aus diesen aber wurden doch gewiss die Domainen-Intendanten nicht genommen. Wenn Rec. der Sache nicht ganz auf den Grund zu kommen vermag, so glaubt er wenigstens auf der Spur zu seyn. Die zweymal vorkommenden Fischmeister haben ihn darauf geführt. *Zeugen* oder *zugen*, d. i. ziehen, bey Fischen gebraucht, heisst bekanntlich fangen. Davon ist Fischzug. (Vergl. *Urkunde* Odelrichs, Bischoffs von Halberstadt, vom J. 1179, bey Leuckfeld. *antiqq. Kaltenborn. p.* 94). Nun kömmt es bloss darauf an, ob *Kleider* ein veralteter Provinzialismus sey, womit eine Fischgattung bezeichnet worden ist. Im rheinischen und allemannischen Deutschland, dessen Dialekt die Ritter mit nach Preussen brachten, wesshalb auch das Statutenbuch darin geschrieben ist, ward vor einigen Jahrhunderten der Lachs, insbesondere weiblichen Geschlechts, *Lyder* genannt (*Conradi Gesner hist. animal. Tiguri, a.* 1558. *Fol. Tom. III. p.* 972). Daraus ist wahrscheinlich *Klyder* oder *Kleyder* geworden. Dass diese Vermuthung nicht zu gewagt, und das K oder C ein späteres *praefixum* ist, kann Rec. mit demselben Worte, in der Bedeutung von *vestis*, beweisen. In einer Urkunde des Magistrats von Wien, v. J. 1357 (bey Rauch, a. a. O., Th. III. S. 82) heisst es: „*tuch-peraitter und loden-wurcher.*" — „Kein Administrator von Ordensämtern soll Lachse fangen, kaufen oder verkaufen, mit Ausnahme der Schaffer und Fischmeister; fangen aber sollen auch die letzteren keine ohne Erlaubniss:" diese Erklärung würde wenigstens nicht gegen die Geschichte verstossen. 2) *Kaffe Spil*, wird (S. 67) verboten. Der Herausgeber bemerkt dabey im Glossarium folgendes (S. 273). „Dieses Wort bedeutet, wie man aus der Verbindung schliessen muss, wahrscheinlich eine Spielgesellschaft beym Kaffee oder in einem Kaffeehause. Was sollte es anders seyn? Hierdurch wird die gewöhnliche Meinung widerlegt, die man über die Zeit der Einführung des Kaffee in Europa hegt u. s. w." worauf er in eine Geschichte dieses Getränks eingeht. *K* steht häufig statt G, nach einigen deutschen Dialekten. Kaffen ist so viel, als gaffen (vergl. Scherz, *col.* 749). Rec. trägt demnach kein Bedenken, *Kaffe-Spil*, (wie im Statutenbuche geschrieben ist,) durch Schauspiel zu übersetzen. Schauspiele waren zu jener Zeit nicht mehr blosse rhetorische Übungen der Klosterschüler, sondern öffentliche Vergnügungen, die aber zur Libertinage gerechnet wurden, daher die Schauspieler verrufen, und gleichen Ranges mit den Buhlerinnen waren (*Urk.* Heinrichs von Niederbayern, v. J. 1279, bey v. Krenner *Anleitung zu dem näheren Kenntnisse der baierischen Landtage des Mittelalters*, S. 110). 3) *Platte* wird durch Brustharnisch erklärt, und der Unterschied derselben von dem Panzer darin gesetzt, dass jene eine blosse Brustbedeckung gewesen, dieser hingegen über den ganzen Leib gegangen sey. Aus der limpurger Chronik (S. 23, 24) geht der richtige Unterschied hervor: „in dieser Zeit vergingen die *Platten* in diesen Landen, und die reisigen Leute, Herren, Ritter, Knechte und Bürger, die führten alle *Schuppen*, Panzer und Hauben." 4) *Bitancie*, *Pyetancie* (S. 107, 150), im Glossarium (S. 248). Der Herausgeber stellt dreyerley Bedeutungen auf. Rec. hält das Wort für das verstümmelte *Deputandum*, jetzt *Deputat*; welche Bedeutung dem Zusammenhange am meisten entspricht. 5) *Venie*. Die Bedeutung hat der Herausgeber richtig errathen; aus verschiedenen Stellen (S. 203—205) ergiebt sich unverkennbar, dass es Kniebeugung heisse: „*also dicke* (so oft) *man unsir vrouwe nennet in der collecten so sal man venien, — sal man an de venie ligende sein, — vor flectamus genua sal man venien, — wie dicke man spricht flectamus genua sal man venien.*" Aber die Ableitung von *Knie* ist verfehlt. Knie ist nicht in *Venie* verderbt worden, denn es kömmt mehrmals unverstümmelt vor, z. B. S. 136, 233, besonders S. 205: „*sal man vor thun eine lange venie, unde is* (das Kreuz) *dornoch knyende kussen.*" *Venie* ist das lateinische *Venia*. Weil bey diesem Gebete jeder auf die Knie fallen musste, so ging der Name des Gebets auf die, wesentlich damit verbundene, Handlung über; und das Zeitwort *venien* ist geformt wie *leccien* (S. 127), d. i. Lection halten. Der Herausgeber beklagt sich, *Venie* in keinem Wörterbuche gefunden zu haben. Bey Scherz und du Cange würde er nicht vergeblich gesucht haben.

(*Der Beschluss folgt.*)

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Salzburg*, b. Mayr: *Christliche Sittenlehre mit Beyspielen.* Vorzüglich dem Bürger- und Bauernstande gewidmet von *Georg Pürebrl.* 1806. 112 S. 8. (6 Gr.) Eben desswegen weil dieses Buch vorzüglich dem Bürger- und Bauernstande gewidmet ist, hätte sich der Vf. befleissigen sollen, mit mehr Bestimmtheit und Deutlichkeit, so wie mit weniger Weitschweifigkeit und Armseligkeit zu reden. Da wäre denn freylich auch nöthig gewesen, dass er sich um richtige Begriffe bemüht hätte, die überall fehlen. Wir wollen ein paar Stellen ausheben, und unser Ausspruch wird gerechtfertigt seyn. *Vorr.* „Wie sehr es aber zu wünschen wäre, dass ein gutes moralisches Büchelgen sich in den Händen eines jeden Menschen vom Bürger- und Bauernstande befände; wird der genug einsehen, der wenige Kenntniss der Menschen hat; ja Manche mögen das Bedürfniss einer solchen Schrift nur zu oft gefühlt haben." S. 4. „Wir haben nämlich *als Menschen* einen Körper — fühlen durch selben allerley Bedürfnisse, und mit diesen auch verschiedene Triebe und Neigungen zu mancherley Gegenständen. Wenn wir solchen Trieben und Neigungen unseres Körpers (NB. den wir als Menschen haben) folgen; so erniedrigen wir uns zu dem Thiere herab, und hören auf Menschen zu seyn." Rec. wünscht, dass Hr. P. lieber aufhören möchte, Volksschriftsteller seyn zu wollen. AN.

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 MAY, 1807.

GESCHICHTE.

1) Königsberg, b. Nicolovius: *Die Statuten des deutschen Ordens.* etc. Herausgegeben von Dr. *Ernst Henning* u. s. w.

2) Ebendaselbst: *Gerhard von Malbergh, Hochmeister des deutschen Ordens etc.* Von *Ludwig von Baczko* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir können uns nicht enthalten, noch etwas über einige Folgerungen zu bemerken, die Hr. *Henning* gelegentlich für die preussische Geschichte zieht. Das zweyte Kapitel der Regel (S. 41) erlaubt der Ordensbrüderschaft, Güter, unter anderen mit Weingärten, zu besitzen. Dieses Statut rechnet der Herausgeber in einer kurzen Note zu den Beweisen, dass in den Zeiten der Ordensregierung Weinpflanzungen in Preussen Statt gehabt haben, lässt sich jedoch übrigens nicht auf diesen Gegenstand ein. Der vormalige Weinbau in diesem nordischen Lande ist schon manchem Naturhistoriker aufgefallen; zu bezweifeln ist er nicht. Schon in den Supplementen zu der preussischen Chronik Peters von Dusburg (*Ed. Hartknoch*, p. 428) wird erzählt, dass im Jahre 1379 die Ärndte und die Weinlese in Preussen sehr frühzeitig gewesen sey. In einer Note sammelt Hartknoch mehrere Umstände als Beweise für die ehemalige Existenz von Weinpflanzungen. Vollkommenen Aufschluss giebt die kleine Schrift von J. N. Becker: *Versuch einer Geschichte der Hochmeister in Preussen, seit Winrich von Kniprode, bis auf die Gründung des Erbherzogthums*; Berlin, Schöne, 1798. 8. Die Art, den Wein zu ziehen, wie sie hier (S. 99 ff.) aus einer ungedruckten preussischen Chronik des Vincenz von Mainz, Hofkaplans des Hochmeisters Winrich von Kniprode, erzählt wird, macht die Sache begreiflich. Man wird lauter Anhöhen gewählt haben, deren Abhang nach Mittag gerichtet war. Um die Ranken den scharfen Winden nicht auszusetzen, wurden dieselben an keine Pfähle, sondern entweder an ganz kurze Stöcke, oder gar nicht angebunden, so dass sie kurz über der Erde krochen. Sauer, für den Gaumen keineswegs angenehm, muss aber nothwendig das Gewächs gewesen seyn. Ohne Zweifel hat man daher den Landwein, wie dieses so häufig in der Vorzeit geschehen ist, mit Gewürzen und Honig zu einem künstlich wohlschmeckenden Getränke bereitet (*vinum coctum, conditum, mellitum*). Rec. hat diese kurze Ausführung hereingezogen, um auf die Erklärung einer Stelle der Statuten (S. 78, 79) zu kommen, wo den Brüdern verboten wird, *Lutertrank* zu machen und zu trinken. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist hierunter der, mit Honig gekochte, Landwein zu verstehen; denn das lateinische Exemplar des Duellius (S. 35) hat den Ausdruck *pigmentum*; und Scherz führt aus einer Handschrift der Abtey St. Blasien die Glosse an: „*Luttendranc, mulsum.*" Auch unser Herausgeber sagt im Glossarium, dass ein Getränk aus Wein, Honig und Gewürz gemeint seyn könne, geht aber nachher zum Branntwein über. Hätte er das reichhaltige Wörterbuch des mehrmals angeführten Scherz bey seiner Arbeit benutzt, so würde er in dieser, wie in einigen anderen Stellen, seinen Erklärungen grössere Bestimmtheit gegeben haben. So unzweifelhaft nun der vormalige Anbau des Weins in Preussen, und dessen Bereitung zu einem künstlichen Getränke ist, so kann doch die angeführte Stelle der Statuten nicht als neuer Beleg dazu gelten. Von der Ordensregel sind wenigstens die ersten sieben Kapitel schon in Palästina entworfen; der Inhalt derselben betrifft hauptsächlich die Veranlassung des Ordens: die Hospitäler, die Krankenpflege, die Allmosen zur Unterhaltung des deutschen Hauses zu Jerusalem. Ausdrücklich wird unter anderen im zweyten Kapitel gesagt, dass der Orden Getreideäcker, Weingärten, Mühlen u. s. w. annehmen dürfe, um die Kosten der Krankenpflege und der Unterhaltung der Armen zu bestreiten. Hier ist also gewiss von den Grundstücken die Rede, die dem neugestifteten Orden auf deutschem Boden, besonders in den Rheinländern, geschenkt wurden. Der Zusatz: „*nach deme das ez. in prilegien verlihen sin,*" bestärkt den Rec. in dieser Auslegung; denn auf preussischem Boden fragten die Ritter nicht nach Pergamenten. — — Einigemal geschieht in dem Statutenbuche der Slaven Erwähnung. Der Herausgeber nimmt an (S. 207), dass darunter kriegsgefangene, unterthänig gemachte, Preussen zu verstehen, und dass die Preussen ein slavisches Volk sind. In die Prüfung der letzteren Meinung einzugehen, würde hier fremdartig seyn; also nur einige Worte über die erstere. Offenbar fällt diese von selbst weg, da das Local der Verfertigung der Statuten, in denen Slaven vorkommen, ebenfalls Palästina gewesen seyn muss. Denn die Slaven werden in diesen Kapiteln (S. 180, 184) mit den Kameelen zusammengestellt: „die Komthure sollen die Aufsicht führen über die Kameele, Packpferde, Wagen, Slaven, Zimmerleute, Maurer, und andere Handwerksleute, über das zu Schiffe eingehende Getreide und Tuch u. s. w." Wie nun die Kameele nicht nach Preussen versetzt werden konnten, so auch die Slaven nicht. Die

Königsberg u. Leipzig, b. Göbbels und Unzer: *Grundriss einer Geschichte, Erdbeschreibung und Statistik aller Provinzen des preussischen Staats* u. s. w. von *Ludwig v. Baczko*, Prof. der Geschichte bey der Artillerieakademie u. s. w. 1804. II und 174 S. 8. (10 gr.)

Sehr achtungswerth ist das Bestreben des Vfs, mit seinen Kenntnissen und seinem rastlosen Fleisse ununterbrochen dem Vaterland nützlich zu seyn. Auch dieser Grundriss ist ein neuer Beweis davon. Schade nur, dass eine zu rasche Beschleunigung der Ausführung den Gewinn dieser nützlichen Arbeit grösstentheils vernichtet hat. Es ist ein Fehler des Plans, dass dieses Werk für so verschiedene Schulen, (die niedrigsten Bürgerschulen ohne studirte Lehrer, und die höhere Classe lateinischer Schulen) bestimmt wurde, wodurch die Einleitung von der mathematischen und physischen Geographie (S. 1—17), von der politischen (bis S. 30) und die historische Einleitung (S. 71—94), ein Viertel des Ganzen, bey den letzteren wenigstens überflüssig wird. Am besten wäre es wohl gewesen, diese allgemeinen Kenntnisse hier nicht vorzutragen, die in eigenen dafür bestimmten Werken doch eben so gut gelehrt werden. Das erste Erfoderniss eines Lehrbuchs für Schulen ist ohne Zweifel die grösste Genauigkeit und Treue; gegen diese dürfte aber hier öfters verstossen seyn. Dass nicht alle neueren Entdeckungen nachgetragen sind, dass man so manche veraltete Meinungen noch antrifft, ist verzeihlich, diess wollen wir übergehen (S. 94 u. f. ältester Zustand der Marken); aber es sind eine Menge Unrichtigkeiten aufgeführt, welche recht wohl vermieden werden konnten, und in einem Buche für die Jugend vermieden werden mussten. So versteht man gewöhnlich unter *Dom* eine hohe bischöfliche Kirche, und wenn auch die Einwohner von Bilefeld und Soest die Kapitel ihrer Stiftskirchen Domkapitel nennen, so hätte doch dieser Provinzialism nicht beybehalten werden sollen (S. 53). S. 98 die *Nordmark* lag nicht jenseits der Elbe (besser am westlichen Ufer), die Altmark war Patrimonialbesitzung Albrecht des Bärs. Schlimmer ist es, dass oft die Begebenheiten ganz nackt hingeworfen sind, ohne dass sie doch Rubriken seyn sollen, und ohne dass der Schüler irgend einen Grund erfährt, warum die Begebenheit hier erscheint. Selbst der kundige Leser ist oft gezwungen zu rathen, was der Vf. wollte; wie wird es da dem ersten Anfänger ergehen! — S. 103 „Ein Zweig der Grafen von Hohenzollern beherrschte Anspach und Baireuth;“ gab es denn solche Lande damals schon? S. 168 aber gar: „In Anspach und Baireuth hatte ursprünglich das Haus Hohenzollern *einige kaiserliche Rechte* verwaltet, nachher diese Länder als Eigenthum erhalten.“ Welche Ideen mag der Schüler wohl durch diese Worte von der Erwerbung der fränkischen Provinzen bekommen, die bekanntlich sehr allmählich vereinigt sind! wer mag hier das Burggrafthum und seine Bedeutung auffinden! S. 104: Böhmen entsagte 1742 nicht der *Landes*, sondern nur der Lehnshoheit über Crossen. S. 138. Die im westphälischen Frieden zugetheilten Länder Magdeburg, Halberstadt, Minden, und ein Theil Pommerns, sollen erst 1652 wirklich eingeräumt seyn. Diess ist sehr unter einander gemischt. Das erstere Land kam erst 1680 an Brandenburg, die beiden anderen schon 1649 und 1650; das letztere freylich erst 1653, wie der Vf. gleich nachher selbst sagt; dass das Bisthum 814 nach Halberstadt gekommen seyn soll, ist nicht richtig. In diesem Jahre bestätigte ihm nur der neue Regent die Privilegien seines Vaters. Nicht die *Grafschaft Hohnstein* zog Bischoff Heinrich Julius ein, sondern die gräflich hohnsteinschen Herrschaften, Lora und Klettenberg. Übrigens kamen sie durch diese ungerechte Handlung nicht an das Stift, sondern der Bischoff liess sich damit, wie später mit Rheinstein, belehnen. Das Amt Berg wurde nicht erst 1698 (S. 140) vom König August wieder abgetreten, sondern schon 1687, wie S. 142 hätte bemerkt werden sollen; es gehörte auch der weissenfelsschen Nebenlinie des Kurhauses, nicht diesem selbst. S. 142. Bischoff Ludwig von Minden hat dieses Bisthum nicht *als freyes Herzogthum* 1332 erhalten, sondern er erwarb nur ein frey Herzogthum in dem Stift, d. h. die höchste richterliche Gewalt; weiter braucht man sich hier über die Urkunde nicht zu verbreiten. Hildesheim *soll* noch in *Elze* (nicht in *Elten*) gestiftet seyn; das Bisthum kam nicht nach 1519 unter braunschweigsche *Landeshoheit*. Doch es wird genug seyn!

H. St. F.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Wernigerode*, b. Struck: *Die Wernigerodische Dienerschaft.* Ein Versuch zum Opfer kindlicher Liebe, dem besten Vater bey der Feyer seiner funfzigjährigen Dienstzeit geweiht vom Archivar *Delius*. 1805. 40 S. ohne die Vorrede. 8. Die seltene Feyerlichkeit, zu deren Gedächtniss diese Schrift aufgesetzt worden ist, macht dieselbe schon merkwürdig; aber sie ist auch sonst, wegen des mühsamen Fleisses, womit so viele Namen und Jahrzahlen aufgesucht worden sind, dem Liebhaber und Forscher der wernigerodischen Landesgeschichte unentbehrlich. Die Vorrede ist ein Glückwunsch an den würdigen Vater, und macht dem Herzen seines Sohnes Ehre. Man muss die Wahl des Gegenstandes schon wegen dieses Gedankens billigen, weil unter allen acht Hundert gräflichen Beamten, welche hier aufgezählt sind, und zwar in einem Zeitraume von beynahe vier Jahrhunderten, nur sehr wenige und namentlich nur ein Rathmann, diese schöne Dienstzeit erreicht haben; aber auch deshalb, weil dadurch sicherer, als durch jeden anderen Glückwunsch, für die Erhaltung des Andenkens des Jubelgreises gesorgt worden ist. Zuerst werden die Regenten der Grafschaft Wernigerode aus dem Hause Stolberg von dem Grafen Botho 1429 an angeführt, hernach die zum Hofstaat, zur Regierung, zum Stadtrath, zum Gerichts- und Finanzwesen, ingleichen zum Berg- und Forstamt, und zum Consistorio gehörigen Beamten, auch die Prediger in der Stadt und in den Dörfern, endlich die Schullehrer der wernigerodischen Oberschule, mit Vor- und Zunamen, auch mehrentheils mit Beziehung ihres Geburtsorts und vorherigen Amtes, auch ihrer Dienstzeit und ihres Absterbens, verzeichnet. Es ist zu wünschen, dass das Beyspiel des gelehrten Vf. bey ähnlichen Gelegenheiten, zur Aufklärung und Berichtigung der vaterländischen Geschichte, viele Nachfolger finde.

Sn.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 MAY, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ohne Druckort: *Über die Berechtigung der Advocaten und Procuratoren des ehemaligen Reichs-Cammergerichtes zu einem Entschädigungsanspruch.* 1807. 68 S. 8.

Unter den mannichfaltigen Herabwürdigungen, denen im Lauf der Jahrhunderte auch grosse Nationen sich manchmal fügen müssen, sind keine eigentlich entehrend, als welche man sich selbst zuzuschreiben hat, und bey der mindesten Energie sich ersparen könnte. Bey der noch immer unbefriedigten Entschädigung der Mitglieder und Diener des gewesenen höchsten Reichsgerichtes, weiss man nicht, ob man sich mehr darüber zu schämen hat, über einen Gegenstand, welcher die Evidenz, die gemeinsten Menschengefühle, den Anstand und die Nationalehre für sich hat, mehrere Schriften erfoderlich zu finden, oder (weil wir das biedere Gefühl des Rechts unserem gebeugten Volk nicht gern absprechen mögen) darüber, dass wir auch in dieser Auflösungsperiode, in einer Zeit, welche alle edlen Gemüther wecken sollte, immer noch sogar ungeschickt sind, nicht einmal über so etwas zu einer gemeinsamen Vorkehr uns entschliessen zu können. Was wird es in grösseren Dingen künftig werden, wie wird irgend eine Achtung in Europa zu gewinnen seyn, wenn selbst eine so einfache, dabey so dringende Sache, die Beherzigung von keinem unserer Vorsteher bis zu praktischem Vorschritt erregt! Eine traurige, viele Hoffnungen niederschlagende Erscheinung! Niemand verüble dem Rec. den Ausdruck seiner Wehmuth: Er möchte in dem verwesenden Körper so gern irgend etwas Leben bemerken; es giebt Kraftäusserungen, welche allezeit erlaubt sind, und selbst im Unglück Würde geben. Was hilft das Jammern, wenn jeder Monat ein Beweis wird, es athme nirgendwo ein höherer Sinn? Und wer kann helfen, wenn wir über die Rettung unserer eigenen Ehre so unverantwortlich gemüthlos sind. Schlachten hat auch Hannibal, Friedrich und beynahe Cäsar verloren; aber die Abwesenheit von Geist und Kraft ist die weit schmählichere, und allein wahre Niederlage; diese hat man sich selbst zuzuschreiben.

Vier und dreyssig Subalterne, aber wesentliche Reichsstaatsdiener, welche ihr ganzes Leben, zum Theil bis in die 70, 80 Jahre, der Vertretung des Rechts gewidmet haben, und nun, nach dem unverschuldeten Unglück, vorerst jährlich 29500 Thlr. (nachmals aber immer weniger) bedürfen, um, bis sie zusammensterben, mit einiger Anständigkeit sich durchzuhelfen; diese Männer, bey welchen sonst mancher Auskunft und Leitung fand, sollicitiren jetzt bald Ein Jahr um ein Recht der Menschlichkeit, ohne Beruhigung. Denn nur provisorisch konnte der edle Fürst Primas aushelfen.

Man kann die gegenwärtige Schrift (eine Beantwortung der bodenlosen Einwürfe des *Nachtrags zu der Schrift über ihren künftigen Unterhalt*) nicht ohne traurige Empfindung lesen. Schriftsteller mussten in Deutschland auftreten, welche, um der grossen, gerechten Nation 29500 Thlr. zu ersparen, in die Thränen der Armuth ihre Feder tief eintauchen, um zu zeigen, dass 34 ehrenhafte Mitbürger zu ihrem nothwendigen Lebensunterhalt keinen Rechtstitel haben. Da kommen nun die Benachtheiligten, keineswegs mit einer pathetischen Anrede, noch mit den dramatischen Mitteln zu Erregung des Mitleidens; sondern mit einer klaren kräftigen Ausführung des Beweises, dass ihre Sache gerecht und ihre Erhörung eine Schuldigkeit ist.

Vor und nach der bisher bestandenen Cammergerichtsform (1467, 1644. f.; und C. G. O. selbst) sind sie als *unentbehrliche Reichsstaatsdiener*, *des Richters rechte Hand* angesehen: es ist ihnen *verboten* worden, *andere Ämter anzunehmen* (C. G. O. 1 Th. 19 tit. 3 §.); und indem ihnen auferlegt wurde, *Sachen der Armen unentgeltlich zu führen* (S. 28), wird anderseits die *Sorge für ihre Kinder* ihnen abgenommen (S. 38). Nun, da das Studium, welches eine halbe Lebenszeit erfoderte, seine Anwendbarkeit (nicht ohne Vortheil für mehrere ansehnliche Stände) einsmals verliert, und sie als solche von aller ferneren Wirksamkeit abgeschnitten sind, wird — gegen sie sophistisirt: man will ein Viertheil ihres Verdienens für das Ganze nehmen (S. 43, 52), und spricht der Reichskündigkeit Hohn. Warum? Wie hoch beläuft sich denn der Lohn der Ungerechtigkeit, welchen man unter scheinbarem Titel zu gewinnen vermeint? Man höre. S. 60: „80909 Thlr. 70 xr. sind die ganze Jahresexigenz *aller* aus der Cammergerichtscasse bisher besoldeten Diener." S. 63: „Die Summe der jährlichen Matricularbeyträge beläuft sich (mit Zurechnung von den Zinsen ausstehender Capitalien) auf 87000 Thlr.?" Eigentlich bedürfte man also 22950 Thlr. Wer wollte sich nicht wundern, dass ein Wort verloren wird? Aber 1) flossen die Matricularbeyträge von jeher nicht allezeit richtig; 2) glauben vielleicht einige Souverains viel zu thun, wenn sie *die ihrigen* bezahlen, und bedenken die *Schuldigkeit* nicht, hierüber auch in die Stelle der zu ihrem Vortheil *mediatisirten* Stände ein-

treten zu sollen; woraus ein starkes Deficit und vielfache Verlegenheit und Verwirrung entstehen muss; 3) ist noch etwas für die brodlosen *Schreiber* erfoderlich. Anderseits vermindert sich die Schuld jährlich durch der älteren Tod, oder anderweite Anstellung der jüngeren Assessoren und Subalternen; dass also zu Sicherung des Auskommens die Fixirung einer fortwährend vollständigen Zahlung der Cammerzieler und eines geringen Zuschusses, der in 10 Jahren wohl schon meist unnöthig werden wird, nothwendig ist: eine grösstentheils altherkömmliche, und eine in ihrer Vermehrung wirklich unbedeutende Ausgabe. Es ist auch kaum denkbar, dass nicht die allermeisten Fürsten zu der angesprochenen Humanitäts-, ja Rechts-Pflicht sich geneigt finden lassen, und den Fürsten Primas, Landesherrn von Wetzlar, nicht bitten sollten, nach dem gerechten Beyspiel Preussens (S. 35), die Durchschnittssumme des Verdienens dieser Männer zu evaluiren und als lebenslängliche Pension ihnen zuzuwenden, welche *pro rata* von jedem jährlich bezahlt würde. Würde die schmachvolle Zögerung einer so unaufschieblichen Anstalt noch weiter getrieben: so würden die reichbesoldeten Plusmacher an verschiedenen Höfen, diese Menschen, welchen die Souverainetät ihrer Fürsten zum Denkmal ihres Eigennutzes und ihrer Präpotenz dienen muss, eine Summe des Nationalunwillens auf sich laden, welche nie einem Mann gleichgültig seyn kann, der den Wechsel der Zeiten kennt. Ths.

Ohne Druckort (Weimar): *Zum feyerlichen Andenken der Durchlauchtigsten Fürstin und Frau, Anna Amalia, verwittweten Herzogin zu Sachsen-Weimar und Eisenach, geb. Herzogin von Braunschweig und Lüneburg.* 1807. 4 S. in Fol. *).

So wenig unsere Gewohnheit ist, Gelegenheitsschriften, deren Inhalt gewöhnlich so bekannt, wie ihre Form alltäglich, ist, näherer Betrachtung zu würdigen: so wenig bindet uns dieses als Regel, wenn von einem Kunstwerk die Rede ist, welches als Muster die allgemeine Publicität verdient, besonders wenn schon der Gegenstand ein grösseres, weitverbreitetes Interesse anspricht. Die Fürstin, von welcher diese Blätter handeln, gehört, nach dem wohlthätigen Einfluss ihrer Einsicht und ihrer vorzüglichen Geistescultur, in der That nicht bloss dem Lande, dessen Mutter sie war; sie gehört eben sowohl dem gemeinsamen Vaterland, und, insofern dessen Literatur auf das Ganze der Civilisation wirkt, auch der Menschheit. So viel that sie, um ihr Weimar zu einem Sitz der Kunst und Wissenschaft zu erhöhen, von dem eine seltene Zahl vollendeter Geisteswerke sich durch Europa verbreitet haben. Eben dieses Verdienst wird in vorliegender Denkschrift neben den zunächstliegenden einer Landesregentin, wie sie in den schwersten Zeiten war, und einer grossen Frau, die sie auch im stillen Privatleben blieb, mit eben der würdevollen Einfachheit erhoben, welche der Verewigten charakteristisch war, und so sehr an sie fesselte. Diese, man soll nicht sagen Kunst, sondern diese glückliche Harmonie der verherrlichten Seele mit der Empfindung des Genies, welches den Sprecher dieser edeln Rede in allen seinen Unternehmungen leitet, giebt dem Aufsatz etwas gemüthlich Schönes, das einem wohl thut, wie einst in ihrer Umgebung, und das bey Anlässen dieser Art so ungemein selten ist, wie ein inspirirender Gegenstand und ein den Gott in sich fühlender Maler.

Es ist wahr, man gleitet über die Dornen, welche Sie auf Ihrer Laufbahn fand und muthig unter sich trat, und durch die Nacht der letzten Katastrophe an der Hand dieses Führers so leicht und schnell dahin, dass man am Ende kaum begreift, so viel in so wenig Worten gelesen, gesehen zu haben, und nun begierig das Blatt wieder durchläuft, um übersehene Beywörter, worin Winke sind, um die leisen Töne noch recht zu belauschen, wodurch vom Detail noch etwas zu vernehmen seyn möchte. Eine weitere Ausführung bleibt am Ende der zärtliche Wunsch des mehr gereizten, als befriedigten Lesers. Möge dem hohen Dichter und Weisen die Herabstimmung der Leyer und einiges Ausruhen von Meditation der Natur beliebig seyn, um für das Andenken der Mutter *Amalia* den Griffel der Geschichte zu ergreifen, und auch in dieser Art uns Muster zu werden! Dann werden viele grosse Schatten, die mit ihr verbunden waren, viele ehrwürdige Namen, die Sie an sich zog, die unerkannten Verdienste um ein glückliches Ländchen, mehr als Ein schweres, mehr als Ein belohnendes Verhältniss verschiedener Zeiten in belehrendes Licht hervortreten; wie schön Italien im Wiederschein Ihrer seelenvollen Blicke glänzen! In späten Geschlechtern werden die Nachkommen erkennen, welche Weisheit und liebenswerthe Tugend so ein Beyspiel zu erblicher Obliegenheit macht. Anderer Seits wird für das Land, für das Haus, so Ihrem Herzen am nächsten gewesen, neue Liebe erwachen. Ihre unwandelbaren Grundsätze in beyderley Glück, die Philosophie ihres Lebens wird auch denen wohlthun, die Sie nicht sahen, Sie wird weiter wirken, und in seiner Fülle wird wahr werden, was hier am Schlusse die Meisterhand so herrlich andeutet:

„Das ist der Vorzug edler Naturen, dass sie von höheren Regionen uns, gleich Sterne, entgegen leuchten, als Richtpuncte, wohin wir unseren Lauf, bey einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt, zu nehmen haben." Ths.

*) Diese zunächst für die weimarischen Länder bestimmte, und nicht als Verlagsartikel verkäufliche Denkschrift ist dem Wesentlichen nach im Intelligenzblatt unserer J. A. L. Z. No. 30 wieder abgedruckt worden. Vollständig hat sie Hr. Gen. Sup. *Haberfeldt* zu Eisenach seiner *Predigt zu der bey der Gedächtnissfeyer der Durchl. Fürstin und Frau Anna Amalia* — (Eisenach. 1807. 46 S. 8.) beygefügt.

Göttingen, b. Dieterich: *Fragmente einer Charakteristik des Alterthums.* Von *Aug. E. Zinserling.* 1806. 203 S. 8. (14 Gr.)

Durch diese Fragmente wollte Hr. *Z.* „die Frage beantwortet sehen, ob die Idee einer allgemeinen Charakteristik des Alterthums, und wie sie ausgeführt werden müsse." Für die erste, für das *Ob?* wenn sie einer Antwort bedürfte, ist aber hier kaum etwas geschehen;

für die zweyte, das *Wie?* wenigstens so viel, dass man sieht, was Hr. *Z.* eigentlich von einer solchen Charakteristik verlangt. Nicht mit Unrecht tadelt er das bisherige Verfahren; nicht mit Unrecht behauptet er, dass der Weg des Gefühls ins Alterthum hinein für uns kalte Hyperboreer durchaus verschlossen sey, und verschlossen bleiben müsse, und dass wir keinen anderen Eingang finden können, als den auf dem Wege der Speculation. Wenn auch dieser Ausdruck, verglichen mit dem eigenen Verfahren des Vf's., nicht gerade der beste ist, so ist doch der Sinn gewiss recht gut. Wer das Alterthum *verstehen* will, der wird es nicht auf eine andere Weise verstehen können, als durch die Philosophie; ohne sie läst sich überhaupt ja nichts verstehen, wiewohl man Vieles merken kann. Ein Parallelisiren mit unserer Zeit würde schon viel leisten; aber eigentlich doch nur das bewirken, dass man sich für das Alterthum mehr interessirte, als der Jüngling, den es so wenig durchdringt, jetzt vermag. Verstehen lernen wird er aber durch jenes Parallelisiren weder unsere Zeit noch die alte, wenn er nicht die Zeit überhaupt verstehen lernt, und dadurch einen Masstab erhält, an welchem sowohl jene als diese gemessen werden kann. Nur da, „nur in dieser Idee liegen die letzten und höchsten Ursachen der Eigenthümlichkeiten der alten Völker wie der neuen;" sonst werden sie überall umsonst gesucht. Bey der gewöhnlichen Weise, wo man dem Jüngling einige historische Notizen beym Lesen der Alten giebt, ist es wahrlich nicht zu verwundern, „dass der angehende Leser der Alten, der nicht mehr wie zur Zeit der Reformation, mit allem Geistigschönen unbekannt, sondern mit einem Vorgenuss moderner grosser Geister, die sich selbst am Alterthume genährt hatten, also mit schon hochgespannten Ideen zu den Alten kommt, das an ihnen nicht findet, was er finden soll." Wenn wir aber auch die Philosophie, die Hr. *Z.* seinem „allgemeinen Entwurf einer Charakteristik des Alterthums" zum Grunde legt, nicht eben hoch anschlagen: so können wir doch nicht umhin das zu loben, dass er auf Philosophie dringt. Die Freyheit des Geistes, mit welcher er sich über das Gewöhnliche erhebt, verdient Achtung. Auch gestehen wir gern, dass diese Philosophie, die ihm, nachdem er mehrere Systeme durchstudirt hatte ohne zu finden was er suchte, ganz ungesucht entstand, in diesem Buche nicht im Zusammenhange dargelegt werden konnte. Wir wollen daher auch nicht weiter über sie urtheilen; über das, was wir von ihr in dem Buche finden, werden wir einige Worte sagen dürfen, ohne *illiberal* zu werden. Hr. *Z.* glaubt in der Natur ein *Fortschreiten* nach Vielseitigkeit, Activität und Spontaneität zu bemerken, die mit einander zu wachsen scheinen, wie die Natur von den Mineralien durch das Pflanzenreich hindurch bis zu dem Menschen vollkommnere Gestalten bildet. Durch die Muskel wird die Activität des Thieres grösser als die der Pflanze. „Ein neuer Theil kommt hinzu, und mit ihm entwickelt sich der höchstmögliche Grad von Activität und Spontaneität, die Nerven. *Durch sie* entsteht Bewusstseyn." (Nach diesem Satz ist denn freylich auch ein anderer richtig, dass nämlich auch die Thiere Begriffe, Urtheile und Schlüsse machten; aber schwer dürfte dieser wie jener zu beweisen seyn.) Die Spontaneität ist das höchste, und wird erst durch die beiden anderen möglich. „Über sie geht oft alles Andere verloren, so dass selbst die Tugenden, die man so oft für die Hauptbestimmung des Menschen hielt, nur *Kerbhölzer* und *Perüquenstöcke* scheinen, an denen die menschliche Spontaneität *schnitzeln* und *frisiren* lernen sollte. Daher ist das *Apodiktische* vielleicht dem Menschen so schwer gemacht. Alle metaphysischen Begriffe, selbst der des Absoluten, sind nur Hülfsbegriffe dieses höchsten Begriffes." — Nun wird behauptet: „was ist, ist Zweck, ist gut, (ein Satz, der nicht die Imputation aufheben und zugleich die beste Theodicee seyn soll,)" und daraus wird gefolgert, dass die Cultur dieser Trias, welche einmal sogar das Beywort *göttlich* erhält, der Vielseitigkeit, Activität und Spontaneität, der *Hauptzweck* des Menschengeschlechts sey, weil es unter allen Umständen einen gewissen Grad jener Trias erreicht. — Wie in der Natur, so soll nun auch in der Völkergeschichte ein Fortschreiten jener Trias bemerkbar seyn. Von ihr hängt das Meiste in dieser Geschichte ab; sie selbst aber hängt wieder ab — wovon denn? Vielseitigkeit von einer Mannichfaltigkeit äusserer Einwirkungen; Activität von Vielseitigkeit und äusserem Reiz und Gegendruck; Spontaneität endlich (welche bekanntlich das Höchste ist,) von Vielseitigkeit, besonders von grösserer Nervenzahl, von Activität und den Bildungsmitteln beider. — Es wird wohl nicht nöthig seyn, diese Philosophie zu widerlegen; sie angeführt zu haben, scheint genug.

Besser als diese Philosophie ist das, was Hr. *Z.* über die alten und neuen Völker sagt. Freylich wird dadurch keins der alten Völker begriffen, wenn irgend eine Erscheinung, die sich in ihm offenbart, aus dem Grade der Vielseitigkeit, Activität und Spontaneität erklärt wird. Denn, wenn diess nur wieder so hingesagt wird: das und das kam daher, weil das Volk nur auf einer niederen Stufe der Trias stand u. s. w.: so wird ja die ganze Ansicht wieder zur historischen Notiz, die wiederum die Frage veranlasst: warum war denn das so? Woher kam es, dass dieses Volk nur auf diesem Grade der Trias stand, während jenes sich höher oder niedriger zeigte? Aber die Parallelen mit unserer Zeit, besonders in den „vermischten Fragmenten" sind oft sehr glücklich, welches jedoch nicht heissen soll, dass wir ihm überall beystimmten. Die Seitenblicke auf die christliche Religion könnten recht gut fehlen. Überhaupt aber zeigt der Vf. Scharfsinn und Bekanntschaft mit den Alten. So gern wir das anerkennen und loben, so wenig können wir der Form unsern Beyfall geben, in welcher Hr. *Z.* seine Fragmente ausgestellt hat. Wenn wir auch das übersehen wollen, dass es eben *Fragmente* sind, die wir nur in wenigen Fällen billigen möchten: so bleibt noch zu tadeln übrig, dass die Sätze zuweilen so seltsam hinter einander stehen, als hätte der Vf. sie gerade so stehen lassen, wie er sie etwa gelegentlich niederschrieb; und dann erscheinen sie zuweilen in einer so bunten Gestalt, dass man kaum erräth, wel-

cher Nation ſie angehören. Griechiſche, lateiniſche, franzöſiſche und deutſche Wörter ſind aufs Ärgſte durch einander geworfen. Dieſs iſt um ſo weniger zu loben, da Hr. Z. an manchen Stellen zeigt, daſs es nicht aus Unbehülflichkeit geſchehen iſt. Die Nachläſſigkeit aber iſt ſelbſt mit den „Beſchäftigungen, zu denen einſt ein gerechtes Schickſal den ſiciliſchen Tyrannen zu Korinth beſtimmte" (ſo umſchreibt Hr. Z. das gute Wort Schullehrer!) nicht zu entſchuldigen. Selbſt in den Stellen, die am beſten gerathen ſind, herrſcht ein gewiſſes ungeſchicktes Hinreden, für welches Rec. keinen rechten Namen weiſs, oder eine derbe Natürlichkeit, die (wie man zu ſagen pflegt) friſch von der Leber weg ſpricht. Wir wollen noch ein Beyſpiel geben, um zu zeigen, was wir meinen; eins iſt ſchon vorgekommen. „Die Gelehrten der folgenden Jahrhunderte — einige reiche und geiſtvolle *Partikuliers*, wie Plinius, ausgenommen — meiſt Sophiſten *diskütirten* einzelne Partien als Hofphiloſophen reicher Privatmänner auf eine Art, daſs man ihren Zweck, durch Auffuchung von *curioſis* theils ihre eigene Mahlzeit zu verdienen, theils die Wirkung der phyſiſchen λεπτα καὶ τομά bey ihrem Herrn, nicht verkennen kann." „Die Simplicität der Schreibart der Alten *kam mit* von dem eingeſchränkten Kreiſe ihrer Ideen her. (Sie hatte aber doch noch andere Urſachen?) Uns (wer ſind dieſe uns?) — in deren Kopf die ſinnlichen Gegenſtände von dem Yſop bis zur Ceder, und die Gedanken von dem naiven Lied einer Bewohnerin der Südſee bis zu den Combinationen eines Newton oder Euler, die Weisheit der Präadamiten mit der letzten Recenſion der Literaturzeitungen eingeſchachtet liegen — uns iſt es, wenn wir nur einigen Kombinationsgeiſt haben, — (welches noch immer unausgemacht iſt, obgleich wir Newton's und Euler's Kombinationen im Kopfe haben!) — ſchwer, *nicht* witzig zu ſchreiben." — Wenn es etwa Hn. Z. ſchwer geworden iſt, die fremden Wörter überall einzumiſchen, etwas, was *nicht* witzig iſt: ſo wäre ihm zu rathen, die Sache künftig etwas leichter zu nehmen, und im guten, reinen Deutſch ſo witzig zu ſchreiben, als es ihm nur möglich iſt.

I. K. a. C.

PHILOSOPHIE.

ERLANGEN, b. Gredy u. Breuning: *Philoſophie des Univerſums: Verſuch einer neuen Organiſation des geſammten philoſophiſchen Wiſſens.* Von D. *Joh. Joſ. Stutzmann.* 1806. 160 S. 8. (16 Gr.)

Seit *Fauſt's* Höllenfahrt (und doch war er nicht einmal Nachdrucker!) ſind Philoſophen und ehrliche Verleger beſchäftiget, die induſtriöſe Gilde der Nachdrucker zu infamiren, und wenn es auch gleich jenen nicht leicht war, einen untadelhaften Grund dafür zu produciren, ſo ſprach doch Publicum und Meſsordnung den zweyten Schadenerſatz und den letzteren Diebesſtrafe ohne weitere Nachfrage zu; aber vergeſſen haben die Philoſophen, zur Ehre der bisherigen Menſchheit, deren Thaten ſie nicht daran erinnerten, auch die Strafe dem zu dictiren, der Dictate im Tagelohne vom Munde abſchreiben, ſie drucken und für eigenes Geſpinnſt, ſogar mit Namensfirma öffentlich feil bieten läſst. Was iſt Verlegernachdruck des Gedruckten, des Ungedruckten, was Schriftſtellernachdruck des Gedruckten gegen Schriftſtellernachdruck des Ungedruckten! Mit welchen Zeichen ſind aber die drey erſten Fälle gebrandmarkt! Zu allen dreyen exiſtiren leider! alte und neue Beyſpiele, aber zu dem letzten ſollen ſie ſelten gefunden werden. Deſto mehr muſs er empören, deſto kräftiger muſs er im Keime erſtickt, und deſto öffentlicher muſs ſeine Schändlichkeit proclamirt werden, zur Züchtigung des Erfinders und zum warnenden Exempel anderer lüſterner Frevler. — Obige Schrift beſteht gröſstentheils wörtlich, aber verſtümmelt, aus den Vorleſungen, die *Schelling* im Winter 1804 — 5 gehalten, von denen, was das Maſs der Verwegenheit voll macht, das Meiſte, beſonders unter vielen anderen die Anwendung der *Kepplerischen* Geſetze auf den Menſchen, noch gar nicht gedruckt exiſtirt, und daher das Publicum auſser Stand iſt, dem wahren Eigenthümer das Seinige zuzuſprechen. Die Würde der Menſchheit beſteht allein im unverfälſchten Beſitze des geiſtigen Eigenthumes. Die Erhaltung deſſelben achtet Einſender mehr, als alle weichliche Schonung gegen die Plünderer deſſelben, und daher hat er ſich, ohne Verhehlung ſeines Namens, dem unangenehmen Geſchäfte, dieſes zu rügen, unterzogen, um ſo mehr, da nur Zuhörer *Schellings* in jener Zeit, unter welche Ref. glücklicherweiſe gehörte, vermögend ſind, die Schrift mit den Vorleſungen zu vergleichen, und da er auſserdem noch Urſache hat, zu befürchten, daſs nach nicht vielen Meſſen, auch noch *Schellings* Äſthetik, von der er weiſs, daſs Gelehrte ſie den Tagelohn nachſchreiben lieſsen, auf eine ähnliche Art, durch das gut hingegangene Beyſpiel aufgemuntert, in die Welt geſchickt werden dürfte.

Es ſcheint, der obige *St.* ſey eben derſelbe, welcher No. 4 des dieſsjährigen Intelligenzblattes die Mühe über ſich genommen, den Gegenſatz zwiſchen *Fichte* und *Schelling*, als ob es dieſe ſelbſt nicht recht gekonnt, oder könnten, deutlich aus einander zu ſetzen. Wer das bisher Geſagte beherziget, wird vorausſagen können, wie *St.* den Handel, worüber er mit eigenen Gedanken Beſcheid geben ſoll, verſtehen und erklären mag. Der zweyte Schluſsſatz ſoll nämlich, nach ſeiner Darſtellung, bey *Fichte* ſo lauten: „Alles Seyn iſt lebendig; *nun iſt aber die Natur leblos*, alſo hat ſie kein Seyn. Bey *Schelling* aber ſo: Alles Seyn iſt lebendig; *nun hat aber die Natur ein Seyn*, alſo iſt ſie auch lebendig." Hätten die beiden Männer auf dieſe Art, wie es hier angegeben iſt, das eigentliche *Objectum litis* zum *Nerv* ihrer Beweiſe machen können, ſo verdienten beide in der That von *St.* copirt und gerichtet zu werden. Das Publicum wird alſo am beſten thun, ſich wegen *Fichte's* an ſeine eigenen früheren oder künftigen Äuſserungen, wegen *Schellings* an ſeine *Darlegung des wahren Verhältniſſes zwiſchen Naturphiloſophie und verbeſſerter Fichteſcher Lehre* zu halten; indem *St.* auch nach dieſer Probe Raum fähig ſeyn möchte, das Publicum über ihre beiderſeitige Schluſsweiſe im geringſten aufzuklären.

O.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 MAY, 1807.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Tübingen, b. Cotta: *Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge der während der Monate September und October unter Commando des Fürsten zu Hohenlohe-Ingelfingen gestandenen preussischen und kurf. sächsischen Truppen.* Von R. von L. Nebst 4 Planen und Beylagen. 1807. in 8.

In dieser sehr detaillirten Geschichte des Feldzuges, aus der so manches Unbegreifliche sich leicht erklärt, ist der Bericht mit Räsonnements verwebt. Da aber der Verf. bey denselben seine Aufmerksamkeit lediglich auf die hohenlohische Armee gerichtet zu haben scheint: so wird eine analytische Untersuchung des Berichts, mit Rücksicht auf das Ganze, eben so nöthig als interessant seyn.

„Die laute Stimmung einer Nation beym ausbrechenden Kriege (so beginnt der Vf. sein Werk,) steht in genauer Verbindung mit den Erfolgen, und es wird daher nicht am unrechten Orte seyn, diese Stimmung zu schildern." Hierauf erzählt er, wie nach und nach das Entzweyen mit dem französischen Kabinet in Berlin bekannt geworden, und wie die Meinungen über den Krieg getheilt waren, — eine Folge davon, dass bey dem Aufenthalt vieler Fremden von allen Nationen in Berlin stets verschiedene politische Ansichten Statt hatten. So interessant nun auch diese Erzählung in mancher Hinsicht ist, und so gut sie die folgenden Begebenheiten einleitet: so vermisst man doch eine Darstellung derjenigen Stimmung des Volkes, welche als Vorbote von unglücklichen Begebenheiten angesehen werden musste. Denn wenn man aus einer solchen allgemeinen Volksstimmung bey einem ausbrechenden Kriege auf einen unglücklichen Erfolg zu schliessen, berechtigt seyn soll: so muss dieselbe entweder gänzliche Abneigung und Widerwillen gegen einen Krieg seyn, (eine Folge davon, dass die Nation ihn für unnöthig oder ungerecht hält,) oder Dünkel aus Unwissenheit und übermüthige Verachtung des Feindes.

Beides war nach des Vfs. Ansicht nicht der Fall. Der gröste Theil der Nation hielt den Krieg für nöthig und unvermeidlich, und die denkenden Köpfe sahen es als ein grosses Unternehmen an. Folglich kann der von ihm aufgestellte Satz hier nicht angewendet werden, und es wäre ungerecht, der Stimmung einer Nation, und ihrem Mangel an gutem Willen, dasjenige aufbürden zu wollen, was nach dem vor uns liegenden Werke in so manchen anderen Dingen, vorzüglich aber in der Armeeführung, seinen Grund hatte.

Der Vf. theilt seinen Bericht in drey Perioden: 1) Von Mobilmachung der Armee bis zur Eröffnung der Feindseligkeiten. 2) Vom Anfang der Feindseligkeit bis zur Schlacht von Jena. 3) Von der Schlacht von Jena bis zur Capitulation von Prenzlau.

Erste Periode. Allgemeine Anstalt zur Vertheilung der Armee. Die schlesische Armee erhält Ordre, sich hinter dem Bober zusammen zu ziehen. General Grawert erhält einstweilen das Commando; er schlägt einen anderen Sammelplatz vor. Sein Vorschlag wird genehmigt. Obrist v. Massenbach, als General-Quartiermeister der schlesischen Armee, macht Gegenvorstellungen, zeigt das Unzweckmässige der Abänderung, und auf seine Vorstellungen wird in Berlin entschieden, dass es bey der zuerst beschlossenen Versammlung bleiben solle. Durch diese Abänderung gingen einige Tage verloren. (Wohlunterrichtete preussische Officiere haben uns hierüber folgenden Aufschluss gegeben: Die Versammlungen gehörten zum Ressort des General-Quartiermeisters. Allein nur dem Namen nach existirte ein solcher in der Person des Gen. Lieut. v. Geusau, der zugleich sehr viele andere wichtige Posten im Kriegs-Collegio bekleidete, und auch die Campagne nicht mitmachen sollte. Im Frieden, wo die Functionen des General-Quartiermeisters nur Vorbereitungen zum Kriege sind, fühlte man diesen Mangel nicht, und die Ordres zu den Versammlungen im August wurden im Kabinet ausgearbeitet. Als man aber durch verschiedene Vorfälle aufmerksam wurde, wie nothwendig ein General-Quartiermeister sey, der sich um die Person des Königs befinde: so erhielt der Gen. Maj. und Gen. Q. Lieut. v. Phul diesen Posten.) Indess man musste ohnehin am Bober Halt machen, da die Unterhandlungen in Dresden noch nicht zur Reife gediehen waren, bis endlich der Fürst Hohenlohe am 2 Sept. in Dresden, und zugleich die Ordre eintraf, das schlesische Corps schnell über die Elbe zu führen, damit die sächsische Armee, bereit sich an die preussische anzuschliessen, im Rücken der schlesischen Armee versammelt werden könne. Fürst Hohenlohe reiste nach Berlin, um zu versuchen, sich so unabhängig als möglich zu machen. Obrist v. Massenbach war mit dem Fürsten darin vollkommen einverstanden: „dass der glückliche Erfolg des Feldzuges davon abhange, dass es den Generalen, welche die Haupt-Corps commandiren sollten, freygestellt werde, nach geschehener gemeinschaftlicher Verabredung über Ziel und Zweck

der Operation, jeder unabhängig vom anderen, nach eigener Einsicht und den eintretenden Umständen gemäfs, zu handeln *und fich zu bewegen*, ohne von jedem einzelnen Schritte vorher Rechenschaft abzulegen, und fich höhere Weifung zu erbitten. Er lag dem Fürften in einem befonderen Briefe an, diefen Punct mit befonderer Aufmerkfamkeit, und als eine Hauptfache zu betreiben, und eher das ganze Commando abzulehnen, als fich die Hände binden zu laffen." S. 20 und 21.

Diefe Anficht des Fürften v. Hohenlohe, oder vielmehr des Obriften von Maffenbach, hat (wie die Folge diefes Berichtes ausweift,) einen zu grofsen Einflufs auf die Begebenheiten geäufsert, als dafs hier nicht die Frage in Anregung käme: ob es zweckmäfsig fey, „den commandirenden Generalen der Haupt-Corps fo ausgedehnte Vollmachten zu geben, *dafs fie fich nach eigener Einficht bewegen können*."

Im Kriege verändern fich die Umftände jeden Augenblick, und machen andere Mafsregeln nothwendig. Nur durch die Benutzung der Umftände kann ein General erwünfchte Refultate erhalten; es wäre alfo ganz dem Zweck entgegen, wenn man ihm die Hände dergeftalt binden wollte, dafs er in allen Fällen nach einer Inftruction, (in der die Umftände nicht vorher gefehen werden konnten,) handeln müfste. Allein fo lange der commandirende General einen Theil des Ganzen macht, fo lange mufs er fein Handeln dem Zweck des Ganzen unterwerfen. Das *möglichfte* Wohl feiner untergebenen Armee zu befördern, überfchreitet die Grenzen der Vollmacht, die ihm vernünftiger Weife gegeben werden kann; — feine Pflicht geht dahin: das möglichfte Wohl feiner Armee nur in fo weit zu befördern, als diefs mit dem Zwecke des Ganzen vereinbar ift. — Alle Anordnungen, *die nur auf feine Armee Bezug und Einflufs haben*, müffen von ihm abhängen; fobald fie auf die anderen Armeen *nur entfernt wirkten*, fo kann er fie nicht ohne höhere Zuftimmung treffen. Ja, er mufs feine Einficht unterwerfen, wenn fie gegen die Anordnung des Ganzen ftreitet. Hieraus folgt, dafs der commandirende General eines Haupt-Corps, im Fall er von dem übrigen Haupt-Corps weit entfernt ift, fich durch ganze Provinzen nach feiner Einficht bewegen kann, ohne feine Vollmacht zu überfchreiten, wenn nur diefe Bewegungen dem aufgegebenen Zweck entfprechen, und auf die übrigen Haupt-Corps keinen anderen, als den nach der Aufgabe vorhergefehenen Einflufs haben; dafs hingegen die Bewegung einer einzelnen Brigade feine Vollmacht überfchreiten kann, wenn er fo nahe an den übrigen Haupt-Corps fteht, dafs diefs einen, dem Zweck widerfprechenden, Einflufs auf dieselben hat. — Bedarf diefs Beweife? Ein Beyfpiel mache die Sache anfchaulicher. Ein General wird detafchirt, um die Flanque und den Rücken einer operirenden Armee zu decken. Der Punct wird ihm angegeben, der, vom Feinde erreicht, die Operationen der Armee hemmen würde. Der detafchirte General macht hiernach feine Difpofition. Er verfchanzt fich, und erwartet den feindlichen Angriff, oder er greift nach den Umftänden felbft zur Erhaltung diefes Punctes an. Wer fieht nicht ein, dafs dem detafchirten General diefe Vollmachten nöthig, und dafs fie zweckmäfsig find? Die Vereinigung der ganzen feindlichen Armee macht es nöthig, den detafchirten General mit den anderen Haupt-Corps zu vereinigen. Er wird angewiefen, auf einen Flügel zu rücken. Es wird ihm mitgetheilt, dafs man eine grofse Schlacht zu liefern Willens fey. Wird es noch von ihm abhängen, fich eine befonders vortheilhafte Stellung auszuwählen? oder (wenn fich felbft auf feinem Flügel ein günftiger Augenblick findet,) ohne Befehl anzugreifen? — Und Obrift von Maffenbach verlangte gleichwohl: „jeder commandirende General eines Haupt-Corps folle unabhängig vom anderen handeln und fich bewegen können." Wo bliebe da Einheit? Welche Verwirrung müfste eine folche Vollmacht nach fich ziehen! Drey neben einander ftehende Haupt-Corps haben den allgemeinen Zweck, eine Schlacht anzunehmen. Der General des rechten Flügels bewegt fich dem Feind entgegen. Der des Centrums verfchanzt fich, der des linken Flügels zieht fich zurück, um den Feind zu locken. Dergleichen Widerfprüche würden die unausbleibliche Folge feyn.

Aber, wird man uns erwiedern, wenn die Grenzlinie der Vollmacht fo verfchieden ift; wenn fie fo wenig fcharf bezeichnet werden kann, dafs es von den verfchiedenen Anfichten und Meinungen abhängt, wie viel ein jeder thun oder laffen kann: welches weite Feld zu Auslegungen und Mifsdeutungen! wo kann es Verantwortung geben, wenn es nicht eine ftreng bezeichnete Pflicht giebt? Wir erwiedern hierauf, dafs es allerdings eine grofse Schwierigkeit ift, diefe Grenzlinie der Vollmacht zu erkennen, und dafs es nie in der Willkühr des fubordinirten Generals feyn darf, fie zu bezeichnen, fondern im Befehl von dem das Ganze commandirenden General. Es ift nämlich ein ihm durchaus nöthiges Talent, die Verhältniffe fcharf zu beurtheilen, mit wenigen Worten das Maximum der Vollmacht vorzufchreiben, und mit Feftigkeit hierauf zu halten. Giebt er den Generalen eine zu grofse, giebt er ihnen eine zu kleine Ausdehnung ihrer Gewalt: beides kann und mufs üble Folgen nach fich ziehen.

Diefs ift unfere Anficht von der Unabhängigkeit der Generale. Übrigens hatte, nach der Verficherung glaubwürdiger Männer, der König und was etwa zu feinem Confeil gehören mochte, ein vollkommenes Zutrauen zum Fürft Hohenlohe, und man dachte gar nicht daran, ihn abhängiger zu machen, als es die Rolle eines Generals, der nur einen *Theil des Ganzen* führt, mit fich bringt. Die preuffifchen Generale find fchon im 7jährigen Kriege fo unabhängig gewefen, als es für den Krieg zweckmäfsig war.

Den 12 Sept. ging der *Gros* der fchlefifchen Armee über die Elbe. Der Zweck diefer Bewegung war, um die Verfammlung der fächfifchen Armee zu decken. Sollte diefe fich mit der preuffifch-hohenlohifchen Armee verbinden, und die Operationen mit ihr anfangen: fo mufste die preuffifch-hohenlohifche Ar-

mee natürlich ſtehen bleiben, und die Verſammlung abwarten. Der Vf. ſagt, daſs der Marſch vom Bober bis über die Elbe mit gröſster Anſtrengung und Thätigkeit zurückgelegt wurde. „Hätte man die Bewegungen in dieſem Geiſte bis an den Main und die Donau fortzuſetzen die Erlaubniſs gehabt: ſo hätte der Krieg wahrſcheinlich eine andere Wendung genommen“ (S. 22). Aber S. 23 ſagt der Vf., daſs man ſtehen bleiben *muſste*; weil das ſchleſiſche Corps ſelbſt noch nicht im kriegfertigen Zuſtande war. Alſo half die Erlaubniſs die Bewegungen fortzuſetzen nichts! Der Vf. ſcheint einen vorzüglichen Haſs auf die Mittelarmee geworfen zu haben. Alles Unglück, alle Fehler ſollen von ihr kommen. Die Unparteylichkeit macht es uns daher zur Pflicht, ſtets zu bemerken, wo die leidenſchaftlichen Anſichten des Vfs. ihn zu falſchen Urtheilen verleiten. S. 22 heiſst es: „was nutzte dieſe Eil und dieſes löbliche Beſtreben des linken Flügels, da man bey der Mittelarmee deſto langſamer fortſchritt?“ Dieſe *befohlne Eil* hatte den einfachen Zweck: „die Mobilmachung und Verſammlung der Sachſen zu beſchleunigen.“ Das langſame Vorſchreiten der Mittelarmee war daher ſehr zweckmäſsig, da das Vorrücken der linken Flügelarmee keinen allgemeinen Zweck hatte, da ſie noch nicht im kriegsfertigen Stande war, und die Mittelarmee (wenn ſie nicht allein operiren wollte) noch Zeit übrig hatte.

Der Fürſt v. Hohenlohe kam den 9ten nach Dresden zurück, und brachte die neue Eintheilung der Armee mit. Sie war durch das Beytreten der ſächſiſchen Armee entſtanden. Drey Armeen ſollten gebildet werden; der König wollte in Perſon eine derſelben commandiren; am zweckmäſsigſten war der König im Centrum der ganzen Macht. Folglich muſste er die Mittelarmee anführen. Daſs der König ſeine Armee zur ſtärkſten machte, iſt um ſo begreiflicher, da er zwey Feldmarſchälle und noch einen General dabey anſtellte, der älter war als der Fürſt v. Hohenlohe, wenn nicht auch der ſtrategiſche Zweck des Krieges foderte, daſs bey der Aufſtellung von 3 Armeen die Mittelarmee jederzeit die ſtärkſte ſey.

Der Vf., der es gewaltig übel genommen zu haben ſcheint, daſs die 59 Bat. und 102 Esqad. ſtarke linke Flügelarmee der 49 Bat. 65 Esq. ſtarken Mittelarmee 10 Bat. 25 Esq. abgeben muſste, wodurch die Mittel- oder Hauptarmee 59 Bat. 90 Esq., die linke Armee 49 Bat. 77 Esq. ſtark wurde, ſucht alles auf, um dieſe Maſsregel als unzweckmäſsig zu bezeichnen. Aber witzige Vergleiche, Figuren und Bemerkungen — nicht aus der Vergangenheit, ſondern aus der Folge auf dieſen Zeitpunct hingezogen (S. 25) — können theoretiſche Grundſätze nicht umſtoſsen; nur die Bemerkung: „daſs die Hauptarme durch dieſe Verſtärkung in ihren Bewegungen gehemmt, und ihr weiteres Vorrücken faſt um 14 Tage verſpätet worden ſey,“ verdient Widerlegung. Schon weiter oben haben wir bemerkt, daſs die Hauptarmee nicht allein operiren, ſondern den kriegfertigen Stand der linken Flügelarmee abwarten wollte. Ihre Bewegungen richteten ſich demnach in der Zeit nach der linken Flügelarme. Es konnte der Fall eintreten, daſs alles vereint gegen Hof wirken müſste. Die ſich bey Halle verſammelnde Hauptarmee ſtand weiter davon ab, als die ſich bey Freyberg verſammelnde linke Flügelarmee. Dieſe letzte hätte alsdann auf die Hauptarmee warten müſſen. Um nicht in dieſem Fall zu ſeyn, rückte die Hauptarmee nach Naumburg, wo ſie eben ſo weit von Hof abſtand, als die linke Flügelarmee. Hier hat die Hauptarmee 10 Tage auf die Vollendung der linken Flügelarmee gewartet. — Man konnte alſo nach dem einmal genommenen Plan um keinen Tag früher oder ſpäter gegen den Feind rücken, es mochten die 10 ſchleſiſchen Bat. bey der hohenlohiſchen oder bey der Hauptarmee ſeyn. Da dem Fürſt v. Hohenlohe viel daran gelegen ſchien, dieſe abzugebenden Truppen unter ſeinen Befehlen zu behalten, bis die Sachſen mobil waren: ſo wurde dieſs geſtattet, weil man damals ſchon beſchloſſen hatte, die Armee auf Einem Puncte zu einer Hauptſchlacht zu vereinigen, und es alsdann noch immer Zeit war, die 10 Bat. an die Hauptarmee zu ziehen.

Der Vf. ſagt, der Fürſt v. Hohenlohe wäre in gewiſſen Fällen feſt entſchloſſen geweſen, ſich zu keiner Abtretung zu verſtehen; er habe um eine gänzliche Unabhängigkeit unterhandelt. Wir müſſen dieſer Behauptung einige Zweifel entgegenſetzen. Fürſt v. Hohenlohe war ein von ſeinem König geſchätzter und erfahrener General. Wie hätte er Foderungen machen können, die gegen alle Regeln der Einheit und einer zum Krieg organiſirten Armee verſtieſsen, wie ſich zu einer Handlung entſchlieſsen, die ganz gegen alle Disciplin war, und zu deren Ausführung der Fürſt nicht einmal die Macht hatte? — S. 27 heiſst es: „Über welche Bedingungen waren die Feldherren denn nun einig geworden? Was für einen Operationsplan hatte man im groſsen Kriegsrath zu Berlin gemeinſchaftlich entworfen und verabredet? Zur Zeit noch gar keinen,“ war die einfache Antwort. Es ſey uns erlaubt zu bemerken, daſs dieſs ſehr vernünftig war. Zu früh genommene *Verabredungen* erleiden Abänderungen; Schwachköpfe ſchlieſsen aus Abänderungen ſtets auf Unentſchloſſenheit. — Die Armee war noch nicht verſammelt; alſo war es allerdings zu früh, einen detaillirten Operationsplan zu verabreden, geſchweige bekannt zu machen. Es heiſst weiter: „Was war bekannt von der Stellung, Stärke, Abſichten und Bewegung der feindlichen Armee? Eigentlich gar nichts.“ Dieſe Antwort iſt ganz falſch. Stellung, Stärke und Bewegung der feindlichen Armee waren vollkommen bekannt. Fürſt v. Hohenlohe, der ſo lange mitten zwiſchen den franzöſiſchen Armeen ſich aufgehalten hatte, kannte dieſs alles ſelbſt genau. Abſichten freylich pflegt der Kaiſer Napoleon für ſich zu behalten. Ferner: „War das preuſſiſche Kabinet verſichert, daſs Öſterreich der Coalition beytreten oder wenigſtens den preuſſiſchen Armeen nicht in den Rücken fallen werde? hatte man von Ruſsland ſichere Hülfe zu erwarten? hatten ſich die nordiſchen deutſchen Fürſten wirklich zu einem gemeinſamen, dem rheiniſchen ähnlichen Bunde, entſchloſſen?“ — „Nein,

vielleicht, wahrscheinlich, hoffentlich." Diese Antworten kamen daher, weil man noch unterhandelte, ja man konnte nicht einmal bestimmt wissen, ob es zum Kriege komme, aus eben der Ursache, und weil, wie wir nachher gesehen haben, die Entscheidung von preussischer Seite erst auf den 8 Oct. festgesetzt wurde. Hieraus folgt denn auch, dass man nicht, wie der Vf. S. 28 meint, eine gedruckte freymüthige Erklärung vorausschicken konnte. In wie fern übrigens bey diesen in dem Geist älterer Zeit und ohne Rücksicht auf das jetzige französche Gouvernement geführten Unterhandlungen grobe Fehler begangen wurden, ist hier nicht der Ort zu untersuchen.

Die Nachrichten, die der Vf. S. 28—35 über die Organisation der hohenlohischen Armee giebt, zeigen, dass man diese wichtigen Gegenstände ziemlich nachlässig trieb, und nicht in die Projekte, sich Nachrichten zu verschaffen, eingehen wollte.

Der Fürst v. Hohenlohe schickte einen Operationsplan ein (S. 35), „nach welchem er die 4 Pässe Saalfeld, Saalburg, Hof und Adorf besetzen wollte, die anderen Armeen sollten sich nach Fulda bewegen." Dieser Plan wurde nicht angenommen, und diess scheint uns kein so grosses Verbrechen, als dem Vf. Die hohenlohische Armee, hinter 4 Pässe vertheilt, ohne die *Möglichkeit*, von den anderen Armeen unterstützt zu werden (die Entfernung von Saalfeld bis Fulda beträgt 19 Meilen), wäre unfehlbar *en detail* geschlagen worden. Man wollte aber *en masse* agiren. Desshalb bekam der Fürst v. Hohenlohe den Befehl, sich näher an die Hauptarmee zu ziehen, und da man den Feind in der Offensive noch zuvorzukommen glaubte, den 10ten mit der Armee bey Hildburghausen einzutreffen, nachdem eine Division unter General Tauentzien bey Hof stehen blieb. (Es wird wahrscheinlich ein Druckfehler seyn, dass die Armee am 10ten erst zwischen Saalfeld und Arnstadt stehen sollte. Wir wissen von guter Hand, dass sie den 10ten bey Hildburghausen seyn sollte.) An diesem Tage würde die Hauptarmee bey Meiningen stehen, und von dort aus nach den Umständen eine concentrirte Offensive angefangen werden. Der Vf. sagt S. 43, dass man im Hauptquartier des Fürst v. Hohenlohe seinen Augen und Ohren nicht trauen wollte, als dieser Entwurf bekannt wurde. Wenn dieses „*Man*" hier so viel heisst, als die Officiere, welche das Hauptquartier des Fürsten v. Hohenlohe ausmachten: so ist es nöthig zu bemerken, dass entweder diese Officiere nichts vor Augen hatten, als die hohenlohische Armee, oder die Ideen des Cordonkrieges sich bey ihnen schon unwiderruflich als nothwendig festgesetzt hatten. Der Vf. sagt, durch diese Operation wären 14 Tage Zeit muthwillig verloren gegangen. Wäre diess wahr, dann bliebe freylich viel gegen diese Bewegung zu sagen; allein die Behauptung wird selbst aufgehoben durch die Bemerkung, dass vom Fürsten von Hohenlohe am 30sten im königl. Hauptquartier die Meldung einging: „die verzögerte Mobilmachung der Sachsen mache es unmöglich, am 10ten im kriegsfertigen Zustande bey Hildburghausen zu seyn. Erst den 12ten sey diess möglich." Hiernach konnte also der Krieg erst den 13ten angefangen werden. Die Distanz von Freyberg über Hof bis zu dem Feinde betrug 26 Meilen. Die Distanz über Hildburghausen bis an den Feind 30 Meilen. Hiernach kann jeder Leser selbst urtheilen, ob es *möglich* war, dass durch die befohlene Bewegung mehr als Ein Tag verloren ging. — Um übrigens die fürchterliche Beschreibung der Wege über den Thüringer Wald (in der Anmerkung S. 43) gehörig zu würdigen, möge man sich erinnern, dass 1805 preussische Truppen mit Batterien in allen Richtungen über diesen Wald marschirt sind, dass es 1806 mit der Avantgarde unter dem Herzog von Weimar derselbe Fall war, und dass die Strassen von Cronach über Lobenstein und Saalburg, so wie die über Adorf, eben so schlecht, wo nicht schlechter sind. Im nackten Werrathal zu verhungern (wie es in der Anmerkung heisst), durfte man wohl nicht fürchten, da es gar nicht die Absicht war, darin stehen zu bleiben: einen Marsch dahinter, befand man sich in einer der schönsten und fruchtbarsten Gegend Deutschlands

S. 46 und 47 sagt der Vf., nach einem bitteren Ausfall gegen die Centralarmee, man habe bey ihr sehr missfällig vermerkt, dass die hohenlohische Armee um Einen Tag früher Jena erreicht, und man habe, um des Vorsprungs sich zu entledigen, Ruhetage machen müssen. Wenn die hohenlohische Armee nicht eher als den 11 oder 12 Oct. in kriegsfertigem Stande war: so war diess Eilen bey Jena natürlich unnütz, und es war vernünftiger, an der Saale, als unter den Augen des Feindes, einige Ruhetage zu machen. Ferner klagt der Vf., dass die hohenlohische Armee die Quartiere bey ihrer Ankunft noch belegt gefunden, dass die Reserve dadurch in ihren Märschen gehemmt worden sey, und der Generalquartiermeisterstab der Hauptarmee darauf geantwortet, diess seyen Kleinigkeiten. — Wir haben hierüber folgenden Aufschluss erhalten: In der Gegend von Magdala lag ein Bataillon v. Rudorf. Husaren. Der Rest Schimmelpfennig. Husaren kam in dieselbe Gegend im Bureau des Generalquartiermeisterstabes der Hauptarmee. Es war übersehen worden, dass diesen bey verschiedenen Armeen stehenden Truppen 3 Örter gemeinschaftlich angewiesen waren; und obgleich sie ausserdem noch mehrere hatten, und in den Quartieren das Doppelte untergebracht werden konnte, so entstand dennoch Uneinigkeit. — Der Generalquartiermeisterstab der Hauptarmee bey 59 Bataillon 90 Esquadron schwächer an Personale als der Generalquartiermeisterstab der hohenlohischen Armee bey den 22½ Bataillon 45 Esquadron preussischer Truppen — folglich mit Geschäften überhäuft, gestand sein Versehen gleich ein, nannte es aber eine Kleinigkeit. Die Märsche der hohenlohischen Reserve wurden bey Zeitz durch die Hauptarme gehemmt, weil der Generalquartiermeisterstab der hohenlohischen Arme der königl. Vorschrift nicht Folge geleistet hatte, die Truppen zwischen Gera und Schleiz durchzuführen.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 MAY, 1807.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Tübingen, b. Cotta: *Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge der während der Monate September und October unter Commando des Fürsten zu Hohenlohe-Ingelfingen gestandenen preussischen und kurf. sächsischen Truppen.* Von R. von L. u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Am 5 Oct. wurde in Erfurt ein Kriegsrath zusammenberufen. Der Furst v. Hohenlohe erklärte sich egen den Übergang über den thüringer Wald. S. o giebt der Vf. einen Auszug eines kleinen Auffatzes om Obrist v. Massenbach, den derselbe dem König orlegte und worin derselbe mit vieler Imagination urch den Übergang über den thüringer Wald eine Viederholung der Geschichten von Pirna und Ulm vorersagte. Die Basis zu diesen Prophezeihungen war: as linke Werraufer begünstige eben so wenig die Offensive, als der Abfall des thüringer Waldes die efensive. Beides unerwiesene Sätze, wovon der letzte rst nach dem Beweis des ersten angenommen weren könnte, in Hinsicht des ersten aber sich sogleich er Gedanke aufdrängt, dass es ja ganz von dem Fürsten . Hohenlohe abhing, die Quellen der bey Hildburgausen übrigens ganz unbedeutenden Werra zu umehen! Nach Massenbachs Ansicht sollte man sogleich inks abmarschiren, offensiv über Hof, Saalfeld und aalburg operiren, defensiv sich bey Ronneburg und Jeustadt stellen. Der Marsch über den thüringer Vald wurde nach zweytägigen Debatten aufgegeben, er Abmarsch zur Linken aber nicht genehmigt. Man vollte die auf den 8 Oct. festgesetzte Endantwort des laisers abwarten, und es wurden dazu Versammlunen verabredet. Fürst v. Hohenlohe blieb in Erfurt, m den Links-Abmarsch durchzusetzen, welches aber icht gelang. Als hierauf die Nachricht einging, lass die französischen Armeen gegen Hof und Lobentein im Anmarsch wären, und General Tauentzien sich or ihnen zurückziehen müsse, war der Prinz Louis, ler in Jena zurückgeblieben war, um die Stelle des Fürsten Hohenlohe zu vertreten, in nicht geringer Verlegenheit. In der Nacht vom 7 bis 8 Oct. kam ndlich der Fürst nach Jena zurück, und mit ihm zugleich traf die Nachricht vom General Tauentzien ein, lass die französische Armee die Feindseligkeiten bereits angefangen habe.

Zweyte Periode. Fürst v. Hohenlohe machte nach Empfang der Nachricht vom Gen. v. Tauentzien seine Disposition. Er befahl dem Gen. v. Schimmelpfennig in der Gegend von Pösneck ein kleines Corps zu bilden, welches den Gen. Tauentzien auf seinem weiteren Rückzug aufnehmen konnte. Hierauf traf der Befehl aus dem Hauptquartier ein: „Da sich aus den Rapporten ergäbe, dass der Hauptangriff des Feindes auf dem linken Saalufer über Gräfenthal erfolgen würde; so solle sich die Division Tauentzien nach Dresden zurückziehen, um dasselbe zu decken. Die Hauptarmee werde sich den 9ten in einem Lager bey Hochdorf versammeln. Die hohenlohische Armee solle die Saale nicht repassiren, sondern sich zwischen der Hauptarmee und der Saale aufstellen. — Ob zu dieser Massregel nicht falsche Suppositionen zum Grunde gelegt waren, ob es der Division Tauentzien noch möglich seyn würde, nach Dresden zu kommen, war allerdings die Frage. Indess der königl. Befehl war *bestimmt.* Zur Versammlung der hohenlohischen Armee zwischen der Hauptarmee und der Saale war der Befehl eben so bestimmt. Der Punct war dem Fürsten überlassen. In der Gegend von Coppanz über Bucha, Kessel, Spahl bis Teichel findet sich überall Gelegenheit, dieser Foderung zu entsprechen. Der Fürst hielt diese Massregel für thöricht, und für Pflicht, sich ihr zu widersetzen. Er gab dem Gen. T. Ordre, die Direction seines Rückzuges beyzubehalten, liess die sächs. Truppen in eine Position bey Mittelpöllnitz rücken, die Avantgarde unter Prinz Louis bey Rudolstadt, die Infanteriedivision Grawert bey Orlamünde, die Cavallerie unter Gen. Holzendorf bey Cahla, Reserve unter Gen. Prittwitz bey Jena versammeln, um in 4 Colonnen in die Stellung von Mittelpöllnitz nachrücken zu können. Er meldete diese ganze Bewegung mit dem Bemerken, dass er aufs schleunigste eine detaillirte Belehrung erwarte, im Fall er sich geirrt haben sollte. Diese Belehrung erfolgte unverzüglich durch den Herzog v. Braunschweig: es wurde dem Fürsten der Übergang über die Saale verweigert. Dieser machte abermals eine Gegenvorstellung, und liess alles bey den getroffenen Anordnungen. Den 9ten gegen Mittag erhielt der Fürst v. Hohenlohe abermals einen Brief vom Herzog v. Braunschweig, worin ihm der Übergang über die Saale untersagt, und mit der höchsten Verantwortlichkeit gedroht wurde. Der Fürst beharrte indess bey seinem Entschluss, die Armee in der Stellung bey Mittelpöllnitz zu vereinigen, verlegte den 10 früh sein Hauptquartier nach Cahla, ertheilte dem Prinz Louis den Befehl, bis zur Ankunft des Gen. Blücher die Posten von Blankenburg und Rudolstadt zu behaupten, und dann in die Gegend von Pösneck und Rahnis zu rücken. Die Division Grawert, die Cavallerie und Reserve-Colonne sollte nach Mittel-

pöllnitz abmarschiren. Der sächs. Generalität gab der Fürst ein Rendezvouz auf dem Vorwerk Sorge bey Neustadt um 9 Uhr des Morgens.

Die Kanonade bey Saalfeld, die Zerstreuung der T. Division, die Nachricht vom Gen. Holzendorf, dass er mit der Cavallerie erst den 10ten gegen Abend bey Cahla eintreffen könne, die Ungewissheit wegen des Gen. Schimmelpfennig, von dem keine Nachricht eingegangen war, bestimmten den Fürsten v. Hohenlohe, seinen Plan (sich im Lager bey Mittelpöllnitz zu versammeln) aufzugeben, und sich hinter der Saale zu vereinigen. Die nöthigen Ordres wurden hiezu ertheilt, und als der Fürst in Cahla die unglückliche Wendung des Gefechts von Saalfeld und den Tod des Prinzen Louis erfuhr: so beschloss er das Lager zwischen der Saale und Ilm ohnweit Jena zu nehmen. Die Versammlung der Armee musste unter den Augen des Feindes und von ihm verfolgt geschehen; die Wege sind in dieser Gegend schlecht, die Truppen wurden also ausserordentlich ermüdet, und kamen erst am 12ten Abends im Lager an, nachdem zuvor am 11ten ein falscher Allarm bey Jena einen panischen Schrecken unter die Truppen gebracht hatte, der sie in die grösste Unordnung versetzte und zerstreute. Selbst den 12ten, als die Armee ins Lager gerückt war, konnten die Spuren dieser Unordnung noch nicht getilgt werden. Hiezu kam noch der Mangel an allen Bedürfnissen. Die Armee hatte kein Brod, keine anderen Lebensmittel, die Cavallerie hatte kein Futter; die durch Märsche ermüdeten Soldaten konnten sich durch nichts wieder stärken. Das Commissariat des Fürsten entschuldigte sich mit den häufigen Abänderungen der Dispositionen, die Armee musste nach den Gefechten von Schleiz und Saalfeld noch dazu neu organisirt werden.

Nachdem wir in der zweyten Periode bis jetzt nur der Geschichtserzählung gefolgt sind, sey es uns erlaubt, einige Betrachtungen über die Bewegungen anzustellen. Wir sind durchaus nicht berechtigt anzunehmen, dass der Fürst v. Hohenlohe so *vorsetzlich* gegen alle Befehle gehandelt habe, und dass die ausgeführten Operationen von ihm kamen; wir halten uns an die Bewegungen selbst: der Fürst v. Hohenlohe allein kann die Anschuldigungen des Vfs. widerlegen. Benachrichtigt, dass der Feind zugleich mit Colonnen von Schleiz und von Gräfenthal auf Saalfeld vordringe, konnte die Stellung bey Mittelpöllnitz nur dann zweckmässig seyn, wenn die *ganze* königl. Armee das linke Ufer der Saale verliess. — Diess stand nicht in der Macht des Fürsten von Hohenlohe, und war auch auf jeden Fall zu spät. Stand Fürst v. Hohenlohe allein bey Mittelpöllnitz, so trennte die von Saalfeld vordringende Colonne ihn völlig von der Hauptarmee; allein da die Armee vom Fürst Hohenlohe noch nicht versammelt war, so scheint die Versammlung eines Theils bey Pöllnitz, und des anderen am Ufer der Saale von Rudolstadt bis Jena um so gefährlicher, da dadurch leicht die hohenl. Armee in einzelne Theile zerrissen werden konnte. Es scheint, dass der Prinz Louis von Preussen, der nach dem Vf. keine Ordre hatte nach Saalfeld zu marschiren, diess einsah, und zur Vermeidung dieses Unglücks sich und seine Avantgarde heldenmüthig opferte. Denn wenn der Feind am 10 durch Saalfeld nach Neustadt debüsirte (woran Gen. Schimmelpfennig ihn nicht hindern konnte): so war eine Auflösung der hoh. Armee unvermeidlich. Der Marsch nach Mittelpöllnitz hat die Affaire von Schleiz und Saalfeld nach sich gezogen; der Marsch nach Mittelpöllnitz hat die Armee durch Nachtmärsche ausserordentlich ermüdet; der Marsch nach Mittelpöllnitz hat das Commissariat des Fürsten v. Hohenlohe veranlasst, alle Anstalten zur Verpflegung bey Jena zu vernachlässigen, und die wenigen Mittel, die das Land darbot, wurden der Armee noch dadurch entzogen, dass die Hauptarmee am 11 Oct. aus dem Lager von Weimar ihre Cavallerie in unbelegte Orte ausbreitete, eine Folge davon, dass bey der Hauptarmee Niemand von den hohenlohischen Bewegungen unterrichtet war, die den gegebenen Instructionen entgegen liefen. Es scheint, dass unglückliche Missverständnisse obgewaltet haben.

Ob. v. Massenbach wurde den 12 Oct. ins königl. Hauptquartier geschickt, um Lebensmittel und Munition zu schaffen. Ein sonderbares Geschäft für den Gen. Quartiermeister, den die ihm obliegenden Geschäfte wahrlich genug beschäftigen, um keine ihm fremden übernehmen zu können. Er kam erst den 13ten Nachmittags auf seinen Posten zurück, als der Fürst im Begriff war, sich an die Spitze ausgerückter Truppen zu stellen, um den Feind wieder ins Saalthal zurückzuwerfen. Dieser Vorsatz zeigt von Einsicht; er wurde nicht ausgeführt.

Der Fürst v. Hoh. ging mit einem Detaschement nach Dornburg. Dort wurde der franz. Cap. v. Montesquiou eingebracht, den der Fürst v. Hoh. erst den 14ten Oct. zum König schickte, was ihm als ein grosses Versehen angerechnet worden ist. Wir können diese Ansicht des Publicums nicht theilen; es scheint uns vielmehr, dass der Fürst v. Hoh. sehr Recht hatte, den Abgesandten aufzuhalten, da uns der ganze Vorfall seines Einbringens aus sicherer Hand auf folgende Art mitgetheilt worden: Hr. v. Montesquiou ist in Dresden erzogen und spricht vollkommen deutsch. Ein Husar des Bat. v. Bila wurde nach Porstendorf geschickt, um einen Ochsen zu holen. Er findet in einem der dortigen unwegsamen Thäler den franz. Cap. v. M., der sich überall umsieht. — Der Husar sprengt auf ihn zu, und nimmt ihn gefangen. Der franz. Cap. bietet ihm 5 Carolin für seine Freyheit. — Der Husar bringt ihn demungeachtet zum Fürst v. Hoh. und meldet ihm alle diese Umstände in der Gegenwart des Cap. M. Kam er in der reinen Absicht, die bey sich habenden Briefe zu überbringen, warum blieb er nicht auf der grossen Strasse über Jena? Und wenn er denn nun über Dornburg ankam: was hatte er in den unwegsamen Thälern von Porstendorf zu thun? — Als Hr. v. M. den Fürst begleitete, bat er viele Officiere der Suite des Fürsten, sich für ihn zu verwenden, dass er zurückgeschickt würde, er wolle seine Briefe abgeben. Dieses Ansuchen vermehrte allerdings den Verdacht.

Die Bataille von Jena selbst wird von dem Vf. in 6 Momente getheilt. Wir bemerken, dass die Schlacht nach der Zeit in 6 Gefechte zerfällt: 1) Gen. Tauentzien nebst Brigade Carrini von Tages Anbruch bis ½ 8 Uhr auf den Höhen zwischen Closewitz und Lützerode; 2) Gen. v. Holzendorf 9—½ 10 Uhr; 3) Division Grawert 10—12 Uhr; 4) Gen. Rüchel 12—1 Uhr; 5) Division Niese-

mensal ½—2 Uhr; 6) Rest der geschlagenen Truppen am Webig Nachmittag 4 Uhr. Hieraus ergiebt sich, dass die französische Armee stets nur ⅓ der preussisch-sächsischen Armee auf einmal vor sich hatte, und dass sie die ⅓ hinter einander schlug, wie diess ganz leicht zu erklären ist.

Diese Bemerkung läfst auf Fehler in der Anordnung der Schlacht schliessen, die der Vf. nirgends angegeben hat. Wir glauben folgende angeben zu müssen. Die Armee des linken Flügels erwartete einen Angriff von der Seite von Magdala über Schwabhausen, (welches allerdings auch der wahrscheinlichste war,) und stellte sich auf das für diesen Fall erwählte Schlachtfeld. Aber sie konnte auch über Jena und über Dornburg angegriffen werden; und dann konnte sie sich nicht mit Vortheil auf dem Schlachtfelde schlagen, das gegen einen Angriff von Schwabhausen her Vortheil gab. Gen. Tauentzien hatte eine schöne Stellung gegen einen Angriff von Jena; es war aber die Einzige, und trat dieser Fall ein, so mufste die Armee in diese Stellung rücken. Allein sie konnte sie nicht mehr erreichen, und der Fürst v. Hohenlohe mufste sich bey Vierzehnheiligen mit der Division Grawert in einer sehr nachtheiligen Stellung schlagen. Wozu lagerten sich die Truppen in der Stellung *selbst*, und liesen sich am 13ten von Remderode aus mit allen ihren Anstalten übersehen? Hätte man im Centrum der Schlachtfelder gestanden, nämlich bey Vierzehnheiligen, so konnte man das Schlachtfeld, im Fall der Feind über Magdala kam, und eben so, wenn er über Jena kam, zeitig genug erreichen. General Tauentzien konnte in diesem Fall auch den Landgrafenberg behaupten, den er nicht vertheidigt hat, wahrscheinlich weil er seine Kräfte nicht zu weit vom Lager entfernen wollte. Ein drittes Schlachtfeld hätte noch gegen Dornburg gewählt werden müssen; allein wurde die Naschhäuser Brücke abgebrannt, so konnte von dieser Seite nichts so schnell vorrücken, da in der Gegend von Dornburg die Saale keine Furth hat. Dann wäre es auch nicht nöthig gewesen, das Detaschement v. Holzendorf gegen Dornburg aufzustellen, und seine Kräfte muthwillig zu zersplittern. Das Hauptquartier Capellendorf lag völlig ausser der Linie der Armee, und erschwerte alle Ordres und Mittheilungen. — Es scheint, dass diese Fehler zum Theil eine Folge davon sind, dass der General-Quartiermeister, Obrist von Massenbach, nach Brod und Fourage herumritt.

Dritte Periode. Nach der verlorenen Schlacht und den nicht glückenden Versuchen, sich wieder zu setzen, zog sich die preussische und sächsische Armee in der Breite von Ober-Weimar bis Nieder-Rossla in Unordnung über die Ilm zurück. An der Ilm endete die Schlacht. — Alles kam aus einander, und kreuzte sich mit der Hauptarmee, die von Auerstädt her sich zurückzog. Fürst Hohenlohe kam über Schloss Vippach und Tennstädt nach Sondershausen, von wenigen Mann Cavallerie begleitet. Hier erhielt derselbe das Commando über die ganze Armee, ausgenommen die zwey Reserve-Divisionen unter dem General Kalkreuth. Es wurde beschlossen, bey Nordhausen die Armee zu sammeln; aber der Feind liess dem Fürsten keine Zeit zur neuen Organisation und Versammlung. Er brach in vier Colonnen nach Magdeburg auf, nachdem ein Missverständniss mit dem General Kalkreuth noch ein nachtheiliges Gefecht veranlasst hatte.

(Aus verschiedenen Anmerkungen des Vfs. geht hervor, dass der Fürst Hohenlohe und General Kalkreuth nicht im besten Vernehmen standen, dass Letzterer sich beleidigt fand, nicht das Commando der ganzen Armee erhalten zu haben, und sich dafür an den Fürsten durch Bitterkeit, und als er nach Preussen abgerufen wurde, durch Unordnung in seiner Division rächte!!)

Am 20sten October kam das Truppen-Corps, welches der Fürst v. Hohenlohe hatte versammeln können, nach Magdeburg. Den 20sten waren auch die zwey Divisionen unter General Kalkreuth, so wie die Reserve-Armee unter Herzog v. Wirtemberg, an die Befehle des Fürsten v. Hohenlohe verwiesen worden. Allerdings wäre es sehr zweckmässig gewesen, wenn die ganze Armee sich bey Magdeburg neu formirt und organisirt hätte; allein die von dem Vf. angegebenen Gründe sind wichtig genug, um zu beweisen, dass der Fürst v. Hohenlohe diess schwerlich mehr bewerkstelligen konnte. Die wirtembergsche Reserve-Armee war geschlagen; die Magazine in Magdeburg von Ausreissern und einzelnen Trupps geleert, die man, anstatt sie aufzuhalten, verpflegt und einzeln über die Elbe gelassen hatte. Die zwey Divisionen unter dem General Kalkreuth waren unterhalb Magdeburg über die Elbe gegangen, und man hatte nicht einmal bestimmte Nachricht davon. Die Intention des Königs war, die Armee hinter der Oder zu sammeln, mit den ostpreussischen Truppen zu vereinigen, und neu zu organisiren. Die sächsischen Truppen hatte der Gen. v. Zeschwitz bey Barby versammelt, und erklärte dem Fürsten v. Hohenlohe, dass sie sich nicht in dem Zustande befänden, die Campagne mit der preuss. Armee fortzusetzen, worauf der Fürst den bey sich habenden Rest der sächsischen Truppen auch nach Barby marschiren liess.

Ehe wir zu dem übergehen, was wirklich geschah, sey es uns erlaubt, die Lage der Armee und die Mittel zu betrachten, um den Zweck (hinter die Oder zu kommen,) zu erreichen.

Stellung der preussischen Armee am 20sten October. Fürst Hohenlohe mit den Resten der Armee, die bey Auerstädt und Jena geschlagen hatten, in Magdeburg und längs der Elbe gegen Tangermünde. Das Corps Herzog v. Wirtemberg auf dem rechten Ufer der Elbe bis 3 Stunden von Magdeburg. Das Corps des Herzogs v. Weimar bey Lutter und Goslar. General v. Blücher mit einem Cavallerie-Commando und vieler schwerer Artillerie in der Gegend von Braunschweig.

Die französische Armee hatte man am 17 und 18ten in Halle und bey dieser Gegend verlassen: sie stand vor Magdeburg bis Halberstadt. Die Brücke von Dessau war abgebrannt, mit der wittenbergischen war es nicht gelungen. Die französische Armee stand offenbar näher an der Oder, als die preussische Armee. Wollte man gegen Berlin marschiren, so war es wahrscheinlich, dass nur das wirtembergische Corps eher, oder zugleich mit dem Feinde in Berlin eintreffen konnte; folglich blieben bey Schwedt und Stettin die-

einzigen zu benutzenden Oder-Brücken. Was in und bey Magdeburg ſtand, konnte in 7 Märſchen mit Anſtrengung Schwedt erreichen, wenn es nicht vom Feinde aufgehalten wurde. Um dieſs zu verhindern, muſste man ſchnell den Finow-Canal erreichen, und ſich in Beſitz des Paſſes von Neuſtadt-Eberswalde ſetzen. Das natzmerſche Corps konnte dazu gebraucht werden. In den Ebenen der Mark muſste ſämtliche leichte Cavallerie den Marſch der Infanterie decken, die Cüraſſiere wurden zu den Infanterie-Colonnen eingetheilt. Dieſe leichte Cavallerie, Huſaren und Dragoner, 79 Escadron ſtark, nebſt den beſten reitenden Batterien, muſsten gegen Berlin marſchiren und ſich für die Avantgarde der Armee ausgeben. Es muſste ihnen ohnfehlbar gelingen, die Brücken bey Potsdam, Brandenburg und Spandau zu zerſtören, Oranienburg eher zu erreichen als der Feind, und vor demſelben zur Unterſtützung des natzmerſchen Corps bey Neuſtadt-Eberswalde anzukommen. Die Infanterie, Cüraſſiere und ſchwere Artillerie marſchirte hinter dieſem Rideau ſicher gegen Schwedt, und war es nicht mehr möglich, hier überzugehen, ſo blieb der Übergang bey Stettin. Allein die Artillerie unter Gen. v. Blücher und das Corps des Herzogs v. Weimar konnten, wenn ſie glücklich die Elbe paſſirten, und durch nichts aufgehalten wurden, dennoch mit der gröſsten Anſtrengung nicht vor dem 2 und 3 Nov. in Stettin ankommen; ſich ſo lange an dem Finow-Canal zu halten, darauf war nicht zu rechnen. — Für dieſe nachkommenden Truppen blieb durchaus nichts übrig, als aufs ſchnellſte um eine Aufnahme in Stralſund für ſie nachzuſuchen, um ſie dort einzuſchiffen, und jenſeit der Oder an der pommerſchen Küſte ans Land zu ſetzen, wenn es nicht mehr möglich war, dieſe Truppen am rechten Ufer der Peene nach Uſedom und Wollin überzuſchiffen. Dieſs ſcheint uns die einzig mögliche Art, zu einem glücklichen Reſultat zu kommen.

Den 21ſten brach die Armee von Magdeburg auf. Sie nahm ihre Richtung auf Stettin. 20 Escad. Huſaren unter dem Gener. v. Schimmelpfennig wurden detaſchirt, um den Marſch der Armee zu decken, erhielten aber die Anweiſung, über Plauen und Fehrbellin den Finow-Canal zu erreichen. Eine kaum mögliche Aufgabe! Das vorwärtsliegende natzmerſche Corps wurde zur Arriergarde verwandt; die Cavallerie von der Infanterie iſolirt und längs der Elbe dirigirt. Es war vorauszuſehen, daſs in den erſten 4—5 Märſchen nichts Wichtiges vorgehen würde, da der Feind nur bey Wittenberg mit Macht übergehen konnte. Durch ein Verſehen wurde die Brücke bey Fehrbellin zu früh zerſtört, Gen. Schimmelpfennig ging über Friſack, und kam dadurch ganz in die Colonnen der Armee. Am 25ſten ſtand die Infanterie bey Neu-Ruppin, die Cavallerie 5 Meilen davon im 2ten Treffen bey Wittſtock. Hier ſtellte der Obriſt v. Maſſenbach in einem Aufſatz die gefahrvolle Lage der Armee dar, und trug darauf an, Halt zu machen, und alle Corps heran zu ziehen. Der Fürſt v. Hohenlohe ſchlug dieſs ab, und, wie uns ſcheint, an dieſem Tage aus ſehr guten Gründen.

Den 26ſten verſammelte der Fürſt die Infanterie bey Granſee, um mit derſelben bis Zehdenik zu marſchiren. Auf dem Rendezvouz gingen Nachrichten ein, daſs G. v. Schimmelpfennig bey Zehdenick von feindlicher Cavallerie geſchlagen, und gegen Prenzlau geworfen ſey. Bey der Infanterie-Colonne war keine Cavallerie, ſie war 4 Meilen davon im 2ten Treffen, im Marſch gegen Mirow und Schwerin begriffen. Ohne Cavallerie wollte der Fürſt dem Feind nicht entgegen gehen; er beſchloſs daher, ſich ſeiner Cavallerie-Colonne zu nähern, und marſchirte nach Fürſtenberg. Durch dieſen Umweg war es unmöglich geworden, Prenzlau den 27ſten zu erreichen. Man fand am 27ſten den Feind in Boitzenburg, warf ihn zwar den Abend heraus, allein um Prenzlau zu erreichen, das in der geraden Linie 2 Meilen entfernt war, hielt es der Fürſt für rathſam, einen Umweg über Schönermark zu nehmen. Die Armee ſetzte den Marſch fort, und kam am 28ſten früh nach Prenzlau, welches ſie vor dem Feind erreichte, der mit Cavallerie ankam, während ſie durch die Stadt defilirte; bey dem Angriff auf die Arriergarde gingen 8 Bataillons verloren. Indeſs kam die Armee hinter Prenzlau zum Aufmarſch, und ergab ſich, weil ſie (wie der Vf. ſagt,) zu ermattet war, um Stettin zu erreichen. — Wir können nicht bergen, daſs es uns ſcheint, als wäre nach dem Aufmarſch der Armee es doch der Mühe werth geweſen, einen Verſuch zur Erreichung von Stettin zu machen, da am Ende der Armee nichts Schlimmeres begegnen konnte, als Gefangenſchaft. Die noch im Marſch nach Prenzlau begriffenen Truppen, unter den Generalen v. Blücher und Herzog von Weimar, waren ohne alle Frage gänzlich von der Oder abgeſchnitten, weil man keine Veranſtaltung gemacht hatte, um ſie zu retten. Die unzweckmäſsige Zuſammenſetzung des Marſches, ohne weit gegen den Feind pouſſirte leichte Cavallerie, das gänzliche Iſoliren der Cavallerie, und der daraus folgende Marſch nach Fürſtenberg, ſcheinen das Unglück der hohenlohiſchen Armee vorzüglich herbeygeführt zu haben.

Nach dieſer analytiſchen Unterſuchung der Operationen, bemerken wir über das vorliegende Werk im Allgemeinen, daſs der Vf. mit Wahrheitsliebe erzählt, und dabey nichts vernachläſſiget hat, was zur genauen Kenntniſs der Dinge gehört. Nur blickt zuweilen ſeine Leidenſchaft durch. Vom Augenblick an, da der Fürſt v. Hohenlohe ſich ganz ſelbſt überlaſſen iſt, werden die Erzählungen des Vfs. ruhiger, der Tadel hört auf. Die Schlacht ſelbſt iſt mit der gröſsten Ausführlichkeit beſchrieben; die 4 Pläne dazu ſind einſichtsvoll nach Lehmanniſcher Manier gezeichnet, nur enthält vorzüglich der dritte ſo viel Detail der Stellungen, daſs es zu wünſchen wäre, der Zeichner hätte zwey Pläne daraus gemacht. Denn obgleich die Dörfer nur mit Ziffern und im Renvoy mit den dazu gehörigen Namen bezeichnet ſind: ſo iſt dennoch das Ganze zu voll, um es leicht überſehen zu können.

In den Beylagen ſind Relationen der Affairen von Schleiz, Saalfeld und Halle von Augenzeugen aufgenommen. In der 14 Beylage iſt ein Verſuch, die Stärke des hohenlohiſchen Corps, welches bey Prenzlau capitulirt hat, nachzuweiſen. Es heiſst darin, daſs die Brigade Hagen nebſt den Cüraſſier-Reytern Henckel, Heyſin, Carabiniers Bünting, Holzendorf, Baillod bey Paſewalk, das Detaſchement Bila bey Anklam gefangen wurde. Man ſieht aus dieſem Bericht nicht, wie dieſe Truppen dahin kamen, und begreift nicht, wie ſie daſelbſt gefangen werden konnten, da dieſs doch erſt nach der Capitulation von Prenzlau geſchehen konnte. Übrigens wäre zu wünſchen, daſs das Publicum im Beſitz ähnlicher Berichte von der Hauptarmee und dem Corps des General von Rüchel ſich befände; dann wäre es künftigen Schriftſtellern leicht, eine vollendete Geſchichte des preuſſiſchen Feldzuges von 1806 zuſammenzuſetzen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 MAY, 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Crapelot und nachher b. Delance: *Collection portative de Voyages traduits de differentes langues orientales et européennes.* Tome I-V. An. V-XIII oder 1797-1805. 12. (Jeder Tom. 3 Fr.)

Schade wäre es, wenn diese Sammlung nicht zu einer grossen Reihe von Bänden anwüchse! Das niedliche Taschenformat, der saubere Druck, die in der That schönen Kupfer, welche die in unseren Duodez-Bändchen befindlichen weit hinter sich lassen, und der mässige Preis, 3 Fr. für einen Band, laden zum Lesen ein. Noch mehr aber wird man angezogen, wenn man den Namen des Herausgebers L. *Langlès, Membre de l'Institut Conservateur des MSS. orient. de la Bibliotheque Imperiale et Professeur de Persan à l'Ecole speciale des langues orientales vivantes* (wir schreiben ihn von dem fünften Theile ab,) auf dem den Inhalt näher anzeigenden Titel eines jeden Theiles (denn der vorher angeführte ist der Schmutztitel, der weggeschnitten werden kann,) lieset, die vielfachen gründlichen Sprach- und Sach-Kenntnisse dieses Mannes, welche durch die französische Herausgabe der Reisen von Norden, Thunberg u. s. w. documentirt sind, in Erwägung ziehet, die getroffene Auswahl bemerket, und auf die Zusätze, womit die Übersetzungen ausgestattet sind, achtet. *Tome I.* S. XXXII und 246 enthält: *Voyage de l'Inde à la Mekke par Abdoûl-Kerym favori de Tahmas-Qouly-Khan; Extrait et traduit de la version anglaise de ses Memoires avec des notes geographiques, litteraires etc.* Das Original ist persisch, und von dem Britten Francis Gladwin englisch zu Calcutta 1788 herausgegeben. Der Vf. war ein Kaschmirier von Stande, der den berühmten Eroberer und König von Persien, Nadir Schah, auf seiner Rückreise aus Hindostan nach Persien begleitete, von da nach Baghdad, Damaskus und Aleppo reisete, nachher Medina und Mekka besuchte, sich in dem Hafen von Dschedda einschiffte, nach Hougly in Bengalen segelte, und endlich in Dehly 1743 wieder ankam, nachdem er diesen Ort 4 Jahre vorher 1739 verlassen hatte. Für die Geschichte dieses Zeitraums ist das Buch wichtig. Freylich sind die Begebenheiten mehr angezeigt, als erzählt, und die Beschreibung der durchreiseten Länder und Städte kurz und oberflächlich. Allein die Reisebemerkungen eines Orientalers, der in der Gesellschaft eines so berühmten Mannes reisete, sind eine solche Seltenheit, dass sie um deswillen schon in Europa bekannt zu werden verdienten. Zudem bereisete er die heiligen Örter Medina und Mekka, die von keinem Christen betreten werden dürfen, und für die mohammedanische Religion von der äussersten Wichtigkeit sind. Hr. D. Paulus that daher sehr wohl daran, dass er einen Theil der Reise, nämlich den von Bagdad nach Medina und Mekka, dem zweyten Theil seines *Neuen Repertoriums für biblische und morgenländische Literatur* einverleibte. Hr. *Langlès* kennt diese Übersetzung, erwähnt des Urhebers rühmlich S. XVI, und führt auch Bemerkungen an, die Hr. Paulus zu seiner Übersetzung gemacht hat S. 133, 142. Mit Hülfe der französischen kann man die deutsche des Hn. Paulus verbessern, und Franzosen mögen untersuchen, ob jene einer Vervollkommnung aus dieser fähig ist. Wir geben von der ersten Behauptung einige Beyspiele. S. 51 bey Paulus wird eines Begräbnisses in einem Gebäude gedacht, *welches in der Mitte eines Hofplatzes liegt.* Ein Hofplatz kann in einem Gebäude seyn, aber hier ist es umgekehrt. Die Sonderbarkeit verschwindet, wenn man bey Hn. *L.* S. 111 lieset: *au milieu d'une lande, mitten auf einer Haide,* und diese Lage ist einem mohammedanischen Grabe angemessen. — Ebend. die Perser haben während der letzten Regierung viele Menschen nach Kerbela verjagt. Man sollte denken, die Regierung hätte ihnen diesen Aufenthaltsort angewiesen. Das ist aber nicht die Meinung. Die Bedrückungen der alten persischen Regierung brachten Viele zu dem Entschluss, nach Kerbela zu wandern. — Hr. Paulus befleissiget sich der Kürze, und Hr. *L.*, der sich genauer an seinen Text bindet, wird dadurch langweiliger. Aber auch klarer und deutlicher. Hr. *P.* hätte daher S. 54 erinnern sollen, dass der *Schorib* der Orientaler der Jethro im Pentateuch sey, und dieser Zusatz war um desto weniger wegzulassen, da er den unterdrückt, dass er der Schwiegervater des Moses sey. — Die unerklärliche Erschütterung des Thurms einen *Spass* S. 54 zu nennen, schickt sich nicht für die Ernsthaftigkeit des Berichtserstatters. Er spricht auch nur von *Experience,* die er anstellte nach Hn. *Langlès* S. 118. Zu Niebuhr's Zeit (*Reisen* II, 287) getraute sich Niemand mehr das Experiment zu machen. Hat der Aberglaube auch im Orient abgenommen? — Dass die Chadims S. 64 *Bediente* sind, und dem arabischen خَدِ يم entsprechen, ist gewiss den meisten Lesern unbekannt. Hr. *Langlès* übersetzt *desservants.* — Nicht *unbesteiglich* S. 67 ist das Schloss bey Mardin, denn sonst wären die Einwohner von aller Communication mit ande-

ren Menschen abgeschnitten,) sondern *unüberwindlich*, *inexpugnable* — Die in Hindostan sogenannten aleppinischen *Ferngläser* S. 68 möchten doch wohl eigentlich *Spiegel* seyn. *Les miroirs connu dans l'Indostan sous le nom de glaces d'Alep* sagt *Langlès* S. 148, der auch hierzu seinem Text nichts hinzugefügt zu haben scheint. In der Beschreibung der Karawane, die jährlich von Damaskus nach Mekka und Medinah gehet, läfst Hr. *L.* S. 157 die Perser und ihre Kameele den Zug beschliefsen. *Les Persans et leurs chameaux sont toujours à la queue.* Und dem Nachtrab wurde von dem Emir Hadje in der Nacht durch eine Rakete ein Zeichen gegeben, wann die Karawane stille halten sollte. Den *Nachtrab* hat Hr. Paulus S. 71, 72 zum *Vortrupp* umgeschaffen, ohne daran zu denken, dafs die Rakete, die der Emir, welcher nicht der erste im Zuge ist, (wie sich dieses von seiner Würde erwarten läfst, und Maundrell, den wir darüber nachgelesen, ausdrücklich versichert) steigen läfst, wohl von denen, die nach ihm sind, aber nicht von denen, die vor ihm sind, gesehen werden kann. — Weil Christen mit der mekkaischen Karawane nicht reisen dürfen, so ist die Nachricht davon desto interessanter, und wir wollen daher noch eine andere Berichtigung der deutschen Übersetzung, die wir aus der französischen nehmen, dem Leser nicht vorenthalten. *Langlès* S. 168: *Le grand nombre de lumieres repandues dans toute la Caravane forme une illumination ambulante. Chaque chameau porte une lampe.* Wenn im Englischen für *lumieres* das gewöhnliche *lights* gestanden hat, so mufs man sich wundern, dafs Hr. *P.* hat übersetzen können: *Die Menge von Ketten unter der Karawane, da ein jedes Kameel die seinige hat, geben einen schönen Glanz.* — *Dandah* ist nicht ein Eigenname, wie man aus Hn. *P.* Übersetzung S. 78 schliessen könnte, sondern ein Ehrentitel. Man s. Hn. *Langlès* S. 203.

Die Reise selbst trat Abdul Kerym 1739 von Dehli an, als Begleiter der Armee von Nadir Schah, von welcher er sich 1741 zu Kazvin trennte, um die Reise in Gesellschaft des kaiserlichen Leibarztes nach Bagdad und so weiter fortzusetzen. Zur Geschichte des Eroberers ist also das, was S. 1—96 vorkommt, brauchbar. Die Reise ging über Kabul und Candahar nach Herat, wo sich der Monarch anderthalb Monate aufhielt, um sich zu einer Expedition gegen Mawaralnahar, oder, wie wir sie zu nennen pflegen, die grofse Bucharey, zu rüsten. Die Ankunft des Schah war schon hinreichend, ihm die Provinz zu unterwerfen. Der König behielt seine Krone, und die Hauptstadt Bokhara wurde mit der Plünderung verschont. Die Einwohner des Landes sind zwar arm, und nicht so gescheut als die Türken, Perser und Indianer; haben aber dafür einen Überflufs an vortrefflichen Früchten, einen starken Körper und eine gesunde Constitution. Als Nadir hier von einem sonderbaren Steine auf dem Grabe Timurs zu Samarkand hörte, befahl er, dafs er nach Mechehed (Mesghed) gebracht würde. Er zerbrach aber bey dem Abnehmen in Stücken, und der Vf. war so glücklich, ein Stück davon zu erhalten, das er mit nach Hindostan brachte. Er nimmt daher Gelegenheit, über die hinfällige Gröfse der Welteroberer Betrachtungen anzustellen, und bricht in diese Verse aus:

Warum dringet nicht das Unterricht begehrende Auge bis zu den Pallästen der Könige,
Um darin die Verwüstungen der Zeit zu beschauen?
Spinnen hüten jetzt die Zimmer des Khosru (Cyrus),
Und Eulen bewachen den Pallast des Afracyas.

Dieser letzte war, wie Hr. *L.* bemerkt, ein alter König von Turan (Bucharey), der Persien eroberte, und von Kay-Khosru verjagt und getödtet wurde. In einer Schlacht mit den Turkomannen ergriffen die persischen Soldaten, von Durst gequält, die Flucht. Nadir liefs sogleich zwey Obercommissarien, welche die Armee mit Wasser versorgen, die Ohren abschneiden, und warf den Officieren ihre Feigheit mit so vielem Nachdruck vor, dafs sie mit erneuerter Kraft angriffen und siegten. Giebt es hiezu in der europäischen Geschichte eine Parallele, wenn man statt *Wasser, Brantwein* setzet? Obgleich der Vf. zu Balk und Tchardju, welche Städte am Flusse Gihon liegen, (letztere, zwölf Tagreisen gegen Norden von jener, findet sich nicht auf D'Anvilles grofser Karte von Asien,) sich eine Zeitlang aufgehalten hat: so sind doch seine Nachrichten von dem Ausgange dieses Flusses und des Sihon, dafs sie sich nämlich nicht in einen See ergiefsen, sondern zur Bewässerung des Landes ganz genutzt werden, ungegründet. In Khowaresm (Kharesm) fand er nicht ein einziges Gebäude einiger Aufmerksamkeit werth. Nachdem diese Provinz einem Nachkömmling des Dschingis Chan anvertrauet war, ging der Marsch von Tchardju durch eine sandige Wüste nach Mersi, und von da nach Kelat in Khorasan, dem Vaterlande des Nadir. An seinem Geburtsort wurde eine Moschee erbaut, und die in Khowaresm gemachten Gefangenen wurden in eine neuerbaute Stadt, die den persischen Namen von Dehli erhielt, gebracht. Unter fürchterlichem Schneegestöber erreichte man im Jan. 1741 Mechehed. Noch beschwerlicher und noch weniger begünstiget von der Witterung, war der Marsch nach Asterabad, einer anderen Stadt in Khorasan, von welcher man nach Achref in Mazendran, nicht weit von dem kaspischen See aufbrach. Sehr stürmisch, aber nicht sonderlich tief, ist dieser See, nach Art der Menschen, die, je gründlicher sie sind, desto weniger geschwätzig sind. Die Indier halten Kaschemir, und die Perser Mazenderan für Abbildungen des Paradieses, und doch pflegen die Indier und Perser sich über die Einwohner ihrer Paradiese lustig zu machen. Allein, setzt Abdul Kerym als ein frommer Muselmann hinzu, die Freunde Gottes werden beständig in der Welt verachtet, und diese Verachtung trägt dazu bey, sich ihm angenehm zu machen. Auf dem Marsche nach Abbas wurde Nadir von Meuchelmördern überfallen, aber nicht umgebracht. Den Verbrechern wurden die Augen ausgestochen. Endlich kam die Armee zu Kazwin in Irak Adschemi an. Eine theologische Unterredung veranlafste den Monarchen, eine persische Übersetzung des Pentateuchs und der Evangelien zu

begehren. Er erhielt sie, ob erst damals gefertiget, oder eine ältere, erhellet nicht deutlich. In einem Gespräche, das gelehrte Schüten und Sunniten in Gegenwart solcher, die in den Pentateuch und den Evangelien bewandert waren, mit einander hielten, wurden die Sunniten allein für rechtgläubig erklärt. Die Entscheidung war in der Politik gegründet. Man wollte dadurch die Türken gewinnen, die von der Sekte der Sunniten sind. Sie liessen sich aber dadurch so wenig täuschen, dass sie einstimmig gegen Nadir den Krieg erklärten. Wie sehr sich fromme Mahommedaner nach einer Gelegenheit, nach Mekka zu wallfahrten, sehnen, beweiset dieses Buch. Ein sehr geschickter Arzt Aliu Chan hatte sich auf das Versprechen Nadir's, ihm, wenn er ihn von der Wassersucht heilen würde, Mittel zu einer Wallfahrt nach Mekka zu verschaffen, entschlossen, Dehli zu verlassen, wo er an dem kaiserlichen Hofe Arzt war, und sich auf eine Zeitlang an den persischen Hof zu begeben. Der Vf. war auch in die Dienste des Kaisers getreten, mit der Hoffnung, eine Pilgerreise nach Mekka zu machen. Als daher Nadir im Begriff war, die Leskier, eine streitbare Nation in Daghestan, zu bekriegen, reiseten die gedachten Männer mit Empfehlungsbriefen von Nadir Schah versehen, von Kazvin über Kamadan, Kerman, Chahan, u. s. w. nach Bagdad und von da nach Mekka. Da dieser Theil der Reise S. 96—168 durch Hn. *Paulus* in Deutschland bekannt geworden, auch verschiedenes schon vorher davon gesagt ist, so übergehen wir ihn. Hr. *Langlès* hat, weil der Autor von den heiligen Örtern selbst nichts anführt, aus Niebuhr und Muradgea d'Ohsson, der in der Türkey geboren ist, den grössten Theil seines Lebens daselbst zugebracht hat, und nach einem kurzen Aufenthalt in Schweden und Frankreich dahin wieder zurückgekehrt ist, die Beschreibung davon eingerückt. Drey Monate hielt sich der Vf. in Mekka auf, und doch hat er nichts davon zu Papier gebracht! Kann man ein ähnliches Exempel von einem Europäer, der seine Reise beschrieb, und doch den Hauptort, wohin sein ganzes Treiben gerichtet war, und wo er am längsten weilte, unbeschrieben liess, anführen? Wir zweifeln daran. Auf der Seereise von Dschedda nach Bengalen wurden wenige Örter in Jemen, und nur Pondicherry und Madras auf der Küste Coromandel berührt. An Macht und Geschicklichkeit übertreffen die Europäer, nach dem Urtheile des Vfs., jede andere Nation in der Welt, doch seyen sie nicht so geübt im Gebrauch des Schwerdtes, als der Kanone und Flinte. In Patna hatten schon damals die Europäer beträchtliche Gebäude, und trieben starken Handel. Betel Blätter und Reis wurden exportirt. Der Reisegefährte des Vfs. musste wegen der Unpäslichkeit des Kaisers Mohammed Schah seine Rückreise nach Dehli beschleunigen, und der Vf. verliess ihn nicht, der heissen Jahreszeit ungeachtet.

Tome II et III. Voyages de la Perse dans l'Inde et du Bengal en Perse. Le premier traduit du persan, le second de l'anglais; avec une notice sur les Revolutions de la Perse, un Memoire historique sur Persepolis et des notes par L. Langlès etc. Tome I. S. XXXI. und 142. *An. VI. Tome II.* S. 268. *An. VI.* Das erste aus dem Persischen übersetzte Stück ist der Bericht einer Gesandtschaft, die der Nachfolger des tatarischen Chans, Timur, mit Namen Schah Rock, an den König von Bisnagor 1442, 43, 44 schickte, um politische und Handlungsverbindungen zwischen Persien, der Tartarey und Hindostan zu stiften. Die Feder führte der Gesandte selbst, ein eifriger Musulmann und Imam, d. i. Allmosenier bey dem Sultan Schah Rock und Richter seiner Armee, Abdulrizaq, der den Bericht in seine Geschichte der Nachfolger Timur's, eines der besten historischen Werke in der persischen Sprache, wovon ein Exemplar auf der nunmehr kaiserlichen Bibliothek in Paris vorhanden ist, eingerückt hat. Seiner Kürze ungeachtet, (denn er ist nur 82 S. lang,) enthält er interessante Notizen von Ländern, die in Europa wenig bekannt sind. Der Gesandte reisete nach erhaltener Instruction von Herat, der Hauptstadt, Khorasans und der Staaten des Kaisers Schah Rock, durch Kuhistan und Kirman, nach Hormuz oder Ormus, dem Hafen am persischen Meerbusen. Die Merkwürdigkeiten auf diesem Wege werden mit Stillschweigen übergangen. Die Insel Ormus war damals noch in blühendem Zustande, und wurde von allen handelnden Nationen in Asien und Afrika besucht. Menschen von allen Religionen, sogar Ungläubige genossen völlige Freyheit, und trieben Handel sicher und ungestört. Nach einem Aufenthalt von zwey Monaten schiffte sich der Gesandte ein, aber widrige Winde nöthigten ihn, in Maskat und noch ein paar andere Örter an der arabischen Küste ans Land zu gehen. Ausser ihrer Existenz wird aber nichts mehr von ihnen gemeldet. Endlich erreichte er von hier binnen achtzehn Tagen Kalikut. Der blühende Handel, worin diese Stadt Ormus nicht nachgab, die Sicherheit und Gerechtigkeit, die in allen Verhandlungen beobachtet wurden, die Gestalt und Nacktheit der Einwohner, die Verschiedenheit der Sekten oder Kasten (letzteres Wort wird ein Zusatz des Übersetzers seyn, weil zur Zeit des Originals die Portugiesen, welche bekanntlich das Wort eingeführt haben, hier noch nicht gelandet waren), die Polyandrie (Hr. *Langlès* in der 34sten Note hat hieraus aus Versehen Polygamie gemacht, und führt aus verschiedenen Werken Stellen zur Erläuterung an. Es kann ihm aber als einem mit den Sitten Indiens wohlbekannten Manne nicht unverholen seyn, dass auf der malabarischen Küste viele Menschen in jenem unnatürlichem Zustande leben. Überdem konnte einem Mohammedaner die Polygamie nicht auffallend seyn); die Achtung der Hindus für die Kühe, diese und andere Gegenstände erregten in ihm eine nicht geringe Verwunderung. Nachdem er vom Oct. 1442 bis April 1443 in Kalikut geblieben war, setzte er seine Reise zu Lande nach Bisnagor fort, wo ihn der König zu sprechen verlangte, und desshalb schon Boten nach Kalikut geschickt hatte. Jener König war der mächtigste Rajah d. i. Monarch in Indien, und regierte über ein Land, das sich von der Insel Ceylan bis Colberga unterm

17° 30' Nordbreite, und von Bengalen bis an die Küste von Malabar erstreckte, sehr bevölkert und mit 600 beträchtlichen Häfen versehen war. Er hatte mehr als 1000 Elephanten und 1100000 Soldaten. In der Beschreibung des königl. Pallastes ist der Vf. sehr weitläuftig. Ausser dreyerley Arten mehr oder weniger feinen Goldes, welche man in dem Königreiche findet, machen die Einwohner auch verschiedene Compositionen von Gold und Silber. Überhaupt kann man sich von dem Reichthum dieses Landes keinen Begriff machen. Vornehme und Geringe, sogar die niedrigsten Handwerker, tragen Edelsteine und goldene Geschmeide an den Ohren, Halse, Armen und Fingern. Von den Elephantenställen und der Elephantenjagd wollen wir nur dieses anführen, dass die zur Begattung bestimmten Elephanten besonders aufbewahrt werden, aus welcher Bemerkung, wie Hr. *Langlès* hinzusetzt, diejenigen Naturforscher widerlegt werden, welche behaupten, dass die zahm gemachten Elephanten ihr Geschlecht nicht fortpflanzen. Was von der bewundernswürdigen Geschicklichkeit und Behendigkeit dieser Thiere erzählt wird, die ausgelernten Seiltänzern Ehre machen würde, bestätigt Hr. *L.* mit ähnlichen Exempeln aus dem Plinius. Von den Abgaben der öffentlichen Lustdirnen, die ihre körperliche Schönheit durch kostbaren Schmuck und gefällige Manieren zu erheben wissen, werden 12000 Mann Polizeywache unterhalten. Der Gesandte wurde von dem Könige sehr freundschaftlich aufgenommen, mit Lebensmitteln überflüssig versorgt, und oft zum Könige geholt. Am Feste Mahanady, oder, wie es eigentlich zu schreiben ist, *maha nandi*, war ihm ein ausgezeichneter Platz angewiesen, um die dabey vorfallenden Lustbarkeiten, die Tänze der hübschen Mädchen und die Sprünge der gelenkigen Elephanten anzuschauen. Eingeborne von Ormus hatten in dem Könige den Verdacht zu erwecken gesucht, dass Abdulrizaq von dem Kaiser Schah-Rock nicht abgeschickt sey. Sie richteten doch so viel aus, dass der König bey der Abschiedsaudienz, die er dem Gesandten gab, erklärte, er würde, wenn er einmal wieder in sein Land käme und ihm Gewissheit verschaffte, dass er wirklich von Shah-Rock abgeordnet sey, ihn mit mehr Auszeichnung empfangen. Übrigens schickte der König in der Gesellschaft des tatarischen Gesandten zwey Gesandte von seiner Seite an Shah-Rock, die ihm Geschenke und Kaufmannswaaren überbrachten. Von dieser Reise wird nichts mehr berichtet, als dass sie an der Küste von Oman angekommen sind, wo Abdulrizaq ein Schiff mit Provision für 20 Personen auf 40 Tage belud, sich und seine Reisegefährten einschiffte, als aber das Schiff so sehr vom Sturm ergriffen wurde, dass, um es zu retten, viele Sachen übers Meer geworfen wurden, er in der Nähe der Gebirge Kalhat wieder vor Anker ging, und sich ausruhete. Hier verlassen wir ihn an der arabischen Küste, und damit endet die Reise.

Das zweyte, bey weitem grösste Stück der beiden Bände, ist die Reise des Engländers *Wilhelm Franklin* nach Schiras oder Chyraz in Persien. In Deutschland ist sie schon 1790 durch die wohlgerathene und mit Anmerkungen versehene Übersetzung des berühmten Weltumseglers J. R. Forster in dem ersten Bande seines *Magazins von merkwürdigen Reisebeschreibungen* S. 213—358 bekannt geworden. Auch diese Übersetzung hat Hr. *L.* mit sehr schätzbaren Anmerkungen bereichert. Aus einer Äusserung II. 30 möchten wir schliessen, dass er an der Ächtheit des Zend-Avesta zweifele, worin wir durch die von ihm gemachte namentliche Anführung der Gegner des Hn. d'Anquetil S. 32; ohne über ihren Werth zu entscheiden, bestätiget werden. In der Erläuterung der von Franklin angehängten Geschichte wird mehrmalen Gmelins Reise durch Russland, worin verschiedenes von Kerym, Chan, dem Nachfolger Nadir Schah's erzählt wird, angeführt, und der Widerspruch zwischen Gmelin und Franklin, von denen jener viel Böses von Kerym Chan, dieser viel Gutes in Persien gehört hatte, sehr geschickt dadurch erklärt, dass jener die von der Residenz entfernten Provinzen, dieser die gewöhnliche Residenz des Monarchen besucht hatte, und monarchische Staaten solchen Körpern zu vergleichen wären, deren unverhältnissmässig grosser Kopf die Nahrung an sich zieht, die den übrigen Gliedern zukommen sollte, wie man dieses vor kurzem in Paris gesehen hätte. Als Franklin 1788 Persien verliess, regierte Agha-Mohammed (Forster schreibt Akau M.) in den nördlichen, und Djaafar in den südlichen Provinzen des Reichs. Hr. *L.* setzt aus einem Briefe, den er 1799 aus Constantinopel erhalten, hinzu, dass der erstere von einem seiner Sklaven ermordet sey, nachdem er die Russen in einen ernsthaften Krieg verwickelt, und den Osmanen viele Besorgnisse erweckt hatte. Die Reise Franklins zu den Ruinen von Persepolis, die in der Nähe von Schiras liegen, veranlasste den Hn. *L.*, eine historische Untersuchung über Persepolis nach den arabischen, persischen und türkischen Manuscripten auf der an Manuscripten in allen Sprachen reichsten Bibliothek in der Welt, der nunmehr kaiserlichen Bibliothek in Paris anzustellen. Wir würden aus diesem Memoire S. 199—138 einen Auszug geben, wenn nicht Hr. Paulus sie dem 7. Theile seiner *Samml. der Reisen in den Orient* angehängt hätte.

(*Der Beschluss folgt.*)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Quedlinburg*, in Comm. b. Ernst: *Über Tod, Vorsehung, Unsterblichkeit, Wiedersehen, Geduld.* Von *Johann August Donndorf*, dirigirendem Bürgermeister zu Quedlinburg u. s. w. 1806. XII u. 118 S. 8. (10 Gr.) Hr. *D.* verlor seinen einzigen, schon erwachsenen Sohn. Darüber im tiefen Schmerz, fand er keinen Trost, als in dem Gedanken an ein anderes Leben. Er las die Schriften von Mendelsohn, Spalding und Herder, u. a.; zog Stellen, die das meiste Interesse für ihn hatten aus, ordnete sie, setzte hinzu. So entstand diess Buch. Dass vielleicht Anderen, in gleicher oder ähnlicher Lage, *das* Trost und Beruhigung geben konnte, was ihm Trost und Beruhigung gegeben hatte, bewog ihn, es drucken zu lassen. Er hofft daher, vor dem Richterstuhle einer billigen Kritik zu bestehen, am wenigsten aber lieblos oder bitter getadelt zu werden. In der That, wie wäre das möglich! Der handelt barbarisch, der dem armen Sterblichen den Stab aus der Hand winden möchte, worauf er sich stützt auf den Wegen des Lebens; nur wenn er damit drohte, dürfte es geschehen; die, welchen er nicht stark genug ist, die es nicht wagen, sich hinauf zu lehnen, werden ihn ohnehin nicht ergreifen, oder nicht behalten. Aber der Stab, worauf sich Hr. D. stützt, ist auch nicht aus morschem Holz, wenn gleich aus gemeinem, d. h. nicht seltenem. — Die angehängte Elegie auf den verstorbenen Jüngling im Namen seiner Mitschüler, mag ihre Bestimmung leicht erfüllt haben.

J. K. a. C.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 MAY, 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Crapelot und nachher b. Delance: *Collection portative de Voyages traduits de differentes langues orientales et européennes* u. s. w.

(*Beschluss des im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

In der von Hn. *Langlès* zu Anfang der Abhandlung gegebenen Nachweisung der Bücher, worin die Ruinen von Persepolis abgezeichnet sind, fehlt die schöne Zeichnung, die auf zwey Blättern in den *Philosophical Transactions Vol. XVIII for the Year* 1694 No. 210 gegeben, und von N. Witsen aus Amsterdam eingesandt ist, der sie von Jemand erhalten zu haben versichert, der sie an Ort und Stelle gemacht hat. Sie ist von der bey Chardin wesentlich verschieden, und muss daher in der Aufzählung der vorhandenen Zeichnungen nicht übergangen werden. Bey der Vergleichung jenes Prospects mit dem in Niebuhr's Reisen 2ter Bd. Tafel XIX. findet sich freylich, dass die Zeit verschiedenes davon zerstört hat. Indess muss man sich wundern, dass bey weitem das meiste stehen geblieben ist, und hoffen, dass, wenn in dem Verhältnisse die Zerstörungen fortgehen, noch Jahrtausende den herrlichen Anblick geniessen werden, und dass dereinst der Wunsch des Vfs. erfüllt werden kann, dass durch Nachgrabungen noch andere Werke der Kunst zum Vorschein kommen. Er empfiehlt die Sache dem Nationalinstitut. Die Societät zu London hat zuerst die Untersuchung und Abzeichnung der Ruinen von Persepolis angerathen (s. *Philosophical Transactions Vol. II. for the year* 1667 S. 420). Einen noch grösseren Dank von der gelehrten Welt wird das Institut einerndten, wenn durch dessen Empfehlungen und Bemühungen Denkmäler in jener Gegend entdeckt werden sollten, von deren Existenz man noch keine Nachricht hat. Zur Ergänzung der Nachricht des sel. J. R. Forster, von denen die Persepolis besucht haben, welche Hr. Paulus a. a. O. S. 296 wiederholt hat, erinnern wir, dass die Aufschriften, die S. (woraus Forster Sam. macht) Flower Agent der Ostindischen Compagnie in Asien, genommen hat, in *Philos. Transactions Vol. XVII for the year* 1693. Nr. 221 S. 775 befindlich sind. Forster citirt die *Transactions abridged*, wie das Originalwerk. Wenn Hr. L. bey dieser Gelegenheit die *Philos. Transact.* nicht citirt, so geschieht es keineswegs aus einem Widerwillen gegen die englische Literatur. Das vorliegende Buch beweiset das Gegentheil. Als Geschichtschreiber und Geograph erkennet er die Verdienste der Engländer, und nicht leicht wird ein Franzose mehr englische Bücher besitzen, oder besser in der englischen Literatur bewandert seyn, als er. Von der liberalen Denkungsart des Vfs., jedes fremdes Verdienst, wo es angetroffen wird, anzuerkennen, zeiget auch die Bemerkung S. 235, die Hr. Paulus in seiner Übersetzung ausgelassen hat, dass der Mangel an orientalischen Typen in den französischen Druckereyen grösser sey, als in den englischen, und dass die Schande davon mehr auf die Nation, als die Druckereyen falle. Im Auslande sey der Vorrath der exotischen Typen so gemein, dass man in vielen deutschen und vornehmlich englischen Journalen lange Stellen aus hebräischen, arabischen, syrischen u. a. Schriften mit den eigenthümlichen Charakteren abgedruckt finde. Diesen literarischen Vorzug, der hier Deutschland von einem einsichtsvollen Franzosen eingeräumt wird, sowie vieles andere, hat Deutschland lediglich seinen Universitäten zu verdanken. Von der Keilschrift auf den persepolitanischen Ruinen, von welcher (doch dieses sey nur beyläufig gesagt) *de la Valle* schon einige Charaktere abgebildet hat, und sie von der Linken zur Rechten gelesen wissen wollte, sagt Hr. L. S. 203, dass man sie *wahrscheinlich* (probablement) niemals entziffern werde; S. 223 drückt er sich stärker aus, dass er an der Entdeckung sie zu entziffern verzweifle. Hr. Paulus lässt ihn auch an der ersten Stelle eben so zuversichtlich absprechen S. 264 *und die man auch gewiss nie entziffern wird.* Da er noch ein ! und ? hinzusetzet, so sollte man glauben, es könne der Sinn des Schriftstellers nicht verfehlt seyn. Und doch spricht Hr. L. viel bescheidener.

Tome IV et V. Voyage pittoresque de l'Inde fait dans les années 1780—1783; *par M. William Hodges. Traduit de l'anglois et augmenté de Notes geographiques historiques et politiques. T. I. p.* 222. *T. II. p.* 252. *A. XIII.* 1805. Nachdem der vortreffliche englische Zeichner mit Cook eine Reise nach Südindien gemacht hatte, um die vorkommenden merkwürdigen Gegenden abzuzeichnen, reisete er in ähnlicher Absicht nach Ostindien. Seine Ansichten dieses Landes die er 1780 — 1783 aufgenommen, und auf 48 Blättern, nach *Aqua tinta* Manier gestochen, 1786. gr. Fol. herausgab, waren die trefflichsten in ihrer Art, bis die Herren Gebrüder Daniell die ihrigen bekannt machten, die nach dem Urtheil des Hn. L. an Grösse und Pracht nicht ihres gleichen haben. Der Klage der Artisten, die mehr geometrisches Detail, und der Gelehrten, die einen längeren Text in beiden Zeichnungen vermissten, ist von Seiten des Hn. Hodges durch seine

malerische Reise abgeholfen, in welcher er zeigt, dafs er nicht weniger geschickt ist die Feder als den Griffel, zu führen, und nicht weniger Talente hat Menschen zu beobachten, als die Producte der Natur und Kunst darzustellen. Die Reise ist durch die Übersetzung im 6 B. 1 Abtheilung der neueren Geschichte der See- und Landreisen schon seit 1793 in den Händen der deutschen Leser, und es würde daher sehr überflüssig seyn, sie auf seine Beschreibung der Naturschönheiten, oder des Scheiterhaufens, den die nachgelassene Wittwe in seiner Gegenwart bestieg, um mit ihrem Manne verbrannt zu werden, oder anderer Ereignisse, von denen er Zeuge war, aufmerksam zu machen. Ausser den Anmerkungen unter dem Text hat Hr. *L.* S. 137—214 eine Erklärung vieler indischer und anderer morgenländischer Wörter und geographischer Namen in alphabetischer Ordnung angehängt. Wo sie im Texte vorkommen, ist durch einen kleinen dem Worte hinzugesetzten Buchstaben auf den Buchstaben des Alphabets nachgewiesen, wo das Wort erklärt ist. Der Vf. hat es sich keine Kosten noch Mühe verdriessen lassen, eine zahlreiche Sammlung von Werken über Indien, von denen die in Calcutta gedruckten die seltensten und kostbarsten sind, zusammenzubringen, und sie werden fast auf allen Seiten citirt. Mit einem solchen Apparat konnte er eine Menge von Wörtern erklären, die, wenn sie gleich häufig in den Reisen nach Indien vorkommen, doch den meisten Lesern unverständlich sind. (In den europäischen Annalen 1805. 7 St. S. 67—69 ist ein ähnliches Verzeichnifs persischer Wörter, die in Depeschen der Regierung von Bengalen vorkommen, befindlich, das aber so kurz ist, dafs es kaum mit dem von *Langlès* verglichen werden kann. Beyläufig zeigen wir ein paar Druckfehler in dem Verzeichnifs in den Annalen an, S. 69 statt Soubaks ist zu lesen Soubahs, statt Yakyl, Vakyl).

Der erste, dritte und fünfte Theil dieser Sammlung, d. i. jede der in der Sammlung enthaltenen Reisen, ist mit einem Register versehen, das mit vieler Sorfalt gefertiget ist. Rec. zeigt es mit Vergnügen an, weil der Mangel guter Register bey den in Deutschland herausgekommenen Reisen ihm schon oft fühlbar geworden ist. Von den zu Hodges Reisen gehörigen 14 Kupfern hat die deutsche Übersetzung nur einige geliefert, die französische alle, zwar nach einem verjüngten Masstabe, aber wir getrauen uns doch zu sagen, ohne die Originalkupferstiche gesehen zu haben, mit nicht geringerer Zierlichkeit. Gedachte 14 Kupfer machen mit 2 anderen aus Franklin einen kleinen Band in länglichtem Octavformat. Noch sind in den Theilen einige sehr niedliche Kupfer im Format dieser Theile. B—dt.

SCHWEINFURTH, b. Ernesti: *Grundrifs zum Vortrag der vaterländischen Erdbeschreibung und Geschichte in Franken.* Von *J. K. Bundschuh*, K. baierschen Director der höheren Bildungsanstalt, und Archidiac. an der Hauptkirche zu Schweinfurth. 1806. 224 S. 8. (14 gr.)

Durch diese Schrift giebt der Vf. einen neuen Beweis seiner Sorgfalt für die Bearbeitung der fränkischen Erdbeschreibung und Geschichte. Dem Titel zu Folge ist sie blos zu Vorlesungen bestimmt, und soll, als ein zusammenhängendes Ganzes, dem Lehrer sowohl als dem Jüngling einen Leitfaden zum Unterricht in der fränkischen Länderkunde in die Hände geben. Die dahin gehörigen Gegenstände sind nach einer zweckmäfsigen Auswahl und Ordnung, in gedrängter Kürze, aber mit Deutlichkeit vorgetragen, und wir können dieses Buch einem jeden empfehlen, der von Franken, besonders aber von den Fürstenthümern Bamberg und Würzburg, einen geographischen und historischen *Überblick* zu haben wünscht. Das Ganze bestehet aus *zwey Hauptabschnitten*, wovon der *erste* die Erdbeschreibung, und der *zweyte* die Geschichte in sich fasset. Nach einer vorausgeschickten allgemeinen Vorkenntnifs der mathematischen, natürlichen und statischen Erdbeschreibung, geht der Vf. zur speciellen Kenntnifs Deutschlands, in Bezug auf Franken, über, und giebt sodann eine kurze geographische Übersicht sämtlicher Theile des fränkischen Kreises, mit besonderer Rücksicht auf die königlich baierschen und kurfürstl. würzburgischen Besitzungen. Nach S. 28 beläuft sich der gegenwärtige Flächeninhalt des Königreichs Baiern mit Inbegriff der dazugehörigen fränk. Lande auf 1170 □ Meilen, und 11,5092 Menschen. Was S. 34 von den gemeinschaftlichen Verhältnissen der henneberg. Ämter Themar und Römhild gesaget worden, bedarf insofern einer Berichtigung, dafs die fürstl. Häuser S. Coburg und Meiningen das Amt Römhild nicht mehr in Gemeinschaft besitzen, sondern das S. coburger Drittel, vermöge eines Umtausch-Recesses vom J. 1805, an S. Gotha überwiesen worden. Nach eben diesem Vertrage wurde auch der S. gothaische Antheil an dem Amte Themar (1806) an S. Coburg abgetreten, und die vormals bestandene Gemeinschaft aufgehoben.

Den Beschlufs des ersten Hauptabschnittes macht eine Beschreibung der Fürstenthümer Bamberg und Würzburg. Der Vf. gehet hier weit mehr, als bey den, zuvor nur den Namen nach, angegebenen Bestandtheilen des fränkischen Kreises ins Detail, indem er von der geographischen Eintheilung dieser zwey Fürstenthümer in Landgerichte, und von ihren physischen, gewerblichen, wissenschaftlichen und örtlichen Verhältnissen die wissenswürdigsten Nachrichten mittheilet.

Der *zweyte Hauptabschnitt* beschäftiget sich mit der Geschichte der fränkischen Lande von den ältesten Zeiten, oder vom J. 244 an, bis auf den presburger Frieden vom 29 Dec. 1805. Auch hier beginnt der Vf. mit einer historischen Einleitung, worin der Charakter, die Verfassung und Landescultur der deutschen Völker u. s. w. kürzlich geschildert und die vorzüglichsten Begebenheiten erzählt werden, welche auf die fränkischen Lande, hinsichtlich der Verbreitung der christlichen Religion, der Stiftung der Kirchen, der Landeseintheilung in Gaue, der Gesetzgebung u. drgl. m., nur irgend einen Bezug haben. Mit der Angabe des Vf. S. 142, dafs der *Nordgau* zu Ostfranken gehöret habe, ist Rec. nicht einverstanden, weil ersterer eine selbstständige und von Ost-

franken abgesonderte Provinz ausmachte, und seine eigene Verfassung hatte. Die Arnulfische Urkunde vom J. 889 (*in Eccard. Comment. de reb. Fr. Or. p.* 895) aus welcher wir sämtliche Gauen des östlichen Franziens kennen lernen, übergehet daher den Nordgau ganz mit Stillschweigen, und beweiset dadurch deutlich genug, dass diese grosse Provinz, deren Grenzen sich ohnehin bis an die Donau erstreckten, nicht zu Ostfranken gerechnet werden könne. — In den hierauf folgenden periodischen Abtheilungen der gegenwärtigen Schrift, nämlich von 1125 bis 1805, schränkt sich der Vf. bloss auf die Geschichte der Fürstenthümer Bamberg und Würzburg ein, ohne der Begebenheiten der übrigen Lande zu erwähnen, welche von ihm (S. 33) als Bestandtheile des fränkischen Kreises aufgeführt werden. Wir können also diesen *Grundriss*, der sich doch, nach dem Titelblatt zu urtheilen, über ganz Franken hätte verbreiten sollen, nicht für vollständig erklären. Von dem rühmlichen Eifer des Vfs. für die Erweiterung der fränkischen Länderkunde dürfen wir indessen wohl erwarten, dass er, bey einer zweyten Auflage, auch die Grundlinien der Geschichte der Fürsten- und Grafenhäuser, welche in Franken einheimisch waren und es zum Theil noch sind, nachholen, und dem Buche die nöthige Vollständigkeit verschaffen werde.

A. S.

PARIS, b. Buisson: *Voyage dans les quatre principales Iles des Mers d'Afrique, fait par ordre du Gouvernement, pendant les années IX et X de la Republ.* (1801 und 1802). *Avec l'histoire de la traversée du Capit. Baudin, jusqu' au Port Louis de l'Ile Maurice.* Par *T. G. B. M. Bory de St. Vincent*, Oficier d'Etat-Major etc. 1804. Tom. I. XVI und 412 S. Tom. II. 430 S. Tom III. 472 S. 8. Avec la Collection de 58 planches. gr. 4. 40 Francs (10 Thlr. sächs.).

Als junger Naturforscher begleitete der Vf. am Bord der Corvette *le Naturaliste* den Capitain *Baudin*, der damals von dem französischen Gouvernement bestimmt war, eine Entdeckungsreise in den indischen Ocean und das stille Meer zu unternehmen. Dass er ihm aber weiter nicht, als bis *Ile de France*, folgte, daran war der Schiffsbefehlshaber *Baudin* schuld, dessen Unwissenheit und Plumpheit hier mit lebhaften Farben, doch immer schonend, geschildert wird. Die naturhistorischen Anmerkungen, woran dieses Werk reich ist, betreffen *Ile de France*, *Bourbon*, gelegentlich auch *St. Helena*, die der Vf. auf seiner Rückreise nach Europa nur auf einige Tage besuchte; aber von der grössten und wichtigsten Insel des afrikanischen Meeres, *Madagascar* erwähnt er nichts. Und doch werden 4 Inseln auf dem Titel des Buchs genannt; wahrscheinlich hat er damit die canarische Insel *Teneriffa* gemeint, die er, im Gefolge seiner oben erwähnten *Beschreibung*, wie wir unten näher zeigen werden, hier in einer anschaulichen Darstellung liefert.

Das Werk ist in 25 Kap. eingetheilt. Dem letzten Bande ist ein Brief des Hn. *Hubert* des ältern, an den Vf. gerichtet, angehängt, worin derselbe einen neuen Ausbruch des Vulkans auf der *Reunions-Insel* (*Ile de Bourbon*) meldet.

Erster Band. I Kap. Der Vf. schifft sich zu Havre ein; von hieraus ward die günstige Reise bis Teneriffa, auf der die Equipage des Schiffs auch *nicht einen einzigen Fisch* sah, in 14 Tagen vollbracht. Im 2 Kap. wird diese Insel beschrieben. Die Beschreibung ist fast nur Wiederholung dessen, was der Vf. zuvor von den canarischen Inseln dem Publico mitgetheilt hat. 3 und 4 Kap. Reise von *Teneriffa* bis *Ile de France* um das *Vorgebirge der guten Hoffnung*. Mancherley naturhistorische Beobachtungen über verschiedene Gattungen Fische, dem Phosphoresciren des Meeres u. s. w. werden hier, wie die läppische Furcht des Capitains *Baudin*, wegen Annäherung der Schiffe beym Passiren der Linie, mit Beredsamkeit erzählt. Was der Vf. als einen lächerlichen Beweis von der Schiffsbefehlshabers-Unwissenheit wegen der *silbernen Magnetnadeln* anführt, wollen wir auf sich beruhen lassen. Das 5 Kap. enthält den Aufenthalt des Vfs. auf der Insel Frankreich. Mehrere Ursachen, weshalb verschiedene Glieder der Expedition daselbst zurückgeblieben sind, werden dem Capitain *Baudin* zur Last gelegt. Auch der Vf. befand sich unter jenen, welche unter dem Vorwande der Unpässlichkeit und weil sie die Schiffskost im indischen Ocean und des stillen Meeres nicht vertragen könnten, sich von der Fortsetzung der Reise trennten. Im 6 Kap. wird im allgemeinen eine kurze Beschreibung von dieser Insel und den mannichfaltigen Gegenständen, welche dieselbe dem Naturforscher darbietet, mitgetheilt. Der hier selten werdende Brodfruchtbaum ist zum Theil, wie der Vf. versichert, ausgeartet, und die gelben Fliegen sind dem Pflanzensammler und naturhistorischen Reisenden sehr nachtheilig. 7 Kap. *Reise nach der Insel Bourbon* (*Réunion*). Allerley Natur-Producte, Örter, Pflanzungen der Besitzer, Einwohner, ihre Sitten, bürgerliche Verfassung, Landwirthschaft u. s. w. werden umständlich beschrieben. *St. Denis*, der Hauptort dieser Insel, doch mehr einem Dorfe als einer Landstadt ähnlich, hat weder Palläste, noch Strassenpflaster; dagegen eine gesunde Luft und treffliches Wasser, das durch Waldströme oder Bäche dem Orte zugeführet wird.

Im *II Bande* 9 Kap. kommen für den Geologen manche interessante Bemerkungen vor. Der Vf. reiset von *St. Denis* nach dem *Mastflusse* (*Rivière du mât*), und versichert: eine Art wilder Kaffebäume brächte die Insel aus Naturtrieb hervor, und der Kaffebaum sey hier lange vorher einheimisch gewesen, ehe der ächte Kaffebaum aus Arabien hieher verpflanzt worden. Diese und andere Entdeckungen, dass z. B. der bourbonsche Kaffe weit unter der Güte des von St. Domingo sey, ist neu und auffallend. 10 Kap. Reise vom *Mastflusse* nach dem *Benedicts-Viertel*. Mehrere wichtige Bemerkungen über die Gewürznelken und den Muscatenbaum. Dass aber ein *einziger* Gewürznelkenbaum,

wie der Vf. versichert, in guten Jahren 125 Pfund Gewürznelken trage, ist wider alle bisherige Erfahrung. Die Naturforscher bezeugen einhellig, dass die gewöhnliche Erndte von einem solchen Baume jährlich 5 Pfund, selten 10 Pfund holländisch betrage. 11 Kap. Wanderung nach dem *grossen Teiche*. Der Vf. klagt, dass er in demselben weder Fische, noch in der umliegenden Gegend Wasserpflanzen angetroffen habe, welches ihn wundert. 12 Kap. Der Vf. besucht in botanischer und mineralogischer Hinsicht den *Ostfluss* und das *Kirchspiel St. Rose*. Von den Einwohnern des letzteren versichert er, dass ihre Schüchternheit und Mangel an Bildung sie von allen übrigen Insulanern unterscheide. Eine Menge vulkanischer Ausgeburten machten den Vf. auf verschiedene Dinge dieser Gegend aufmerksam, die er mit Interesse und Sachkenntniss im 13 bis 17 Kap. ausführlich beschreibt. Der feuerspeyende Berg, der in den angehängten Kupfertafeln fürchterlich schön abgebildet ist, soll so furchtbar seyn, dass es in dasiger Gegend keiner wagt, sich während seiner feurigen Entledigungen, ihm auf mehrere Stunden, und selbst im Zustand der Ruhe, nicht einmal den am wenigsten dampfenden Öffnungen zu nähern. Die Maassregeln, welche die Einwohner dieser Gegend wider die Annäherung des Berges von sterblichen Wesen treffen, werden hier mit vieler Theilnahme beschrieben. Auch der Vf. war zweymal in Gefahr, ein Opfer seiner geologischen Excursionen zu werden. Das 18 Kapitel enthält die Reise nach der *Caffern-Ebene*, auf der für den Naturforscher eine reiche Ausbeute angetroffen ward.

Dritter Band. 19tes Kapitel. Mehrere und wiederholte Reisen des Vfs. nach dem Vulcan. Ob die Reise, die Hr. *v. Clermont*, nach diesem Feuerauswerfer im J. 1768 unternahm, dergleichen dictatorisches Urtheil verdiene, als hier unser Vf. mit Verächtlichkeit fällt, wollen wir nicht entscheiden. Was würde Hr. *Bory* sagen, wenn man seine Aufschneidereyen, bey denen er sich oft fremde Beobachtungen zu Nutze macht, und ungebrauchte Schriften citirt, mit so strenger Kritik rügen wollte? — 20 — 23 Kap. Die zweyte Reise nach dem Vulkan und der Schneekoppe. Was der Vf. von dem Ursprunge und dem ersten Zustande der Insel Bourbon, nach *Büffons* Grundsätzen, gelegentlich beybringt, ist viel zu gewagt, als dass es den Beyfall unserer neueren Geologen verdienen könne. Wer kennt nicht die Meynung von *Büffon*, welcher die Planeten als abgerissene Stücke der Sonne betrachtet, die ehemals glüheten, und noch jetzt in ihrem Inneren ein Centralfeuer verbergen, das der gemeinschaftliche Ursprung und Mittelpunct aller Vulcane sey! — Des Vfs. Begriffe von der planetarischen Entstehung aller Weltkörper, und der der Erde und ihres Mondes, dreht sich nach allen Seiten um diese längst verworfene modificirte Hypothese des *Dascartes*. Hätte doch der Vf. *Sach. von Biberstein*, u. m. a., oder seinen gelehrten Landsmann *de la Place* gelesen! 24 Kapitel. Über die Wichtigkeit der französischen Besitzungen auf der Ostseite von Afrika, streut der Vf. lehrreiche Bemerkungen ein. Wenn er aber der fruchtbaren Insel Madagascar europäische Kolonisten wünscht, so lässt er beyläufig seine Landsleute den grössten Antheil daran nehmen, und versichert die Leser, nie würde die Handelswelt einen glücklicheren Zeitpunct erleben, als wenn Frankreich Madagascar, die indischen Inseln, und mit einem Worte: Land und Meer beherrschte. Mit dem 25 Kap. beschliesst der Vf. sein Werk, indem er seine Rückreise nach Europa beschreibt, bey welcher Gelegenheit er von der Insel *St. Helena*, auf der er einige Tage verweilte, einige fragmentarische, doch gute Bemerkungen macht.

Die animalische, vegetabilische und mineralogische Naturlehre und Naturgeschichte hat durch dieses im Ganzen sehr treffliche, obwohl mit Hypothesen hie und da überladene Buch, gewiss viel gewonnen; auch sind eine Menge naturhistorischer Entdeckungen in dem 58 Blätter starken Atlas, Karten und Kupfern abgebildet worden. Wir zweifeln daher nicht, dass wenn eine, mit sachkundigen Anmerkungen begleitete, deutsche Übersetzung von diesem Werke veranstaltet würde, dem Publicum ein wesentlicher Dienst geschähe.

M — son.

KURZE ANZEIGEN.

Philosophie. *Tübingen* b. Heerbrandt: *Versuch über die Seelenstärke* von *Jakob Friedrich Abel*, Prof. zu Tübingen. 1804. 218 S. 8. (16 gr.) Der Vf. hatte diesen interessanten Gegenstand schon vor mehreren Jahren in einer akademischen Rede und neuerlich in zwey akademischen Dissertationen behandelt, und entschloss sich nun, aufs neue die Sache von Grund aus zu untersuchen. — Doch da nach S. VI der Vorrede ein zweyter Theil folgt und er nur, nach Vollendung des Werkes gründlich beurtheilt werden könne: so wird Rec. ganz kurz den Plan dieser Schrift erläutern, und einige Bemerkungen hinzufügen.

Der Vf. legt zuerst eine ausführliche Deduction der Seelenstärke dar, und schildert diese so genau als möglich; dann beschreibt er nach derselben die einzig richtige und ächte Handlungsweise des starken Geistes, und setzt die Wirkungen und Folgen der letzten aus einander. — Rec. fügt hinzu, dass der Vf. diesem Plane treu geblieben; aber da dem Leser der Schrift daran liegt zu wissen, in welcher Ansicht dieselbe verfasst sey, so dient hiemit zur Nachricht, dass Kant und dessen Grundsätze die Elle sind, wonach gemessen ward. Im Allgemeinen kann man nun schon ziemlich wissen, was man hier finden wird. Mit Gründlichkeit ist der Gegenstand erörtert worden; möchte nur derselbe auch mit Leichtigkeit und Anmuth dargestellt seyn! Bey Schriften der Art, wo man populär ein Thema nicht bloss für den Philosophen von Profession, sondern auch für den denkenden und gebildeten Geschäftsmann verarbeitet, darf der letzte Vorzug nicht fehlen. Die Belege aus der Geschichte sind nur sparsam angebracht; dafür findet man mehr Raisonnement. Rec. glaubt, dass, so wie die Natur vom Besonderen zum Allgemeinen führt, man hier zuerst einzelne Beyspiele von Seelenstärke hätte entwickeln, sodann zu den daraus fliessenden Resultaten fortschreiten, und mit der allgemeinen Schilderung und der Deduction schliessen müssen. Dann könnte der Leser mit dem Autor leicht fortschreiten, und sich seine Begriffe von Seelenstärke, unabhängig von jeder Schulphilosophie, selber bilden. — Doch die Gründlichkeit des Vfs. lässt diese fehlenden Erfodernisse zu einem solchen Werke oft vergessen.

G. R. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 MAY, 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weidmanns: *Anacreontica, Graece:* recensuit notisque criticis instruxit *Frid. Henr. Bothe*, Magdeburgensis. 1805. 291 S. 8. (16 Gr.)

Diese Ausgabe ist mehr eine lyrische Blumenlese der Griechen, als Sammlung anakreontischer Lieder zu nennen: denn eines Theils ist nicht alles darin enthalten, was uns von Anakreon in griechischen Autoren erhalten ist; anderen Theils besteht ein Drittheil aus Bruchstücken anderer Dichter und Dichterinnen. Ein grosser Theil dieser Hymnen, Oden und Lieder sind aus Athenäus genommen. Hr. *Bothe* ist aber gerade das Gegentheil von dem würdigen Herausgeber der Deipnosophisten. Wenn Hr. *Schweighäuser* aus Achtung für die handschriftlichen Lesarten, mit Behutsamkeit die Verbesserungen des Textes aufnimmt, und bey aller Beschränktheit seiner metrischen Kenntniss, dennoch nicht selten glücklich die Wahrheit entdeckt: so setzt sich hingegen Hr. *Bothe*, im Vertrauen auf seine metrische Kenntniss, über alles hinweg, ändert sonder Zurückhaltung, und scheuet sich nicht, vom erhabenen Richterstuhle der Sylbenmessung herab seine gehaltlosen Verbesserungen als vortrefflich, elegant und einzig wahr anzupreisen. Niemand, äussert er in der Vorrede, hatte bisher den künstlichen Bau der anakreontischen Lieder durchschaut; und daher waren sie noch immer von Glossen und falschen Lesarten entstellt, welche den schönen Rhythmus zerstörten. Darum nahm er das Geschäft über sich, die Verse überall nach festbestimmten Regeln von ihren Schlacken zu reinigen, und fügte nach *Brunck's* Beyspiele noch andere Gedichte ähnlichen Inhalts hinzu, welche ihm in ihrer alten Ächtheit erhalten, oder befriedigend hergestellt schienen. Seine Anmerkungen beginnen daher mit einer Erklärung des anakreontischen Metrums, in welchem dasselbe, nach einigen Bemerkungen über die Vertauschung ähnlicher Versfüsse, auf einen *Choriambus dimeter catalecticus* ἰαμβίζων — ∪∪ — ∪ — ∪ zurückgeführt wird, worin gewiss Niemand einstimmt, welcher die besseren Erläuterungen *Hermanns*, und noch mehr eines *Voss* in der *Zeitmessung der deutschen Sprache* S. 207 ff. kennt. In den Anmerkungen findet man wenig Wahres, was neu, und wenig Neues, was wahr wäre: *Brunck's* dritte vermehrte Ausgabe der Lieder Anakreons (Strasb. b. J. G. Treuttel 1786. 12) diente ihm fast überall zum Muster, und bey dem saubern Drucke mangelt es doch an Druckfehlern nicht. Während Hr. *B.* Fehler findet, wo keine sind, und überall nach Willkühr ändert, wo ihm das Versmass verletzt scheint, ahndet er keine Fehler, wo sie von Anderen längst gerügt und verbessert sind. So schreibt er noch: Οὔ μοι μέλει Γύγαο, da doch Bentley zu *Hor. Od. II*, 17, 14 befriedigend gezeigt hat, dass man οὔ μοι μέλει τὰ Γύγεω lesen müsse. Es würde uns viel zu weit führen, alle die übereilten Behauptungen aufzuzählen, welche sich auf jeder Seite der Annotationen finden: wir beschränken uns nur auf einzelne Stellen, worin Hr. *B.* mit Hn. *Schw.* zusammen trifft. In der Ode, welche Hr. *B.* εἰς χρυσόν, Hr. *S.* in der Blumenlese zum Kebes besser εἰς τὸν Πλοῦτον überschreibt, und in deren zweytem Verse dieser für παρῆγε besser παρεῖχε liest, verwirft Hr. *B.* den 10 und 11 Vers als frostiges Einschiebsel, ohne das Überflüssige dieser Verse zu beweisen. S. 70 stehen die beiden Fragmente aus Athenäus X, 29. p. 427 a, welche auch Hr. *S.* in seine Blumenlese zum Kebes aufgenommen hat. Hr. *B.* scheint das zweyte Bruchstück als ein vom ersten verschiedenes Gedicht zu betrachten, und Hr. *S.* trennt beide, als ob zwischen beiden etwas ausgefallen sey. Allein das zweyte Bruchstück schliesst sich unmittelbar an das erste an, daher Rec. sowohl im letzten Verse des ersten Bruchstückes, als im ersten Verse des zweyten Fragments ἄγε δεῦτε liest. Die handschriftliche Lesart ὡς ἂν ὑβριστιωσαναδευτε βασσαρήσω, welche fast Jeder auf eine andere Weise zu verbessern gesucht hat, änderte Hr. *Schw.* im Athenäus also ab:

— — — ἀνυβριςὶ ὡς ἂν
ἀδεῶς τ' ἀναβασσαρήσω

wofür er in der Blumenlese besser ἀδεῶς τε βασσαρήσω schreibt. Hr. B. liest:

— — — — ὑβρίςιν ὥραν (sic)

und bemerkt dabey: „*Baxter*

ἀναδεύων, βασσαρήσω.
κυάθους, ὡς ἀνυβριςὶ
ἀναδεύων βασσαρήσω.

Quem sequitur Brunckius, nisi quod pro κυάθους *dedit* κυάθοις, *loci sensum obscurans. Ceterum quid h. l. valeat* ἀνυβριςὶ, *nemo facile dixerit.*" Eher möchte man fragen, was ὕβριςιν ὥραν ἀναδεύων bedeuten soll. Ὥσαν nach υβριςι scheint durch Wiederholung derselben Sylben vor υβριςι entstanden zu seyn, wodurch vielleicht Jemand andeuten wollte, dass nicht ὡς ἀνυβριςὶ, sondern ὡς ἂν ὑβριςὶ verstanden werden müsse. Rec. billiget aber diese Erklärung nicht, und liest:

Κυάθους. Ὣς ἀνυβριςί,
ἄγε δεῦτε, βασσαρήσω,

Ὣς steht für οὕτω, welches im Folgenden gebraucht ist. Der vorletzte Vers, glaubte Hr. *S.*, welcher die anakreontischen Verse für jambisch hielt, verstosse

hat, wollen wir die Leser verschonen, und dafür die Übersetzung jenes Skolions nach dem von *Grotefend* aufgefundenen Rhythmus hersetzen.

Strophe.

Herrlicher Reichthum ist für mich ein Gewehr und Schwert,
Und ein schöner dichter Schild zum Schirm des Leibes
Dabey pflüg' ich,
Dabey keltr' ich
Den süssen Wein von dem Rebenstock,
Dabey heiss ich Herr des Sklavgesindels.

Antistrophe.

Wer nicht Muth zu tragen besitzt ein Gewehr und Schwert,
Und den schönen dichten Schild zum Schirm des Leibes,
Der beuget sich
Fussfällig mir,
Und huldiget, als Gebieter mich,
Ja! sogar als grossen König grüssend.

Der erste Vers jeder Strophe besteht aus einem priapeischen Glykonius, und dem letzten Verse des von *Grotefend* hergestellten Skolien-Rythmus; daher man fast vermuthen möchte, dass auch die Priapeen als sinkende Ionier zu messen seyen. Weil *Jacobs* die Skolien im phaläkrischen Rhythmus noch nach der alten Versabtheilung übersetzt hat: so geben wir hier noch die Übersetzung, so wie *Grotefend* das Versmass bestimmt hat.

Nr. 1. Göttin Pallas Athene, Hauptgeborne!
Lass aufblühen die Stadt mit deinen Bürgern,
Von dem Gram' und Aufruhre befreyt,
Wie von den frühen Toden;
Du, o Vater, auch.

Nr. 2. Plutus Mutter Olympia besing' ich,
Dich, Demeter, in reichbekränzten Zeiten,
Und Proserpina, Tochter des Zeus:
Seyd uns gegrüsst und fördert
Das Gedeihn der Stadt.

Nr. 3. Einst in Delos gebar Latona Kinder,
Phöbus goldengelockt, den Gott Apollo,
Und des Waldes Hirschjägerin auch,
Artemis, die mit Hoheit
Bey den Frauen herrscht.

Nr. 4. Pan, Arkadiens hochgepriesener Herrscher,
Auf! du tönender Nymphen Tanzbegleiter!
In den Rundgesang frölicher Lust
Stimme mit mir und singe,
Io Pan! erfreut.

Nr. 5. Sieg erkämpften wir uns, wie wir es wünschten;
Ja! wenn irgend die Götter Sieg verliehen
Von der Pandrosos Tempel herab,
Brachten die Götter jetzt ihn
Von der Pandrosos.

Nr. 6. Wär's doch möglich, so wie ein jeder wäre,
Erst aufschliessend die Brust dem Ungeprüften
In das Herz zu schaun, schliessend sie dann
Jeglichen Freund zu kennen
Ungefälschten Sinns.

Nr. 7. Höchstes Gut für die Menschen bleibt Gesundheit,
Zweytes Gut, wenn sie schön an Bildung wurden,
Und das dritte reich ohne Betrug,
Aber das vierte, blühen
In der Freunde Zahl.

Nr. 10. Tragen will ich das Schwert im Myrtenzweige,
Wie Harmodius und Aristogiton,
Da ihr Muth den Selbstherrscher erstach,
Dann den Athenern Gleichheit
Der Gesetze gab.

Nr. 11. Noch, Harmodius, bist du nicht gestorben,
Nein! man sagt, in der Sel'gen Inseln seyst du,
Wo Achill der Schnellfüssige lebt,
Wo man den Sohn des Tydeus
Diomedes glaubt.

Nr. 12. Tragen will ich das Schwert im Myrtenzweige,
Wie Harmodius und Aristogiton,
Da ihr Muth den Selbstherrscher Hipparch
Bey Athenäens Opfern
In dem Pomp erstach.

Nr. 13. Ewig blühet gewiss der Ruhm im Lande
Euch, Harmodius und Aristogiton,
Die ihr kühn den Selbstherrscher erstacht,
Dann den Athenern Gleichheit
Der Gesetze gabt.

Nr. 22. Weh! Lipshydrion, du des Freunds Verräther!
Was für Männer erwürgtest du, die kämpfend
Für das Vaterland, muthig im Streit,
Zeigten, von welchen Vätern
Sie entsprossen seyn.

F — G.

KLEINE SCHRIFTEN.

Orientalische Literatur. 1) *Jena* und *Leipzig*, b. Gabler: *Auffoderung zum Studium der hebräischen Sprache und Literatur.* Zur Eröffnung seiner Vorlesungen von *W. M. L. de Wette*, Dr. der Philos. 1805. 32 S. 8. (4 gr.)

2) *Bamberg* u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Von der Wichtigkeit der hebräischen Sprache für den katholischen Theologen.* Von Dr. *J. J. Wagner* Prof. der Schulexegese und der orientalischen Sprachen an dem Lyceum zu Bamberg. 1806. 40 S. 8. (4 gr.)

Schon der Umstand, dass beide Vff. eine solche Auffoderung zu schreiben für nothig finden, ist ein trauriger Beweis von der Vernachlässigung eines Studiums, ohne welches es keinen wahren Theologen giebt. Noch mehr überzeugt man sich hievon, wenn man die Klagen selbst liest, worin beide übereinstimmen. „Es scheint, klagt Hr. *de Wette* S. 4, der Wahn sich immer mehr zu befestigen, dass das Studium des A. T. nicht sehr nothwendig für den christlichen Religionslehrer sey, und man scheint es mehr als eine sonderbare Liebhaberey mancher Gelehrten zu betrachten, die vielleicht durch äussere Umstände veranlasst, vielleicht von einem eigenen grillenhaften Hang zum Sonderbaren getrieben, sich darauf geworfen und Geschmack daran gewonnen, deren Lobpreisungen aber nicht viel Gehör zu geben sey. Besonders aber scheint man eine nicht geringe Scheu vor dem Studium der hebräischen Sprache zu haben, die schon mit ihren baroken Quadratfiguren den Lehrling abschreckt, und mit dem ersten Anfang des Lesens langweilt." Indem Hr. *Wagner* in diese allgemeine Klage einstimmt und den Hauptgrund der Vernachlässigung in dem verminderten Offenbarungsglauben findet, fügt er S. 5 noch folgendes hinzu: „Bey *katholischen Theologen* treten dabey noch ganz eigene Hindernisse gegen diesen Zweig des theologischen Wissens ein, die theils dem System, theils überspannten Begriffen von Autorität, theils der recipirten, mit weniger Schwierigkeit verbundenen Schulobservanz angehören." Nachdem er die nichtigen Vorurtheile von der *lateinischen Version* weiter auseinander gesetzt hat, fährt er S. 8 so fort: „der Katholik lege sich hier die Hand auf die Brust, und beherzige diese durch Erfahrung erprobte Thatsachen, die für die bisherige Methode des Bibelstudiums durchaus nicht empfehlend seyn können, und für die Nothwendigkeit eines zweckmässigeren Studiums der Grundsprachen nur zu laut sprechen."

Desto erfreulicher und lobenswerther aber ist der Eifer, womit beide sachkundige und einsichtsvolle Vff. ein träges Geschlecht für die gute Sache des hebräischen Sprachstudiums zu gewinnen und in Thätigkeit zu fetzen suchen. Beide Apologeten wetteifern mit einander, ihre Gründe so einleuchtend und überzeugend als möglich vorzutragen, beide sind ausgezeichnet durch Enthusiasmus, beide beurkunden ein nicht gemeines Talent der Darstellung, und beide schreiben in einer edeln und fliessenden Sprache. Dem Vf. von No. 1 gebührt der Vorzug, dass er das ganze theologische Studium aus einem höheren Gesichtspuncte aufgefasst, und die hebräische Sprache als ein Medium des Heiligen und Schönen in ganzer Fülle eines religiösen und ästhetischen Gefühls dargestellt hat. Beide Schriften verstatten keinen Auszug, verdienen aber von allen jungen Theologen gelesen, und nach ihrem wichtigen Inhalt sorgfältig beherziget zu werden.

N.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 MAY, 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

Magdeburg, b. Keil: *M. T. Ciceronis Academica, seu academicorum veterum disputationes de natura et imperio cognitionis humanae.* Emendata ad optimorum et exemplarium, et criticorum fidem, nexusque orationis auctoritatem; ac rerum imprimis ratione habita, illustrata studio *Fr. Hülsemann* Ph. D., Joannei Luneb. Rect. Soc. Lat. Jen. Sod. — 1806. XX und 611 S. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Die Academica, das schwerste unter allen Büchern Ciceros des Philosophen, zu emendiren und durch Erläuterung aus den Quellen beyderley Alterthums den Unsrigen in das Gedächtniss zurückzurufen, unternahm Hr. *H.* vornehmlich in der *Absicht*, *weil* er gemerkt hatte, es werde so wenig gelesen, dass seit achtzig Jahren die Kritik und Erläuterung desselben kaum um einen Nagel breit weiter gekommen. Er aber hat seit sechs Jahren alle philosophischen Bücher des Cicero zum besonderen und eigentlichen Studium genommen, eingeladen von der Wichtigkeit der Sachen, und folgend dem Beyspiel von Reiske, der 1761 *zur Probe* die Tusculanen hat auflegen lassen. Um der Sachen willen liest Hr. *H.* überhaupt die Alten (*nec minutias tum pulvisculo excutio S. VIII*), damit er seinen und seiner Zuhörer Geist nähre und, durch Vergleichung ähnlicher Griechen und Römer, obenhin auch der Neueren, der Wahrheit allmählich näher komme (*propior pedetentim accedere*). Das hat er ehemals an des Euripides Ion bewährt, wird es bald an dem Platon bewähren, und bewährt es jetzt an den Academicis. Diese zogen ihn immer vorzüglich dadurch an, dass sie eine Materie behandeln, die mit grösster Hitze von den neuesten Philosophen behandelt worden ist. Darum schrieb er sich einen historischen Commentar. Mühselig war die Arbeit: aber die verborgenen Reize, welche die Transcendental-Philosophie zu haben pflegt, lockten ihn unwillkührlich. Dann, in der Kürze, erzählt er von dem philosophischen Geiste: was der sey und suche; dass Cicero nicht Original sey; dass den wahren Weg zu des Cicero Erklärung Garve betreten habe: weil dessen Untersuchungen nicht den römischen Schriftsteller, sondern die Kunst oder Doctrin angehen; dass ein alter Autor aus sich selbst erklärt werden müsse, *ad rem breviter*, *ad sensum historicum uberius*; dass das Streben nach Wahrheit *erst* seit Platon, Aristoteles, Baco, Locke, Leibnitz, Hume und Kant begründet sey. Darauf von sich: wie er denen folge, welche die Worte des Autors berichtigen und historisch erklären, scholastischen Kleinigkeiten fremd; wie seine Arbeit eine Hülfe seyn solle zur Geschichte der alten Philosophie — *il tentar l'alte imprese è pur trofeo* tröstet Marino; — wie er deshalb die Aldina und andere alte Ausgaben mit den Daviesischen Auszügen zusammengehalten, vornehmlich aber auf Zusammenhang geachtet und auf Sprachgebrauch, um zu merken, wo Lucullus spreche und wo Cicero. Nachher, dass ein Unterschied sey zwischen der Ciceronischen und der neuen Art Philosophie vorzutragen; dass Cicero Neigung zeige zu rednerischem Schmuck; von Academikern und Stoikern. Endlich die Versicherung, der Leser werde nach Gebrauch dieser Ausgabe gestehen, dass sie ihm das Lesen des Werkes erleichtert habe, und den Kern vieler anderen enthalte.

Bis S. 52 gehen die Prolegomena. Deren erster Abschnitt handelt von den Büchern Ciceros des Philosophen. Nach wiederholter Ankündigung (*equidem, ut ingenue fatear, cordatis historiae philosophiae veterum amicis librum Ciceronis emendatiorem et ad rem illustratum propino S. 4*) soll, zur Beantwortung der Frage: *quod est illud proprium horum librorum?* und zu gehöriger und weiser Leitung des Studiums Ciceronischer Philosophie, geredet werden, erstlich von Cicero dem Philosophen, zweytens von des Cicero Philosophie, drittens von den Academicis. Etwas weit ausholend, damit nicht etwa von dem Consularen sogenannte metaphysische, speculative und transcendentale Erkenntniss gefodert werde, spricht der Herausg. von dem Culturzustande der Römer *primis imperii Romani rebus pullulantibus*, von Numa und Pythagoras, von der Gesandschaft des Karneades, Diogenes und Kritolaus, von des philosophischen Studiums allmählicher Verbreitung, von Ciceros glücklicher Anlage und blühender Einbildung im Knabenalter, von desselben Lehrern und endlichem Hinneigen zur Akademie, *quippe quae ejus ambitioni, naturae et dubitandi pruritui arridebat*, gerade wie bald nachher *agit compilatorem Cicero, ostentationis causa eruditionem philosophicam effundentem, a qua novissimis vitae annis animi sui tranquillitas pendebat*. Sodann zählt er die philosophischen Schriften des Mannes einzeln auf, nicht ohne diess und jenes zu bemerken, zu den Tusculanen z. B. dass sie *tantum non fugitiva manu* verfasst seyen, zu den Büchern *de divinatione*, dass sie aus der Geschichte des menschlichen Geistes erklärt werden müssen, zu denen *de legibus*, dass sie Bruchstücke seyen aus

den verlornen von der Republik, zusammengeleimt von einem Vater oder Mönch.

Der zweyte Abschnitt, *de rebus in libris Academicis Ciceronis enarratis*, lehrt, dass Liebe zur Wahrheit, wovon sich *sogar* in den ältesten Büchern, wie des Moses und Homerus, Spuren finden, zum Philosophiren entzünde, an Kunst indess oder System der Philosophie vor Aristoteles nicht zu denken sey: denn die aus dem Platon neulich ein System aufgestellt, seyen scharfsinnig verfahren und sorgsam, nicht aber im Geiste des freye Gespräche erzählenden. So werde man auch aus des Cicero Büchern kein einstimmiges System hervorlocken, wenn man auf des Cicero Absicht sehe: *aber* ein System der philosophischen Stellen (? *locorum*) des Tullius werde ein bloser Versuch seyn, *ad usum et rationem nostratium accommodatus*. Ob das folgende als solcher gemeint sey, weiss Rec. nicht: es folgt aber ein Weniges von dem Einfluss des Orients, von Orpheus und Melampus, von den sieben Weisen, zumal Thales und Anaxagoras, von Pythagoras und von Anderen. In den dreyhundert Jahren zwischen Sokrates und Karneades sey in der Philosophie mehr geleistet worden, als in den dreytausend Jahren vorher und den zweytausend nachher: der Grund sey die bürgerliche Freyheit. Das Mittelalter, als barbarisch, übersprungen, werden die neuen Philosophen gemustert, die Hr. *H.* gern zur Ferienzeit lieset: Baco und, mit dem *cogito ergo sum*, Cartesius, und Spinoza, der das Licht aller Natur angezündet, und, die auch in das Deutsche übersetzt sind, Leibnitz und Locke; sodann das beständige Licht deutscher Weisen, Kant, und das dreyzehn Jahre später zu Jena aufgegangene Gestirn, welches die Fäden der Kantischen Kritik umgewebt, Fichte, nebst dessen nicht unwürdigem Geleitsmann, dem geistreichen Schelling, so subtil an Scharfsinn, dass ihm wenige nachkönnen; ferner der neueste von allen, Bardili, und in gleicher Palaestra schwitzend, Reinhold und Bouterweck. Es wird kaum nöthig seyn zu erinnern, dass Rec. an dieser Charakteristik keinen Theil hat, sondern sie, mit wörtlicher Treue, nur darum referirt, weil sie, wenn nicht für die Charakterisirten, doch für den Charakterisirenden, wirklich charakteristisch scheint.

Im dritten Abschnitte giebt der Herausg. die Wort für Wort abgedruckten Stellen in den Briefen an Atticus, über die Einflechtung des Varro, für eine Geschichte des Textes, und eine dürftige Übersicht der Ausgaben — alle Vor-Daviesische haben auf Einer Seite Raum — für einen Unterricht über die Hülfsmittel der Erklärung. Den Ausgaben wirft er allen Verabsäumung der Sacherläuterung vor: auch die beiden deutschen Übersetzungen rühmt er nicht, verspricht aber eine eigene.

Im vierten endlich, von der Chronologie und Oekonomie der *Academica*, folgt er genau dem Franciscus Asulanus: eine Ausschreiberey, die dankbar zu erkennen ist, weil sie dem Leser wenigstens *die* Freude verschafft, einmal Latein zu lesen.

So bunt geschmückt ist der Vorhof: bunter, aber nicht reicher, das Innere. Mancherley Vorrath liegt da aufgeschüttet, alter und neuer, fremder und selbstbereiteter, in so wunderbarem Gemenge, dass Hr. H. selbst mitunter nicht hat unterscheiden können, was ihm und was Anderen gehöre. Im zweyten Buche z. B., §. 9. verspricht er, nach Anführung vieler früheren Vermuthungen, eine eigene: diese ist aber durchaus keine andere, als die, welche schon vor dreyhundert Jahren dem Muretus eigen gewesen ist; welchen Muretus er, um die Verwirrung vollzumachen, als *ähnliches* vermuthenden citirt. Im Ganzen aber ist des Eigenthümlichen recht wenig; die kritischen Noten unter dem Texte sowohl, als der abgesonderte Commentar, scheinen fast durchgängig die Frucht nicht selbstständiger Forschung, sondern rascher, aus den älteren Auslegern und den neueren Handbüchern der Geschichte der Philosophie, ohne viele Wahl zusammenraffender, Compilation.

Von der Wortkritik des Herausg. dürfte, so viel seltsames sie auch an den Tag bringt, billig seyn zu schweigen, da er selbst sie überall als den minder wichtigen und verdienstlichen Theil seiner Arbeit betrachtet: gerügt aber muss die Leichtfertigkeit werden, die, was sie nicht versteht, verschreyend, sich als höhere Kritik gebährdet. Gleich I, §. 6. *nostra tu — censent* wird nicht nur den verständigen Lesern als ein Kreuz der Ausleger aufgestellt, sondern auch in Klammern und Puncte eingezäunt. Eben so §. 8. *quae quo facilius — consecuti sumus.* Umklammert ist auch, als offenbares Glossem, §. 16 *quae quum diceret — intelligi potest.* Darauf, §. 17, wird geradezu ein Pseudo-Cicero entlarvt, mit dem — gesperrt gedruckten — Bedeuten: *subvereor, ut in libris de legibus et Tusculanis, nos in hodierno textu Academicorum habere epitomen jejunam patris cujusdam secundi vel quarti seculi ex aera christiana*, und mit dem Versprechen, diess bey vielen Gelegenheiten vielfältig zu erinnern. Das Versprechen wird gehalten. Schon §. 24. (*nihil est enim — cogatur*) verräth sich wiederum die Maus, *h. e. apertus Pseudo-Cicero*, durch eigenes Pfeiffen; auch §. 28. (*illa vis — diximus*) wo bedauert wird, so oft von dem Schalke reden zu müssen. §. 29 wurde bisher die Ewigkeit der Welt, dem gemeinen Menschenverstande ziemlich genügend daraus bewiesen, dass nichts stärkeres vorhanden sey, das die Welt zerstören könnte (*nihil enim valentius est, a quo intereat*): Hr. *H.* aber erwartete sie daraus bewiesen, dass nichts stärker ist als das, wodurch es zerstört wird (*nihil enim valentius est eo, quo intereat*), und die Täuschung so gegründeter Erwartung legt er einem *compendiarius monachus* zur Last. Demselben fällt das ganze neunte Kapitel anheim, und, wie es scheinen will, beyläufig auch das dritte und vierte Buch der Tusculanen, *siquidem ex sterilitate narrationis brevissimae conjectare ad auctoris ingenium licet;* demselben §. 44. *et veluti amantes — esse dixerunt.* Im zweyten Buch wird §. 5. wegen leeren Wortgeklingels, für einen Rhetorenflick erkannt; zu §. 22 aber erinnert: *heic vestigia sunt (per utrum-*

que librum) monachi docti, qui pro lubitu manum Ciceronis amplificabat, aut amputabat luxuriantes ramusculos sibi visos. Ferner wird §. 26 gestraft *monachorum αμουσων (sic) inscitia*, wodurch diese Bücher voll seyen *negligentiarum stili Ciceroniani: talia suo loco monemus, lectione Ciceronis permulta admoniti, et ad veritatem lectionis Ciceronianae aliquid facturi.* Gleichermaſsen §. 27 und 52: *qui Ciceronem mutilum reddere nobis voluit bonus monachus medii aevi,* mit Verwunderung über den *alten* Ernesti, der den Mönch nicht herausgehört; und §. 58: *is qui Ciceronis manum corrigendo, supplendo, transponendoque depravavit, haec scripsisse putandus est, monachus fuerit seu pater ecclesiasticus.* Deutlicher zu Ende desselbigen Paragraphen: *mihi Augustino plura sub Ciceronis nomine venditata scripta philosophica deberi videntur.* Vgl. §. 70, 79, 118: *tota haec paragraphus est serioris manus. Similes laciniae serioris manus sunt in Tusculanis, quas alias aperire conabor, nisi* (welch ein Ansinnen!) *vir acutior et harum literarum quummaxime princeps hoc in se ante recipiet.* Und warum das alles? Weil es dem Hn. *H.* also gefällig ist. Gründe finden wir nur einmal versucht, zu Anfang des zweyten Buches. Hr. *H.* erinnert da, wie die Wortkritik vieles zu berichtigen und zu erläutern habe, weil die Fahrläſsigkeit der Abschreiber den Text mit neuen Wörtern und Gedanken bereichert, sey es, daſs sie die ächten, *ex artis notione* gebrauchten Wörter nicht faſste, oder daſs sich einer in der neuen Schreibart wunderlich gefiel; eben so habe die höhere Kritik mehreres, was sie, gemäſs der Sache selbst, die dem Gedankengange und Sprachgebrauch zuwider sey, ausmerzen und würgen müsse (*notet et litura jugulet*): und verhängt solche Würgung sofort über das ganze Prooemium. Aus zweyerley Ursachen: wegen rhetorischen Wortgeklingels und historischer Fehler. Diese bestehen darin, daſs Cicero, wie schon Petrus Faber bemerkt hat, bedeutende Umstände aus dem Leben Lucullus auf andere, ja auf entgegengesetzte Weise erzählt, als Plutarchus, Appianus und — de Brosse. Wem zu glauben sey, dem Zeitgenossen und Freunde, der, hoher Wahrscheinlichkeit nach, das Wahre wissen muſste, auffallend Falsches aber nicht schreiben durfte von einem Manne, dessen langes, zu Hause und im Felde glänzendes Leben, wie es kurz zuvor allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte, so noch damals in frischem Andenken schwebte, oder den um Jahrhunderte späteren Geschichtsammlern — den Franzosen lassen wir — deren Quellen wenig bekannt sind, und deren Glaubwürdigkeit eben darum Zweifeln unterliegt: diese Frage, die Vielen sich selbst zu lösen scheinen mag, kann bey dem Mangel anderweitiger historischer Autorität, da beide vorhandene einander zum mindesten aufwägen, so daſs nicht weniger billig wäre, den Plutarchus und Appianus zu verwerfen wegen Widerspruchs gegen den Cicero, als den Cicero wegen Widerspruchs gegen den Plutarchus und Appianus, auf historischem Gebiet schwerlich gelöset werden, wie sie denn auch Hr. *H.* nicht gelöset, sondern zutappend zerhauen hat (*At Cicero cum Lucullo vixit, et ex ore ipsius haec habuit? Scilicet hoc nobis laborat persuadere Pseudo-Cicero!*): auf das Rhetorisch-ästhetische aber hat sie Hr. *H.* hinübergespielt, und nichts weiter. Denn erwiesen hat er den Vorwurf leeren Geklingels keinesweges. Was er im Einzelnen tadelt — nach *doctrina* fodere die strenge Schreibart des Cicero *qui* eingeschaltet, und *quos legisset* könne nicht etwas Ähnliches bezeichnen mit *de quibus legisset* — ist so unhaltbar, daſs dabey nicht verweilt werden kann. Daſs ihm aber ohne Beweis geglaubt werde, ist er billiger Weise zu verlangen nicht berechtiget, ehe er gezeigt hat, er verstehe zu schreiben.

Den Commentar eröffnet eine weitläuftige Inhaltsanzeige, von Paragraph zu Paragraph fortgeführt, die aber dennoch bey der Erklärung der einzelnen Paragraphen wieder aufgenommen und noch mehr geweitet wird. Der Eingang wird mit dem Platonischen in den Charmides verglichen, der deſshalb beynahe ganz hergesetzt ist. Von solchen, so gedehnt nur anging, ausgeschriebenen Citaten ist auch die folgende *illustratio rerum et sententiarum* ein Gewebe, durchflochten mit dürftigen Sprachbemerkungen, die meist aus dem Wopkens nachgeholt sind, und mit historischen oder gar philosophischen, deren ein nur mittelmäſsig gebildeter Leser eben sowohl wird entrathen können. So wird zu Kap. 1. von der sokratischen Philosophie geredet: daſs Sokrates zuerst die Wissenschaft des guten Gewissens (*bonae mentis s. conscientiae recte factorum disciplinam,*) vorgetragen habe, daſs er mit jungen Leuten umgegangen sey, z. B. mit Theaetetus, daſs aus seiner Schule Speusippus, Xenophon, Platon und andere hervorgegangen. Zu Kap. 2 über des Varro Werk *de lingua Latina* und über den Libo, aus dem Turnebus; aus eigenem Schatze die, nicht recht begreifliche, Bemerkung, daſs die Römer, die nur *griechische* Philosophen lesen mochten, *ihrem* Gaumen wenig getraut haben müssen, (*palato suo parum tribui posse autumabant,*) und eine Vergleichung gewisser neulichen Philosophen mit dem Amafanius und Rabirius, der allzu systematischen mit den ganz unsystematischen; dazu eine halbe Seite aus den Tusculanen, die hoffentlich jeder Leser im Stande gewesen wäre nachzuschlagen. Ähnliche Citate werden über den Epicurus ausgeschüttet, um zu zeigen, daſs man ihn gelobt und getadelt habe: aus dem Lucianus, aus der Anthologie zwey Epigramme, aus dem Sextus Empiricus, den Hr. *H.* gerade zu rechter Zeit neulich zu lesen bekommen (S. 361) u. s. w. S. 342 — 344. Mit zwey Epigrammen und mehreren Citaten wird auch Democritus geehrt. S. 347 ist wieder eine halbe Seite aus den Tusculanen abgedruckt, und fast eine ganze aus dem Isokrates, beide zum Lobe der Philosophie. S. 350 — 352 spricht Turnebus über der Römer freye Art zu übersetzen: S. 354 Garve, und zwar wiederum über die sokratische Lehrart, die, wie Hr. *H.* erinnert, aus den Xenophontischen Memorabilien und aus dem Platon bekannt ist. S. 356 ist von Platon zu lernen, daſs er systematische Ordnung noch nicht gekannt hat, *sondern* philosophische Ideen gleichsam gesäet, die du indeſs, nach deiner Fassungskraft, in Ordnung brin-

gen musst, wie Tennemann, *ad Kantii modum*, vortrefflich gethan hat. S. 357 von dem Speusippus, was nämlich Faber von ihm hat. S. 358 von Aristoteles, dem Fürsten aller alten Philosophen, und von dessen Vollender, Kant: beider Ruhm werde ewig fest stehen: *denn*, was neulich gelehrt worden, sey mit ihrem System nicht zu vergleichen. S. 359 zu *sus Minervam* die Belehrung, dass der Minerva die Poeten die Obhut über Künste und Geister beylegen, die Saue aber das schmutzigste und ungelehrigste unter allen Thieren sey, *wie Plinius bezeuget*. S. 361 wieder eine halbe Seite aus dem Seneca, und 368 aus dem Sextus Empiricus; 373 eine ganze aus dem Timaeus mit hinzugefügter Übersetzung, 376 aus Bardili, und, französisch, aus Voltaire, 415 — 417 aus H. Stephanus, u. s. w.

Von S. 567 folgen Nachträge, und zwar zuerst epikritische. Nach der Vorklage, dass die Academica eine Palästra seyen, wo auch der erfahrenste und scharfsinnigste Kritiker Plage und Schweiss und vergebliche Arbeit genug finden werde, so dass an sichere Berichtigung nicht gedacht werden dürfe, indem die historischen Beweise zweifelhaft seyen, der Sprachgebrauch aber *non ad unguem exasciandus*, wiederholt Hr. H, mit bescheidener Selbstwürdigung (*equidem, modeste viam veri persequens, heic offero symbolas utilissimas ad penitius hos libros intelligendos*), seine Lieblingshypothese: dass wir aus dem ächten Catulus und Lucullus nur eine Epitome übrig haben, zum Behuf dialektischer Vorlesungen für Mönche, und mit so geringer Kunst gemacht, dass die recht genau lesende Nachwelt sich verwundern werde, in welcher Absicht doch (*quo tandem consilio*) dergleichen für ciceronisch habe angesehen werden können. Verwundern wird sich, hoffen wir, schon die Mitwelt, wie doch Hr. *H.* dergleichen für unciceronisch ansehen könne, aus so unvermögenden Gründen, als die sind, welche er hier nachliefert: nämlich der, dass Stellen, die mit anderen späterer Schriftsteller einige ungefähre und weit entfernte Ähnlichkeit haben, aus diesen späteren knechtisch und augenscheinlich nachgeahmt seyen (wiewohl er auch solcher Stellen nur zwey aufbringen kann, die eine 2 §. 5 *ac vereor interdum, ne talium personarum, quum amplificare velim, minuam etiam gloriam* verglichen mit der Lucianeischen (*Rhetor. praeceptor.* §. 21) γελοῖον γὰρ ὑπὲρ τοιούτου ῥήτορος ἐμὲ ποιεῖσθαι τοὺς λόγους, φαῦλον ὑποκριτὴν ἴσως τῶν τοιούτων καὶ τηλικούτων, μὴ καὶ συντρίψω που πεσὼν τὸν ἥρωα, ὃν ὑποκρίνομαι und (!) der Sallustischen (13. Cat. 3) *ac mihi quidem, tametsi haudquaquam par gloria sequatur scriptorem et auctorem rerum, tamen imprimis arduum videtur scribere;* die andere 2. §. 65 *nisi ineptum putarem in tali disputatione id facere, quod, quum de re publica disputatur, fieri interdum solet, jurarem per Jovem deosque Penates* wieder mit der Lucianeischen (*de hist. scrip.* §. 26) καὶ πρὸς χαρίτων! μηδεὶς ἀπιστήσῃ τοῖς λεχθησομένοις. ὅτι γὰρ ἀληθῆ ἐστι, κἂν ἐπωμοσάμην, εἰ ἀστεῖον ἦν ὅρκον ἐντιθέναι συγγράμματι), und der, dass die Wörter *empirici* und *ejusdemmodi*, und die Redensart *dogma prodere* (zwey vornehmthuende etc. kommen hier etwas zu frühzeitig) ihm nicht von Cicero herzurühren scheinen, da doch jedes gute Lexicon diesen Schein zerstreut hätte.

Darauf, gleichsam um auszuruhen von der Anstrengung des Argutirens, sinkt Hr. *H.* zurück in die Bequemlichkeit der Compilation. Er schreibt anderthalb Kapitel aus dem Cicero ab, 7 S. (S. 573—580) aus Chapman's chronologischen Untersuchungen; 2 aus Davies Vorrede, den Titel der Ausgabe von Alter, eine Recension der Ernestischen Ausgabe in der *Bibliotheca critica*, mancherley (bis S. 604) aus Goerenz, Gessner und Castillon, darunter ganze Seiten französisch.

Kürzer fasst er sich in den *epexegetischen Recensionen*. Sie schliessen, was wohl wenige erwarten, mit dem Lobe der neuesten Reisen des D. *Gall*. Was aber an dem Manne gelobt wird, ist dieses: *Vir ingeniosissimus loquitur, et operam dat ingeniosis veri amicis, et, nisi in omnibus, certe in re summa sincque salutari laudandus est. Ceterum sedem propensionum animi et affectuum fixam in cranio merum lusum ingenii puto, quod, ut poeticos lusus, ingenio condonandum censeo.* Zuletzt sind einige Schriften über die Schädellehre mit vieler Genauigkeit verzeichnet. — Den Styl des Herausgebers glauben wir in unseren Auszügen kennbar gemacht zu haben; in seiner Sprache zeigt sich eine Deutschheit, die wir lieber durch Fleiss und Gründlichkeit bewiesen sähen. Denn wen kann erfreuen zu lesen *curam in studium collocare; rationem cum experientia inimicam; non sapit Ciceronis stilum, nedum Latinitatem; ad correctionem suadet; sentiebat neglectam fidem, qua mederi voluit; quin dici possit, dubito; incipit cum laudibus*, und vieles Ähnliche!

Δμ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Kopenhagen* b. Seidelin: *Beschreibung eines neuerfundenen Stubenofens, der im Ersparen des Brennholzes alle gewöhnlichen übertrifft*; durch *P. Floberg*, vorigen Besitzer des Sognethalischen Eisenwerks in Norwegen. Übersetzt durch *C. F. Primon*, Translateur. 1802. 87 S. nebst 1 Kpf. (10 gr.) Der Vf. schickt der Beschreibung seines Ofens ein passendes, auf eine richtige Theorie der Erwärmung und der Raucherkältung sich gründendes Urtheil über die bisher in Dänemark gebräuchlichen, und von Zeit zu Zeit verbesserten Oefen voraus; und giebt hierauf sein Raisonnement über die nöthigen Eigenschaften, welche ein wirklich holzsparender Ofen haben soll. Er sucht dieselben in der dünnen, leicht zu erwärmenden Masse des Ofens, in seiner Oberfläche, und in der Oberfläche der Rauchröhren, neben anderen weniger bedeutenden Umständen. Sein Ofen ist übrigens ein Kasten von Eisenblech, dessen Grösse sich nach der Grösse des durch ihn zu erwärmenden Zimmers richtet, in welchem das Holz auf einer besonderen, den Luftzug begünstigenden Vorrichtung liegt, und von welchem aus der Rauch durch eine Continuität verticalstehender Röhren geht, die unten von einem über dem Feuer unmittelbar befindlichen Dampfkasten ausgehen, und oben in einem schönen kuppelartigen Aufsatz sich enden; von wo aus auch der Rauch seinen Ausgang, durch einen ihn erwärmenden Rauchkasten, nach der Esse nimmt. Dieser Beschreibung sind mehrere Atteste über die Wirkung des Ofens beygefügt: aus welchen ersichtlich wird, dass derselbe nur ein Drittel bis eine Hälfte des Holzes consumire, welches sonst in den gewöhnlichen Öfen zu gleichem Zweck verbraucht wird, und dass dabey keine Feuersgefahr zu befürchten ist, auch wenn er überheizt werden sollte. Nur hat dieser Ofen wie alle anderen, welche schnell erwärmt werden, den eigenen in der Natur der Sache gegründeten Nachtheil, dass er bald erkaltet, und deswegen eines mühsamen Holznachlegens immer bedarf. M. F. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 MAY, 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

Halle, b. Kümmel: *M. Tullii Ciceronis opera philosophica* ex recensione Jo. Davisii et cum ejus commentario. Edidit *R. G. Rath*. Tom. III. 1806. XLII und 396 S. 8. (1 Thlr. 10 gr.)

Auch unter dem Titel: *M. T. C. Academica* ex rec. I. D., cum ejusdem animadversionibus et notis variorum. Accedunt Gruteri et editoris notae.

Auch diesem dritten Bande des aufgefrischten Daviesischen Cicero hat Hr. *R.* eine Reihe eigener Bemerkungen mitgegeben, vornehmlich — *iterum hoc dicendum est, S. V* — um seinem Verleger zu genügen, nebenher, um die Stimme der Kenner zu vernehmen. Ein Gelehrter, vom Buchhändler genöthiget drucken zu lassen, was er selbst schwerlich des Drukkes werth achtet (*me fatentem habes, me, quanquam sua quemque delectare solent, in paucissimis tamen ne mihi ipsi quidem satisfecisse* S. XXXVII ist ohne Zweifel bescheidener gemeint, als ausgedrückt) — ein solches hat so vielen Anspruch auf Mitgefühl, dass wir uns verpflichtet glauben würden, den aus der unbilligen Zumuthung erwachsenen Schaden, soviel an uns ist, ihm mindern zu helfen, müssten wir nicht, nach der Erklärung S. XXXVIII (*ceterum, fremant lividi, quum jam provecta aetate sim, — strenue in opere suscepto pergam*) besorgen, mit solcher Hülfe ihm selbst ungelegen zu kommen, ja wohl gar uns den Vorwurf der Bleich- und Scheelsucht zuzuziehen. Da uns nun weder mit dem einen noch mit dem anderen gedient seyn würde, so wollen wir lieber kurzweg verweisen auf das Urtheil, das diese A. L. Z. schon früher (1806. Nr. 49. 50) über die *Rathische* Art, Kritik zu treiben, gefällt hat, und nur, dass sie dieselbe geblieben, die Subsumtion also statthaft sey, an einigen Beyspielen zeigen.

S. 11 also, B. I, §. 6 (*nostra tu physica nosti, quae quum contineantur ex effectione et ex materia ea, quam fingit effectio; adhibenda enim geometria est*) scheint so viel klar, dass, wer aus Davies Codd. *quum* aufnimmt, auch aus Aldus Conjectur *etiam* für *enim* aufnehmen müsse, wenn nicht, wie schon Ernesti bemerkt hat, ein unerklärliches Anakoluthon entstehen soll. Hr. *R.* verkennt das nicht ganz: aber er weiss noch zwey andere Auskünfte. Entweder, unterscheidet er, enthalten die Worte *adhibenda enim geometria est* den Nachsatz, und dann könne man *enim* erklären *etiam* (d. h. ein x machen für ein u), oder sie enthalten den Nachsatz nicht, und dann solle man *quae quum — effectio* in eine Parenthese schliessen (d. h. Worte, die durch Relativum und Conjunction unverkennbar als Vordersatz eingeführt werden, selbstständig hinstellen als vollendeten, in sich beschlossenen Satz). S. 75, B. II, §. 6 sagt Cicero, *si quodam in libro vere est a nobis philosophia laudata*. Dass dies gewisse Buch der bekannte Hortensius sey, wissen jetzt alle, die es angeht, und wussten damals viele; aber warum muss man denn von dem bekannten immer als von bekannten sprechen? oder warum darf man nicht, eben der Bekanntheit wegen, genaue Anführung sparen? Hn. *R.* befremdet, was sonst natürlich scheint. Er weiss nicht, ob von einem so bekannten Buche gesagt werden dürfe *quodam in libro*, und weil nun einige alte Ausgaben den Schreib- oder Druck-Fehler *quondam* bieten, so nimmt er Gelegenheit, *freymüthig zu sagen was er denkt*, und denkt, man möge aus *de divin. II.* 1 ergänzen *quondam in libro, qui est inscriptus Hortensius* (hätte er wenigstens noch das dortige Pronomen vor *libro*, das kaum entbehrliche mitgenommen). Indess sind beide Stellen verschiedener Natur. Dort giebt Cicero ein Verzeichniss seiner Schriften, und in einem Verzeichniss will sich freylich nicht schicken, ein *gewisses* Buch aufzuführen, und wieder ein *gewisses* Buch u. s. f.: hier aber, wo Cicero alles Persönliche zu entfernen sucht (— *dicerem, nisi de me ipso dicendum esset; quod hoc tempore non est necesse.* Cap. 1. *extr.*) konnte er sich füglich mit der leisesten Andeutung begnügen.

Bald nachher S. 80, §. 9, ist längst anerkannt, dass die gemeine Lesart (*nam quod dicunt, omnia se credere ei, quem judicent fuisse sapientem, probarem, si id ipsum judicare potuissent; — sed ut potuerunt, omnibus rebus auditis — judicaverunt; aut ad unius se auctoritatem contulerunt*) die richtige nicht sey; unter den Versuchen zur Berichtigung scheint der sinnreichste und leichteste des Muretus *ut potuerint*, an. — Dieses *an* ergreift der Herausg; *ut potuerint* aber, welches auch Lambinus vorschlug, will er lieber nicht zu verstehen bekennen, als widerlegen. Wir finden das klug und billig, aber wir bekennen auch unserer Seits, nicht zu verstehen, wie man sich unterfangen könne, den Cicero zu ediren, ehe man gelernt, was *ut potuerint* heisse. Er setzt dafür *haud potuerunt*. Wogegen wir zweyerley erinnern: erstlich, dass dieses *haud potuerunt* höchst unnöthig ist, da die Negation schon in der vorhergehenden Hypothese deutlich genug liegt; und zweytens, dass durch dieses *haud potuerunt* die Periode so kläglich aus ihren Fugen ge-

riſſen, und das *omnibus — contulerunt* ſo weit aus allem Zuſammenhang herausgeworfen wird, daſs nur ein Anfänger im Schreiben, nicht aber, der bis jetzt in dieſer Kunſt für einen Meiſter gegolten hat, Cicero, ſo wider Logik und Periodologie fehlen könnte.

Mit gleicher Willkühr wird der grammatiſche und logiſche Zuſammenhang S. 204. §. 101 geſtört. *Movetur mente*, heiſst es da von dem Weiſen, *movetur ſenſibus, ut ei multa vera videantur, neque tamen habere — percipiendi notam:* vieles hält er für wahr, ohne ſich darum einzubilden, er ſehe es völlig ein. Unter dem *neque* vermuthet Hr. R., liege *nego* verſteckt, und das zieht er hervor. So unterbricht er alſo die Reflexion des Dargeſtellten höchſt unziemlicher Weiſe durch das Urtheil des Darſtellenden, und beraubt den Infinitivus *habere* ſeines Subjectes. Auf das σχῆμα πρὸς τὸ σημαινόμενον, wodurch aus dieſem erbettelten *nego* wieder *ajo* herausgenommen werden ſoll, um das folgende conſtruiren zu können, verzichten wir willig, indem wir mit dem Einen *videantur* uns zu behelfen wiſſen.

Auch S. 107. §. 26 ſtatt *quid quod, ſi iſta vera ſunt, ratio omnis tollitur*, will der Herausg. geleſen wiſſen *ſi iſta vera non ſunt*, vermuthlich weil vorhergeht, *quod ſi aliquid aliquando acturus eſt, neceſſe eſt, id ei verum quod occurrit, videri.* Aber jenes *verum* und dieſe *vera* ſind nicht derſelben Art: jenes praktiſcher, dieſe theoretiſcher, nämlich die Leugnung der κατάληψις ſammt den daraus flieſsenden Folgerungen. Beides in einander zu wirren, verdreht den Gedanken und beleidiget die Sprache. Das förmliche *quid quod* iſt gar nicht geeignet, das bereits gegebene auszuführen, aber wohl, wie auch längſt, und zu eben dieſer Stelle, bemerkt iſt, neue Gründe anzuknüpfen. Und in *iſta* liegt bekannter Maſsen die Beziehung auf den Gegner, hier den Philo. Und S. 190, §. 90: *qui magis haec crederet, ſi eſſent, quam credebat, quia videbantur.* Niemanden iſt eingefallen hier anzuſtoſsen, und einem richtigen Auge ſollte auch allerdings ſchwer fallen, den Stein des Anſtoſses zu entdecken. Aber Hr. R. ſchreibt *quae videbantur*. Unnütz und, was ſchlimmer iſt, falſch. *Quae* würde auf den Gedanken bringen, die Dinge *quae videbantur* ſeyen andere als die *haec:* aber offenbar ſind es dieſelben. Daſs §. 89 geſagt iſt *quisquam ſaniſſimus tam certa putet, quae videt, quam is putabat, quae videbantur?* beſtätiget unſere, nicht des Herausg. Anſicht.

S. 133, §. 47 (*exponam — generatim argumenta eorum, quoniam ipſi etiam illa ſolent non confuſe loqui*) meint der Herausg., *confuſe* bilde keinen Gegenſatz gegen *generatim*, und ſchreibt *fuſe*. Hätte er, ſtatt etwa einer landüblichen Überſetzung der Worte zu folgen, gewuſst, oder, wenn nicht anders woher, aus Erneſti's Clavis gelernt, daſs *generatim* bedeute *ſecundum genera, rebus ad certa genera revocatis*, ſo würde er ſich enthalten haben, den befürchteten Anſtoſs zu geben, in der Meinung ihn zu heben.

Aus ähnlicher Quelle flieſst eine ähnliche Verirrung S. 180, §. 81: *quod haud ſcio an non poſſis.* Selber gewohnt, *neſcio an haud ſcio an*, in der Bedeutung zu brauchen, die eine wörtliche Überſetzung in das Deutſche ergiebt (S. XV. XXXIV), meint der Herausg., auch Cicero müſſe es ſo gebraucht haben, und die angeführten Worte bedeuteten alſo: *credo te rationem inventurum eſſe.* Da aber das nicht hieher gehört, ſo ſtreicht er, *invito Erneſtio, cum Clerico*, die Negation. Es bedarf hoffentlich keiner Erinnerung, daſs die Prämiſſe falſch iſt, und die Folgerung nicht minder.

S. 181, §. 82 (*ſed ab hoc credulo qui nunquam ſenſus mentiri putat, diſcedamus; qui ne nunc quidem, quum ille ſol, qui tanta incitatione fertur, ut celeritas — ne cogitari quidem poſſit, tamen ſtare nobis videtur*) möchte Hr. R. alſo leſen: *qui ne tum quidem, quum ille ſol, quanquam — fertur, ut — poſſit, tamen — videtur.* Nun aber ſpricht Cicero klärlich von der Sonne, die ihm in dem Augenblicke leuchtet, da er ſpricht (§. 127 *ipſe enim hic radiatus me intueri videtur*), wie kurz vorher §. 80 und 81 von Villen, die ihm auf ſeinem momentanen Standpunct ſichtbar ſind, von jenem Schiffe, das gerade jetzt vorüberfährt, von Fiſchen, *qui nunc quidem ſub oculis ſunt.* Dieſen Anſchein der Improviſation, um welchen, als das einzige von Platoniſcher Mimik ihm erreichbare, Cicero überall in ſeinen Dialogen ſich Mühe giebt, zerſtört die Änderung; was ſie an die Stelle ſetzt, beweiſet ſo unendliche Scharfſichtigkeit, als kaum Glauben finden dürfte. Denn wer da ſchreibt, *tum quum ſol ſtare videtur*, muſs nothwendiger Weiſe wahrgenommen haben, daſs die Sonne nicht immer zu ſtehen ſcheine, wie es den übrigen Sterblichen vorkommt, ſondern nur zu beſtimmten Zeiten; das aber wahrzunehmen, muſs man ſchärfer ſehen als jener *neſcio qui, qui in ſcholis nominari ſolet, qui mille et octoginta ſtadia quod abeſſet, videbat* (§. 81). Bis ſolche Wundergabe erhärtet iſt, halten wir feſt an dem natürlichen *nunc*, finden auch *quanquam* höchſt unnöthig, da ja *quum* mit dem Conjunctive dieſelbe Kraft hat: *ungeachtet die Sonne, ungeachtet ſie läuft, zu ſtehen ſcheint*, wird ja, hoffen wir, ſelbſt dem geduldigen deutſchen Ohre unleidlich ſeyn. Dem des Hn. *R.* freylich, beſorgen wir, nicht: getraut er ſich doch zu meinen, ſtatt ſeines *quamquam — fertur* könne auch *quum — feratur* geleſen werden, *quum ille ſol, quum — feratur, videatur.*

Endlich, — denn zum Ende zu eilen wird hier erlaubt ſeyn — von den Worten (S. 243. §. 125) *horum aliquid veſtro ſapienti certum videtur: noſtro ne quid maxime quidem probabile ſit, occurrit*, iſt der klare Sinn dieſer: *darunter ſcheint euerem Weiſen einiges gewiſs; dem unſeren bietet ſich nicht einmal dar, was darunter am wahrſcheinlichſten ſey.* Hr. *R.* dünkt ſich den Sinn der Stelle zu ſehen: nämlich *noſtro ſapienti ne maxime quidem probabile certum eſt.* (Ein Unſinn: denn wem überall iſt das Wahrſcheinliche gewiſs?) Dieſem Sinn aber ſeyen die Worte wenig günſtig. (Wohl war, und das hätte Nachdenken erregen ſollen.) Erneſti erkläre *occurrere* durch *in mentem venire:* aber man ſage ja doch nicht *in mentem venit, ne ſit.* (Sey das Chicane oder — Unverſtand!

gleich schlimm!) *Daher sey zu schreiben nostro ne occurrit quidem, maxime quid probabile sit.* Verstehe das, vereinige das mit der selbstgegebenen Erklärung, wer da kann! Δμ.

GÖTTINGEN: *Q. Ennii Medea*, commentario perpetuo illustrata, cum fragmentis, quae in *Hesselii, Merulae* aliisque hujus poetae editionibus desiderantur. — Dissertatio, quam — — defendet auctor *Henr. Planck*, Phil. D. et colleg. Reg. repet. sod. VI und 134 S. 4.

Eine Probeschrift, die in vielen Rücksichten vieles Lob verdient, und hoffen läſst, der Vf. werde den Ruhm des Namens *Planck* ehrenvoll behaupten, wenn er mit dem hier bewiesenen Fleiſse und Talente fortfährt. seine Kenntniſs zu erweitern, und hin und wieder fester zu begründen.

Der Zweck des Vfs. war eine Ergänzung der Hesselischen Ausgabe von den Fragmenten des Ennius (S. III). Darum giebt er zuerst ein Verzeichniſs der sämmtlichen Ausgaben, mit kurzer Beurtheilung: darauf als Einleitung, eine Untersuchung über Ursprung und Wesen der *alten* Tragödie bey den Römern (natürlich der *alten*). Nicht eben neu sind darüber seine Ansichten, nicht vorzüglich scharfsinnig seine Combinationen: aber das Bekannte hat er deutlich und meist richtig zusammengestellt. Daſs indeſs die gesammte Poesie aus Bacchusfesten und Trinkgelagen hervorgegangen, möchten wir so wenig nachsagen, als daſs Athenaeus Recht habe, wenn er den Διόνυσος Μεθυμναῖος von μέθυ benannt wähnt, und Platon Unrecht, wenn er auch dem Apollon und den Musen an der Stiftung der Feste Theil giebt (S. 11 ff.). Wie die homerischen Gedichte auf das Drama eingewirkt, hat schöner und gründlicher *Friedr. Schlegel* gezeigt. (S. 16 ff.) Wer dem Chore das allmähliche Aussterben der *dicacitas et scurrilis joculatio* beymiſst, muſs sich des Aristophaneischen Chores wenig erinnern. (S. 27.) Daſs die Verschiedenheit des Ganges, den die Tragödie und Komödie bey den Griechen und bey den Römern genommen, in der Verschiedenheit der Nationalcharaktere gegründet sey, ist auſser Zweifel und leicht gesagt: es galt, diese Charaktere zu entwickeln und in ihrem Einflusse nachzuweisen. (S. 28 ff.) Werden aber auſser diesem allumfassenden Grunde noch andere Gründe aufgeführt, so möchte man sich verwundern, wie im Phaedon Sokrates sich verwundert über die Erklärungsweise des Anaxagoras.

In dem Prooemium zur Medea versucht der Vf. zu beweisen, daſs Ennius, und vermuthlich auch Euripides, nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, zwey Medeen geschrieben habe, sondern nur eine: ein Versuch, den wir darum nicht gelungen glauben können, weil die Erklärung der Hauptstelle (*Cic. epp. ad famil.* 7, 6) uns hart und gezwungen scheint.

Von S. 74 an folgen die Fragmente selbst, zuerst von der Medea, dann eine Nachlese anderer, theils vermehrter, theils neu hinzugekommener, theils zweifelhafter: darunter die entsprechenden griechischen Verse (die zuweilen wenig genau entsprechen, wie V. 26. 27. 30. 45), und, von einander abgesondert, Varianten und erklärende Noten. Bey der Constitution des Textes bedauern wir, gegen Prosodie und Metrik häufig verstoſsen zu sehn. Wie konnte Hr. Planck *veirei, veitio, queibus, vaideo* schreiben (V. 5, 19. 101. 123), da er doch selber anmerkt, nur das lange i sey so zu bezeichnen? Eben so wenig begreifen wir, warum er S. 76 der Lambinischen Conjectur

Argo, qua Argivi mille delecti viri

Verletzung des Metrums Schuld giebt; und wie er gegen Vossius, der aus dem Verse

utinam nunquam Medea corde cupido

den Pyrrhichius der fünften Stelle dadurch wegschaffte, daſs er, nicht ohne Anlaſs in Codd., *de corde* schrieb, erinnern kann, *Medea* sey dreysilbig (woran jener wohl nicht zweifelte,) und also der Vers, auch ohne Änderung, richtig. Dem Camerarius, der für

caelo atque terrae Medeae miserias

vorschlug *miseras vices*, führt er zu Gemüthe (was falsch ist), daſs die alten Dichter nichts sorgfältiger vermieden, als in der fünften Stelle den Tribrachys oder Dactylus: gleich als wäre miseras eines von beiden. Ihn aber verleitet sein Vorurtheil zu einer Unbilligkeit: er findet rathsamer, den Ennius eines offenbaren Fehlers zu zeihen, als durch des Erasmus leichte Änderung (*Medeaï* für *Medeae*) den ganzen eingebildeten Fehler zu heben. Verse endlich, wie folgende jambische Trimeter,

matrónai opulentae, óptumates (soll dreysilbig gelesen werden) *Korinthum quai* S. 83.
magis, quamde honori servasti grátia S. 92.
corporá! cette manu' vóstras measque accipite S. 93.
non quód veiros domávi et segetis ármatai S. 99.

und diese Anapaesten

Juppiter, tuque adeo summe Sol,
quei res omneis inspicis etc.

nach den auch für Anapaesten erklärten Griechischen

Ἰὼ γᾶ τέ καὶ παμφαὴς [illegible]
Ἀελίου, κατίδετε ἴδετε τὰν etc. S. 93 vgl. S. 107,

oder Trochaeen, wie S. 104, sind hoffentlich nicht dem Rec. allein unscandirbar. Den Trochaeen ist häufig begegnet, in Jamben verwandelt zu werden, einigemal in sechsfüſsige, wie S. 96:

quis tu es, mulier, quei me insueto nuncupasti nomine

also zerrissen ist:

quis tu es
mulier, quei me insuetó noncupasti nómine;

gewöhnlich aber in siebenfüſsige (die bey Tragikern ungebräuchlich sind), wie S. 114:

[illegible]

anstatt

séd quid oculis rúbere visu es dérepente ardéntibus,

oder in achtfüſsige, wie S. 122 die unaussprechlichen:

non potest accedi. Certo Eurypidis hic quidem est hominem exercitum!
quei alteri exitium parat, sibei eum scire oportet paratum.

In siebenfüssige verlieren sich auch S. 106 Verse, die schon Bentley für *Bacchiaci tetram.* erkannt hat: wie denn gewöhnlich der Vf. da sich verirrt, wo er zurechtweisen will.

Die Fragmente, die hier zuerst gesammelt erscheinen, bestehen guten Theils in einzelnen Wörtern oder ungefähren Anführungen; unter die zweifelhaften ist auch *Virgil. Aen.* 2, 567-588 gerechnet, *suspenso judicio*, wie billig.

Mit der Latinität, möchten wir dem Vf. rathen, sich so abzufinden, dass er gegen die Germanismen, woran er reich ist, grammatische Richtigkeit eintausche, die ihm nicht selten abgeht. Δμ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Upsala: Emendationes et Supplementa Commentariorum Procli Diadochi in librum primum Elementorum Euclidis.* Quorum *partem primam* Praeside *Petro Fabiano Aurivillio*, Bibliothecario Acad. et litterar. human. Prof. reg. pro gradu philosophico publico examini subjicit *Olavus Matth. Ullgren.* d. v. Junii. 1806. 8 S. 4.

Ebendas.: *Notitia Codicum Manuscriptorum Graecorum Biblioth. Acad. Upsaliensis.* Quam Praeside *P. Fab. Aurivillio* pro gradu philosoph. publ. exam. subjicit *Petr. Gust Suedelius.* D. VI. Junii 1806. Pars I. 14 S. 4.

Ebendas.: *Notitia Codicum Manuscriptorum Latinorum Biblioth. Acad. Upsaliensis.* Quam Praes. *P. F. Aurivillio* pro gradu philos. publ. exam. subjicit *Petr. Södermark.* D. XI. Junii 1806. P. I. 8 S. 4.

Verfasser dieser drey Gelegenheitsschriften ist Hr. *Aurivillius.* Sie geben uns die Hoffnung, nach und nach einen vollständigen Katalogus aller in Upsala vorhandenen Handschriften zu erhalten, deren Zahl nicht so ganz unbedeutend ist, und unter denen mehrere von Wichtigkeit noch fast gänzlich unbekannt sind. Denn nur die Verzeichnisse der Handschriften, welche *de la Gardie* 1672, *Sparwenfeld* 1705, und *Björnstähl* 1785 der Universität vermacht und geschenkt haben, sind gedruckt, und gewiss in Deutschland äusserst selten beysammen. Auch ist es sehr zweckmässig, dass Hr. *A.* bey den schon gedruckten Schriften zur Charakteristik des Manuscripts die Abweichungen eines einzelnen Abschnittes giebt, um so zweckmässiger, da die Gesetze der Bibliothek nicht erlauben, dass Bücher derselben irgend Jemand ausser Upsala geliehen werden. — Diese Beschränkung hat zu der ersten Schrift Veranlassung gegeben. Ein Examinischer Gelehrter (er wird nicht genannt, es war *Bredow*, jetzt Prof. in Helmstädt) wünschte die Verbesserungen und Ergänzungen, welche einem Exemplar der einzigen, fehlervollen und lückenhaften, griechischen Ausgabe von Proklus Commentar zu Euklides Elementen (Basel, 1533. Fol.) von einem Strassburger Professor *Dasypodius* aus mehreren Manuscripten beygeschrieben waren, in Abschrift zu erhalten. Mehrere Umstände hinderten, ihm diesen Wunsch zu gewähren; und da ausserhalb der Stadt Bücher von der Universitätsbibliothek zu verleihen verboten war, machte sich endlich Hr. *A.* selbst an die mühselige Arbeit, die zahlreichen Emendationen und Supplemente — er schätzt ihre Zahl über 1600 — genauer zu prüfen, und was irgend wichtig schiene, öffentlich mitzutheilen. Er giebt in dem vorliegenden Bogen bereits die Verbesserungen für die ersten 20 Folioseiten der Baseler Ausgabe, und wir ersuchen Hr. *A.* im Namen aller Literaturfreunde, uns so wenig bey dieser als den beiden anderen Schriften lange auf die Fortsetzung warten zu lassen. Proklus Commentar verdient in mehr als einer Rücksicht vollständig gekannt zu werden. Dem Mathematiker möchte vielleicht die lateinische Übersetzung von *Barocius* (Patavii, 1560 Fol.), oder die darnach gearbeitete englische von *Th. Taylor* (London, 1788 oder mit neuem Tittelblatt 1792 in 2 Qu. B.) zu genügen scheinen: allein man kann über die Richtigkeit dieser Übersetzung nicht sicher seyn, so lange der griechische Text nicht da ist; und man darf sich mit dieser um so weniger begnügen, da der Commentar nicht bloss mathematische Sätze und Beweise, sondern auch historische Nachrichten über ältere Mathematik und Mathematiker enthält. Wir wünschten daher sehr, dass ein Buchhändler den Muth, oder ein Reicher die Liberalität hätte, einen vollständigen griechischen Text des Proklus drucken zu lassen, der sich nach der Mittheilung dieser Emendationen und Supplemente, in Verbindung mit den von *Morelli* und *Th. Burgess* gegebenen, jetzt constituiren liesse. Da es ein Werk für ganz Europa wäre, könnte man doch wohl auf Absatz von so viel Exemplaren rechnen, dass die Kosten in einigen Jahren ersetzt wären.

Die beiden anderen Abhandlungen geben von einigen Mscpt. kurze Nachrichten. Von *griech.* Mscpt. der Septuaginta und des N. T. wird Hr. *A.* in einer besondern Schrift handeln. Ungedruckt sind noch: *Meletius de Natura Hominis*, das griechische Original; *Nicephori Blemmidis Synopsis Geographiae*, wird den künftigen Herausgeber der kleinen griech. Geographen nicht entgehen; zwey kleine Schriften eines *Nili Metropolit. Rhodii de lapidibus.* Und was auch schon gedruckt ist, findet sich hier mit bedeutenden Abweichungen, z. B. die *Orneosophistik des Philosophen Leon.* Ein griech. Manuscript enthält unter dem Namen *Äsopus* 60 Fabeln, deren Überschriften Hr. *A.* hat abdrucken lassen; und aus einer vollständigen Handschrift von *Älians Thiergeschichte* giebt er die Varianten der ersten 10 Kap. des 3 Buches. — Die beiden lateinischen Handschriften der 10 ersten Bücher des *Livius* und des ganzen *Horaz* sind nach Hn. *A.* zwar ziemlich alt, die des Liv. vielleicht aus dem 10 Jahrhundert: doch scheinen sie uns, nach den mitgetheilten Varianten, für Kritik nicht von vorzüglichem Werth. Indess rühmt Hr. *A.* vorzüglich die Abschrift des Horaz.

V. S. A.

Vermischte Schriften. *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Kalender für das Volk. Auf das Jahr 1807.* Herausgegeben von *Philipp Aug. Petri*, Gehülfsprediger zu Luethorst bey Einbeck. 184 S. 8. (9 gr.) Da dieser Kalender, auch unter seinem neuen Herausgeber, noch immer in seiner alten Einrichtung fortdauert, so ist auch weiter nichts zu thun, als seine Existenz anzuzeigen, und die Auswahl zu loben, die der neue Herausgeber unter den aufzunehmenden Erzählungen getroffen hat. Der Ton der Erzählung ist dem Publicum des Buchs wohl angemessen.

D. H. S.

Berlin, b. Maurer: *Berliner gemeinnützige Blätter, zur Beförderung der Moralität und Belebung der Industrie. Für das Jahr 1806.* 416 S. 4. (1 Rthlr. 12 Gr.) Der Begriff des Gemeinnützigen hat in neueren Zeiten eine grosse Ausdehnung erhalten. Aus dieser muss man es sich erklären, wenn man hier eine gelehrte Abhandlung über die alte Todtesstrafe des Säckens oder des Ersäufens in einem Sacke, vom Prof. und Bibliothekar *Fr. Wadzeck*, Miscellen zur Hirn- und Schädellehre, vom Ober Med. Rath und Prof. *v. Könen*; über die Handschuh und ihre Symbolik, v. *Wadzeck*, u. s. w. findet. Indessen sind doch die meisten der hier aufgenommenen Aufsätze auf den engeren Kreis des Gemeinnützigen berechnet, und werden nicht bloss in Berlin, sondern auch anderer Orten mit gutem Nutzen gelesen werden können. Aus der Tabelle über die im J. 1805 in Berlin gestorbenen Personen nach allen Krankheiten, bemerken wir, dass von 5713 Personen nur zwey an venerischen Krankheiten, dagegen aber 1419 an der Lungensucht gestorben sind, und dass von 14 Selbstmördern 13 männlichen Geschlechts waren. Die Zahl der Personen, die von 80 Jahren und drüber, starben, lief sich auf 267, darunter waren 108 Frauen. Interessant für den Statistiker sind die Aufsätze des Fabriken-Commissarius *Weber* über den Verbrauch des Papiers in den preuss. Staaten, und über die Geschichte der Entstehung und des Fortgangs der Baumwollenwaaren-Fabrikation in Berlin.

Wß.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 MAY, 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Hamburg, b. Schmidt: *Erzählungen und Spiele.* Herausgegeben von *Wilhelm Neumann* und *Karl August Varnhagen.* 1807. 364 S. kl. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Berlin, b. Maurer: *Eros.* Von *Wilhelm Eulogius Meyer.* 1805. 188 S. kl. 8. (14 Gr.)

Man muss den Poeten No. 1 zugestehn, dass es nicht leicht ist, mit ihnen fertig zu werden; womit wir eben nur von diesen, nämlich den Herren *Neumann, Varnhagen, Chamisso* u. s. w. reden; denn fern sey es von uns, sie irgend Jemand weiter zur Last zu legen und zuzugesellen, als sich selber. Desswegen aber ist der Kampf mit ihnen schwer, weil sie immer wiederkommen und immer in hellen Haufen, und dann doch ein jeder von ihnen insbesondere Rechenschaft von dem Überdruss fodert, den ihre Ziererey im Ganzen erregt; ferner weil sie, selbst schon Parodie, noch unermüdlich sind, sich selber zu parodiren, einige sogar mit keckem Wissen und Willen, und so der einzigen Waffe sich bemächtigen, die es Kurzweile machen könnte gegen sie zu gebrauchen. Lassen wir sie also gewähren, indem sie es einmal nicht lassen können, zu seyn wie sie sind, und geben nur an, was diese Sammlung enthält; wo denn zuförderst das Gute darin nicht ihnen gehört. Für die Übersetzung zweyer Novellen, die eine des Boccaz, die andere des Macchiavell, würde man Hn. *Neumann* gern verpflichtet seyn, da die erste, die sich nicht im Decameron befindet, weniger bekannt, und die andere zwar bekannt genug — es ist die, wo der Teufel auf die Erde kommt und ein Weib nimmt — indess doch immer gern gelesen wird, obschon die Behandlung, besonders gegen die des Boccaz, ziemlich trocken erscheint. Allein Hr. N. hat sich auch diesen Dank etwas verkümmert durch seine Art das Italiänische ins Deutsche recht eigentlich zu übertragen, so dass man es wörtlich wieder daraus zusammensetzen kann. Es liesse sich daher dieser Versuch auf den ersten Blick für die Übung eines Tertianers halten, wenn man nicht mit der vollkommensten Gewissheit annehmen dürfte, dass solche reife Grundsätze den Übersetzer geleitet haben, wie er sie etwa den ersten Meistern in diesem Fache zutraut, welche das Colorit und die Wendung einer fremden Sprache, in so weit sie Eins mit dem Werk ist, auszudrücken bemüht sind, und eben hieran die Bildsamkeit der deutschen Sprache üben, dass sie dennoch vermeiden, ihr dabey Gewalt anzuthun. Hr. N. hat das auf folgende Art ausgeführt: „Eines Tages mehr als gewöhnlich von sehr schweren und unzähligen Leiden *angefallen mich befindend*" u. s. w. oder: „Und eines Tages mit seinen Vertrauten, Baronen, und Begleitern in solcher Kunst sich *übend*, geschah es, dass ein scharfzähniger Eber ganz schäumend und mit gesträubten Borsten vor ihm *hinlaufend*, vorbey kam und er ihn *sehend*, spornte sogleich das rasche Pferd, und mit dem Schwerdt in der Hand ihn *verfolgend*" u. s. w. Wenn er sich nun solchergestalt dem Originale anzuschmiegen sucht, versäumt er es nur in der Kleinigkeit, dass er zwar eben so italisch aber nicht gefällig zu lesen ist. — *Benigna*, ein dramatisches Spiel von *Varnhagen*, hat recht artige, dunkel und hell assonirende Verse, aber sie wollen im Ganzen weder Licht noch Schatten geben, und es gehört vermuthlich mehr dazu, ein tragisches Tableau, wie dieses seyn soll, auf eine lebendige Weise aufzustellen, als dass ein Vater Sohn und Tochter tödtet, dass ein Lied zur Leyer gesungen wird, und einige rasche Trochäen an den Calderone erinnern, die eben darum jeden Freund des Calderone mit Widerwillen erfüllen müssen. — *Nero und Cato*, ein Gespräch von †, und *Fabio und Clara* eine Novelle von Rosa Marie, wollen wir, das erste als gänzlich verfehlt und geschmacklos, die andere als gar unschädlich und unbedeutend, übergehn; die Beyträge des *Pellegrin* aber desswegen, weil wir ihnen eine andere Stelle wünschten; sie vermögen an sich nicht für die schlechten Nachbarn zu bezahlen; in besserer Gesellschaft aber könnten sie vielleicht auch besser werden. — Was kann man zu der Vision: *Adelberts Fabel*, oder dem Mährchen *Alfonso* sagen, als dass sie nachgemachte Schatten von Schatten sind, aller ursprünglichen Kraft und Wesenheit ermangelnd; vergebens ruft Adelbert: „Karfunkel du meiner inneren Selbstmacht," und entdeckt griechische Worte auf einen Talisman, und hat beym Erwachen sein Antlitz gewendet gegen die im Osten aufsteigende Sonne — es wird ihm nichts helfen, es sey denn, dass er endlich einmal das Θελειν! in Wirksamkeit setzte, um vernünftig zu werden. Eben so würde nur ein Machtwort das einzige noch rückständige Urtheil über die vielen biographischen Gedichte und Sonette von *Neumann* und *Varnhagen* sprechen können; man müsste ihnen nämlich geradezu verbieten, ferner welche zu machen. Dass sie von diesem eigenmächtigen Entschluss weit entfernt sind, drückt unter anderen folgendes Sonett mit muthigem Muthwillen aus:

ein Ganzes aus, sind auch verständlich, ohne an Originalität zu verlieren, und lassen sich gut lesen.

In der zweyten Classe wollen wir Nachbildungen setzen, d. h. Stücke, die nach Mustern gedichtet sind, und ähnlichen Gedichten ihre Erfindung, Form oder irgend einen anderen Einfluss verdanken. Besonders gehören hieher diejenigen Gedichte, die in einer bestimmten Form der Romanze und Ballade gearbeitet sind, welche das Schauerliche und Abenteuerliche oft bis an die Grenze des Crassen verfolgt. Hieher gehören die zwey ersten mehr als abenteuerlichen Stücke von *Siegfried Schmidt*; die sehr matte und unbedeutende, Legende Rammolds Kapelle von *Friedrich Schlegel*, die Lösung von *Kölle*, einige Gedichte von L. K. (bes. 2 und 4) dem es nicht an Zartheit der Empfindung fehlt, der aber durch eine ausschweifende Phantasie sich oft zu ungewöhnlich starker Personification verleiten lässt, wodurch er manches wieder verdirbt; wegen eines ähnlichen Fehlers schliesst sich hier an Bächleins *Klage von Kölle*, im übrigen recht artig. Der überwiegende und zerstörende Hang zum Schauerlichen und Melancholischen aber zeigt sich vorzüglich in mehreren Stücken des talentvollen Sängers, der sich L. U. unterschreibt, z. B. in den Gedichten: die *Nonne*, *an den Tod*, *Harfnerlied*, welches an Schiller erinnert, die *Vätergruft*, *der treue Walter*, *Mönch* und *Schäfer*, besonders die 3 *Fräulein* und der *schwarze Ritter*; wiewohl ihnen mancher schöne Zug nicht abzusprechen ist. Zu den besseren Stücken dieser Art gehören; der *Schäfer*, der *König auf dem Thurm*, *Gretchens Freude* und die *Kapelle*: zu den schönsten Producten dieser Sammlung aber und zugleich in die dritte Classe der *Originalgedichte*, der *Kranz*, das sehr naive Gedicht der *Entschluss*, das liebliche Liedchen der *Abschied*, *Entsagung*, *Gesang der Jünglinge*, *mein Gesang*, *das Schloss am Meere*, von demselben Verfasser. Zu den besten Gedichten dieser Classe und Sammlung rechnen wir auch die mit A. unterschriebenen, besonders die schalkhafte *Mädchenidylle*, *der Liebestraum*, *Sonne und Mensch*, *Sonette*, *das Namenlose* und die *Natur und der Mensch*. Sie zeigen sämtlich viel Weichheit und Einheit der Empfindung, Kraft der Gedanken und Leben im Ausdruck. In dem letztgenannten, so wie in der Elegie, *die Geisterstimmen*, klingen Töne von Schillers Lyra. Den übrigen fehlt es an völliger Ausbildung. Noch können einige kleinere Lieder von L. K. hieher gerechnet werden. Zuletzt erwähnen wir der wirklich eigenen Elegien von *Hölderlin*, in welchen ein Nachklang aus Latium und Hellas tönt. Ton, Form und Ausdruck nähert sich jenem alten Style. Der Dichter, dessen poetisches und vorzüglich elegisches Talent schon durch *Hyperion* beurkundet worden ist, lebt ganz in jener fremden Welt und Sprache der alten Dichtung; daher auch sein Ausdruck oft zu dunkel wird, und es scheint als ob die zarte Bildung seiner Phantasie, und die Freyheit der Empfindung sich an der Schwere des Wortes brächen. An Klarheit der Darstellung fehlt es besonders in der Elegie: die *Herbstfeyer* S. 10 und 11 und in einigen Stellen der zweyten Elegie: *die Wanderung*. Die Sonderbarkeit des Ausdrucks ist zuweilen auffallend, wie z. B. das scharfe Geschlecht, die gefährliche Dürre geneset u. s. w. Die letzte Elegie *die Nacht* enthält eine sehr lebendige Schilderung. —

Zu keiner von diesen 3 Classen kann der Rec. die Epigramme der unbekannten Grösen X und Y rechnen; am besten noch sind die Votivtafeln; sie enthalten wohl hie und da eine treffende Vergleichung, einen artig ausgedrückten Satz; z. B. S. 73; aber auch viele abgedroschne Lebensregeln und moralische Sentenzen. Von letzter Art sind auch leider meistens des Hn. v. *Seckendorfs* Oden; sie bestehen (die *Einladung aufs Land* ausgenommen, die an römische Muster erinnert, durchaus fast nur aus pretiösen Apostrophen, vermischt mit griechischen und römischen Namen und Mythologie, oder haben doch weder die bestimmte Tendenz der Nachbildung, noch irgend eine interessante Eigenheit, und erheben sich sämtlich nicht über das Mittelmäsige. Doch versöhnt der Epilog gewissermasen mit dem Herausgeber; denn er ist der Ausdruck einer würdigen Empfindung, wenn auch die hexametrische Form hie und da vernachlässigt ist.

A . . . s.

KURZE ANZEIGEN.

Griechische Literatur. *Posen* und *Leipzig*, b. Kühn: *Griechische Chrestomathie für die oberen Classen gelehrter Schulen*, aus den classischen Autoren gesammelt von *Carl Friedr. August Brohm*, Prof. d. alten Literatur am königl. Gymnasium zu Posen. 1 Th. 1805. XIV u. 173 S. 8. (18 Gr.) Hr. *Br.* wünscht ein Lehrbuch der griechischen Literatur, in welchem ein vollständiges Verzeichniss aller Schriftsteller in chronologischer Ordnung enthalten wäre, nebst einer treuen Darstellung ihrer bekannten Lebensumstände, einer kritischen Aufzählung ihrer Werke, und der Bearbeitungen, welche sie erfahren haben; welches aber auch durch Musterstellen dem Jünglinge Gelegenheit gäbe, selbst in den Geist der Classiker einzudringen, um dann das Urtheil des Lehrers über sie rechtfertigen zu helfen, und dabey das Gehörige denken zu können: denn allgemeine Urtheile über Schriftsteller, die man nicht aus einigen Probestücken ein wenig kennt, sind weder unterhaltend noch fruchtbar. Durch ein solches Buch, meint der Vf., sollte der studirende Jüngling auch den Gang kennen lernen, durch welchen die gebildetsten Völker nach und nach zu ihrer Vollkommenheit gelangten. Aber würde ein Werk von so weitem Umfange ein *Lehrbuch* heissen können? und würde es für Gymnasien zweckmäsig seyn? — Ein solches Lehrbuch zu liefern, war ihm, wie er versichert, nach seiner Lage unmöglich. Er gab also bloss eine Chrestomathie zur Beförderung des griechischen Sprachstudiums an sich. Diese enthält Auszüge aus *Herodot*, *Xenophon*, *Lucian*, etwas aus *Platon's* Gastmahle, den Kriton ganz, und den Schluss des Phädon. Der bald erscheinende 2te Theil soll enthalten Stellen aus *Plutarch*, *Isokrates*, *Demosthenes* und *Thucydides*. Was die Auswahl der Schriftsteller betrifft, so sieht man nicht, warum die Dichter ganz ausgeschlossen bleiben: die unchronologische Stellung aber ist ganz wider des Sammlers vorhin angeführte eigene Grundsätze. Vor jedem Autor stehen gute und ziemlich weitläufige biographische und literarische Einleitungen, und hinter jedem Stücke einige erläuternde Anmerkungen. Manche Stellen, besonders aus *Herodot* und *Xenophon*, sollten in kleinere Abschnitte, wenigstens durch Absätze, zertheilt, und der Druck der Einleitungen und Noten haushälterischer eingerichtet seyn. Sonst ist das Aussere überhaupt gut, und das Papier so schön, als es selten zu solchen Schriften verwendet wird.

W. Amb.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 MAY, 1807.

ARCHITEKTONIK.

Berlin, b. Hindenburg: *Bemerkungen über einige Mängel der niederdeutschen Landbaukunst, nebst Vorschlägen dieselben zu verbessern.* Für Kameralisten, Landwirthe und Bauhandwerker. Von *K. Ch. G. Sturm*, (nunmehr Dr. und Prof. zu Jena). Mit 4 Kupfern. 1806. 100 S. 8. (18 gr.)

Die Lectüre dieses Buches hat dem Rec. viel Vergnügen gemacht, obgleich mitunter Äusserungen vorkommen, die mit seiner Meinung nicht völlig übereinstimmen. Das Publicum, für welches der Vf. seine Schrift bestimmt hat, sollte vorzüglich beherzigen, was hier von Holzverschwendung und Holzersparung gesagt ist. — Hr. *St.* theilt seine Übersicht der, vorzüglich bey mecklenburgischen und holsteinischen Landgebäuden, gefundenen Mängel in 3 Classen: 1) in Rücksicht der Materialien, 2) in Rücksicht der Construction, 3) in Rücksicht des Plans und der ganzen Anlage der Gebäude. Zu den ersteren rechnet er den Fachwerksbau, empfiehlt das Massivbauen, vorzüglich mit Lehmkluten, worüber S. 19 recht gute, wenn gleich sonst schon oft wiederholte Regeln mitgetheilt werden. S. 22 versichert der Vf. ganz ehrlich, dass auf keine der bekannten Methoden ein dauerhafter Kalkanwurf an der Lehmsteinmauer erhalten werden könne, und darin hat er Recht: es ist wirklich mehr ein Glücksfall, als dass wir uns unserer Geschicklichkeit rühmen dürften, wenn diese Mauern 10 Jahre ihren Kalküberfatz behalten, und eben dieser Umstand möchte noch immer ein Hinderniss für die allgemeine Anwendbarkeit dieses, in anderer Rücksicht sehr schätzbaren, Baumaterials seyn. Gegen die S. 25 mitgetheilte Kostenberechnung eines gleich grossen Fachwerksgebäudes, eines von Mauersteinen und eines von Lehmkluten massiv aufgeführten Gebäudes, möchte wohl mancher viel zu erinnern haben, da sich die Verhältnisse $1\frac{1}{3} : 1 : \frac{3}{4}$ hieraus ergeben. Nicht mit Unrecht werden S. 17 die Wellerwände aufs neue empfohlen, da das Übel, dass Mäuse sie leicht löcherich machen, was man ihnen doch hauptsächlich nur vorwirft, durch einen Kalkanwurf, der auf den Wellerwänden sehr gut haftet, leicht verhütet werden kann. — Die S. 13 beyläufig geäusserte Idee, den ungebrannten Kalk aus Schweden kommen zu lassen, und ihn im Lande selbst zu brennen, verdient nähere Beachtung. — Das Decken mit Lehmschindeln, das nach S. 33 durch den Prof. *Karsten* zu Rostock in Mecklenburg bekannter ward, ist durch ihn freylich ziemlich allgemein geworden; allein es ist nicht zu leugnen, dass die Reparatur solcher Dächer mit vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, und dass sie leichter und mehr von Mäusen und anderem Ungeziefer durchlöchert werden, als gewöhnliche Strohdächer. Auch hat das, was der Vf. S. 35 zu ihrem Nachtheile sagt, seinen guten Grund, so dass eine allgemeine Empfehlung dieser Dachung noch nicht zulässig zu seyn scheint. — Zu den Fehlern der Construction gehört mit Recht, was S. 42 von den schlechten Fundamenten gesagt wird. Man muss wirklich erstaunen, wenn man sieht, dass ein aus so äusserst heterogenen Theilen zusammengesetzter Körper, wie ein Haus ist, der auf einer Stelle des Bodens viele Jahre sicher und fest ruhen soll, nicht anders behandelt wird, als ob ein grosses Hausgeräth auf einige Zeit von der Hand gesetzt wird. Die Sohle wird gestreckt, und, damit sie festliege, werden Holzblöcke, Steinstückchen oder was man sonst gerade zur Hand hat, in den Unebenheiten des Bodens untergesteckt: natürlich muss nun dieser so wenig gleichmässig vertheilte Druck auf den Boden die Folge haben, dass das Gebäude in kurzer Zeit aus der horizontalen Lage versinkt. Auch wird S. 44 das zu wenige Verriegeln der Wände bey hohen Stendern getadelt. Vorzüglich interessant wird dem Nichtmecklenburger die allerdings gegründete Bemerkung seyn, dass der Vf. noch nöthig hat, S. 45 das Legen der Dachbalken auf den 10ten Fuss zu tadeln. In der That werden so alle Dächer in Mecklenburg auf Landgebäuden construirt, und daher rührt denn nicht allein das Einsinken des Forstes, sondern auch das Verschieben des ganzen Dachkörpers, da es nicht möglich ist, dass ein so leicht, ohne Dachstuhl erbautes Dach, der Kraft des Sturmwindes widerstehen kann. Sehr treffend sind die Bemerkungen über die Fehler beym Schornsteinbau. Rec., dem das ganze mecklenburgische Bauwesen sehr wohl bekannt ist, versichert, dass der Vf. nichts übertrieben hat, sondern dass alles S. 47 Gesagte der Wahrheit vollkommen gemäss ist. Die mitgetheilten Regeln eines besseren Baues sind freylich bekannt genug; allein eben deshalb muss man sich wundern, dass sie in Mecklenburg noch ganz unbefolgt geblieben. Was S. 64 u. f. über holzsparende Feueranlagen gesagt ist, lässt sich besser im Zusammenhange lesen. — Bey der Anlage der Gebäude überhaupt tadelt der Vf. das Missverhältniss der Länge und Breite bey Bauerkathen, und zieht es vor, zwey solche Gebäude hinter einander unter einem gemeinschaftlichen Dache aufzuführen. Der

gröfsere Koftenaufwand fcheint indefs diefen Vorfchlag unausführbar zu machen. Bey den Scheuren wird vorzüglich getadelt, dafs die Dielen nicht in die Queere, fondern der Länge nach, angelegt werden. Der Vf. hat zwar nicht ganz Unrecht; aber es bleibt immer ein fchlimmer Umftand, dafs die landwirthfchaftlichen Verrichtungen, bey denen ein Zeitverluft oft von der gröfsten Wichtigkeit ift, auf den kurzen Queerdielen nicht füglich vorgenommen werden können. Auch befördert das Anbringen der fogenannten Abfeiten die Feftigkeit des ganzen Gebäudes nicht wenig, indem das Gebäude dadurch eine gröfsere Tiefe bekommt, die kurzen Balken der Abfeiten wahre Streben gegen die Hauptwände abgeben, und die kurzen Sparren das Hauptdach fichern. Bey diefer Einrichtung find nun eben keine langen Balken nothwendig: denn bey einer Tiefe des ganzen Gebäudes von 50 Fufs, wie der Vf. S. 80 anführt, brauchen doch die Hauptbalken nicht länger als 30 Fufs zu feyn. Hiezu kommt nun noch die wichtige Erfparnifs, dafs die beiden äufserften Façadenwände bey weitem nicht fo hoch im Stender zu feyn brauchen, als es nothwendig wäre, wenn die Scheurenwände felbft unmittelbar die Façade machten, um wirklich die jetzige Methode bey Erbauung der Scheuren als die befte und wohlfeilfte beybehalten zu können. Der Fehler unferer Scheuren fcheint nicht fowohl in der Anlage des Ganzen, als vielmehr darin zu liegen, dafs man folche Gebäude zu leicht aufführt. Die von dem Vf. gerühmten Vortheile der Raumerfparnifs bey Queerdielen weifs der Landmann fich fehr wohl bey den gewöhnlichen Scheuren zu verfchaffen, indem er zur Zeit der Erndte einen Theil der Diele belegt. Wenn der Vf. nach S. 85 in Mecklenburg häufig Scheuren gefunden hat, deren Wände ausgewichen waren: fo rührt diefs nicht von den Fehlern der gewöhnlichen, fondern der ungewöhnlichen Bauart her, indem man die Abfeiten verwirft.

K. j. R.

Breslau, b. Hamberger: *Anfangsgründe der fchönen Baukunft, oder der Civilbaukunft in äfthetifcher Hinficht, infonderheit desjenigen Theils derfelben, welcher die Conftruction der Säulen nach ihren verfchiedenen Ordnungen als der älteften und fchönften Werke der Baukunft lehrt.* Als Leitfaden zum Gebrauche bey feinen Vorlefungen entworfen, von *C. G. Hirt*, königl. Bauinfpector etc. 1804. VIII und 192 S. gr. 8. (1 Thlr. 2 gr.)

Weil diefe Schrift blofs zu den Vorlefungen des Vfs. über diefen Theil der Baukunft beftimmt ift, fo fehlen ihr auch die zur Erläuterung fo nöthigen Zeichnungen. Ihr Verluft wird durch Handzeichnungen bey den Vorlefungen felbft erfetzt. Wer noch gewohnt ift, die Säulenordnungen als Zierrathen zu betrachten, und wer eine Zufammenftellung der fälfchlich fogenannten italiänifchen Säulentheorien fucht vom Vignola, Scamozzi u. a. m., welche häufig den Vitruv im Munde führen, ihn aber aus Mangel an Hülfsmitteln nicht verftehen: dem mag diefe Schrift alles das, was man im Zufammenhange von Austheilung der Mafse, von Verzeichnung der Glieder, von Verkuppelung der Säulen, Anordnung der Arcaden u. f. w. an die Hand giebt, allerdings Gnüge leiften. Wer aber gewohnt ift, die Architektur aus einem höheren Standpunkt zu betrachten, wer fich des Studiums der claffifchen Architektur unterzogen, und in den inneren Geift derfelben eingedrungen ift; wem die Ordnungen mehr gelten, als unbedeutende zufällige Zierrathen, und wer durch Studium gelernt hat, die Architektur als plaftifche Kunft, deren Gefetze nicht durch die Phantafie, fondern durch den Verftand beftimmt werden, anzufehen: der wird wenig Troft in diefer Schrift finden. Hätte der Vf. immerhin die Lehren eines Vignola und Scamozzi hiftorifch beygebracht, wenn er fich nur bey der Aufftellung eines Säulenfyftems mehr an das claffifche Alterthum felbft gehalten hätte, das wir jetzt durch die Bemühungen, genauen und mufterhaften Befchreibungen und Zeichnungen eines Stuart, Revets, Chandler, eines Desgadez, Delagardette, Paolo fo genau kennen. Nur auf diefe Art hätte der Vf. diefem Werke eine vorzügliche Brauchbarkeit verfchaffen können. Denn noch fehlt es an einem Buche, welches in einer deutlichen Schreibart die Säulenordnungen und was dazu gehört, aus der Anficht der claffifchen Werke hergeleitet und modificirt, befchriebe. Man konnte aber diefs von vorliegendem Buche um fo mehr erwarten, da es zum Unterricht der Jugend beftimmt ift, bey welcher am zweckmäfsigften mit der Bildung des Gefchmacks und dem richtigen Verftändnifs der Architektur der Anfang gemacht wird.

H. V.

Berlin, b. Maurer: *Sammlung nützlicher Auffätze und Nachrichten, die Baukunft betreffend.* Für angehende Baumeifter und Freunde der Architektur. Herausgegeben von *D. Gilly*. Sechfter Jahrgang. II Band. Mit Kupf. 1806. 4. 118 S. (2 Rthlr.)

Diefer Band enthält: I) *Hirt, über die Bafilik von Vitruv.* — Der Vf. commentirt hier *Lib. V. c. I* des Vitruv, nach feiner bekannten Weife, und fagt wenig, was eines Auszuges fähig wäre. Jeder Kenner wird die Abhandlung gern im Zufammenhange lefen. II) *Von den Deichdefenfionsarbeiten an der Oberelbe*, vom Deichconducteur *Bouchholz* in Danneberg. Genaue Darftellungen praktifcher Handgriffe, wie fie hier mitgetheilt find, haben unleugbar fehr viel Empfehlendes, befonders wenn fie von einem erfahrnen, einfichtsvollen Manne mitgetheilt werden. Dafs der Vf. auf ein folches Lob Anfpruch machen könne, wird der Lefer diefes intereffanten Auffatzes bald felbft finden. III) *Befchreibung des Verfahrens, wie man vor einigen Jahren in Frankreich zwey koloffale Statuengruppen von ihrem Fufsgeftelle nahm, einige Meilen weit transportirte und wiederum aufftellte.* — Eine freye Überfetzung der Grobertfchen Schrift. Grobert erfann bekanntlich einen Wagen, mittelft deffen diefe beiden Gruppen von Marly nach Paris zugleich von ihrem bisherigen Standorte aufgehoben, transportirt

und zugleich an einem anderen Orte niedergelassen werden konnten. Mehrere eingestreute Bemerkungen des Hn. *Rabe* machen diesen Aufsatz besonders interessant. IV) *Über landwirthschaftliche Gebäude und Wirthschaftshöfe nach englischer und französischer Art.* — Hr. *Gilly* macht hier den Beschluss einer mehrere Bände hindurch fortgesetzten Abhandlung, um nach dieser ausführlichen Darstellung endlich auf das Resultat zu kommen, dass die englischen und französischen Wirthschaftsgebäude keinesweges für uns zu empfehlen, ja nicht einmal eines Beyfalls im Allgemeinen werth seyn möchten. Hr. G. hat ja auf seiner Reise nach Frankreich die französischen Landgebäude selbst gesehen, und wird als Kundiger am besten beurtheilen können, was von dieser Bauart zu halten sey. V) *Etwas über Brücken- und Wege-Bauten* von *Gilly*. — Keine Regeln über diesen Theil der Baukunst, sondern historische Nachrichten von merkwürdigen Ausführungen in dieser Art, wobey denn auch der Edwardschen Cylinder in den Widerlagern der Brückengewölbe Erwähnung geschieht. VI) *Über die Wiedererbauung der Kuppel der sogenannten Halle au bled in Paris.* Die aus Bohlenbogen geformte Kuppel über den Hof, der sich zwischen den Gebäuden der *Halle au bled* befindet, war im J. 1802 abgebrannt, und man trug daher Bedenken, wieder eine hölzerne Überwölbung zu wählen. *Rondelet* erklärt sich in seiner officiellen Schrift, die er über die Wiedererbauung dieser Kuppel im J. 1803 herausgab, gegen eine solche Bauart, und giebt dem Bau mit Quadern den Vorzug. Dass *Rondelet* für *diesen* Fall gewiss Recht hat, wird Jeder zugeben; mit Unrecht findet aber R. diese Bauart überhaupt unzulässig, und Hr. *Gilly* redet ihr auch hier, wie billig, das Wort. Die Bemerkung, dass, bey so grossen Bauten die Bohlensparren am Gipfel hin sich verjüngen müssen, ist gewiss sehr richtig, wie denn überhaupt nicht zu leugnen ist, dass für den Fall noch keine Beyspiele vorhanden sind, und man, wenn darnach einmal die Frage seyn sollte, mehrere Untersuchungen über das Bauen mit Bohlensparren überhaupt anzustellen hat, ehe man zur Ausführung schreiten kann. VII) *Simon's Berichtigung einer Behauptung in Absicht der holländischen Ziegel.* — *Schulz* hatte im vorletzten Bande dieses Journals behauptet, die holländischen Ziegel wären in Rücksicht ihrer Güte unnachahmlich. Der Vf. beruft sich auf seine Erfahrungen des Gegentheils, und behauptet sogar, dass die holländischen Klinker den brombergischen nachstehen. Im Allgemeinen lässt sich hierüber nichts sagen. Einzelne Erfahrungen beweisen aber nicht viel. VIII) *Gesammelte Meinungen über die Ursachen der grossen Überschwemmungen an den Flüssen und Strömen, und die Mittel zur Verhütung derselben.* — Der Vf. befolgt hier das System gegen *Wiebeking*: dass bloss anhaltender Regen Ursache der Überschwemmungen sey. Wir sehen nicht ein, warum der Vf. so einseitig sein Princip verfolgt, und der Wiebekingschen Meinung gar keine Gerechtigkeit widerfahren lassen will. Offenbar ist doch, dass durch den Strom des Wassers, indem die Erde des Bodens im Flussbette ihm nicht widerstehen kann, Theilchen desselben mit fortgerissen werden müssen, und zwar desto mehrere, je schneller der Strom ist, also vom oberen Theile des Flusses eine grössere Menge nach dem unteren fortgerissen werden müssen, als hier abgeführt werden können. Starke Regengüsse vermehren allerdings das Volumen, aber sie würden allein keine Überschwemmungen hervorbringen können, wenn von Anbeginn der Dinge keine Veränderung des Strombettes vorgefallen wäre, sondern das Wasser beständig mit gleicher Geschwindigkeit hätte ablaufen können. Wären bloss starke Regengüsse die Ursache der Überschwemmung, so hätte man Hoffnung, durch Verbreiterung des Flusses, wie es ja durch Deiche geschieht, allem Übel zuvor zu kommen; denn bey immer gleicher Geschwindigkeit wäre die Wassermenge der Breite des Stromprofils proportional. Aber eben, weil dieser Satz sich in der Erfahrung nicht bestätiget, muss noch die Geschwindigkeit des ausströmenden Wassers mit in Rechnung gebracht werden: sie ist daher nicht beständig, und die Ursache ihrer Veränderlichkeit kann natürlicher Weise nur in der veränderten Fallhöhe gesucht werden — Unter den *vermischten Bemerkungen* S. 115 ff. werden jetzt die über den Piseebau in Russland, nach dem Erscheinen der Hezelschen Schriften, anders ausfallen müssen.

K. j. R.

Berlin, b. Frölich: *Die Anwendbarkeit und Construction des Bohlendaches, theoretisch und praktisch untersucht, auch mit Rückblicken auf die Geschichte desselben versehen,* von *J. Ch. G. Karsten,* Privatdocent zu Rostock. Nebst 1 Kupfer. 1806. 175 S. 8. (15 gr.)

Diese Schrift, welche sich vorzüglich mit der Aufstellung theoretischer Grundsätze über die zweckmässigste Form und Construction, der von *Philibert de l'Orme* in Paris erfundenen, und von *Gilly* in Berlin zuerst umständlich beschriebenen Bohlendächer beschäftiget, wird dem denkenden Baumeister gewiss willkommen seyn. Wenn auch die theoretischen Grundsätze, deren Gründlichkeit Rec. im Ganzen gern anerkennt, in der Ausübung nicht immer befolget werden können: so werden doch die Resultate, zu welchen der Vf., nach dem durchgeführten Calcul, gelangt, dem ausübenden Baumeister manchen brauchbaren Wink geben. Das Ganze zerfällt in 5 Abschnitte. I) *Untersuchung über den Druck auf das Gespärre.* Der Vf. theilt hier den Widerstand, welchen das Sparrwerk zu überwinden, ganz richtig ein, 1) in den Druck nach der Richtung der Normale, 2) den Stoss, den andere Massen, sowohl nach horizontaler, als anderer Richtung äussern. In beiden Hinsichten muss aber noch das Gewicht der Eindeckung in Anschlag gebracht werden. Er handelt erst kurz von dem geradlinigen Dache, und stellt dann über verschiedene Arten von krummen Linien, welche zu Sparren gebraucht werden können, und über deren mehrere oder geringere eigenthümliche Festigkeit, Berechnungen

an, als 1) die Parabel, 2) Ellipse, 3) den Kreis. Aus diesem leitet er wieder die Zusammensetzung zweyer Bogen her. Nach den Rechnungen ergiebt sich, dass die Parabel die geringste Schwäche habe, wenn die Linie so gestellt ist, dass die Ordinate der Linie, die Grundlinie des von der halben Parabel eingeschlossenen Raumes wird. Theoretisch kann Rec. gegen diese Wahrheit nichts einwenden; er ist aber der Meinung, dass es in der Ausübung vortheilhafter sey, auf diesen Nutzen Verzicht zu thun, und nicht die Parabel als Form zu Bohlensparren anzunehmen. Einmal, weil sich diese Linie in der Ausübung nicht ohne Schwierigkeiten beschreiben läst; sodann, weil sie nie recht dauerhaft eingedeckt werden kann. Bey den Rechnungen selbst haben sich mehrere Druckfehler eingeschlichen, die das Lesen erschweren. II) *Von dem Druck des Gespärres auf das Gebäude.* Nichts merkwürdiges oder neues. III) *Von der Wirkung des Windes auf die Giebelseite des Daches.* Hier bemerkt der Vf. gleich anfangs ganz richtig, dass der Widerstand, der dem Winde geleistet werde, im Gewicht der Wände selbst und des Sparrwerks und seiner Eindachung bestehe, und dass darauf gewiss mit Sicherheit zu rechnen sey, wenn nicht durch fehlerhafte Zusammensetzung die Sparren verschoben worden seyen. Rec. getraut sich mit Gewissheit zu behaupten, dass unter hundert vom Winde umgeworfenen Gebäuden, neun und neunzig sind, welche durch die Schuld des Baumeisters umgeworfen wurden; er kann daher der neuen Holzsparungsmode in der Baukunst, in sofern sie mehr thut, als der Holzverschwendung vorbeugt, nicht das Wort reden. Rec. ist auch des Vfs. Meinung, wenn er die blossen Windlatten, als eine zureichende Verbindung des Daches nach der Länge, verwirft, und den Dachstuhl nur für die einzig zureichende hält. Mögen seine Landsleute, die Mecklenburger, diese Wahrheit beherzigen! Am Ende dieses Abschnitts zeigt der Vf. noch den Nutzen der krummlinigen Dächer, als bey welchen der Dachstuhl, ohne der Festigkeit zu schaden, entbehrt werden könne. IV) *Von der Beschaffenheit der Dachlinie in Rücksicht einer sicheren Eindeckung* Hr. K. giebt sich hier Mühe zu zeigen, wie die krumme Fläche der Bohlendächer am zweckmäsigsten eingedeckt werden könne. Bey einer Stroh- oder Rohr-Bedeckung tritt hier bekanntlich gar kein Hinderniss ein, indem dieses Material, vermöge seiner Biegsamkeit, jede Form annimmt. Aber nicht so ist es bey dem Steindache. Hier entsteht immer bey krummen Dachflächen eine unsichere Eindeckung, indem die Dachsteine von gewöhnlicher Länge (15 bis 16 Zoll) auch bey einem Bogen vom beträchtlichen Durchmesser klaffen, und so Schneegestöber und Schlagregen durchlassen. Die vom Vf. deshalb vorgeschlagenen, nach einer rundlichen Form gebildeten Steine würden in der Ausübung zwar den Fehler des Einregnens verbessern, aber doch zu kostbar seyn, um allgemein angewendet werden zu können. Rec. ist überhaupt der Meinung, man müsse sich bey Construction eines Daches den Grundsatz immer vor Augen stellen: *die Dachfläche muss von Aussen gerade seyn, oder nur sehr wenig von der geraden Linie abweichen,* weil diese allein vollkommen geschickt ist, die Nässe und Feuchtigkeit von dem Gebäude abzuleiten. Eine krumme Dachfläche, zumal, wenn sie aus einem Halbkreise besteht, erfüllt diesen Zweck nur sehr unvollkommen, und ist daher am verwerflichsten, da es die Architektur nur mit dem Zweckmäsigen zu thun hat. Und wenn auch bey jener Dachfläche sich für den Moment Mittel gegen das Eindringen der Nässe nach dem Inneren auffinden lassen: so ist der Halbkreis, oder jede andere stark gebogene Linie, doch nur erst bey gewissen Puncten im Stande, die Nässe abzuleiten, indem ganz oben z. B. an dem Forste bey einem beträchtlichen Durchmesser, beynah eine scheinbare Horizontalebene entsteht, wo Regen und Schnee stehen bleiben, und mit der Zeit die Festigkeit des Materials zerstören, oder auch sich Wege suchen, nach Innen zu dringen, wie diess bey einem Rohrdache, welches nach einem gothischen Bogen geformt war, Rec. selbst begegnet ist. Kann man daher, wo Bohlendächer angewendet werden sollen, dieselben nicht so construiren, dass ihre äussere Fläche mit dem wenigsten Kostenaufwande möglichst gerade gemacht wird, wie diess *Eytelwein* und *Gilly* gezeigt: so gehe man lieber ganz davon ab. Denn ein momentaner Vortheil ist in der Baukunst, die nicht für Jahre, sondern für Jahrhunderte arbeiten soll, *kein* Vortheil. V) *Von der Anwendung der bisherigen Untersuchungen auf das Bohlendach.* — Hier wird umständlich und einsichtsvoll über die Zusammensetzung der einzelnen Bohlenstücke gesprochen. Die Art der Abreissung der Bohlensparren, welche er vorschlägt, ist für die Ausübung zu umständlich, und nicht von der Art, dass sie der Gillyschen vorzuziehen wäre, welche letztere keinesweges so unsicher ist, als der Vf. glaubt. Auch findet man hier einen Kostenanschlag von einem Bohlendache, und eine Vergleichung eines solchen mit einem geradlinigen gewöhnlichen Dache. Schliesslich gestehet Rec. noch, dass er keinesweges unter die Verächter des Bohlendaches gehöre, vielmehr den Nutzen desselben anerkenne, und dergleichen selbst mehrere habe aufführen lassen, dagegen aber der Meinung sey, dass ein Bohlendach nur da wahrhaften Nutzen leiste, wo man das Gebälk ganz entbehren kann, als da sind Scheunen, (versteht sich mit Queerdiehlen: in Mecklenburg scheint man diese Scheunen ganz ohne Balken über den Diehlen, und an den beiden Giebelwänden ausgenommen, nicht zu kennen, wenigstens spricht der Vf. nicht deutlich genug davon), Schauer zur Aufbewahrung von Torf, Holz u. s. w. Bey Wohngebäuden aber, und anderen, die ein Gebälk erfodern, sind sie wegen ihrer Kostbarkeit durchaus verwerflich. Denn sie fodern Anfangs nicht nur mehr Bedachungsmaterialien, sondern werden auch für die Zukunft theuer. Diess scheint man nunmehr im Preussischen erkannt zu haben, da man neuerdings in Berlin ein sehr bedeutendes Magazin mit einem ganz flachen Dache construirt, und lieber eine oder ein Paar niedrige Etagen mehr gemacht hat. H. V.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 MAY, 1807.

MATHEMATIK.

Leipzig, b. Gräff: *Lehrbuch der Geometrie* von Dr. *Ernst Tillich*, Prof. und Mitvorsteher der Erziehungsanstalt zu Dessau. — Zum mathematischen Lehrcyklus gehörig. Mit 16 Kupfern. 1807. VIII und 256 S. 8. (1 Rthlr.)

Um den Werth dieses Lehrbuchs richtig zu schätzen, scheint es uns am zweckmäfsigsten, unsere Beurtheilung so zu ordnen, dafs wir zuerst den Plan desselben darlegen, und dann einzelne Stellen auszeichnen, bey denen wir besondere Bemerkungen nöthig finden. Das Buch ist in fünf Cursus abgetheilt. *I Cursus. Übung im elementarischen Auffassen der geometrischen Formen.* Der Vf. fängt mit den einfachsten Bezeichnungen der gegenseitigen Lage zweyer und mehrerer Puncte an: — „Zwey Puncte, die neben einander liegen. Der erste Punct liegt links neben dem zweyten, der zweyte liegt rechts neben dem ersten, u. s. w." — und geht dann zur Betrachtung der Linien, Winkel, ebenen Figuren u. s. w. fort. Man lernt hier die Geometrie gleichsam experimentirend, z. B. die verschiedene Gestalt gleichschenklichter Dreyecke, §. 30. — und das ist in der That für das frühe Kindesalter sehr gut. In der Anordnung hat uns nicht gefallen, dafs der Vf. so früh (schon §. 21.) auf die Proportionallinien kömmt; es scheint uns, dafs der Begriff der Proportion schon zu sehr zusammengesetzt sey, um Kindern, denen man noch die allerersten Elemente beybringen mufs, vorgetragen zu werden. Der Vf. hat ferner in diesem ersten Cursus darauf hingearbeitet, den Kindern die Kunstausdrücke verständlich zu machen; aber so gut diefs an sich ist, so möchte Rec. doch zweifeln, ob es Interesse genug hat, wenn man schon so früh, da an Anwendung noch sehr lange nicht zu denken ist, von Sinus, Cosinus, Parameter u. s. w. redet. Doch vielleicht wird der Vf., wie er in der Vorrede verspricht, seine Anordnung in einem anderen Werke rechtfertigen. Von der Betrachtung der ebenen Figuren geht der Vf. sogleich zu den Körpern über; wir wünschten, dafs dieser Übergang durch einige Bemerkungen über die gegenseitige Lage zweyer Ebenen vorbereitet wäre. *II. Übung im Folgern aus der Neigung gerader Linien.* — Scheitelwinkel. Winkel an Parallellinien. Summe der Winkel im Dreyeck. Winkel im Kreise u. s. w. *III. Längenverhältnisse.* Vergleichungen der Linien, die zwischen zwey Parallelen liegen, und der Seiten im Dreyeck. Von Linien im Kreise, Sinus, Tangenten. Von Kreisen, die sich berühren und schneiden. *Geometrische Verhältnisse.* Proportionallinien; ähnliche Dreyecke. Verhältnisse zwischen den Stücken der Linien, die sich unter einander und den Kreis schneiden. Bestimmung des Parameters, der Subnormallinien u. s. w. einer Parabel. — — — Auch hier liessen sich gegen die Anordnung manche Zweifel erheben. So z. B. mufs es wohl jeder auffallend finden, wenn man den Satz: „zwey Dreyecke sind gleich und ähnlich, wenn zwey Seiten mit dem eingeschlossenen Winkel im einen so grofs sind, als im andern," — hier erst nach der Lehre von ähnlichen Dreyecken findet, da er doch seiner Evidenz wegen einer der allerersten zu seyn verdient. — — Speciellere Bemerkungen über die Ordnung der Sätze würden mehr Raum erfodern, als wir dieser Anzeige widmen dürfen; Rec. bemerkt daher nur einiges, was besonders auffallend scheint. Dahin gehört vorzüglich, dafs der *Anhang zum zweyten und dritten Cursus*, unter dem Titel: *geometrische Formenconstruction*, Probleme enthält, die man nach so gelehrten Untersuchungen über die Parabel gar nicht mehr erwartet. „Eine Linie der andern gleich zu machen," ist unstreitig ein Problem, das wenige Vorkenntnisse erfodert, und das im Gegentheil bey hundert Gelegenheiten als schon bekannt vorausgesetzt wird, z. B. eben gleich bey der Lehre von der Parabel S. 110. No. 3. wo man der Absciffe die doppelte Länge über den Scheitelpunct herausgeben, oder eigentlich sie jenseits des Scheitelpuncts eben so lang machen soll, als sie es diesseits ist. Etwas ähnliches gilt von mehreren Aufgaben, z. B. „ein gleichschenklichtes Dreyeck zu zeichnen." Man sieht nun freylich, dafs es Hn. *T's.* Absicht war, hier eine Reihe von Problemen zusammenzustellen, aber auch das bezweifeln wir, ob dieses zweckmäfsig ist, ob man dem Schüler nicht mit den Lehrsätzen zugleich auch die Probleme nach und nach mit vortragen sollte, die sich auf jene Sätze beziehen. *IV. Flächenverhältnisse, oder Übung im Auffassen und Combiniren einer doppelten Dimension nach Höhe und Grundlinie.* — Inhalt der Parallelogramme, der Dreyecke, des Kreises. Pythagorischer Lehrsatz; — alles mit mannichfaltigen Anwendungen. *Geometrische Flächenverhältnisse.* Parallelogramme um die Diagonale eines gröfseren Parallelogramms. Ähnliche Parallelogramme, Parallelogramme aus zwey äufseren und zwey mittleren Proportionallinien. Theorie der Ellipse, wobey ein Lehrsatz zum Grunde gelegt wird, dessen Richtigkeit dem Lehrlinge gar nicht bewiesen ist. Theorie der Hyperbel. — — — *V. Körperverhältnisse, oder Übung im*

Auffassen der Verhältnisse dreyfach zusammengesetzter Dimensionen. Inhalt der Parallelepipeden, Prismen, Pyramiden, Kegel, Kugeln, abgekürzter Pyramiden. Berechnung der Oberfläche dieser Körper.

Wir kommen jetzt zu einzelnen Bemerkungen, die wir nach der Ordnung mittheilen wollen. Solche Erklärungen wie §. 17: „eine krumme Linie, welche sich von einem Puncte zum andern schlängelt, heisst eine schlängliche Linie," hält Rec. für fehlerhaft. Denn wenn es nicht die Absicht war, den Namen zu erklären, so wäre es besser, dem Schüler kurz zu sagen; die Linie, Fig. 31, heisst eine schlängliche Linie. §. 18 steht: „Parallellinien laufen in gleicher Richtung." Dieses gilt aber von den krummen Parallellinien §. 20 nicht, wenigstens nicht von allen, sondern allenfalls nur von concentrischen Cirkelbogen. In §. 39 ist es unbestimmt ausgedrückt: „dass jeder Cirkelbogen, der mit seinen Endpuncten auf einer geraden Linie ruht, ein Halbcirkel ist," denn man kann recht gut fragen, ob nicht jeder Kreisbogen mit seinen Endpuncten auf der Sehne ruhe? Gänzlich fehlerhaft ist §. 40, und nachher Seite 90 die Behauptung, dass die Tangente von 90 Grad doppelt so gross sey, als die Tangente von 45 Grad. — — §. 42 ist uns nicht recht verständlich, wie beym elliptischen Brennspiegel die Sonnenstrahlen sich in zwey Brennpuncten vereinigen sollen; bekanntlich vereinigen sich Strahlen, welche aus dem einen Brennpunct ausgehen, im anderen wieder. Übungen, wie §. 46 angiebt, sind unstreitig sehr zu empfehlen. §. 51. Die Beschreibung der Kugel als einer gleichförmig gerundeten Fläche scheint uns zu künstlich für den ersten Anfang; eben diess gilt vom Kreise, bey dem die Erklärung, dass alle Puncte des Umfangs gleich weit vom Centro abstehen, viel fruchtbarer ist; soll der Schüler Kreise aus freyer Hand zeichnen, so kömmt ihm freylich der Begriff, gleichförmige Krümmung, sehr zu Statten, aber zu geometrischem Gebrauch wird er wenig mit dieser Erklärung anfangen können. — — S. 41 ist es zu unbestimmt gesagt: „wenn eine Kugel in Bewegung gedacht wird;" denn das Weitere gilt nur von der Bewegung um eine durch das Centrum gehende feste Axe. Die algebraische Bezeichnung S. 63 ist nicht zu loben. Man sollte nämlich nicht schreiben:

$$< < x, b, y + r, q, s,$$

sondern $$< < x + b + y + r + q + s.$$

S. 64 sind die Folgsätze sehr unverständlich. Der Satz S. 83 und 84 hätte weit eleganter bewiesen werden können, was indess von mehreren anderen gilt, z. B. auch S. 88. No. 2; bey dem letzteren Satze ist noch zu merken, dass er schon S. 66. No. 6 als bekannt angenommen wird. S. 154. „Wenn man die Höhe mit der Grundlinie multiplicirt, so entsteht ein Rechteck," ist kein sorgfältig gewählter Ausdruck. S. 228. Folgende Stelle ist dem Rec. völlig räthselhaft: „Ich denke mir die Kegel so gestellt, dass die Spitze desselben mit der Grundfläche auf einerley Linie ist," — indess ist hieran vielleicht ein Druckfehler Schuld, deren es in diesem Buche sehr viele giebt; das Verzeichniss derselben beträgt, (mit Einschluss einiger Verbesserungen ganzer Stellen,) zehn Seiten, und doch findet man noch manche nicht angezeigte. So z. B. ist der zweyte Absatz im §. 39 vermuthlich auch durch einen Druckfehler unvollständig ausgedrückt; S. 90, Z. 6 muss stehen: „dem doppelten Sinus *von* 45°; — S. 92. Z. 7 v. unt. sind *innere* und *äussere* verwechselt; S. 165 im Anfange des Satzes 10 müssen ebenfalls Druckfehler seyn, die es schwer machen, den Sinn zu enträthseln; und so könnten wir noch mehrere anführen. Wir rügen diese vielen Druckfehler absichtlich, da sie sehr tadelnswürdige Nachlässigkeit verrathen, die hier um desto nachtheiliger ist, da eine so gänzliche Entstellung des Sinnes Lehrer und Schüler die sich dieses Lehrbuchs bedienen wollen, leicht in grosse Verlegenheit setzen kann.

Obgleich wir noch manche solche — wie wir uns schmeicheln, *berichtigende* — Anmerkungen hinzufügen könnten: so glauben wir doch dieselben unterdrücken zu müssen, um nicht die Grenzen einer Recension zu weit zu überschreiten. Sollen wir über das ganze Buch unser Urtheil sagen, so glauben wir zwar, dass dem Vf. bey der Anordnung eine richtige Idee vorgeschwebt habe, dass aber dennoch sowohl die Anordnung, als der Vortrag in Rücksicht der Bündigkeit und der Kunst, die Folge der Schlüsse bey dem Beweise eines Satzes klar und leicht übersehbar darzustellen, bedeutender Verbesserungen bedürfen. Es ist gewiss nicht leicht, die verschiedenen Lehren so vorzutragen und aneinander anzureihen, dass jeder folgende Satz im vorigen begründet ist, und dass jeder vorhergehende durch die Folgerungen und Anwendungen, die man daraus ableitet und daran knüpft, neues Licht erhält; dennoch aber ist dieses für die mathematischen Schriftsteller eine unerlassliche Pflicht. Hr. *T.* selbst wird bey wiederholter Überarbeitung seines Buches finden, dass wir nicht mit Unrecht ihn aufgefodert haben, sich diese Kunst noch mehr eigen zu machen.

B.

Paris, b. Courcier: *Essais sur l'enseignement en général, et sur celui des mathématiques en particulier.* Par *S. F. Lacroix.* An XIV (1805.) 390 S. 8.

Obgleich Rec. in diesem Buche nicht so viel wichtige und neue Gedanken über den Unterricht in der Mathematik gefunden hat, als er von dem berühmten Vf. glaubte hoffen zu dürfen: so wird doch eine Anzeige des Hauptinhalts nicht uninteressant seyn. Seinen Zweck giebt der Vf. gleich zu Anfang in einer Art von Vorrede unter dem Titel: *but de l'ouvrage* etwa folgendermassen an. In einem Zeitpuncte, da, nach den Stürmen der Revolution, der öffentliche Unterricht neu organisirt worden, scheine es wohl der Mühe werth, den wahren Charakter dieser neuen Einrichtung zu bestimmen und zu untersuchen, ob sie zweckmässig und geschickt sey, die Entwickelung des menschlichen Geistes zu beschleunigen, und hieran liessen sich dann allgemeinere Bemerkungen über die verschiedenen Methoden des Unterrichts knüpfen;

lefes Werk werde alfo die Refultate einer langen und nannichfaltigen Erfahrung über den Unterricht entalten. Nach diefer Vorrede folgt eine Introduction ber die Fortfchritte der Mathematik während des 8 Jahrhunderts und über den Einflufs derfelben auf ie Ausbildung des menfchlichen Geiftes. Der Vf. ingt mit einer eben nicht fonderlich vollftändigen iefchichte der Mathematik im letzten Jahrhundert an, vorin neben den Verdienften einiger vorzüglicher — efonders franzöfifcher — Mathematiker, auch dieenigen Männer erwähnt werden, welche, wie Volaire, fich bemühten, die Entdeckungen der Matheatiker allgemeiner bekannt zu machen. Es werden ann die neueren phyfikalifchen Entdeckungen errähnt, und die Bemerkung beygefügt dafs die Fortchritte verfchiedener Wiffenfchaften nicht blofs geenfeitig beytragen, um die Grenzen einer jeden zu rweitern, fondern dafs fie auch auf die allgemeine Methode leiten, welche man bey Unterfuchung der Vahrheit befolgen müffe. — Der Vf. kömmt dann uf feinen Hauptgegenftand, auf die während und ach der Revolution angelegten Unterrichtsanftalten. Einige Mitglieder des Wohlfahrtsausfchuffes brachten ie Einrichtung der jetzigen *école polytechnique* in Vorfchlag, die damals den Namen *école centrale des travaux publics* erhielt, und beftimmt war, Perfonen zu raktifchen Ämtern vorzubereiten. In diefer Schule ollten 400 Zöglinge Unterricht in Mathematik, Phyk, Chemie, Kriegswiffenfchaften und Zeichnen erhalten. —Ein anderer Plan ward zu einer Bildungsnftalt für Lehrer entworfen, wodurch man möglichft ollkommene Kenntniffe in allen Theilen der Repulik zu verbreiten hoffte; und obgleich diefe *idée gigantesque*, welcher die Normalfchule ihre Entftehung erdankte, nicht ganz vollkommen ihren Zweck ereichte, indem man nicht erwarten konnte, dafs alle 500 Eleven brauchbare Lehrer würden: fo bleibt es och gewifs, dafs auch diefe Schule den Eifer für die Viffenfchaften neu belebte. Man fchenkte bey dieen Anftalten der Mathematik vorzügliche und felbft llzugrofse Aufmerkfamkeit; aber dennoch find die orwürfe, die man hierauf gegründet hat, nicht fo ehr bedeutend; wenigftens ift es gewifs, dafs bey iefer Einrichtung des Unterrichts beffer, als bey der lten, faft blofs auf Sprachgelehrfamkeit ausgehenden, mehrere für den Staat brauchbare Subjecte gebildet vurden. Am beften wäre es freylich, überhaupt icht einen einzelnen Zweig menfchlicher Kenntniffe uf Koften der übrigen zu cultiviren; indefs fcheine s in der Natur der Sache zu liegen, dafs diejenige Viffenfchaft die meiften Verehrer findet, die gerade ie glänzendften Fortfchritte macht.

Erfter Abfchnitt. Vom Unterricht im Allgemeien während des 18 Jahrhunderts. Der Vf. holt ziemch weit aus und deutet — freylich nur fehr oberflächlich — an, was die Wiffenfchaften durch die Zerftörung des byzantinifchen Reichs, die Entdeckung von Amerika und die Reformation gewonnen, nd klagt, dafs ungeachtet der Fortfchritte, welche diefelben machten, der Unterricht — in Frankreich noch mehr als in Deutfchland — unvollkommen und lange blofs auf die claffifche Literatur eingefchränkt geblieben fey; blofs in den Militärfchulen fing man, auch unter der alten Regierung an, Unterricht in anderen Wiffenfchaften zu geben. Nach diefer als Einleitung mitgetheilten Gefchichte folgt dann die nähere Befchreibung und Beurtheilung der Schulen, von welchen fchon verfchiedenemal im Intelligenzblatt diefer A. L. Z. die Rede gewefen ift.

Zweyter Abfchnitt. Vom Unterricht in der Mathematik, §. 1. Über die Methode des Unterrichts und über zweckmäfsige Examina. — Wenn man beym wiffenfchaftlichen Unterrichte vorzüglich auf die Ausbildung des Geiftes im Allgemeinen hinarbeitet, fo ift Gründlichkeit die Hauptfache, und man kann eher mit einem etwas befchränkteren Umfange der Kenntniffe zufrieden feyn. Kinder mag man zuerft die mathematifchen Wahrheiten gleichfam experimentirend finden laffen, aber nachher darf nirgends der ftrenge Beweis fehlen. Richtige Anordnung und Verkettung der Lehrfätze, fo dafs das Folgende immer im Vorhergehenden begründet ift, und das Vorhergehende neues Licht durch die Anwendung erhält, ift beym Unterricht fehr wichtig. Man thut wohl, fich der *allgemeinften* Methode zu bedienen: daher ift es unzweckmäfsig, wenn man einem Schüler, der auch Algebra lernen foll, in der Arithmetik Lehren vorträgt, die fich algebraifch leichter darftellen laffen. Lehrbücher follte man fo einrichten, dafs fie zur Vorbereitung auf Hauptwerke von anerkanntem Werthe dienten. — Bey weitläuftigen Rechnungen mufs man fich bemühen, die Methode klar darzuftellen, damit der Lehrling unter dem Mechanifchen des Calculs nicht den Gang der Gedanken aus dem Auge verliere. Um Hauptfätze und Formeln ins Gedächtnifs zu faffen, dient befonders häufige und mannichfaltige Anwendung; eigentliches Auswendiglernen ift ganz unnütz, weil man das Gelernte doch fehr fchnell vergifst, wenn man den Zufammenhang mit dem Ganzen nicht inne hat. Daher nützen die gewöhnlichen Examina nichts. Um die Kenntniffe eines Mannes zu beurtheilen, reicht es nicht hin, feine Antworten im Examen zu hören, fondern man mufs beobachten, wie er fich vorbereitet hat, und wie er nachher fortftudirt. Man follte bey einer folchen Prüfung fchriftliche Fragen vorlegen, welche Anwendungen des Gelernten betreffen, und den Schülern dabey die nöthigen Hülfsmittel zur Hand laffen; um aber auch die Darftellungsgabe im mündlichen Vortrage beurtheilen zu können, laffe man den zu Examinirenden zu einem Buche einen erläuternden Vortrag halten, fo, als ob er Unterricht nach dem Buche ertheilte. Man follte häufige und kurze Prüfungen anftellen, aber fich nicht blenden laffen, wenn irgend ein Schüler *blofs* in den *letzten* Prüfungen gut befteht: denn gewöhnlich hat er dann durch übereiltes Studium das anfangs Verfäumte nachzuholen gefucht, und diefs übereilte Studiren trägt felten gute Frucht.

§. 2. Von der mathematischen Methode. Unterschied der Synthesis und Analysis. §. 3. Entwickelung des Cursus der reinen Mathematik. — Dieser Abschnitt enthält eine Art von Selbstrecension, worin der Vf. die Gründe angiebt, weswegen er einzelne Lehren in seinen Anfangsgründen gerade so vorgetragen habe. Da sich hieraus nicht wohl ein Auszug geben läfst; so theilen wir nur etwas weniges mit. — Arithmetik. — Der Vf. glaubt, dass man den Begriff der Proportion ganz umgehen könnte, und besser alles auf Multiplication und Division zurückführte. Dass diese Methode wenigstens bey der Kettenregel vortheilhaft sey, ist gewiss, da man diese viel leichter in Form von Gleichungen, als aus der Lehre von zusammengesetzten Verhältnissen begreift. — Algebra. — Geometrie. Die Lehre von den Parallellinien gründet der Vf. auf die Definition, dass es Linien sind, die beide auf derselben geraden Linie senkrecht stehen. — Gegen die Anordnung der Sätze und manches andere im Euklides hat er viel zu erinnern. — Überhaupt wird der Leser der Lacroixschen Werke hier manche interessante Bemerkung finden.

B.

STUTTGART, b. Metzler: *Vollständige Anleitung zur Reesischen Rechnung* von *J. G. Schmalzried* 6te und verb. Aufl. 1807. 550 S. 8.

Der Vf. dieses bekannten Buchs ist im J. 1806 gestorben. Die Verlagshandlung hat durch andere Gelehrte mehrere Verbesserungen besorgen lassen, welche in der Vorrede angezeigt werden. Nichts desto weniger aber vermisst man in diesem Buch eine deutliche, mit Beweis versehene Auseinandersetzung der Reesischen Columnensätze, welche doch in anderen arithmetischen Werken gegeben ist, die übrigens nicht so weitläuftig von diesem Mechanismus der Zahlenrechnung handeln. Mit Aufstellung weniger geometrischer Proportionen hätte sich alles recht füglich aufs deutlichste entwickeln lassen.

Die Einleitung in die Theorie der Brüche S. 71 verdient Lob; wie auch die Belehrung über die *Decimalrechnung*, obgleich dieser Zusatz etwas zu kurz ausgefallen ist; und in der Folge keine Anwendung von dem Vorgetragenen gemacht wird, welches gar wohl bey der Menge von Beyspielen hätte geschehen können. Die eingeschaltete Anweisung (S. 160. 162), wie ein Bruch, dessen Zähler und Nenner aus mehreren Ziffern besteht, durch einen anderen ausgedrückt werden könne, welcher deren viel weniger haben soll, aber auch den Werth nur in Näherung angiebt, ist nicht mit dem mindesten Beweis versehen, welcher doch immer, (wäre es auch nur in wenigen Zeilen versucht worden) hätte nachgewiesen werden sollen. Auch in der Alligations-Rechnung vermisst man durchaus alle Deduction der Entstehung der dabey üblichen Combinationen, und alle Rechtfertigung der trocken hingesetzten Resultate; was die Folge haben muss, dass jeder junge Mann, der nach Gründen fragt, ein solches Kapitel unbefriedigt aus der Hand legt. — Der letzte Anhang betrifft die Vergleichung der im königl. wirtembergischen üblichen Masse. Dieser scheint mit vielem Fleiss gefertiget worden zu seyn, er enthält auch viele Decimalausdrücke, welche den gewöhnlichen Brüchen, (was immer zu loben ist,) zur Seite stehen. — Der Hauptsatz ist dabey, dass 127 altfranzösische Linien 144 wirtembergischen Linien gleich seyen; woraus auch auf die Ausdrücke des Meters die nöthigen Folgen genau abgeleitet werden; und diese werden auf Flächen- und Cubikmasse fortgeführt. In der königl. wirtembergischen neuen Massordnung, welche Rec. zu Gesicht bekommen, und welche etliche Monate nach dem Abdruck dieses Anhangs im Publicum erschienen ist (zu Ende des Jahres 1806), sind die eben genannten Verhältnisszahlen 127 : 144 gleichmässig aufgeführt, und als legal festgesetzt worden. Bey dem Getreidemass aber findet Rec. eine kleine Abweichung. In diesem Anhang nämlich werden 1625 wirtemberg. Cubikzolle, als der Inhalt eines wirtemb. Getreid-Sei angegeben; in der Massordnung aber sind 1628 zur künftigen Bestimmung angenommen worden. Dieselbe Erinnerung läfst sich auch bey dem Eichmass machen, dessen Grösse, wie es scheint, noch nicht ganz bestimmt gewesen seyn muss, da dieser Anhang gedruckt worden: denn er redet von 133 und 134 Cubikzollen, da die gesetzliche Bestimmung 135 ausspricht. Die Folgerungen auf Boisseau, auf Pinten und Litres, (welche übrigens in diesem Anhange recht sorgfältig angegeben sind,) werden hiernach kleine Abänderungen erleiden.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *St. Petersburg*, (oder vielmehr *Halle* b. Kuff:) *Disquisitionum analyticarum circa cissoïdem pars prior.* Scripsit Dr. *Joannes Fridericus Raupach* 1806. 20 S. M. 1 Kpf. 4. (6 Gr.) Die Geschichte der krummen Linie, von welcher diese Schrift handelt, ist eben so merkwürdig, als sie selbst. Der Vf. hätte ihr doch sollen in der Einleitung einen Platz gönnen, um so seiner Abhandlung eine gewisse Art von Vollständigkeit zu verleihen. *Diokles*, über dessen Zeitalter man jedoch nicht einig ist, war der Erfinder der Cissoïde, und sie verdankt ihre Entdeckung dem im Alterthum so berühmten *problema Deliacum*. Nur kannten die Alten diese Curve lediglich insofern, als sie im Zirkel beschrieben wurde; sie an und für sich und abgesondert vom Kreise zu betrachten, fiel ihnen nicht ein. Eine genauere Kenntniss derselben verdanken wir daher erst den Neueren, und der grosse *Newton* macht auch hier Epoche. In seiner *Arithmetica univers.* (*edit. Amst.* 1761. T. I. p. 256 u. f.) theilte er zuerst eine vollendetere und leichtere Construction derselben mit. — Der Verf. handelt zuerst von der Natur der Cissoïde, und entwickelt die verschiedenen Gleichungen, wodurch dieselbe sich ausdrücken läfst. Dann bestimmt er die Subtangente und Subnormale mittelst der Differenzial- und Integral-Rechnung. Endlich beschliesst er diesen ersten Theil der Abhandlung mit der Untersuchung der Quadratur und Cubatur. Die Evoluta und Caustica, so wie alles das, was noch über die Cissoïde zu sagen übrig bleibt, wird der Gegenstand des zweyten und letzten Theils des Werkchens seyn.

F. M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 MAY, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Dyk: *Bibliothek der redenden und bildenden Künste.* Erster und zweyter Band. 1806. 384 und 400 S. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Unter diesem neuen Titel wird, zu Folge der Vorerinnerung des ungenannten Herausgebers, *die von mehreren trefflichen Gelehrten gewünschte Fortsetzung der seit 1760 erschienenen Bibliothek der schönen Wissenschaften*, dem Publicum übergeben. Bey dem Versprechen jener, nämlich der *trefflichen* Gelehrten, den Herausg. künftig thätig zu unterstützen, hält er es für gerathen, eine neue Reihe von Bänden unter einem, dem jetzigen Sprachgebrauche gemässeren Titel, anzufangen, im übrigen aber die alte Einrichtung beyzubehalten, und sich mit dem Aufzunehmenden nach den Zeitumständen zu richten. Was hiemit eigentlich gemeint sey, erfährt man S. IV in folgenden Worten: „Dagegen haben wir den Artikel der kürzeren Anzeigen einheimischer Producte der schönen Literatur wieder in Gang gebracht, weil uns eine ernste Rüge der vielen schlechten Poesien, die jährlich in Deutschland erscheinen, nöthig dünkte. Als dieses Journal vor nun 50 Jahren begann, musste der Kritiker auf *Feststellung* der Grundsätze des Schönen bedacht seyn, und zur Erläuterung derselben waren fremde Beyspiele unentbehrlich. Jetzt, *glauben wir*, müsse ein Journal, wie das unsrige, auf die Festhaltung der *ächten Grundsätze des Schönen* unter den deutschen Völkerschaften bedacht seyn, und diess kann nur durch eine strenge Kritik der neuen einheimischen Werke im Fache der schönen Literatur bewirkt werden." — Wer hiergegen etwas zu erinnern hätte, müsste also entweder den Glauben jener ungenannten *Wir's* reformiren, oder gegen die ächten Grundsätze des Schönen kämpfend auftreten, und deren Verbreitung durch eine strenge Kritik leugnen. Das erste Unternehmen würde vielleicht ganz fruchtlos seyn, und den Schein der Intoleranz auf den Opponenten werfen, da nicht vom Urtheile, sondern vom *Glauben* die Rede ist; das zweyte würde auf die Entwicklung des Begriffes der ächten Grundsätze des Schönen zurückführen, und eine weitläuftige Deduction nöthig machen, die ausser den Grenzen dieses Institutes liegen dürfte. Rec. würde, indem er aus den vor sich liegenden sogenannten Kritiken jene Grundsätze nach der Ansicht der Vff. dieser *Bibliothek* zu entwickeln sich bemühte, bald einen *major* bald einen *minor*, bald eine Conclusio, öfters den ganzen Schluss bestreiten müssen, und zuletzt wäre sein Verdienst, selbst wenn er sein Ziel erreichte, dass er eine Recension über Recensionen geschrieben habe. Um es sich leichter zu machen, und seinen Collegen mit aller Freundschaft zu gegenseitiger Liebe zu ermuntern, will Rec. lieber den Werth der Behauptungen auf sich selbst beruhen lassen, sich friedfertig mit den Vff. der B. d. r. und b. K. verbinden, und die Anzeige dieser beiden Bände auf eine Mittheilung einiger charakteristischer Behauptungen einschränken. So kann jedermann selbst sehen, welcher Geist darin waltet, und in kurzen Sincerischen Anmerkungen wollen wir davon Rechenschaft geben, wie wir unsere Kritiker mit ihrem Streben verstanden haben.

Der erste Band beginnt mit einer in Briefen (*à la Garlieb Merkel*) verfassten *Übersicht der poetischen Literatur der Deutschen, seit dem J. 1796.* S. 13 wird gesagt: „*Jean Paul* ist ganz noch der Alte. Was aus einer edlen Denkungsart, einer zarten Empfindung, einer schöpferischen Einbildungskraft, einer reichen Fülle von Witz, und einer in Bildern und Vergleichungen beynahe schwelgenden Sprache, Gutes und Schönes hervorzugehen vermag, das finden Sie in den späteren, wie in den früheren, Schriften des Mannes. Dagegen was eine in unnatürlichen Erfindungen, seltsamen Situationen und Luftsprüngen aller Art sich gefallende Phantasie, ein absichtliches Haschen nach auffallenden Contrasten und Gleichnissen, eine unzeitige ins Pedantische ausartende Gelehrsamkeit, ein unablässiges Überschwanken vom Kräftigen zum Plumpen, vom Edeln zum Gemeinen, und vom Grossen zum Kleinen, kurz, was eine in hohem Grade manierirte und affectirte Schreibart zur Störung des reinen und ungetrübten Genusses des Lesers beytragen kann, das ist ebenfalls in allen den obengenannten Werken in reichem Übermasse anzutreffen." S. 15. „So seltsam gemischt übrigens *Jean Pauls* Manier ist, so ist sie doch, wie alle Manier, nachgeäfft, ja sogar einmal mit Glück unter uns nachgeahmt worden. Doch nein, es wäre Beleidigung für den Vf. des *goldenen Kalbes*, wenn ich ihn einen Nachahmer Jean Pauls nennen wollte, ihn, der vielmehr ein Geistesverwandter von ihm ist." — Dieses heisst beides: Ein Rec. muss recht derb loben und tadeln, und das Lob durch den Tadel, den Tadel durch das Lob würzen; streichelnd muss er die eine Wange berühren, indem er die andere mit plumper Hand kratzend und schlagend verwundet.

S. 23. „Sie (nämlich die Griechen und Römer) malten keine üppigen Liebesscenen und Abentheuer, sondern den nackten sinnlichen Genuss, weil sie das

Weib als halbe Sklavin behandelten, und die Verhältnisse weder kannten noch kennen konnten, die erst späterhin aus dem geselligen Umgange beider Geschlechter hervorgingen; und sie mischten, wie Ovid unter den Römern, *dergleichen* (?) unter ihre Gedichte, seit das Weib Mitglied der Gesellschaft ward, und neue Verhältnisse sich entwickelten. In ästhetischer Hinsicht möchten, aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet, die wollüstigen Gemälde der Alten und Neueren beide gleich viel, in moralischer, beide gleich wenig werth seyn." — Der Geist unseres Kritikers ist am besten unter der Gestalt eines Januskopfes darzustellen; er kennt die Vorzeit, wie die Gegenwart und Zukunft, von welcher letzten Zeitdirection wir für jetzt den Beweis schuldig bleiben.

Der Kritiker unterwirft, vermuthlich um seine selbst angedrohte Strenge zu mildern, seine Kunsturtheile der Moralität. Jeder Verstoss gegen dieselbe erregt seinen Verdruss, den er dann in Briefen von sich zu geben gewohnt ist, s. S. 26. „Auch erinnern Sie sich aus früheren Briefen *gewiss* noch, wie sehr mich die sansculottische Behandlung verdrossen hat, die sich einige, an Jahren reife, an Geschmack und Sitten unreife Kunstschwätzer gegen den durch Alter und Verdienste ehrwürdigen Dichter des Idris, Gandalin und Oberon erlaubten." — Um aber die neueren Kunstrichter nicht zu sehr vor den Kopf zu stossen, fährt er, *Goethe'n* auf *Wielands* Kosten lobend, folgendermassen fort: „Aber bey aller reinen Achtung für ihn, kann ich doch nicht bergen, dass ich im *Agathodämon* nnd *Aristipp* so wenig, wie im *Krates* und *Hipparchia* die rosenfarbene Phantasie wahrzunehmen vermag, deren Glanz einige glücklichere Kunstrichter empfunden haben wollen, dass ich überhaupt jene Originalität, jene immer neue Schöpferkraft, die sich in den Erzeugnissen der *Goetheschen* Muse offenbart, in denen der *Wielandischen* gänzlich vermisse, dass ich dagegen in den späteren Werken der letzteren immer zu oft, und nicht zu ihrem Vortheile, an ihre frühere erinnert werde, und selbst in der Sprache, was man freylich von einer Unsterblichen, wofern sie nicht immer etwas wortreich gewesen wäre, kaum glauben würde, die Redseligkeit des Alters zu verspüren meine, kurz, dass es mir schon bey der Lesung des *Peregrinus Proteus* vorkam, als ob ihn nicht Wieland der Dichter, sondern Wieland der alte liebe Bekannte empföhle." — Wahrlich, ein langer Periodus, in dessen Construction die gerügte Redseligkeit boshafter Weise travestirt zu seyn scheint. Bey der Zurechtweisung *Kosegarten's* lesen wir S. 56: „Die *Erweiterung* der homerischen Poesie ist gewiss sein Beruf nicht: denn um naiv zu dichten, muss man vor allen Dingen naiv empfinden, und das scheint Hn. K. nicht gegeben zu seyn." — Diese mitgetheilte Behauptung ist nicht neu; aber der aufgestellte Beweisgrund frappirt durch seine Genialität; nur die Ansicht des Rec. von dem, was Erweiterung der homerischen Poesie hiesse, bleibt zweifelhaft. — S. 66: „Seine (*Kotzebue's*) schlechten Seiten sind durch die vereinten Bemühungen der Herrn Schlegel und Spazier (welche Zusammenstellung!), und neuerdings durch die Recensenten an der Jenaischen A. L. Z. so geschickt und sorgfältig beleuchtet worden, dass ich eine bisher noch nicht wahrgenommene zu entdecken, verzweifle; und wahrlich, ich möchte fast noch lieber von dem, was an ihm lobenswerth ist, sprechen: so eckel ist mir der, obgleich meistens gerechte, und bald mit Kraft, bald mit Witz über ihn ausgegossene Tadel geworden." — Unserem Kritiker wird Wahrheit selbst dann zum Eckel, wenn sie von vielen verkannt eine öftere Wiederholung heischt; wie sehr muss dieser idiotische Eckel den Vf. befallen, wenn er seine eigenen Briefe, welche grösstentheils tausendmal wiederholte, seichte Raisonnements enthalten, liest! Will er das Alltägliche verlassen und durch neue Gedanken den eingeschlummerten Leser wecken, so macht er sich selbst des dem Rec. der Jungfrau von Orleans (in der alten A. L. Z. 1802. Nr. 14) S. 74 vorgeworfenen Fehlers schuldig: statt zu belehren, redet er in dunkeln Räthseln, und nicht um den Dichter zu ehren, sondern um sich selbst wichtig zu machen, sprudelt er die ausschweifendsten und eben daher nichts sagenden Lobeserhebungen hervor, und gebehrdet sich wie ein rasender Thyrsusschwinger. — Nein! um nicht ungerecht zu scheinen und der Wahrheit den gebührenden Zoll zu entrichten: mit dem Thyrsusschwingen befasste sich unser Kritiker nicht; sein glühender Feuereifer ergiesst sich in folgenden Worten: (S. 77). „Selbst aus dem Kreise der gemeinen Erfahrung hinaus ist er (*Schiller*) zum Himmel auf, und zum Schattenreich hinabgestiegen, und hat dort die Gestirne beschworen und hier die Geister reden lassen, um den Schauer, der jenem Kampfe beywohnt, zu verstärken, und das Gemüth mit heiligem Ernst zu erfüllen." — Früher S. 61 ward ein Kunstwerk dieses Dichters erwähnt, um gelegentlich einen faden Einfall auf den Markt zu bringen, und einen Mann, der sich in seiner Amtssphäre eine auf wahre Verdienste gegründete Achtung erworben, hämisch zu verlachen. Der Vf. sagt: „So ist es z. B. eine weltkundige Sache, dass der Berliner Schauspieldirektor *Iffland* eines unserer mit Recht geschätzten Trauerspiele, die *Jungfrau von Orleans*, hauptsächlich durch die prächtige und immer neu und prächtiger dekorirte Procession, die darin vorkommt, auf der Bühne erhalten hat; ja man will für gewiss sagen, dass er, der doch das Publicum aus vieljähriger Beobachtung kennt, und sich auf Kassengeschäffte versteht, wie irgend einer, entschlossen sey, die Procession künftig ohne Stück, aber so umständlich, dass sie einen ganzen Abend ausfülle, zu geben, und dabey mit Bestimmtheit auf ein gedrücktvolles Haus rechne." — Solche Anfälle gemeiner Spasssucht muss man um so mehr unserem Vf. zu Gute halten, da er, seine Würde als Kritiker scheinbar verleugnend, sogar zu verjährten Klätschereyen seine Zuflucht nimmt, und freche Lügen mit beleidigenden Schimpfworten in Verbindung setzt, um sich an die Künstler, die nicht mit sein Glaubensbekennt-

ifs unterschreiben, zu rathen. Man lese S. 91 und
2. Man vernimmt deutlich den Nachhall *Merkel*-
her Urtheile: aber der Autor, der sie wiedergab, ge-
ört, um auch seine eigenen Worte zu wiederholen,
ı den Kunstrichtern von kurzem Gedärm, der auf der
telle Hn. *Merkel* wieder lehrt, was er so eben von
ım lernte (S. 97), und demnach wird dieser Herr
iarlieb *Merkel* S. 171 „ein literarischer Schreyer,"
. 172 „ein unvernünftiger kritischer Thersites," ge-
annt. — Eine neue glänzende Seite dieser Übersicht
er poetischen Literatur lernen wir im 16ten Briefe,
ı der Zusammenstellung eines poetischen Triumvi-
ats (S. 125) kennen, wo der Prediger *Schmidt* zu
Verneuchen, der durch seine Anspruchslosigkeit, wie
uch durch die gänzliche Vergessenheit, in welche er
chon versunken ist, eine gänzliche Übergehung ver-
iente, und A. W. *Schlegel*, neben den, *par force*
um zweyten Schiller gestempelten, Herrn *Christian*
Schreiber gestellt ist. Ungleich besser, als diese drey,
ommt im 17 Briefe *Tiedge* weg. Ob er es gleich mit
einem beschränkten Zusammenreimen von poetischen
Bildern dem Kritiker oft gar zu arg macht: so darf er
ich doch nur des vor uns liegenden Briefschreibers
edienen, und ihm wird Hülfe und künstlerische Vol-
endung verheissen. Siehe S. 146: „der Dichter (*Tied-
ge*), ich bin es überzeugt, kann, wenn er einen un-
arteyischen kritischen Freund (wahrscheinlich hat sich
elbst der Vf. im Sinne,) zu Rathe zieht, dem Ganzen
eicht die Vollkommenheit geben, deren sich einzelne
itellen (der Urania) bereits erfreuen." — Bey *Falk's*
Namen bewährt sich vor allen die anfänglich ange-
ündigte kritische Strenge; er ist (S. 147) „das erste
ller poetischen Ferkel, das seit 1797 auf dem weimari-
chen Parnass grunzt." —

Der 18 Brief beschäftigt sich mit Deutschlands
poetischen Übersetzern, unter welchen keinem eine so
unbegränzte Verdienstlosigkeit vorgeworfen wird, als
Herrn *Gries;* vermuthlich desshalb, weil Lesewelt
und Kunstrichter seinen Übersetzungen der beiden
vorzüglichsten romantischen Epopöendichter Italiens
den Preis über alle bisherigen Versuche zuerkannten.
Der Briefschreiber fragt den Briefempfänger S. 161:
„dünkt Ihnen die Überwindung der Schwierigkeit,
den Ariost Stanze für Stanze, und in ächten Stanzen
zu übersetzen, noch ein Verdienst, wenn man die ge-
meinsten Redensarten in unserer Sprache ohne Beden-
ken zulässt, Flickwörter auf Flickwörter häuft, um
den eigenthümlichen Ausdruck sich schlechterdings
nicht bekümmert, und überhaupt einen der eleganter-
ten Dichter so dollmetscht, dass er gerade das, was
schlechterdings in jeder Übersetzung vorzüglich er-
halten werden sollte, seinen Charakter, verliert, ja,
wenn man die Reime hinwegnimmt, nicht bloss zum
Prosaisten, sondern zum *elendesten Prosaisten* herab-
sinkt, und jede Spur von Poesie in der Nachbildung
verschwindet?" —

Im 20 und letzten Briefe werden noch unsere
Ästhetiker, in vier Classen geordnet, zusammenge-
stellt. Weder *Eschenburg* noch *Schiller*, weder *Her-
der* noch *Clodius* und *Ast* machen es dem Briefschrei-
ber so recht zu Sinne; am meisten befriedigt ihn noch
Bouterweck, welcher so wenig als *Jean Paul* damit
zufrieden seyn wird, dass er und der Verfasser der
Vorschule der Ästhetik hier in Eine Classe gesetzt sind.
Schwer ist es überhaupt zu bestimmen, ob sich die
meisten in diesen zwanzig Briefen genannten Schrift-
steller mehr über den ihnen zugetheilten Tadel freu-
en, oder die Gepriesenen über die ihnen erwiesenen
Beyfallsbezeugungen ärgern werden. So zwischen
Freud und Leid ruhig und unberührt dastehend, ist
Rec. überzeugt, dass diese Briefe ihr Publicum finden.
Darum kann er auch gewiss dieser neuangefangenen
Reihe von Bänden einen segensreichen Fortgang verhei-
ssen, da der Anfang derselben so gemeinverständlich
zur ferneren Lectüre einladet, und manchem rechtli-
chen Mitbürger Gelegenheit giebt, über Dinge zu
reden, von denen er nichts versteht. Um Leute die-
ses Schlages zu den ihnen bereiteten Genuss einzula-
den, ward Rec. in der Mittheilung der charakteristi-
schen Auszüge freygebiger, als es sonst nothwendig
war: denn er würde, sich an den neuen Titel haltend,
schon die Pflicht des literarischen Berichterstatters hin-
länglich erfüllt haben, wenn er bewiesen hätte, dass
in der Bibliothek der *redenden* und *bildenden* Künste,
die Kunst weder *ge-*, noch *verbildet*, und von der
Kunst nicht *geredet*, sondern *geklatscht* wird. —

Das zweyte Stück des ersten Bandes beginnt und
wird grössten Theils mit einer *kritischen Übersicht des
Zustandes der Künste in der Schweiz und der vorzüg-
lichsten helvetischen Kunstprodukte* angefüllt. Nach den
in der Einleitung mitgetheilten Gesichtspuncten steht
leicht zu ermessen, welcher Geist hier athmet; z. B.
S. 197 heisst es von der Schweiz: „Welche roman-
tisch-historische alte Landesgeschichte! (Eine histori-
sche Geschichte? —) die selbst der Griechen und Rö-
mer *ihre*, sowohl an naiven, als an hohen Zügen
übertrifft, und deren Helden und Thaten, so zu sa-
gen, eine helvetische Heroenmythologie liefern, wel-
che die Nachwelt staunend verehrt. Was wird ein
künftiger genialischer Künstler und Geschichtsmaler
sich (?) nicht aus den Grossthaten der *Telle*, der *Win-
kelriede*, der *von Flüe*, der *Hallwyle* und *Erlache* für
reichen Stoff zu herrlichen Gemählden schöpfen!
Wie viel interessanter werden diese Bilder — wenig-
stens für uns seyn, als die fabelhaften Geschichten,
die Homer, Virgil und Ossian uns von der Vorwelt er-
zählen!" — Das Vortheilhafteste, was von dem gan-
zen Aufsatze zu sagen steht, ist, dass er mit wahrem
Patriotism und mit einer preiswürdigen Vollständig-
keit geschrieben, da weder die *Urwerke* der neubur-
gischen Thäler, noch die *Linnen* des Emmenthales,
noch der Büchsenschäfter *Ulrich* zu *Bern* übergangen
wurde. Wenn ein zu freygebig ausgestreutes Lob,
und öfter wiederkehrendes, feichtes Raisonnement,
den Werth dieser Abhandlung vermindert: so behält
dennoch die ganze Übersicht, ihrer Vollständigkeit
wegen, als schweizerisches Künstler- und Kunstwerk-
verzeichniss einiges Interesse. Für den die Schweiz

bereisenden Ausländer kann sie einen nützlichen Wegweiser abgeben, um zu wissen, in welchen Städten und unter welchen Addressen Befriedigung des Kunstsinnes zu erwarten ist. — Damit ist in Verbindung zu setzen, der mit weit genialerer Gutmüthigkeit, geschriebe Aufsatz (Theil 2, Stück 2) *über den Zustand der Literatur und der schönen Kunst* in Genf Hier wird gezeigt, wie zu Genf die Kunst nie, die Wissenschaft und Industrie desto thätiger cultivirt wurde. Einige hierauf wirkende Umstände werden angedeutet; der Hauptgrund dieser Erscheinung aber wird verschwiegen, und dieses ist nach des Rec. Meinung der: dass Genf, ob gleich damals noch mit politischer Selbstständigkeit beglückt, in Hinsicht seiner geistigen Cultur immer als eine Provinzialstadt Frankreichs, in welchem nur die Hauptstadt ein lebhafteres, aber der Mode unterworfenes Interesse für die Künste blicken liess, zu betrachten war. J. Jac. Rousseau und Voltaire wurden, wenn sie auch in und bey Genf einige Zeit lebten, dort nie nach ihrem Geiste einheimisch, und andere, zu Genf geborene, nachher mit einiger Celebrität beehrte Künstler gehörten Genf, nur dem Taufscheine, nicht ihrer inneren Bildung nach, an. —

Den übrigen Raum der beiden Bände füllen theils artistische Notizen, wie sie der Reichsanzeiger und die Intelligenzblätter der Zeitungen zeitiger und vollständiger liefern; hierzu zählen wir auch Aufsätze, wie der dritte im zweyten Stück des zweyten Theils, *kritische Übersicht der neuesten Kupferstiche und Kunstwerke* überschrieben; theils kürzere und längere Anzeigen bereits erschienenen Bücher, aus, die bescheiden genug, nicht Recensionen genannt werden, weil die Kritik wenigen, die Schreiblust des Anzeigenden desto grösseren Theil daran hat. Der Worte des Vorredners sich erinnernd, freut sich der Leser ausser der früher angekündigten inneren *Strenge*, auch noch die äusseren *Stränge* zu entdecken, an welchen er den Bibliothekskarren muthwillig und doch seufzend hinter sich herzieht; um mit einem leichten Wortspiele den ernsthaften Spass zu bezeichnen, welchen sich die Vff. dieser *Bibliothek* mit ihrem Publicum machen.

Zum ruhigen Ernst zurückkehrend, betrachte man die früheren Bände der alten *Bibliothek der schönen Künste* nach ihrem Geiste und Streben, nicht des Namens eines *Winkelmann's*, *Mendelson's* u. s. f. wegen; und man wird von der Wahrheit durchdrungen, dass damals das Aufleben des freyen deutschen Kunstsinnes Documente von bleibendem Werthe in diesem Institute niederlegte. Der beschränkte Egoism einer Classe von deutschen Schriftstellern, die sich dem Neuen widersetzt, weil sie das Neue nicht zu würdigen versteht, konnte sich nicht deutlicher aussprechen, als in der flachen Mässigung, welche die Bibliothek seit dem letzten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts an den Tag legte. Nicht der verjüngte Titel kann die alternde Kraftlosigkeit der Mitarbeiter, mögen sie Jünglinge oder Greise seyn, verhüllen. Der einzige Rückhalt, der diesen Leuten bleibt, ist der, dass sie noch eine Art von Publicum haben, welches sich um so lieber und näher mit ihnen vereinigt, da sie hier die Heimath ihres eigenen Geistes wiederfinden. Eben dieses Verhältniss fand namentlich auch in den späteren Jahren zwischen der *allgemeinen deutschen Bibliothek* und ihren Lesern statt; nur dem grösseren Kostenaufwande, welchen sie von ihrem Unternehmer foderte, war es zuzuschreiben, dass sie früher, als die *Bibliothek der schönen Künste*, ihre Endschaft erreichte. Der Wunsch, solches nutzloses Geschreibsel beendet zu sehn, könnte leicht zu der Vorhersagung verleiten, dass auch diese *Bibliothek* bald einschlummern werde; aber genauer erwogen bleibt dieses, wie sie selbst in der Literatur für jetzt schad- und nutzlos ist, ein ganz unbedeutendes Ereigniss, das nicht einmal eine Begebenheit genannt werden darf. Der geniale, in allen Fächern und Künsten gleich schreibselige *Horstig* entliess einst eine Untersuchung der Frage: Soll man die Kinder schreyen lassen? — Die bejahend ausfallende Beantwortung enthält zugleich einen eisernen Brief für diese Art von Bibliotheken und ähnliche Institute, da Greise und Kinder in mehreren Rücksichten gleiche Vorrechte geniessen. Solche gern anerkennend, wird also auch von jetzt an unsere Zeitung von der Fortsetzung des angezeigten Werkes nur dann Notiz nehmen, wenn, was wir mehr wünschen als hoffen, sich mit dem Geiste derselben eine gänzliche Reform ereignet.

M. M. M.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Halle*, b. Diedein: *Receptbuch für das Buch zum Kranklachen, oder Sammlung interessanter und unterhaltender Anekdoten, witziger Einfälle und Erzählungen.* Ohne Jahrzahl. 88 S. 8. (6 Gr.) Sollte Jemand wirklich so unglücklich gewesen seyn, sich durch das Buch zum Kranklachen um seine Gesundheit gebracht zu haben: so geben wir ihm unser Recensentenwort, dass dieses vortreffliche Product der menschlichen Finger, dessen sinnreicher Titel und übriges scharmantes Ansehen schon hinlänglich von seinem Werthe zeuget, ihm wieder zu dem verlorenen Kleinod seines Lebens verhelfen werde. Es sind zwar nur acht und achtzig Seiten Text, und zwey Seiten Vorrede; die man hier für sechs gute Groschen erhält, aber in diesem kleinen Raume — Götter! welche Fülle des Witzes und der scherzhaften Laune. Besonders strotzt die kleine Vorrede davon, die noch obendrein das — jetzt freylich nicht mehr seltene — Verdienst hat, dass sie uns nicht klug aus sich werden lässt. Auch können wir das Buch, wegen der Neuheit der darin enthaltenen Anekdoten, Einfälle und Erzählungen denjenigen empfehlen, die das Geschäft übernommen haben, ganze grosse Gesellschaften in kurzer Zeit zum Schlafen zu bringen. Wir können versichern, dass es kaum eine oder zwey Anekdoten enthält, die vor der Hand nur in zwanzig oder dreyssig Büchern gestanden haben. Am besten wird es aber doch beym Schulunterrichte gebraucht werden können, um deutsche Orthographie daraus zu lernen. Übrigens entspricht, wie schon erwähnt, dem inneren Gehalte dieses Receptbuchs sein Äusseres auf das vollkommenste. Das Löschpapier ist von der besten Sorte.

M. x. 37.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 MAY, 1807.

ÖKONOMIE.

Ulm, b. Becker: *Versuch einer Darstellung der allgemeinen Grundsätze der Forstwirthschaft nach ihren Verhältnissen zu der Staats- Cameral- und Landwirthschaft, nebst einigen Bemerkungen über die Folgen der Veräusserung der Staats- und Vertheilung der Gemeindewaldungen*, von *J. G. von Seutter*, kurpfalzbaierschem Forstinspector u. s. w. 1804. XXIII und 570 S. in 8. Nebst einer Classificationstafel. (1 Rthlr. 8 gr.)

Es ist schwer zu begreifen, wie ein Mann von so guten Kenntnissen, schriftstellerischen Talenten und selbst einem so gereinigten Geschmack, als der Hr. *v. S.* auf jeder Seite zeigt, doch ein so unnützes Buch hat schreiben können: denn unnütz ist doch wohl ein Buch, das weder unterhält, noch belehrt, ja nicht einmal so viel Interesse gewährt, dass ausser dem einen oder anderen Recensenten, der in der Erfüllung seiner Pflicht besonders gewissenhaft ist, nicht wohl Jemand im Stande seyn wird, es durchzulesen. Was konnte es für einen Zweck haben, die an sich schon allgemeinen Grundsätze der Forstwirthschaft noch mehr zu generalisiren, und dann in einer Art von philosophischer Sprache vorzutragen, die nichts weniger als gefällig, und dabey, von den Lesern solcher Schriften vertrauet ist, so ganz leicht auch nicht zu verstehen ist! Die allgemeinen Grundsätze der Forstwirthschaft scheinen uns überhaupt kein eigenes mühsames Studium zu erfordern. Sie ergeben sich so sehr von selbst, dass jeder, der nur irgend einige Bildung hat, und sonst in dem Staatswirthschaftswesen nicht fremd ist, sie auch selbst findet. Unsere besten Forst-Schriftsteller haben sie daher auch entweder ganz übergangen, oder bey dem Vortrage der speciellen Lehren nur berührt, und Niemand hat hier noch über eine Lücke geklagt. Für wen der Hr. *v. S.* eigentlich geschrieben hat, ob für Anfänger, oder für Kenner, das getrauen wir uns auch nicht zu sagen. Da seine Lehren aus der vollendeten Wissenschaft abstrahirte Resultate sind: so kann es nicht fehlen, dass sie für Anfänger noch zu hoch sind. Kenner können aber daran nichts neu finden, als etwa den Ausdruck, den Hr. *v. S.* gewählt hat.

Indessen muss Rec. gestehn, dass das Thema selbst ungemein consequent durchgeführt ist. Der Hr. *v. S.* hat drey Hauptgesichtspuncte genommen. Unter dem ersten setzt er dasjenige aus einander, was vor der Begründung der Forstwirthschaft in Betrachtung zu ziehen ist. Unter dem zweyten entwickelt er die Grundsätze, die der Forstwirthschaft untergelegt werden müssen; und unter dem dritten widmet er endlich dem, was zur Erhaltung und Verbesserung der Forstwirthschaft zu thun ist, seine Betrachtung. Wie die ganze Forstwissenschaft in dieses Fachwerk hat eingeschichtet werden können, werden die, welche mit der Sache bekannt sind, ohne unsere weiteren Winke leicht einsehn. Wir unterlassen also, darüber ins Detail zu gehn, und führen nur noch Etwas aus dem Werke selbst an, um unseren Lesern zu zeigen, wie der Hr. *v. S.* seine Materie behandelt. Es sey folgende Stelle, die erste, die uns beym Aufschlagen des Buches auffällt. S. 108: *Diesen Bemerkungen zufolge, beschränkt sich also die Möglichkeit der Verminderung der Holzconsumtion eines Landes auf das Verhältniss des Erwerbungsaufwandes der für dasselbe sich darbietenden Surrogate zu dem respectiven Kraftmasse- oder Productionsvermögen ihrer Consumenten, und muss in dem Masse Zerstörungswerkzeug der allgemeinen und möglichst grössten Production werden, in welchem sie ausser diesem Verhältnisse tritt.*

In den am Ende des Buches aufgestellten Bemerkungen über die Folgen der Veräusserung der Staats- und die Vertheilung der Gemeinheits-Waldungen, geht der Vf. von dem aus, was seyn sollte; nicht von dem, was gemeiniglich wirklich ist. Diess musste ihn nun freylich dahin führen, sich auf beide Puncte für die Negative zu erklären, die Recensent mit seinen Erfahrungen aus der wirklichen Welt wenigstens nicht für allgemein zutreffend anerkennen kann.

Schliesslich bemerken wir noch, dass der Hr. *v. S.* auch von Sprachfehlern, die in der Gegend seines Wohnorts herrschen, nicht ganz frey ist.

α.

Weimar, b. Gädicke: *Die Fleischökonomie oder vollständiger Unterricht, das Rind- Schweine- Schaaf- Ziegen- und Federvieh, wie auch Fische, zu mästen, ihr Fleisch einzusalzen, einzupökeln, einzubeitzen, zu mariniren, Würste daraus zu machen, und sowohl bey gewöhnlichem, als auch bey Torf- und Steinkohlenrauch zu räuchern, und nach diesem gehörig aufzubewahren.* Von *Philipp Franz Breitenbach*, Senatoren und Marktherrn zu Erfurt. *Erster Theil.* 1803. *Zweyter Theil.* 1804. Mit fortlaufender Seitenzahl. 742 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Schreibseligkeit des Vf. haben wir wieder ein Werk zu verdanken, das aus *Krünitz* Encyklopädie, *Riem's* monatlicher Encyklopädie, *Eckhardt's* (den

der Vf. den unsterblich grofsen Gelehrten nennt!) Experimental-Ökonomie, und wer weifs aus wieviel anderen Schriften zusammengestoppelt ist. Schwerlich dürfte der erfahrne Haushälter etwas Neues darin finden, und so bliebe denn etwa diese Compilation dem Anfänger brauchbar, der hier so ziemlich alles beysammen findet, was von diesem Theil der Haushaltung zu wissen nöthig ist. Aus dem ausführlichen Titel ist der Inhalt hinreichend zu ersehen. Wir wollen aber gleichwohl die Rubriken der Kapitel kürzlich anzeigen, und hin und wieder einige Bemerkungen beyfügen.

Die *Einleitung* handelt *von der Nützlichkeit - und Schädlichkeit des Hausschlachtens.* Der Vf. verwirft das Hausschlachten in den Städten, billiget es auf dem Lande, und seinen aus Krünitz entlehnten Gründen wird Jedermann beypflichten.

Erster Abschnitt. 1 *Kap. Vom Mästen des Rindviehes.* Fehler der gewöhnlichen Stallung werden gerügt. Von den so nützlichen Dunstschornsteinen in den Ställen soll ein gewisser Thirner in Schlesien der Erfinder seyn. S. 45 eifert der Vf. über die Gewohnheit, Ochsen während der Mast zur Arbeit zu gebrauchen. Aber hier mangelt ihm Erfahrung. Dafs Ruhe die Mast beschleuniget, darin hat er Recht. Aber wenn der Ökonom, der mit seinem Ackerbau auch Brantweinbrennerey verbindet, keine Pferde hält, sondern alle Holz- und Mistfuhren, und den ganzen Ackerbau, mit Ochsen verrichtet, die er nach vollendeter Arbeit mästet, und theuer versilbern kann, was mit Pferden nicht möglich ist, wie viel gewinnt er nicht dabey! Sey es auch, dafs die Mast dadurch etwas verzögert werde, so ist doch der Verkauf der fetten Ochsen ein reiner Gewinn, der bey Pferden nicht Statt findet. Zudem pflegt der Ökonom gewöhnlich ein Gespann Ochsen mehr zu halten, mit welchen er wechselt, so dafs er sie nie Tag täglich arbeiten, sondern immer einen Tag um den andern ruhen läfst, und da gewöhnlich, z. B. bey den Holzfuhren, wo die Ochsen früh angespannt werden, und oft erst Abends wieder in den Stall kommen, das gewohnte Mastfutter mit in den Forst gegeben wird, so hat die Mastung immer ihren Fortgang, und bleibt die Verzögerung dadurch sehr unbedeutend. — Nach S. 50 hat der Vf. noch kein Fleisch von einer *verschnittenen* Kuh gegessen; Rec. auch nicht; so was mufs man den Engländern überlassen, die ihre weiblichen Kälber verschneiden, wie wir unsere Schweine, diese 3, 4, 5 Jahre alt werden lassen, dann mästen, schlachten, und nicht berechnen, wie theuer ihnen diefs Fleisch kommt. Der Deutsche, der bey seinen ökonomischen Unternehmungen rechnet, verschneidet keine Kuh, er mästet sie, wenn sie 4, 5mal gekalbet hat, wo sie dann aufhört ergiebig in der Milch zu seyn, auch geringere Kälber bringet. Die S. 68 beschriebene Brantweinspülichmastung des Rindviehes ist nicht ganz richtig; überbrühete *Spreu* und *Heckselmit* Branntweinspülich ist nicht zweckmäfsig; es mufs *Erbsenstroh* seyn, wenn das Futter gut mästen soll, und das Spülich darf auch nicht von Anfang der Mastung, um das Vieh daran zu gewöhnen, mit Wasser verdünnt seyn, sondern man vermischt das geschnittene Erbsenstroh mit den blofs dicken Trebern des kochendheifsen Spülichs, und giebt diefs dem Vieh, wenn es die gröfste Hitze verlohren hat. Zum Zwischenfutter dient Heu, Gerstenstroh, Haferstroh, das man auf die Raufe steckt. — *Neunerley Arten die Kälber zu mästen.* Gut für die, die ein solches Kalb selbst schlachten, und delicates Kalbfleisch auf den Tisch verlangen; aber zum Verkauf sind alle neuen Vorschriften zu kostbar, das Kalb bezahlt sich nicht. 2 *Kap. Vom Mästen der Schweine.* Die Gröfse des Stalles, sagt der Vf. S. 86, bestimme die Anzahl der auf die Mast zu stellenden Schweine. Das ist nicht richtig gesprochen; es mufs so heifsen: die Menge des vorhandenen Futters bestimmt die Anzahl der auf die Mast zu stellenden Schweine. — Den Fufsboden der Schweinställe, (S. 87) mit abgerundeten Schaalhölzern, oder auch mit starken und mit kleinen Löchern durchbohrten Bohlen, zur Abfliefsung des Urins, auszulegen, taugt beides nicht: im ersteren Fall haben die Schweine keinen sicheren Tritt, und im zweyten Fall werden die durchlöcherten Bohlen nicht von langer Dauer seyn, welche Löcher auch ohnediefs durch den Schweinemist beym Auskehren sich bald verstopfen werden. — Auch die Schweintröge, S. 88, halb in, halb aufser dem Stalle, also unter der Schwelle, anzubringen, ist ganz zweckwidrig: sie müssen im Stalle dicht an der Wand hinlaufen, und mit einem Dache versehen seyn, dafs die Schweine nur die Köpfe hineinbringen, aber nicht hineintreten, und das Futter verunreinigen können. Überhaupt waren alle die vom Vf. erzählten Versuche seines Vaters, den Urin aufzufangen, ganz zweckwidrig. Man pflastere den Stall mit viereckigen Steinplatten, und abhängig, damit der Urin beständig ablaufen kann, der denn durch ein Loch in der Ecke des Stalles abfliefst, und nun in Gossen zu einem auf dem Hofe in die Erde gegrabenen Behälter abgeleitet wird. Die Ställe müssen nahe an einander liegen, und inwendig an der Vorderwand mit einer steinernen Rinne versehen seyn, in welcher das fliefsende Futter vom Futterfasse nach allen Ställen in die steinernen Tröge geleitet wird. In diesen steinernen Rinnen befindet sich in jedem Stalle ein Loch, durch welches das Futter in den Trog läuft: ist der Trog voll, so wird das Loch mit einem Stöpsel verstopft; das Futter fliefst zum folgenden Stall wieder durch ein Loch in den Trog, und so weiter zum dritten, vierten Stall: so fand Rec. die Schweinställe in regelmäfsigen Brennereyen. Stroh den Schweinen zu streuen, ist auch nicht üblich; das Schwein ist hitziger Natur, liebt daher ein kühles Lager, und selbst bey starker Kälte werden sie nicht Noth leiden, wenn ihrer viele beysammen liegen, und man den Stall zuhält. Auch gerade dann, wenn man ihnen streuet, liegen sie immer im Sumpfe, aber aufserdem tragen sie ihren Mist an den Abhang des Stalles, ihr Lager auf der Höhe aber halten sie immer rein. — Der Rath, S. 104, die Schweine während der Mast alle 14 Tage oder 3 Wochen mit *Antimonium crudum* zu reinigen, taugt gar nicht, und besonders ist dieses Mit-

fel den beynahe fetten Schweinen äusserst nachtheilich; sie laxiren und vomiren den ganzen Tag, da sie es genommen, heftig davon, und das bringt sie in der Mast um 8 Tage zurück. Im Anfange, wenn man sie auf die Mast stellt, ist das Mittel gut, es reiniget den Magen vom Grase und anderem zuvor genossenem schlechtem Futter. (Gemalztes Getreide ist zwar ein sehr gutes Schweinemastfutter, aber es ist zu kostbar.) Verbrühen des Magens durch zu warmes Spülich ist eine unnöthige Sorge; warm muss das Futter seyn, wenn das Mastschwein fressen soll; in den Brennereyen giebt man es ihm siedend heiss, so wie es aus der Blase kommt, aber das Schwein, wäre es auch noch so hungrig, frisst davon nicht, wenn es ihm an die Schnauze brennt, es geduldet sich, bis das Futter nicht mehr brennt. — S. 111 bestimmt der Vf. die tägliche Quantität des Futters für ein Schwein nach Kannen oder Massen; aber was denn für Gemäss? man versteht ihn nicht; warum bestimmte er nicht nach Pfunden? — 3 *Kap.: Vom Mästen der Schaafe.* Der Schaafstall soll zwey Thore haben; bey einem grossen Stall ist das zu wenig, er muss mehr haben, denn bey Feuersnoth hält es äusserst schwer, die erschrockenen Schaafe aus dem Stalle zu bringen. — 4 *Kap.: vom Mästen der Ziegen.* — 5 *Kap.: vom Mästen des ökonomischen Flügelwerks*, als Gänse, Enten, Truthühner, gemeine Hühner, Tauben. Die grausame Weise der Juden, die Gänse zu mästen, konnte der Vf. weglassen; so was muss man nicht weiter verbreiten. — *Von der Poutarderiemast;* ist aus Eckhardts Experimental-Ökonomie entlehnt. — 6 *Kap.: vom Mästen der Fische.* Hier vermisst man das Kastriren der Karpfen, was der Vf. in Krünitz Encyklopädie, unter dem Worte: *Fische*, würde gefunden haben. — *II Abschnitt.* 1 *Kap.: vom Abschlachten des Rindviehes.* — 2 *Kap.: vom Abschlachten des Schweineviehes.* Bey Brennereyen brühet man die gestochenen Schweine mit kochendheissem Spülich ab, hat also da nicht nöthig Wasser in einem Kessel zu sieden. — 3—5 *Kap.: vom Abschlachten der Schaafe, Ziegen, des Federviehes.* — 6 *Kap.: vom Abstechen der Fische.* — *III Abschnitt.* 1 *Kap.: vom Einsalzen, Einpöckeln und Einbeizen des Fleisches vom Rindvieh;* wobey auch für die Küche manche Zubereitung des Fleisches angezeigt wird. — 2 *Kap.: vom Einsalzen, Einpöckeln und Mariniren des Fleisches vom Schweinevieh.* Unter den mancherley Zubereitungen wird auch hier gezeigt, aus einem zahmen einen wilden Schweinskopf zu bereiten. — 3 *Kap.: vom Einsalzen, Einpöckeln und Einbeizen des Fleisches vom Schaafvieh.* — 4 *Kap.: vom Einsalzen, Einpöckeln und Einbeizen des Fleisches vom Ziegenvieh.* — 5 *Kap.: vom Einsalzen, Einpöckeln, Einbeizen und Mariniren des Federviehes.* — Der *zweyte Theil* dieses Werks, der auch meistens Küchenrecepte enthält, liefert die Fortsetzung des III Abschnitts im ersten Theile, wo dann im 6 *Kap.: vom Einsalzen, Mariniren und Aufbewahren der Fische* u. s. w. gehandelt, und ihre Zubereitung auf mancherley Weise aus Krünitz und den Kochbüchern ausführlich gelehrt wird. — *IV Abschnitt.* 1 *Kap.: von einigen allgemeinen Bemerkungen, die vor dem Wurstmachen zu beobachten sind.* Lauter gute aber jeder Hausmutter bekannte Regeln. — 4 *Kap.: von Bereitung der Würste vom Rind-Schweine- und Schaaf-Vieh.* Die guten Eichsfelder Würste hat der Vf. nicht vergessen, aber dagegen die noch berühmtern Göttinger Metwürste, die man unter der grossen Zahl seiner Würste nicht findet. — Im 5 *Kap.* folgen nun *die Würste vom Federvieh*, als von welschen Hähnen, Hühnern, Enten, Gänselebern; und im 6 *Kap.: die Würste von Fischen*, als von Aalen, Forellen, Hechten, Karpfen, Lachsen u. s. w., auch von Krebsen. — Im 7 *Kap.* wird von der *Bereitung des Presskopfs*, nämlich von Rindern, Kälbern, Schweinen, Schaafen, von den *Sülzen* der Ochsen, Kälber, Ferkel, auch der Kapaunen, Hechte, Forellen, Krebse gehandelt. Dann vom *Kochen der Würste und des Presskopfs, vom Ausschmelzen des Schweinefetts*, wo der Vf. aus den *Anzeigen der Leipziger ökonom. Societät*, Michael-Messe 1804, wahrscheinlich nicht würde unterlassen haben, das vortreffliche Mittel zugleich auch anzuzeigen, *den Speck ohne Gefahr auszubraten*, wenn es ihm zu der Zeit bekannt gewesen wäre. Rec. fügt es hier um so lieber bey, da man es nicht bald genug verbreiten kann, indem man längst die Beobachtung gemacht hat, dass die meisten Brandschäden, besonders auf den Dörfern, durch das Speckausbraten entstehen. Das Mittel ist sehr einfach und sicher: man nimmt so viel Kochsalz, als man zum Geniessen des auszubratenden Specks benöthiget ist, und streuet dieses in den, über dem Feuer stehenden, mit Speckwürfeln gefüllten Tiegel. Diess Salz verhindert, dass der Speck, wenn er durch Unvorsichtigkeit angezündet wird, zwar wohl brennt, aber nicht in die Höhe fliegt. Zwey Gebrüder *Bernhard* auf dem Rittergute Oberstein bey Mügeln, die diess Mittel (sey es auch zuvor mancher Hausmutter, tausend anderen aber gewiss nicht, bekannt gewesen) der kurfürstl. Landes-Ökonomie-Manufactur- und Commerzien-Deputation, sowie auch der ökonom. Soc. in Leipzig anzeigten, verdienen hier dieserhalb genannt zu werden. Der Major und Zeughauptmann Dietrich in Dresden machte den Versuch in einer wohlverwahrten Küche, und liess ein Viertel Pfund Speck zu nicht ganz leichten, sondern noch in der Küche zu brauchenden Griefen, als diese brateten, mit Wasser begiessen. Das feuerfeste Gewölbe und der vorher angebrachte Schieber in der Feuermauer sicherten gegen zu besorgenden Schaden. Der Erfolg war, dass der ganze Speck brennend aus dem eisernen Tiegel an die Decke des Gewölbes der Küche flog, und daselbst sich brennend ansetzte, auch eine hölzerne Decke leicht in Brand gesetzt haben würde, wenn man nicht eine mit Salzwasser angefüllte kleine Spritze bey der Hand gehabt, und den Speck ausgelöscht hätte. Nun liess der Major eben soviel Speck in den Tiegel thun, wie vorher, mit Salz bestreuen, und als er bratete, abermals Wasser hinzugiessen. Er fing sogleich an zu brennen; und eine 8—10 Zoll hohe Flamme stieg in die Höhe, aber ohne aus dem Tiegel zu fliegen, welche Flamme

indessen sogleich verging; als mit dem Löffel darin gerührt wurde. Durch diesen Versuch also bestätigte sich das angezeigte Mittel. — Das 8 *Kap.* handelt *vom Räuchern des Fleisches, der Würste, Schinken, sowohl bey gewöhnlichem, als auch bey Torf- und Steinkohlenrauch.* Das Räuchern der Gänse, der Aale, der Hechte, ist hier nicht vergessen. — Das 9 *Kap.* endlich: *vom Aufbewahren der geräucherten Producte, wie auch der fetten und nicht fetten Fische.*

Man vermisst in dieser mit allem Fleifs zusammengetragenen Sammlung der zur Fleischökonomie gehörigen Dauerspeisen, gleichwohl die Aufbewahrung des Wildprets. Aber wir dürfen nicht sorgen: der Vf. giebt im Vorbericht Hoffnung zu einem dritten Bändchen, das lediglich die Aufbewahrung des vierfüfsigen Wildprets und des Flügelwerks abhandeln soll. Damit sein Werk also ein Ganzes werde, so mag er immerhin nun auch noch diefs dritte Bändchen zusammenstoppeln. Αλκ.

Celle, b. Schulze: *Futterkräuter und Futtergräser für Ökonomen mit den Originalien.* Von *J. A. Saatkamp.* Erstes Heft. 1801. 22 S. in Fol. Nebst 11 getrockneten Pflanzen. Zweytes Heft. 1804. 15 S. in Fol. Nebst 10 getrockn. Pflanzen. Drittes Heft. 1804. von *H. Einhof*, Lehrer am Thaerschen landwirthschaftl. Institute. 14 S. in Fol. Nebst 12 getrockn. Pflanzen. (3 Thlr. 12 gr.)

Ob überhaupt dem Ökonomen, der von der wissenschaftlichen Pflanzenkunde noch nichts versteht, durch dergleichen Kräuterbücher mit Beschreibungen nachgeholfen werden könne, wollen wir hier nicht untersuchen: die Erfahrung zeigt leider, dafs es nicht geschieht. Von dem Schriftsteller, der den Wifsbegierigen damit zu Hülfe kommen will, kann und mufs man aber doch erwarten, dafs er einen festen Plan habe, was und wie er es sagen will. Einen solchen finden wir aber hier nicht, — selbst im dritten Hefte nicht, ob es gleich von dem, uns in anderem Betrachte höchst schätzbaren, Hn. *Einhof* ist.

Vor allen Dingen wäre es nöthig gewesen, dem Leser eine, wenigstens einigermafsen allgemeine, Übersicht der Folge von Gewächsen, womit er bekannt gemacht werden sollte, zu geben. Darauf ist aber hier gar nicht gedacht. Zwar hat Hr. *Saatkamp* eine Eintheilung der Gewächse überhaupt, wonach er die ökonomischen Pflanzen einmal bearbeiten will, vorgesetzt: aber ungerechnet, dafs diese sehr unsystematisch ist, so ist der Gräser darin nur obenhin erwähnt, und Hr. *S.* bezieht sich nachher in seinen Beschreibungen selbst nicht weiter darauf; auf die Futterkräuter ist sie aber gar nicht anwendbar. Da in den Beschreibungen die wissenschaftliche Terminologie nicht ganz vermieden ist: so hätte sie einem so unkundigen Leser, als hier vorausgesetzt wird, auch erklärt werden sollen: aber auch dieses ist unterblieben. Denn das, was auf den beiden letzten Blättern des ersten Hefts gesagt ist, erfüllt ja diesen Zweck nicht, und ist überhaupt sehr flüchtig gearbeitet. — Wer Gewächse durch Beschreibungen soll kennen und von einander unterscheiden lernen, der mufs auf das System gewiesen werden: geschieht dieses nicht, so verschwendet er seine Zeit und Mühe nur; und lernt sie doch nicht kennen. Da hier kein System zum Grunde gelegt ist: so hat diese zweckmäfsigere Belehrungsart auch nicht beobachtet werden können. Es ist von jedem Gewächse nur das gesagt worden, was den Verfassern zufällig in die Feder geflossen ist, ohne alle Rücksicht, wozu es dem Leser diene, und ob es ihm die Data, deren er bedürfe, geben werde oder nicht. Wenn man dabey sieht, dafs die Beschreibungen doch nur aus dem gröfseren Werke von Schreber wörtlich, oder, mit Veränderung der Worte, dem Inhalt nach abgeschrieben sind: so kann man sich des Unwillens über eine so gedankenlose Arbeit kaum enthalten.

Da das Werk zunächst für praktische Ökonomen bestimmt war, so hätte doch wohl vorzüglich der Nutzen, den die beschriebenen Gewächse für sie haben können, bestimmt und hinlänglich erwähnt werden sollen. Aber statt dessen ist bey mehreren Gewächsen die Nachricht vom Nutzen derselben völlig übergangen, bey den übrigen hingegen davon nur etwas, bey weitem nicht alles Nöthige, aus *Schreber* und *Thaer* abgeschrieben.

Nach diesem mannichfaltigen Tadel thut es uns, die wir gewifs so äufserst ungern tadeln, leid, dafs wir nicht einmal die bey unserem Exemplare des Werks befindlichen getrockneten Pflanzen selbst loben können. Oft sind wirklich nicht die erfoderlichen instructiven Exemplare gewählt, und die Pflanzen sind schlecht ausgelegt, und noch schlechter getrocknet. Um mit dem Trocknen leichter fertig zu werden, scheint man die älteren Pflanzen beym Botanisiren vorgezogen zu haben; darüber ist aber von der natürlichen Farbe derselben nichts mehr zu sehen, sondern es erscheint nur die des reifgewordenen Strohs. Besonders schlecht getrocknet sind die saftigen Pflanzen; so ist z. B. die Pimpinelle ganz schwarz.

Schliefslich fügen wir noch einige Bemerkungen über den Text hinzu. Wenn im 3 H. S. 1 gesagt wird, dafs der weifse Klee nach Bestreuung mit kalkhaltiger Asche darum oft da, wo man keinen gesäet habe, hervorkomme, weil der Saamen desselben lange unverdorben in der Erde liegen könne, und nun seine Jahreszeit zu keimen wieder aufgereizt werde: so dünkt uns dieser Grund nicht der richtige; sondern wir erklären die Erscheinung lieber damit, dafs die Ausläufer der hier vorhin schon, aber sehr einzeln vorhandenen Kleepflanze, nachdem die Asche ihre Wirkung gethan, nun fröhlicher wuchern. Bey demselben Hefte S. 6 müssen wir der Behauptung, dafs die Pimpinelle von den Schaafen gern gefressen werde, nach unserer Erfahrung widersprechen. Im 2 Hefte wird S. 8 nach *Thaer* behauptet, dafs die Engländer ihr Raygras blofs zur Weide aussäen: diefs ist aber nicht gegründet, denn sie säen es auch unter den spanischen Klee, und sie säen fast nie spanischen Klee ohne dasselbe; den Klee säen sie jedoch in der Regel nicht zum Abweiden, sondern zum Trockenmachen. B. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 MAY, 1807.

HOMILETIK.

Altenburg u. Erfurt, b. Rink und Schnuphase: *Predigten über die Merkwürdigkeiten des achtzehnten Jahrhunderts*, in Bremen gehalten von *Joh. Jakob Stolz*, der Theologie Doctor und Prediger an der Martinskirche daselbst. I Heft. Zweyte Auflage. 1802. XVI und 90 S. II—IV Heft. 1804. (b. Schnuphase) 108. 115. 122 S. 8. (Jedes Heft 8 gr.)

Diese Predigtsammlung ist in so vielen literarischen Blättern so eifrig gelobt, von dem Publicum so gierig gekauft und gelesen, und einzelne Predigten sind sogar in beliebten politischen Zeitschriften besonders eingerückt worden, dass man bey jedem, auch dem leisesten Tadel, der einem etwa beygehen möchte, misstrauisch gegen sich selbst werden muss, und ihn nur schüchtern auszusprechen wagen kann. Überdiess enthält sie des Wahren, Schönen und Trefflichen so mancherley, ist ein so schätzbares Magazin feiner psychologischer und politischer Bemerkungen, öffnet einen solchen Schatz von Welt- und Menschen-Kenntniss, und der Vf. selbst erscheint überall so sehr als biederer, wahrheitsliebender, wohlmeinender, nüchterner und kaltblütig urtheilender Mann, und zeigt bey aller ächten Humanität doch so viel Muth und Kraft, dass zuverlässig auch der Mann von Fach mit wahrem, herzlichem Interesse bey dieser Lectüre verweilt. Inzwischen wird auch er bey allem Wohlgefallen sich nicht bergen können, was dem schlichten religiösen Sinne, dem Manne, der sich gern *erbauen* möchte, auffallen muss; er wird bey diesen Vorträgen etwas vermissen, das ihn aus anderen Predigten ansprach; er wird fühlen, dass die Stimmung, in welche das Anhören, oder Lesen einer Kanzelrede von einem anderen erbaulichen Prediger ihn versetzte, merklich verschieden sey von der, welche er während der Lectüre der *Stolzischen* Abhandlungen in sich findet. Es ist nämlich nicht das *Gefühl der Andacht*, das durch diese sogenannten Predigten geweckt wird, sondern politisches, nicht einmal rein kosmopolitisches Interesse, als welches dem religiösen noch am nächsten käme. Soll Rec. seine Meinung aufrichtig sagen — und Hr. *St.* ist werth, dass man gegen ihn gerade sey — so ists ihm bey den mehresten Abhandlungen vorgekommen, als lase er Zeitungsartikel, oder Aufsätze in einem politischen Journal mit oft sehr schönen und treffenden Reflexionen. Daher denn auch die Zwischengebete, die einen allenfalls erinnern könnten, es werde gepredigt, ihre Wirkung durchaus verfehlen. Sie stehen viel zu abgerissen da, wie diess z. B. S. 25 oder in der elften Predigt in die Augen springt. Schneide die Gebete heraus und du behältst oft nichts, als rein politische Betrachtungen, in welchen die Gebete gar keinen integrirenden Theil des Ganzen ausmachen.

Dieses Urtheil geht nicht etwa aus der Individualität des Rec. hervor, sondern macht Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Um sich von dem Grunde und Ungrunde dieses Anspruchs zu überzeugen, lese jemand eine der köstlichen Festpredigten im vierten Hefte unmittelbar auf Nr. 8. 9. 10. 11 und vergleiche das Gefühl, das ihn bey jenen ergreift, mit der Stimmung, welche diese in ihm hervorbringen. Muss nicht jeder Unbefangene gestehen, Hr. *St.* habe sich, wenn auch nicht geradezu in der Wahl der Materien vergriffen, so doch eine Behandlung derselben erlaubt, die sich mit der nothwendigen Form einer Predigt keineswegs verträgt? Zwar will Rec. die Wahl des Stoffs nicht eben tadeln, denn warum sollte ein Mann, der durch die gegenwärtige Art der Bearbeitung sich als einen seines Gegenstandes kundigen und mächtigen gezeigt hat, dieselbe Materie nicht auch anders und den Gesetzen der Homiletik gemäss formen können? Aber es ist ausnehmend schwer, politischen Materien das Gewand religiöser Betrachtungen anzuziehen, indem theils der Stoff sich wider die Predigtform sträubt, und nur ein wahrer Künstler ihn willig und biegsam gegen die Regeln der Homiletik machen kann, theils aber auf diesem Felde vielleicht mehr, als auf jedem anderen, in der Individualität des Bearbeiters selbst Hindernisse einer glücklichen, d. i. freyen und dennoch nach gewissen Gesetzen von Statten gehenden Bearbeitung zu liegen pflegen; und eben hierin liegt nach Rec. Bedünken der bedeutendste Fehler, welchen der Vf. zu Schulden gebracht hat. Es ist nicht genug, eine biblische Stelle zum Grunde zu legen, und aus ihr die Veranlassung zur eigentlichen Betrachtung herzuleiten; nicht genug, durch ein hingestelltes Zwischengebet zu erinnern, man sey in der Kirche, nicht aber in einem Hörsaale der Geschichte, oder in einem Collegio über Politik; nicht genug, mit einigen Hinweisungen auf Gott und seine Weltregierung zu schliessen, und einige Lebensregeln anzufügen: ein religiöser Geist muss das Ganze durchdringen, das Gefühl der Andacht jeden Hörer und Leser ergreifen, das Irdische muss dem Übersinnlichen weichen, und das Gemüth in die bessere Welt, in das Land der Ideen, erhoben werden. Diess soll vorherrschendes Gefühl, vorherrschende Stim-

nung seyn, die aber die *Stolzischen* Predigten keinesweges erzeugen. Überdiess hat der Vf., missgeleitet durch den reichen Vorrath seines mit mannichfaltigen Kenntnissen ausgerüsteten Geistes, nicht einmal immer die Einheit des Stoffes der einzelnen Abhandlungen zu behaupten gestrebt. Wer sucht z. B. in einer Predigt über die verderbten Höfe, eine Instruction für Hofprediger, oder in der Predigt über die Schiffahrt, eine Beurtheilung der Rechtmässigkeit des Sklavenhandels?

Ungeachtet dieser Bemerkungen, die mehr zur Warnung für das *imitatorum servum pecus* niedergeschrieben worden, wird doch niemand die *Stolzischen* Arbeiten gern missen wollen, und sie zeichnen sich allerdings durch manche glänzende Vorzüge aus. Läge es in des Vfs. Charakter (wie er sich nämlich dem, der ihn nicht persönlich und näher kennt, aus diesen Predigten entwickelt), mit Kanzelvorträgen eine Beyfalls- oder Geldspeculation zu machen: so würde man sagen können, er und der Verleger hätten glücklich speculirt. Ihm aber hat Kosmopolitism das Herz bewegt und die Lippen geöffnet, und es gehört mit zu den Merkwürdigkeiten Bremens, einer Stadt, die des Trefflichen so viel in sich vereinigt, dass ein Religionslehrer über Ereignisse, die grösstentheils unter den Augen der Zuhörer geschahen, öffentlich so freymüthig und rund heraus sprechen konnte, ohne bey der Gemeinde Anstoss zu erregen, und sich selbst Verunglimpfungen zuzuziehen. De.

Duisburg u. Essen, b. Bädecker und Compagnie: *Quartalschrift für Religionslehrer*, bearbeitet von einer Gesellschaft westphälischer Gelehrten und herausgegeben von *B. C. L. Natorp*, Prediger in Essen. 1804. 1—4 Quartal. 776 S. Jahrg. 1805. 1—4 Quartal. 596 S. Jahrg. 1806. 1—3 Quartal. 572 S. 8. Mit einem kleinen Intelligenzblatt hinter jedem Stücke. (Jeder Jahrg. 2 Thlr. 16 gr.)

So ungern man auch die Vermehrung der Zeitschriften sehen mag: so muss man doch dieser eine lange Fortdauer wünschen. Die Unternehmer widmen sie vorzüglich ihrer Provinz. Das Journal soll die Stelle eines Conversatoriums unter den westphälischen Geistlichen von allen Religionspartheien vertreten, und daher zum Vehikel dienen, auf welchem sie sich ihre Gedanken, vorzüglich die, welche praktische Theologie und Führung ihres Amtes betreffen, mittheilen können. Rec. wünscht jeder bedeutenden Provinz ein solches Institut. Es muss die nähere Verbindung unter den Religionslehrern Einer Gegend befördern, die Wirksamkeit Einiger auf ihre nächsten Amtsgenossen vergrössern, und Andere auf nützliche Gedanken führen, auf die sie vielleicht sonst nicht gekommen wären. Vielleicht wird es auch manchen im Nachdenken über sein Amt und seine Wissenschaft und im Studiren erhalten, der sonst wohl gar zu blosser mechanischer Verrichtung seiner Geschäfte herabgesunken wäre. In unserer Zeit, wo Synoden immer seltener werden, scheinen solche Anstalten um so nützlicher zu seyn. Nur möchte man es vielleicht nicht ganz billigen, wenn bloss westphälische Gelehrte Mitarbeiter an dieser periodischen Schrift seyn sollen. Denn warum sollten nicht auch Auswärtige westphälischen Religionslehrern etwas Nützliches sagen können? Wenigstens wird es doch auch ihnen wohl erlaubt seyn, hier etwas einrücken zu lassen, wenn sie nöthig finden, etwas hier Behauptetes zu berichtigen. Auch möchte man wohl wünschen, dass auch Abhandlungen aus dem eigentlich gelehrten Theil der Theologen zuweilen aufgenommen würden. Denn es hat gar zu vielen Schaden, wenn Religionslehrern einer ganzen Provinz nicht auch durch eine solche Zeitschrift Gelegenheit gegeben wird, die Lücken in ihrer gelehrten Kenntniss der Theologie zu erkennen und auszufüllen. Einige von Zeit zu Zeit vorkommende Abhandlungen der Art würden die Lust dazu erhalten. Wenigstens müsste doch für die genauere Bekanntmachung solcher Schriften, die dazu dienen können, gesorgt werden.

Ohne indessen mit den Unternehmern und dem Herausg. darüber zu rechten, will Rec. gern gestehen, dass zur Erreichung des gewählten Zwecks der Plan sehr gut angelegt sey. Es sollen nämlich hier erst Abhandlungen über wichtige Angelegenheiten der Wissenschaft und des Amts christlicher Religionslehrer vorkommen; dann sollen Auszüge aus einer Pastoralcorrespondenz geliefert werden. Auch lesenswerthe Predigeramtsarbeiten (wohin der Herausg. auch kirchliche Lieder rechnet) sind nicht ausgeschlossen; bedeutende Schriften des In- und Auslandes, die dem Religionslehrer besonders interessant sind, sollen recensirt, auch jährlich eine Revision der gesamten theologischen und Pastoral-Literatur gegeben werden. Den Beschluss macht in jedem Stücke ein historischer Anzeiger grossentheils westphälischer, Kirchen- und Schul-Neuigkeiten.

Das Meiste, was der letztere enthält, ist freylich ausser Westphalen wenig wissenswerth, und an recensirenden Instituten ist ein solcher Überfluss, dass man jedes neue der Art wegzuwünschen versucht wird. Allein der löbliche Zweck der Unternehmer erfodert durchaus Recensionen, und entschuldigt die Mittheilung selbst kleiner, ausser Westphalen ganz unwichtiger, Nachrichten. Denn da diese Hefte dasjenige enthalten sollen, worüber sich Vf. und Leser gern besprechen würden, wenn sie persönlich zusammen kämen: so kann wohl nichts so sehr dahin gehören, als Nachrichten von neuen Büchern und Vorfällen, die für beide einiges Interesse haben; denn diese pflegen doch zu Unterredungen den meisten Stoff herzugeben. Überdiess kann auch in Recensionen viel Lehrreiches mitgetheilt werden, und die Aufbewahrung solcher auch unwichtig scheinender Kirchen- und Schulnachrichten einer Provinz in einem solchen Archiv ist für die Folge oft sehr nützlich. Man wird daher auch diese Abschnitte sehr nöthig finden.

Alles wird darauf ankommen, ob das Meiste in dieser Zeitschrift lesenswerth seyn wird, und Rec. kann Predigern und Schullehrern in und ausser Westphalen die Versicherung geben, dass sie vieles für sich Lehrreiches und Beherzigungswürdiges in den vorliegenden Jahrgängen finden werden. Wir wollen davon nur Einiges aus den ersten Heften auszeichnen.

Unter den Abhandlungen geht eine vom Hn. Prediger *Ehrenberg* zu Iserlohe, die die verschiedenen

Ansichten der neueren Zeit von der Religion beschreibt, durch die drey ersten Stücke hindurch, und ist vollständig und sehr belehrend. Nur möchten sich manche beklagen, dass ihre Ansichten nicht richtig angegeben sind. Der Vf. sagt, einige hätten eine Religion des Wissens, andere des Gefühls, noch andere des Thuns. Aber wer hat eine Religion des blossen Wissens? Der Vf. sagt diess z. B. von den Supernaturalisten; aber die meisten, wo nicht alle, werden erwiedern, dass ihnen dadurch Unrecht geschehe. Wo sind jetzt diejenigen unter ihnen, die vorgeben, etwas von dem Wesen übersinnlicher Dinge zu wissen, die in demonstrativer Form aus Wundern und Weissagungen beweisen wollen, dass sie eine unmittelbare Offenbarung Gottes haben? Zur Zeit der Wolfischen Philosophie gab es dergleichen, aber jetzt wird jeder Supernaturalist gerne auf Wissen und Beweisen im Gegensatz des Glaubens Verzicht thun, und sein Glaube an unmittelbare Offenbarung wird kein anderer seyn, als dass er gesteht, nicht zu wissen und nicht ganz zu begreifen, wie die Gottheit ihm und der ganzen Menschheit solche wahre und wichtige Religionseinsichten mitgetheilt hat, die sie nicht gerade ihrem eigenen Nachdenken vorzüglich zu verdanken hatten, die sie für wahr und wichtig halten, und zu halten Ursache haben, ohne die inneren Gründe davon zu kennen. Sein Glaube an Wunder wird darin bestehen, dass er überzeugt ist, Gott habe auch physische Begebenheiten kommen lassen, die kein Mensch aus den bekannten Naturgesetzen sich genugthuend und ganz erklären kann. Will man Männer, die so denken, nicht Supernaturalisten nennen, so möchten wohl kaum noch denkende und gelehrte Supernaturalisten unter uns seyn; aber auch der Anderen Religion muss Sache des Gefühls und des Thuns seyn, sonst hört sie auf diesen Namen zu verdienen, und wird Theologie. Der Vf. hat sich, nach Rec. Urtheil selbst gehindert, die Systeme der Parteyen richtig zu schildern, dadurch, dass er das theilte, was zusammen gehört. Er hätte von dem Begriff der Religion ausgehn und zeigen müssen, wie ihn einige so, andere anders nehmen und entwickeln, und dadurch auf die verschiedenen Ansichten kommen. Diese Ansichten hätte er so unparteyisch darlegen sollen, als er sie vollständig dargelegt und gut beschrieben hat, und am besten hätte er gethan, die Namen ganz wegzulassen. Er verspricht noch, seine eigene Ansicht der Religion uns vorzulegen, aber vielleicht sind viele von denen, die er hier beschreibt, ihm nicht so sehr entgegen, als er meint.

Unter den übrigen Abhandlungen zeichnen wir nur aus St. I. des Hn. Prof. *Busch* Gründe aus, warum doch wohl die Bibel als Lehr- und Lesebuch in den Landschulen beybehalten werden muss, die Beherzigung verdienen, ungeachtet dessen, was Hr. Rect. *Seidenstücker* (St. II) dagegen eingewandt hat; Herrn Pred. *Hoogen's* (dessen Bildniss dem 3ten Hefte beygelegt ist,) Aufsatz über Wahrheitssinn, oder ob es wahr sey, dass das Volk keinen Sinn für Wahrheit und Aufklärung habe, (St. II) wovon Jeder bedauern wird, dass er bloss fragmentarisch ist; und Hn. Pred. *Kleinschmidt's* Versuch den Religionslehrer auf einen richtigen Standpunct in ascetischer Rücksicht zu stellen. Aus Letzterem kann sich Rec. nicht enthalten, eine Stelle abzuschreiben, die den Hauptgedanken des Vf. enthält, und eine Parodie auf der Äusserung Pauli 1 Cor. 9, 19 — 23 enthält. (St. 2. S. 239). „Wiewohl ich, sagt ein denkender, ernster und thätiger Lehrer der Religion Jesu, frey bin von Jedermann, gewissenhaft, unabhängig von Menschen, unabhängig vom System, und weil ich einen über die Verschiedenheit der menschlichen Ansichten vom praktischen Christenthum erhöheten Standpunct errungen habe: so mache ich mich doch selbst gerne Jedermann zum Knecht, auf dass ich Viele fürs Reich Gottes, für Weisheit, Tugend und Seligkeit gewinne. Dem Orthodoxen bin ich orthodox, auf dass ich diesen gewinne. Dem Formularchristen schliesse ich mich an, und seiner Achtung fürs Äusserliche der Religion, dass ich auch ihn gewinne. Dem Philosophen, welcher die Heiligkeit des Vernunftgebotes lehrt und ehrt, schliesse ich mich an, da mir durch Jesus das Gesetz der Vernunft ehrwürdig geworden ist. Dem redlichen Skeptiker biete ich gern die Hand, ihn zum festen Grund seiner inneren Ruhe zu leiten. Dem Mystiker räume ich den Werth des Guten in der Mystik ein. Dem aufrichtigen Pietisten bin ich ernstlich ein Pietist. Dem redlichen Herrnhuter nahe ich mich, um mein Herz mit ihm für Jesum zu erwärmen. Dem gutmeinenden Separatisten weiche ich nicht aus, um auch den zu gewinnen. Solches Alles thue ich, um des Evangeliums willen u. s. w." Als Mittel zu dieser Lehrweisheit empfiehlt der Vf. mit Recht die Kunst, allenthalben die Wahrheit da aufzusuchen, wo sie sich findet, aus ihr selbst (nicht aus eigenen Ideen;) den Irrthum zu widerlegen, der sich daran gekettet hat und schädlich ist, auf die vorhandene Wahrheit fortzubauen, in seinem Wandel seines eigenen Glaubens zu leben, allgemeine Liebe zu zeigen, und Niemanden anstössig zu werden.

Auch verdienen noch des mennonitischen Predigers *van der Ploeg* schön dargestellte Gedanken über die jetzt gesuchte Vereinigung der Protestanten eine rühmliche Erwähnung. Der Vf. stellt die Versuche dazu als unnöthig oder schädlich dar, wie sie es auch gewiss sind: Aber in *der* Lage, worin die protestantischen verschiedenen Gemeinden jetzt gegen einander sind, können sie doch unbeschadet der Religion, nicht bleiben. Man ist getrennt, ohne auf die Ursachen der Trennung einen Werth zu setzen, oder man setzt auf die Absonderung einigen Werth, und weiss selbst nicht warum. Man ist reformirt, lutherisch oder mennonitisch, weil man so geboren und erzogen ist. Das muss gewiss für die Religion nachtheilig, und darin müsste Manches anders seyn.

Aus der Pastoralcorrespondenz will Rec. nur aufmerksam machen auf *Natorps* Erfordernisse eines guten Gesangbuchs, *Schwager's* (in Jöllenbeck) Bericht über seine Amtsführung (St. I), eines Ungenannten Vorschläge zur zweckmässigeren Einrichtung der gottesdienstlichen Gebräuche in der katholischen Kirche, und *Natorp's* Schreiben über das Buch Tobias in ascetischer

tischer Hinsicht, (St. III). Bey Letzterem muss aber doch Rec. gestehn, dass er es missbilligt, wenn in protestantischen Kirchen auch über apokryphische Bücher gepredigt werden soll. Auf den Inhalt derselben kann es hiebey nicht ankommen, sonst könnte ja wer weiss über wie viele Bücher und Stellen aus Büchern gepredigt werden; sondern diejenigen Bücher, aus denen Texte genommen werden, müssen ein gewisses kirchliches Ansehen haben. Diess gebührt einmal den apokryphischen Schriften nach der Kirchenordnung der Protestanten, aus guten Gründen, nicht. Man braucht nirgends aus allen kanonischen Büchern der Bibel Stoff zu Predigten herzunehmen; aber die Zahl der Bücher, aus welchen man ihn hernimmt, zu vermehren, dazu ist gar kein Grund. Wer in den kanonischen Büchern des A. und N. T. recht bewandert ist, findet zu jeder nöthigen oder nützlichen Kanzelmaterie einen guten Text. Erläuterungen derselben aus apokryphischen Büchern zu nehmen, wird Niemand versagen.

Unter den Predigeramts-Arbeiten sind einige kirchliche Lieder recht schön; doch das über die Sprache wird sich selbst nach den Regeln, die Hr. *Natorp* in dem oben angeführten Auffatze giebt, nicht gut zu einem Kirchengesang schicken. Es ist zu räsonnirend. Rec. meint, unsere Gesänge sollten hauptsächlich Hymnen seyn, und mehr die allgemeine Erhebung des Herzens zu Gott, als Belehrung über specielle Materien befördern.

Die Recensionen machen zum Theil auf einige wenig bekannt gewordene Schriften aufmerksam, besonders auch auf solche, die die Kirchengeschichte Westphalens betreffen, und sind grossentheils sehr lehrreich. Auch in dem historischen Anzeiger ist Manches nicht uninteressant, z. B. die Nachricht von zwey Erfindungen, die für die Verbesserung des Kirchengesangs wichtig werden können, nämlich dem Versuche des Hn. *C. R. Horstig* zu Bückeburg, die Choralnoten durch Ziffern anzudeuten, und der Erfindung eines musikalischen Instruments, welches zwischen dem Fortepiano und der Orgel die Mitte hält, und Melodion genannt wird, durch den geschickten Orgelbauer Hn. Dietz zu Emmerich (St. I), desgleichen die Nachrichten von dem Leben des ehemaligen Missionarius und nachherigen Predigers *J. G. Burgmann* (St. III) u. s. w.

Dfr.

Königsberg, b. Nicolovius: *Predigten für die häusliche Familien-Andacht an allen Fest- und Sonntagen* (auf alle Fest- und Sonntage) *des Jahres*, von *Georg Philipp Leopold Winkelmann*, jüngerem Kirchspielsprediger zu Neuenburg in Curland. 1799. 1 Bd. 384 S. 2 Bd. 538 S. 1805. 3 Bd. 550 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Ein ziemlich starkes Werk. Der 1 Band enthält bloss Festpredigten, für die Hauptfeste mehrere zur Auswahl, in welchen, wie der Vf. in der Vorrede sich ausdrückt, das biblische Geschichtschristenthum, das ihm von sehr grossem Werth ist, vorzüglich ins Auge gefasst wird, und schliesst mit dem Trinitatisfeste. Der 2 Band hat die übrigen Predigten vom ersten Advent bis mit dem Sonntage Exaudi und dem darauf folgenden Busstage. Der dritte enhält die Predigten für die Trinitat. Sonntage. Wenn der Vf. so wie bey den ersten Bänden, durch Pränumeration und Subscription sich gedeckt findet, da er diese Predigten auf seine Kosten drucken lässt, so kann man sich ein noch bändereicheres Werk wohl gefallen lassen. Ob auch das Publicum? Das seinige wahrscheinlich. Das grössere aber wird vielleicht sprechen: wir haben der Predigtsammlungen genug, und bessere wie diese; und darin wird es allerdings Recht haben. Wir wollen dem Vf. die Gabe nicht absprechen, mit Salbung zu reden; von einer guten Declamation unterstützt, mögen seine Predigten — die doch gewiss alle gehalten worden sind — gefallen haben; aber des Druckes werth finden wir sie eben nicht. Die Hauptsätze sind sehr gewöhnliche, und tausendmal schon bearbeitete, die er über die Gebühr lang ausdrückt, und zuweilen mit einem Oder unnöthig noch länger macht. Z. B. am Charfreytage: „So gewiss Jesus Christus für uns gestorben ist: so gewiss sind wir auch zu einem heiligen Leben verpflichtet. Oder: So wahr und gewiss es ist, dass Jesus Christus ein Opfer für unsere Sünde geworden ist: so wahr und gewiss ist es auch. dass wir nicht dürfen in Sünden leben.“ Wie unnöthig lang, wie viel Tautologie, und wie schielend obendrein! Die Ausführung ist breit und matt, ebenfalls voller Tautologien, von denen der Vf., wie selbst der Titel zeigt — *häusliche Familien*-Andacht, eins wäre genug — ein grosser Freund ist. Er klebt in Exegese und Darstellung im Ganzen sehr am Buchstaben des alten Systems, ihm mangelt aber der kräftige Geist, ohne welchen der Buchstabe tödtet. Dieser Geist spricht sich nicht bloss in rednerischen Figuren und noch weniger in leeren Declamationen, sondern in kraftvollen, inhaltschweren, zum Ziel führenden Worten aus. — Und warum gab der Verf. diesen seinen Arbeiten die nähere Bestimmung „für Familienandacht?“ da er in ihnen auf Familienverhältnisse nur selten Rücksicht nimmt. Doch jener Ausdruck soll wohl weiter nichts sagen, als dass diese Predigten zum Vorlesen bey der häuslichen Andacht bestimmt sind. Wir sollten nun freylich *alle* unsere Ausstellungen mit Beweisen unterstützen; aber, wenn Recensionen für Schriften dieses Schlages so viel Raum als zu weitläuftigen Beweisen nöthig ist, wegnehmen wollten, wo sollte in diesen Blättern Raum für gewichtigere Producte herkommen, die eine ausführliche, mit den nöthigen Beweisen unterstützte Anzeige verdienen? Wenn unserem Urtheil das ziemlich starke Pränumerantenverzeichniss, das diesen Predigten voransteht, und viele respectable Namen enthält, zu widersprechen scheint: so muss man bedenken: wie selten, besonders in Lief- und Curland, ein zahlreiches Pränumerant. Verzeichniss — unbeschadet der Einsichten und Kenntnisse der Pränumeranten — einen sicherern Massstab für die besondere Güte eines Buches abgiebt, als Dedicationen an Fürsten und andere angesehene Personen. Und dann will Rec., bey allem gerechten Tadel dieser Predigten doch keineswegs behaupten, dass sie nicht vielen Christen, die durch bessere Kost noch nicht verwöhnt sind, eine belehrende, erbauliche und ihrem Herzen wohlthuende Lectüre seyn können.

J. J.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 MAY, 1807.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Kummer: *Geschichte von England*, ein Handbuch von *Christoph Gottlob Heinrich*, H. S. W. Hofr. und ord. Prof. d. Gesch. zu Jena. Erster Theil. 1806. 616 S. 8. (2 Rthlr. 8 Gr.)

Auch diese Geschichte von England zeichnet sich durch die Gründlichkeit, den zusammentragenden Fleiss und die ruhige und anspruchslose Darstellungsweise aus, welche das Publicum längst als Vorzüge der Schriften dieses Vfs. anerkannt hat. Nicht nur *Hume* und andere englische Schriftsteller, sondern auch vorzüglich die trefflichen Arbeiten *Sprengel's*, sind in diesem ersten Bande, welcher übrigens weiter, als Sprengels Geschichte von England, nämlich bis zu dem Tode Eduards III geht, mit vielem Fleisse benutzt worden, so dass auch auf diesen Verfasser in gewissem Sinne anwendbar scheint, was der berühmte Robertson von den Deutschen in Bezug auf Gelehrsamkeit gesagt hat: sie seyen *wholesale-merchants*. Nur die Geschichte der wissenschaftlichen Fortschritte hat Hr. *H.* zu kurz berührt; von *Ossian*, *Royer Bacon*, *Johann Wiclef* und *Chaucer* konnte mehr gesagt werden; besonders sollten in Bezug auf den ersten, die neuesten Untersuchungen, und bey den letzteren das kürzlich erschienene reichhaltige Werk von *William Godwin* benutzt seyn. Übrigens hat der Vf. keineswegs blosse Regentengeschichte geliefert. Die angelsächsische Verfassung, so wie die Umwälzung derselben durch Wilhelm den Eroberer, sind gut geschildert. Besonders bey dem letzteren verweilt der Vf. *con amore*, und würdigt ihn mit Gerechtigkeit. „Es sagen die englischen Geschichtschreiber, heisst es am Schlusse dieser Schilderung, er habe eine so grosse Sicherheit in England eingeführt, dass ein Mädchen mit Golde beladen hätte unangetastet durch das ganze Reich gehen können. Seine unmässige Jagdlust war freylich sehr tadelnswürdig, und die auf die Wilddiebe (*diebstähle*) gesetzten Strafen grausam; aber auch in anderen Ländern ist über Nimrode, die durch Parforçejagden und andere *Waldteufeleyen* (??) ihre Unterthanen unmenschlich behandelten, selbst in neueren Zeiten geklagt worden." — Auch Heinrichs III charakterlose Regierung, wobey Sprengel sein vortreffliches Werk leider! abgebrochen hat, ist gut dargestellt. Besonders kann das, was S. 451 ff. von den ungeheueren päpstlichen Gelderpressungen unter dieser Regierung gesagt wird, als eine Probe angesehen werden von der grossen Sorgfalt, womit Hr. *H.* die Facten zusammenstellt. Eben dieser Heinrich der III hörte (S. 486) täglich drey Messen. Ludwig der Heilige in Frankreich tadelte ihn desswegen, und meynte, er würde besser thun, wenn er öfter Predigten hörte. Aber Heinrich III erwiederte, er wolle lieber seinen Freund oft sehen, als von ihm sprechen hören. — Auch die äussere Geschichte der drey ersten Eduarde ist richtig dargestellt. Dass aber die Ausbildung der inneren Verfassung, und namentlich die Entstehung des Ober- und Unterhauses im Parlamente, als welche in die Periode dieser Regierungen fällt, nicht genauer entwickelt ist, hat uns um so mehr befremdet, da der scharfsinnige *Spittler* im Gött. Hist. Magazin B. V. S. 613 ff. in der „*summarischen Abhandlung der Entstehungsgeschichte des englischen Parlaments*" so vieles Licht über diess erfreuliche Phänomen gegeben hat. Hr. *Heinrich* scheint sich hierin hauptsächlich an das, was Hr. *Eichhorn* in seiner Weltgeschichte *nach* Spittler hierüber gesagt, gehalten zu haben. — Was wir aber an diesem Buche überhaupt vornehmlich vermissen, ist, dass der Vf. die vortreffliche, für die innere Geschichte Englands so äusserst reichhaltige *History of Great Britain by Robert Henry*, welche auch *Spittler* in seinem *Entwurf der Europ. Staatengesch.* treffend gewürdigt hat, nicht so benutzte, wie es zu wünschen war, so dass auch dieses Werk, so viel wir uns erinnern, nur einmal in diesem ganzen ersten Bande angeführt ist. Aus *Henry* und *Hume* kann ein deutscher historischer Künstler eine Geschichte Englands zusammensetzen, wie seine Landsleute diese nur immer wünschen mögen. Möchte daher der Vf. bey den folgenden Theilen aus *Henry* nachholen, was noch nachzuholen ist! Hr. *Woltmann* hat in seiner trefflichen, der Fortsetzung allerdings sehr würdigen, Geschichte Englands gerade diesen Historiker glücklich benutzt. Übrigens kann diese Arbeit des Hn. *H.*, besonders wegen ihres Reichthums an Facten, neben der Woltmann'schen sehr gut bestehen, und wir sehen daher der Fortsetzung derselben mit Freude entgegen.

α. φ.

Mekka, [Kopenhagen, b. Proft]: *Muhammed Abul Casem der grosse Prophet von Mekka.* Ein Seitenstück zur natürlichen Geschichte des grossen Lehrers von Nazareth. I Theil, mit 1 Kupfer. 1802. XVI. 656. II Theil, 1803. 586 S. 8. (4 Rthlr. 8 Gr.)

Wer ein irgend befriedigendes Gemählde von Muhammed und der durch ihn in Asien bewirkten denkwürdigen Revolution liefern will, muss auf einem freylich mühsamen Wege sich eine genaue Kenntniss

der Staaten und Völker, die mit Arabien in einer bald näheren, bald entfernteren Verbindung gestanden haben, und des Verhältnisses, welches zwischen ihnen obgewaltet hat, vorzüglich zu den Zeiten, die vor dem Auftritt des Propheten von Mekka unmittelbar vorhergegangen sind, erworben haben. Ist dieses, zugleich in Hinsicht auf die Lage, in der Religion und Moral in der sie sich damals befanden, geschehen: so muss er, so weit ein kritisches Studium der uns aufbewahrten zerstreuten einzelnen Nachrichten es nur immer zuläst, den politischen, religiösen und sittlichen Zustand von Arabien, von den frühesten Zeiten her, zu erforschen suchen, und sich eine möglichst deutliche Einsicht in die innere Beschaffenheit der durch dieses Land verbreiteten religiösen Sekten verschaffen. Vorzüglich aber muss ein Jeder, der ein solches lehrreiches Werk zu schreiben unternehmen will, den Charakter der Morgenländer in ihren eigenen Schriften und Reisebeschreibungen sorgfältig studirt haben, und keinen Augenblick vergessen, dass sie in der Sphäre, wo die Phantasie bis zu einem so hohen Grade exaltirt ist, dass dem Verstande nichts mehr zu denken übrig bleibt, am liebsten verweilen, dass sie in der Beschreibung ihrer Gefühle und Leidenschaften Schwulst und Überspannung lieben, dass sie sowohl in lieblichen, als grausenvollen Schilderungen, sowohl in Zeichnungen angenehmer, als widriger Begebenheiten, stark übertreiben, und fast immer in das Gebiet des Wunderbaren und Seltsamen hinüberstreifen. Denn ist ihm der Charakter des Morgenländers in seinen mannichfaltigen Beziehungen, so wie er hauptsächlich in seinen Poësien sich offenbart, beständig gegenwärtig: so wird er die vielen Mährchen und Dichtungen, womit arabische Schriftsteller die Geschichte ihres grossen Propheten verbrämt haben, leicht zu würdigen verstehen. Freylich wird er eine vollkommnere Arbeit liefern, und so manche Dunkelheit, welche dem Forscher seine mühsamen Untersuchungen oft erschwert und verleidet, in eine hellere Ansicht verwandeln können, wenn ihm die Benutzung der vielen noch ungedruckten, in den grossen Bibliotheken zu Leiden, Oxford, Paris und dem Escurial aufbewahrten Schätze verstattet worden ist. Ist er indessen auch nur auf die bisher bekannt gewordenen Hülfsmittel beschränkt, versteht er übrigens die einzelnen bald weitläuftiger, bald kürzer mitgetheilten Nachrichten und Notizen, hinreichend vorbereitet, sorgfältig zu sichten, und die vielen im Koran enthaltenen Winke gehörig anzuwenden: so wird er gleichwohl auf ganz neue überraschende Ansichten geleitet werden, und einen schöneren Zusammenhang in die Geschichte Muhammeds und seiner Religion zu bringen vermögend seyn, als es den bisherigen Bearbeitern derselben gelungen ist.

Gehen wir mit diesem Masstabe in der Hand zur Beurtheilung des vorliegenden Werks, so finden wir zwar, dass dem Vf. desselben mehrere der genannten Foderungen als nothwendige Bedingungen vorgeschwebt haben, aber über der Arbeit selber allmählich aus den Augen gerückt sind. Er ist auffallend oft dürftigen Nebenquellen gefolgt, wo Hauptquellen reichlicher flossen; hat viele wichtige Hülfsmittel, die er nicht entrathen konnte, sey es nun aus Unwissenheit oder Nachlässigkeit, gar nicht zu Rathe gezogen, die vorhandenen Nachrichten nicht mit der bedächtlichen Sorgfalt und unbestochenen Kritik, die ihm oblag, benutzt und verarbeitet, und endlich seiner blühenden Phantasie einen zu grossen Spielraum überlassen. Er hat mit einem Wort, ein widriges Zwitterproduct von Geschichte und Roman geliefert, das dem Kenner ein mitleidiges Lächeln und missbilligendes Kopfschütteln abnöthigt, den Nichtkenner aber wegen der hinreissenden Sprache, in der es geschrieben ist, und der verführerischen Gabe der Darstellung, die unserem Verf. ganz zu Gebote steht, für seine Ansicht, als die einzig wahre, leicht gewinnen, und daher zu unrichtigen Vorstellungen verleiten dürfte. Es ist demnach Pflicht für uns, etwas genauer ins Detail einzugehen.

In dem S. XI ff. der Vorrede mitgetheilten Verzeichniss der hauptsächlichsten Quellen und Hülfsmittel, welche der Vf. benutzte, hat Rec. folgende wichtige Werke vergebens gesucht, als: 1) *Alcoranus, textus universus una cum 4 prodromis ed. Ludov. Maraccius*, Patav. 1698. *Fol.* 2) *Abulfedae Io. Annales Muslemici ed. Adler, T. I. Hafniae.* 1789. 4. 3) *Elmacini historia Saracenica edid. post Erpenium Jac. Golius Arab. et Lat. Lugd. Batav.* 1625. *Fol.* 4) *Historia imperii vetustissimi Ioctanidarum ex Abul Feda, Hamza Ispahensi etc. Arab. et Lat stud. Alb. Schultens. Harderov.* 1786. 4. 5) *Vergleichung der christlichen Religion mit der mahommedanischen, von Jos. White*, übersetzt von *J. Gottl. Burkhard.* Halle. 1786. 6) *Allgemeine Geschichte des ottomannischen Reichs*, aus dem Französischen des Hrn. *von Muradgea D'Ohsson*, übers. von *Beck.* Leipz. 1788. 8. Th. II. S. 81 ff. 7) *Über Muhameth* Aus dem Französ. des Hrn. *de Breguigny*, von *F. Th. Rink.* Frankf. 1791. 8. Auch hätten *Henke's Kirchengeschichte* Th. 1, neueste Auflage, *Gibbon's history of the fall and decline of roman empire, T. IX, ed. Basil. Augusti's kleiner Koran.* Weissenfels und Leipzig. 1798. *Hartmann's Abhandlung über einzelne Theile des muhammedanischen Religionsgesetzbuches in Henke's N. Magaz.* B. VI. S. 285 ff. und die unter *Norberg's Vorsitz* vertheidigten Dissertationen: *De Templo Meccano. Lundae* 1789, und *De ingenio Muhammedis, Lundae* 1793 verglichen werden können. Zwar hat der Vf. auch *Ismael Abulfeda edit. Gagnier*, aufgeführt; aber, wie es Rec. geschienen hat, bey seiner Arbeit nicht vor Augen gehabt.

Salé in seinem Koran und *Gagnier* in dem Leben Muhammed's scheinen seine vorzüglichsten Führer gewesen zu seyn. Des Vfs. Zweck war, die Traditionen und Nachrichten der arabischen Schriftsteller nach dem Gesetze der Wahrscheinlichkeit gegen einander zu stellen — das offenbar Erdichtete abzuschneiden, die Winke zur Erklärung des anscheinend Wunderbaren der Erzählung selbst einzuverleiben, und eine pragmatische Darstellung des Ganzen zu liefern, wodurch das Interesse des Lesers theils unterhalten theils zum eigenen unbefangenen Forschen nach dem wahren He-

gange der Begebenheiten angereizt werde. Da — bemerkt er S. 14 — wo die beglaubigte Geschichte schweigt, müsse unter Aufsicht der Vernunft die Einbildungskraft mit ins Spiel gesetzt werden, um die Winke und Wahrscheinlichkeiten zu verarbeiten, wodurch das anscheinend Unzusammenhängende, Fabelhafte und Wundervolle pragmatischen Zusammenhang erhalten könne. Diess sey auch in seiner Schrift geschehen! Und fürwahr der Vf. hat den letzten Theil seines Versprechens redlich erfüllt!

In der Einleitung, die bis zu S. 150 fortläuft, und unstreitig der gelungenste Theil der ganzen Arbeit ist, macht der Vf. zuerst den Leser mit dem Schauplatz der Geschichte auf eine zweckmässige Weise bekannt; und man wird, obgleich nur das Bekannte wiederholt ist, dennoch diese Schilderung wegen der schönen mahlerischen Sprache, worin sie entworfen ist, mit Vergnügen lesen. In einem zweyten Abschnitt zeichnet er den Charakter des Arabers, meist nach Niebuhr, und wenn man auch in mehreren Zügen dieses übrigens trefflich angelegten Gemäldes, die so gern verschönernde Hand des Vfs. nicht verkennen sollte, so wird man gleichwohl wegen der hin und wieder ausgestreuten sinnreichen Bemerkungen auch bey diesem Abschnitt mit Wohlgefallen verweilen. In den übrigen Abschnitten, die von der Urgeschichte oder den Ureinwohnern Arabiens, den Religionen dieses Landes, von der Beschaffenheit des Christenthums und dem Zustande des persischen Reichs handeln, hat der Vf. theils nicht tief genug geschöpft, theils den vorhandenen Stoff zu wenig geordnet, seine Einbildungskraft ohne Noth zu sehr ins Spiel gesetzt, und, um seinen Liebling Muhammed in desto schönerem Glanze hervortreten zu lassen, manche Parthien offenbar zu stark in Schatten gestellt. Vorzüglich ist dieses Bestreben in der zu grellen Schilderung Justinians und seines Zeitalters auffallend, wo der Vf. unbeschreiblich weitläuftig geworden ist, und vieles, was zu seinem Zweck gar nicht gehörte, aufgenommen hat.

Im zweyten Buche von S. 151 tritt der Vf. seinem Gegenstande näher. Dass die ältesten Anhänger des Islam und arabische Geschichtschreiber die frühere Geschichte Muhammeds verschönern würden, dass sie also z. B. Muhammeds Vater als einen der schönsten Männer darstellen, und alle Mädchen Arabiens sehnsuchtsvoll ihn sich erbitten und ihm nachstellen lassen würden, um der Ehre, die Mutter des Propheten zu seyn, zu geniessen, ist ganz in der Ordnung, und darf keinen Augenblick befremden. Mithin hätte der Vf. diese und ähnliche Angaben für das, was sie sind, für Auswüchse einer glühenden morgenländischen Phantasie, für Züge, Scenen und Begebenheiten, die man nach der späteren wirklichen Geschichte modelte, und in frühere Zeiten als Vorherverkündigungen und Vorbereitungen hinübertrug, und für ganz gewöhnliche, so häufig in der Geschichte dem Forscher aufstossende, Erscheinungen halten sollen; aber statt dessen bauet er auf alle solche Mährchen, Fabeln und Legenden mit einer unbegreiflichen Leichtgläubigkeit, schmückt sie reizend aus, und verküttet sie mit anderen eben so willkührlichen Verbrämungen zu einer neuen Form, ja, malt manche Scenen mit so entzückenden, wollüstigen Farben aus, dass man wünschen möchte, der Vf. hätte einen blossen Roman schreiben, aber eine eigentliche Geschichte nicht auf eine so unwürdige, wahrhaft tadelnswerthe Art entweihen mögen. So, um doch ein paar Proben unseren Lesern mitzutheilen, beschreibt er S. 159 Abdallah wie folgt: „in dem schönsten männlichen Körper wohnte die edelste Seele. Seine Tapferkeit, sein Muth und die frühe Reife seines Geistes — waren eben so bekannt — als seine Leutseligkeit, Milde und Sanftmuth. Er war das schönste Muster zur Nachahmung für Mekkas Jünglinge. Seine hehre, schlanke Gestalt, die männliche Kraft in seinem Anstande und Gange — das blitzende Feuer in seinen Augen, die edle Form seines Antlitzes, und das süsse Lächeln seines Mundes — hatten ihm aller Weiber Herzen erobert. Die schönsten Töchter seines Stammes seufzten nach dem Besitze eines solchen Mannes. Jeder weibliche Busen hob sich stürmischer, wenn er auf dem stolzen Rosse erschien, das unbändige Thier mit nervigter, gewandter Faust zügelte, und in den gewohnten Kampfspielen mit Schwert und Wurfspiess den Preis erfocht." Von der Aminah heisst es S. 165: „das liebliche Mädchen wuchs dort in einer schönen, majestätischen Natur auf. Ihre Gefühle waren so rein, als das azurne Gewölbe des immer heiteren Himmels. Die hehre Schöpfung der Natur entwickelte frühe das Gefühl der kindlichen Andacht gegen den Erhabenen, den sie ahndete, suchte, und nirgends als in ihrem reinen jungfräulichen Herzen fand. So irrte sie, hingegeben den sanften Trieben ihrer Seele, oft auf den einsamen Pfaden am Abhange des grausigen Gebirges umher. Sie umfasste mit stiller Liebe die ganze Natur. Ach! ihrem Herzen mangelte etwas, das sie nicht zu nennen wusste." An solche Schilderungen verschwendet der Vf. hier, wie in der natürlichen Geschichte des grossen Propheten von Nazareth bey Maria und Joseph, den ganzen Reichthum seiner Phantasie, um recht augenscheinlich darzuthun, dass aus einer Umarmung eines solchen feurige Liebe athmenden Paars geistvolle Kinder, wie Jesus und Muhammed hervorgehen mussten. Ähnliche Ausschmückungen von Wundererzählungen und Sagen, bey denen sich Rec. der Kürze wegen nicht weiter aufhalten darf, findet man Th. 1. S. 163. 206. 269. 338. 476. 633 und Th. 2. S. 37. 110. Der Vf. folgt in seiner Erzählung fast Schritt vor Schritt Gagnier in dem Leben Muhammeds, und commentirt jeden einzelnen Theil auf eine zuweilen zwar sinnreiche, aber mehr täuschende, als befriedigende Art.

Der letzte Theil des Buchs von dem Zeitpunct an, wo Muhammeds Erklärung, er sey ein göttlicher Prophet, die Fackel der Zwietracht unter seine nächsten Verwandten und die mächtigsten Stämme Arabiens warf, ist unbeschreiblich langweilig: denn jede einzeln hieraus entstandene Neckerey, Fehde, oder blutigen Krieg hat der Vf. mit einer ermüdenden Weitläuftigkeit bis in das kleinste Detail erzählt. Doch

verkennen wir auch in diesem einige treffliche Raisonnements, wie Th. 2. S. 153, einige feine Bemerkungen, wie S. 314, und einige gelungene, mahlerisch schöne Beschreibungen, wie S. 195, keineswegs.

Den Charakter Muhammeds hat der Vf. mit wahrhaft bewundernswürdiger Kunst gezeichnet, und recht *con amore* sein Bild ausgeschmückt und fast bis zu einem Ideal erhoben. Jeden einzelnen Zug hat er herrlich hervorgehoben, und jeden Flecken, den der unbefangene Forscher bey aller seiner Hochachtung für die Talente und Verdienste dieses wichtigen Mannes in der Hand der Vorsehung, willig anerkennen wird, mit zärtlich sorgsamer Hand von dem Gemälde seines Lieblings wegzuwischen verstanden. Dafür haben aber Rec. desto mehr die allgemeinen Betrachtungen befriedigt, die der Vf. im Anfange des vierten Buchs Th. II. S. 429 ff. über Muhammed, als Mensch, Staatsmann und Feldherr, so wie über das Wesentliche seiner Religion angestellt hat. Wie aber der Vf. behaupten kann (S. 558), dass man in den kühnen, phantastischen Dichtungen über die Beschaffenheit des Paradieses sehr häufig eine sittliche Tendenz der Ideen — eine süsse Sehnsucht nach unbekannten geistigen Freuden, einen ahndenden Blick höherer Cultur, eine schmachtende Wehmuth des Herzens nach Befriedigung edlerer Triebe finde, und dass Muhammeds Paradies nicht so grobsinnlich sey, als man es gewöhnlich vorstelle, ist dem Rec. unbegreiflich. Hätte er ohne Vorliebe für den grossen Propheten von Mekka nach einer aufmerksamen, unbefangenen Erwägung aller hieher gehörenden Stellen des Korans, die man in der oben angeführten Abhandlung im Henkischen Magazin vollständig gesammelt findet, sein Urtheil abgefasst, so würde er sich diese, wie so viele andere Blössen, nicht haben zu Schulden kommen lassen.

Am Schlusse seines Werks verspricht der Vf. die Geschichte der ersten Kalifen bald nachfolgen zu lassen. Da hier dem Geschichtschreiber mehr zuverlässige und zusammenhängendere Nachrichten zu Gebote stehen: so darf man, wenn anders ein gründliches Quellenstudium vorhergegangen ist, von den nicht zu verkennenden vorzüglichen Talenten dieses anonymen Gelehrten ein befriedigenderes Werk erwarten, als er hier geliefert hat. Aσ. Hρ.

1) Altona, b. Hammerich: *Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte in drey Tabellen*, für den ersten Unterricht in der Geschichte. Von G. G. *Bredow* 1806. gr. Fol. (6 gr.)

2) Ebendaselbst: *Merkwürdige Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte*. Für den ersten Unterricht in der Geschichte; besonders für Bürger- und Landschulen. Von *G. G. Bredow*. 1805. Dritte aufs neue durchgesehene Aufl. kl. 8. (4 gr.)

3) Ebendaselbst: *Umständlichere Erzählung der wichtigeren Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte*. Ein Commentar zu den ausgewählten Begebenheiten, für ältere Schüler, Lehrer und Ältern. Zweyte verbesserte Auflage. gr. 8. 1806. (1 Thlr. 12 gr.)

Es ist bey der hohen Würde der Historie ein schweres Unternehmen, sie für Kinder zu bearbeiten. Eben daher ist es aber auch, wenn man anders zugiebt, dass überhaupt Kindern die allgemeine Geschichte mitgetheilt werden könne, ein wahres Verdienst, wenn ein Mann von Geist und ächthistorischen Kenntnissen sich diesem Geschäfte unterzieht. Hr. B. hat diess in den vor uns liegenden Schriften mit so vielem Sinn gethan, dass man ihm vor allen seinen Vorgängern in diesem Fache den Vorzug einräumen muss. Sonst schreiben gewöhnlich nur Kinder in der Historie die Geschichte für Kinder, hier hat diese ein Mann geschrieben. — Recht zweckmässig ist auf den drey Tabellen aus der alten, mittleren und neuen Geschichte alles dasjenige ausgehoben, was nur irgend für Kinder verständlich ist. Ja, diese Tabellen sind recht eigentlich angeordnet nach den richtigen Grundsätzen: „*Wenig aber das Wenige gut;*“ „*Wiederholung ist die Mutter des Lernens,*“ *das Auge ist des Gedächtnisses rechte Hand:*“ Grundsätze, welche der Vf. in einer kurzen Anweisung über den Gebrauch der Tabellen schön ausgeführt hat, und die besonders in unseren Tagen nicht genug eingeschärft werden können. — Was die Tabellen nur andeuten, ist in No. 2 in passender, compendiarischer Kürze dargestellt. Gerade das, was für Kinder am besten taugt, nämlich die Geschichte der Erfindungen, ist mit Recht weitläuftiger abgehandelt. Der erzählende Styl ist, wie es sich auch in den kürzesten historischen Compendien gebührt, stets beybehalten, ist im Ganzen rein und fliessend, so wie das Urtheil richtig und unbefangen. Von vielen Stellen, die wir als Belege hiefür anführen könnten, stehe hier bloss das, was S. 77 von den Kreuzzügen gesagt ist. „Sechs Millionen Menschen hatte Europa durch die Kreuzzüge verloren: aber der Geist war geweckt, man hatte morgenländische Kunst kennen gelernt, es waren der Ritter weniger, der Bürgerstand dagegen war reicher und angesehener geworden: besonders blühete Handel, vor allem in Italien.“ Einzelne Nachlässigkeiten und Flecken, die sich hauptsächlich in Hinsicht auf den Styl, der bisweilen statt populär zu seyn, gar zu breit und zu platt wird, hie und da finden, wird der Vf. bey den sich gewiss noch oft erneuernden Ausgaben dieser Schriften ohne Zweifel von selbst vertilgen. Nr. 3 ist ein Commentar über Nr. 2, welcher des fleissigen und geschickten Vfs. würdig ist. Nur der moralischen Reflexionen hat er selbst für Schulmeister zu viele eingestreut. Recht dringend und mit innigster Überzeugung empfehlen wir Jedem, welchem der erste Unterricht in der Geschichte anvertraut ist, den Gebrauch dieser zweckmässigen Hülfsmittel. a. ϕ.

KURZE ANZEIGEN.

Geschichte. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Historisches Gemälde der drey letzten Jahrhunderte bis zum pressburger Frieden dargestellt*, von *K. H. L. Pölitz*. 1806. 446 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.) Mit verändertem Titel ein blosser Abdruck des dritten Theiles des von dem nämlichen Verf. herausgegebenen *Handbuchs der Weltgeschichte für die reifere Jugend der gebildeten Stände, und für Schulen*, welches bereits in diesen Blättern No. 24. 1807 nach Verdienst gewürdigt worden ist.

Monatsregister

vom

May 1807.

Verzeichniss der im Monat May in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des May.

Literarische Nachrichten.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 JUNIUS, 1807.

THEOLOGIE.

Göttingen, b. Vandenhök und Ruprecht: *Dr. Christoph Friedr. Ammons vollständiges Lehrbuch der christlich-religiösen Moral.* Vierte verbesserte Ausg. 1806. XXVII und 551 S. 8. (1 Thlr. 20 gr.)

Im J. 1795 gab der Vf. eine *christliche Sittenlehre nach einem wissenschaftlichen Grundrisse zunächst für akademische Vorlesungen* heraus, wovon 1798 eine zweyte verbesserte Ausgabe erschien. In beiden Ausgaben folgte er den Grundsätzen der kritischen Philosophie. Im J. 1800 aber kam ein *neues Lehrbuch der religiösen Moral und der christlichen insbesondere*, von ihm heraus, in welchem er sich mit Nachdruck und Lebhaftigkeit gegen jene Grundsätze erklärte, und *das Sittengesetz der Harmonie, angewendet auf Erfahrung*, als das höchste aufstellte. Übrigens sollten die Leser bey diesem neuen *Lehrbuche* den älteren *Grundriss* nicht entbehren können. Vieles fand sich hier, was dort gänzlich fehlte, und umgekehrt. Das vorliegende *vollständige Lehrbuch* vereinigt den Inhalt jener beiden Bücher, so weit er nämlich vereinbar ist, und folgt in den Grundsätzen der Hauptsache nach dem zweyten, enthält aber in Vergleichung mit beiden viele Zusätze und Abänderungen. Man wird nun von selbst einsehen, in wiefern es *vollständig* und eine *vierte Ausgabe* heisst. Man kann es als Frucht eines langen, oft wiederholten Nachdenkens über die Lehren der Sittlichkeit, und eines lange fortgesetzten Studiums einer grosen Menge dahin gehöriger, oder damit in irgend einer Verbindung stehender, Schriften betrachten. Die literarischen Notizen sind nicht nur sehr reich, sondern auch sehr mannichfaltig und oft aus Quellen abgeleitet, wo man sie nicht gesucht hätte.

Was das höchste Princip des Vfs. betrifft, so erscheint es hier in einer etwas anderen Gestalt, und ist weit kürzer dargestellt, als in dem vorhergehenden Lehrbuche. Wir fürchten, dass manche Leser auch eine Verschiedenheit in der *Sache* selbst finden möchten, wollen übrigens darüber mit dem Vf., der es nicht Wort haben will, nicht streiten, und uns blofs an die letzte Darstellung halten. Wir sind auch weit entfernt, hier irgend eines der von dem Vf. bestrittenen Principe in Schutz nehmen zu wollen. Wir behaupten aber, dass sich wider sein eigenes Princip zum Theil eben so viel, zum Theil noch mehr einwenden läfst, als er gegen die übrigen eingewandt hat. Wir wollen den Vf. selbst reden lassen S. 81. f. „Wer die Nothwendigkeit leugnen wollte, *den Willen in steter Harmonie mit unserem vernünftigen Selbst zu erhalten*, der müsste die Würde seiner geistigen Natur aufgeben, und auf alle Sittlichkeit des Handelns Verzicht leisten. Dennoch könnte in einzelnen Fällen auch die *Einheit mit uns selbst* vereinbar mit manchen Unsittlichkeiten seyn, wenn sie nicht *zur Einheit mit der Natur ausser uns*, und durch sie *mit den Absichten des Schöpfers*, erweitert würde. Durch eine Regel, welche diese *gedoppelte Harmonie* bewirkte, würde die *Form* des *Willens* mit dem *Objecte* der *sittlichen Handlung* verbunden, folglich der *gemischte Kanon* gefunden werden, der allein den Willen in allen Verhältnissen des Lebens sicher zu leiten vermag. Das Alles wird von dem Grundsatze geleistet: *Handle so, dass jede Maxime deines Willens der Wahrheit gemäss sey.*" Man wird hier Klarheit, Consequenz und Befriedigung vermissen. Also dadurch, dass die Maximen unseres Willens der *Wahrheit* gemäss sind, sollen wir einig mit uns selbst, mit der Natur ausser uns, und mit dem Schöpfer werden. Wie wird denn aber die Wahrheit, von welcher hier die Rede ist, gefunden, nach welcher Regel soll sie beurtheilt und geprüft werden, welches ist der untrügliche Weg, der zu ihr führt? Wenn wir diess wüssten, so hätten wir das höchste moralische Princip entdeckt, und so würden sich alle sogleich vereinigen, es zu ergreifen und sich eigen zu machen. Aber dadurch, dass man blofs das Wort: *Wahrheit* ausspricht, auch wohl die Wahrheit im Allgemeinen definirt und distinguirt, S. 83, wird nichts gewonnen. Wenn nach dem höchsten moralischen Principe gefragt wird, so will man bestimmt die höchste moralische Wahrheit wissen, und wird durch den Bescheid, dass die Maximen unseres Willens der Wahrheit gemäss seyn sollen, keineswegs befriediget, sondern nur in einem Cirkel umhergeführt. Das Princip der Wahrheit ist freylich in sofern das höchste Princip der Moral, ja aller Philosophie und alles menschlichen Wissens, als ein solches Princip *überhaupt wahr seyn* muss, aber dadurch wird man nur auf die *Haupteigenschaft*, nicht auf den *Inhalt* des Princips geleitet. Der Vf. sagt in der Vorrede S. IV von seinem Lehrgebäude: es ist weder *eklektisch* noch *kantisch*, weder *idealistisch*, noch *mystisch* oder *skeptisch*, sondern auf die einfache Idee der *absoluten Urwahrweit* in uns selbst gegründet. Allein eben dieser Idee der Urwahrheit in uns wollten die anderen Moralisten, die Skeptiker ausgenommen, auch entsprechen, sie wollten etwas aufstellen, was mit dieser Idee übereinstimmte; nur in der wirklichen Bestimmung der moralischen Wahrheit selbst wichen sie von

einander ab. Sie leiteten auch diese Wahrheit aus verschiedenen Quellen ab, aber Wahrheit überhaupt wollten sie alle. Durch die Eigenschaften, welche der Vf. seinem Principe beylegt, wird es zwar etwas deutlicher, aber nicht fester begründet: 1) „es löst die Aufgabe, weil logische Wahrheit ein formaler, reale aber ein materieller Begriff ist." Ja, wenn uns nur das Princip lehrte, was in moralischen Dingen logisch und material wahr sey. 2) „Es entspricht der Natur unseres Willens, der als vollziehende Kraft der Beschlüsse unseres *Verstandes* von Einsichten, mithin von der Wahrheit abhängen soll; es macht begreiflich, warum jede *Sünde* aus einem *Irrthum*, jede *Besserung* aus der *Aufklärung* uud *Berichtigung* unserer *Erkenntnisse* hervorgeht." So würde also die Moral auf das Vermögen des *Verstandes* gegründet werden, und wir würden eine *Verstandesmoral* erhalten. Sittlich gut handeln wäre so viel, als verständig handeln. Es giebt aber viele äusserst verständige Handlungen, welche sittlich schlecht sind. Nicht jede Sünde entsteht aus Irrthum, manche entstehen aus logisch wahren Einsichten. Jede entsteht aus einem moralischen Irrthum, aber dieser kann gar nicht allein nach logischen Gesetzen ausgemittelt werden. Nicht jede Besserung und Tugend geht aus der Aufklärung und aus berichtigten Verstandeseinsichten hervor, der gute, kräftige Wille in Verbindung mit unverschuldetem Mangel an Aufklärung und mit beschränkten Kenntnissen bringt auch Tugend hervor. 3) „Diess Princip setzt die Tugend, durch die Idee des Absoluten oder der Gottheit, aus welcher jede Wahrheit fliesst, mit der Religion in die natürlichste Verbindung." Eben so kann auch durch die meisten anderen Principe die Moral in die natürlichste Verbindung mit der Religion gebracht werden. Das Princip der Wahrheit enthält also in sofern nichts Ausgezeichnetes, und begründet noch keine Moral, welche vor anderen eine *religiöse* genannt zu werden verdient. Man wird also das Befugniss, nach welchem die beiden Lehrbücher den Titel *einer religiösen Moral* führen, in sofern bezweifeln müssen. Noch rühmt der Vf. an seinem Principe andere Eigenschaften und Vorzüge, z. B. dass es uns in jedem Augenblicke eine bestimmte Pflichtanweise, in allen Fällen das Gewissen untrüglich leite, die sittliche Gleichgültigkeit der Handlungen verschwinden mache, die Autorität der grössten Weisen aller Zeiten für sich habe, Speculation und Praxis an die Harmonie des Denkens knüpfe, den Unterschied zwischen speculativer und praktischer Vernunft aufhebe, alle Kräfte des Menschen in Verbindung setze, der Thätigkeit des Menschen einen unermesslichen Spielraum öffne, die Vollkommenheit als die einzige Quelle der wahren Glückseligkeit betrachten lehre, einen sicheren Weg zur richtigen Rangordnung der Pflichten bahne. Da aber nicht gezeigt wird, wiefern das Princip diess alles leiste, so kann darüber weiter nichts hinzugesetzt werden.

In der ganzen Eintheilung und Anordnung dieses Lehrbuchs scheint uns Manches zu liegen, was logisch nicht richtig ist. Die Einleitung besteht aus zwey Abschnitten. Der erste handelt von der Moral überhaupt, und hier wird auch schon von der christlichen Moral und ihren Hülfskenntnissen kurz geredet; der zweyte begreift die Geschichte der christlichen Moral. Darauf folgt die Moral selbst in vier Theilen unter folgenden Titeln: *I) Religiöse Moralphilosophie*, wo von der Freyheit, dem Sittengesetze, dem höchsten Gute, der Moralität und ihren Bewegungsgründen gehandelt wird. Billig fragt man hier: ob denn bloss das, was in diesem Theile vorkommt, die religiöse Moralphilosophie ausmache, und nicht auch das, oder wenigstens vieles von demjenigen, was in den anderen Theilen vorkomme? *II) Von der christlichen Sittenlehre überhaupt*. Hier vom Hauptinhalte der Moral Jesu, ihrer Form, ihrem Verhältnisse zur patriarchalischen, mosaischen, prophetischen Moral, zur Moral der Apokryphen, der Pharisäer, Sadducäer, Essäer, von derselben als geoffenbarten Moral, hernach von der Moral der Apostel überhaupt und insbesondere, und zuletzt von den Einwürfen gegen die Moral Jesu. Was hier vorkommt, möchte als allgemeine Charakterisirung der christlichen und biblischen Moral in die Einleitung gehört haben, sofern es aber mehr ins Detail geht, mit dem Systeme fragmentarisch zu verbinden gewesen seyn. *III) Moralische Anthropologie*, wo von den Anlagen des Menschen zur Sittlichkeit, den allgemeinen moralischen Verhältnissen des Menschen, d. h. hier den Zuständen desselben, den Pflichten, der Tugend, dem Laster, der Zurechnung, der subjectiven Sittlichkeit, den moralischen Fortschritten der Menschheit, und zuletzt noch in einem besonderen Abschnitte von der Besserung des Menschen gehandelt wird. Gehört denn aber nicht alles dieses auch zur Moralphilosophie, also schon zum ersten Theile? Oder musste der erste Theil nicht einen anderen Namen erhalten, wenn diese moralische Anthropologie von demselben ausgeschlossen werden sollte? Dasselbige ist der Fall mit dem IV Theile, welcher die *besondere Pflichtenlehre* enthält.

Übrigens sind die Vorzüge der moralischen Lehrbücher des Vfs. zu bekannt, als dass der Rec. darüber ins Einzelne zu gehen brauchte. Die Puncte, in welchen er anderer Meinung ist, übergeht er gleichfalls, weil sie dieser Ausgabe nicht eigenthümlich sind, sondern sich schon in früheren Ausgaben finden. Flecken, wie S. 21. *Peter von der Lombardey*, S. 249. *Pascal lettres provencales*, und dass *Mirabeau* S. 36 u. a. immer für den Vf. des *Systeme de la nature* angegeben wird, müssten doch weggewischt seyn.

ifsr.

Nürnberg u. Sulzbach, b. Seidel: *Allgemeine Darstellung des theologischen Geistes, der kirchlichen Verfassung und canonischen Rechtswissenschaft in Beziehung auf die Moral des Christenthums und die ethische Denkart des Mittelalters.* Von D. *Ph. C. Marheineke*, Prof. der Philos. und zweytem Universitätsprediger zu Erlangen. 1806. 284 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Auch unter dem Titel:

Geschichte der christlichen Moral in den der Reformation vorhergehenden Jahrhunderten. Erster Theil.

Unter dem ersten Titel macht dieser Band eine besondere Schrift aus. Über die Schicklichkeit des Titels in dieser Rücksicht, und ob namentlich der hier umfasste Zeitraum *das Mittelalter* heissen könne, wollen wir nicht streiten. Wir betrachten hier diesen Band als ersten Theil einer *Geschichte der christlichen Moral in den* (drey) *der Reformation vorhergehenden Jahrhunderten.*

Über die Grundsätze und den Plan, wonach diese Geschichte ausgearbeitet werden soll, hat sich der Vf. nicht weiter erklärt, als so, dass er dabey keines von den bekannten Moralsystemen zum Grunde legen werde, weil keines hinlänglich begründet sey, dass die Geschichte der Sittlichkeit von einer Geschichte der christlichen Sittenlehre ausgeschlossen werden müsse, dass er nur die bedeutendsten Züge aus dem von ihm beschriebenen Zeitraume herausheben und hinstellen wolle, und dass man erst nach Erscheinung des zweyten Theils, welcher mehr ins Besondere eingehen werde, werde urtheilen können, ob etwas zur allgemeinen ethischen Charakteristik dieser Jahrhunderte fehle. Bis dahin enthalten wir uns gern alles Urtheils über diesen Punct, und haben auch sonst nichts über diese Erklärungen zu erinnern, ausgenommen über den Punct, dass eine Geschichte der Sittlichkeit nothwendig von einer Geschichte der christlichen Moral ausgeschlossen werden müsse. Der Verf. unterstützt diese Behauptung mit folgenden Gründen: Es ist ein Unterschied zwischen dem ethischen Leben und zwischen dem sittlichen Denken; die Moral, die das Gesetz der Wissenschaft giebt, kann deswegen dem Menschen noch nicht die Kraft geben, es zu befolgen und auszuführen; die Ethik ist nur ein Theil der Philosophie, welche durchaus speculativ ist, und es giebt keinen Unterschied zwischen theoretischer und praktischer Philosophie, die Ethik ist nur Speculation der Philosophie über das idealischsittliche Leben; ein sittlichreines Leben kann angetroffen werden, wo ein Mensch, entfremdet von allen ethischen Begriffen, dem geheimen Zuge seiner sittlichen Kraft im Gewissen folgt, und umgekehrt ist ein unsittliches Leben mitten im Überflusse ethischer Begriffe und einer tiefen Einsicht in das wissenschaftliche Wesen des moralischen Lebens gar wohl zu denken; Niemand wird sich jetzt mehr zu behaupten erlauben, dass ein System der Tugend ungünstiger, als ein anderes sey, oder es erfolge aus der Beobachtung des von ihm angenommenen Systems ausschliesslich wahre Tugend; die Execution des Gesetzes, oder das moralische Handeln, hängt unmittelbar ab von der sittlichen Lebenskraft, der moralistische Act hingegen geschieht auf dem Standpuncte der Reflexion, welches ein Handeln ist aus der zweyten Hand und kein ursprüngliches. Wir könnten auch die Richtigkeit dieser Gründe selbst zum Theil in Anspruch nehmen, wir thun aber darauf Verzicht, und schränken uns darauf ein, kurz zu zeigen, dass sie nicht beweisen, was sie hier beweisen sollten. Wenn sie auch alle vollkommen wahr wären, so würde doch aus ihnen noch nicht folgen, dass die moralischen Begriffe und Kenntnisse des Menschen auf sein sittliches Leben gar keinen Einfluss haben, und dass die Lehren der wissenschaftlichen und populären Moralisten gar keine Wirkungen in der Sittlichkeit der Menschen hervorbringen. Diess wird der Verfasser selbst nicht behaupten wollen; er redet auch nachher S. XV selbst vom Verhältniss der moralistischen Wissenschaft zu dem moralischen Handeln. Die Kenntniss der Moralgesetze giebt zwar dem Menschen noch nicht die Kraft, sie auch zu vollziehen; aber sie kann doch die in ihm zu diesem Zwecke vorhandene Kraft wecken, stärken und leiten. Der Mensch kann zwar ohne deutliche und bestimmte moralische Begriffe durch einen geheimen Zug des Gewissens zum Guten angeleitet und hingezogen werden; aber seine Tugend verliert dadurch nichts, sondern gewinnt vielmehr dadurch, wenn sie unter dem Einflusse fester und bestimmter Grundsätze steht. Wenn aber diess ist, so steht allerdings die Geschichte der Moral in Verbindung mit der Geschichte der Sittlichkeit. Noch mehr ist diess bey der Geschichte der christlichen Moral der Fall. Diese war in ihrem ersten Ursprunge keine Wissenschaft, kein System, keine blosse Schullehre, sondern ein Inbegriff grosser, kräftiger, moralischer Aussprüche und Reden, welche unter göttlicher Autorität verkündiget wurden, und dazu bestimmt waren, nicht bloss moralische Kenntnisse auszubreiten, sondern in den Gemüthern der Menschen lebendig zu werden, und ein Reich Gottes auf der Erde zu stiften, die Gewalt des Bösen in ihnen zu überwinden, und den Geist in ihnen herrschend zu machen. Hier steht also die Geschichte der Lehre in so enger Verbindung mit ihren moralischen Wirkungen, dass eigentlich nur durch beides zusammengenommen die Idee einer Geschichte der christlichen Moral erschöpft wird. Wir wollen zwar nicht leugnen, dass man darunter auch bloss eine Geschichte der Lehre verstehen kann, und dass diese besonders geschrieben werden kann; aber es ist nicht einzusehen, warum die Geschichte der Sittlichkeit unter den Christen von einer Geschichte der christlichen Sittenlehre ausgeschlossen werden müsse.

Dieser erste Theil enthält drey Abschnitte: 1) *Allgemeine Darstellung des in den drey der Reformation vorhergehenden Jahrhunderten herrschenden Geistes, seiner wissenschaftlichen Tendenz überhaupt, und seiner* (des Geistes) *ethischen Denkart insbesondere, in Beziehung auf die Moral des Christenthums und ihre wissenschaftliche Bildung.* 2) *Moral der Concilienacten und canonischen Rechts.* 3) *Moral der Scholastiker.*

In dem ersten Abschnitte geht der Verfasser von dem Zustande der Wissenschaften und Schulen zu *Luthers* Zeit aus, und von da zur Darstellung des ethischen Geistes in den vorhergehenden Jahrhunderten zurück. Er betrachtet diesen Geist zuerst in der Umgebung der Wissenschaften und äusserer Umstände, namentlich *der sieben Künste, der Scholastik, der Jurisprudenz, der Medicin, der Universitäten, der Mönche, der Hierarchie,* und findet darin meistentheils

Gründe der Vernachlässigung oder schlechten Behandlung der Moral. Er kommt darauf zur *Moral der Mystiker*, zur *Casuistik*, und zuletzt zur *katholischen Moral*. Bey dieser unterscheidet er *Moral des Papstthums*, worunter er theils die ethische Denkart der Päpste und ihrer Anhänger, theils die ethischen Aussprüche der Päpste versteht, *der gelehrten Theologen* und *des Volks*, ohne jedoch diesen Unterschied durchzuführen, und handelt noch, unter dem ethischen Gesichtspuncte, von den *Gebräuchen* und dem *opus operatum*, von *der Unterscheidung zwischen verzeihlichen* und *Todsünden*, von den *Genugthuungen für die Sünden*, von den *Moralisationen über die Bibel* und den *mystischen Auslegern*, von der *Inquisition*, dem *Bibelverbot* und der *Mönchsmoral*. Die Aufgabe, welche der Vf. in diesem Abschnitte zu lösen versuchte, war schwierig, wie er selbst fühlte. Es kam darauf an, die verschiedenartigsten Erscheinungen in Beziehung auf die Ethik zu setzen, und doch Fremdartiges zu vermeiden, die wesentlichsten Theile hervorzuheben, ihnen die Hauptstellen anzuweisen, und sie am meisten zu beleuchten, aus einem mannichfaltigen und vielseitigen Stoffe ein wohlgeordnetes und harmonisches Ganzes zu bilden. Wir haben zwar diesen Abschnitt voll treffender und scharfsinniger Bemerkungen gefunden, müssen aber doch unparteyisch Einiges dabey erinnern. Es mangelt diesem Gemählde oder dieser Reihe von Gemählden an gehöriger Haltung, Anordnung, Harmonie und Bestimmtheit. Es ist manches zu Entfernte und Fremdartige aufgenommen, oder, wo es auch hieher gehörte, zu lange dabey verweilt, z. E. gleich anfangs bey der Beschreibung der äusseren Ursachen, an welche das Schicksal der Moral geknüpft war, und späterhin bey der Erzählung von dem Ursprung und Wachsthum des Papstthums. Dem Ganzen liegt kein fester, bestimmter Begriff von *Geschichte der Moral* zum Grunde, und es fliest Manches ein, was nur zur Kirchengeschichte überhaupt, oder zur *Geschichte der Sittlichkeit*, welche der Vf. doch nicht zur Geschichte der Moral rechnet, gehört. Dabey findet man sehr wenig Unterscheidung der *Zeiten*, welches doch bey einem Zeitraume von drey Jahrhunderten in einem weit höheren Grade hätte geschehen können. Das Quellenstudium des Vfs. wollen wir zwar nicht bezweifeln, wir wünschten aber, dass er uns noch mehr Beweise von demselbigen gegeben, und sich nicht oft zur Darstellung des Früheren nur späterer Schriftsteller, eines *Cherson*, *Luther*, *Erasmus* bedient hätte. Am Ende des Abschnitts steht ein *Resultat*, in welchem aber mehr ist, als in den Prämissen liegt, und daraus möchte man schliessen, dass in der Darstellung selbst auch einige wesentliche Züge fehlen. So ist z. E. im Resultate von *Ficinus*, *Picus* und *Petrarcha* die Rede, von welchen vorher nichts vorkommt.

In dem zweyten Abschnitte wird zuerst untersucht, ob und wie weit Concilienacten zur Geschichte der Moral gehören; darauf eine Reihe von Concilienbeschlüssen, welche eine ethische Beziehung haben, ausgezogen, und zuletzt die Geschichte des Streits über *Jean Petit's* Lehre vom Tyrannenmorde auf der Costnitzersynode ausführlich und sehr lehrreich erzählt. Was das canonische Recht betrifft, so verweilt der Verf. am längsten bey dem *Decretum Gratiani*, und giebt seinen Inhalt mit besonderer Beziehung auf das Ethische an; zuletzt würdigt er das Verhältniss des ganzen Gesetzbuchs zur Sittenlehre Jesu.

Im dritten Abschnitte kommt mehr von der Scholastik überhaupt, als von der Moral der Scholastiker vor. So interessant und gründlich der Vf. jenen Gegenstand abhandelt, so hätten wir doch mehr über diesen, und weniger über jenen, hier zu finden gewünscht. Hier ist ein Feld, welches, auch noch von den neuesten Geschichtschreibern der Philosophie, sehr vernachlässiget worden ist.

So viel Bescheidenheit und Billigkeit, bey so viel Talent und Kenntniss, als sich in diesem Buche ausspricht, verdient insbesondere in unserem Zeitalter eine rühmliche Auszeichnung. TVZ.

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. 1) *Magdeburg*, b. Keil: *Kurzer Unterricht in der Lehre Jesu*, für Land- und Bürger-Schulen und die untersten Religionsclassen der Gymnasien, von *G. S. A. Mellin*, königl. preuss. Consistorialrath (wo?) 1806. 70 S. 8. (3 gr.)

2) Ebendaselbst: *Materialien zu Katechisationen nach Anleitung des Katechismus Lutheri*. Zum Gebrauch für Lehrer, welche nach diesem oder auch nach einem anderen Lehrbuche in der christlichen Religion Unterricht ertheilen. Von *Joh. Ludolph Parisius*, Superintendenten und Pastor Primar. zu Gardelegen. 1806. 302 S. 8. (18 gr.)

Nr. 1 hat zu sehr den Zuschnitt einer Religions- und Tugendlehre in Kantischer Manier, um ein guter Katechismus seyn zu können. Diess beweiset schon die Classification der Pflichten gegen Andere im II Abschn. I) Rechtspflichten. Die Gerechtigkeit. Vier Arten der Ungerechtigkeit: Mord, Diebstahl, Verleumdung, Gewaltthätigkeit. — Die Redlichkeit. II) Tugendpflichten. Die äussere Achtung gegen andere. Drey Arten der Verachtung: Hochmuth, Afterreden, leichtfertige Tadelsucht. III) Pflichten der Güte. Drey Liebespflichten: Wohlthätigkeit, Dankbarkeit, Theilnehmung. Drey Laster des Menschenhasses: Neid, Undankbarkeit, Schadenfreude. — Die Rachgier, Versöhnlichkeit. IV) Besondere Pflichten. Die Anordnung der Materien im V Abschnitte, der die Überschrift hat: Von der Erlösung, S. 45. ff. scheint uns dagegen sehr willkührlich und unrichtig. Die Materien folgen nämlich so auf einander: die Besserung. Die hohe Natur des Menschen. Jesus Christus (sehr kurz). Die Bibel. Jesu Verdienst. Christus unser Vorbild und Muster. Dass man die wesentlichen Lehren der Kirche, Trinität, Gottheit Christi u. s. w. entweder ganz vermisst, oder doch gar nicht im kirchlichen Sinne vorgetragen findet, gereicht diesem Unterricht in der Lehre Jesu ebenfalls nicht zur Empfehlung.

In einem vorzüglicheren Grade können wir diese dem Vf. von Nr. 2 ertheilen. Was Hr. *P.* in der Vorrede über den auch jetzt noch nicht zu vernachlässigenden Gebrauch des Lutherischen Katechismus sagt, zeugt von richtiger Einsicht und Erfahrung. Die Erklärungen selbst sind grösstentheils richtig und werden denen, die solcher Vorarbeiten bedürfen, nützliche Dienste leisten. Doch hätten wir gewünscht, dass die *Dogmen*, im Verhältniss zur Pflichtenlehre, nicht zu kurz abgefertiget seyn möchten. Aber es ist ein Fehler des Zeitalters überhaupt, die Dogmatik zu vernachlässigen.

—ß.—

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 JUNIUS, 1807.

JURISPRUDENZ.

Stuttgart, b. Erhard: *Versuche über einzelne Theile des bürgerlichen Rechts*, von *C. F. D. Moser*, wirtembergischem Canzley-Advocaten. 1806. 108 S. 8. (8 Gr.)

Diese Schrift hat mehrere sehr interessante Rechtslehren zum Gegenstande. Rec. will daher den Inhalt der einzelnen darin niedergelegten Versuche ausheben und prüfen, um so mehr, als der Vf., wie er in seiner Vorrede bemerkt, die meisten Aufsätze aus den Quellen bearbeitete, und nur nach diesem Gesichtspuncte beurtheilt zu werden wünschet. I. *Von der Disputatio fori, ein Beytrag zur Geschichte des römischen Rechtes.* Der Zweck dieser Abhandlung ist, den Zweifel zu lösen, *wo* sich diese *Disputatio fori* ausgebildet habe? *Rävardus* und *Heineccius*, gestützt auf *princ. Inst. de codicill.. Fr.* 16. *Dig. de jure patron.*, und *Fr.* 19. *Dig. de lib. et posth.* hatten behauptet, bey entstandenen schweren Rechtsfragen seyen die Rechtsgelehrten an dem auf dem *forum* gestandenen Tempel Apolls zusammgetreten, um die gegenseitigen Gründe auseinander zu setzen, und am Ende durch Abstimmung eine Entscheidung zu bewirken. Diesen setzt der Vf. entgegen, dass die drey angeführten Stellen wohl von Disputationen, aber nicht von *Disputatio fori*, redeten. Seine eigene Meinung ist, die *Disputatio fori* habe ihre Ausbildung allmählich in den *Gerichtshöfen*, und zwar dadurch erhalten, dass bey streitigen Rechtsfragen die Parteyen ihre Sache mit der Meinung angesehener Rechtsgelehrten unterstützt, die Richter nun für die Behauptungen vom stärkesten Gewichte entschieden, und dergleichen Entscheidungen bey künftigen Fällen als verbindlich angesehen hätten. Seine Stütze ist *Fr.* 2. §. 47. *Dig.* I. 2.. Rec. glaubt die Meinung des *Rävardus* und *Heineccius* der des Vfs. vorziehen zu müssen. Das vom Vf. angeführte *Fr.* 2. §. 47 erhält durch den von ihm ebenfalls angezogenen §. 5. *eod.* sein wahres Licht. Das römische Recht wurde durch die Erklärungen und Zusätze der alten juristischen Classiker ausgebildet; die Responsa selbst aber konnten wohl nur unter *der* Voraussetzung von grossem Gewichte seyn, dass sie sich auf Grundsätze stützten, welche durch die öffentlichen Debatten für richtig angenommen waren. Die beste Aufklärung hierüber hätte der Vf. in einer von ihm ganz unberücksichtigt gelassenen Institutionenstelle finden können. *Justinian* erzählt uns *Inst.* I. 2. §. 8, dass gerade die *öffentlichen Rechtsinterpreten* diejenigen waren, welchen das *jus respondendi* zustand. Solchen Responsen *mussten* dann die Richtersprüche conform seyn, *weil jene die öffentliche Meinung aussprachen.* *II. Über das sogenannte Testament zur Pestzeit. Eine Erklärung der l. 8. Cod. de testamentis et quemadmodum testamenta ordinentur.* Die Praxis, sagt der Vf., habe dieses Testament auf den Fall eingeschränkt, wenn eine Seuche im Ort und der Testirer damit befallen sey, und darum das in dem Gesetz vorkommende, auf die Zeugen sich beziehende, „*oppressos*" in „*oppressis*" mit Bezug auf die Testatoren verwandelt. Hiergegen erklärt er die gesetzlichen Ausdrücke „*contagio*" für *jede Gefahr*, Gefangenschaft, Überfall von Räubern u. d. gl., und „*morbus*" für *Furcht.* Räuberische Überfälle, fährt er fort, seyen bey den Römern nicht so ungewöhnlich gewesen, als man denken sollte; der Testirer hätte in der Gewalt des Feindes seyn können; ein Zeuge nach dem anderen hätte nun in dergleichen Umständen weniger fürchten dürfen, den Räubern in die Hände zu fallen, oder durch die Wachen zu kommen, als mehrere zusammen; gleiche Bewandniss habe es bey Gefahren des Feuers, Wassers oder Erdbebens.. Rec. findet diese neue Erklärung ganz unrichtig. Der Römer konnte in der Gefangenschaft gar kein Testament machen, (*Fr.* 8. *Dig.* 28. 1. *Fr. penult. Dig.* 50. 17.), und die sonderbare Muthmassung des Vfs. in Betreff der räuberischen Überfälle verdient wohl keine Rüge; in Feuer-, Wasser- und Erdbeben-Gefahren aber macht man keine Testamente, sondern sucht sich oder den Kranken durch die Flucht zu retten. Das gesetzliche Privilegium beschränkt sich also auf gefährliche Seuchen *aller Art*, welche immerhin etwas Ungewöhnliches sind, (diess ist der Sinn des Einganges der Stelle „*casus majoris ac novi contingentis ratione*,") und „*testes hujusmodi morbo oppressos jungi remissum est*," bezieht sich auf Zeugen, welche wegen einer solchen Seuche alle Zusammenkünfte meiden... *III. Versuch, die Lehre vom Notorischen auf Gesetze zurückzuführen.* Der Vf. führt ganz richtig aus, dass *Notorium* als eine, über allen Beweis erhabene Sache, der römischen Sprache ganz fremd gewesen sey, und gewöhnlich äusserst unbestimmte Begriffe davon, nebst mehreren sehr unbedeutenden Eintheilungen angegeben würden. Er erklärt nun die wichtigste Folge, welche man dem *Notorium* beylegt, in dem Satze: „*Notoria non indigent probatione.*" Seine, nach Rec. Einsicht richtige, Erläuterung dieses Satzes gehet dahin, dass, wenn alle und jede Ortsbewohner etwas wüssten, was einer allein nicht zu wissen vorgebe, ein wahres *Notorium* vor-

handen sey, welches dem Nichtwissenden ohne weiteren Beweis der Gegenpartey schade, nach *Fr.* 9. §. 2. *Dig.* 22. 6. *IV. Die l.* 13. §. 1. *D. de pignor. act. kann mit l.* 5. §. 2. *D. commod. allein durch Interpunction in Übereinstimmung gebracht werden.* Der Verf. geht von dem Grundsatze aus, wenn man in der ersten Stelle zwischen *commodato* und *venit* eine Interpunction setzte, so widerspräche sich *Ulpian* selbst, da er in der letzten die *Custodia* von der *actio pignoratitia directa* ausschlösse. Er hält nämlich, wie alle älteren Rechtsgelehrte, *Custodia* für identisch mit *Diligentia*. Die künstlichen Distinctionen, wodurch *Cujaz, Huber, Voet* und Andere diese beiden Stellen in Vereinigung zu bringen suchten, verwirft er, eben so wie die Emendation von *Noodt* „*at in commodato venit et custodia.*" Sein Vorschlag ist, ohne Veränderung des Textes, die Meinung dieses letzteren Rechtsgelehrten herzustellen, und zwar durch diese Lesart: „*venit in hac actione (pign. dir.), et dolus et culpa, ut in commodato venit et custodia: vis major non venit.* Eine andere Erklärung dieser so sehr wichtigen Stelle erhielten wir in der mit des Vfs. Werke gleichzeitigen *Theorie der Culpa von Löhr.* Darin ist *custodia* als Verbindlichkeit für den *Diebstahl* zu haften dargestellt. Rec. kann jener, wie dieser Erklärung nicht beytreten. Viele Stellen setzen es ausser Zweifel, dass *Custodia* nicht blofs auf den Diebstahl, sondern auf jedes *Entkommen* der Sache, wohin nach dem so klaren *Fr.* 1. §. 7. und *Fr.* 2. *Dig.* 7. 9., auch das juristische durch *Usucapion* gehört, und auf jede *Totaldestruction* der Sache (*Inst.* 3. 24. §. *penult.*. *Fr.* 35. §. 4. *Dig.* 18. 1.. *Fr.* 14. *pr. Dig.* 47. 1.. *Fr.* 17. §. 4. *Dig.* 19. 5. *Fr.* 11. *Dig.* 18. 6) den nächsten Bezug hat, und die höchste Achtsamkeit zur Abwendung derselben, *Diligentia* aber die höchste Achtsamkeit sogar in Betreff der Abwendung jeder Deterioration der Sache bedeutet. Hieraus geht hervor, dass beide Erklärungen der *Custodia*, sowohl die von *Löhr*, als die vom Vf., mit einer exegetisch richtigen Darstellung der römischen *Culpa* sich durchaus nicht vertragen; insonderheit steht noch dem Vf. der Zwang im Wege, welcher nach seiner Erklärung in *Ulpian's* Sinne läge. Denn wie läfst es sich denken, der Classiker habe geschrieben: „Eben so wie im Commodat *custodia* geleistet wird, mufs der Pfandgläubiger für *dolus* und *culpa*, also nicht für *custodia*, haften?" Und giebt es nicht mehrere andere Stellen, worin der Pfandgläubiger wörtlich für *custodia* verbindlich erklärt wird? Der Vf. hätte nur *Inst.* 3. 14. §. 4 und *Const.* 19. *Cod. de pignor.* beansichtigen sollen. Rec. erklärt sich die Sache so: Ulpian wollte in *Fr.* 5. §. 2 *Commod.* nur zeigen, wie sich das Commodat von Kauf, Miethe, Dote, Pfande und Gesellschaft in Betreff der Leistung des Versehens unterscheide: dieser Unterschied liegt in der *Diligentia*, diese mufs vom Commodatar geleistet werden, nicht aber von den Interessenten bey den anderen in der Stelle angeführten Geschäften (wiewohl auch von den meisten derselben *Custodia* geleistet werden mufs). Im *Fr.* 13. §. 1 sagt nun derselbe *Ulpian*: „die directe Pfandklage ist der *act. comm. dir.* darin gleich, dass in beiden *dolus* und *culpa* geleistet wird; der Pfandgläubiger haftet hiernächst nur noch für *custodia* (nicht aber für *diligentia*, wie der Commodatar). *V. Peregrinitatis reus. Alciat* hatte diefs von einem Peregrin verstanden, welcher sich für einen römischen Bürger ausgab. Gerade im Gegentheile versteht es der Verf. mit Recht von einem römischen Bürger, welcher sich nicht als solcher betrug, sondern, mit Verachtung der Nationalsitten, fremde annahm. Den Beweis führt er aus einer Rede des Cicero gegen den Vatinius. *VI. Eine Ehebruchsklage eines wahrhaft Unvermögenden.* Ein Frauenzimmer hatte sich wissentlich, und nach erlangter Dispensation, mit einem wegen Impotenz von seiner ersten Frau geschiedenen Ehemanne verheirathet, und dabey die Enthaltsamkeit gelobet, dieses Gelübde aber sehr bald gebrochen. Der Vf. diente selbst als Rechtsbeystand dem Manne, und widerlegte den schalen Einwand, gegen diesen Mann habe keine Untreue begangen werden können. *VII. Quaestus, Lucrum. Quaestus*, meint der Vf., erstrecke sich auf alle Erwerbarten, insonders auch auf die durch *malificia*; *lucrum* hingegen werde hauptsächlich beym Gesellschaftsvertrage gebraucht, um den in dieser Verbindung gemachten Gewinn damit zu bezeichnen. Es müsse *quaestus* da seyn, um einen Gesellschaftsfonds zu bilden, und damit ein *lucrum* erzielen zu können. Es lasse sich also *quaestus* ohne *lucrum*, aber *lucrum* nicht ohne *quaestus* denken. Den Vf. führten *Fr.* 3 und 53 *pro socio* auf diese; *Fr.* 7. 8. 55 *in f. eod. Fr.* 2. §. 8. *D. de eo quod certo loco, Fr.* 19 *de oper. libert. Fr.* 45. *de adq. hered.* hätten ihn sicher auf andere Ideen geführt. *VIII. Wann werden die Zeugen gemeinschaftlich? Von welchem Zeitpuncte an kann der Beweisführer solche nicht mehr fallen lassen?* Da die Gemeinschaftlichkeit der Zeugen auf dem Satze der Rechtsgleichheit, „dass man Alles, was man für sich gelten lassen wolle, auch wider sich gelten lassen müsse," und auf einem darauf gegründeten stillschweigenden Vertrage beruhet, so bemerkt der Verf. gegen *Danz* und *Gönner*, dass die Zeugen nicht erst mit der ersten Handlung der reellen Production (persönlichen Darstellung derselben zur Beeidigung und Verhör), sondern schon durch die Übergebung der Fragstücke oder mit dem Antritte des Gegenbeweises durch dieselben gemeinschaftlich würden. In No. IX. „*Übersetzung des siebenten Hauptstücks im fünften Buch des Fabius Quinctilianus Unterricht in der Redekunst von der Einleitung des Zeugenbeweises,*" führt er ausdrücklich in der Vorerinnerung an, das römische Verfahren mit den Zeugen sey von dem unsrigen am meisten darin abgewichen, dass die Zeugen in Gegenwart der Parteyen verhört wurden. Überhaupt gab es kein schriftliches Verfahren im römischen Processe, es gab keine vor der persönlichen Production der Zeugen einzureichende Artikel und Interrogatorien: die römische *interrogatio* bezeichnete den Act des Verhörs der Zeugen nach vorgängiger Beeidigung derselben. Die Gemeinschaftlichkeit der Zeugen oder Urkunden nahm also *nothwendigerweise* erst mit der Realproduction ihren Anfang. Die *Aut. ad Haec. C. de fide in-*

ftrum. (*IV.* 21), woraus die vom Verf. in der vorigen Abhandlung bestrittene gemeine Behauptung entnommen wird, steht also der seinigen durchaus nicht im Wege, wenn er auch gleichwohl selbst diess zu seiner Rechtfertigung nicht benutzte. T. d. C.

STRAUBING, b. v. Schmid: *Aufschlüsse über äussere Territorialverhältnisse der kurpfalzbaierischen Staaten beym Abzug des Privatvermögens an Nachsteuer.* Ein Beytrag zum äusseren Staatsrecht von *Joseph v. Wisinger*, kurpfalzbair. Justizaktuar des Landgerichtes Burghausen. 1804. XXXII und 118 S. 8. (16 gr.)

Der Vf., welcher in einer anderen Schrift verwandten Inhalts (*Über Auswanderung in besonderer Hinsicht auf Baiern*, Amberg und Sulzbach 1804) die Mittel zur Verhütung der Auswanderungen angegeben, hat uns hier ein Buch geliefert, dessen Nutzen für einen jeden Geschäftsmann, welcher mit dem nunmehr königl. baierischen Staate in Rücksicht auf Abzug und Nachsteuer in Verbindung steht, unverkennbar ist, ob es gleich ohne die geringste Schmälerung seines Werthes höchstens nur halb so viele Bogen enthalten könnte. Der Vf. hat nämlich zur vollständigen Erreichung seines Zweckes, eine Darstellung des äusseren Territorialverhältnisses des Abzugs- und Nachsteuer-Rechts der baierischen Staaten zu liefern, theils in der vorangeschickten Einleitung die gemeinschaftlichen Grundsätze vom Detracte zu erörtern gesucht, theils in der Folge bey der Erwähnung der einzelnen deutschen Staaten geographische und statistische Notizen über dieselben hinzugefügt; keines von beiden aber auf eine befriedigende Weise. Die *Einleitung* soll die Unrechtlichkeit des Abzugrechtes und die Nothwendigkeit seiner Aufhebung erweisen. Die vom Vf. gebrauchten Gründe sind kürzlich folgende: Wenn diese Finanzquelle — welches bey einer jeden der Probierstein ihrer Rechtlichkeit sey — als die einzig mögliche betrachtet werde, so sey der Staat nicht mehr denkbar, weil er alsdann auf der Auswanderung seiner Subjecte und der Exportation ihres Eigenthums beruhe; die Freyheit, sich aus einem Staate zu begeben, habe im Ursocial Vertrage nie vergeben werden können, mit der Zurückgabe des Bürgerrechts falle das Recht des Staates zu fodern hinweg; mithin sey eine jede Loskaufungs-Taxe, zumal wenn sie dem Eigenthume proportionirt sey, ungerecht, dadurch dieselbe das Eigenthum ohne Schuld des Besitzers gemindert werde. Man sieht leicht, dass es dem Vf. nicht gelungen ist, die Gründe, auf welche man in neueren Zeiten die Rechtlichkeit dieser Forderung gesetzt hat, zu widerlegen. Allerdings ist der Staat berechtigt, bey einseitiger Aufgebung des Bürgerrechts Entschädigung *dafür* zu fodern, dass ein bisher integrirender Theil des gesamten Staats-Vermögens, der zu den Lasten des Staats mit verpflichtet war, und als Quelle der Staatskräfte angesehen wurde, *oder wenigstens angesehen werden konnte*, aus seiner bisherigen Verbindung völlig heraustritt. Um so aufrichtiger stimmen wir dem Vf. bey, wenn er aus längst bekannten Gründen der *Politik* auf Aufhebung dieser Abgabe dringt, und bekannt ist es, dass sie von den meisten nicht engherzigen Regierungen nur noch Retorsionsweise gefodert wird. — In der *Abhandlung* selbst schickt der Vf. zuerst eine Geschichte und Beschreibung der Nachsteuer voraus, wobey aber der wichtige Unterschied zwischen Nachsteuer (*census emigrationis*) und Abzug (*detractus*) mit keiner Sylbe erwähnt wird. Er theilt dafür die Nachsteuer in Baiern in *Freygeld*, worunter er Territorialdetract versteht, und *Nachsteuer* im engsten Sinne, das Mediat-Abzugsrecht, welches wieder in das *gerichtliche* — das der ständischen Gerichtsherrn, welches er noch, sonderbar genug, aus der alten Leibeigenschaft des Bauernstandes herleitet, — und das *der Städte und Märkte* — deren z. B. nur in der Oberpfalz 13 dieses Recht besitzen — verfällt. Höchst zu missbilligen ist es, wenn S. 13 behauptet wird, dass landesherrliche Freyzügigkeits-Verträge auch auf das Mediat-Abzugsrecht wirksam seyen. Man sollte doch aufhören, den Eingriffen der landesherrlichen Gewalt in wohlerworbene Rechte der Einzelnen das Wort zu reden. Die Entstehung des Detractes ist durchaus nach Bodmann erzählt. Auffallend war es uns, S. 8 zu lesen, dass einige Fürsten auf dem Reichstage auf allgemeine unbedingte Freyzügigkeit angetragen haben, jedoch von der Majorität aus finanziellen Rücksichten überstimmt worden seyen. Woher wohl der Vf. diese, uns völlig unbekannte Nachricht, geschöpft haben mag? Merkwürdig ist die, S. 9 vorkommende Notiz, dass noch im Jahre 1794 die kurfürstlichen Finanzstellen die Aufhebung dieses einträglichen Regale missriethen. Die Grundsätze übrigens, welche von der jetzigen erleuchteten baierischen Regierung desshalb aufgestellt worden, sind folgende: dass man bey dem Detract, welcher in der Regel 10, oder wenn die Emigration (entweder wegen Militärpflichtigkeit, oder aus Retorsion, wie gegen das Österreichische) verboten ist, 13 vom hundert beträgt, das Benehmen anderer Territorien gegen die baierischen Staaten lediglich retorquiren solle; dass in den baierischen Staaten selbst, sowohl in den alten als in den neu acquirirten, volle Freyzügigkeit herrschen, und die von anderen Territorien mit Baiern abgeschlossenen Freyzügigkeits-Verträge sich auf sämtliche, auch *ex post* acquirirten baierischen Lande beziehen sollen; — wobey aber auf die neue kurpfalzbaierische Generalverordnung vom 6 Jul. 1804 über Auswanderung und Nachsteuer noch keine Rücksicht genommen werden konnte. Die Territorien nun, zwischen welchen mit den baierischen Staaten zu der Zeit, als der Vf. schrieb (1803), noch das Detracts-Recht bestand, sind folgende: Anspach, Baireuth, Berchtesgaden, Böhmen, Brandenburg, Eichstädt, Ellwangen, Hessen-Cassel, Hohenlohe, Waldenburg, Mainz, Ortlingen, Spielberg und Wallerstein, Passau, Preussen, Sayn-Altenkirchen, Stadt und Bisthum Regensburg, Stadt Augsburg, Nürnberg, fuggerisches Gebiet, Trier, Cöln, Österreich, batavische Rpublik, der Kirchenstaat, Gallizien und Sardinien. Freyzügigkeit hinge-

gen wurde beobachtet mit folgenden Ländern: Frankreich, Baden, Lobkowitz, Naffau Dillenburg, Kur-Sachfen, S. Koburg, Salzburg, Solms, Braunfels, Thurn und Taxis, Speier, Wirtemberg, deutfcher Orden, St. Emmeran, Ober- und Niedermünster, helvetifche Republik, italiän. Republik und Ifenburg-Birftein. Die oben bereits erwähnten geographifchen und ftatiftifchen Bemerkungen find theils nicht erfchöpfend, da der Vf. feine Schrift *vor* dem Erfcheinen des Hauptfchluffes der Reichsdeputation von 1803 endigte, theils wimmeln diefelben von Druckfehlern aller Art. Eben fo ift die Sprache im ganzen Buche durchaus mit Fehlern und Provincialismen durchwebt. Wir können die ganze Schreibart des Vfs. nicht beffer charakterifiren, als wenn wir die erfte Periode der Einleitung, die zu den befferen gehört, ganz genau abfchreiben: „Von welchem Zufammenfluffe der Finanzquellen auch immer ein Staat fich behaupten und feftgründen mag, fo läfst fich die Rechtlichkeit jeder einzelner Quelle allemal dadurch prüfen, dafs, wenn fie zum Hauptftromme, wovon dem Staate Leben zufliefst, erhoben, und als die einzige betrachtet wird, der Staat als folcher, *wenigft* noch denkbar bleiben mufs; denn fügte es fich, dafs eine von den einzelnen allenthalben in das Herz des Staatskörpers fich konzentrirenden Finanzquellen (deren Rechtlichkeit aber *befraglich* wäre) für fich ganz allein gefetzt, und zum Hauptftromme erhoben worden wäre; dabey aber der Staat, deffen Erhaltung von diefer oder jener allein abhängt, in Widerfpruch mit fich felbft gebracht feyn würde, fo zwar, dafs er als Staat gar nicht mehr denkbar wäre, fo ift eben dadurch auch zugleich beftimmt, dafs diefe befragliche Finanzquelle, auch als kein Nebenarm, auch nicht im kleinften Zufluffe zur Hauptmaffe rechtlich mehr fortexiftiren dürfte."

igt.

KURZE ANZEIGEN.

Jurisprudenz. *Hamburg*, b. Perthes: *Ein Wort über Defenfionen nebft einem, Bemerkungen über Rufaus Criminalfall und drey gerichtliche Vertheidigungen enthaltenden, Anhange.* Von *A. C. Wolters*, b. R. Dr. 1805. VIII und 102. VII und 32 und 29 S. 8. (16 gr.) Zwar nur *Ein* Wort über Defenfionen, aber auch diefs wird niemand, fo wenig als Rec., finden können. Was man dagegen findet, find ungereimte Dinge, unverdaute Sätze, und ohne Urtheilskraft hingeftellte Ausfprüche. Die Definition der Defenfion giebt zuerft den Beweis hievon. „Bey uns und im engeren Sinne" heifst es; „ift fie die fchriftliche Ausführung alles deffen, was dazu geeignet ift, Leben, Freyheit und Ehre eines Angefchuldigten zu erhalten und überhaupt jedes Strafübel von ihm zu entfernen." Nach diefer Definition ift der Vf. zu zeigen bemüht, dafs die Defenfion keine Supplik, fondern eine Deduction fey. Diefs thut er im Folgenden: „Der Richter darf in peinlichen Fällen noch weniger (?) als in Civilfällen nach Willkühr oder nach Gunft und Gefühl erkennen. Er mufs fich alfo bey Fällung eines Urtheils in peinlichen Sachen ftrenge nach feiner Überzeugung von der wirklichen Schuld des Angeklagten und der Anwendbarkeit eines auf die That deffelben gehenden peinlichen Gefetzes richten. Daher (?) ift eine Defenfion keine Supplik, fondern eine Deduction." In der Gefchichte der Defenfionen, die hier S. 3—10 folgt, und zu merkwürdig ift, als dafs fie nicht dem Lefer zur eigenen Anficht vorbehalten bleiben müfste, wird der Gebrauch der Defenfionen bey den Hebräern aus dem Buche *Hiob* Kap. 29, v. 17 und 18 „*dem Dürftigen war ich ein Vater, dem Unbekannten fchaffi ich Recht*" dargethan, und Hiob felbft zugleich zum Defenfor oder wenigftens Advocaten erhoben. Dabey erfieht man des Vfs. Verwundern, dafs aus einem Lande, wo es Actenftöfse geben konnte, wenig oder nichts Schriftliches auf uns gekommen fey. Die faden Bemerkungen, welche der Gefchichte folgen, reichen zum Troft Aller, die diefs Werk (?) lefen müffen, nur bis S. 48, wo fich die Criminalgefchichte Rufau's anfängt. Einen Begriff von ihnen geben z. B. folgende, wohl zu merken, nicht einzeln aus der Demonftration gehobenen, fondern wirklich zum Gegenftande der Demonftration genommenen Sätze: „Die Infpection der Originalacten ift oft fehr nützlich: die Aufdeckung der Fehler im gerichtlichen Verfahren kann die Freyfprechung des Inquifiten nicht *allein* bewirken: bey Verfertigung von Defenfionen kommt es, wenn fie Aufmerkfamkeit erregen follen, fehr darauf an, dafs man fich nicht zu fehr (?) an den alten Schlendrian halte: auch kommt gewifs ungemein viel (?) darauf an, dafs man den Punct richtig auffaffe, der der Beurtheilung der That zum Grunde liegen mufs: wenn ein reiner Styl bey allen juriftifchen Schriften fchon von grofsem Nutzen und unferes gebildeten Zeitalters würdig ift, fo mufs eine der Wichtigkeit des Gegenftandes angemeffene, von Schwülftigkeit und Trockenheit gleich weit entfernte fchmucklofe und dabey angenehme Schreibart bey Defenfionen noch ungleich mehr (?) erforderlich feyn: eine Vertheidigungsfchrift mufs zwar nicht zu lang feyn, wenn fie nicht ermüden und die Wirkung fchwächen foll, die man dabey beabfichtigt, aber fie mufs auch nicht zu kurz feyn." — Der Anhang enthält zuerft eine Lebensbefchreibung des berüchtigten *Rufau*, welcher im J. 1803 feine Frau und fünf Kinder zu Hamburg tödete, wobey auch S. 60 u. f. *Gall's* Schädellehre auf Rufaus Kopf angewendet wird, und diefs „blofs um zu beweifen, dafs mancher wohl nur aus Krankheit, die feinem Charakter eine gewiffe Perverfität gab, Verbrecher werde." Die Proben von Vertheidigungsfchriften find auf die Art gefertigt, wie man fie zu Dutzenden in den Acten von ungefchickten Advocaten findet. — Diefs alles fey übrigens blofs dem Lefer gefagt. Dem Vf. kann es nicht gelten, da er fich zu wiederholten Malen erklärt hat, dafs er fich um das Schickfal feiner Schrift nach ihrer Publication nicht weiter bekümmern wolle, und es ihm gleichgültig fey, welche Aufnahme fie erhalten werde. Dagegen mufs es wieder nicht dem Lefer, fondern dem Vf. gefagt feyn, was diefer nach S. VII der Vorrede nicht weifs, nämlich: dafs es allerdings Schriften giebt, welche die feinige völlig überflüffig machen.

F. M.

Vermischte Schriften. *Hamburg*, b. Schmidt: *Nahrung für weibliche Seelen, welche beglückend auch felbft glücklich feyn und bleiben möchten.* 1807. 548 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.) An Mannichfaltigkeit fehlt es diefem Nahrungsmagazine nicht; aber es wird fchwerlich eine weibliche Seele geben, die einen fo guten Magen hätte, um alle darin niedergelegten Nahrungsmittel ohne Unterfchied verdauen zu können. Den meiften fehlt es an der gehörigen Zubereitung. Was aber Auffätze, wie z. B. Minnegefang der Vorzeit S. 249, was ift Liebe? S. 320, Brevier eines leichtfinnigen Ehemannes, S. 337, Mädchenaugen, S. 343 u. a. m. zur eigenen Glückfeligkeit und zur Glückfeligkeit Anderer beytragen follen, kann Rec. nicht abfehen. Die Vorrede, welche aber blofs für Familienväter und Hausfreunde, welchen die Auswahl der Lectüre für unfchuldige Leferinnen oblieget, gefchrieben ift, hat Rec., vermuthlich weil fie nicht für ihn war, nicht fo recht verftehen können. Am Schluffe derfelben wird der Vf., wie er fich ausdrückt, „fo eitel, zu hoffen (?) dafs diefe feine *Zufammenftellung einer Damenlectüre* (??) nach den Regeln der ftrengen Pflicht (???) gefchehen fey, und felbft in unferen bücherreichen Zeiten nicht überflüffig werde gefunden werden." Rec. hingegen, nachdem er das Mifsvergnügen gehabt, mit dem Buche näher bekannt zu werden, ift fo dreift, zu glauben, dafs diefe Zufammenftellung einer Damenlectüre nach keiner anderen Regel, als der Regel des Zufalls gemacht fey, und dafs fie felbft in weniger bücherreichen Zeiten, als die unfrigen find, für gänzlich überflüffig werde gehalten werden.

E. D. d. m. f.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 JUNIUS, 1807.

MEDICIN.

Leipzig, b. Jacobäer: *Lucina. Eine Zeitschrift zur Vervollkommnung der Entbindungskunst*, herausgegeben von *Dr. Elias v. Siebold.* B. I. St. 1. 1802. St 2. 1803. St. 3. 1804. zusammen 490 S. B. II. 1—3 St. 1804. 1805. 423 S. 3r Bd. 1—3 St. 1806. 396 S. 8. (Jeder Band 2 Thlr.)

Da *Stark's* bekanntes Archiv nur sehr langsam fortgesetzt ward, und andere der Geburtshülfe ausschliesslich gewidmete Zeitschriften zu bald gänzlich ins Stocken geriethen: so war die Erscheinung der hier anzuzeigenden um so erfreulicher, da in den gewöhnlichen medicinischen und chirurgischen Zeitschriften der heilbringenden Lucina zu selten geopfert wird, der Cultus aber doch so vielumfassend ist, dass er allerdings einen eigenen Tempel heischt. Es ist nun zu wünschen, dass würdige Priester das Heiligthum bewahren, und dass kein ungeweihtes Opfer gebracht werde. Zu letzterem möchten wir B. I. St. 1. No. 5. B. II. St. 3. No. 2 und daselbst No. 4. B zählen, durch welche nichts zur Vervollkommnung der Geburtshülfe, als Doctrin, geschehen ist. Rec. glaubt mit Recht darauf dringen zu können, dass keine gewöhnlichen Tagebuchsgeschichten aufgenommen werden, welche ohne belehrenden Commentar, oder angehängte gute Epikrise, zu nichts als zu einer platten Empirie führen (No. 5); ferner, dass nicht zu längst anerkannten Wahrheiten Belege geliefert werden, (No. 2); noch weniger aber Albernheiten, wie No. 4. B. Der Raum gestattet uns nicht, eine weitläuftige Inhaltsanzeige dieser drey Bände zu liefern, wir schränken uns daher auf eine allgemeine Beurtheilung ein.

Für die Methode des Unterrichts der Geburtshülfe sind die Aufsätze B. 1. St. 1. No. 1. vom Herausgeber, St. 3. No. 2 vom Dr. *Anna*, B. II. St. 2. No. 2 vom D. *Graf*. In No. 1. wird manches an der älteren Art und Ordnung des Vortrages der Entbindungskunde mit Recht getadelt; doch ist die vom Herausg. befolgte Ordnung auch nicht durchaus zweckmäsig; hier ist die Ordnung nur bis zum Ende der Geburtslehre angegeben. Rec. hält es für durchaus unzweckmäsig, eher von Beckenfehlern zu sprechen, als der Schüler weiss, was Schwangerschaft und Geburt sey; denn nur nach diesen Kenntnissen können jene Fehler hinlänglich gewürdiget werden. Auch die Trennung des pathologischen vom therapeutischen Theile, welche der Herausg. und andere in ihren Lehrbüchern beobachten, ist keinesweges zweckmäsig. In No. 2 rügt Dr. *Anna* die gewöhnliche Einleitung, wo man mit Erklärung der Begriffe von Entbindungskunde und Wissenschaft, Nothwendigkeit ihrer Erlernung, Wichtigkeit, Nützlichkeit, Vorzüge und Beschwerlichkeit derselben, Eigenschaften des Entbinders, anfängt, welches alles sich weit fasslicher am Ende des Lehrcurses ergeben muss. Dr. *Grafs* Bemerkungen stimmen meist mit dem ersten Aufsatze überein. Im Grunde ist bey allen diesen Verbesserungen *viel Geschrey*, *wenig Wolle*.

Blosse einzelne Entbindungsgeschichten sind in folgenden Numern enthalten B. I. St. 1. 4. *Entbindung mit der Zange wegen eines Steatoms, vom Herausg.*; nicht besonders merkwürdig; doch mit einigen angehängten praktischen Bemerkungen. St. 2. 1) *Ein dreyzehn Monate lang zurückgebliebenes Stück der Nachgeburt*, *von Siebold dem Vater*. 2) *Eine Zangengeburtsgeschichte*, von *Busch* in Marburg erzählt. Der Vf. meint, sie sey wegen älterer Vorfälle sehr merkwürdig; indessen ergiebt sich nichts weiter, als dass die Frau bey den ersten Geburten schlechte Helfershelfer gebraucht hatte, und dass diessmal der Vf. das Kind in weniger als 3 Minuten mit drey Zügen zur Welt brachte, also eigentlich wohl die Operation hätte unterbleiben mögen. St. 3. 3) *Geschichte eines Kaiserschnitts* von *Wiedemann*. Er war hier bey nicht über 2'' 1''' haltendem schrägen und geraden Durchmesser des Beckeneinganges um so mehr angezeigt, da das Kind mit dem Steisse vorlag, und folglich an keine Enthirnung zu denken war. Die Mutter starb am sechsten Tage, das Kind wurde gerettet. 4) Geburt und Beschreibung eines (nicht wie S. 396 behauptet wird, vollkommenen) Acephali. Die Entbindungsgeschichte (vielmehr der Geburtsvorgang) hätte hier ganz wegbleiben müssen, da sie *nichts* merkwürdiges enthält. Wozu können auch wohl die genauen Ausmessungen aller äusseren Theile nutzen? 5) *Aus Unwissenheit von einer Hebamme verrichtete Exstirpation der Gebärmutter*. Die Frau überlebte den schauderhaften Unfall. Der Herausg. fügt einige zu beherzigende Bemerkungen in Hinsicht auf Osianders Mutterkrebsoperationen bey. Im II Bande St. 1. No. 4. Siebenzehn Entbindungsgeschichten unter der Überschrift: *Bekenntnisse eines unglücklichen Geburtshelfers*; möchten doch alle Leute so ehrlich und offenherzig seyn als dieser Beichtende! St. 2. No. 6. Ein nicht uninteressanter Fall, wo bey allen Zeichen eines vorliegenden Mutterkuchens endlich dem Kinde ein Theil vorangeboren wurde, welchen *Boer* in einem Zusatze für die Überbleibsel einer abgestorbenen Zwillingsfrucht erklärt. St. 3. No. 3. Eine interessante Nachgeburtsgeschichte mit kritischer Beleuchtung der dabey vorgegangenen Fehler. 4 A.

Geschichte von Epilepsia parturientium, nebst Beurtheilung derselben durch einen Lehrer der Geburtshülfe. Das Urtheil gefällt Rec. fast weniger, als die Geschichte. Doppelsehen und Flimmern vor den Augen sind nicht, wie es hier heisst, offenbare Zeichen einer Congestion nach dem Kopfe; denn diese Zeichen gehen ja auch manchen Ohnmachten vorher, wo nichts weniger als Congestion ist. Folglich möchte denn auch Aderlassen hier nicht so unbedingt angezeigt seyn, wie *Hamilton* u. a. meinen. *Spasmi in plexu nervorum abdominalium* sollen *fons* und *origo* der Congestion nach dem Kopfe seyn. Was kann diess heissen? *Spasmus* kann ja doch nur in Muskeln Statt finden! Damit ist übrigens Rec., dem viele Fälle von *convulsionibus parturientium* vorkamen, aus Erfahrung einverstanden, dass unter so misslichen Umständen, wie hier, der Tod unvermeidlich war. St. 3. No. 6. *Geschichte einer Molenschwängerschaft, vom Herausg.* mit einer Abbildung, welche der Vf. vorzüglich desshalb lieferte, weil sie noch Spuren der sie im Uterus umgebenden Hülle zeigt. Übrigens möchte Rec. nicht des Vfs. Behauptung unterschreiben, dass *alle* Molen Producte von Schwängerung seyen. — Unter die Rubrik von Erfindungen oder Verbesserungen geburtshülflicher Geräthschaften gehören folgende Aufsätze: B. I. No. 3. *Vergleichung der Levretschen und Themanceschen nicht gekreuzten Zange*, welche nicht zum Vortheile dieser letzteren ausfällt (mit einer Abbildung). St. 2. No. 3. *Kritik eines neuen* von Menzzer in dessen *Diss. inaugurali*, Gött. 1802. beschriebenen, und von Eckardt erfundenen *Geburtsstuhls*, der viel zu complicirt ist, als dass er brauchbar seyn könnte (mit Abbildung). 6) Kritik der Starkschen, Osianderschen, Boerschen, Levretschen, Buschischen Zange, und Beschreibung (nebst Abbildung) einer selbsterfundenen, vom Herausg., welche in Rücksicht ihrer Vereinigung und ihrer Handhaben bequem und sicher, und mit der von *Wiedemann* angebrachten Verbesserung (S. B. I. S. 420), welche den besonderen Schlüssel entbehrlich macht, besonders zu empfehlen ist. B. II. St. 1. No. 1 macht *Froriep* einen an seiner (nach der *Eckardtschen* gemodelten) Zange angebrachten Mechanism bekannt, welcher in einem zwischen die Enden der Griffe durch ein Schraubengewinde vorzuschiebenden Metallbalken besteht, der zugleich als Labi - und Cephalometer, und als Regulator des Druckes auf den Kopf des Kindes dient. Rec. hält dafür, dass während der Züge selbst die Löffel allmählich zusammengedrückt werden müssen, welches bey diesem Regulator nicht möglich ist. Hieher gehört auch die Beschreibung eines eigenen Sitzes für den Geburtshelfer, welcher zugleich als Fusstritt für die kreisende dient, von *Wigand* S. 59 (mit einer Abbildung), der aber wohl nicht zu empfehlen ist, da einmal manche Kreisende, der Höflichkeit uneingedenk, ihren Herrn Geburtshelfer über den Haufen werfen möchte, wenn Kraft und Masse präponderirend sind, und fürs andere der Geburtshelfer bey seinen Verrichtungen nicht immer so fest angenagelt sitzen kann, dass er in jedem Augenblicke die dem Sitze als Fussgestelle zukommende Festigkeit erhält. — Zu den Abhandlungen über einzelne Gegenstände der Geburtshülfe gehören folgende Numern: Bd. 1. Nr. 2. *über das Indicirtseyn der Wendung bey völlig ins Becken eingetretenem Kopf, v. Herausg.* Mit Recht und mit Gründen wird hier *Osianders* Verfahren gemissbilliget, der in solchem Falle wendet. St. 2. Nr. 4. Dr. *Laubreis* zeigt hier die Unrichtigkeit von *Brown's* Behauptung, dass die unzeitigen und schweren Geburten zur Classe der örtlichen Krankheiten gehören, und der Herausg. fügt vier Fälle mit jedesmaligen Bemerkungen hinzu, woraus sich Ursachen ergeben, die von veränderter Organisation sehr verschieden sind. Nr. 5. warnt der Dr. *Henrichsen* gegen den Missbrauch kalter Umschläge bey Gebärmutterblutflüssen, da sie erstlich nicht für jeden Zustand passen, und zweytens auch oft üble Folgen veranlassen. Im Ganzen hat der Vf. sehr recht; seine Erklärungsart aber von der Wirkung der kalten Umschläge S. 202. 203. ist sehr dürftig, und der Gegenstand verdiente eine genauere Erörterung. St. 3. Nr. 1. *Vorschläge für die nützliche Cultur der Entbindungskunde im Fürstenthum Würzburg, v. Herausg.* Hier kommt manches vor, was nicht bloss localen Werth hat, sondern allgemeine Beherzigung verdient. Nr. 6. *Gumprechts Fragmente geburtshülflichen Inhalts.* Meist alle polemischen Inhalts; hie und da fast ins Lächerliche fallend, z. B. S. 413 *Entbinder* solle man nicht sagen, weil es zu viel Ähnliches mit *Buchbinder, Fassbinder* habe. Bd. II. St. 1. Nr. 2. Prof. *Schmidtmüller* schlägt, nach einer kurzen Kritik der gewöhnlichsten Lagen und Haltungen der Gebärenden vor, dass man dieselben ganz flach, nur mit Kopf und Becken ein wenig erhöht, und am Kreuze durch etwas festes gegen den Rücken zu sich verlierendes unterstützt, gleich vom Anfange der Geburtsarbeit an solle liegen lassen. Rec. gesteht, dass ihm die Vortheile, die dadurch erhalten werden sollen, nämlich das bessere Zusammenfallen der Axe des weiblichen Körpers, der Gebärmutter und des Beckens, und die Vermeidung des Druckes der Gebärmutter gegen den Rand der Schaambeine, nicht einleuchten. Beym Eintreten des Kopfes in die Beckenhöhle würde es im Gegentheile schädlich seyn, wenn die Axe der Gebärmutter mit der des ganzen Körpers zusammenfiele. Nur bey sogenanntem Hangebauche passt gleich anfangs eine solche Rückenlage. Auch das mit den Händen von sich schieben während der Wehen, (S. Anmerk. 35) kann unmöglich die Geburtsarbeit fördern, denn die Füsse verlieren dabey ihren Stützpunkt, und es kommt bey der willkührlichen Geburtsarbeit nicht auf das Füllen der Lungen allein an. Ueberdem könnte ja nur die Kreisende ihre Lungen voll nehmen, ehe sie jedesmal die Handhaben nach sich zieht. No. 3. Hier liefert Dr. *Wigand* drey Bruchstücke geburtshülflichen Inhalts: 1) über den rechten Zeitpunkt zur Wendung, welche erst dann vorgenommen werden soll, wenn der Muttermund gehörig geöffnet, und dann *durch eine fast nie ausbleibende ödemdtose Geschwulst dick und weich gemacht ist*, und wenn man überzeugt ist, *dass keine Krampfwehen da sind*; allerdings eine goldne Regel. 2) Über das Verhüten des Dammeinreissens. Wenn der Kopf im schiefen Durchmesser durch den

Beckenausgang gehe, so werde der Damm an einer Seite weit stärker als an der anderen ausgedehnt, und reisse dann leicht seitwärts ein; da solle man aussen stark gegen die ausgedehnte Stelle drücken, um den Kopf in den geraden Durchmesser zu leiten. Wo das aber nicht durch die Wehen geschieht, ist nach des Rec. Erfahrung dieser Handgriff unnütz. 3) Vom Sitze vor der Kreisenden, S. oben. No. 5. hier wird nach *Wiedemanns* Nachrichten der glückliche Erfolg des im Jahre 1801 zu Paris gemachten Schaamfugenschnitts geläugnet, und vom Herausg. eine Nachricht von der Frau *Markard* aus Pfersdorf gegeben, welche nach der bekannten, von *Siebold* dem Vater an ihr gemachten, Trennung der Schaambeine drey Jahre darauf *einen starken Buben* glücklich zur Welt brachte, und noch lebt, 63 Jahr (im Jahre 1804) alt ist, und die schwersten Arbeiten verrichtet. Der Herausg. macht freymüthige Bemerkungen über die Geschichte dieser Person, und verspricht sie selbst genau zu untersuchen, und fernere Nachricht von ihr zu ertheilen, welche denn allerdings, zumal in Hinsicht auf ihre letzte Entbindung, wovon gar keine näheren Umstände bekannt sind, sehr zu wünschen ist. Nr. 6. Hier handelt der Herausg. von einer bisher unbekannten Ursache des Gebärmutterblutflusses während und nach der Entbindung; die nämlich in einer regelwidrigen Verwachsung einzelner Stellen der Aderhaut mit dem Fruchthälter (warum hier *Fruchthälter* und in der Überschrift *Gebärmutter??*) begründet ist. Nebst zwey Beobachtungen. St. 2. Nr. 1. *Ideen zur Beschränkung der Instrumentalhülfe*. Nachdem der ungenannte Vf. die normale Geburt nach rein mechanischen Grundsätzen demonstrirt hat, zeigt er, wie diese Grundsätze zur Beseitigung von Gesichtsgeburten angewandt werden müssen, und führt zwey Fälle aus seiner Praxis als Belege an. Es ist für die glückliche Kunstübung sehr zu wünschen, dass diese Ansichten weiter verfolgt werden. Nr 3. *Bruchstücke von Wigand*. Unter andern Rechtfertigung der vielen Zangengeburten, welche in Hamburg vorkommen. Der Vf. giebt zu frühe Verarbeitung der Wehen, zu frühe Rückenlage (hier findet man mehrere Gegengründe zu dem oben angeführten Aufsatze von *Schmidtmüller*), durchaus mangelnde Kräfte, träge Wehen, weissen Fluss, häufig übelgeformte Köpfe mit sehr langem schrägen Durchmesser, starke Beckenneigung, häufig flaches Kreuzbein und Gebärmutter-Rhevmatism als Ursachen an. Rec. findet alles dieses doch nicht hinreichend den *pruritum operandi* zu entschuldigen, und ist überzeugt, dass die meisten Zangengeburten einer Verwöhnung des Publicums zuzuschreiben sind. Der im sechsten Bruchstück angegebene Handgriff, nach der Wendung mit der ganzen (noch dazu unverhältnissmässig grossen Hand S. 51), über den noch zurückgebliebenen Kopf einzugehen, den Rumpf senkrecht anzuziehen, und zugleich stark und dreist den Kopf herabzudrücken, und das abwechselnd eine Viertelstunde lang fortzusetzen (S. 41), findet Rec. durchaus nicht nachahmungswerth. Dass diese Person zweymal vorher durch Enthirnung von andern entbunden werden musste, lag vielleicht an den Geburtshelfern, oder an der mehrerern Grösse der Kinder. Dass diessmal die Zange abglitt, lag vielleicht an der Zange; das Kind gab zwar Lebenszeichen, starb aber doch bald vollends ab: also dieser Fall beweist noch nichts weniger, als *die Vortrefflichkeit dieses Vorschlages* (S. 42.). 4. *Bemerkungen über Froriep's Fantom, nebst Abbildung* v. Dr. *Anna*. Eine scharfe Kritik, in manchen Stücken gegründet genug, doch auch hin und wieder offenbar zu strenge. Dahingegen kann Rec. das Lob der Puppe gar nicht unterschreiben, nach welchem dieselbe Kinderleichen ganz entbehrlich machen soll. An des Rec. Exemplar ist die Stirnnath gar nicht zu fühlen. Die Arme sind viel zu dünn, die Ohren unten breiter, als oben, vorzüglich die Hüften und Schenkelbeugung ganz unzweckmässig. 5. *Der Wundarzt Unger über Gebärmutterblutflüsse*, ziemlich roh, empirisch und verworren. S. 69. ist von *asthenischer Schwäche* die Rede. Die am häufigsten vorkommenden Blutflüsse seyen: 1) die nach der Geburt von partieller oder gänzlicher Nachgeburtslösung, 2) die nach Fussgeburten und Wendungen gerne folgen. Aber die entstehen ja doch wohl auch von nichts anderm, als jener Lösung! etc. St. 3. Nr. 1. Dr. *Schneider* versucht die Frage zu beantworten: ob im dritten Grade der Einkeilung Zange oder Perforation vorzuziehen sey? Obgleich der Vf. einen Fall erzählt, wo er noch mit der Zange Entbindung eines freylich todten Kindes bewirkte, so stimmt er doch mehr für Enthirnung. Ob die mit der Zange entbundene Frau, welche nach dem Wassersprunge acht Tage lang kreisete, die Entbindung überlebt habe, erfährt man nicht. Theorie und Praxis scheinen beym Vf. im Widerspruche zu stehen; denn nach S. 4 ist er kein Freund der grausamen Perforation. 5. *Über die Entstehung der Muttermäler*, vom Prof. *Schmidtmüller*. Wird durch solche Untersuchungen die Entbindungskunde vervollkommnet, zumal da die ganze Sache auch nach diesen Vermuthungen nur Vermuthung bleibt? Dass der Vf. zu dem Haufen der Beyspiele von sogenannten Versehungen noch solche alberne Mährchen, wie S. 50 — 52 hinzufügt, ist unverzeihlich.

Einen grossen Raum nehmen die Bücheranzeigen in dieser Zeitschrift ein, und es ist sehr zu wünschen, dass dabey in der Folge mehr auf Bündigkeit der Kritik, Gedrungenheit und Mannichfaltigkeit Rücksicht genommen werde. Wir möchten es gerne hingehen lassen, dass über ein kleines Buch ein weitläuftiges Urtheil gefällt werde, wenn nur die Entbindungskunde dabey wirklich gewinnen kann. Ob das hier der Fall ist, wo die Anzeige von *Osiander's* Grundriss 2 Bogen, von *Froriep's* Handbuch 23 Seiten, von *Marten's* System (?) der Geburtshülfe 12 Seiten, von des Herausgebers eigenem Lehrbuche gar 60 Seiten, (NB. nicht von ihm selbst) einnehmen? Wir müssen es verneinen, und könnten füglich eine Kritik der Kritiken liefern, wäre hier der Ort dazu. Bey grösserer Kürze würden dann auch mehrere kleinere interessante, ja selbst Probeschriften, die doch schwerer durch den Buchhandel zur Kunde kommen, Platz finden.

III. Band. 1. Stück. *I. Reflexionen über das weib-*

liche Becken in geburtshülflicher Beziehung vom Herausgeber, fortgeſetzt im 2 Stücke No. II, und beſchloſſen im 3ten No. V. Der Vf. ſagt hier in gezwungenen, mit zu viel hochtrabenden, ohne Noth aus fremden Sprachen entlehnten, Ausdrücken manches Gute über ſeinen Gegenſtand, aber auch manches ſchon zehnmal Geſagte, und eigentlich nichts Neues, und hin und wieder etwas Falſches. Richtig iſt es, daſs die eigentliche anatomiſche Beſchreibung nicht für die Lehrbücher der Entbindungskunde gehöre, falſch aber, daſs nach S. 4 dem *Accoucheur* (warum nicht Geburtshelfer?) *das Becken ſelbſt in einer ganz anderen Form erſcheinen müſſe, als dem Anatomen;* daſs nach S. 11 der Ausgang des Beckens hinten *gröſstentheils* durch den Steiſsknochen begrenzt ſey. S. 12 und 13, eifert der Vf. gegen die Annahme einer mittleren Apertur, welche er doch in ſeinem Lehrbuche Bd. 1. §. 61. Bd. 2. §. 35 ſelbſt benutzt. Was S. 182 wegen Herabbewegung der Stirn bey Geſichtsgeburten in der Seite, wo der Winkel zwiſchen Kreuz- und Hüftbein am weiteſten iſt, geſagt wird, iſt eitel theoretiſcher Prunk. Ein Becken, welches 4½" in der *Conjugata* ſeiner oberen Öffnung hat, möchte Rec. nicht mit dem Vf. (S. 186) noch abſolut normal nennen. S. 190 heiſst es: „Jeder Endpunct des Queerdurchmeſſers iſt am normalgebildeten Becken anderthalb Zolle (ungefähr drey Fingerſpitzen) von der Kreuz- und Hüftbeinverbindung, einen Zoll (oder zwey Fingerſpitzen) von der ehemaligen knorplichten Vereinigung des Hüftbeins mit dem Schaamknochen entfernt. Dieſe Bemerkung iſt ſehr wichtig für die Unterſuchung des weiblichen Beckens, und eine gröſsere oder geringere Differenz in der Entfernung von den erwähnten Regionen läſst ein enges oder zu weites Becken vermuthen.“ Aber wie ſoll man denn jene angegebenen Fugen, wovon die eine mit weichen Theilen bedeckt, die andere längſt verwachſen iſt, am lebenden Individuum auffinden? und da das nicht möglich iſt, wo bleibt die vermeinte Wichtigkeit der Bemerkung? S. 192 heiſst es: „Aus den bisherigen Reflexionen gehen nun folgende Reſultate hervor. 1) Die obere Apertur des Beckens, hat den geringſten Raum von ſeiner hinteren Region nach vorne. 2) Am weiteſten erſcheint uns dieſelbe queerherüber von einem rundlichen Rande des Darmbeins bis zum entgegengeſetzten. 3) In den ſchiefen Durchſchnitten von hinten nach vorn hält ſie an dem normalgebildeten Becken gewöhnlich die Mitte.“ Etwas ähnliches ſteht ja in jedem Hand- und Lehrbuche der Entbindungskunde. Unter den im 19 §. von S. 363 an aufgeführten Kennzeichen des normalen weiblichen Beckens ſind mehrere, welche für den Geburtshelfer in der Praxis durchaus keinen Werth haben, z. B. 5. 7. 8. *II. Zwey Beobachtungen über Knoten und Verſchlingungen der Nabelſchnure bey Zwillingsgeburten* (hieſse wohl beſſer bey Zwillingen), vom D. F. *Tiedemann*, Privatlehrer zu Marburg. In beyden Fällen hatten die Zwillinge in einer einzigen Höhle der Eyhäute gelegen, und die Nabelſtränge von beiden waren nicht allein um einander gewunden, ſondern bildeten gemeinſchaftliche wahre Knoten. *III. Drey Armgeburten, zwey von der Natur, und eine durch die Zange beendiget*, vom Dr. *Henſchel* zu Breslau. *Nebſt Bemerkungen vom Herausgeber.* Von den beiden erſten Fällen hat die Kunſt keinen Gewinn. Die über verkehrte quälende Hülfsleiſtungen gleichſam empörte Natur ſtrengte alle Hülfsmittel mit erſchöpfender Kraft an, und beſchämte ihre unberufenen Diener. Im dritten Falle wendete der Vf. auf den Kopf, vier Stunden nachher war der Arm doch neben dem Kopfe wieder herausgefallen, der Muttermund krampfhaft zuſammengeſchnürt, nach acht anderen Stunden lag der blaue und angeſchwollene Arm ſchon ganz aus der Schoos (Schaam). Der Vf. legte *Siebolds* Zange mit Leichtigkeit an, konnte ſie aber nicht feſt genug vereinigen, weil der Kopf noch ſehr hoch ſtand, ſo daſs der Schluſs der Zange dicht am Scheideeingange lag, ſie wich beym zweyten Zuge. Nun lieſs der Vf. *Brünighauſens* Zange holen, und brachte damit, ungeachtet des vorliegenden Arms, das Kind leicht zur Welt, welches bald zum Leben gebracht wurde. In den Bemerkungen ſagt der Herausgeber, ſeine Zange ſey nicht darauf berechnet, den Kopf zu faſſen, und er würde in dieſem Falle gewendet haben; damit ſtimmt Rec. vollkommen überein. *IV. Geſchichte einer wegen eines Hinderniſſes in der Scheide ſehr ſchweren Geburt und ihrer Folgen.* Es beſtand in einer Blutgeſchwulſt, welche durch einige Einſchnitte ausgeleert werden muſste. Die Folgen waren dem unvorſichtigen Zangengebrauche zuzuſchreiben, und beſtanden in Eiterung des Mutterhalſes und des zerriſſenen Dammes. Lobenswerth iſt die Freymüthigkeit, womit der Vf. ſeinen Fehler geſteht. Angehängt ſind ziemlich triviale Bemerkungen: 1) über Aderlaſſen bey Schwangerſchaften und Kreiſenden. Der Vf. meint, wenn wirkliche Zeichen von Sthenie bey einer Kreiſenden vorhanden ſeyn, ſo ſolle man lieber die Geburt beſchleunigen, als Ader laſſen, weil nach der Geburt ja von ſelbſt Blutausleerung entſtehe. Hätte der Vf. bedacht, daſs in manchen Fällen von Sthenie gerade die Aderläſſe das einzige *unſchädliche* Mittel zur Geburtsbeſchleunigung ſind: ſo würde er jenen Rath nicht gegeben haben. Während der Schwangerſchaft räth der Vf. wiederholte Aderläſſe anſtatt *Brünninghauſen's* Diät und *Wiegand's* Abführungen. Aber da müſſen ſie doch oft wiederholt werden, wenn ſie etwas frommen ſollten, und das würde ſchwerlich ohne groſsen Nachtheil für die Mutter geſchehen können! 2) Über Zimmttinctur zur Hemmung von Blutflüſſen und Verſtärkung der Wehen. Die Meinung, daſs der Zimmt unmittelbar zur Gerinnung des Blutes beytrage, iſt durchaus nicht zu erweiſen. Die übrigen Bemerkungen übergehen wir. *V. Beobachtung eines Typhus, der durch eine auf der Höhe deſſelben erfolgte Frühgeburt und Milchverſetzung höchſt gefährlich wurde.* Acht Browniſch! in 18 Tagen 23 Bouteillen Hochheimer, ohne die übrigen Reizmittel. Erſt am 12 Tage Leibesöffnung; übrigens keine Spur von Milchverſetzung, auſser in der Überſchrift. *VI. Beobachtung einer Verwachſung der Vorhaut des männlichen Gliedes bey einem neugebornen Kinde*, von Dr. F. *J. Anna* zu Raſtatt.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 JUNIUS 1807.

MEDICIN.

Leipzig, b. Jacobäer: *Lucina. Eine Zeitschrift zur Vervollkommnung der Entbindungskunst*, herausgegeben von Dr. *Elias v. Siebold*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

2 Stück. I. *Über Methodenlehre der Entbindungskunde*, vom *Herausgeber*. Ist als Fortsetzung des im 1 Stücke des 1 Bandes mitgetheilten Aufsatzes und schon als Programm unter dem Titel: *Über Zweck und Organisation der Klinik in einer Entbindungsanstalt*, in den Buchhandel gekommen. Der Vf. meint, wegen der geringen Auflage möchte es nicht genug bekannt geworden seyn, aber warum machte er die Auflage nicht grösser, wenn er das Gesagte für so wichtig hielt? Es ist unangenehm, dergleichen zweymal bezahlen zu müssen, wie es nebst Rec. wohl mehreren gegangen ist. Übrigens ist dieser Aufsatz lesenswerth. S. 149 heisst es: man gebe solchen Schwangeren, denen man noch erlaube bey Tage die Anstalt zu verlassen, um sich ihren Unterhalt selbst zu erwerben, und in der Anstalt nur Nachtlager zu haben, Gelegenheit zur Ausschweifung und venerischer Ansteckung. So überzeugend die übrigen Gründe gegen eine solche Art des Ersparnisses sind, so wenig will dieser dem Rec. einleuchten; denn in den letzteren Schwangerschaftsmonaten möchte doch wohl Lust zum Beyschlaf bey männlichen und weiblichen Subjecten höchst selten seyn. III. *Bemerkungen zu Hn. Anna's Bemerkungen über* Hn. Prof. *Froriep's Fantom von Papier-maché, in B. 2. St. 2. N. 4 der Lucina*, vom Dr. *Schweickart*, Privatdocent zu Wittenberg. Eine genaue und gründliche Würdigung des im Allgemeinen viel zu ungerechten Tadels des genannten Fantoms, woraus sich ergiebt, dass Anna's Warnung gegen dessen Ankauf Niemand abschrecken darf, der sonst zu einem Fantom Lust hat. IV. *Nachtrag zu dem Aufsatze im zweyten Bande der Lucina: Einiges über die Zweckmässigkeit und Zweckwidrigkeit der gewöhnlichsten Lagen und Haltungen der Kreisenden, dem Doct. Unger* vom Prof. *Schmidtmüller* in Landshut, gewidmet. Dieser Dr. *Unger* hat in einem Schriftlein: *Kritische Untersuchung über die bisher gewöhnlichen Haltungen und Lagen zur natürlichen Geburt* u. s. w., worin er eine neue, äusserst bequeme und vortreffliche Geburtslage seiner Erfindung anrühmt, und wobey folglich die früheren ins Gedränge kommen müssen, über *Schmidtmüllers* Aufsatz einige Bemerkungen bekannt zu machen sich gedrungen gefühlt, welchen der Vf. hier begegnet. V. *Über die Folgen einer nach der Entbindung zurückgebliebenen Mola*, vom Dr. *Pfeufer* zu Schesslitz. Ein nicht uninteressanter Fall. Ehe die Mola abging, zeichnete sich das Wochenbett durch mancherley krampfhafte und andere Beschwerden aus. Starrkrampf der oberen Gliedmassen und Unbeweglichkeit des Kopfes wurden durch Einreiben von Schwefeläther auf der ganzen Oberfläche des Kopfes und in die Herzgrube auffallend schnell gehoben. VI. *Etwas über Osianders Nachgeburtszange*, von *Unger*, Wundarzt und Accoucheur zu Holzapfel an der Lahn. Eine ganz unberufene Lobesertheilung dieses entbehrlichen und gewiss oft schädlichen Werkzeuges, welches sich übrigens der Panegyrist erst will schmieden lassen. VII. *Auszug aus den Listen der kurfürstlichen Entbindungslehranstalt zu Marburg vom Jahr* 1805. Vom Professor *Stein* in Marburg. Unter den hundert vorgefallenen Geburten war eine Zwillingsgeburt, funfzehn Zangengeburten. Eine Gesichtsgeburt wurde ganz leicht und glücklich durch die Natur beendiget. Eine Steissgeburt ohne künstliche Hülfe leicht und glücklich. Sieben Fussgeburten. Eine Wendung. Neun todtgeborne Kinder, wovon sieben in der Geburt starben, zwey schon länger todt waren.

3 Stück. I. *Über die natürlichen und widernatürlichen Geburten. Ein Beytrag zur Geburtshülfe*, vom Hofrath Dr. *Wildberg* in Neu-Strelitz. Da mancher Geburtshelfer seine Handlungen im kritischen Momente nach dem Ansprechen einer schulgerechten Saite allein, welche in ihm noch nicht verstummete, motiviren mag; so ist allerdings genaue Bestimmung der Begriffe und richtige Eintheilung der Geburten nothwendig, um diejenigen, welche in der Natur selbst keine anschaulichere Gründe des Handelns zu erkennen vermögen, wenigstens, so viel möglich, auf ebener Bahn zu erhalten. Diess hat wohl der Vf. lebhaft gedacht, und sucht daher seiner Seits möglichst abzuhelfen. Seine Definition von Geburt ist zu enge, denn sie schliesst die *foetus extrauterinos* aus. Wenn der Vf. anstatt Nachgeburt, welches Wort ja allgemein verstanden ist, *Fruchtanhang* sagt, so ist damit mehr verloren als gewonnen. Rec. glaubt, *Entledigung der Schwangeren von der Leibesfrucht und Nachgeburt, oder vom Producte der Zeugung*, sey die kürzeste und beste Definition von Geburt überhaupt. Der Vf. theilt alle Geburten in natürliche und widernatürliche; zu den ersteren gehören ihm alle die, wo das Kind, es sey in welcher Lage es wolle, ohne Nachtheil für Mutter und Kind, durch die Naturkräfte geboren wird. Er setzt hinzu, es sey dabey gleichgültig, ob das Kind

wohl- oder übelgebildet, zu früh oder zu rechter Zeit todt oder lebend zur Welt komme. Aber wenn es zu früh kommt, oder gar todt (in der Geburt gestorben), ist das ohne Nachtheil fürs Kind? Mit Unrecht führt der Vf. unter den Ursachen einer widernatürlichen Geburt nach der eben angeführten Äusserung noch den Umstand auf: wenn die Frucht todt oder nicht ausgetragen sey; denn auch das Welken aller Theile derselben, welche dann, wie der Vf. meint, nicht Widerstand genug leisten, ist gewiss nie Ursache einer widernatürlichen Geburt. Bey den Ursachen von Seiten des Nabelstranges vermissen wir das, freylich seltene, Zerreissen desselben. *II. Der Athmungsprocess des Fötus*, vom Dr. *Oken*, Privatdocent zu Göttingen. Dieser Aufsatz verräth einen talentvollen Forscher, und verdient allgemein gelesen zu werden. Über die aufgestellten Grundsätze lässt sich noch nicht streiten; aber sie verdienen Erörterung und Bestätigung durch Versuche und Beobachtungen. Der Vf. glaubt die aus den Blasenmolen, und aus *Reuss* Beobachtungen vermutheten Saugadern an den Knötchen der Charionszotten, welche *Albin* und *Sömmering* zeichneten, seyen nicht, wie *Reuss* glaubte, Fortsetzungen der Venen, sondern mit ihnen eben so wenig in Verbindung, als die Darmzotten mit den sie begleitenden Haargefässen, sie führen also den aufgesogenen Chylus nicht ins Blut, sondern ins Amnion. Er hat ferner *Wolf's* Beschreibung der Theilung der unteren Hohlvene des Embryo ganz richtig befunden, und läugnet, dass das Blut erst aus der rechten Vorkammer durch ein ovales Loch in die linke komme. Das Blut werde im Mutterkuchen oxydirt, und desshalb sey es unnöthig, dass Chylus von den Venen aufgesaugt werde. Daraus folgert er eine verbesserte Behandlung scheintodter Kinder, welche man *nie* durch Abschneidung des Nabelstranges solle bluten lassen, sondern mit dem getrennten Mutterkuchen ins Bad bringen, und nöthigenfalls den Mutterkuchen mit Sauerstoffgas in Berührung bringen. *III. Beschreibung und Abbildung einer neuen Entbindungszange*, vom Professor und Prosector Dr. *Fries* in Münster. *Siebold's* Löffel, *Brünninghausen's* Griffe, *Busch's* Seitenflügel. Etwas ähnliches vom *Brünninghausenschen* Schlosse, nur der Knopf in einer Vertiefung des weiblichen Arms ruhend, und mit seinem Zapfen durch ein Stäbchen festgehalten, welches vermittelst eines in der Dicke des weiblichen Arms angebrachten Schraubengewindes auf- und nieder bewegt werden kann. Eine überflüssige Vermehrung des *armamentarii Lucinae*. IV. *Schwere Entbindungen nebst Aphorismen, als Resultate meiner Erfahrungen in der Geburtshülfe*, vom Dr. *Wendelstädt*, Physicus zu Wetzlar. Äusserst magere, grösstentheils auch völlig uninteressante Erzählungen von Geburten. Nach des Vfs. Angabe hat er aus seinem Tagebuche nur die wichtigern, *etwas beweisenden*, Beobachtungen ausgezogen. Sie *beweisen* freylich *etwas*, nämlich die Geringschätzung des Vfs gegen das Publicum, dem er solche Sachen aufdringt, und was noch das ärgste ist, zweymal aufdringt; denn die allermeisten dieser sogenannten Beobachtungen sind mit eben den Worten und mit eben den Aphorismen begleitet in einem der neuesten Stücke von *Hufelands* Journal — Rec. erinnert sich nicht genau in welchem — zu lesen! Sind die Beobachtungen nichtssagend, so lässt sich zum Voraus vermuthen, dass die Aphorismen auch nicht tief geschöpft seyn werden, und das ist denn wirklich hier der Fall. Der Aphorismen sind ein Dutzend; wir setzen einige als Belege des Gesagten her: 6. *Brandig gewordene vorgefallene Arme löse man ab; unterlässt man es, so geschiehet es auf Kosten der Mutter.* Also *Embryotomia rediviva!* 8. *Bei Gomphosen lasse man die Zange, am besten eine starke mit dicken Platten, sogar wenns die Noth erfodert, geknebelt* (d. h. an den Handgriffen so fest als möglich zusammengeschnürt) *anliegen*. Soll das unbedingt gelten, dann wehe den armen Müttern und Kindern, ob des eisernen Zeitalters! 12. *Eine der Hauptursachen von unrichtigen Lagen des Fötus ist Husten während der Schwangerschaft. Man dulde also in Schwangerschaften Husten nicht, sondern begegne ihm immer und sehr ernsthaft.* Im Ernste? *Risum teneatis amici!* V. S. oben. VI. *Etwas über den Vorfall der Scheide und Gebärmutter, nebst drey Zangenentbindungen bey vollkommen prolabirter Scheide und Gebärmutter.* vom Herausg. Die gebirgigte Gegend und die schwere Bearbeitung der Weinberge um Würzburg, machen die genannten Vorfälle dort sehr häufig. In dem ersten der genannten Vorfälle war die Gebärmutter nebst dem darin enthaltenen Kinde vorgefallen; Zwey Hebammen hatten rohe Versuche gemacht, die Gebärmutter zurückzubringen; der Vf. liess die Gebärmutter von einem Gehülfen zurückhalten, und entband mit der Zange. Das Kind war todt, die Mutter starb am folgenden Tage. Im zweyten Falle war die Gebärmutter nur zur Hälfte vorgefallen, Zangenversuche bey nicht gehörig geöffnetem, kallosem Muttermunde verursachten einen kleinen Einriss am Muttermunde, der Vf. schnitt daher den Muttermund an zwey Stellen, die einander schräg gegenüberstanden, ein, und nun wurde das Kind durch die Zange glücklich zur Welt gebracht. Die Frau wurde nachher wieder schwanger, die Gebärmutter fiel bey der Geburt auf ähnliche Art vor, die Geburt wurde aber diessmal durch die Zusammenziehungen der Gebärmutter allein beendiget. Im dritten Falle war nur die Scheide so weit vorgefallen, dass der vollkommen erweiterte Muttermund an der unteren Apertur des Beckens stand. Der Kopf war im Queerdurchmesser des Beckens äusserst fixirt, füllte den Raum des Beckens aber beynahe aus. Die Wehen waren schwach, aber so schmerzhaft, dass Convulsionen droheten. Die Zange wurde angelegt, und in zwanzig Minuten der Kopf mühsam entwickelt. Acht Tage nach der Entbindung hatte sich Bauchwassersucht ausgebildet, wovon sie vor einigen Jahren schon einmal geheilt war; auch diessmal wurde sie vorzüglich durch Kampfer schnell geheilt.

Leipzig, b. Jacobäer: *Annalen der klinischen Schule an (?) der Entbindungsanstalt zu Würzburg;* herausgegeben von Dr. *Elias von Siebold*. Ersten Bandes erstes Heft. 1806. 208 S. 8. (20 gr.)

Wieder eine neue Zeitschrift, Beobachtungen

gewidmet! Bald wird man den Wald vor Bäumen nicht mehr sehen. Es ist ein heilloser Unfug der seit geraumer Zeit mit der Heilkunde getrieben wird, und es wäre wahrlich Zeit, dem Übel zu steuern, wenn es nur irgend Mittel gäbe, den jungen und ältern schreibseligen Aerzten den Glauben an ihre Befugniss, sich vernehmen zu lassen, zu exstirpiren. Der Herausg. dieser neuen Annalen gehört nicht zu den Anfängern, und hat rühmliche Beweise seiner schriftstellerischen Fähigkeit gegeben. Desto befremdender war es dem Rec., in diesen Annalen sogar nichts gehaltreiches, der Wissenschaft oder Kunst der Geburtshülfe erspriessliches zu finden. Es heisst S. VII. der Vorrede: es binde den Herausg. die Pflicht „der Regierung nicht nur, sondern auch dem ärztlichen Publicum mit gewissenhafter Treue Rechenschaft von dem zu geben, was diese Anstalt für die Menschheit als Anstalt der Wohlthätigkeit, was sie für die fortschreitende Cultur der Geburtshülfe in seinem Vaterlande, was sie als Bildungsschule angehender Aerzte und Accoucheurs, und was sie für die Vervollkommnung der Kunst überhaupt leistet." Aber dazu bedurfte es wahrlich keiner eigenen Annalen, wo jede Geburt, auch die regelmäsigste, als besondere Beobachtung aufgeführt ist, und wo selbst die regelwidrigen allermeistens doch nur Belege zu längst bekannten Wahrheiten sind. Wozu sollen doch diese ewigen trivialen Beobachtungen, diese Ausmessungen aller Durchmesser an allen Kindsköpfen (die man ja nicht mit dem mütterlichen Becken vergleichen kann), der Länge aller Kinder, des Gewichts jeder Nachgeburt etc.? was kann, aufrichtig gesagt, daraus für Nutzen entstehen? ist es nicht etwa in zehn Hand- und Lehrbüchern schon bestimmt, wie gross ungefähr ein Kindskopf, ein Mutterkuchen etc. sey? oder wenn der Herausg. hier noch Berichtigungen nöthig findet, warum giebt er nicht in seiner *Lucina* kurz und gut das Resultat seiner Beobachtungen in einer gefundenen Mittelzahl an? Überhaupt wäre die *Lucina* wohl der schicklichste Ort gewesen, wo allenfalls, nebst einer gedrängten Tabelle über die Vorfälle in der Anstalt — deren in jenen drey auf dem Titel angegebenen Monaten überhaupt 31 waren — ein paar Bemerkungen über jene Vorfälle, oder auch einmal eine ausführlichere Geschichte Platz gefunden hätten; und damit wäre die Pflicht des Herausgs. in jeder Hinsicht erledigt gewesen. Die meisten den Geburtsgeschichten angehängten Reflexionen oder Bemerkungen (bey dreyzehn derselben finden sich gar keine) sind höchst unbedeutend. So z. B. ad 2 das Kind habe geschrieen ehe die Brust geboren sey; ad 5 die Gebärende sey auf des Herausgs. neuem Gebärbette (es soll nächstens bekannt gemacht werden!) entbunden; diess Bette habe sich als Erleichterungsmittel hinlänglich *ausgesprochen*?? „Die Studirenden waren auch im Stande die Entwickelung des Kopfes sehr gut von dem Amphitheater aus zu beobachten." Das sey den Göttern geklagt, wenn ihre heiligen Geheimnisse so public werden müssen! ad 13 Harnverhaltung soll vom Reiben der Schaamgegend (soll doch wohl eigentlich Unterbauchgegend heissen) mit entstanden, und Nephritis von dieser Harnverhaltung entstanden seyn! ad 15 die Entwickelung des im Queerdurchmesser eingetretenen Kopfes währe immer länger, als die in den gewöhnlichsten Fällen, man könne sie aber bey normalen Becken und hinlänglichen Wehen der Natur überlassen. Wie oft ist diese Wahrheit nicht schon gesagt! ad 17 Glossitis soll wegen kleinen Mundes durch Anstrengung zum Saugen entstanden seyn! ad 27 Traurigkeit und Kummer mindern die Reproduction des Organismus der Mutter und äussern eben so sehr auf die Production des Kindes ihren Einfluss. (Wer bezweifelt das?) Die innerliche Behandlung der Schwangern und Wöchnerinnen ist durchaus nicht gehörig motivirt, was doch für angehende *Accoucheurs* und für die Zuhörer des Herausgs., für welche die Annalen laut S. IX der Vorrede auch bestimmt seyn sollen, das Wichtigste gewesen wäre. Rec. steht auch einer nicht unbedeutenden Entbindungsanstalt vor, und sieht manchen nicht alltäglichen Fall, aber er würde sich's zur Sünde rechnen, das Publicum mit solchen Annalen zu belästigen; nur solche Beobachtungen, welche neue Ansichten veranlassen können, oder minder bekannte Wahrheiten bestätigen, oder Erfahrungen über wirklich zweifelhafte Lehrsätze, (ob ein oder der andere eigensinnige Queerkopf zweifelt, davon kann hier begreiflich nicht die Rede seyn) aufstellen, sind werth dem Publicum vorgelegt zu werden. Es ist also zu wünschen, dass diese Annalen, welche bis auf die Titelvignette Nachahmung eines ähnlichen Unternehmens sind, nicht fortgesetzt werden, und Rec. hegt zum Herausg. das Zutrauen, dass er das wahrhaft Wissenswerthe seiner Lucina nicht entziehen werde.

B. L.

Leipzig, b. Kummer: *Faust* und *Hunold* über die *Anwendung und den Nutzen des Öls und der Wärme bey chirurchischen Operationen*. Nebst drey Abhandlungen: über die Heiligkeit der Feldlazarethe; Beschreibung einer Beinbruchmaschine, und wie das Lebendigbegrabenwerden auf Wahlplätzen zu verhüten, von *Faust*, Dr. mit 2 Kupfn. 1806. 230 S. 8. (1 Thlr.)

Rec. verkennt die gute Absicht des Vfs. gewiss nicht, kann sich aber dennoch der Frage nicht erwehren, wozu die erste Abhandlung: *Über die Anwendung des Öls und der Wärme bey chirurgischen Operationen* von *B. C. Faust*, Dr., welche nun so oft gelesen wurde, und deren Ton sich eigentlich nur für den Reichsanzeiger eignete, hier wieder abgedruckt wurde, und wozu auch hier wieder die abentheuerlichen Citate aus Moses und Schiller? Gewiss verführ der grössere Theil der gebildeten Ärzte schon längst auf die hier angegebene Art. Rec. lehrte wenigstens von je, auf Wunden in Öl getränkte Charpie zu legen, machte keine Operation, ohne das Instrument in warmes Öl zu tauchen, sey es nun Bistouri, Haarseilnadel, Trepankrone, Amputationssäge, Nadel oder irgend ein anderes Instrument gewesen, und erinnert sich, dass schon *Daviel* und *v. Siebold* die Staarnadel mit Ohrenschmalz einrieben. Diese Abhandlung ist durch eine Abbildung einer, einem rauhen lö-

cherichten Pfahl gleichenden, Nadelspitze aus Bertuchs Bilderbuch für Kinder bereichert. — *Der Nutzen des Faust'schen Mittels*, dargelegt von Dr. *Philipp Hunold*, kurfürstlich hessischem Hofrath u. s. w. Hier wird Faust der *Entdecker* dieses *so lang unentdeckt gebliebenen* Mittels genannt, und bewiesen, dass Wärme die Schärfe des Instruments vermehre, indem durch die nach allen Richtungen verursachte Ausdehnung die Zwischenräume und Vertiefungen ausgefüllt, die Zacken, Ecken und Spitzen durch die Anschwellung sich genähert und geebnet werden. Diess wird nun noch deutlicher durch einen Auszug aus einer Abhandlung aus Voigts Magazin 1804 von *Ausfeld:* die Wärme als Mittel, schneidenden Instrumenten den höchsten Grad von Schärfe zu ertheilen (und doch wird *Faust* der Entdecker genannt?), worin geometrisch die Ausdehnung nach dem dünnern Theil des Messers bewiesen wird. Hiezu die übrigen Figuren der ersten Tafel. Wenn nun aber, wie nicht geleugnet werden kann, diese Ausdehnung gleichförmig nach den dünnsten Theilen des Messers, also nach der Schneide zu: Statt hat; so wird durch sie gewiss die sägeförmige Figur derselben nicht in eine gerade Linie verwandelt, nicht, wie der Vf. glaubt, die Spitzen sich genähert, sondern auch diese verlängert werden müssen, und die Figur wird nach dem Erwärmen noch die nämliche sägenförmige seyn, aber die Ecken wurden durch diese Ausdehnung spitziger, die Säge gleichsam feiner, daher die vermehrte Schärfe. Ferner wird bewiesen, dass Wärme den Schmerz bey der Operation vermindere, (wobey überflüssig 29 Citate über die Wirkung der Wärme und Kälte auf den menschlichen Körper angeführt sind), welches eine anerkannte bestimmte Wahrheit ist. Dann kommen Beweisgründe für die Nothwendigkeit der Bestreichung scharfer Instrumente vor jeder Operation, das Öl vermehrt die Schärfe, indem es alle Unebenheiten ausfüllt, und bildet einen Mittelkörper zwischen dem schneidenden und zu durchschneidenden Theil, vermöge dessen Geschmeidigkeit der erstere in den letzteren um so leichter eindringt. Das Öl vermindert den Schmerz bey den Operationen, indem es jede Reizungs- und Leitungsfähigkeit hemmt, und so den bey jeder chirurgischen Operation mit scharfen; metallenen Instrumenten hervorgehenden galvanischen (schmerzhaften) Process verhindere. Das Öl befördert die Heilung der Wunde, weil es dieselbe vor der eben so schädlichen als schmerzhaften Einwirkung des atmosphärischen Sauerstoffs schützt. Zum Schluss wird noch der in allweg menschenfreundliche Vorschlag gemacht, den Tod durchs Schwerdt dadurch zu mildern, indem man auch hier Butter und Wärme, erstere sowohl am Hals als am Instrument anbringen sollte.

Gewiss *verdienen Faust* und *Hunold* warmen Dank für ihr Bestreben, der Menschheit wohlthätig zu werden, nur sollen sie nicht glauben, dass ihr stillingischer Ton der Sache mehr Eingang verschaffe; gefühllose Menschen lachen darüber, und für die fühlenden spricht die Sache von sich selbst, wenigstens werden die Ausrufungen keinen, oder nur einen widrigen Eindruck machen. Diess gilt auch von der dritten Abhandlung: *Über die Heiligkeit der Feldlazarethe* von Dr. *B. C. Faust;* welche ebenfalls längst aus dem Reichsanzeiger und der medicinisch-chirurgischen Zeitung bekannt ist, und ebenfalls ganz überflüssige Citate aus dem Homer, nebst Ausrufungen, enthält. — *Beschreibung einer Beinbruch-Maschine*, zum Gebrauch bey Knochen-Brüchen und schweren Verletzungen des Unterschenkels, auch der Kniescheibe, des Fusses, des Vorderarms und der Hand, mit 1 Kpfr. und 2 Holzschnitten. Es ist eine durch eine Stahlfeder, in welcher sie hängt, in Wahrheit sehr verbesserte Löffler- und Braunsche Maschine, deren Beschreibung aber nothwendig selbst gelesen werden muss. Sie hat offenbar grosse Vorzüge vor jenen, und ist vor 2 bis 3 Friedrichs d'ors zu haben, aber dessen ungeachtet bleibt Rec. bey seinem schon längst gefassten Gedanken, dass dergleichen Maschinen wegen ihres hohen Preises nie in Gang kommen können, indem sich gewiss selten jemand so viel anschaffen wird, als er besonders in grossen Städten zu gleicher Zeit öfters benöthigt seyn wird, und glaubt, es seye weit vernünftiger, auf eine einfache und sanfte, allgemein anwendbare, Art die Kranken zu behandeln. Rec., welcher in einer grossen Stadt lebt, mehrere Hospitäler unter sich, überhaupt einen ausgedehnten Wirkungskreis hat, kam bey den verschiedenartigsten Beinbrüchen noch nie in die Nothwendigkeit, eine Maschine sich zu wünschen, und noch alle Kranke waren während und nach der Behandlung zufrieden. In dieser Abhandlung liest man auch die Behandlung der Knochenbrüche, erfährt aber nichts neues. Leider ist auch diese in dem schon gerügten Styl geschrieben! Das Werk beschliesst eine Abhandlung: *Wie das Lebendigbegrabenwerden auf Wahlplätzen zu verhüten*, zu welcher *Faust* durch einen Aufsatz im Reichsanzeiger (No. 307. 1805) aufgefodert wurde. „Ergriffen und erschüttert von der Auffoderung, sann und dachte ich auf Mittel, das Lebendigbegrabenwerden auf Wahlplätzen zu verhüten, und plötzlich und voll Entzücken rief ich aus: ich habe es erfunden, ich habe es schon entdeckt, in jener Abhandlung (über die Feldlazarethe) beschrieben! Wasser ist das Mittel und Menschlichkeit!" Alle hier gethanen Vorschläge anzuführen, wäre zu weitläufig. Für Wasser in Menge soll im Kriege gesorgt werden, jedem wachenden Verwundeten auf dem Wahlplatz soll kaltes Wasser gereicht werden (hier ist unter andern zum Beleg, dass das Wasser den Verwundeten erquicke, auch angeführt „*hierauf sprach Jesus: mich dürstet!*" u. s. w.), Gesicht und Hände gewaschen werden — der Wahlplatz soll heilig seyn — kein Verwundeter beraubt oder gemordet werden — keiner solle begraben werden, ausser ein Wundarzt habe ihn nach genauer Besichtigung für todt erklärt, und ihm ein Zeichen des Todes aufgedrückt u. s. w. Es wäre zu wünschen, dass diese Vorschläge, welche nicht unausführbar scheinen, beherzigt würden, und *Faust* hätte sich den Dank der Menschheit — die schönste Ehrensäule — erworben!

J.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 JUNIUS, 1807.

PHILOSOPHIE.

Berlin, in der Realschulbuchh.: *Über die Religion. Rede an die Gebildeten unter ihren Verächtern.* Zweyte Ausg. 1806. 372 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Eine Schrift von so viel Originalität in jeder Hinsicht, in Gedanken und Darstellung bis auf den mit Freyheit selbstgebildeten Styl, von so genialer Anlage und kräftiger, geistreicher Ausführung, von dieser Wichtigkeit des Gegenstandes; eine Schrift, die so bedeutend und wirksam eintrat in die Reihe revolutionärer Erscheinungen im wissenschaftlichen Gebiet, gehaltvoller und reifer, aber anspruchsloser und weniger Aufsehen erregend, als so manche andere; die so viele Missdeutungen erfuhr, und wohl hie und da mit partheyischem, jugendlich warmem Enthusiasmus, aber selten oder wohl gar nicht mit ächter verständiger Würdigung aufgenommen ward: eine solche Schrift verdient wohl bey ihrem unverhofften, erfreulichen zweyten Erscheinen, nachdem jene revolutionäre Gährung einem ruhigeren Zustande Platz gemacht hat, und die ihr und allen neuen Ansichten ehedem entgegentretenden feindlichen Kräfte wo nicht befreundet, doch besänftigt sind, mit einem ruhigen, gerechten Urtheil begrüsst zu werden, wenigstens mit einem solchen, das mit Achtung und unbefangenem Sinne gefällt wird. Die Grösse und Wichtigkeit des Gegenstandes, die Tiefe und Strenge der Untersuchung foderte eine eben so tief gehende streng geführte Kritik; aber schwerlich möchten eine solche diese Blätter fassen, auch fühlt sich Rec. für jetzt nicht dazu berufen: er begnügt sich daher, die Ansicht des Vfs. mit seiner eigenen zusammenzustellen. Der philosophische Leser möge beide nach dem Massstabe der Kritik richten; der andere entscheide nach seinem Gefühl.

Dem Vf. ist es zuvörderst darum zu thun, die Religion von der gewöhnlichen Vermischung und Verwechselung mit anderen Anlagen und Functionen des menschlichen Geistes, als Wissenschaft, Sittlichkeit u. s. w. zu befreyen, um dadurch zu ihrem eigenen Begriff zu gelangen. Von der gewöhnlich angenommenen Vorstellung von dem, was Religion sey, ausgehend, und sie von den zwey Seiten, der Theorie und der Praxis, beleuchtend, zeigt er durch ein sokratisches Verfahren, dass im praktischen Gebiet, welches sich in Sittlichkeit und Kunst theile, die Frömmigkeit weder die eine noch die andere sey; da man sie aber doch neben beiden bestehend denke, so müsse sie entweder eine zufällige Mischung von beiden seyn, was nicht seyn könne, weil sie dann nichts Eigenes sey, oder sie müsse die ursprüngliche Einheit von beiden seyn, was wieder nicht seyn könne, weil dann Sittlichkeit und Kunst nur die einseitigen Zerstreuungen der Religion wären, (was wir aber nicht einsehen, da ja ein Herausgehen aus der Einheit bildend und schaffend, also nicht zerstörend, seyn kann): die Frömmigkeit müsse daher etwas Eigenes seyn. So im theoretischen Gebiet: die Religion sey weder theoretische Philosophie, noch praktische, auch nicht ein Gemengsel von beiden, und eben so wenig die höchste Einheit des Wissens (der Grund, warum sie dieses nicht sey, ist nicht angegeben; problematisch wird gesprochen von einem Einsseyn dieser Zweige des Wissens „in einem noch höheren ursprünglichen Wissen;" wie könnte aber dieses ein Wissen seyn, da ja das Wissen auf das Besondere und Bestimmte geht!); die Religion sey demnach etwas Eigenes. Hierauf stellt der Vf. die Religion in ihrem Gegensatz gegen jene anderen Anlagen des Menschen auf, in welchem Gegensatz ihm ihr eigentliches Wesen erscheint. Wenn die Metaphysik oder Naturwissenschaft auf die Erkennung des endlichen Seyns in seinen nothwendigen Gesetzen und Bedingungen, und in der Beziehung des einen Endlichen zum anderen gehe: so sey die Religion die unmittelbare Wahrnehmung von dem allgemeinen Seyn alles Endlichen im Unendlichen und durch das Unendliche, alles Zeitlichen im Ewigen und durch das Ewige. „Dieses suchen und finden in allem was lebt und sich regt, in allem Werden und Wechsel, in allem Thun und Leiden, und das Leben selbst nur haben und kennen im unmittelbaren Gefühl als dieses Seyn, das ist Religion. Und so ist sie freylich ein Leben in der unendlichen Natur des Ganzen, im Einen und Allen, in Gott, und siehet Alles in Gott und Gott in Allem. Aber das Wissen und Erkennen ist sie nicht, weder der Welt noch Gottes, sondern diess erkennt sie nur an, ohne es zu seyn; es ist ihr auch eine Regung und Offenbarung des Unendlichen im Endlichen, die sie auch sieht in Gott und Gott in ihr" (S. 60). Und wenn die Moral ein systematisches Aufstellen der Gesetze des menschlichen Handelns sey: so wisse hievon der Fromme als solcher nichts, seine Betrachtung des menschlichen Handelns gehe nicht auf das Bestimmte, sondern auf das Allgemeine und Eine in demselben; „er sucht und sieht nur in allem dasselbige, nämlich das Handeln aus Gott, die Wirksamkeit Gottes im Menschen." So auch mit dem Handeln. Sittlichkeit ist Thätigkeit; „die Frömmigkeit hat auch eine leidende Seite, sie erscheint auch als

ein Hingeben, ein Sichbewegenlassen von dem Ganzen, wenn die erste sich immer nur zeigt als ein Eingreifen in dasselbe, als ein Selbstbewegen. Die Sittlichkeit hängt daher ganz an dem Bewufstseyn der Freyheit; die Frömmigkeit dagegen ist gar nicht an diese Seite des Daseyns gebunden, sondern eben so rege in dem entgegengesetzten Gebiet der Nothwendigkeit, wo kein eigenes Handeln eines Einzelnen erscheint." (Demnach scheint die Religion die Indifferenz von Freyheit und Nothwendigkeit zu seyn, was aber der Vf. nicht sagen zu wollen scheint.) Die Religion behaupte ihr eigenes Gebiet und ihren eigenen Charakter nur dadurch, dafs sie aus dem der Wissenschaft sowohl, als aus dem der Praxis, gänzlich herausgehe; und indem sie sich neben beide hinstelle, werde erst das gemeinschaftliche Feld vollkommen ausgefüllt, und die menschliche Natur von dieser Seite vollendet. Sie zeige sich als das nothwendige und unentbehrliche Dritte zu jenen beiden. (Wo bleibt aber die Kunst als Production und Sinn? Ist sie auch in ersterer Hinsicht unter der Praxis begriffen, so ist sie es doch nicht in der zweyten. War es nicht nothwendig und nützlich, das Verhältnifs der Religion zu ihr näher zu bestimmen? Das menschliche Gebiet ist ohne sie nicht ausgefüllt. Vorher wurde die Kunst beyläufig berührt, auch nachher wieder, aber nur berührt.) Aber wenn die Religion von Wissenschaft und Praxis verschieden sey, so sey sie darum nicht von beiden zu trennen, und das Eine könne nicht ohne das Andere bestehen, man könne nicht fromm seyn, dabey aber unsittlich, und eben so wenig sittlich und wissenschaftlich ohne Religion. Nur für die Betrachtung sey die Religion von Wissenschaft und Sittlichkeit zu trennen, nicht für das Leben. „Was ist alle Wissenschaft als das Seyn der Dinge in Euch, in Eurer Vernunft? Was ist alle Kunst und Bildung als Euer Seyn in den Dingen, in ihrem Mafs und ihrer Gestalt? Und wie kann beides in Euch zum Lobe gedeihen, als nur sofern die ewige Einheit der Vernunft und Natur, sofern das allgemeine Seyn alles Endlichen im Unendlichen, unmittelbar in Euch lebt!" (Nach diesem scheint aber doch die Religion die Einheit der Theorie und Praxis zu seyn, was vorher geleugnet wurde.) Auch von der Kunst wird wiewohl nur angedeutet, dafs sie ohne Religion nicht bestehen könne. Die ursprüngliche Unzertrennlichkeit und Einheit der Wissenschaft, des Handelns und der Religion sucht der Vf. tiefer in ihrer Genesis im Bewufstseyn aufzuzeigen. So wie Anschauung und Gefühl ursprünglich Eins sey in der Durchdringung des Gemüths mit dem Gegenstande, und sich erst nach Vollendung dieses Actes in zwey Getrennte theile (in das Objective und Subjective): so sey auch Wissen und Praxis unzertrennlich, ursprünglich Eins, indem beide aus einem Zusammentreten und Durchdringen der Gegenstände und des Gemüthes hervorgehen, das Wissen, bey überwiegender Gewalt der Gegenstände, das Handeln, bey überwiegender Gewalt des Subjectes. Im Wechsel von beiden, von dem Aufnehmen der Dinge in uns und unserem Einwirken auf die Dinge, bestehe unser Leben; keines könne ohne das andere ein menschliches Leben bilden. Wie es nun mit diesen beiden sich verhalte, so auch mit der dritten, der Religion, in Beziehung auf diese beiden. (Aber dieses Verhältnifs ist nicht aufgezeigt, wenn es nicht in der vorhergehenden Entgegenhaltung des Gefühls zur Anschauung hat geschehen sollen, da der Vf. nun die Religion als Gefühl bestimmen wird; allein so eben wurde erst gesagt, dafs das Wissen beides, Gefühl und Anschauung, unter sich begreife (S. 75): wie soll man diefs verstehen? Diese ganze Parthie ist Rec. etwas verwirrt vorgekommen.) Der Vf. bestimmt nun die Religion als *Gefühl*. „Euer Gefühl, insofern es Euer und des Universums gemeinschaftliches Seyn und Leben ausdrückt, insofern Ihr die einzelnen Momente desselben habt, als ein Wirken Gottes in Euch durch das Universum, diefs ist Eure Frömmigkeit." Und diefs ist denn das eigenthümliche Gebiet, das der Vf. der Religion anweisen will, „und zwar ganz allein." (Heifst diefs, dafs es ihr *einziges* Gebiet seyn solle, oder nur, dafs es ihr *ganz* angehöre, mit noch anderen? Es scheint doch das erstere.) Es gebe keine Empfindung die nicht fromm wäre, sie deute denn auf einen krankhaften Zustand des Lebens. (Woran wir zweifeln. Je gesunder, kräftiger das Gemüth, desto individueller die Empfindung. Empfindung ist Aufnahme der Dinge in uns, ihres Wesens, ihres Seyns: jedes Wesen ist aber individuell, und ist nur durch das Individuelle, also mufs es auch individuell aufgenommen, empfunden werden, mit Liebe oder Hafs, Anneigung oder Abstofsung; das Individuelle ist aber nicht religiös. Das Gefühl, [wenn man es anders so nennen darf,] das unser und des Universums gemeinschaftliches Seyn und Leben ausdrückt, also über das Individuelle hinausgeht, ist ein anderer Act, der allerdings der Religion angehört, aber nicht als Gefühl oder Empfindung.) — Hier geht der Vf. wieder ein auf die Unterscheidung der Religion vom Wissen und Handeln, woran ihm so viel liegt. Er zeigt die Unächtheit des Begriff- und Systemwesens in der Religion, und den Mifsverstand in dem Wahn, dafs die Religion zu Handlungen antreibe. „Nur böse Geister, nicht gute, besitzen den Menschen, und treiben ihn, und die Legion von Engeln, womit der himmlische Vater seinen Sohn ausgestattet hatte, übte keine Gewalt über ihn aus u. s. w." (Sonderbar, dafs der Vf. *den heiligen Geist* ganz vergessen hat, der doch gewifs die Menschen treibt zu Worten und Thaten, wie er selbst an einer anderen Stelle sagt (S. 160)). Die Sittlichkeit müsse überhaupt unabhängig seyn vom Gefühl, als einer fremden Erregung; ruhig und besonnen, in sich selbst bestehend, müsse sie ihr Handeln entwickeln. (Allein wenn denn doch nicht zu leugnen ist, dafs Gefühle, z. B. die der Liebe und des Hasses, zu Handlungen antreiben: soll die Sittlichkeit dahin arbeiten, sie zu unterdrücken, damit sie ihre Freyheit behaupte? Wir wollen nicht hoffen! Lasse sie sich immer die fremden Antriebe gefallen, und behaupte nur dabey ihre Besonnenheit, und gebe ihnen Gestalt und Ausbildung: so hat sie genug gethan. So wenig als das Wissen die Objecte, so wenig bringt die

Sittlichkeit die Triebe hervor; diese werden ihr gegeben; woher? woher Alles kommt!)

Wir folgen nun dem Vf. in das Einzelne hinein, zu den einzelnen Functionen und Bestandtheilen der Religion, um seinen, immer noch bloss im Allgemeinen ausgesprochenen, Begriff der Religion deutlich zu fassen. Nur werden wir „die schönen duftreichen Blüthen der Religion," zu deren Betrachtung der Vf. uns führt, zuweilen etwas unsanft anfassen müssen, um sie genauer zu prüfen. Wir werden zuerst zur äusseren Natur geführt, wo der Vf. uns unter andern mit der religiösen Betrachtung der Natur in ihrer Fülle und Unerschöpflichkeit an Lebensformen und Lebensstoff bekannt macht: wie überall für das Leben gesorgt sey, selbst wieder durch Leben, wie Alles in der Fülle des Lebensstoffes fröhlich sein Daseyn durchlaufe, und „Jedes nur einem inneren Schicksale unterliege, nicht einem äusseren Mangel, wie wir ergriffen werden, von dem Eindruck der mütterlichen Vorsorge und von kindlicher Zuversicht, das süsse Leben sorglos wegzuspielen in der vollen und reichen Welt." — Sollen wir da unseren Glauben an Gott suchen, so sind wir übel berathen. Ein Anderer, der sonst gewiss auch religiös seyn könnte, dürfte dieser Naturansicht des Vfs. eine andere ganz widersprechende entgegensetzen, nach welcher die Natur arm erscheint. Wird nicht Ein Leben zerstört, um das andere zu fristen? Erscheint die Natur nicht, wie ein kalter Okonom, der das Leben nur für die Küche berechnet, nur dass sie auch das schönste, das menschliche Leben opfert? Ist diess Fülle und Reichthum? Ist Leben Zweck oder Mittel? Ist es Zweck, warum wird dieser Zweck so oft vereitelt, indem Leben zerstört wird, ehe es ausgelebt? Und ist es Mittel? zu welchem Zweck dann? für das Leben des Ganzen? das Ganze lebt ja nur im Einzelnen, und stirbt in jedes Einzelnen Tode mit. Und kann nicht jedes Leben für den, der es mit Liebe anschaut, göttlich und frey, und selbstständig wie das Ganze selbst, erscheinen? — Es ist nicht wahr, dass Alles nur einem inneren Schicksale unterliege, nicht einem äusseren Mangel: jede Hungersnoth, jede Dürre oder Kälte, kann den Vf. eines anderen belehren. Jene edle Sorglosigkeit, die der Vf. der Religion zuschreibt, ist das Eigenthum und Erzeugniss eines starken freyen Gemüths und eines hellen Verstandes, wodurch wir uns und dem Leben vertrauen, und die Verhältnisse und Mittel und Wege frey übersehen. Die Religion kann jene Sorglosigkeit nicht hervorbringen, (allerdings kann es eine positive): denn die Religion muss doch wohl allgemeingültig, wenigstens für das glaubende Subject, seyn (wenn ein Gott heute ist, so muss er auch morgen seyn); aber wenn Tausende schon den Hungertod gestorben sind, so kann ja auch mir der Hungertod drohen, wenn nämlich solche Umstände eintreten, die es möglich machen. Die Religion kann gegen diese Möglichkeit nichts einwenden.

Schwer wird es Rec., den tiefen Blicken zu folgen, die der Vf. von seinem religiösen Standpunct aus, in das Wesen der Natur thut, „in die ewigen Gesetze, nach denen alle einzelnen Dinge, auch die, welche in einem bestimmten Umfange sich absondernd, ihre Seele in sich selbst haben, und welche wir Leiber nennen, gebildet und zerstört werden. Wie Neigung und Widerstreben, überall ununterbrochen thätig, alles bestimmt; wie alle Verschiedenheit und Entgegensetzung sich wieder in höhere innere Einheit auflöse, und mit einem ganz abgesonderten Daseyn nur scheinbar irgend etwas Endliches sich brüsten könne, und wie wir in allen wechselnden Erscheinungen des Lebens, ja in dem Wechsel zwischen Leben und Tod selbst, der auch uns treffe, mit Beyfall und Ruhe nur die Ausführung jener ewigen Gesetze erwarten müssen." — Weiss der Vf., was Leben ist? Wie es entsteht und vergeht? Glaubt er das hohe Räthsel mit chemischen Analogien zu lösen? — Er lasse uns unsere Unwissenheit, unser ehrfurchtsvolles Staunen und unseren Glauben! Tief im Gemüth schauen wir das Urbild des Lebens, und sehen es wiederstrahlen durch das verhüllte Antlitz der Natur, und staunen, und lieben, und beten an: und das ist Religion; nicht jener chemische Identitätsprocess, wo wir uns mit der Natur in einen Schmelztiegel zusammenwerfen zu einer chaotischen Masse, und unser Leben aufgeben, und das der Natur und Gott dazu.

Einen ähnlichen Zusammenwerfungs- und Auflösungs-Process weisst der Vf. der Religion an, in der Ansicht und Betrachtung der Menschheit. Die Menschen sind ihm Figuren auf dem grossen Gemählde der Menschheit, — der Genius der Menschheit der Maler — Viele sind nur Pinselstriche, flüchtige Versuche des originellen Meisters — ganze Massen von Menschen nur Grundirungen des Ganzen. — Verträgt sich eine solche Ansicht mit dem uns inwohnenden erhabenen Gefühl unseres Daseyns, mit der Achtung vor jedem menschlichen Leben, mit dem uns tief eingepflanzten Glauben an unsere Selbstständigkeit und Freyheit? Sind diese Gefühle und das ganze Streben nach Vervollkommnung, und das Vertrauen auf das Gelingen desselben, nur Träume? Kann die Religion die Moral widerlegen, und ihre Widersacherin seyn? Und dann, wenn die einzelnen Menschen nicht um ihrer selbst willen da sind, sondern nur um die Anschauung der Menschheit im Ganzen zu geben, so ist auch wiederum die Menschheit, von einem höheren Gesichtspunct aus, nicht um ihrer selbst willen da, sie ist wieder nur eine wechselnde Erscheinung eines Höheren: und so ist nichts um sein selbst willen da, und ist also gar nicht. Endlich müssen alle solche Anschauungen mangelhaft und falsch seyn. Das Edelste, Schönste erscheint nicht auf dem grossen Schauplatz, unerkannt blüht und verwelkt es; auch kennen wir keine menschliche Erscheinung ihrem inneren wahren Wesen nach, sondern immer nur als Erscheinung; und giebt es ein Gesetz, nach welchem wir sie zu einander in Verhältniss stellen können, geschieht es nicht immer nach subjectiven Combinationen? sind diese Anschauungen also nicht phantastische Spiele mit Wolkenbildern, die man bald zu Kamelen bald zu Drachen gestalten kann? — Mit diesen Ansichten des Ganzen hängt auch des Vfs. Lehre von der Unsterblichkeit zusammen. Von seinem

religiösen Standpunct aus verwirft er consequent den Glauben an die Unsterblichkeit, als eine Fortdauer der Persönlichkeit; er sey irreligiös, ein Herausgehen aus dem Ganzen, ein Unvermögen im Ganzen zu leben. „Strebt darnach schon hier eure Persönlichkeit zu vernichten, und im Einen und Allen zu leben; strebt darnach mehr zu seyn, als Ihr selbst, damit Ihr wenig verliert, wenn Ihr euch verliert." (Als wenn wir mit uns selbst nicht auch alles verlören!) „Mitten in der Endlichkeit Eins werden mit dem Unendlichen und ewig seyn in jedem Augenblick, das ist die Unsterblichkeit der Religion." Was der Vf. da anräth und anpreisst, ist alles schön und vortrefflich, nur kann es nicht geschehen ohne Persönlichkeit, ohne die wir ja nichts sind. Er hat den Glauben an die Unsterblichkeit ganz misverstanden; dieser ist ja eine nothwendige Foderung der moralischen Natur; wenn Individualität das Gesetz des moralischen Handelns und der ganzen eigenen Bildung ist, und dieses Handeln und dieses Bilden auf ein Unendliches geht: so muss ja auch die Individualität unendlich seyn. — Wir folgen dem Vf. weiter in seinen religiösen Ansichten der Welt. Die Geschichte ist ihm das eigentliche Object der Religion, und er zeigt uns, wie sie die mannichfaltigen Erscheinungen der Menschheit in höherer Bedeutung als Wirkung und Offenbarung des Weltgeistes aufzufassen und zu erkennen wisse. Viele interessante Beobachtungen werden mitgetheilt, die aber schwerlich der Religion angehören, sondern der Menschen- und Geschichts-Kunde. Z. B. wie in der Geschichte ganze Zeiten und Völker als Individuen, als einzelne Lebensformen der Menschheit erscheinen, wie auch hier Tod und Leben wechselt, und dieses aus jenem hervorgeht u. s. w. Andere Wahrnehmungen, die hier angedeutet werden, möchten zwar eher der Religion angehören, aber nicht als solche objectiv gefunden und erprobt, sondern als Foderungen, Hoffnungen des religiösen Subjects. So ist der Glaube an die Nemesis nicht etwa eine geschichtliche Abstraction, wie sie der Vf. darzustellen scheint — als solche wäre sie lächerlich grundlos, da sie unzählige Fälle widerlegen, wo die Nemesis ihr Amt nicht verwaltet hat, — sondern sie ist eine innere Foderung des religiösen Gemüths, vor aller Erfahrung, deren Erfüllung erst in der Geschichte gesucht und nach subjectiver Überzeugung gefunden wird. Auch zu der Anschauung, dass im Fortgang der Geschichte Alles auf Belebung, Gestaltung und Organisirung hinstrebe, führt mehr Wunsch und Hoffnung als Beobachtung, und ihre Wahrheit muss der Religion gleichgültig seyn, sonst müssten wir ja glauben, dass von dem seit Jahrtausenden stagnirenden China Gott sein Angesicht weggewendet habe.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

ARCHITEKTONIK. *Riga*, b. Hartmann: *Beyträge zur Vervollkommnung der Bauart mit gestampfter Erde, mit besonderer Rücksicht auf ihre Anwendbarkeit im Norden, vorzüglich in den Russisch-Kaiserlichen Staaten.* 1806. I Theil 57 S. II Theil 55 S. 8. (12 gr.)

Der erste Theil auch unter dem Titel: *Populärer Unterricht in der Bauart mit gestampfter Erde, wodurch jeder in den Stand gesetzt werden kann, durch Hülfe einiger Tagelöhner mit sehr geringen Kosten und sehr geschwind, gesunde, feuerfeste und dauerhafte Häuser zu bauen*, nach Cointeraux. Von *W. F. H.* — Wenn gleich der Vf. nur den Anfangsbuchstaben seines Namens mitgetheilt hat: so kann man doch den Mann nicht verkennen, der mit so lebhaftem Interesse in spätern Jahren einen ihm sonst ganz fremden Gegenstand des Nachdenkens gewählt hat, und der es sich aus allen Kräften angelegen seyn läfst, mit der Veränderung seines bisherigen Wohnortes in mehr als einem Fache nützlich zu werden. Hr. *Hezel* hatte uns lange schon durch öffentliche Blätter Nachricht von seinen glücklichen Bemühungen für die Verbreitung des Piséebaues gegeben, als man in Deutschland noch an den mehresten Orten gegen die allgemeine Anwendbarkeit dieser Bauart gegründete Zweifel hegte. Sehr anzurathen war es also dem Vf., manchen Kleingläubigen durch besondern Unterricht von der Wahrheit dessen, was wirklich geschehen könne, zu überzeugen, und das hat er nun in diesen Beyträgen versucht, indem er uns insbesondere davon überzeugt hat, dass es ein Mittel gebe, den Kalkmörtel an den Wänden haftend zu machen. Indess wird wohl noch manches hierüber nachzuholen seyn. Denn wenn gleich im 7ten Abschnitte Th. II. von einem Kalkanwurfe des alten eigentlichen Pisée geredet wird; so scheint doch die vorgeschlagene Methode nicht für Piséesteine anwendbar zu seyn. Überhaupt erfährt man erst Th. II. p. 40. wie der Vf. eigentlich mit Pisée bauet. Im ganzen ersten Theile ist bloss von der alten Cointerauxschen Methode, so wie sie in der *ecole rurale* gelehrt wird, die Rede; aber mit einem male kündigt uns der Vf. an, es sollen die Wände nur bis an die Fensterbrüstung mit Pisée gestampft, nachher aber mit Piséesteinen aufgemauert werden. Man möchte wirklich etwas ungehalten auf den Vf. werden, dass er uns diesen sehr fruchtbaren Einfall so lange vorenthält, und uns dadurch in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, alle vorigen guten Rathschläge als unanwendbar verwerfen zu müssen. Neu war uns die Bemerkung, dass *Cointeraux* auf das Einstampfen von Brettstückchen in die Mauer gedrungen habe, und wir hätten wohl gewünscht, Hr. *Hezel* möchte uns seine Erfahrungen hierüber bekannt gemacht haben, da es doch wohl nicht einerley seyn kann, wie und wo diese Brettstückchen eingelegt werden. Im Allgemeinen sollte man glauben, dass diese fremdartigen Körper der Consistenz einer sonst so homogenen Masse nachtheilig werden möchten. Eben so ist auch das etwas ganz neues, dass nach p. 45. Th. II. durch hölzerne Stäbe ordentliche Rippen der Piséesteine gebildet werden sollen. Die S. 38. Th. II. empfohlene Methode, die Wände durch das Verblenden mit Mauersteinen gegen Mäuse zu schützen, scheint in anderer Rücksicht nicht gut zu seyn. Überhaupt hat der Vf. zu erkennen gegeben, dass er noch nicht sehr geübt in Darstellungen der Art sey, welche technologische Gegenstände betreffen. Dass seine Bemühungen glücklich gewesen sind, müssen wir ihm und den Zeitungsnachrichten glauben; aber wie sie so glücklich seyn *konnten*, erhellet aus diesen Beyträgen nicht.

K. j. R.

1) *Leipzig*, b. Hinrichs: *Abbildung und Beschreibung eines rauchverzehrenden Sparofens, welcher alle Vortheile der Ofen und Kamine in sich vereinigt* u. s. w. Eine Erfindung des berühmten Dr. Franklin. Vervollkommnet und gezeichnet von *Boreux*. 1803. Mit Kupfern, 8 S. 4. (14 gr.)

2) Ebendaselbst: *Der Franklinsche Ofen vervollkommnet von M. Darnot und Schmidt.* Herausgegeben von Dr. *Chr. Gotth. Eschenbach*, ord. Prof. der Chemie in Leipzig. Aus dem Französischen. M. 1 K. 1860. 8 S. 4. (14 gr.)

Das Charakteristische des Franklinschen Ofens ist bekanntlich die eiserne Röhre, die die Circulation und Reinigung der Stubenluft befödern soll. *Boreux* stellt die eiserne Röhre vertical aufwärts; und versieht sie mit einer Öffnung die sich hinter der Mauer endiget. *Darnot* läfst den Rauch um die vertical stehende Röhre mehrere male circuliren, und *Schmidt* bereitet die Feuerstädte aus hohlen eisernen Cylindern, die sich ausserhalb des Zimmers endigen. — Bey allen diesen Vorrichtungen ist es zu bedauern, dass die Röhren bald durchbrennen, und zu vielen Unbequemlichkeiten Anlass geben.

F. I.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 6 JUNIUS, 1807.

PHILOSOPHIE.

Berlin, in d. Realschulbuchhandlung: *Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern,* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Ausbeute der Religion aus der Anschauung der Natur und Geschichte ist, wie wir gesehen haben, entweder keine, oder sehr schwankend und unsicher; ihr Gebiet und ihre Functionen müssen wo anders zu suchen seyn. Wäre sie von so schwankender Natur, so möchte ich ihr Sachwalter nicht seyn, und man hätte Recht gehabt, sie als Schwärmerin und Obscurantin aus dem Gebiet der Bildung zu verweisen. — Wir sehen aber aus jenen Beyspielen, wohin sich der Vf. mit seiner Religion hinneigt, und worein er die Religion setzt: sie ist ihm Sinn und Fähigkeit Gott in der Welt zu entdecken, oder vielmehr die Welt zu Gott zu erheben, als ein belebtes Ganzes zu verstehen. „*Ohne Welt kein Gott*" (S. 173.) ist die Formel, in der sich die Schleiermachersche Theorie am einfachsten und deutlichsten ausdrückt. Alle Religionen haben aber von jeher den Satz umgekehrt und gelehrt: *Ohne Gott keine Welt*. Der Glaube an Gott ist uns gegeben vor aller Weltanschauung, mit unserem Ich ist schon ein Ur-Ich gesetzt; und die äussere Welt mit der inneren in Harmonie zu setzen, Gott in der Welt zu finden, ist nur ein Geschäft, eine Folge der Religion, nicht die Religion selbst. Sollen wir Gott erst aus der Welt kennen lernen, und da erst finden, so finden wir ihn nie; die Welt deuten und verstehen zu wollen in göttlicher Bedeutung, ist ein vergebliches Beginnen, und was man auch auf diesen Wege zu finden meint, wenn es nicht positiv (mythisch) gegeben ist, ist leerer Trug, der nicht Stand hält gegen die Zweifel des Gemüths und die Schläge des Schicksals, und keinen Trost und Beruhigung giebt. Es giebt Augenblicke, wo alle solche Überzeugungen zusammenstürzen, wo keine Deutung des Universums gelingen will. Wenn die Hand des Schicksals in das innerste eigendste Leben des Menschen hineingreift und ihm das Liebste, Edelste herausreisst, dass die Grundvesten des Lebens erzittern und wanken: da gilt und bleibt nur die Anerkennung und das Gefühl der Nothwendigkeit und die Ergebung: es ist so, weil es ist, und Gott ist, weil er ist. — Die Welt steht vor uns da wunderbar, räthselhaft, schön und göttlich: schaue sie an, bewundere, staune, bete an; aber wagst du sie zu verstehen, da du nicht den kleinsten Theil, nicht den Wurm, nicht die Pflanze verstehst? Hoffest du den Vorhang wegziehen zu dürfen, ohne zu erblinden? — Man hat oft die Welt mit einem Kunstwerk verglichen, aber über ein Kunstwerk sollen wir nicht Reflexionen machen (und je schöner, desto weniger leidet es Reflexionen,) sondern anschauen sollen wir es, bewundern, geniessen: es ist da, weil es da ist, und ist so schön, weil es so schön ist. — Die einzig wahre Weltanschauung ist die der Nothwendigkeit; und hatten sie nicht auch die künstlerischen Griechen? — Diesen Weltvergötterungsversuchen des Vfs. ist es zuzuschreiben, wenn ihm das Einzelne sogar als nichts erscheint, wenn er mit Menschen spielt, wie mit Schatten, und Individualitäten, wie chemische Compositionen entstehen und sich wieder auflösen lässt. Daher auch sein Missverstehen der Kunst, als der nächsten Freundin und Dienerin der Religion. „Welcher Weg zur Religion führe aus dem Gebiete des Kunstsinnes, dessen unmittelbarer Gegenstand doch auch keinesweges das Universum selbst ist, sondern ebenfalls Einzelnes was ihn befriedigt, nur aber ein Selbstvollendetes und Abgeschlossenes, von welchem aus also das in jedem einzelnen Genuss befriedigte und sich ruhig darin versenkende Gemüth nicht zu einer solchen Fortschreitung getrieben wird, wodurch das Einzelne gleichsam allmählich verschwindet, und das Ganze an seine Stelle geschoben wird; oder ob es einen solchen Weg nicht giebt, sondern dieses Gebiet abgeschlossen in sich bleibt, und die Künstler vielleicht verurtheilt sind irreligiös zu seyn (!); oder ob vielleicht ein ganz anderes Verhältniss Statt findet zwischen Kunst und Religion, als das obige:" — diess lässt der Vf. an seinen Ort gestellt seyn (S. 211). Also wer mit dem Vf. nicht die Hieroglyphen der Natur und Geschichte zu deuten versteht, ist irreligiös? Wer hat eine Ahnung von Gott gehabt, wenn sie nicht der Kunstbeschauer hat? Rec. scheut sich nicht, zu behaupten, dass Ein sophokleisches Trauerspiel für die Religion mehr sey, als die ganze Weltgeschichte. — Müssen wir aber die Deutungsversuche der Geschichte, die uns der Vf. geliefert hat, für die Religion verbitten, so möge uns doch auch in der Geschichte der gute Genius davor bewahren. Man hört seit einiger Zeit so viel reden von Weltplan und Weltgeist, und dergleichen hohen Worten, und man hat schon gelernt, den Absichten und Motiven dieses Weltgeistes, und den Entwickelungen seines Planes nachzuspüren. Möchten doch diese Schwätzer erst die Facten als solche kennen lernen

und darstellen, ehe sie daraus Handlungen des Weltgeistes machen. Wollen wir auch in der Geschichte in das Leere und Formlose hinaus, in den nebelgrauen Duft phantastischer Träume?

Sehen wir, da es uns vorzüglich um des Vfs. Vorstellung von der Religion zu thun ist, wie er die geschichtlichen Erscheinungen derselben, die positiven Religionen, betrachtet. Beym Judenthum sollen wir das Experiment, den Staat an die Religion anzuknüpfen, vergessen, als nicht zum eigentlich religiösen Charakter gehörig. Er bestimmt den Judaismus als die Ansicht von einer allgemeinen unmittelbaren Vergeltung, von einer eigenen Reaction des Unendlichen gegen jedes einzelne Endliche, das aus der Willkühr hervorgeht, durch ein anderes Endliche, das nicht als aus der Willkühr hervorgehend, angesehen wird. Hängt aber damit nicht die Theokratie innigst zusammen, nebst ihrer Legalität und ihren Bildungs- und Versöhnungs-Anstalten? Jenes ist die Basis, auf der dieses alles ruhet. Aus welcher Anlage des menschlichen Geistes sollen diese eigenthümlichen Erscheinungen des Judenthums hervorgegangen seyn? Aus der ethischen lassen sie sich nicht erklären, wiewohl sie im Dienst der Religion dabey thätig war. — Das Christenthum charakterisirt der Vf. als die Ansicht von dem allgemeinen Entgegenstreben des Endlichen gegen das Unendliche (Irreligiosität, Gottesfeindschaft, Sünde,) und von den Veranstaltungen der Gottheit, diesem Verderben zu steuern durch Mittlerschaft und Erlösung. Aber wo bleibt die Foderung der christlichen Religion an die Menschen, diesem Verderben selbstthätig ein Ende zu machen, die Foderung des Reiches Gottes, und die Hoffnung auf seine Ankunft? Wie die jüdische Religion den Staat in sich aufnahm, und nach sich gestaltete, so die christliche die Moral, ja sie hat sie zuerst in die Welt eingeführt. Jenes, was der Vf. als das Charakteristische der christlichen Religion anführt, ist nur die Eine Seite desselben, die andere, ihr entsprechende, ist jene Foderung und Erstrebung der Heiligkeit in Sinn und Thaten. — Wir sehen, dass des Vfs. Theorie nicht für die Erscheinungen der Religion in der Erfahrung ausreicht, sie fasst sie nur stückweise, nicht als volle organische Ganze: muss sie nicht einseitig und unvollständig seyn?

Uns scheint der Begriff der Religion höher und umfassender aufgestellt werden zu müssen. Sie ist der Glaube an Gott. Gott ist Alles, durch ihn und in ihm ist Alles, er ist der Mittelpunct, aus dem Alles ausgeht, und in den Alles zurückkehrt. Die Religion ist subjectiv das, was objectiv Gott ist; sie ist das All des Menschen, das, durch das und in dem Alles in ihm besteht, Anfangs- und End-Punct von Allem, das, worin Alles seine Einheit findet. So wie Gott nicht das All selbst ist, sondern über dem All steht, als seiner Schöpfung: so ist auch die Religion nicht der ganze innere Mensch selbst, auch nicht etwas Einzelnes, sondern über allem Einzelnen. Woher nimmt die Wissenschaft ihr Princip, der Moralische sein Gesetz, der Künstler die Idee? Wodurch bestehen diese verschiedenen Zweige der menschlichen Thätigkeit neben einander? Woher sprossen sie, wohin streben sie? Diesen Anfangs- und End-Punct, diese Einheit nennen wir Religion. (Wir sehen, wie der Vf. nahe daran war, die Religion auch in diese Einheit zu setzen.) So erhält die Religion nicht ihren Platz *neben* jenen einzelnen Thätigkeiten und Anlagen, sondern *über* denselben. So erscheint sie nicht als eine einzelne Function und Anlage des Gemüths, auch kömmt ihr nicht ein bestimmtes Prädicat zu (etwa Passivität), oder ein bestimmtes Organ des Geistes (etwa Phantasie oder Sinn), oder eine bestimmte Affection des Gemüths (etwa Gefühl), oder eine bestimmte Richtung und ein bestimmtes Gebiet, wodurch sie sich von anderen Functionen des Geistes (Wissen, Praxis), unterscheide: sie ist Thätigkeit so gut als Passivität, alle Organe und Affectionen des Geistes stehen ihr zu Gebot, sie hat alle Richtungen oder keine, und ihr Gebiet ist die ganze Welt, die innere wie die äussere; jene anderen Functionen des menschlichen Geistes sind Besonderheiten, sie ist die *Totalität*.

Allein in dieser Totalität und Indifferenz erscheint die Religion nicht, wenn sie erscheint. In ihrem wahren Wesen kann sie so wenig erscheinen, als Gott erscheinen kann. Die tief im innersten Heiligthum des Gemüths in ewiger Ruhe thronende Einheit, scheint dem Menschen, dem ins Besondere hineingetriebenen, von den Erscheinungen geblendeten und befangenen, sich zu verhällen, wie der Gott über ihm. Ihm ist das Streben gegeben, die gestörte Einheit wieder herzustellen, seinen Gott wieder zu finden. Aber im Besonderen befangen, kann er nur durch Besonderes sich wieder herausfinden; er nimmt das Störende in die Einheit auf, und sucht im Besonderen selbst Einheit. So *erscheint* die Religion, so entsteht *individuelle* (positive) Religion. Besonders treibt es den Menschen in die äussere Welt, diess Räthsel, das er staunend anschaut, und in dem er nichts als Widersprüche findet, Einheit und Harmonie zu bringen; den Gott, den er in sich trägt, will er auch im Äusseren schauen; aber er misskennt seine Kräfte und sein Verhältniss, er misst die Welt nach seinem Mass, seinen Geist, seine Absichten, Wünsche, Foderungen, Hoffnungen, legt er hinein; und so bilden sich die Glaubensartikel von Vorsehung, Vergeltung u. s. w. Da die Religion das Ganze des Gemüths ist in seiner Totalität und Indifferenz: so kann in diesen ihren Erscheinungen im Besonderen auch jedes Besondere hervortreten, Wissenschaft, Moralität, Kunst, alle Thätigkeiten des Gemüths werden von ihr ergriffen und in Dienst genommen. Ein Besonderes wird zur Totalität, zur Welt erhoben. Fühlt sich der Mensch auf das Moralische hingetrieben, ist er von der Moral befangen, so verschlingt sie ihm die Welt, und wird ihm zur Welt (Moralreligion); ergreift ihn die Idee des Rechts, so wird ihm das Recht zur Welt (Staatsreligion); und so ist wohl Vielen das Gold zum Gott geworden (Alchymie). Kurz eine individuelle positive Religion ist der Versuch einer Weltconstruction, nach einem vorherrschenden Besonderen, das, je roher, beschränkter und befangener der Mensch, desto besonderer,

aus dem Ganzen abgerissener, seyn wird. So verstehen wir die überall vorkommende Vermischung der Religion mit Wissenschaft, Moral, Recht, Kunst; so erscheinen uns die Constructionen des Judaismus und Christenthums (als Staats- und Moralreligionen), als Einheiten und organische Ganze, aus denen wir nichts abzuscheiden brauchen. In diesen Erscheinungen ist die Religion eben so Gedanke, als Gefühl, eben so Foderung und Thätigkeit, als Anschauung und Ruhe; aber als ein Streben zur Totalität und Indifferenz wird sie sich im Glauben concentriren. Diese Erscheinungen müssen aber immer unvollkommene misslungene Versuche seyn, da sie Gott in der Welt und im Besonderen suchen, wo er nie zu finden seyn wird, und immer Ein Besonderes zum Ganzen, zum Mittelpunct desselben, erheben; nur das darin offenbarte Streben ist wahr, nicht das Gefundene. Man kann daher diesen ganzen Spielraum religiöser Thätigkeit das Reich der *Mythe* nennen, insofern Mythe ein höheres, einem niederen fremden, Stoffe eingebildetes, nur als Andeutung geltendes, ist. Was in diess Gebiet gehört, hat nur subjective Wahrheit; objectiv erscheinend kann es nur als Symbol eines Allen gemeinschaftlichen, aber in jedem sich verschieden gestaltenden Strebens anerkannt und geachtet werden; will man es aber als objective Wahrheit nehmen, so wird es Irrthum und Superstition. Auch die Religion jedes Einzelnen gehört in das Reich der Mythe; ein Jeder versucht sich eine Weltconstruction nach seiner Ansicht, seinem Bedürfnis: Eine Seite des Universum wird ihm vorherrschend erscheinen, und von dieser seiner Religion ausgehen. Mag ihn ein klarer Verstand, ein umfassender Blick, Universalität der Bildung vor vielen Einseitigkeiten bewahren, einseitig wird seine Religion immer, und ist immer nur Mythe. Wenn uns der Vf. die religiösen Anschauungen der Natur und Menschheit darstellt, so thut er nichts anderes, als mythologisiren. — Je gebildeter aber, oder je weniger verbildet der Mensch, desto mehr wird er sich von solchen Versuchen, Gott in der Welt sich oder anderen nachzuweisen, losmachen; seinen Gott im Busen tragend, wird er jeden Trieb, jede Thätigkeit seines Innern und jede Erscheinung der Aussenwelt als Wirken Gottes erkennen, aber Jedes wird er in seiner Besonderheit nach seinen eigenen Gesetzen auffassen und entwickeln. Ein hohes Schicksal glaubten die Alten, hoch über Allem thronend und herrschend; aber fröhlich und frey, unbekümmert um das Ganze, nur mit Liebe oder Hass herab nach den Menschen schauend und zu ihnen hülfreich oder rächend herniedersteigend, lebten auf ihrem Olymp die Fürsten der Natur und der Menschheit, die seligen Götter.

In das Detail der Untersuchung (die Rede über die Bildung zur Religion, über Kirche und Priesterthum, über die Religionen) dem Vf. zu folgen, hält Rec. für überflüssig, da, wenn die Theorie im Allgemeinen beurtheilt ist, diese Entwickelungen im Einzelnen es zugleich mit sind. Nur Eine Bemerkung. Die Einseitigkeit der Theorie des Vfs. offenbart sich noch besonders in Folgendem. Die Religion soll ihrer Natur nach gesellig und mittheilend seyn, aber nicht um den Anderen zu bekehren, sondern von ihm einzutauschen, daher auch Toleranz der Charakter jeder wahren Religiosität seyn soll. Dennoch zeigt die Erfahrung das Gegentheil. Nur der Polytheist kann tolerant seyn; jeder Gott nimmt in seinem Heiligthum freundlich Platz bey den anderen. Aber der Monotheist, der das Universum als System anschaut, kann der ein anderes daneben erkennen, als eben so wahr, als das seine? Eins hebt das andere auf; und ist er in dem seinigen befangen, wie er es seyn wird, wenn er wirklich daran glaubt, wird er nicht das andere wegzudrängen suchen? So lehrt uns die Religionsgeschichte, dass alle Monotheisten bekehrungssüchtig waren, besonders die Christen, und mit Recht. Ihre Idee einer Weltrevolution trieb sie zur Realisirung, ihr Gottesreich musste ja die Welt umfassen, und so gingen sie aus in alle Welt und predigten. Das Bekehren gehörte, wie das heilig leben und handeln, zu den Pflichten des Gottesbürgers. Freylich kann die Religion des Vfs., die nur ein unthätiges Beschauen und Phantasiren ist, den Trieb des Bekehrens nicht anerkennen. — Die Kirche, die sich der Vf. denkt und so schön ausmalt, eine freye Gesellschaft von Religiösen zu gegenseitiger Mittheilung und Austauschung, könnte nur unter solchen Statt haben, die auf Einer Stufe mit einander stehen (der der Contemplation), und unter solchen, die die Religion zugleich als Object der Anschauung behandeln, wie der Vf.; Inhaber verschiedener Religionen würden nicht in ihre gegenseitigen Vorstellungen eingehen, Christus würde nicht die Griechen und die Indier verstehen, und Zoroaster nicht Mose; fern von einander kreisen die verschiedenen Weltsysteme in ihren eigenen Sphären, und nähern sie sich, so reisst das höhere das niedere an sich. — Die Religion ist überhaupt, als solche, ihrem Wesen nach, nicht nothwendig gesellig und mittheilend, nur in gewissen Erscheinungen und Formen ist sie es, in den begeisterten, auf Gestaltung und Thätigkeit gehenden. Die Ergebung predigt nicht, auch nicht die Andacht, die, still in sich gekehrt, sich selbst genügt; und je zarter, eigener die Erzeugnisse der Religion, desto verschlossener das Gemüth. Die Kirche ist eigentlich nur ein Element der christlichen Religion, wie sie auch allein die geschichtliche Erscheinung derselben giebt, und wo sich Analoge davon finden, da ist auch christliches Element (Judenthum, Muhammedanismus).

Noch bleibt uns übrig das Verhältniss dieser zweyten Ausgabe zur ersten zu bestimmen. Ausser einer Vorrede, oder vielmehr einer Zueignung an *Gustav v. Brinkmann*, und einem Zusatz am Ende über die religiösen Erscheinungen der Zeit, besonders über die missverstandene Ansicht des Katholicismus (welchen Aufsatz Rec. weniger mystisch und geschraubt geschrieben wünschte), hat das Buch manche Veränderungen und Zusätze erhalten, besonders ist die zweyte Rede über das Wesen der Religion fast ganz umgearbeitet. Diese Änderungen sind bedeutend und we-

sentlich; sie sollen nicht nur manches deutlicher machen, sondern hie und da bemerkt man auch, dass der Vf. seiner Theorie nachgeholfen hat. Das Verhältniss der Religion zur Metaphysik und Moral ist tiefer gegriffen und mehr entwickelt, auch die Kunst ist in der neuen Ausgabe, mit in dieses Verhältniss gezogen, doch nur negativ und andeutungsweise; gerade da, wo das positive Verhältniss zwischen ihr und der Religion hätte dargestellt werden sollen, ist so gut als nichts geschehen. Die Einseitigkeit der in der ersten Ausgabe frey hingestellten Theorie, ist hie und da gehoben, oder doch versteckt. Unumwunden war dort die Religion aufgestellt als jene Contemplation, wie sie es in der Vorstellung des Vfs. wirklich ist, und überall im Buche noch erscheint, jetzt ist sie auf das unmittelbare Gefühl Gottes zurückgeführt, aber nur da, wo im Allgemeinen von dem, was Religion sey, gesprochen wird, sonst hätte das ganze Buch umgearbeitet werden müssen. Jetzt ist dem Vf. die Religion nicht mehr blosse Passivität, wie vorher; er sagt nur, sie hat *auch* eine leidende Seite u. s. w.: dennoch zeigt sie sich aber überall passiv in seinen anderen Vorstellungen, wie er sie denn auch nur passiv denkt. Auch viele Paradoxien sind verwischt, die aber consequent und eigenthümlich waren; jetzt heisst es nicht mehr zu Anfang der zweyten Rede, die Frage: was die Religion sey, sey weit höher und weitumfassender, als die: was die Götter seyen; jetzt hören wir, wenn von dem Wesen der Religion die Rede ist, viel von Gott, sonst nur vom Universum und seiner Anschauung; auch der Glaube an Gott ist behutsamer und mit mehr Schonung behandelt (S. 163—174). Durch diese Veränderungen aber hat das Werk viel Fremdartiges erhalten, und ist nicht mehr von gleichem Guss. Nach der ersten Ausgabe trägt es das Gepräge eines originellen Geistes, kühn und schroff hingestellt in seiner Einseitigkeit; jetzt sind die Ecken hie und da ein wenig abgeschliffen. Auch die Darstellung hat manches Fremdartige erhalten; in den neuen Zusätzen zeigt sich die Dialektik des Übersetzers des Platon, und seine platonisirende Sprache. Hätte es doch dem Vf. gefallen, die erste Ausgabe unverändert abdrucken zu lassen, oder, falls er damit unzufrieden war, verbessernde, erklärende und berichtigende Anmerkungen dazu zu geben! So hätten wir treu und rein jene merkwürdige Erscheinung der Zeit, als ein Denkmal ihres Strebens und Bildens.

tt.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Eisenberg*, b. Schöne u. Comp.: *Abendopfer auf Thaliens Altar.* Ein Beytrag zur deutschen Schaubühne, besonders für kleinere Theater, von *Ernst Bornschein.* 1803. 190 S. 8. (18 Gr.) In diesem Bändchen sind vier Stückchen enthalten: *Die drey Sultane*, nach Langbeins Schwank: die drey Körbchen; *die Walpurgis-Nacht; Gurge und Gretchen;* und *der vierfache Geniestreich.* In welche Classe sie gehören, kann man schon daraus abnehmen, dass sie, mit oder aus Achtung, Herrn Emanuel Schikaneder in Wien von dem Vf. geweihet sind. Da man aber, nach dem Sprichwort, den Vogel am besten an seinen Federn erkennt, so will Recensent eine von den Schwanzfedern ausrupfen, und sie dem Publicum zum Beschauen vorlegen. Sie sieht also aus:

Victoria!
Erfüllt ist alles Sehnen
Nach einem eignen Dach,
Getrocknet alle Thränen,
Fort jedes Ungemach!
Nun will ich triumphiren,
Mich täglich divertiren,
Ein glücklich Leben führen,
Das Unglück maulschelliren,
Ins Hochzeitbett marschiren,
Mein Weibchen karessiren,
Das alles will ich heisasa,
Triumph! Triumph! Victoria!

Wf.

München, b. Keyser und Comp.: *XII Landschaften auf Stein gezeichnet*, von *Aurnhammer* und gedruckt bey Theodor Senefelder. 4. (16 gr.) Indem wir blos das Technische dieser, nach unlängst neu erfundener Weise auf Stein gezeichneten Landschaften betrachten, befriedigen sie uns vor der Hand, weil überhaupt viel Weiches, Gefälliges, Sammtartiges in den Halbschatten, und in den dunkeln Partieen eine Sättigung herrscht, welche fürs Künftige bey mehrerer Ausbildung dieser Manier erhebliche Vortheile hoffen lassen. Doch gegenwärtig scheinen besonders die Behandlung der Luft und die Haltung noch grosen Schwierigkeiten unterworfen zu seyn, auch sind die im Vordergrunde dargestellten Gegenstände im Verhältniss zum Übrigen nicht deutlich und bestimmt genug.

Auf dem Titelblatt wird das Werk zwar zu XII Blättern angegeben; allein das uns vor Augen liegende Heft besteht ausser dem besagten Titelblatt nur aus 6 Stücken, welche hinsichtlich auf die Erfindung sich wenig über das Mittelmässige erheben.

— y — H.

Pirna, b. Friese: *Mein Taschenbuch, den Freundlichen meines Geschlechts geweiht*, von *Elisa Bürger*, geb. *Hahn. Erstes Bändchen.* 1804. 198 S. 8. (20 Gr.) Bey dieser ersten Eröffnung (nicht Eröfnung) sind eben keine bedeutenden Schätze zum Vorschein gekommen, und Madam *B.* hat wohl zu viel auf die Freundlichkeit der Freundlichen ihres Geschlechts gerechnet, als sie ihnen diess Taschenbuch weihete. Ihr Lesen der Alten, von dem sie zwar mit vieler Bescheidenheit spricht, ist ohne sichtbare Wirkung geblieben. Nachdem Madam *B.* den Eröfner (*sic*), und der Eröfner Madam *B.* auf sehr gemeine Weise bekomplimentirt hat, folgt ein Gedicht: *an Elisa an ihrem 16 Geburtstage*, vom Prof. *Schubart*, das in jedem Betracht der Aufnahme unwürdig war. Die zweyte Strophe dieses Gedichts lautet also:

Bräutlich rinne dem Schöpfer zu Ehren,
Dein purpurnes Blut durch bläuliche Röhren,
Dankbar schaue dein Blick,
Auf zum Vater der dich gebildet
Fröhlich und auf der Stirne vergüldet,
Komme noch oft dein Festtag zurück.

In den *vierzigjährigen* (soll heissen, vor vierzig Jahren geschriebenen) *Briefen zweyer Frauenzimmer* ist mancher gesunde Gedanke, aber auch weiter nichts. *Der Traum* von *E. B.* ist, das Urtheil freundlich auszusprechen, ganz artig. Madam *B.* sagt von sich, als Schwalbe:

Ich singe mit Freuden im sonnigen Schein,
Ich singe Land aus, und singe Land ein,
Ich niste mich freundlich im häuslichen Kreis,
Und baue mein Nestchen mit sorgsamen Fleiss.

Die übrigen Gedichte an und von Elisa sind Alltagspoesie. In dem *Gespräch im Olimp* (Olymp) hätte wenigstens der Eröffner, unter dessen Augen Elisa die Alten, gewürzt durch dessen Erläuterungen, zu geniessen wünscht, die fatale *Athropos* in eine *Atropos* verwandeln sollen. Aus *Amaliens Geschichte aus einer mündlichen Erzählung*, so wie aus den *Reiseblättern*, ist nicht viel zu lernen. *Sabinus und Eponine*, Fragment eines Schauspiels, ist nichts weiter, als ein, oft verunglücktes Spiel mit Worten. S. 175. sagt Arensa:

Wenn diese Trauer wahr, dein kindlich Herz ergeben
Dem theuren Vater — Lieb' und Pflicht
Allein es sind, die diese *Schwermuthsfalten weben*,
Nun so vergiss auch seiner letzten Worte nicht.

w. a.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 JUNIUS, 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Paris, b. Barbois u. Fuchs: Ἡλιοδώρου Αἰθιοπικῶν βιβλία δέκα, ἃ χάριν Ἑλλήνων ἐξέδωκε μετὰ σημειώσεων, προσθεὶς καὶ τὰς ὑπὸ τοῦ Ἀμίστου συλλεγείσας, τέως δὲ ἀνεκδότους, διαφόρους γραφάς, προτροπῇ καὶ δαπάνῃ Ἀλεξάνδρου Βασιλείου, ὁ Δ. Κοραῆς. Μέρος α, περιέχον τὸ τοῦ Ἡλιοδώρου κείμενον (πη und 446 S.) Μέρος β, περιέχον τὰς εἰς τὸν Ἡλιόδωρον σημειώσεις. 416 S. 1804. 8.

2) Ebendaſ., b. Barbois, Firmin, Didot u. Levrault: Πρόδρομος Ἑλληνικῆς Βιβλιοθήκης περιέχων Κλαυδίου Αἰλιανοῦ τὴν ποικίλην ἱστορίαν, Ἡρακλείδου τοῦ Ποντικοῦ, Νικολάου τοῦ Δαμασκηνοῦ τὰ σωζόμενα· οἷς προσετέθησαν καὶ βραχεῖαι σημειώσεις καὶ στοχασμοὶ αὐτοσχέδιοι περὶ τῆς Ἑλληνικῆς παιδείας καὶ γλώσσης, φιλοτίμῳ δαπάνῃ τῶν ἀδελφῶν Ζωσιμάδων, παιδείας ἕνεκα τῶν τὴν Ἑλλάδα φωνὴν διδασκομένων Ἑλλήνων. (ροά und 384 S.) 1805. 8.

Die Erſcheinung des letzten Werkes führt uns zurück auf das erſte, das zwar ſchon ſeit 2 Jahren in den Händen des Publicums iſt, aber noch immer nicht ſo bekannt ſcheint, daſs wir anſtehen dürften, in eine Anzeige von jenem auch dieſes einzuſchlieſsen: um ſo weniger, da die Gleichheit des Geiſtes und der Tendenz, die in beiden waltet, eine ſolche Zuſammenfaſſung beynahe fodert.

Die Tendenz aber iſt eine zwiefache: neben der allgemeinen, die eine jede philologiſche Arbeit, mit oder ohne Bewuſstſeyn, verfolgt, eine beſondere, bedingt durch den gegenwärtigen Zuſtand der Neugriechen, auf welchen hier dem Alterthume unmittelbare Einwirkung geöffnet werden ſoll. *Adamantios Koraes*, ein Grieche, nicht unwerth Hellene zu ſeyn; auch nachdem ihn die Fremde zum Bürger aufgenommen, ein treuer Sohn des Vaterlandes, legt auf *deſſen* Altar die Frucht ſeines Fleiſses nieder. Ihm kann nicht entgehen, wie mannichfaltige Übel ſeine Nation umfangen halten; wie ſie verſunken iſt, theils durch eigene Schuld, theils durch die Laune des Schickſals, dem gefallen hat, nachdem der alten Zeit Herrlichkeit einmal erloſchen, von dem Eigenthum der neuen faſt nur das Erbärmliche und das Verderbliche nach Griechenland zu wenden, ſo daſs, wo einſt die ſtolzeſte Höhe freudig erklommen war, eben da nun ſchmähliche Erniedrigung betrübt, Erniedrigung unter ohnmächtige Barbaren. Er muſs wiſſen, wie der griechiſche Geiſt, durch den Verluſt der äuſseren Freyheit auch der inneren verluſtig, und beſchränkt auf wenige, enge oder gemeine, Sphären, ſich allmählich gewöhnt hat, was ihm noch übrig iſt von Gewandtheit und Kraft, entweder auf dem Gebiete der Reflexion, in unfruchtbarem Brüten zu verſchwenden, oder im Leben in kleinlicher Argliſt zu entehren: während, was ihn erfriſchen und ſtärken könnte, der heilige Quell, der ſonſt ſo reiche und köſtliche Fluth ſendete, daſs alle Bildung des Modernen daraus Labſal und Gedeihen getrunken hat, faſt unbeachtet in dem heimathlichen Sande verrinnt. Aber die Gröſse des Übels nimmt dem Freunde ſeines Landes nicht die Hoffnung der Rettung. Nicht nur wünſchenswerth glaubt er die Auferſtehung, die Wiedergeburt von Hellas: er glaubt ſie möglich; ja gekommen ſieht er den Augenblick, wo der ſchöne Preis nicht entſtehen kann der vereinten, redlichen Anſtrengung, zu der er getroſten Muthes, ſo eifrig als kräftig, durch Rede und Beyſpiel ermahnt. Solche Erwartung wird nun freylich ſich gefallen laſſen müſſen, vielen für ſanguiniſch zu gelten, und Einrede zu leiden von mancherley Art, vor allen die ſehr ſcheinbare, daſs die geiſtige Revolution, die beabſichtiget werde, undenkbar ſey ohne eine begründende und beſchirmende politiſche, zu welcher, bis jetzt die Macht in der Nation ſelbſt nicht vorhanden, auſserhalb aber zwar im Überfluſſe vorhanden, aber getrennt von dem Willen ſcheine. Wir indeſs können den Mann nur um ſo höher achten, der, in Mitte der Verderbniſs, rings umdrängt von engherzigen, ſelbſtſüchtigen Beſtrebungen, ein allgemeines Wohl zu fördern bemüht iſt, und, wie ſein innerſtes Leben im Alterthum wurzelt, ſo auch feſt hält an dem alten Worte, das uns das Schöne unternehmen heiſst jederzeit, mit guter Hoffnung gewappnet, ertragen aber, was Gott giebt, edel.

Welches nun die Mittel ſeyen, die der Herausg. ſeinem würdigen Zwecke dienlich findet, und mit welcher Geſchicklichkeit und in welchem Geiſte er ſie anwende, möchte am anſchaulichſten hervorgehen aus einer, ſo viel möglich an die Worte ſich haltenden, Überſicht der Aufſätze, die er beiden Ausgaben ſtatt der Dedicationen und Vorreden vorangeſetzt, und worin er, indem er von ſeiner Arbeit Rechenſchaft giebt, ſeine Anſicht der Gegenwart, wie ſeine Wünſche für die Zukunft, niedergelegt hat. Beide, als zunächſt für Neugriechen beſtimmt, ſind neugriechiſch geſchrieben, in einer *Sprache*, die zwar häufig genug durch auffallende Spuren von Entartung und Deſorganiſation beleidiget, aber doch hier ſo ſorgfäl-

tig und reinlich behandelt ist, dass sie dem Kenner des Altgriechischen auch ohne besonderes Studium verständlich seyn muss: in einem *Style*, der, nicht weniger vielleicht unter französischem, als unter holländischem Einfluss gebildet, von popularer Klarheit zu gemüthlicher Breite sich hinneigt: in Ermahnungen lebendig und herzlich; wo er didaktisch wird, für den Mangel an Neuem und Tiefem entschädigend durch gründliche und verständige Entwickelung des nöthigen Bekannten; den Anfängern höchst lehrreich, die weiter gekommen nicht unangenehm erinnernd.

In den Heliodorus leitet ein eine Epistel an den Freund des Vfs., der auf dem Titel genannt ist, *über die neue Ausgabe des Heliodorus, über den Heliodorus selbst und die Romanschreiber vor und nach ihm, und digressionsweise, über die allmählich barbarisch gewordene hellenische und die aus derselben entstandene griechische (graekische) Sprache.* Der Vf. geht aus von einer Untersuchung über den Roman: er versucht, das Wesen dieser freyesten und weitesten aller Dichtungsarten in einer Definition zu erfassen, die denn freylich mangelhaft ausfällt. Eine Mythistorie — diesen Namen zieht er mit Recht dem unbequemen πλασματικὸν ἱστόρημα vor, den andere Neugriechen eingeführt haben — sey πλαστὴ ἀλλὰ πιθανὴ ἱστορία ἐρωτικῶν παθημάτων, γραμμένη ἐντέχνως καὶ δραματικῶς, ὡς ἐπὶ τὸ πλεῖστον εἰς πεζὸν λόγον. Das wird vermuthlich in Frankreich gefallen, wo schon die Opposition gegen das altverehrte Ansehen des Bischofs Huet verdienstlich seyn mag; nicht aber, wo Theoretiker und Dichter schon längst an höhere Ansprüche gewöhnt haben. Dankenswerther sind die folgenden Notizen zur Geschichte des Romanes: von dem Ursprung desselben erst nach den Zeiten Alexanders des Grossen; von dem Schüler des Aristoteles, Klearchus, dessen Ἐρωτικά — wahrscheinlich ein Aggregat erotischer Erzählungen, ohne innere Verknüpfung und Einheit — für den ersten Versuch in dieser Gattung angesehen zu werden pflegen; von seinem Nachfolger Antiphanes und dessen vermuthlicher Identität mit dem gleichnamigen Komiker aus Berga in Thracien, den sein entschiedener Hang zum Wunderbaren so verrufen gemacht hat, dass unglaubliche Lügen sprichwörtlich Bergäische hiessen; von Antonius Diogenes, der zuerst einigermassen bekannt ist, indem uns Photius von seinem Werke, τῶν ὑπὲρ Θούλην ἀπίστων, wenigstens so viel aufbehalten hat, dass wir ersehen können, wie sehr es, selbst für das Detail der Ökonomie, Vorbild der späteren gewesen. Mit Missbilligung wird Aristides erwähnt; seine Milesiaca, wegen Schlüpfrigkeit verschrieen, wurden von Sisenna zu Syllas Zeit in das Latein übersetzt, καὶ οἱ Ῥωμαῖοι, ἀναγινώσκοντες αὐτὰ μὲ [μετὰ] μεγάλην ἡδονὴν καὶ εὐαρέστησιν, ἔδειξαν τῆς ἀρχομένης αὐτῶν διαφθορᾶς ἀναντίῤῥητα σημεῖα. Ὅταν τὰ φωτισμένα ἔθνη βάλωσιν ἀρχὴν νὰ [ἵνα, zu Umschreibung des Infinitivus] ἡδύνωνται εἰς τὰ αἰσχρά, ἄλλη ἴσως θεράπεια δὲν [οὐ] μένει πλέον δι' αὐτὰ παρὰ νὰ ἐπιστρέψωσι καὶ πάλιν εἰς τὴν ἀρχαίαν αὐτῶν βαρβαρότητα, ἐὰν τῆς βαρβαρότητος καὶ αὐτὴ ἡ φαινομένη σεμνότης δὲν ἦτον [ἦ] βαρβαρικῆς ζηλοτυπίας ἀποτέλεσμα κ. τ. λ. (An solchen, halb moralischen, halb ästhetischen Reflexionen ist der Herausg. äusserst fruchtbar, und nicht immer giebt er sie so bündig, wie hier. Eine Betrachtung über die Unsittlichkeit des Heidenthums dehnt sich durch drey Seiten, S. κη u. ff., eine andere, über die Heilsamkeit der Philosophie, durch sechzehn, S. ρκη ff. Indess bescheiden wir uns gern, über deren Zweckmässigkeit und Nothwendigkeit nicht urtheilen zu dürfen, da wir nicht wissen, ob die heutigen Griechen nicht wirklich so verdorben und unverdorben zugleich sind, dergleichen Weisungen zu bedürfen und anzunehmen. Denn nationale Beziehung offenbart sich in den meisten; so in der Strafpredigt gegen die Kriecherey der Dedicationen, am Ende S. οβ ff.). Ähnlicher Tadel trifft wegen ähnlichen Gehaltes die sybaritischen Erzählungen, die überdiess nur παραμύθια waren, ἴσως ἀσεμνότερα ἀπό τινα τῶν παραμυθίων τοῦ Ἰτάλου Βοκακκίου καὶ τοῦ Γάλλου Λαφονταίνου: nicht aber eigentliche Romane, so wenig als des Lucius von Patrae, unter M. Aurelius, Verwandlungen der Menschen in Thiere und der Thiere in Menschen. Zwischen ihm und Heliodorus wird nur noch Jamblichus aus Babylon genannt, dessen Babylonica, worin Rhodanes und seine geliebte Sinonis die Hauptrollen spielten, Photius excerpirt hat. Heliodorus wurde zunächst des Achilles Tatius Vorbild: aber Tatius ahmt, nach des Vfs. Urtheil, unglücklich nach, und beleidiget durch Unziemlichkeiten und gezierten Styl: fast wie Longus, an dem Ausdruck und Periodenbau gelobt wird, Sinn aber und Urtheil vermisst: καὶ ὁ Ἀττικώτατος Λόγγος δὲν εἶναι [ἐστὶ] παρὰ σοφιστής, καὶ σοφιστὴς ἀηδὴς εἰς τὴν ἀνάγνωσιν, ὄχι μόνον διὰ τὴν αἰσχρολογίαν — der der Vf. überhaupt von Herzen feind ist, so dass er sogar einen Aristophanes edirt wünscht, καθαρισμένον ἀπὸ ὅλας τὰς αἰσχρολογίας. Armer Aristophanes! — ἀλλὰ καὶ διότι ἡ ἀνάγνωσις ὁμοιάζει τὴν τροφήν. Ὅταν κάθηται τις εἰς τράπεζαν, ὁ πρῶτος αὐτοῦ σκοπὸς εἶναι νὰ θεραπεύσῃ τὴν χρείαν τῆς φύσεως· ἡ κομψότης τῶν σκευῶν καὶ πολυτέλεια δὲν παρίσταται εἰς τὸν νοῦν του [αὐτοῦ] παρὰ κατὰ δεύτερον λόγον· ἀλλ' ὅταν ἀντὶ βρωμάτων δὲν εὑρίσκῃ εἰς αὐτὴν παρὰ χρυσᾶ πινάκια, καὶ τὴν τράπεζαν ἀφίνει [ἀφίησι] μὲ ἀγανάκτησιν, καὶ τὸν καλεστὴν μέμφεται ὡς ἀνόητον. Τὰ ἐπὶ τῆς τραπέζης τοῦ Μίδα μετεβλήθησαν ὅλα εἰς τὸ τιμιώτατον μέταλλον τοῦ χρυσοῦ, ἀλλ' ὁ Μίδας ἀπέθνησκε τῆς πείνας. (Wir haben die Stelle hergesetzt, als charakteristisch für die Manier des Vfs., nicht aber, als wären wir seiner Meinung. Uns erscheint der vielgescholtene Longus in günstigerem Lichte: als der Einäugige, der unter Blinden König ist. Eleganz der Form gestehen ihm alle seine Tadler zu; und was er in diese Form kleidet, gefällt durch Eine Tugend, die sonst den Producten dieser *Partie honteuse* der griechischen Literatur ziemlich fremd ist, durch Naivetät. Allerdings geht diese Naivetät hin und wieder weit, ja bis zum Äussersten: aber sie ist auch antik, und antiken Naturen vergönnt man hoffentlich, überall derber und kräftiger aufzutreten, als unter Mode und Conv-

nienz erwachsenen modernen. Wer theokritische Hirten ertragen kann, wird auch den Schäfern des Longus nicht abhold seyn.) Tiefer stehe der Dichter der Ephesiaca: Kraftlosigkeit im Style und Gemeinheit in der Diction weise ihm ein spätes Zeitalter an, obgleich er vor auffallenden Verstössen eben durch seine Schwäche gesichert sey: ὀλίγον φοβεῖται νὰ πέσῃ, ὅστις τὲν ἔμαθε νὰ πέτεται ὑψηλά. So auch Chariton, vermuthlich schon am Ende des achten oder im neunten Jahrhundert. Aber ein noch weit schlimmeres Geschlecht fängt an mit Eustathius oder Eumathius, der unmöglich der *weise und ehrwürdige* Erzbischof von Thessalonike seyn kann. Ihn überbietet in Albernheit Theodorus Prodromus oder Ptochoprodromus, der in geschmack- und rhythmuslosen Jamben den Heliodorus nachahmte, und, wie denn

Un sot trouve toujours un plus sot, qui l'admire,

selbst nachgeahmt wurde, z. B. von einem Nicetas Eugenianus, am Ende des zwölften oder zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts, dessen Drosilla und Charikles noch im Manuscripte liegt, und *ewig* darin zu liegen verdient, wenn aus dem Exordium, das der Herausgeber mittheilt, auf den Werth des Ganzen zu schliessen ist.

Umständlicher wird, wie billig, vom Heliodorus gehandelt. Sein Zeitalter, das Ende des vierten Jahrhunderts unter Theodosius dem Grossen und dessen Söhnen: seine Geburtsstadt, Emisa in Phönicien, berühmt durch den Sonnentempel, den Heliogabalus verherrlichte. Dass er, um den bischöflichen Stuhl von Trikka, dem heutigen Trikkala, zu besteigen, seinen Roman habe verbrennen müssen, wird als unwahrscheinliche, schlecht verbürgte Tradition bestritten: sein Eifer für die Rechtgläubigkeit mit seiner Verfechtung des Cölibates bewiesen. Das kleine Gedicht περὶ χημείας (in *Fabricius Biblioth.* T. 8. S. 119—126. Ed. Harles und häufig im MSS.) könne nicht von ihm seyn, da es von der Wohlredenheit der Aethiopica so entfernt sey, als die Nacht vom Tage. Die Aethiopica aber seyen unter allen vorhandenen griechischen Mythistorien die vollkommenste, genügend allen den Foderungen, die Aristoteles an das Drama mache. (Auch in der Definition ward Roman und Drama vermischt: ein Missgriff, der sich rächt.) Denn die Erzählung fange an mit der Mitte, habe, der Einheit ihrer Handlung unbeschadet, eine schöne Zahl von Episoden, beobachte Costum und Schicklichkeit so sorgfältig, dass selbst die Namen der Helden mit weisestem Bedacht gewählt seyen — (und ist, muss Rec. beyfügen, bey allen diesen Vorzügen so langweilig und unleidlich, an Natur und Empfindung so arm, an Pedanterey und falschem Pathos so reich; im Vortrage so eintönig und breit, in den Gedanken so nüchtern und geziert, dass nur ein Herausgeber, der sich auf einige Zeit ganz in seinen Autor hinein, und aus allen übrigen heraus gelesen hat, sich einbilden kann, wenn er ihn lobpreiset, doch nicht in den Fehler derer zu fallen, οἱ ὁποῖοι τοὺς παρ' αὐτῶν ἐκδιδομένους σύγγραφεῖς ἐκθειάζουσιν. Unser Urtheil auszuführen, gebricht hier der Raum: wir getrösten uns aber der Beystimmung eines Jeden, der die, an anderen, als an Recensenten und Editoren, kaum vorauszusetzende Geduld hat, sich durchzuschlagen durch die unendlichen zehn Bücher der äthiopischen Liebesabentheuer, deren höchstes Verdienst seyn möchte, dass sie *Cervantes* zum Persiles und *Koreas* zu dieser Bearbeitung veranlasst haben.) Vorzüglich gerühmt wird seine — höchst zweydeutige — Geschicklichkeit im Nachahmen früherer Schriftsteller: μίμησις τόσον ἔντεχνος, ὥστε τὰ κλέμματα φαίνονται γεννήματα τῆς κεφαλῆς τῆς Ἡλιοδώρου. Wie er selbst wieder nachgeahmt sey: auch von Neueren. So verdanke ihm Tasso die wunderbare Geburt der Clorinda. (Die schönen Verse

Resse già l'Etiopia e forse regge
Senapo ancor con fortunato impero

klingen also im Neugriechischen:

Σένατος ἦτον βασιλεὺς μὲ ἀκρὰν εὐτυχίαν,
Κ' ἴσως εἶν' ὡς τὴν σήμερον, εἰς τὴν Αἰθιοπίαν.

und

D'una pietosa istoria e di divote
Figure la sua stanza era dipinta

also

Μὲ ἱστορίαν εὐσεβῆ κ' εἰκόνας στολισμένας
Ὁ θάλαμος ὁλόγυρα ἦτον ζωγραφισμένος.

Welch ein kläglicher Abfall!)

Darauf kommt der Vf. auf die Literatur seines Schriftstellers. Die sechs Ausgaben, welche es giebt, werden aufgeführt und kurz charakterisirt; die letzte, von Mitscherlich, nicht ohne verdienten, in den Anmerkungen nur zu oft belegten, Tadel. Die seinige unternahm der Herausgeber auf die Aufforderung eines Freundes, ohne Vorbereitung, ohne Zeit zur Collation der pariser Handschriften, allein mit Hülfe von fünf Ausgaben und der Varianten, die Amiot, der alte Übersetzer des Heliodorus, seinem Exemplar der baseler Edition aus einem vaticanischen Codex beygeschrieben hatte. Je kärglicher diese Quellen flossen, und je mehr der Herausgeber an sich selber verwiesen blieb, um so freyer und selbstthätiger konnte er jene Fülle von Scharfsinn und Gelehrsamkeit entwickeln, die schon in seinen früheren Werken bewundert ist, aber doch nirgend so reichlich sich ergossen hat, wie hier. So war er im Stande, in drey oder vier Monaten eine durchgängige Berichtigung des Textes und einen Band Anmerkungen zu vollenden, die in jeder Rücksicht des Mannes würdig sind, den Europa mit Freuden seinen ersten Kritikern beyzählt. Diese Anmerkungen sind bestimmt, theils die Abweichungen von dem commelinischen Texte, (den der Herausgeber so zum Grunde gelegt hat, dass er die Lesarten desselben überall, wo nicht beybehält, doch angiebt,) zu rechtfertigen, theils das Verständniss durch Erläuterung des Undeutlichen und Nachweisung des Nachgeahmten zu erleichtern, theils aber und vornehmlich das Altgriechische mit dem Neugriechischen zu parallelisiren. Diesen Parallelismus, wozu der Herausgeber das erste Beyspiel in des Eustathius Commentarien über den Homerus findet, empfiehlt er eindringlich, als den einzigen Weg, sowohl um die ge-

meine Sprache zu regeln, als um die alte, deren Kenntniss zur Umschaffung der Nation unentbehrlich ist, leichter und vollkommener zu lernen. Dagegen bestreitet er die Gewohnheit, altgriechisch zu schreiben, als unnütz und schädlich: nur in den Schulen will er sie gestattet wissen. Was er dawider anführt, ist, dass keine Nation cultivirt seyn könne, ohne ihre Sprache cultivirt zu haben; dass nur Scheu vor der Kritik einen Schriftsteller bewegen könne, in einer unbekannten Sprache zu schreiben; dass ein solcher unvermeidlicher Vergessenheit entgegen gehe, zu beschränkender Nachahmung verurtheilt sey, und die Eigenheiten aller Zeitalter vermengen müsse. (Wir fürchten, diese Gründe beweisen zu viel. Dieselben ungefähr könnte man gegen das Lateinischschreiben aufstellen, und doch würden sie keinen Verständigen, dem strenges und gemeinsames Wissen am Herzen läge, überzeugen. Nicht die ganze Literatur verlangt, was einzelnen Fächern wohlthätig ist. Überdiess ist das Neugriechische dem Altgriechischen bey allen Abweichungen dennoch so nahe, wo es aber abweicht, so offenbar auf falschem Wege, dass man wohl behaupten könnte, es müsse, um fortzuschreiten, nicht vorwärts, sondern rückwärts schreiten.) Noch tadelhafter und lächerlicher erscheint dem Verfasser die hermaphroditische Vermischung des Alt- und Neugriechischen, die besonders in Übersetzungen aus neueren Sprachen eingerissen seyn soll, und die er anderswo sehr passend mit der macaronischen Poesie der Italiäner vergleicht. Erlaubt sey allein die Vermeidung des χυδαΐζειν.

Über denselben Gegenstand, vorzüglich aber über die mancherley Gebrechen des neugriechischen Jugendunterrichtes, verbreitet sich der Vf. in den *flüchtigen Bemerkungen über griechische Bildung und Sprache*, die dem Prodromus voraufgehn. Der Mangel an Büchern ist in den Schulen so gross, dass man sich genöthiget sieht, die Zeit mit Abschreiben zu verlieren. Dieser Mangel wird grossen Theiles gehoben werden durch die Unternehmung, die der Herausgeber hier ankündiget. Die Brüder Zosima, *echte Söhne von Hellas*, gewohnt ihren Reichthum für das Beste ihrer Nation zu verwenden, haben ihm die Bearbeitung einer Reihe von Handausgaben übertragen, welche die meisten der bewährten griechischen Dichter und Prosaiker umfassen, und, dem Bedürfnisse der Neugriechen gemäss, weniger theuer und unbequem, als die in Europa üblichen, nur mit den Scholien, mit einer Auswahl von Varianten, und mit den nöthigsten Anmerkungen in altgriechischer Sprache versehen, an arme Schüler und Lehrer unentgeltlich vertheilt werden sollen. Der Herausgeber hat sie übernommen, um dem Vaterlande seine Schuld abzutragen, und versichert den Beystand von Freunden, die auch nach seinem Tode das angefangene Werk fortzuführen versprochen haben. Aber damit wird nicht Alles gethan seyn: es bleiben verjährte Missbräuche, böse Gewohnheiten übrig, deren Reform nicht weniger zu wünschen ist. Dahin gehören zuförderst die unzählige Menge von Grammatiken, welche die Schulen belagert halten, zu so grossem Nachtheil der Lernenden, dass verdienstlicher wäre Grammatiken zu verbrennen, als Grammatiken zu schreiben. Alle haben sie drey Fehler gemein, die hinlänglich sind, um die Jugend von griechischer Bildung zu entfernen. Sie sind altgriechisch geschrieben, also den Schulen unverständlich; sind zu ausführlich — desshalb wird Vertheilung des Unterrichts in verschiedene Cursus angerathen, in deren ersten nur das Nothdürftigste vorgetragen werden solle, mit Weglassung z. B. der Prosodie, und sogar des Dualis, der doch wohl leichter mit — als nach gelernt wird; — sie entbehren endlich der Methode. Die Rügen und Berechtigungen, zu denen der Verf. dadurch veranlasst wird, sind nun freylich grossen Theils in unseren Grammatiken bereits gemacht und angenommen, und verlieren dadurch für den nicht-griechischen Leser an Interesse. So, was erinnert wird über die Unterscheidung des Artikels und des *Pronom. relat.*, über die Reduction der zehn Declinationen (zehn Plagen werden sie genannt) auf drey, und der dreyzehn Conjugationen auf eine oder höchstens auf zwey; über die Reciprocität des Mediums (die auch dem Neugriechischen nicht fremd ist;) über die Beschränkung des Begriffs vom Adverbium, unter den man ungebührlicher Weise Praepositionen, Interjectionen, Conjunctionen, Verbaladjective, sogar ganze Sätze und Phrasen gezogen hat; über die Absurdität der Expletiv-Partikeln. (Διὰ νὰ μεταχειρισθῶ τὸ παχυλὸν παράδειγμα τοῦτο, οἱ παραπληρωματικοὶ ἤγουν οἱ παραγεμιστικοὶ οὗτοι σύνδεσμοι, κατὰ τὴν ἔννοιαν τῶν γραμματικῶν, ἔπρεπε νὰ ἔχωσιν, ἀναλογίαν μὲ τὰς μαγειρικὰς σκευασίας ἐκείνας, τὰς ὁποίας ὀνομάζουσι παραγεμίσματα τῶν βρωμάτων. τὰ παραγεμίσματα ταῦτα εἶναι (ἂς συγχωρηθῇ τοῦτο) περιττὴ γαστριμαργίας ἐπινόησις, ἀλλ᾽ ὅμως τρέφουσι καὶ αὐτὰ ὁπωσδήποτε, καθὼς καὶ αὐτὸ τὸ παραγεμιζόμενον. καὶ δὲν ἐφάνη μήτε μάγεφος μήτ᾽ ὀψοφάγος ἀκόμη τόσον ἠλίθιος κἀνεὶς, ὥστε νὰ κατασκευάσῃ παραγέμισμα ἀπὸ λίθους ἢ μέταλλα ἤγουν ἀπὸ ὕλας ἀνεπιτηδείους νὰ θρέψωσι τὸν ἄνθρωπον. S. νε.) Doch hat der Vf. dem Bekannten viele eigene Bemerkungen beygesellt, besonders Erörterungen von Fragen, die schon alte Grammatiker angeregt. So finden sich manche Erläuterungen über den Apollonius Dyscolus, die ein künftiger Herausgeber dieses, mit Unrecht, vernachlässigten, in seiner Art einzigen Grammatikers nicht unbenutzt lassen wird.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Halle*, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Was fangen wir heute an? Eine Sammlung geselligschaftlicher Spiele und Lieder für gebildete Cirkel. Freunden geselliger Fröhlichkeit geweihet*, von *W. B.* 1806. 164 S. 8. (14 Gr.) Es giebt allerdings Gesellschaften, die bisweilen nicht wissen, was sie mit sich und unter sich anfangen sollen. Hier ist für sie gesorgt, und ein reicher Vorrath von Zeitvertreib aufgethan. Man findet hier 42 gesellschaftliche Spiele, und nur drey gesellschaftliche Lieder weniger. Beide sind gut gewählt. Mehr kann man wohl nicht zur Empfehlung dieses Buchs sagen. Die Aufgaben beym Auslösen der Pfänder bey Pfänderspielen sind wohl nicht für Jedermann, z. B. einen witzigen Einfall haben. Auch sollten ihrer mehrere seyn.

D — i — l.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 9 JUNIUS 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Paris, b. Barbois u. Fuchs: Ἡλιοδώρου Αἰθιοπικῶν βιβλία δέκα, ἃ χάριν Ἑλλήνων ἐξέδωκε μετὰ σημειώσεων, προτροπῇ καὶ δαπάνῃ Ἀλεξάνδρου Βασιλείου, ὁ Δ. Κοραῆς u. s. w.

2) Ebendas., b. Barbois, Firmin, Didot und Levrault: Πρόδρομος Ἑλληνικῆς Βιβλιοθήκης περιέχων Κλαυδίου Αἰλιανοῦ τὴν ποικίλην ἱστορίαν, Ἡρακλείδου τοῦ Ποντικοῦ, Νικολάου τοῦ Δαμασκηνοῦ τὰ σωζόμενα u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In der Syntaxis versucht der Vf. vornehmlich durch die Ellipse von Praepositionen Licht zu schaffen. Ein *Genitivus absolutus* z. B. soll absurd seyn, und umgetauft werden in einen *Genitivus ellipticus*; die Ellipse aber ausgefüllt werden bald durch ἐπί, bald durch ὑπό oder χάριν oder ἕνεκα oder alle andere den Genitivus regierende Praepositionen. (Schon diese Licenz der Ellipse könnte Zweifel erregen gegen ihre Wahrheit, noch mehr muss das die Vergleichung absoluter Casus in anderen Sprachen. Kaum zur Erklärung des ersten Ursprungs möchten wir die Ellipse annehmen.) Eben so wenig dürfe ein *Dativus* oder *Accusativus absolutus* statuirt werden. Der distribuiende Genitivus, (οἱ φρόνιμοι τῶν ἀνθρώπων) sey durch ἐκ zu erklären. (Auch im Lateinischen und Deutschen?) Der Dativus bey Passiven, statt ὑπό mit dem Genitivus, sey zu erklären durch die Ellipse von ὑπό. (Wir vermissen entscheidendere Beyspiele als ἐτραφέτην ὑπὸ μητρί und ἵνα χερσὶν ὑπ' Αἰνείαο δαμείη, welche die gewöhnliche Bedeutung des mit dem Dativus construirten ὑπό gar nicht ausschliessen.) Bey dem Urtheil über Soloecismen und Soloecophanien sey höchst nöthig, die Zeiten zu unterscheiden, damit man nicht in die Thorheit des Theodorus Gaza verfalle, der alle möglichen Soloecismen dem Homerus Schuld gebe, dem unnachahmlichen, grossen, göttlichen, der sieben Vaterländer hatte, und auf Altären verehrt wurde (— und der, μόλον τοῦτο, incorrect seyn konnte, und also auch den Tadel eines um drittehalb tausend Jahre späteren Grammatikers verdiente, sobald dieser, was ihm verstattet seyn musste, von dem Standpuncte der vollendet gebildeten Sprache aus urtheilte.) — Zu Schulübungen im Schreiben, der sogenannten Thematographie, empfiehlt der Vf. vorzüglich das Übersetzen und Zurückübersetzen aus und in Alte. Er giebt ein Beyspiel, mit ausführlicher Erläuterung und sehr instructiv. (Die beyläufige Bemerkung ὅταν τὸ ο στοιχεῖον ἐπροφέρετο ου, τὸ ο εἰς τὴν τάξιν τῶν στοιχείων ἦτον ἀμέσως μετὰ τὸ υ, ἐπειδὴ τὸ ξ δὲν εἶχεν ἀκόμη εὑρεθῇ. ὅθεν γίνεται ἔτι πιθανώτερον, ὅτι οἱ πρῶτοι δημουργοὶ τῆς γλώσσης μετεχειρίσθησαν τὰ δύο γειτονεύοντα στοιχεῖα, διὰ νὰ σημάνωσι τὴν κατάφασιν καὶ τὴν ἄρνησιν, προσθέτοντες εἰς τὸ πρῶτον τὴν δίφθογγον (ναὶ) καὶ ἀρκεσθέντες εἰς τὴν τότε ἐπικρατοῦσαν προφορὰν τοῦ δευτέρου, ου, scheint uns ungemein wunderlich und sich selbst widersprechend.) Eben so umständlich giebt er Anleitung zu einer vernünftigen Erklärung des Gelesenen; um so nöthiger, da die λογοδιάῤῥοια der gewöhnlichen Erklärer wenig Vernunft aufkommen lässt. Ein Hauptaugenmerk dabey ist die Beförderung moralischer Gesinnungen. Ob die Mittel, die dazu gewählt werden, immer die glücklichsten seyen, liesse sich bezweifeln. Charakter-Zergliederungen von der Art, wie hier über den Zopyrus ergeht, der seines alten Ruhmes, ein Muster sich selbst aufopfernder Treue zu seyn, entkleidet, und zum thörichten, eigennützigen Schmeichler demonstrirt wird, könnten leicht eine nicht bezweckte Wirkung hervorbringen: und bey dem Worte νόστιμος, das im Neugriechischen alles Angenehme bezeichnet, möchten wir so wenig den Patriotismus einschärfen, als bey der Benennung des Oheims, θεῖος i. e. θεῖκος (?), die Liebe zu Ältern und Verwandten. In jener Absicht aber wünscht auch der Vf., die Sentenzen des Chrysoloras, die den Kindern zuerst in die Hände gegeben werden, durch ein zweckmässigeres Lesebuch zu verdrängen. Und freylich scheint jenes eine unverständige Compilation von weisen und unweisen, nützlichen und schädlichen Sprüchen, ohne Zusammenhang und oft mit Widerspruch. Die Verse von der Ehe sollen fast alle das ehelose Leben anpreisen: von den Weibern heisst es, impertinent genug,

ζῆν. οὐκ ἔδει γυναῖκα κατὰ πολλοὺς τρόπους

und

γυναῖκα θάπτειν κρεῖσσόν ἐστιν ἢ γαμεῖν:

und von der Erziehung

ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται.

Aber darum zu fürchten, dass die Kinder so zu Ehebrechern, zu Neronen, zu — Eseln erzogen werden möchten, heisst doch wohl zu ängstlich seyn, und der menschlichen Natur allzuwenig zutraun. Was der Verfasser an die Stelle zu setzen vorschlägt, ist eine Chrestomathie aus den Fabeln des Äsopus; aus den Sprüchen des Chrysoloras, des Theognis und anderer beym Stobäus; aus Plutarchs Apophthegmen;

sollte. Sobald ein Buch den grossen Zweck einer Geschichte beabsichtiget, so muss dieses Buch auch wirklich Geschichte seyn, und sich fern halten von Allem, was ihrer Würde entgegen ist, und selbst der Aussenseite derselben ein falsches Licht giebt. Diess würde aber hier gerade durch das sogenannte romantische Gewand geschehen, und die besseren Ritterromane würden sogar in dieser Hinsicht einen Vorzug vor diesem Gemählde haben, indem sie die Dichtung der Wahrheit näher zu bringen suchen, hier aber die Wahrheit, die doch Wirkungen der Wahrheit thun soll, von sich selbst entfernt werden würde. Das Fragmentarische zu vermeiden, ist auch gerade eine solche Behandlung nicht nöthig, wie wir an anderen Geschichtschreibern älterer und neuerer Zeiten sehen. Doch wir müssen auch hier gestehen, dass die Arbeit des Vfs. besser ist, als man nach dem, was er darüber sagt, glauben sollte. Ein seltener Fall!

Die Würdigung der Quellen, woraus der Vf. die Data zu seiner Geschichte, und zum Theil auch die Ansicht derselben schöpfte, ist kurz zwar, aber geistreich und wahr. Sie stellt das Verhältniss der Geschichschreiber zu ihrer Zeit und zu ihrer nächsten Umgebung, und dann auch zu den Deutschen, richtig aufgefasst, dar. Von den neueren, die diesen Theil der deutschen Geschichte bearbeitet haben, sind Cluver, Bodmann, Krause, Remer, vorzüglich aber Möser, im ersten Theile seiner osnabrückischen Geschichte benutzt worden. Tacitus und Möser, sagt der Vf., hoben mich auf den Standpunct, von welchem aus ich das grosse Gemählde mit einem Blicke überschauen konnte: es rührte tief mein Herz — und meine Empfindungen flossen in diese Darstellung über — und sagt damit deutlich genug, dass er — ein Deutscher, und sein Buch ein Roman der deutschen Freyheit sey.

Die Darstellung hat viel Geist und Herz. Es ist über das Ganze eine Begeisterung ausgegossen, die nicht ohne Wirkung bleiben wird. Besonders ist die Schlacht im teutoburger Walde stark und kühn, und dem heroischen Roman geziemend hingestellt. Trifft man hie und da auf manierirte Stellen, auf Provinzialismen, wie *Jungens*, *dösiges Mittelalter* u. s., so sind diess kleine Flecken, die man gern übersieht, da sie nur selten sind. Die Anmerkungen sind grösstentheils nicht für Leser, wie sie der Vf. im Auge hatte: dafür aber wird sie der Historiker mit Dank annehmen.

H.

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Literatur. *Berlin*, b. Frölich: *Philodem von der Musik.* Ein Auszug aus dessen viertem Buche. Aus dem Griechischen einer herkulanischen Papyrusrolle, übersetzt von *Christoph Gottlieb von Murr.* Nebst einer Probe des Hymnenstyls altgriechischer Musik. Mit 2 Kupfertafeln. 1806. 64 S. 4. (20 Gr.) Der gelehrte Verf., welcher sich schon so viele Verdienste um die Alterthümer überhaupt, und insbesondere auch um die von Herkulaneum und Pompeji erworben hat, macht uns in dieser kleinen Schrift mit dem Inhalte der ersten herkulanischen Papyrusrolle bekannt, welche von Piaggio 1754 entwickelt wurde, und 1793 zu Neapel im ersten Bande *Herculanensium voluminum quae supersunt* auf 39 Kupfertafeln, mit Rosini's Entzifferung und Erläuterungen, auf XXI und 180 gross Folio-Seiten erschien. In einem *Vorberichte* liefert er die Geschichte der in Herkulaneum aufgefundenen Papyrusrollen, mit Erläuterungen über die zugleich entdeckten bronzenen Büsten eines Demosthenes, Epikurus, Hermarchus und Zeno, und verbindet damit die schätzbarsten Nachrichten aus der antiquarischen Bücherkunde der Griechen und Römer. Die *Abhandlung* selbst ist ein Auszug aus dem angeführten Werke Rosini's, und giebt uns zuerst die literärischen Notizen über den Verfasser des griechischen Werkes, und über die Beschaffenheit desselben, in welcher es uns erhalten ist; dann den Inhalt aller 39 Columnen, die es enthält, wovon aber die erste halb zerrissen ist. Die beygefügten *Kupfertafeln* stellen die 4 und 5, ferner die 37 und 38, oder die beiden letzten Columnen nebst der am Ende des Buches in einer eigenen Columne wiederholten Aufschrift dar, wie sie von Piaggo und Malesci nach dem Originale gezeichnet und in Kupfer gestochen sind, und sind dieselben, welche Hr. *von Murr* zu seiner in Strasburg bey Levrault 1804 erschienenen *Commentatio de Papyris seu Voluminibus graecis Herculanensibus* nachstechen liess. Nur den Inhalt der beiden Kupfertafeln liefert der Vf. nach Rosini's vollständiger Entzifferung und seiner eigenen Übersetzung in die Muttersprache, mit Rosini's und seinen eigenen Erläuterungen. Hierzu kommt der *Anhang* einer Probe des Hymnenstyls altgriechischer Musik, welcher die Melodie auf die ersten acht Verse der ersten pythischen Ode Pindar's, mit mehreren dahin gehörigen literärischen Nachrichten aus Forkel's allgemeiner Geschichte der Musik enthält. Der Druck dieser kleinen Abhandlungen ist deutlich und nett auf feinem Schreibepapiere, jedoch nicht selten durch Fehler entstellt, welche besonders in der Entzifferung der gelieferten Kupfertafeln unangenehm sind. Auch fehlt es nicht an Stellen, worin man dem Vf. nicht beystimmen möchte. So kann Rec. S. 17 in den aus Philodem's zweytem Buche von der Redekunst angeführten Worten durchaus nicht finden, was der Verf. darin gelesen zu haben scheint, da die hier genannten Bücher von der Rhetorik eher dem Epikurus als dem Hermarchus zuzuschreiben sind. S. 29 beweist er die Behauptung, dass Philodem's Buch von der Musik einem Amanuensis dictirt sey, der kein Grieche war, damit, dass Col. IV, 6 λεγεσθω (soll heissen λεγεσθω) anstatt λεγεστω geschrieben sey: und S. 33 hat er wirklich λεγεστω drucken lassen, wofür man auf der Kupfertafel richtig λεγεσθω liest. S. 36 soll Philodem das Wort θεωρειν, *zuschauen*, welches andere von θεος abstammen lassen, nicht ohne Grund von θειν, *laufen*, herleiten; allein eine gesunde Etymologie, welche sich Analogie der Sprache zum höchsten Gesetze macht, lehrt, dass θεωρειν von θεώρος, und dieses aus θεαορος entstandene Wort, eben so wie θεατης und θεατρον, die Philodem noch anführt, von θεαομαι herkommen, dessen Stammwort θεα, mit θαυμα verglichen, auf ein von θεω oder θαυω völlig verschiedenes Urverbum θαω, *schauen*, hinführt. — Die fünfte Columne, welche Hr. v. Murr auf der ersten Kupfertafel mit der vierten hat nachstehen lassen, weil sie durch das Aufrollen am wenigsten gelitten hat, beginnt mit dem zum Verständniss nothwendigen Infinitiv ἐπωνομασθαι, wofür aus Versehen επωνομασθαι gedruckt ist. Was nun der Vf. der deutschen Übersetzung mit der ungriechischen Überschrift επωνομασται, *die Zunamenkrämer*, andeuten will, kann Rec. nicht begreifen. Einzelne Abschweifungen, z. B. dass der Name Φιλοδημος dem lateinischen *Poplicola* entspreche, verzeihet man leicht.

F—G.

Schöne Künste. *Wien*, b. Degen: *Die Verwandlungen. Ein Lustspiel mit Gesängen in einem Act. Frey nach dem französischen des C. L. Segur dem (?) Älteren.* Von *J. B...* 1806. 64 S. 8. (4 gr.) Was dem Original, das schon für sich nur mittelmässig ist, nicht zu entziehen war, die Verwickelung der Handlung, ist ihm auch unentzogen geblieben; übrigens ist diese freye Bearbeitung, besonders in den Gesängen, ein elendes Machwerk. Eine Arie zur Probe, die auch in anderer Hinsicht belehrend werden kann:

Die Weiber, *ach!* lieben gar selten,
Dass man so zurückhaltend sey,
Bey ihnen kann Kühnheit oft gelten,
Bey keiner verliert man dabey.

Dann heisst es: sich zärtlich, galant
Zu Füssen in Demuth gelegt;
Man findet uns liebvoll, scharmant,
Und hat ihren Beyfall erregt.

den unsrigen Hr. B. nicht.

Wn.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 JUNIUS, 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Des Quintus Horatius Flaccus Werke* von *Joh. Heinrich Voss.* I Band, Oden und Epoden 343 S. II Band, Satiren und Episteln. 389 S. 1806. 8. (3 Thlr.)

So lange unsere Muttersprache noch nicht den Grad von Ausbildung sich errungen hatte, den wir jetzo in den classischen Werken einheimischer Kunst bewundern, blieb unsere Kenntniss der Alten einseitig und unvollkommen. Zwar thaten die Gelehrten das ihrige, durch gründliche Sprachforschung und durch eine tief greifende Kritik in den inneren Zusammenhang der griechischen und römischen Kunstwerke einzudringen, und durch antiquarische Untersuchungen Licht über diese heiligen Reste der Vorzeit zu verbreiten; aber vertraut mit dem Geiste des eigentlichen und wahrhaften Alterthums wurden wir erst, als wir in unserer Muttersprache nach Festigkeit und Adel des mannichfaltigen Ausdruckes strebten, und sowohl die Kraft als den anmuthigen Zauber antiker Darstellung unseren einheimischen Originalwerken anbildeten. Wer unter uns im Stande ist, Klopstocks und Ramlers Erhabenheit, Goethe's Tiefe und Leichtigkeit, Vossens und Lessings geistvollen Scharfsinn, Gessners natürliche Einfalt, Wielands sokratisches Schönheitsgefühl in der angeborenen Herzenssprache nachzuempfinden: der wird in den schwerzudeutenden Denkmälern der edleren Vorwelt, wo andere nur todte Worte spitzfindig entziffern, den lebenden Geist der Homere, Platonen, Theokrite und Horaze schneller sowohl ahnden als vernehmen.

Wohl keiner der Alten hat die Aufmerksamkeit und den Fleiss rüstiger Commentatoren dauernder zu fesseln gewusst als Horaz. Wenn wir die Arbeiten der drey letzten Jahrhunderte von *Christophor. Landinus* an, bis auf *Bentley* und *Cuningham* überschauen, unter denen die Namen eines *Lambinus*, *Torrentius* und *Cruquius* wie hellere Sterne vorleuchten: so möchte man glauben, dass für den spätergeborenen kaum noch etwas neues zu leisten übrig gelassen sey. Aber theils sind wahrhafte Kunstwerke in ihren Beziehungen so unendlich, dass sie jedem künftigen Erklärer immer noch eine frische Seite zum Auffassen darbieten; theils auch — und diess vorzüglich — blieb dem Deutschen für das Verständniss der horazischen Gedichte immer noch viel zu leisten übrig, so lange er sie nicht in seiner Sprache mit allen Eigenthümlichkeiten der Form nachgesprochen hatte. Wie viel z. B. konnte der Übersetzer des Homer und Virgil noch zur Beförderung einer durchdringenden Anschauung dieser Werke beytragen, selbst nach so vielen und gehaltreichen Arbeiten seiner Vorgänger! Unsere älteren Zeitgenossen erinnern sich noch mit Theilnahme der Begeisterung für Horaz, welche *Ramler* 1769 durch die Übersetzung der 15 Oden erregte; und welcher Deutsche mag sich rühmen, dass er den Geist der horazischen Episteln und Satiren vor der *Wieland'schen* Übersetzung nur einigermassen rein aufgefasst habe? Die Bemühungen *Wielands*, besonders die Vortrefflichkeit seines über Wortdeutung sich erhebenden Commentars werden von unseren Zeitgenossen mit allgemeinem Danke anerkannt. Gegen *Ramlers* weniger glänzende aber gleich wirksame Verdienste ist man karglauter. Wenn wir indess die Zeit bedenken, in der Ramler mit seinen horazischen Oden auftrat, und wie wenig ihm erst durch seine nächsten Vorgänger in Sprache und Metrik vorgearbeitet war: so dürfen wir wohl die Anstrengung, welche seine Arbeit erfoderte, der edelsten in ihrer Art gleichschätzen. Mögen nun auch Ramler und Wieland weit hinter ihrem Ideale zurückgeblieben seyn, ihre Verdienste werden durch den Wechsel aller Zeiten unverdunkelt dastehen. Die Natur duldet nirgends Sprünge. Auf der Stufenleiter der Erkenntniss finden zwischen dämmernder Ahndung und klarer Einsicht tausend Mittelsprossen des ringenden Forschens Statt, und jeder, der die Erreichung eines geistigen Zieles nach Vermögen durch Annäherung vorbereitet, erwirbt sich eben so unsterblichen Nachruhm, als der letzte strebende, der an das Ziel hingelangt. Vielleicht wird das Ideal vom Übersetzer nie erreicht. Selbst die vollkommenste Übersetzung, die wir aufzuweisen haben, unser deutscher Homer, bietet ihrem Vf. immer noch eine Nachlese dar; sie rückt der Vollendung immer näher, ohne je vollendet zu seyn.

Als *Wieland* die horazischen Episteln und Satiren zu bearbeiten anfing, war die Zeit, wo sie in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit mit Glück unter uns auftreten konnten, noch nicht erschienen. Weder Horazens sinnschwere Kürze, noch der Ernst des urbanen Gesprächtons, noch die hexametrische Form seiner Gedichte konnten dem damaligen Zeitgeschmacke gefallen. Man foderte eine gewisse Breite und Umständlichkeit, und einen durchgreifenderen Gesellschaftshumor; und so wurde eine vermittelnde Übersetzung nothwendig, die weder den Horaz durch zu grosse Entfremdung beeinträchtigte, noch den Leser durch zu ängstliche Treue zurückschreckte. Dass

Wieland den redseligen Volksjambus wählte, dass er manches bloss angedeutete rednerisch ausführte, dass er hellere und oft schreyende Farben auftrug: diess alles war Bedürfniss damaliger Zeit, welche zur Wahrnehmung eines Fingerzeigs, zum Genusse eines Reizmittels bedurfte, und in dem Gedichte selbst, den Commentar zum Gedicht foderte. Bewundern müssen wir hier Wielands Mäsigung, mit der er der beständigen Auffoderung, seiner eigenen Laune ein freyes Spiel zu lassen, zu begegnen wusste. Er begnügte sich, den Horaz in auffallenderen Zügen darzustellen; nirgends ist eine Spur von Travestirung oder Verbildung, die den Leser auf Abwege leiten könnte. Ohne Horazens Einheit in der deutschen Übersetzung wieder anzutreffen, behält man sie doch in angemessener Entfernung vor Augen, und Horaz geht durch Wieland nie verloren.

Dasjenige, wodurch sich die vorliegende *Vossische* Übersetzung so einzig auszeichnet, ist, ausser den metrischen Vorzügen, in den Oden der wahrhaft lyrische Schwung, und die über niedrige Gegenstände durchaus erhabene Sprache; in den Satiren und Episteln der urbane Ton feiner Gesellschaften, den wir mit so viel Auswahl und in so römischer Haltung noch nirgends angetroffen haben. Wenn wir unsere Goethe, Lessinge, Mendelsohne mit den edelsten Römern bey einem Gastmahle vereint sehen, und ihre Gespräche belauschen könnten: so würden wir eine Sprache reden hören, die gleich entfernt von Feyerlichkeit und Gemeinheit, mit Würde launig, und mit Laune ernsthaft, Horazens geselliger Umgangssprache gleich käme. Aber wo ist eine so idealische Gesellschaft, in welcher der Übersetzer den ächten Ton der horazischen Satiren und Episteln nur hätte aufhorchen dürfen? er musste ihn, da er nirgends als etwas gegebenes vorhanden war, erst selbst erschaffen. — Die Sprache des deutschen Horaz ist edel, weil sie nur von edeln Männern vernommen werden kann; sie ist popular, weil sie nicht das Erzeugniss der Kunst, sondern des glücklichen Momentes zu seyn scheinet. Sie liegt uns nahe, weil unser Gefühl uns sagt, dass sie ächt deutsch ist; sie ist fremd, weil der Übersetzer geflissentlich bemüht gewesen ist, das römische Colorit, diesen Zauber eines milderen Himmelsstriches, nicht zu verwischen. Diese Eigenschaften, die sich fast zu widersprechen scheinen, und sich auch wechselseitig vernichten würden, wenn eine auf Unkosten der übrigen zu stark hervorträte, sind durch eine glückliche Mischung zu einem harmonischen Einklange gebracht worden; und wir dürfen daher diese Übersetzung zugleich ein ächt deutsches und ein ächt römisches Kunstwerk nennen. Wir sehen den römischen Geist, der sich in deutscher Sprache römisch gestaltet; und es ist ein neuer Beweis geliefert worden von der unendlichen Vielseitigkeit unserer Sprache, die jeder von der bürgerlichen Verfassung und vom Klima abhangenden Modificirung des menschlichen Geistes eine eigene Form leihet. Ob sich aber der deutsche Horaz gerade durch diese Eigenschaften unseren Zeitgenossen empfehlen werde? Denen, die durch höhere Bildung über der Zeitbildung erhaben stehen, wird diese Übersetzung wegen ihres antiken Charakters eine frohe Erscheinung seyn. Auch denen, die noch reines Sinnes sind, und für keine Manier sich entschieden haben, wird sie wegen ihrer durchgängigen Consequenz zusprechen. Es giebt aber noch eine dritte Classe von Lesern, die mit unrechtmässigen Ansprüchen auf Kenntniss des Alterthums gleichwohl an einen feststehenden Masstab gewöhnt sind, dessen Gültigkeit steht oder fällt mit ihrer Alterthumskunde. Diesen könnte man zurufen:

> Was ihr den Geist der Alten heisst,
> Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
> In dem die Alten sich bespiegeln.

Da jeder von diesen Herren *seinen* Horaz von Jugend auf gelesen, wieder gelesen und zum Lieblinge erkoren hat, wie wird die deutsche Übersetzung ihren zum Theil widersprechenden Foderungen ein Genüge leisten können? Dem wird sie zu kalt dünken, jenem zu träge in der Form haftend; ein anderer wird die beliebte und sehr gelobte Natürlichkeit, und was er anmuthige Nachlässigkeit nennt, vermissen. Da Rec. es für verlorene Mühe hält, festgewurzelte Vorurtheile im Gebiete des Geschmackes zu bestreiten, so will er gerne den deutschen Horaz dem Missfallen seiner natürlichen Widersacher bloss gestellt lassen, überzeugt, dass der vor der Hand gern vermisste Beyfall dem fortschreitenden Zeitgeiste über kurz oder lang schon noch einmal nachschleichen werde.

Vor allen Dingen muss Rec. diese Übersetzung Schullehrern und Autodidakten als den zweckmässigsten Commentar anpreisen, da sie den ersten und letzten Zweck jedes Commentars, die Anschaulichkeit eines schwerverständlichen Kunstwerkes bis zur Möglichkeit des lebendigen Genusses zu erhöhen, auf dem kürzesten und zugleich vollkommensten Wege erreicht. Erklärung eines Gedichtes, auch die beste, ist zerstückelte Beschreibung, woraus man ein dunkeles und unvollkommenes Bild des Ganzen mühsam aufsammelt; treue Übersetzung ist ein anschauliches Gemälde, welches unmittelbar das Innere anspricht. Und getreu nennen wir eine Übersetzung, die auf eine solche Weise dem Original entspricht, dass sie dem Leser, so weit es möglich ist, dieselbige Einwirkung auf Geist und Gemüth, wie das Original, nur lebendiger, eindringender, treffender gewährt. — Wir hoffen uns den Dank der Leser zu verdienen, wenn wir nun zuvörderst von dem Texte des Übersetzers, so weit sich dieser aus der Übersetzung errathen lässt, Rechenschaft geben. Wir legen, bey den Abweichungen, die wir bemerklich machen wollen, den Text der *Baxterisch-Gessnerschen* Ausgabe zu Grunde, weil wir diesen gewöhnlich in der Übersetzung ausgedrückt fanden.

Carm. I, 7, 5 liest Hr. *V. Palladis arces* mit *Bentl.* und *Cun.* — 9, 23: *direptum* st. *dereptum.* — 12, 13: *parentis* B. *Cun.* — v. 31 *quom* mit *Gesn.* — 17, 15: *manabit.* — 28, 18: *avidum.* — 30, 13 *nobilis Bentl.* st. *nobiles.* — 35, 17: *saeva necessitas.* — 38, 6: *sedulus curas. Cun.* — *II*, 18, 36: *revinxit Torr.* — 19,

15: *leni ruina.* — III, 3, 53: *mundi.* — 5, 37: *hinc, unde vitam sumerit aptius* Bentl. — 14, 6: *justis operata sacris.* — 16, 31: *fulgentem.* — 19, 27: *Rhode* B. Cun. — 25, 12: *non secus-ut* von Hrn. *Voss* umständlich gerechtfertiget zu Virg. Georg. II, 277. — III, 27, 7: *cui* st. *quid.* — 27, 60: *elidere.* — 27, 71: *Dum.* — V, 73: *uxor invicti Iovis esse nescis?* — IV, 2, 45: *si quid loquor audiendum* Mss. *Bentl.* — 6: 25: *Doctor Argivae fidicen Thaliae* Mss. *ap. Bentl.* — Epd. 2, 10:

altas maritat populos,
aut in reducta valle mugientium
prospectat errantes greges;
inutilesque falce ramos etc. —

Epd. 5, 55: *formidolosis silvis.* — *Serm.* I, 1, 64 bleibt Hr. *V.* bey der Lesart: *quatenus id facit*, und übersetzt: *Immer so lang er beharrt.* Das folgende indess scheint die andere Auslegung zu begünstigen: *wofern er es wirklich ist; id facit* ist so viel als *miser est*, der Zustand als Handlung gedacht. Auf eine nicht unähnliche Weise sagt Herodotus I, 142: οὔτε γὰρ τὰ ἄνω αὐτῆς χωρία τὠυτὸ ποιέει τῇ Ἰωνίῃ, οὔτε τὰ κάτω. — V. 88: *at* st. *an* wie v. 44. — V. 108: *nemon' ut.* — S. 2, 45: *cuidam* st. *quidam.* — V. 86: *apertos* mit *Lipsius* gegen *opertos*, welches *Bentl.* in Schutz nimmt. Der Zusammenhang fodert offenbar *apertos*, d. h. ohne Zaum, Sattel, Pferdedecke. Nicht aber auf diesem Worte, wie *Bentley* insinuiren möchte, liegt der Nachdruck der Rede, sondern auf *inspiciunt*, „sie besichtigen scharf-prüfend" (wie *pervidere*, durchmustern, *Serm.* I, 3, 45), welches bey einem Pferde erst dann *möglich* ist, wenn es nackt dasteht, und dem Käufer das Verhältniss aller seiner Glieder zeigt. Nun erst passt das Folgende. Wie die Könige ihre Pferde, so sollen Liebhaber ihre Geliebte besichtigen; diess aber sey sehr schwierig bey der verhüllten *matrona*, um so leichter bey der *ancilla togata.* — V. 101: lieset Hr. *V. altera nil obstat.* — V. 111: *nonne cupidinibus statuat natura modum quem, Quid natura, sibi quid sit dolitura negatum, Quaerere plus prodest* — — — ? — S. 3, 7: *modo summa voce, modo hac* ... — V. 25: *male lippus* Bentl. — V. 48: *pravis.* — V. 65: *sermone molestus.* — V. 132: *tonsor* Bentl. — S. 4, 87: *amet* st. *avet.* — S. 6, 53: *possunt* Bentl. — V. 116. Die Vulgata: *coena ministratur pueris tribus*, nach welcher Hr. *V.* übersetzt, ist neuerlich von Hn. *Ruhkopf* in zwey Aufsätzen (*Berlin. Monatschr.* 1806, Sept. 1807 Apr.,) angefochten worden. Seine Emendation

Coena ministratur; purus tripus et lapis albus

ist gewiss sehr scharfsinnig; aber noch liegt ihrem Verfasser der Beweis ob, dass die alte Lesart unhaltbar sey. Man sollte den römischen Luxus nicht mit modernem Massstabe messen; und diess thut Hr. R., wenn er, statt historische Beweise beyzubringen, dass in dem wohlfeilen Italien schon 3 Sklaven zum Luxus gehört haben, uns mit einem Raisonnement abfindet, das von unseren Zeiten und Sitten abstrahirt ist. Wenn Horaz in zwey späteren Gedichten nur Eines *mediastinus* gedenkt, so beweiset diess wahrlich nicht, dass er damals der Sklaven nicht mehrere gehabt habe. — *Serm.* 3, 12 sagt Hor. vom Tigellus, der von Einem Extreme ins andere zu springen gewohnt war: *habebat saepe ducentos, saepe decem servos*, eine Stelle, die deutlich zeigt, was in diesem Falle wenig oder viel hiess. Mag nun auch in *Serm.* 6, 107: der Hauptstachel „in dem Tragen des Nachtstuhls und Flaschenkorbes" liegen: so liegt doch ohne Widerrede *der* Vorwurf auch darin, dass der reiche Tullius *nicht mehr als 5 Diener* gehabt habe, wogegen Lambins Anmerkung keinesweges streitet. Nach diesem Massstabe begreift man, wie Horaz, der sein Väterliches kurz vorher eingebüsst hatte, *drey* Sklaven halten, und doch wenig im Vermögen haben konnte; aber grausam ist es, ihm von diesen dreyen noch zwey durch eine unerwiesene Emendation rauben zu wollen. — V. 128 liest Hr. *V.*: *nudumque trigonem* — nach Bentl. — S. 7, 9 übersetzt Hr. *Voss*:

— — — Als nichts in beider Gezänk sich
Ausglich (*denn so sind ja die Haderer alle gewaltig*,
Wie streitkundige Männer, die Krieg aufregete. — —

Der Sinn des 10 Verses ist wohl nicht richtig ausgedrückt. Rec. construirt: *omnes molesti hoc jure sunt (praediti)*; alle Haderer haben diess Vorrecht, d. i. sie kämpfen so lange, bis einer als Sieger davon geht. Er schlägt daher folgende Verbesserung vor:

Ausglich (*denn dess sind ja die Haderer alle befugt, so* —

— S. 9, 4 liest Hr. *V.*: *quid agis, dulcissime rerum?* und anders darf durchaus nicht interpungirt werden. So *Ovid. de arte am.* I, 213: *pulcherrime rerum. Calp.* III, 91: *ultima rerum.* Vrgl. *Spalding Vorr. z. Quint.* p. LXXXI. *Voss zu Virg. Georg.* II, 532. — S. 10, 27: *scilicet oblitos* Bentl. — *Serm.* II, 2, 65: *mundus erit, qua non offendat sordibus* Bentl. — V. 79: *affigit* wie S. I, 1, 81. — S. 3, 6: *nil est?* mit *Wiel.* — Der nach *Bentl.* aufgenommenen Lesart *educere? Quid? tu* kann Rec. seinen unbedingten Beyfall nicht geben. Wenn man *tantos* auf die Dicke der *Codices* bezieht, so wird es ein sehr launiger Zusatz. — Vers 49: Unter *palantes* versteht Rec. *Wanderer.* Es mit Baxter, dem *Voss* folgt, auf *Vieh* zu deuten, ist wenigstens nicht nothwendig. — V. 81: *dum doceo insanire omnes vos, ordine adite.* — V. 133: *occidit.* — V. 216: *Posillam.* — V. 276: Die Lesart, nach der Hr. *V.* übersetzt: *atque ignem gladio scrutare modo, inquam!* ist ungemein viel lebhafter, als die gewöhnliche. — Auf eine ähnliche Weise setzt Virgil das *modo* hintennach, um Eilfertigkeit und Heftigkeit auszudrücken. *Ecl.* VIII, 78: *necte, Amarylli, modo*, so knüpfe doch. — V. 283: *quid tam magnum? addens.* — S. 4, 13: *alta* Cun. — V. 48: *est re* Cun. — S. 5, 3: *Iamne, dolose, non* — V. 55:

plerumque recoctus
scriba ex quinqueviro corvum deludet hiantem,
Captatorque dabit risus Nasica Corano.

Hr. *Haberfeldt* findet in *recoctus scriba ex quinqueviro* die Schilderung eines ausgelernten Gauners, eines *schlauen Fuchses*, in der Voraussetzung, dass Tiresias auf die bekannte Fabel vom Fuchs und vom Raben

anspiele, welches auch *Wieland* nach dem Scholiasten des Acron und Porphyrion annimmt. Durchaus pafst die Anwendung nicht. Der Rabe in der Fabel hält den Käse schon im Munde, und verliert ihn nur aus Eitelkeit und Dummheit. Der Erbschleicher dagegen hat seinen Käse noch nicht; er schnappt erst darnach. Weit besser thut man, wenn man mit *Baxter* und *Dacier* dem Scholiasten des Cruquius folgt, un jeden Raben versteht, der nach Aase lechzt. Dann erhalten wir ein schönes *tertium Comparationis*, welches Baxter durch *Corvi inhiant cadaveribus*, *Captatores divitum funeribus* treffend andeutet. In der letzten Zeile hat Hr. *Voss* ein Versehen begangen. Statt:

Und es verlacht den Coranus der Erbschaftsfischer Nasica,

muss es heissen:

Und es verlachet Coranus den Erschaftsfischer Nasica,

Oder noch besser:

Und es verlacht ein Coranus den Erbschaftsfischer Nasica.

— V. 59: folgt Hr. *Voss* der scharfsinnigen und durchaus wahren Emendation im Haberfeldtschen Commentar:

O Laërtiade, quicquid dicam, aut erit, aut non
Divinare mihi magnus donavit Apollo,

die so ganz dem ernsthaften Charakter des Tiresias angemessen ist, und alle Schwierigkeiten, welche sich bey der Vulgata erheben, glücklich löset. — S. 6, 48: *invidiae noster. Ludos spectaverit* — *luserit* Bentl. — V. 96: *vive beatus, vive!* — S. 7, 13: *doctus.* — V. 79: *uti mos vester agit* Cruq. ex Mfc. — S. 8, 29: *assi, et.* — Ep. I, 4, 16: *cum ridere voles Epicuri etc.* — Ep. 7, 3: *si me vivere vis sanum recteque valentem.* Vrgl. Ep. I, 16, 21. — *Ep.* 11, 4: *Cunctane.* — *Ep.* 18, 81: *fidenter* Bentl. Cun. — V. 91: *potores liquidi media de luce Falerni.* — V. 111: *ponit* st. *donat.* — V. 112: *animum mihi ego ipse.* — *Ep.* II, 1, 129: *correptor.* — *Ep.* 2, 162: *senti* st. *sentit.* — *Ep.* 3, 197: *pacare tumentes.* — V. 201: *juncta* Bentl. — V. 270: *nostri proavi.*

Um das Verhältnifs zu bestimmen, welches *Voss* in den Oden gegen *Ramler* behauptet, möge hier der Anfang der berühmten Frühlingsode (IV, 7), die zu den gelungensten von Ramler gehört, in beiden Übersetzungen neben einander stehen. *R.* übersetzt:

Reif und Schnee sind entflohn: ihr Gras gewinnen die Fluren
    Wieder, die Wälder ihr Haar.
Tellus wandelt die Scene: gedrängt in ihre Gestade
    Rollen die Ströme dahin.
Nackt mit den lachenden Nymphen, die Zwillingsschwestern am Arme,
    Waget Aglaja den Tanz.
Hoffe nichts Ewiges! lehrt das scheidende Jahr und die Stunde,
    Welche den Tag dir entführt.
Boreas weicht den Zephyrn, den Lenz verscheuchet der Sommer,
    Dieser geht unter, sobald
Sein wohlthätiges Horn Autumnus geleeret, und eilend
    Stürmt der Verwüster zurück.

Die *Vossische* Übersetzung lautet:

Weggeflohn ist der Schnee; schon kehrt dem Gefilde die Grasung,
    Bäumen das grünende Laub.
Jugendlich wechselt die Flur, und tiefer gezwängt in den Ufern
    Rollen die Bäche vorbey.
Nymfen gesellt, wagt jetzo die Grazie samt den Geschwistern,
    Nacket zu schweben im Tanz.
Nichts unsterbliches hoffe! so mahnet das Jahr, und die Hora,
    Raffend den heiligen Tag.
Kälte verthaut im Weste; den Lenz drängt heftiger Sommer,
    Gleich zu entfliehen bestimmt,
Wann vielfarbige Früchte der Herbst ausschüttete; bald dann
    Kehret der lässige Frost.

Bloss der Anfang der Ramlerischen Übersetzung ist ohne Leben: „*Reif und Schnee sind entflohn*" u. s. w. ist nicht Ausbruch der befriedigten Sehnsucht, sondern kalte Betrachtung. Wie ganz anders drückt die zweyte Übersetzung die Freude des Dichters aus, der oft nach dem Frühlinge ausgesehen hat, und nun *endlich* seines Wunsches gewährt ist! Sonst wetteifert die *Ramlersche* Übersetzung mit der *Vossischen* durchgängig an Innigkeit und lebendigem Ausdruck; überlegen ist *Voss* in der Treue, in der Bestimmtheit, und besonders in der metrischen Behandlung. *Ramler* war ein unvollkommener Metriker, was besonders in solchen Oden fühlbar wird, deren ganzer Zauber auf dem Versmafse beruht, wie die Ode der Neobule III, 12. Die früher übersetzten Oden sind bey weitem seine vorzüglichsten. Unter den späteren sind noch einige, welche das frische Leben der früheren athmen; andere sind so matt und hinfällig, dass man ungerne den Namen *Ramler* mit ihnen vereint denkt.

Über den lyrischen Ausdruck der deutschen horazischen Ode umständlich zu reden, hält Rec. für unnöthig, indem er auf die *Vossische* Recension der grammatischen Gespräche (J. A. L. Z. 1804. Febr. No. 43) hinweiset, woselbst der Leser eine vom Vf. selbst angestellte genaue Charakteristik seiner Übersetzung und Beyspiele von Klopstockischen Versuchen finden wird.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Lüneburg*, b. Herold u. Wahlstab: *Noth machte ihn weiser und glücklich*; Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Lustspiel: Der Verschwender, aus dem Französischen des Hn. *Destouches*. Bearbeitet von *Scheerer*. 1804. 152 S. 8. (14 Gr.) Das Stück, wie es hier ist, wird sich auf den Theatern sehen lassen können. Der gewöhnliche Conversationston ist gut getroffen, nur sollte diese Conversation selbst mehr Leben und Energie haben. Dafs der Baron von Lilienthal in so kurzer Zeit weiser und glücklich wird, ist ihm zu gönnen; aber es möchte nicht allen so glücken. Der Schluss ist nicht *à la mode: v. Lilienthal.* Gesegnet sey mir der heutige Tag! Er führte mich zwar durch Stürme in den Hafen; aber er gab mir die heilsame Lehre: „*Wahre* Freundschaft (umarmt mit der Linken die drey Alten,) und *treue* Liebe (mit der Rechten die Schwanenfeld umarmend,) sind das *gröfste Glück des Lebens!!* (die Schwanenfeld reicht ihrem Bruder in dieser Stellung die Rechte. Er schliesst sich näher an die Gruppe.) (Der Vorhang fällt). Da giebt's denn doch einmal was Ordentliches von einer Gruppe zu schauen.

Rr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 JUNIUS, 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Des Quintus Horatius Flaccus Werke* von *Johann Heinrich Voss*, u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das Verhältniss zwischen *Voss* und *Wieland* in den [E]pisteln und Satiren ist schon angedeutet worden; [u]m es anschaulich zu machen, wird eine kleine Pro[b]e hinreichend seyn. Wir wählen den Eingang zur [9] Satire, den Hr. *Wieland* so übersetzt:

[J]üngst, da ich, wie mein Brauch ist, auf der heil'gen Strasse
[S]pazieren ging, und irgend eine Kleinigkeit im Kopf
[H]erumtrieb, ganz darin vertieft,
[B]egegnet mir ein Quidam, den ich bloss
[V]on Namen kenne; nimmt mich bey der Hand,
[U]nd spricht: „wie gehts, mein Bester?" — Leidlich gut,
[S]o wie es geht; zu dienen. — Da ich ihn
[Z]ur Seite schlendern sehe, frag' ich: willst du
[N]och weiter was von mir? Du wirst, erwiedert er,
[M]ich hoffentlich bald besser kennen lernen;
[I]ch habe in den schönen Wissenschaften was gethan.

[H]r. *Voss* übersetzt:

[D]urch die heilige Strass' einst wandert' ich, meinem Gebrauch nach,
[S]innend, ich weiss nicht was für Kleinigkeit, gänzlich vertieft drin.
[P]lötzlich heran kommt einer, bekannt mir bloss nach dem Namen,
[U]nd mir die Hand angreifend: „Wie gehts, mein trautester Schatz doch?" —
Leidlich genug, wie es kann": ist die Antwort: „geh es erwünscht dir!"
[A]ls er sich fest anhängte: „Begehrst du was?" frag' ich ihn hastig.
Deine Bekanntschaft:" spricht er; „Gelehrsamkeit treiben wir." —

[S]o wie die *Wielandische* Übersetzung eine stärker mar[k]irende, aber geistvolle Paraphrase des Originals ist, [s]o wird sie auch dem minder geübten Leser zu einer [er]klärenden Paraphrase der *Vossischen* Übersetzung die[ne]n können, die dem Originale Schritt vor Schritt [fo]lgt. — Eine gröfsere Übereinstimmung in Ton [un]d Form zeigt sich zwischen *Voss* und *Klopstock*, der [in] der Fortsetzung von den grammatischen Gesprä[ch]en (*Archiv d. Z.*) S. 42 die Fabel von der Stadt [-] und Feldmaus übersetzt hat, von der wir Folgen[de]s mittheilen. V. 101:

[Al]s sie nun Landmaus hat zu einem purpurnen Polster
[hi]nbegleitet, da trippelt sie, gleich der geschürzeten Wirthin,
[H]ohlt stets mehr der Speise; beschaffet mägdiglich; alles,
[W]as sie bringt, bekostet sie erst. Des geänderten Schicksals
[Fr]oh, liegt Landmaus da, und ist guter Ding'! und geniesset!
Aber auf einmal entstürzet der Flügelthüren Gekrache
Beide dem Pfühl; sie laufen geschreckt herum in dem Saale:
Doch des Entsetzens voller, erbeben sie, da in des Hauses
Tiefem Gewölb' es erschallt vom Gebell der Molosse. Drauf Feldmaus:
Nein, so ein Leben thut mir nicht Noth. Gehab dich wohl! Wald
Tröstet, und sicheres Obdach mich bey ärmlichem Haushalt.

Voss hat diese Stelle so ausgedrückt:

Als die Städterin nun auf purpurnem Polster die Feldmaus
Hingestreckt, rasch trippelt sie, gleich der geschürzeten Wirtin,
Dehnt durch Trachten den Schmaus, und nicht undienerisch übt sie
Solches Geschäft, vorkostend ein jegliches, was sie daherträgt.
Jen' in gemächlicher Lag' ist froh des veränderten Looses,
Und bey dem Guten vergnügt, als heiterer Gast: da mit Einmal
Dröhnte der Flügel Gebrach, und dem Pfühl sie entstürzete beide.
Angstvoll laufen sie rings im verschlossenen Saale; doch mehr noch
Beben sie jetzt, wie entseelt, als laut vom Gebell der Molosse
Hallte der hohe Palast. Nicht noth mir, sagte die Feldmaus,
Ist solch Leben! Gehabe dich wohl! Mein Höhlchen im Bergwald
Wird, Nachstellungen sicher, bey ärmlicher Wicke mich trösten.

Die Wahrheit der Klopstockischen Darstellung ist schon sehr gross; nur ein wenig von subjectiver Laune ist beygemischt, und der horazische Ernst mit einem leisen Lächeln begleitet. *Voss* hat sich so genau wie möglich an seinen geliebten Vorgänger gehalten, und einige gelungene Ausdrücke ihm abgeborgt; aber den Vers wieder in seine alten Rechte eingesetzt, und das Manierirte zur ursprünglichen Naivetät zurückgeführt.

Wie sehr unsere Sprache durch neue Zusammenstellungen und Wortbildungen bereichert worden ist, kann schon ein flüchtiger Hinblick, besonders auf die Satiren, zeigen. Die Aufgabe war, einen *Römer*, und einen *Horaz* in deutschen Tönen reden zu lassen; die deutsche Sprache also musste diessmal so römisch und so horazisch werden, wie es die Anlage derselben nur gestattet. Hier zeigt sich der Übersetzer, seiner Gewohnheit nach, kühn und besonnen. Er wagt sich bis an die äussersten Grenzen des deutschen Sprachgebietes, bleibt aber dort stehen, eingedenk, dass man dieselben, wie die Grenze jenes berühmten Zaubergartens, ungestraft nicht übertreten darf. Folgende aus einem viel reicheren Vorrathe nur abgeschöpfte Stellen mögen zeigen, wie der Übersetzer den Charakter der horazischen Sprache zu erreichen gewusst hat, theils durch die Bildung und Anwendung ganz neuer, oder doch ungewöhnlicher Redensarten, theils durch die Aufnahme veralteter Worte, welche Horaz durch die *callida junctura* wieder ein-

zuführen gebietet. *Non mihi deero* S. I, 9, 56: *ich werde mir nicht fehlen.* *S.* II, 1, 17: *nicht mir entstehen.* — *Delassare*, abmüden. So Lohenst. Arm. I, 1031. — *Concessa Venus*, *fügliche* Lust, welches sich durch die Redensart erklärt: „ich habe Fug es zu thun." — *Adunco naso*, mit hohem Gerümpfe. — *Contractus Ep.* I, 7: eng zusammen *geschmiegt*, wogegen das *Wielandische zusammengeschrumpft*, als unedel absticht. — *S.* I, 2, 53:

— — doch hierin *herzt er sich* einzig,
Diefs ist Freud' ihm und Ruhm. Der Edelen keine berühr' ich.

Wie erschöpft dieser Ausdruck das „*hoc se amplectitur uno.*" wofür der Engländer sagt: *he hugs himself.* — *Dünkelnde* Ehrfucht, S. 98 erregt die Vorstellung von Kleinlichkeit und Verächtlichkeit. So sagt *Klopstock*: die *Richtelnden.* — Sehr schön ist *S.* I, 6, 57 *infans pudor* durch *unmündige* Schaam gegeben, und *S.* II, 5, 40: *infantes statuae* durch *unmündige* Statuen (st. frischgemachte). So eine unmündige Statue war die des Priapus in Mäcenas Garten, der darum auch eine kleine Menschlichkeit nicht zu verargen war. — *S.* I, 6, 35: *magnas Graecorum catervas*, griechischer Chör' *Unzahl.* So sagt *Logau*: „die *Unzahl* eurer Gaben," und *Kaisersberg*: „sye habend die Juden ein *Vnzahl* zu todt geschlagen." — *Rimosa auris*, das ritzige Ohr. — *Purgata auris*, das unverstockte Gehör. — *S.* II, 1, 26: der Zwillingsbruder des Dotters für *ovo prognatus eodem* ist wenigstens originell, wenn gleich weniger einfach als das Original. — *Dienst* st. Diener (die *Dienste*, *S.* II, 2, 67) ist nicht, wie *Adelung* meynet, blofs Sprache der gemeinen Mundarten, sondern überhaupt ältere Schriftsprache. *Kaisersb.* Em. 69 sagt: Die *dienste* müssen den meister und die fraw fragen, wie man ihm thun soll. *Dienstin* besinnt sich Rec. nirgends als im nördlichen Deutschland vernommen zu haben; allein es ist richtig abgeleitet, und durfte um so eher einen ehrenvollen Platz in einer horazischen Ode finden, II, 41:

Sey der Dienstin Liebe dir nicht Beschämung,

da alle übrigen Worte, wie *Hausmagd* (od. *Maid*), *Dienstmagd*, *Lohnmagd*, an dieser Stelle höchst unschicklich seyn würden. — *Serm.* II, 3, 10:

wenn dich das Hüttchen *entspannt* aufnähm' in das lauliche Obdach.

Wie genau *entspannt* das *vacuum* an dieser Stelle ausdrückt, braucht nur angedeutet zu werden. Sollte aber nicht der Vers noch durch folgende Umstellung gewinnen?

Wenn den *entspannten* die Hütt' aufnähm' in —

— V. 44: *Chrysippi porticus et grex*, des Chrysippus Hall' und *Genossam*; ein herrliches Wort für Genossenschaft! — V. 107: *abspurig*, ein neues nach *abwegig* und *absonnig* gut abgeleitetes Wort, das die sinnliche Bedeutug von *delirus* auf das genaueste ausdrückt. Der Holländer sagt in gleichem Sinne *buitensporig.* — V. 214: das *verstummende* Lamm, nach der Analogie von *verödetes Meer*, gleichsam als ob man an das Meer Anfoderungen der Fruchtbarkeit machte. — V. 199: die *Kalbe* st. weibliches Kalb hat auch *Opitz Arg.* II, 162: eine weisse *Kalbe.* — *Serm.* II, 5, 11 ist *privum* sehr gut durch *Einziges*, übersetzt. Ein *privum* im eigentlichen Sinne wäre der Phönix; dann, was so selten ist, wie dieser Vogel. — V. 105: du besorg' *unkarg*, *sine sordibus exstrue.* Hier ist der Euphemismus recht an der Stelle, um den Begriff *verschwenderisch* auszudrücken. — V. 40: *cubito tangens*, mit dem Arme *stupfend*, hat schon *Wieland.* — Einige mit *mis* verbundene Wörter verdienten gewiss noch mehr in Umlauf gebracht zu werden, wie *misschwören*, *perjurare*, *misfügen*, *misbilden*, *mishellig* von jenem (*pugnantia istis*, *discrepat istis*) und *Serm.* II, 4, 18:

dafs nicht zäh die Henne sich *misempfehle* dem Gaumen.

Dann sind noch mit grofsem Glück mehrere *Verba simplicia* zurückgefodert, die man jetzt gewöhnlich nur als *composita* gebraucht. *S.* I, 6, 123: Was im Stillen mich *heiterte.* — *Ep.* I, 3, 6: wefs auch die Musenkohorte sich *fleissige.* — V. 15: der ermahnt noch *darf* der Ermahnung. Der Vers erlaubte *bedarf*; aber jenes Wort ist zu edel, als dafs eine so schöne Gelegenheit für die Aufnahme desselben hätte versäumt werden dürfen. *Lohenst.* sagt *Arm.* I, 1339: Gott hat weder den Himmel zu seinem Stule, noch die Erde zu seinem Fufsschemel *gedürft.* — *Serm.* II, 6, 9: der Winkel, der mein Gärtchen *unziert.* — *S.* I, 6, 86 *Steigerer* st. Versteigerer. — Sehr reich an ungewohnten Ausdrücken ist *Serm.* I, 3, 43:

Ja, wie der Vater am Sohn, so müssen auch wir an des Freunden,
Blickt wo ein Fehler hervor, nicht eckel *sehen*: den Schieler
Nennt sich *Ängler* der Vater, und *Küchlein* ruft er, wenn winzig
Blieb ein *verbuttetes* Kind, wie das unreif fallende Zwerglein
Sisyphus; *Schrägelchen* heifst, wenn die Bein' *ausfäbeln*: und jenem
Wird *Klumpfüfschen gelallt*, der auf *klotziger* Ferse *daherstopft.*

Schrägelchen ist, so viel Rec. weifs, ein mecklenburgischer Provincialismus. Der Übersetzer hätte auch *Häckelchen* sagen können, ein Ausdruck der in Thüringen zu Hause ist.

Dafs viele dieser Worte nicht in den Styl höherer Dichtarten gehören, braucht kaum bemerkt zu werden. Sie gehören dem Ton der „fufswandelnden Muse" an, und dahin rechnen wir auch Abkürzungen, wie *verschmäh* nicht; *Ohn* Traurigkeit, *Kratin*, *Terenz*, und Ausdrücke, wie *Poëten*, die man in den früheren Übersetzungen des Hn. *Voss* nicht antrifft.

Von der Treue und Wahrheit dieser Übersetzung ist schon im Allgemeinen geredet worden. Da sich eine bestimmte Idee nur in einer bestimmten Form darstellen kann: so ist die Übersetzung auch fast durchgängig dem Buchstaben nach treu; und nur wenige Fälle sind, wo der Übersetzer, um in einem höheren Sinne getreu zu seyn, von der buchstäblichen Treue abweichen mufste. So hat er sich kleine Zusätze erlaubt bey solchen Ausdrücken, deren ganze Bedeutsamkeit auf einer sinnlichen Anschauung beruht, die für uns entweder verdunkelt oder ganz verloren ge-

gangen ist. — *Serm.* I, 8, 4: braucht Horaz nichts weiteres zu sagen als *fures dextra coërcet*, um die Idee einer mit der Sichel bewaffneten Rechten auszudrücken. Der Übersetzer dagegen, der Horazens Meinung vollständig wiedergeben wollte, musste zu einer schärferen Bezeichnung seine Zuflucht nehmen: „die Diebe bezähmt *in der Rechten die Sichel*.“ — Aus einem ähnlichen Grunde ist *Serm.* II, 35: *Saturnalibus* durch: „*wüste* Saturnalien,“ und V. 246: *casas* durch: „*binsene* Häuschen“ übersetzt worden. — So V. 287: *foecunda in gente Meneni*, in des *tollen* Menenius fruchtbarer Sippschaft. *Ep.* I, 5, 1, deutet „der *ehrbare* Archias auf einen Handwerker hin; Horaz durfte ihn, da er allen seinen Zeitgenossen bekannt war, bey seinem blossen Namen nennen. — So ist die Stelle V. 24: *ne fidos inter amicos sit qui dicta foras eliminat*, durch die Übersetzung:

— — — — — — dass nicht *im traulichen Kränzlein*
Sey, wer ein Wort aus der Schwelle verschleudere, —

erst recht in ihr helles Licht gesetzt worden. Von minderer Nothwendigkeit sind Zusätze, wie *S.* I, 3, 40: „der *vergaffte* Balbinus;“ und *S.* I, 6, 74: *ziffernde* Täflein,“ weil sie aus dem Zusammenhange von elbst hervorgehen.

Auch bey Stellen, die treu übersetzt, eine völige Dunkelheit erhalten würden, erlaubt sich der Übersetzer eine Abweichung vom Buchstaben des Originals, . B. S. I, 105:

Est inter Tanaïm quiddam socerumque Viselli.

n ganzen Zusammenhange ist nichts, das auf die eheime Bedeutung dieses Räthsels führen könnte; inzig der Scholiast berichtet uns, dass jener ein Carat gewesen sey, dieser einen Bruch gehabt habe. ler Übersetzer that wohl daran, das *zu wenig* des rsten, und das *zu viel* des zweyten, auf einem aneren Wege zu versinnlichen. Er übersetzt:

Zwischen dem *Hageren* ist und dem *Aufgedunsenen* etwas.

Weniger treu sind endlich einige Stellen übertzt, wo unsere nordische Zurückhaltung dem Übertzer eine Fessel anlegte, welche der zwanglose Südnder nicht kannte. Die freyen Situationen, welche s Horaz so häufig, am häufigsten in der zweyten tire vor Augen führt, sind uns Deutschen von jer ein Ärgerniss gewesen; und, wie lieblos es auch yn mag, den Römer an den Massstab unserer Reion und unserer Sitten zu halten, so stimmen wir ch mehr und minder in die Kraftsprache des ehrhen Gottschling ein: „es seyen Narrentheidinge, e einen Christen nicht geziemten.“ Wie entartet d sittenlos auch Horazens Zeitalter seyn mochte, so nnen wir doch nicht umhin, die Vorzüge einer Nan anzuerkennen, die, was sie zu denken wagte, h vor den keuschesten Ohren aussprechen durfte. r Deutschen, an das moderne Feigenblatt gewöhnt, schweigen, was zu denken wir nicht erblöden. n Reinen sollte alles rein seyn; dann wäre unsere anität minder eckel und der römischen ähnlicher, alles mit derber Offenheit nannte, so wie ein Arzt aber mit Ernst vor seinen Kunstgenossen redet. *land.* umschreibt einzelne schlüpfrige Stellen mit einer gewissen Zierlichkeit; anderen wirft er einen coïschen Flor um, der gerade so viel unverhüllt lässt, als nothwendig ist, um Neugierde und Lüsternheit rege zu machen. Aber besser wäre gewesen zu schweigen, als so mitzutheilen. *Voss* übersetzt die mehresten dieser Stellen derbe und dreist, z. B.: Serm. I, 2, 68 — 3, 82. — Nur wenige für unsere Foderungen ganz unübersetzbare Stellen, sind an Ausdruck und Inhalt gemildert, und so gleichsam aus dem südlichen Horizonte Italiens in unseren nördlichen übertragen worden.

Was den Versbau des Horaz betrifft, so hat sich das Vorurtheil eingeschlichen, Horaz habe sehr schlechte Hexameter geschmiedet; dergestalt, dass Mancher im Ernst glaubt, der verstorbene *Herder* habe dem Horaz nicht zu nahe gethan, als er in seinen Übersetzungen (*Adrastea*) die kläglichsten Verse, welche nur Bequemlichkeit mit einem gänzlichen Mangel an Gehör und Tactgefühl hervorbringen konnte, ihm aufbürdete. Gewiss ein auffallender Vorwurf gegen einen Dichter, den man in den Oden als vollendeten Verskünstler bewundert; von dem man einzelne Hexameter, die für glückliche Ausnahmen gelten, als Muster zur Nachahmung aufstellt; dem man als Kritiker in der Verskunst vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lässt; von dem man endlich weiss, dass er seine Verse so oft umschmelzte und zurecht feilte, dass er darüber nur viermal im Jahr zum Abschreiben ins Reine gelangen konnte. Ein so bedachtloser Tadel sollte einem Zeitalter, das Form und Inhalt getrennt zu denken gewohnt ist, nicht eben verargt werden. Doch dürfen wir behaupten, dass er nur in einem solchen Zeitalter aufkommen und Eingang finden konnte.

Dass Horaz die Grundregeln des Hexameters, z. B. die Cäsuren, vernachlässiget habe, dass er durch Einförmigkeit der Wortfüsse ermüde, und durch Missklänge das Ohr beleidige: diess hat, so viel wir wissen, noch keiner zu behaupten gewagt. Wenn sich also jener Tadel nicht ganz in Widerspruch und Unsinn auflösen soll, so muss er darauf hinausgehen, dass man im Horaz sowohl den fröhlichen Gang des idyllischen Hexameters vermisse, als auch die Feyerlichkeit und Stetigkeit des heroischen. Mit *Recht* wird Virgil als Vorbild und Muster in der Kunst des Hexameterbaues genannt; aber auch mit *Einsicht*, wenn man zugleich fodert, der heroische Vers solle die feststehende Form seyn, in welche sich jeder Gegenstand, der hexametrisch behandelt seyn wolle, hineinzwängen müsse? Gewiss bildete Virgil den heroischen Vers nicht als die alleingültige Species des Hexameters, sondern weil gerade dieser imponirende Vers der Würde des von ihm gewählten Gegenstandes am besten zusprach. Und sollte nicht auch Horaz, dieser besonnene Künstler, bey der Abweichung von der virgilischen Versnorm, ein höheres Gesetz befolgt haben, dem er treu bleiben musste, wenn er in seiner Dichtungsart so vollkommen seyn wollte, wie Virgil in der seinigen; gleichviel, ob er dieses Gesetz

durch einen glücklichen Instinct fand, oder sich durch höhere Abstractionen der Kunst leiten liess?

In dem technischen Bau der horazischen Verse herrscht eine eben so grosse Mannichfaltigkeit, wie in den Tönen und Farben der Darstellung (*et sermone opus est modo tristi, saepe jocoso*); aber die Feyerlichkeit, die ihm den heroïschen Vers würde zur Pflicht gemacht haben, finden wir am seltensten, und gleichsam nur im Vorbeygehen, wann ihn eine solche Stimmung ergreift, oder wann er der Feyerlichkeit durch Feyerlichkeit spottet. Seine Satiren sind gerade das, wofür er sie ausgiebt, urbane Gespräche des Umgangs, poëtische oder moralische Spaziergänge, ohne strenge Auswahl, ohne eine andere Ordnung, als die jedem gebildeten Geiste, wenn er von einem Gegenstande erfüllt wird, eigenthümlich ist. Spielend geht er in die Gegenstände hinein, berührt sie oft nur flüchtig, und thut dann, als sey es sein Ernst nicht gewesen; aber er weiss Plan und Absicht unter einer leichten Aussenseite zu verstecken. Diesen Charakter von anscheinender Leichtigkeit tragen auch seine Verse; sie scheinen manchmal der Laune des Dichters gemäss nur so hingegossen zu seyn, und gehorchen dennoch dem Gebot höherer Gesetze.

Nehmen wir dazu die nervichte Kürze unseres Dichters, vermöge welcher er oft eine Menge von Beziehungen in einen engen Raum concentrirt: so erhalten wir einen neuen Grund, warum er mit der epischen Anschaulichkeit auch das Mass des epischen Verses zu vermeiden Ursache hatte. Seine Anschaulichkeit ist anderer Art, und könnte prägnante Anschaulichkeit genannt werden. — Er liebt ferner parenthetische Zwischensätze; er wirft komische Ausbrüche der Laune, Anreden an den Leser, Einwürfe imaginärer Interlocutoren hinein, lauter Dinge, welche die Stetigkeit unterbrechen müssen. In den Versen dialogisches Inhaltes endlich sind nicht bloss alle Andeutungen von „er sprach" und „jener antwortete" geflissentlich vermieden: sondern die Personen reden auch so kurz, wie wohl in keinem epischen Gedichte erlaubt seyn dürfte; so dass z. B. in mancher Zeile zum fünftenmal die Rede gewechselt wird. Wäre es nicht thöricht hier — wo beständige Gedankenpausen den stetigen Fortgang der Rede aufheben, einen epischen Vers zu fodern? wäre es nicht geradezu unmöglich dieser Foderung ein Genüge zu leisten?

Virgilisch ist der horazische Vers nur da, wo sich der Gedanke zu virgilischer Majestät erhebt. Wenn wir z. B. den Vers lesen:

Ille gravem dūrō terrām qui findit aratro.

oder Sat. I, 5. 10:

jam nox inducere terris
Umbras et coelo diffundere signa parabat:

so glauben wir in dem schweren Gange des ersten, in der feyerlichen Bewegung des letzteren Virgil selbst zu vernehmen. Wenn aber Horaz gleich fortfährt:

Tum pueri nautis, pueris convicia nautae
Ingerere. Huc appelle! — Trecentos inseris! — Ohe! —

so lag die Ursache der hier wahrgenommenen Abweichung wohl nicht in Horazens Unvermögen, so viele virgilische Verse zu bilden, als er Lust hatte; sondern sein Gefühl sagte ihm, dass, wie der Inhalt in eine andere Tonart ausweiche, auch der Vers es müsse. Wie angemessen der erhöheten Empfindung der Rede bewegt sich der Rhythmus vom 39 Verse an, wo der Morgen des festlichen Tages anbricht, der dem Dichter seinen Plotius und Varius zuführen soll! und überall, wo des Dichters Phantasie einen kühneren Schwung nimmt, und sein Herz von tieferer Rührung ergriffen wird! So sind diejenigen von den Episteln, die einen erhabenern Gegenstand behandeln, von den sogenannten horazischen Nachlässigkeiten fast ganz frey, wie die Epistel an Augustus. Wenn sie es nicht durchaus sind, so lag die Ursache nur darin, dass Horaz seinen Muthwillen in keinem Gedichte so völlig verleugnet, dass er seinen nachlässigen Vers ganz hätte ausschliessen dürfen. Doch nennen wir diese dem Horaz eigenthumliche Versgattung lieber die satirische, da wir keine Nachlässigkeit im tadelnden Sinne des Wortes darin wahrnehmen können.

Rec. will versuchen, sie genauer ins Einzelne gehend zu rechtfertigen. Die Wirkung der Einzellänge am Schlusse des Verses ist schon aus dem Homer bekannt, und der Leser freut sich, so oft er

den Herrscher im Donnergewölk — Zeus

wie auf seinem Throne gross und gebietend dasitzen sieht. Auch Horaz gebraucht diese Länge oft, um die Wirkung eines grossen Nachdrucks hervorzubringen. So Serm. II, 3, 183:

Latus ut in Circo spatiere, et aëneus ut stes.

Man glaubt die eherne Bildsäule durch den Machtspruch der selbstständigen Endsylbe vor sich hingestellt zu sehen. So Serm. II, 1. 55:

ut neque calce lupus, neque dente petit bos

wo uns, wie in dem virgilischen *procumbit humi bos*, der Achtung gebietende Stier in seiner ganzen Ehrwürdigkeit erscheint. — Angewandt aufs Kleine oder Niedrige bringt die isolirte Schlusslänge durch den Contrast eine komische Wirkung hervor. Wie pomphaft z. B. wird uns durch:

Mancipiis locuples, eget aeris Cappadocum rex

der Kappadocierkönig vor Augen geführt! und wie armselig und lächerlich in diesem Pompe! Wenn nun vollends das Schwein einmal Ansprüche macht, etwas zu bedeuten:

Vixisset canis immundus, vel amica luto sus
Hätt' er gelebt unrein wie ein Hund, wie ein faules Morast-Schwein.

Oder gar das kleine Mäuschen:

parturiunt montes, nascetur ridiculus mus
Wie der kreissende Berg sich aufbläht, komm doch heraus *Maus!*

so können wir eben so wenig ein Lachen verhalten, als Horaz, wenn der winzige Gladiator *Turbo* (Serm. II, 3. 310) mit gewaltigem Schnauben, mit sehr stolzer Miene und gewichtvollen Schritten zum Kampf einhergestiegen kam.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 JUNIUS, 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Des Quintus Horatius Flaccus Werke* von *Johann Heinrich Voss* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ähnliche Wirkungen des Nachdruckes vom Hoch-[f]eyerlichen an bis zum Komischen herunter erzeugt [d]ie ungewöhnliche Abweichung von der Regel, dass [i]n jedem Hexameter mit dem rhythmischen Versschlusse [ei]n logischer Gedankenabschnitt zusammenfallen müs[se]. Wenn diese Regel, in einzelnen Fällen, so über[tr]eten wird, dass der anhebende Gedanke entweder [m]it dem ganzen Schlusstacte des Verses, oder mit der [sc]hwebenden Senkung desselben in den folgenden [V]ers hineinschlägt: so erzeugt die Schlusspause [d]es ersteren Verses die Wirkung eines Gedankenstri[c]hes, und spannt die Aufmerksamkeit der Leser auf [da]s, was da kommen werde. Solcher Verse bedient [sic]h Horaz vorzüglich, wo er als Lehrer ein Gebot [ei]nschärfen will, und man möchte sie daher didakti[sc]he Verse nennen, z. B.: Ep. II, 3, 291:

— — — — *Vos, o*
Pompilius sanguis, carmen reprehendite, quod non —
— — — — Ihr sollt,
O pompilisches Blut, ein Gedicht missbilligen, das nicht —

[W]er fühlt hier nicht das Gewicht des Geschlechtadels, [w]elches die Ermahnten an ihre Würde erinnern soll, [da]mit die Ermahnung desto grössere Wirksamkeit ge[wi]nne. So Ep. I, 18, 16:

[P]ropugnat nugis armatus: scilicet ut non
[S]it mihi prima fides? et, vere quod placet, ut non
[A]criter elatrem?
[St]ellt sich mit Possen gewapnet zum Vorkampf: „Himmel, o soll nicht
Mein Wort gelten vor deinem? und was wahr scheinet, das soll nicht
Tapfer ich bellen heraus?

[Hie]r verstärkt das durch eine so bedeutende Pause kräf[tig]ere *non* die Verneinung der folgenden Zeile. — [So] auch, wenn ein mehrsylbiges Wort am Schlusse [steh]t, das mit dem Hexameterabsatze in die folgen[de] Zeile hineinwirkt. Ep. II, 1, 36:

[S]criptor abhinc annos centum qui decidit, inter
[pe]rfectos veteresque referri debet? an inter
[v]iles atque novos?
[W]elcher Poet abblühte vor hundert Jahren, gehört er [w]ohl vollkommenen an und älteren? oder gehört er [sc]hlechten und neueren an?

[Die] Pause spannt die Erwartung, und das folgende [drin]gt um so nachdrücklicher ins Gemüth ein.

Einen nicht unbedeutenden Nachdruck gewährt es auch, wenn ganze Worte über die Schlusspause hinweg sich in den folgenden Vers hinüberschleifen, welches man ebenfalls, ohne an das *est locus unicuique suus* zu gedenken, als eine unverzeihliche Nachlässigkeit anzusehen pflegt. Diese Stellung giebt solchen Worten, die gewöhnlich ohnehin schon von beträchtlicher Länge sind, dadurch dass sie durch die Pause gleichsam aus einander gezogen werden, eine noch grössere Ausdehnung, und erregen die Vorstellung einer grossen Wichtigkeit, die, wenn sie mit einem unwichtigen Gegenstande zusammentrifft, auch eine komische Wirkung hervorbringen kann. Statt aller Erläuterung stehe hier ein sehr handgreifliches Beyspiel aus Vossens *Dorfpfaffen*, wo das Bedeutende dieser Wortstellung noch dadurch gesteigert wird, dass der Reim in die Mitte des Wortes fällt:

Gesättigt neigt dem Herrn Pastori
Sein Glas der dicke *Consistori-*
alrath. —

Wer sieht hier nicht den wohlgenährten ehrwürdigen Herren in seiner ganzen Breite vor sich? Der Vers möchte ihn gerne aufnehmen; aber der Raum reicht nicht hin, und Sr. Hochwürden müssen es sich gefallen lassen, mit der anderen Hälfte ihres werthen Selbst in dem folgenden Verse Platz zu nehmen. Eine minder komische aber gleich nachdrückliche Wirkung giebt das horazische (Ep. II, 2, 93):

Quanto cum fastu, quanto molimine circum-
spectemus.
Mit wie schwellendem Stolz, wie hochehrwürdig wir *ringsum-*
her anschauen den Tempel —

Wie schön drückt hier die Pause, durch welche sich das Wort bis zu seinem Schluss hin fortwindet, die langsame Behaglichkeit eines Umherblickenden aus! — Und Serm. II, 3, 117:

Si positis intus Chii veterisque Falerni
Mille cadis — nihil est: tercentum millibus, acre
Potet acetum: age, si et stramentis incubet unde-
octoginta annos natus.

Wie nachdrücklich steht erstlich die Zahl 79 statt der runden Zahl 80, die nur die allgemeine Idee von Vielheit hervorbringen würde! wie wird dieser Nachdruck erhöht durch das Verweilende, welches die Stellung mit sich bringt, indem nun *unde* wie ein lebendiger Fingerzeig auf das *octoginta* hindeutet, und die rührende Vorstellung bewirkt, dass dieser alte Filz, nur ein Einziges Jahr von den Achtzigern entfernt, schon an der Schwelle des Todes sich befinde. — Auch V. 180:

praeterea ne vos titillet gloria jure-
jurando obstringam ambo.

bekömmt das *jurejurando* durch die bloſse Stellung die Bedeutung eines recht feyerlichen Eides.

Schon aus dieſen wenigen Bemerkungen, die wir zahlreich vermehren könnten, wenn es unſere Abſicht wäre, über den horaziſchen Vers ein erſchöpfendes Urtheil auszuſprechen, dürfte ſo viel erhellen, daſs auch im horaziſchen Verſe, weil er ſich eng an den Gedanken ſchmiegt, die gröſste Vollkommenheit zu finden ſey, und daſs es thöricht iſt, ohne Berückſichtigung des Inhaltes dem Hexameter der Epiſteln vor dem der Sermonen den Vorzug zuzuſprechen. Wir behaupten, daſs der Charakter jedes einzelnen horaziſchen Gedichtes ſich ſo rein in der Form abſpiegele, daſs man, wie den Vers aus dem Inhalte, ſo im Stande ſeyn müſste, den Inhalt aus dem Verſe zu entwickeln; und das eben iſt die künſtleriſche Vollendung, wenn Form und Inhalt bis zur Durchdringung eins ſind. Es iſt höchſt beſchränkt, ohne Sinn für den Geiſt und die Bedeutung des Rhythmus, Eine Dichtart mit dem Maſse einer anderen meſſen zu wollen. In ſelbſtgemäſser Form gefalle jeder Charakter *ſich* und *anderen*, und keiner verlange, daſs allen Bäumen Eine Rinde gewachſen ſey.

Der Überſetzer möchte alſo leicht gerechtfertiget ſeyn, wenn er alle Eigenthümlichkeiten des horaziſchen Verſes mit der gröſsten Sorgfalt nachbildete. Es geſchah nicht aus Willkühr; ſondern gehörte zur Aufgabe. Gewöhnlich fügte es ſich, daſs *Voſs* das Bedeutende in den einzelnen Stellen durch die von Horaz gewählten Mittel ebenfalls erreichen konnte, und davon ſind ſchon Beyſpiele vorgekommen. Standen ihm nicht dieſelbigen Mittel zu Gebote, ſo wählte er andere, und ſuchte, wo er Horaz nicht erreichen konnte, ihm wenigſtens ſo nahe zu kommen als möglich. Ep. I, 14, 8:

Fratrem moerentis, rapto de fratre dolentis
Inſolabiliter.

Das *Inſolabiliter* ſteht unnachahmlich ſchön, wie ein langer aus tiefer Bruſt heraufgeholter Seufzer, der in drey auf einander folgenden Kürzen wehmüthig verhallt. Man hüte ſich daher, die letzte Sylbe als eine Länge auszuſprechen; man ſtoſse ſie nur eben an, und ergänze den Tact durch eine hinzugefügte Pauſe. Die Überſetzung:

Der den Bruder betraurt, den entriſſenen Bruder bejammert,
Mit untröſtbarem Gram

konnte durch Klang und Bewegung dieſen Ausdruck der Wehmuth nicht erreichen; was auf dieſe Weiſe verloren ging, iſt durch den hinzugefügten Begriff *Gram* erſetzt worden. — Um das Pomphafte der Einzellänge in

mancipiis locuples eget aeris Cappadocum rex,

die im Deutſchen verloren gehen muſste, wenigſtens auf anderem Wege wiederzugeben, bediente ſich der Überſetzer eines von Horaz anderswo zu gleichem Zweck angewandten Mittels, durch ein langaustönendes Wort Aufmerkſamkeit zu erregen:

Sklaven beſitzt, Geld brauchet der *Kappadocierkönig.*

Und wie bläht ſich nun der kappadociſche Sultan in ſeinen drey Tacthebungen auf! So Horaz. Serm. I, 6, 73:

Quo pueri, magnis e centurionibus orti.
Wohin edele Söhn' hochedeler *Centurionen.*

Ebenfalls ächt horaziſch iſt es, wenn der Überſetzer manchmal Horazianismen dort anbringt, wo Horaz ſie nicht hat, ſondern ihren Ausdruck durch andere Mittel bewirkt. Ep. I, 6, 37:

Schönheit ſelbſt und Geſchlecht giebt alles der groſse Monarch *Geld*

Und Ep. I, 2, 23:

Wir der Penelope Freyer, und Wüſtlinge, wir des *Fäaken-Königes* zarte Geſellen. —

und Od. I, 2, 40:

Und der Maur gaullos, den beſpritzten Feind *anſtarrend* mit Wuthblick.

Dieſe Stellen mögen beweiſen, wie ſehr der Überſetzer in dem Geiſte des Horaz gearbeitet hat. Eine gewiſſe Pedanterey, die in neueren Zeiten überhand genommen, künſtelt an Einzelheiten, und nimmt oft Zufälligkeiten für weſentliche Dinge. Der ächte Überſetzer macht das Geſetz, welches dem Originale zu Grunde liegt, zu dem ſeinigen, läſst ſich durch dieſe und jene entweder unbedeutende oder nur mit anderweitigen zu groſsen Aufopferungen erreichbare Specialitäten nicht irre machen, und überträgt deſshalb oft ſcheinbar freyer, aber eben darum in einem höheren Sinne getreu.

Als ein Beyſpiel, mit welcher Genauigkeit der Überſetzer die horaziſche Klarheit und Anmuth bey ſehr energiſcher Kürze wiederzugeben wuſste, mag folgendes ſtehen. Ep. I, 2, 40:

Dimidium facti, qui coepit habet! ſapere aude!
Incipe! qui recte vivendi prorogat horam,
Ruſticus exſpectat dum defluat amnis; at ille
Labitur et labetur in omne volubilis aevum.

Voſs überſetzt:

Halb vollendete ſchon, wer muthig begann! Sey getroſt klug!
Friſch an das Werk! wer die Stunde gerecht zu leben hinausſetzt,
Solcher harrt, wie der Bauer, bis erſt abflieſse der Strom; doch
Strömet er und wird ſtrömen in ewig rollendem Fortlauf.

Es ſey dem Rec. vergönnt, eine andere Ueberſetzung aus einer eigenen, früheren aber nie gedruckten, Verdeutſchung vom erſten Buch der horaziſchen Epiſteln der voſſiſchen beyzufügen:

Friſch begonnen iſt halb ſchon gethan! Nur gewagt die Erkenntniſs!
Muthig ans Werk! wer die Stund' um recht zu leben hinausſchiebt,
Harrt wie der Ackersmann, bis der Strom abflieſse; doch jener
Rollet und wird fortrollen. — —

Wie ſehr ſich die erſte Zeile dieſer Ueberſetzung durch den Anſtrich von Popularität empfehlen mag: ſo verfehlt ſie doch ganz den Charakter des Originals, indem ſie den erſten Gedanken, der das Maſs von 5 Tacthebungen füllen ſoll, auf 4 beſchränkt, und nur für das kurze *ſapere aude* einen unverhältniſsmäſsig groſsen Raum übrig läſst. Nur wie *Voſs* überſetzt, durfte überſetzt werden. In der dritten Zeile würde des Rec. Ueberſetzung wegen des entſprechenderen Schluſsabſatzes den Preis verdienen, wenn nicht dieſer Vorzug den faſt überwiegenden Nachtheil herbeyführte, das einfache *rollen* in ein unſchickliches *fortrollen* verwandeln zu müſſen.

In der Behandlung didaktiſcher Gegenſtände iſt Horaz von keinem Neueren, ſelbſt nicht von *Pope*, er-

eicht worden. Seine Sentenzen überraschen durch Gediegenheit, Bestimmtheit und Schönheit des Ausdrucks, und prägen sich unwillkührlich dem Gedächtnisse ein, wie weise Lebensregeln, die man immer mit sich zu tragen wünscht. So aber sind sie nie bloser Schmuck der Rede, oder gar üppige Auswüchse, sondern sie scheinen nothwendig herbeygeführt, und stehen als bescheidene Theile mit dem Ganzen im innigsten Zusammenhange. Doch sind sie vom Dichter wieder so gearbeitet, dass sie für sich ein kleines Ganzes ausmachen, und indem sie ihre specielle Bedeutung an ihrer Stelle durch den Zusammenhang finden, haben sie zugleich eine allgemeinere Bedeutsamkeit, wenn man sie aus ihrem Zusammenhange heraushebt, und als selbstständige Aussprüche für sich betrachtet. Hier ringt die Uebersetzung überall glücklich dem Originale nach, und wir wüssten unter den vielen didaktischen Stellen des Originals, die vor uns liegen, kaum eine zu nennen, der nicht ein völliges Genüge geschehen wäre. Ein einziges Beyspiel möge zur Probe dienen. Ep. ad Pison. 78:

Quis tamen exiguos elegos emiserit auctor,
Grammatici certant, et adhuc sub judice lis est.

Welcher Erfinder indess kleinlaut als Elegiker auftrat,
Eiferig führen den Streit die Grammatiker, und das Gericht säumt.

Wem dagegen eine Uebersetzung, wie folgende aus dem Stegreif hingeschüttete gefallen kann:

Welcher Erfinder indess kleinlaut als Elegiker auftrat,
Führen Grammatiker Streit, und noch ist der Zwist bey den Richtern,

die bey aller anspruchlosen Natürlichkeit gerade der wesentlichsten entbehrt: der möchte vom Sinne des Horaz wohl wenig gefasst haben.

Wie sich Horazens dialogischer Hexameter im Deutschen ausnimmt, mögen folgende Beyspiele darthun. Serm. II, 3, 151, die Unterredung des Arztes mit dem sterbenden Geizhalse:

Hütest du nicht dein Geld, gleich trägt es der gierige Erb' hin.
„Weil ich leb'?" — Um zu leben, sey wach! hier gilt es! —
„Was soll ich?" —
Bald wird Kraft und Geblüt dir erschöpft seyn, wo du den schlaffen
Magen nicht schnell aufsteifest mit Kost und stärkender Nahrung.
Zauderst du? Hurtig wohlan! nimm hier die Tisane von Reissbrey.
„Sage, wie theur?" — Wohlfeil. — „Nu wie theur?" — Acht Schillinge. — „Weh mir!
Was denn verschlägts, ob Krankheit, ob Raub mich tödtet und Plündrung?"

Noch lieblicher klingt der Dialog zwischen den beiden Fröschen, dem wir in der Uebersetzung selbst vor dem Original den Vorzug zu geben, kein Bedenken tragen. Serm. II, 3, 314:

Fröschlein, ferne der Mutter, zertrat ein wandelndes Stierkalb;
Eines entfloh zur Mutter, und meldet ihr, wie ein gewaltig
Ungeheuer zermalmet die Brüderchen. Jene befraget:
Sind, wie gross? wars wohl (da sie sich aufblähete) so gross? —
Grösser noch halbmal wohl!" — Nun, so gross? — Als sie noch mehr sich,
Immer noch mehr aufbliess: „Nie, Mütterchen, wenn du auch platzest,
Wirst du ihm gleich!"

Der Dichter redet hier ganz aus der Seele seines kleinen Frosches, dem das Kalb durch einen verzeihlichen Irrthum, „ein gewaltiges Ungeheuer" (*ingens bellua*), und die Mutter nach dem ersten Aufblasen nur um die Hälfte kleiner als das Kalb dünkt. So werden den Virgilischen Bienen (Georg. IV, 26) kleine Kiesel zu ungeheuren Steinen, ein mässiger Stosswind zu einem stürzenden Eurus, und das seichte Wässerchen zu einem endlos wogenden Ocean. Grade auf dem falschen und unsicheren Masstabe, den der Dichter seinem Thierchen leiht, beruht das Gefällige dieser Darstellung, und sie gewinnt etwas von der Naivetät des bekannten Wechselgespräches, wo *Kunz* den *Hinz* zurechtweiset: „der Mond sey nicht wie ein Straussenev, sondern wie ein Fuder Heu." Wie konnte *Bentley* hier Anstoss finden, und den kleinen Frosch (freylich der Wahrheit gemässer!) statt *major dimidio*, *major pernimio*, grösser noch vielmal wohl, antworten lassen. Wie konnte der scharfsinnige *Cuningham* dem armen Horaz zu einer ungesalzenen Emendation:

Major. Dein: *num tanto? Major. cum magis atque*

auch noch einen knickfüssigen und völlig cäsurlosen Vers aufdringen! Wie konnte der geistvolle *Sanadon* endlich einer solchen Kritik seinen Beyfall geben! Wäre es nicht besser gewesen, wenn diese Männer, statt den Frosch in die Schule zu nehmen, wie er hätte sprechen sollen, lieber bey dem Frosch in die Schule gegangen wären, um zu lernen, wie ein Frosch zu denken und zu empfinden gewohnt ist?

Vor solchen Missgriffen sicherte den Übersetzer seine eigene Laune; dagegen soll es ihm nicht geschenkt seyn, dass ihm auch einmal ein Siebenfüssler entschlüpft ist. Serm. II, 3, 188:

„König bin ich; — Nichts weiter verlang' ich Niederer. — „Und was gerecht ist,
Foder' ich!" —

den wir schnell in: „*Recht nur Foder' ich*!" umändern wollen. Dank sey es den häufigen Pausen des dialogischen Hexameters, dass sie den grosen Verskünstler auch einmal über die 6 hinausgelockt haben. *Klopstock* (Mess. Ges. 12.) mag ihm zum Gefährten dienen:

Welche Leben waren in ihr erschaffen! wie stieg sie! Nicht Eine,

Von *Goethe* will auch verlauten, dass ihm irgendwo ein Siebenfüssler entwischt sey, den indess Rec. nicht hat auffinden können. Wer aber hätte geahndet, dass der berühmte Rec. des Vossischen Virgil, als er einen siebenfüssigen Vers vorschlug, einmal so sollte gerechtfertiget werden!

Sehr glücklich sind auch solche Stellen übertragen, deren Komisches nicht allein im Inhalte, sondern in der Art des Ausdruckes oder der Wortstellung liegt, wie in folgenden Zeilen aus der brundusischen Reisebeschreibung:

Fundos Aufidio Lusco praetore libenter
Linquimus, insani ridentes praemia scribae,
Praetextam, et latum clavum, prunaeque batillum.

Welch eine närrische Figur spielt in diesem italischen Krähwinkel der armselige Schreiber in seinem Prätorornate; aber wie lächerlich macht ihn Horaz erst durch seine verzweifelten Ablative, die *Baxter* etwas wunderlich *Ablativos causae* nennt. Man denke

fich die feyerliche Redensart: *Romam Cicerone consule veni*, und nun dagegen: *Fundos Aufidio Praetore linquimus*, und den unendlichen Contraft zwifchen beiden! Man mufs lachen, und fich der Laune des Dichters freuen! Was zu erreichen möglich war, hat der Überfetzer geleiftet:

Fundi, *unter dem Prätor Aufidius Luscus*, verliefs *man*
Nicht ungern, und belacht' an dem geckichten Schreiber den Amtsprunk,
Hellen Talar, breit Purpurgefäum, und Pfanne des Weihrauchs.

Die 4 Epiftel an den Tibull fchliefst:

Me pinguem et nitidum bene curata cute vises,
Cum ridere voles Epicuri de grege — porcum.

Die Auslaffung des Comma nach *voles*, welches *Baxter* wieder eingefetzt zu haben fich rühmt, billigen wir. Das Launige liegt gröfstentheils in der gefchickten Wortftellung, die das entfcheidende Wort bis zum Schlufs auffpart, nachdem der Lefer vorher faft gezwungen ift, ein anderes zu erwarten.

Fett mich wirft du, ja glänzend, in wohlgenährter Haut fehn,
Wann zu belachen du kommft aus der Heerd' Epikurus *ein* Schweinchen.

Rec., der Meinung, dafs diefer Ausdruck auf einen Familienfcherz deute, nach welchem Horaz diefen Namen wegen feiner Kleinheit und Gemächlichkeit führte, überfetzte ehemals:

Mich wirft fett und glänzend du fchaun in gediegenem Vollwuchs,
Wenn du zu lachen begehrft *des* epikureifchen Ferkleins.

Eine ähnliche Stelle ift Serm. II, 3. 16: wo Horaz dem Bettelphilofophen Damafippus, der aus Dürftigkeit und Philofophie einen langen Bart trug, für feinen guten Rath eine angemeffene Belohnung wünfcht:

Di te, Damafippe, Deaeque
Verum ob confilium donent — tonfore.

Alles hätte man nach diefer ernfthaften Einleitung eher erwartet, als den — *tonfor*. Nur am Schluffe konnte der *tonfor* eine Wirkung hervorbringen. Die Überfetzung:

Der Götter und Göttinnen Lohn fey
Dir für den redlichen Rath ein — *Barbier*, Damafippus!

ift für die Hauptfache fo vollkommen wie möglich.

Noch müffen wir in Rückficht auf die *Voffifche* Überfetzung einer fchönen Eigenthümlichkeit unferes Dichters gedenken. Bey Vergleichungen mifcht er den verglichenen Gegenftand mit dem Bilde fo in einander, dafs beide nur Eins auszumachen fcheinen. Oft gefchieht diefs nur dadurch, dafs er Ausdrücke, die von einem beftimmten Gegenftande Ton und Farbe angenommen haben, auf andere Gegenftände überträgt, und fo eine bildliche Nebenbedeutung gleichfam mit hinüberfpielt, wie Serm. II, 1, 20, wo es vom Auguftus heifst:

Streichelt ihn einer verkehrt, *aus fchläget* er ringsum unnahbar.

So redet er in der 20 Ep. mit feinem Buche in Ausdrücken, die einem Mädchen zukommen, und macht dadurch fein Buch zu einem Mädchen, mit welchem er liebkofet. Die Prägnanz des horazifchen Styls beruht oft nur auf diefem Kunftgriffe, z. B. Serm. II, 3. 2: *fcriptorum quaeque retexens*, wo der Ausdruck *retexens* zugleich an die Weberey der Penelope erinnert. Eine merkwürdige Stelle, wo Bild und Sache ganz in einander gemifcht ift, findet fich Serm. I, 1, 54, wo auch die deutfche Überfetzung ganz hat nachfolgen können. Wo hingegen Gegenftand und Bild nicht mit gleicher Leichtigkeit zufammenfliefsen wollten, hat der Überfetzer eine Vergleichungspartikel hineingefchoben, z. B. *rufticus exfpectat*, harrt *wie* der *Bauer* — *divifit medium, fortiffima Tyndaridarum*, hieb ihn mitten entzwey, *als* tapfere Tyndarustochter. — Sehr fruchtbar wird diefer poetifche Kunftgriff, wenn der Dichter ihn als ein Inftrument feiner Laune gebraucht, um zwey Gegenftände auf eine poffierliche Weife in Eins zu verbinden, wie diefs in der merkwürdigen Epiftel an den Vinius *Afella* (*Eflein*) gefchieht, wo wir nicht wiffen, ob fie an einen Menfchen oder an einen Efel gerichtet ift. Schon *lange* und *oft* hat Horaz diefen Efel vor der Abfahrt unterrichtet, dennoch hält er es für nothwendig, ihm, da er fchon unterwegs ift, noch einmal Verhaltungsbefehle in einem Billet nachzufchicken. *Eflein* fteht ftill, lieft, fchüttelt die Ohren, und trabt dann feinen ruhigen Schritt weiter. Wir können nicht umhin, um doch auch ein ganzes aus der Überfetzung mitzutheilen, diefe ganze Epiftel, da fie bis auf ein paar Ausdrücke fo fehr gelungen ift, zum Schlufs ganz auszuheben.

Wie dich fcheidenden fchon ich oft und lange belehret,
Vinius, gieb dem Auguft das verfiegelte Päckchen mit Büchern,
Wenn er gefund, wenn heiter er ift, wenn endlich er fodert:
Dafs du aus Eifer für uns nicht fehlft, und allzu betriebfam
Hafs den Büchelchen bringft, als ungeftümer *Gefchäftsmann*.
Wenn dich etwa zu fchwer das Gepäck brennt meines Papieres,
Wirf vielmehr es hinweg, eh dort, wohin du beftellt bift,
Du *wie* ein Saumthier plump anprallft, und den Namen des Vaters
Efelhaft in Gelächter verkehrft, und werdeft ein Mährlein.
Brauche die Kraft vollftändig durch Anhöhn, Flüffe, Moräfte.
Jetzo der That Ausführer, nachdem du gelangeteft dorthin,
Halt alfo, wie fie lieget, die Laft; dafs unter dem Arm nicht
Du dein Büchergebund fchautragft, wie der Bauer ein Milchlamm;
Wie mit geftohlener Wolle die trunkene Pyrrhia fchreitet,
Oder mit Kapp' und Pantoffeln ein ländlicher Gaft zu dem Zunftmahl.
Auch nicht melde dem Volk, wie du ganz voll Schweifses dahertragft
Verfelchen, die wohl Reize dem Aug' und Ohre gewähren
Cäfars! nein, ob fie bitten und anflehn, fchiebe dich vorwärts.
Geh, fahr wohl! nicht ftrauchle dein Fufs, noch zerbrich mir den Auftrag!

Schade, dafs der fchöne und übrigens auch correcte Druck durch einige finnentftellende Fehler verunziert wird! Bd. 1. S. 326. Z. 1. l. *umzogene* ft. ungezogene. S. 330. Z. 2. l. *kleinre* ft. kleinern. — Bd. 2. S. I, 2, 9. l. *leckere* ft. lockere. — V. 122. l. *Preif.* — S. I, 4, 89. l. *auslüftet* ft. auslüftet. — S. I, 6, 109. l. *Leibbecken* ft. Leibdecken. — V. 113. l. *des.* — S. II, 2, 89. l. *Naf' ihm.* — S. II, 2, 52: l. *zurück* und *wächferne.* O. J. D. M.

FORTSETZUNGEN.

Wittenberg, in der Expedition des Prediger Journals für Sachfen, und in Commiffion in der Zimmermannfchen Buchhandl.: *Prediger-Journal für Sachfen.* 1806. Vierter Jahrg. 7 — 12 H. in fortlauf. Seitenzahl v. S. 541 — 993. 8. (Der ganze Jahrgang 3 Rthlr. 18 gr.) 8. Recenf. der vorhergehenden Jahrg. 1805. No. 288.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 JUNIUS 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

Frankfurt a. M., b. Wilmanns: *Poetische Fragmente von Tian.* — Inhalt: Hildgund, Piedro, die Pilger, Mahomed der Prophet von Mekka. 1805. 221 S. 8. (20 Gr.)

Als wir im ersten Jahrgange dieser A. L. Z. (No. 163) die *Gedichte und Phantasien von Tian u. s. w.* nicht ohne Lob des sich in ihnen ankündigenden Talents anzeigten, ahndeten wir nicht, dass wir schon bey Beurtheilung der nächsten Früchte desselben unsere Rechnung würden schliessen müssen, weniger noch — dass wir Ursache haben würden, durch Hinweisung auf die, allenthalben hervortretenden, falschen Richtungen einer ursprünglich poetischen Tendenz, die Hoffnungen selbst zu begrenzen, die wir damals von ihrer weiteren Entfaltung erregen zu dürfen geglaubt hatten. Darum hätten wir lieber die späteren Schriften der Dichterin ganz mit Stillschweigen übergangen, wenn wir nicht den Manen einer Verstorbenen, deren Andenken in vielen Herzen, aus einem anderen Gesichtspuncte, als aus dem ihrer Werke, fortleben wird, diese öffentliche Erwähnung schuldig wären. Aber auch in Hinsicht unseres Urtheils über diese Werke selbst wünschen wir recht verstanden zu werden. Wir verwerfen in ihnen nicht das, was sie, von einem untergeordneten Standpuncte aus angesehen, wirklich *sind* — Kinder einer schönen Phantasie, die mit Bildern des Menschenlebens und mit Ideen der Wissenschaft, wie mit Blumen spielt, ohne anderen Zweck und andere Freude, als sie zum Kranze zu reihen, und in der flüchtigen Verbindung der sanftverschmelzenden Farben ihrem Haupte einen Schmuck, dem Schauenden eine Lust zu bereiten: — in dieser Hinsicht empfehlen wir sie vielmehr jedem, der eines solchen Schauens in Unschuld fähig ist, ohne durch Verbildung des Geschmacks, oder durch die unwillkührlich weitergehende Foderung des Kunsturtheils, in seinem Genusse gestört zu werden. Was wir aber an diesen Versuchen auszustellen finden, ist der Widerspruch dessen, was sie *sind*, mit dem, was sie, gemäss ihrer ursprünglichen Anlage, und in dem, zu Tage hervorbrechenden Sinn der Dichterin, werden und seyn sollten.

Caroline von Günderode aus Frankfurth a. Mayn, (der Tod hat den Schleyer der Anonymität zerrissen,) wollte dichten als Weib im männlichen Geiste. Ihr Streben ging nach dem Idealen in der romantischen Kunst. Aber die weibliche Natur in ihr liess sie *jenes* — das Bewusste ihrer Absicht, *dieses* Ziels verfehlen. In einer kraftlosen Mitte erlahmte ihr Flug. Sie fühlte bald, dass ihr das Ideale der Kunst unzugänglich sey, denn sie hatte es, mit weiblicher Phantasie, nicht in seiner ursprünglichen Reinheit und Selbstständigkeit, wie es, eine überirdische Schöpfung auf der Erde, sich bloss in der absoluten Harmonie *innerer* Beziehungen zu einer freyen Realität ausdrückt, sondern vielmehr in den Formen seiner *äusseren* Erscheinung, in dem, was wir die wirkliche Welt zu nennen pflegen, geahndet und angeschaut. Daher weilte sie am liebsten in der Geschichte, wo die Idee der absoluten Einheit alles Lebens oft in lichten Puncten hervorzubrechen versucht. Solche Momente leuchteten ihr ein, Menschen, Begebenheiten wurden von ihr symbolisch und allegorisch behandelt, aber das Zurücktreten der höheren Kraft in die Fluth der allgemeinen Geschichte liess sie ohne Führung zurück, und die selbstgeschaffenen *Symbole* wurden ihr *Hieroglyphen.* Wollte sie nun in freyer Schöpfung zu dem abgebrochenen Faden zurückkehren, so verfehlte sie den rechten Standpunct, und knüpfte nicht selten am falschen Ende wieder an. So zerfällt das romantische Element ihrer Dichtungen in sich selbst, man vermisst den Geist der Freyheit, der, als eine äussere Seele, gleichsam als der Einfluss eines Schicksal-Gestirns, die innere Nothwendigkeit in sich auflöst. — Wenn sich nun hieraus die spätere Neigung der Dichterin zum Dramatischen hinlänglich erklären lässt, so folgt daraus nicht minder bestimmt und nothwendig das Misslingen aller ihrer dramatischen Versuche, und die schnell sich folgenden Entwürfe, die gleichsam als eben so viele Versuche, nach verschiedenen Richtungen den unnatürlichen Flug zu erzwingen, anzusehen sind, würden gewiss, da in ihnen sich das erwachende Selbstbewusstseyn der Dichterin ausspricht, ohne die den Druck begünstigende Galanterie, in ihrem Pulte zurück geblieben seyn. Wie weit sie über diesen Punct schon mit sich ins Klare gekommen war, beweisen unter anderen die beiden Fragmente in *Daub's* und *Creuzer's* Studien, wo sich nicht verkennen lässt, dass sie auf einem neuen Seitenwege, der inneren Stimme misstrauend, durch das Medium des *Wissens*, in philosophischer Besonnenheit, den Zauber, der ihr Innerstes umschleyert hielt, zu lösen suchte.

Hier ist nicht der Ort, zu untersuchen, was *Carol. v. Günderode* von diesem Standpuncte aus, der Poesie hätte seyn und werden können. Wir haben in dem Obigen unsere Meinung über die Schranke der weiblichen Phantasie überhaupt, (wenn anders das, was ursprüng-

liche *Eigenheit*, und dem anderen Geschlecht in gewisser Hinsicht eben so unzugänglich ist, noch so genannt werden kann,) angedeutet. In jedem Streben aber über die ursprüngliche Schranke hinaus liegt etwas Wunderbares, das die Achtung der Welt in Anspruch nimmt, auch wenn es, wie fast immer, seines Zwecks verfehlt. So haben wir den Manen der Dichterin mit unserem freymüthigen Urtheile ein Sühnopfer gebracht.

Um nun aber über der *Dichterin* ihr *Werk*, den eigentlichen Gegenstand dieser Blätter, nicht ganz zu vernachlässigen, mögen hier, statt des eigenen Urtheils, die Bruchstücke aus einem Briefe folgen, in welchem ein Freund der Dichterin sein Urtheil über ihren Mahomed, — ein Schauspiel mit Chören, und zugleich das gröfste und ausgeführteste Stück, das dieses Bändchen enthält, mit einer Freymüthigkeit vorträgt, die beweist, dafs sie von dieser Seite über die Schwächen ihres Geschlechts erhaben war, und in ihren Gedichten mehr, als eitle Zierrathen für ihr irdisches Daseyn, suchte.

Wir wählen diesen Brief nicht blofs defswegen, weil er uns aus der Seele geschrieben ist, und ganz in Harmonie mit unserem obigen Urtheil über die Dichterin steht, sondern auch, und vorzüglich darum, weil wir in öffentlicher Wiederholung dessen, was die Verstorbene selbst, noch lebend, vernahm, sie gleichsam mit in unser Publicum hineinziehen, und zur Theilnehmerin an unserem Urtheil machen können. Hier also die hieher gehörigen Stellen des Briefs, und zum Schlusse ein Sonnet, das dieser Band, ausser den, auf dem Titel angeführten, Fragmenten enthält, und das bedeutende Anklänge aus dem innersten Gefühl der Dichterin vernehmbar machen will.

„Ehe ich Ihrem Wunsch, mein Urtheil über Ihren Mahomed zu vernehmen, Genüge leiste, erlauben Sie mir einige vorläufige Bemerkungen. — Wie sich in dem urbildlichen Schauen und Schaffen Gottes die Freyheit der Nothwendigkeit vermählt, so wird seiner ewigen Weltregierung *alle* Zeit *Eine* Zeit, und die unendliche Mannichfaltigkeit individueller Tendenzen, die sich auf dem Gebiete der Geschichte, in der grenzenlosen *Möglichkeit*, *frey* zu bewegen scheinen, bewegt sich um seinen Thron in der Einheit einer *unendlichen* Reihe des *Endlichen*. Wer, vom eigenen Geiste oder von dem Geiste der Zeit getrieben, diese Idee der ewigen Zeit, in Bezug auf die Verknüpfung einer bestimmten Reihe endlicher Handlungen oder Begebenheiten unter sich, und mit ihrem höchsten Ziele, in dem ewigen Willensacte Gottes, erkannt hat, heisst mir ein *Prophet*; obgleich der Sprachgebrauch einige wahre Propheten unter die Historiker gestellt hat, und überhaupt dem weissagenden Geiste eine Abtheilung der *endlichen* Zeit anweisen will, da er doch im Moment der Begeisterung über aller Zeit steht, und sie in ihrer ewigen Verklärung erkennt. — Die Handlung eines jeden Drama aber ist nothwendig eine *endliche*, und wenn in der Tragödie das ewige Schicksal erscheint, so erscheint es zugleich in der Beschränktheit einer, wenigstens supponirten, Beziehung auf einen endlichen Zweck. Kann nun ein Prophet Subject eines wahren Drama seyn? Ich glaube nicht. Der Kampf mit dem unsichtbar waltenden, und doch in seiner Allgewalt, durch jeden Moment des Übergangs einer Handlung in ihr Product hervorblickenden Schicksale, der, als das Bestreben des Endlichen sich in seiner Endlichkeit zu erhalten, den Adel und die Würde der Unsterblichkeit zu dem nothwendigen Untergang desselben hinzubringt, weil das Endliche, sey's nun im Hingeben oder im Kämpfen, sich seiner göttlichen Natur bewufst werden mufste, ehe es den Tod bestehen, und diesseits oder jenseits die ewige Versöhnung suchen konnte; dieser Kampf fällt bey dem Propheten, als Hauptperson eines Drama, weg. In ihm hat das Schicksal schon die ewige Selbstanschauung und Sprache gefunden, er ist der Mund des Schicksals, und so führten die alten Tragiker ihre Priester und Propheten in das Drama ein. Er selbst kann nicht anders handeln, als mit absoluter Gewifsheit. Was jenseits seiner Bestimmung liegt, weifs er nicht, sein eigenes Leben ist ihm fremd geworden, *nothwendig* ist alles, was er thut, und nicht wie *sein* Werk. Er erzwingt allenthalben Achtung und Unterwerfung, *sobald er gehandelt hat*; aber *vor* der That gleicht er einem Kinde, oder einem Wahnsinnigen. Zwey Seiten kann ich mir denken, von denen aus das Leben eines Propheten ins Drama eintreten könnte. — Die erste ist tragisch. Es ist der Vormoment der Weihung, und das Kämpfen und Erliegen der endlichen Natur unter dem mächtigen Zwang eines Gottes, der alle eigene Tendenz austreibt aus dem Individuum, und seine Seele mit geheimen Banden festkettet an die waltenden Kräfte des Universums, dafs es, mit einem feineren Organe, die Begebenheiten und Erscheinungen in der Quelle schaue, in der sich die Endlichkeit zum ewigen Leben läutert. Die zweyte Seite ist hoch-komisch. Der Prophet ist ein freyes Schicksal. Er ist sich seiner Weihung bewufst, und hat Verzicht gethan auf endliche Zwecke. Aber die endlichen und gemeinen Naturen um ihn her glauben keinen Gott und keine Begeisterung, und keinen Wandel des Geistes im Fleisch. Sie erkennen den Gottgesandten nicht, und lehnen sich gegen seine Macht auf, als gegen die eines endlichen Wesens, wie sie selbst sind. Er handelt, und sein Handeln ist das Spiel eines guten Geistes mit der Ohnmacht und Schwäche, die das Böse thun will, weil sie das Gute für andere thun müfste, und dann nicht Zeit genug zu behalten fürchtet, das *Beste* für sich selbst zu thun. — Sie haben in Ihrem Mahomed beide Seiten vereinigt, die erste, wie mich dünkt, mit Absicht, die zweyte in der Folge aus Gehorsam gegen die Pflicht der Wahrheit und geschichtlichen Treue. — Um den inneren Kampf des irdischen Geistes mit dem Propheten-Geiste, der ihn mächtig aus seinem Gebiete verdrängen will, zu verlängern, und die tragische Tendenz des Stücks zu erhalten, lassen Sie Mahomed, neben der Gewifsheit göttlicher Eingebungen, noch zuweilen, und in gewissen Fällen, dem Zweifel an seiner höheren Bestimmung Raum geben, — nicht selten empfängt er seinen Beruf durch äufsere Zufal-

le und Begebenheiten, die, in ihrer endlichen Gestalt, dem Zuschauer selbst über ihre höhere Abkunft grosse Zweifel übrig lassen, und zuweilen sogar auf eine Täuschung der Phantasie und auf ein sehr lebhaftes Combinationsvermögen des Propheten, als Erklärungsgründe seiner Weissagungen, hinzudeuten scheinen, wodurch der Leser und Zuschauer leicht in den Sündenfall einer psychologischen Deutung der Denk- und Handlungsweise Mahomeds, oder in den Genuss und Begeisterung störenden Zweifel an der Wahrhaftigkeit desselben, und an der Übereinstimmung seiner Äusserungen mit seinen wahren Maximen und Zwecken, gestürzt werden könnte. Beyspiele der ersten Art finden sich z. B. in der Erzählung Mahomeds im ersten Zeitraum, besonders wo er auf die Zeit seines Tiefsinnes zu reden kommt, und im dritten Zeitraume, wo Mahomed, im Kampf mit seinen Zweifeln, tief unter die Würde des Gottgesandten sinkt, und sich unwürdig macht des herrlichen Gesichts, das ihm bald darauf zu Theil wird; ferner, versteckt, aber sehr auffodernd zu psychologischen Deutungen, ist das Verhältniss des Gebets im vierten Zeitraum, ehe Mahomed zu dem Emir geht, zu dem unmittelbaren, doch nur zufälligen Erscheinen der drey Rabinen aus *Yareb* und ihrer schnellen Bekehrung; verdächtig auch, und an Columbus erinnernd, oder doch wenigstens sehr dunkel, nach dem, was wir kurz vorher von Mahomed sahen, die Wirkung seines Gebets auf den Mond vor dem Emir und dem versammelten Volke. Ich will nicht mehrere Stellen dieser Art auszeichnen, da Sie solche, wenn Sie meine Ideen würdigen, Ihren Mahomed in Bezug auf dieselbe zu durchsuchen, noch an vielen Orten finden werden, wo ich sie nur mit Mühe herausheben könnte."

„Stellen, wo Mahomed aus einer anderen, als der einen Quelle seines Propheten-Geistes, Wort und That zu schöpfen scheint, sind z. B. die Scene, worin Omar bekehrt wird, so trefflich auch das vorbereitende Moment, von Seiten des letzteren, übrigens eingeleitet ist. Zuletzt erlischt in dem *siegreichen* Mahomed der Prophet, und ein Rückblick auf seine früheren Thaten und Reden trübt die Ansicht seines Wesens, und macht es selbst dem Chor an mehreren Stellen unmöglich, ihn, sein Leben und seine Thaten ohne Sophistik zusammen zu verbinden, und in die Harmonie eines Reflexes zu bringen. — Warum erfahren wir nichts von den ersten, heiligen Momenten der Weihe, da Gott zuerst zu seinem Propheten sprach? Ich denke mir das Leben eines Propheten als eine umgekehrte Tragödie, die mit der hoechsten, tragischen Entscheidung beginnt, und von diesem Gipfel aus, durch That und Wort, den irdischen Tod aufsucht, der schon getödtet war, als die Tragödie begann, um über ihn zu triumphiren. Mahomed *erzählt* nur von seiner Berufung, aber in einem Momente, da die Begeisterung schon vorüber gegangen ist. Der Chor spricht mehr Zweifel, als Vertrauen, aus. Und doch hätte der weise Chor hier am besten seinen Platz gefunden. — Sie sehen also, Ihr Mahomed ist mir nicht tragisch genug. — Aber für die komische Seite ist er doch zu ernsthaft, und der Chor tritt auch in eine viel zu genaue Berührung mit den anderen, vernünftigen Menschen, die im Stücke handeln, als dass man irgendwo einen Pferdes- oder Ziegen-Fuss hervorblicken sähe. Und doch wären einige Scenen so durchaus komisch zu nehmen, die Schlacht, die nach der Entscheidung des Emirs droht, — der ganze Überfall im Gebirge bis zu Sofcans Errettung, — wo sich das Tragische romantisch schön hineinschlingt. — Nahlids Tod endlich wäre der höchste Vereinigungs- und Indifferenzpunct des Komischen und Tragischen geworden, wenn es Ihnen um eine ächt romantische Behandlung zu thun gewesen wäre. Ich will nicht weitläuftig seyn. Ich gebe Ihren Mahomed für jedes, auch das kleinste, Stückchen Ihrer „Gedichte und Phantasien." — Doch Mahomed giebt sich nur für eine „dialogisirte Geschichte," und will nicht Anspruch machen auf die höhere Construction des Drama, und dieses spricht sich, ich möchte beynahe behaupten als *aufgedrungene* Tendenz, noch ausser der Überschrift u. s. w. fast durchgängig in der Einförmigkeit und declamatorischen Richtung des Styls aus, die in modernen Zeiten, da man die Poesie der Geschichte ganz verlernt hatte, ein Auskunftsmittel abgeben sollte, den todten Buchstaben durch die Schraubengewinde der Form auf eine höhere Potenz zu bringen."

„Als dialogisirte Geschichte des Propheten von Mekka aber geht das Ganze, wenn wir auch die Acte Zeiträume nennen wollen, was sie doch nicht einmal im richtigen Sinne sind, und wenn Sie's auch auf dem Titel als Nicht-Drama angeben wollten, doch ebenfalls nicht durch. Das Ganze ist offenbar auf ein Drama angelegt, — die Chöre reflectiren es in sich selbst, und hindern das allseitige Ausströmen in die allgemeine Geschichte, was, als wesentliches Merkmal, die dialogisirte Geschichte von dem Drama unterscheiden hilft, ferner ist Mahomed für jenen Zweck viel zu sehr von Seiten seines Inneren genommen, und wenn gleich die nur schwach nach Objectivität ringende Form, durch den schwächeren Conflict mit dem Stoff, dem Ganzen einen etwas ruhigeren Gang giebt, und sich dadurch einer Seits der Geschichte nähert: so entfernt sie sich doch auf der anderen Seite, wie schon von selbst klar ist, durch ihre wesentliche *Richtung* allzuweit vom Ziele der Geschichte, als dass, durch jene Annäherung, die in der Anlage und Construction selbst gegründete Tendenz zum Drama aus den Augen gerückt werden könnte."

„Sie müssen also Ihrem Mahomed entweder alle Poesie nehmen, was Sie schwerlich gern thun werden, oder Sie müssen die Bande seiner Form ganz auflösen, um zu sehen, auf welche Seite er, sich selbst überlassen, hinneigt. — Der Himmel lasse ihn, in dem angeblichen Mutterlande der romantischen Poesie, dem guten Geist begegnen! Ich bin u. s. w."

Wir geben nun noch das oben versprochene Sonnet: *Der Kuss im Traume*, ein Bruchstück aus einem von der Verfasserin unvollendet gelassenen Romane, dessen Verlust wir um so mehr bedauern, je mehr wir Veranlassung haben zu glauben, dass hier die innere

Geschichte der Dichterin selbst die Formen des Gedichts mit ihrer höheren Lebendigkeit beseelt haben würde.

„Es hat ein Kuss mir Leben eingehaucht,
Gestillet meines Busens tiefstes Schmachten,
Komm Dunkelheit, mich traulich zu umnachten,
Dass neue Wonne meine Lippe saugt.
In Träume war solch Leben eingetaucht,
Drum leb' ich, ewig Träume zu betrachten,
Kann aller andern Freuden Glanz verachten,
Weil nur die Nacht so süssen Balsam haucht.
Der Tag ist karg an liebesüssen Wonnen,
Es schmerzt mich seines Lichtes eitles Prangen,
Und mich verzehren seiner Sonne Gluthen;
Drum birg' dich Aug dem Glanze ird'scher Sonnen!
Hüll dich in Nacht, sie stillet dein Verlangen,
Und heilt den Schmerz, wie Lethes kühle Fluthen.

Gegen den Missstand, der hier zweckwidrig einfallenden, männlichen Endung, scheint die Dichterin vorsätzlich nachsichtig gewesen zu seyn, ungeachtet schon das: *eingehaucht* des ersten Verses ein sanfteres Verschwimmen der Consonanz unmittelbar zu fodern schien. S.

Berlin, b. Schüppel: *Thomas Kellerwurm.* Roman von *A. F. E. Langbein.* 1806. 330 S. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Herr Thomas von Pampel, von seinen fleissigen Besuchen in den Weinkellern genannt Kellerwurm, ward durch seine allzugnädige Frau Mama zu einem Fresswanst erzogen, dem nach Essen und Trinken nichts über Ruhe und Bequemlichkeit ging. Jede Anstrengung war ihm von Haus aus zuwider, und nur dann raffte er seine Kräfte zusammen, wenn es darauf ankam, seinem Gaumen einen wohlbehaglichen Genuss zu bereiten. Übrigens war er ein Mensch ohne Falsch, hatte Mutterwitz, und eine reiche Ader von guter Laune, die auch bey den empfindlichsten Widerwärtigkeiten nicht versiegte. Seine schwächste Seite war ein hoher Grad von Feigheit; doch verstand er sich meisterlich darauf, diese Ähnlichkeit mit dem Hasengeschlechte unter der Larve der Prahlerey zu verstecken, und sich vor Leuten, die ihn nicht genau kannten, das Ansehen eines Löwen zu geben. Diesen Herrn Thomas von Pampel, von dessen Äusserem man sich, mit Hülfe der Titelvignette, einen anschaulichen Begriff machen kann, führt Hr. *Langbein* zuerst ins Cadettenhaus, wo er hungert, stiehlt, und von der Wache läuft: hierauf lässt er ihn die Universität beziehen, eine Liebschaft des lieben Essens wegen anspinnen, nichts lernen, aber am Ende doch, als einen von hochadelicher Geburt, im Examen ungemein wohl bestehen. Seine dritte Rolle spielt Herr von Pampel als Referendar bey der Landes-Regierung, wo aber seine eben so grosse Unwissenheit als Trägheit sich bald genug veroffenbaren, um ihn seiner Wege gehn zu heissen. Unterdessen treibt ihn die Noth zu Fräulein Beate von Wimmerling, mit welcher er betet, singt, isst und trinkt; nebenher auch den Erbschleicher macht, was ihm aber durch das erbitterte Kammermädchen misslingt. Aus der Hungersnoth, in die er durch seine Unvorsichtigkeit gerathen, wird er durch den Verlust seines Vaters und durch den Besitz des väterlichen Vermögens, gerissen. Aber nur auf kurze Zeit: denn die Erbschaft ist mit Hülfe eines ihm anhängigen Dorfbalbiers bald vergeudet. Nachdem ihm der Plan, als Schriftsteller Geld zu verdienen, misslungen ist, begiebt er sich auf Reisen, um sein Glück in der Fremde zu machen, und wird erst Kammerjunker, dann Hauptmann bey dem von dem Fürsten zu stellenden Reichs-Contingent. Hier beweiset er sich in offener Feldschlacht als einen tapferen Ausreisser, und bey einem nächtlichen Ueberfalle weiss er sich so geschickt in das Heu zu verstecken, dass ihn kein Feind herausfinden kann. Seine Tapferkeit und resp. Geschicklichkeit wird mit dem Abschiede belohnt, welcher ihn aber nur so lange beunruhigt, bis er von einem Onkel zwanzig Tausend Thaler erbt. Doch auch dieses Geld ist bald durch die Gurgel gejagt, und nun bietet ihm das Glück zum letzten Male die Hand, indem es ihn zum Ober-Küchendirector bey einem kleinen Fürsten macht. Aber nur wenige Tage glänzt er in diesem Posten; die Kabalen der Köche befördern seinen Untergang; er muss den Hof verlassen und stirbt als irrender Ritter. — Diess sind die Thatsachen, mit deren Erzählung Hr. *Langbein* einen Angriff auf das Zwergfell der Leser versucht hat. Wäre er doch nur dabey mit etwas mehr Ueberlegung und gesetzteren Schrittes zu Werke gegangen. An Talent zum Komischen gebricht es ihm nicht, aber an dem, was jedem Talente erst seine Würde giebt, an Kritik. Hier hat ihn die Eile von einem Fehltritte zum anderen fortgerissen, und wenn man ja einmal bey einer Seite lachen könnte, so lässt uns der von der vorhergehenden mitgebrachte Ärger nicht dazu kommen. Vermuthlich hat ihn auch diese Eile vergessen lassen, dass jeder Roman ein in sich vollendetes Ganzes seyn müsse, dass die Wahrscheinlichkeit sehr gerechte Ansprüche auch an das Lächerliche habe, und dass man nicht Alles lächerlich machen dürfe, was einem Witzbolde eine lächerliche Seite zeiget. Ausserdem ist auch das Ganze in einer viel zu plumpen Manier gearbeitet; die Charaktere viel zu fratzenhaft geschildert, und viel zu viel verlegner Witz angebracht, als dass Leute von Bildung viel Geschmack an diesem Kellerwurm finden sollten. JS.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Braunschweig,* b. Schröder: *Meister Ulrich und sein Pflegesohn. Ein Roman.* 1804. 192 S. 8. (16 Gr.) Ein Kunstwerk ist dieser Roman nicht; aber er verdient doch unter den hunderten, die jährlich erscheinen, eine kleine Auszeichnung. Wenn gleich die Begebenheiten sich nicht natürlich entwickeln, so folgen sie doch auch in keiner unnatürlichen Verwickelung auf einander, und in der Charakterzeichnung sind keine widersprechenden Züge. Der Ton der Erzählung ist leicht und schlicht, die Sprache ohne auffallende Vorzüge, wie ohne auffallende Fehler. Dass der Meister *Ullrich* des Textes auf dem Titel in einen Meister *Ulrich* verwandelt worden ist, kann als die Anzeige eines Schreibefehlers angesehen werden.

L. W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 JUNIUS, 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Halle, b. dem Vf. und b. Ruff: *Grundsätze der National-Ökonomie oder National-Wirthschaftslehre* von *Ludwig Heinrich Jakob*, Dr. und ord. Prof. der Philos. in Halle. 1805. XVI und 548 S. 8. (1 Thlr. 20 gr.)

Ebendaselbst: *Abhandlung über die National-Ökonomie* oder *einfache Darstellung der Art und Weise, wie die Reichthümer entstehen, vertheilt und verzehrt werden*, von *Joh. Baptist Say*, Mitglied des Tribunats in Frankreich. Aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von *Ludwig Heinrich Jakob*. 1807. B. I. XXXII und 486 S. B. II. VI und 544 S. 8.

Beiden Werken liegen Adam Smiths Untersuchungen über die Natur und Ursachen des National-Reichthums zum Grunde, ihre Vff. sind von diesen ausgegangen, und sind in dem Lob seiner grofsen Verdienste einverstanden. Aber weder Hr. *J.* noch *S.* folgen ihm in der Ordnung; auch weichen sie dann und wann in der Entwickelung der Begriffe, auch wohl in einigen Puncten, die gerade nicht die Fundamente betreffen, von dem allgemein verehrten Lehrer und Meister ab. Beide sind bemüht gewesen, durch eine lichtvollere logische Ordnung die Ueberficht und Einsicht zu erleichtern; beider Bemühen ist nicht ohne Verdienst; und kann und wird nicht nur zur nahen Vertraulichkeit mit Smiths Vorstellungen führen, sondern auch Gelegenheit geben, über manche Sätze, die Smith etwa nur berührt, nähere Auskunft, über andere, die er nicht hinlänglich begründet hat, oder die bestritten werden können, mehr Belehrung zu erhalten. Beide Schriftsteller sind ihm nicht sklavisch gefolgt; sondern sie sind, wie es deutlich hervorgeht, so zu Werke gegangen, dass sie Smiths Untersuchungen sich zuvor zu eigen machten, dann mit Hülfe eigenen Nachdenkens und eigener Reflexion ihre Bücher entwarfen. Unter der Menge von Schriften, welche Smith veranlasst hat, werden sie stets einen ehrenvollen Platz einnehmen, und dem Kenner hie und da neue Aufschlüsse oder Veranlassung zum weiteren Nachforschen anbieten, ganz vorzüglich aber denen, welchen Smiths Untersuchungen aus bekannten Ursachen zu schwer und zu mühsam zu verstehen sind, auf eine bequeme Weise zur Einsicht in diese Fächer des menschlichen Wissens verhelfen, auch das nachmalige Studium des einzigen, trefflichen Werkes erleichtern. Diess Studium aber darf und soll durch diese und andere ähnliche Bemühungen nicht hintangesetzt noch erlassen werden. Wer es ernstlich meint, der muss keine Beschwerde scheuen, und auch an der Quelle selbst schöpfen lernen, wie unzugänglich sie auch seyn mag.

Hr. *S.* und Hr. *J.* befolgen andere Methoden, eine andere Ordnung in der Darstellung, und in der Entwickelung der Begriffe. Bey der Ordnung dieser wird sich schwerlich je ein strenges System behaupten lassen; aber das Verfahren beider läfst sich vertheidigen, und gewährt vielleicht eine leichtere Ueberficht, als das, welches Smith gewählt hatte. Hr. *S.* handelt in fünf Büchern von der Production, dem Gelde, dem Werthe der Dinge, dem Einkommen, der Consumtion. Hr. *J.* handelt in drey Hauptstücken von der Entstehung und Vermehrung des National-Reichthums, von den Principien der Vertheilung des National-Einkommens, von der Consumtion. Hr. *J.* schrieb nach *Say*, und hat diesen zuweilen benutzt, unter anderen in der Lehre von der Consumtion, aber er hat ihn so benutzt, wie jeder, der selbstständig ist, einen Vorgänger benutzen wird. Hr. *J.* hat alles absondern wollen, was die Finanzen betrifft, und das, was die oberste Gewalt zur Beförderung des National-Reichthums thun kann, und sich blofs auf das beschränkt, wie der National-Reichthum entstehe, sich vertheile, und verbraucht werde. Er nennt diess National-Ökonomie und will die anderen Theile Staatswirthschaft genannt wissen. Hr. *S.* redet auch von den Finanzen, und gelegentlich, ohne diesem einen besondern Abschnitt zu widmen, von dem, was die oberste Gewalt zur Beförderung des National-Reichthums zu thun habe. Allerdings kann so verfahren werden, wie Hr. *J.* verfahren ist; allein jener eine Theil, der wichtigste, den er behandelt hat, begründet nicht nur die beiden anderen, sondern diese haben hinwieder Einfluss auf den National-Reichthum, so dass Rec. keinen grofsen Gewinn sieht, wenn man diese verschiedenen Theile Eines Ganzen, als verschiedene Wissenschaften trennt, denen besondere akademische Vorträge gewidmet werden sollen, da die vielen Curse auf unseren höheren Schulen noch mehr zu vermehren, ohne dass eine dringende Noth vorhanden ist, gar nicht rathsam scheint. Mit den noch so sehr getrennten akademischen Vorträgen läfst sich doch nicht alles ergründen und erläutern, sie müssen und können nur als Anleitung zum eigenen Studium dienen. Ohnehin ist es begreiflich, dass, indem Herr *J.* nur den einen Theil bearbeitete, er gleichwohl genöthigt war, den anderen auch zu erwähnen, und wenigstens von der obersten Gewalt und den Finanzen,

insofern sie auf den National-Reichthum wirken, Notiz zu nehmen.

Eine Verschiedenheit zwischen beiden Werken findet sich noch darin, dass das deutsche zunächst zum Leitfaden für einen akademischen Vortrag, das Französische aber überhaupt für alle die bestimmt ist, die sich von diesen Kenntnissen näher unterrichten wollen, seyen es solche, die in Staatsgeschäften gebraucht werden, oder die, ohne eben *ex professo* diesen Studien sich zu ergeben, ein lobenswerthes Bedürfniss verspüren, über diese wichtigen Angelegenheiten sich zu unterrichten. Eben deshalb ist denn das französische Werk als Buch viel erfreulicher zu lesen, es hat die kurze Paragraphenform und den bekannten compendiarischen Zuschnitt nicht, den das deutsche Werk hat und haben musste. Die Franzosen behaupten, sie allein verständen die Kunst, angenehme, erfreuliche und lesbare Bücher zu schreiben, und ohne diess zugeben zu wollen, so ist doch von einer Seite etwas Wahres in diesem Satze, und Hr. *S.* versteht die Kunst allerdings in einigem Masse. Es haben die Franzosen ferner den Ausdruck, was nicht deutlich und klar ist, das ist nicht französisch; und in der That hat unser Vf. aufs eifrigste, und gewiss nicht ohne Glück, sich bemüht, auch diess Erfodernis eines guten französischen Schriftstellers zu erfüllen. Er ist dabey, was wir oft seiner Nation vorwerfen, gar nicht leichtfertig in seinen Untersuchungen; aber ohne den ganzen mühsamen Process, wie er zu dieser oder jener Überzeugung gelangt ist, oder wie er Smith's Ideen verstanden, aufgenommen und benutzt habe, dem Leser vorzulegen, trägt er seine Ansichten vor, und begründet ihre Wahrheit auf eine Weise, so dass jeder einigermassen gebildete Mann ihm mit Vergnügen und Belehrung, selbst in den abstractesten Untersuchungen, folgen wird und folgen kann. Die Anwendung macht er dann auf die Fehler und auf das Gute, das sich in Frankreich, den von ihm bewährten Grundsätzen gemäss, vorfindet. Er zeigt hier mannichfaltige Kenntnisse und Erfahrung, sollte man auch gerade nicht mit allem einverstanden seyn, und die Phänomene zuweilen anders zu erklären sich für berechtigt halten. Er zeigt aber unbezweifelt wohlwollende, gute Gesinnungen; und in Bezug auf das, was von Seiten der obersten Gewalt zur Beförderung des National-Reichthums geschehen solle, und was nicht, zeigt er Muth, gegen das System sich unverscheut zu erklären, das jetzt von seiner Regierung befolgt wird. Er thut diess so ungescheut, dass er auch das nicht einmal erwähnt, was unter den gegebenen Umständen von Seiten der französischen Regierung zur Vertheidigung der von ihr ergriffenen Massregeln, als solcher, die auf vorübergehende Zustände berechnet sind, angeführt werden könnte. Herr *S.* tadelt die Massregeln seiner Regierung oft selbst nicht ohne Bitterkeit, und er ist gleichwohl Mitglied des Tribunats. Dieser Umstand darf billig nicht übersehen werden. Man spricht viel von dem Presszwang in dem grossen Reich. Es ist bekannt, dass, vermöge der vorhandenen Gesetze, die Zeitungen und periodisch erscheinende Schriften unter eine stete Controlle der Regierung gegeben sind, nicht aber die übrigen Werke, die keiner Censur überall bedürfen, und dass, wenn Eingriffe von Seiten der Regierungsbehörden geschehen, gewisse, in den constitutionellen Gesetzen versprochene Hülfen angewandt werden können. Einen unverwerflichen Beweis aber, dass es mit diesem Zwang nicht so gar übel sey, als man es oft macht, liefert doch dieses Buch, wenn man dabey das Amt bedenkt, welches der Vf. bekleidet.

Herr Prof. *J.* ist auf andere Weise, zu Folge des Zwecks verfahren, den er sich vorgesetzt hatte. Sein Buch hat ein anderes Publicum, es ist zu akademischen Vorträgen bestimmt, in kurze Paragraphen nach diesem Zweck zerschnitten. Es ist verwegen, das völlig zweckmässige eines solchen Buchs angreifen zu wollen, da man ja nur einen Theil hat, indem den anderen der mündliche Vortrag hinzufügt. Aber die Ordnung ist gut, und in mancher Hinsicht, nach des Rec. Dafürhalten, besser, als die bey *S.* Ohne Wiederholungen kann es bey diesen Kenntnissen, wo strenges System nicht anwendbar ist, nicht wohl abgehen. Öfters, sagt der Vf., habe er die Ordnung geändert, und wenn es dem Rec. scheint, dass diess oder jenes noch geändert werden könne, so kann er doch nicht wohl in diess Detail hier eingehen, und noch weniger die Entwickelung dieses oder jenes Begriffs, die ihm nicht genügend war, hier anführen, noch mag er sagen, dass der Vf. ihm hier zu kurz, dort zu weitläufig vorgekommen sey, da er immerhin antworten kann: in dem mündlichen Vortrage ward dagegen diess übergangen, bloss auf das Handbuch verwiesen, und in dem andern Fall supplirt eben dieser Vortrag das Mangelnde. Das aber muss angemerkt werden, dass der deutsche Schriftsteller an scharfer Bestimmung der Begriffe den Franzosen zuweilen übertrifft, und an Deutlichkeit und Fasslichkeit ihm meist gleich steht. Beide Werke können recht gut neben einander bestehen, und ohne Zweifel hat diess auch Hn. *J.* vermocht, *S.* Werk ins Deutsche zu übertragen. Rec. hat die Übersetzung nicht ganz verglichen, aber was er verglichen hat, das hat ihm treu und so übersetzt geschienen, dass man es kaum merkt, dass man eine Übersetzung vor sich habe, wie denn Hr. *J.* seine Geschicklichkeit in dieser Hinsicht bereits öfters bewährt hat.

Da nun aber beide Schriftsteller in einigen Punkten unter einander und von Smith abweichen, so sind daraus die Anmerkungen des Hn. *J.* zu dem *Sayschen* Werke entstanden, wovon die vorzüglichsten sich am Ende der Übersetzung befinden. Diese enthalten vorzüglich das Neue und Wichtigere in beiden Werken, wenn man mit Smith sonst vertraut ist, und von den Verdiensten der Ordnung, der Deutlichkeit, der Entwickelung der Begriffe absieht, die beiden sonst eigen seyn mögen. Diese Abhandlungen werden deshalb denn auch eine nähere Prüfung verdienen.

Die vorzüglichsten sind folgende, die minderbedeutenden wollen wir übergehen: 1) Vergleichung des physiokratischen und Smithschen Systems; 2) Unterschied zwischen productiver und unproductiver Arbeit; 3) von den Wirkungen des Schlagschatzes; 4) von dem letzten Maßstab des Werths der Dinge.

Was den Unterschied zwischen dem physiokratischen und Smithschen System betrifft, so ist er aufs treffendste in dieser Abhandlung angegeben. Auch dem Rec. hat es gar seltsam geschienen, dass Garnier den Beweis übernehmen wollte, Smith und die Physiokraten wären eigentlich ganz einverstanden, da doch der erste die Arbeit, welche den Dingen einen Werth hinzufügt, die anderen aber die Erzielung des rohen Products, oder das, was sie Landbau nennen, als die einzige Quelle des Reichthums ansehen. Dieses wird nun in dieser Abhandlung von Hn. J. bemerklich gemacht. Er zeigt zugleich, dass jede Art von Arbeit, die einen Werth erzeugt, den Reichthum vermehren könne, welches Smith auch in Bezug auf die Fabrication und den Handel, jedoch vielleicht nicht ganz befriedigend, gezeigt hatte. Indess haben offenbar die Physiokraten ihren Satz noch weit weniger bewiesen, und auch in der ökonomischen Tabelle wird nicht befriedigend dargethan, dass es sich in der Wirklichkeit so verhalte, wie sie daselbst dem Scheine nach es darzuthun vermeinen. Es wird von Hn. J. gezeigt, dass der Werth der Fabricate nicht bloss aus dem Werthe der rohen Materie und dem, was die Arbeiter während der Fabrication verzehrt haben, zusammengesetzt sey. Ein Theil der Arbeit der Fabricanten ist schon hinreichend, das rohe Material und die bey der Fabrication verbrauchten Nahrungs- oder Unterhaltungs-Mittel zu bezahlen, und der überschüssige Theil ihrer Arbeit schafft einen Werth, der zuvor nicht da war. Es wird diess durch ein fingirtes Beyspiel eines ackerbauenden Volks auf einer isolirten Insel, wo die Erde in gleiche Portionen vertheilt worden, oder durch das Beyspiel eines Landes, wo die Natur die rohen Producte ohne oder bey ganz unbedeutender Arbeit lieferte, und wo zufolge der Physiokraten kein Reichthum entstehen könnte, dargethan. Der Begriff productiv in physiokratischem Sinn, wenn er bloss der Erzielung des rohen Products beygelegt wird, indem, zufolge dieser Schule, die Substanz allein sich durch die Natur vermehrt, wird berichtigt, und es wird mit *Say* behauptet, dass die Natur so gut wie der Mensch nur die Form ändere. Productiv ist nach Smith die Arbeit, die an einer dauernden Sache sich heftet und ihren Werth vermehrt; nach *Say* jede nützliche Arbeit. Hr. J. sagt, reiner Ertrag ist das Product jeglicher Arbeit, nach Abzug der Consumtion, die dessen Erzeugung foderte. Endlich wird mit Recht noch gegen die Physiokraten bemerkt, dass ihre Behauptung irrig sey, die Natur arbeite allein beym Landbaue mit dem Menschen, und gewähre eben dadurch den reinen Ertrag in ihrem Sinn, eine Behauptung, von der auch Smith sich hat hinreissen lassen; allein bey Manufacturen und dem Handel werden die Naturkräfte gleichfalls ja zur Gewinnung des Products oder Erreichung des Zwecks benutzt, Luft, Wasser u. s. w. müssen beiden dienen.

In der andern Abhandlung, worin der Unterschied über productive und unproductive Arbeit noch mehr entwickelt wird, bemüht sich Hr. J. vorzüglich darzuthun, dass nicht bloss, wie Smith behauptet, die Beschäftigungen, welche auf die Erzielung des rohen Products, dessen Verarbeitung und den Handel gewandt werden, einen ursprünglichen Werth erzeugen, sondern er tritt in dieser Hinsicht *Say* bey, der die übrigen nützlichen Beschäftigungen immaterielle Güter nennt, welche Hr. J. unter dem Ausdrucke persönlicher Dienstleistungen begreift. Den Unterschied sucht der Vf. zunächst darin, dass Personen nicht als Sachen (wo es nämlich keine Sklaven giebt) besessen werden können; steigere man aber den Begriff von Reichthum so, dass darunter der Vorrath von Sachen und Verhältnissen verstanden werde, so müsse man auch die Talente und Dienste Anderer dazu rechnen. In der That hat auch Smith zum stehenden Capitale einer Nation die Fertigkeiten und Geschicklichkeiten der Mitbürger schon gezählt. Somit wird es auf den Begriff ankommen, den man mit dem Worte Reichthum verbindet. Ferner wird gezeigt, dass die Talente und Dienste nicht nur mittelbar zur Vermehrung des National-Reichthums wirken, sondern dass sie auch häufig die Stelle reeller Reichthümer vertreten, weshalb die Eintheilung in productive und unproductive Arbeiter um so weniger passe, wenn dadurch ganze Stände unterschieden werden sollten; die Dienste, heisst es, hätten auch einen Tauschwerth, und versteht man unter productiver Arbeit diejenige, welche einen ursprünglichen Werth erzeugt, so ist es klar, dass Talente und Dienste diess auch können. Rec. ist mit diesem allen einverstanden. Indess hat Smith gewiss nie die unmittelbare Wirkung einzelner Theile der von ihm sogenannten unproductiven Arbeiter geleugnet; und wie hätte er diess sollen? Er leugnet auch gar nicht, dass diese Talente und Dienste einen Tauschwerth haben, und kann nicht leugnen, dass sie in dem Sinne, worin Hr. J. den Ausdruck productiv nimmt, productiv seyn könnten. Es wird also hier darauf ankommen, dass man sich über diesen Ausdruck verständige. Allein der Unterschied den Smith zwischen der Arbeit, die auf die Erzielung des rohen Products, auf Fabrication und Handel gewandt wird, und der Unterschied zwischen der Arbeit derer, die mit anderen Gegenständen sich beschäftigen, beruht in sofern auf einer wirklichen Verschiedenheit, indem die Arbeit jener, wie Smith sagt, dauernd und bleibend an einer Sache haftet und somit, wie er sich ausdrückt, ein gedoppelter Absatz *auf dem Markte* erscheint. Eben deshalb nennt auch Hr. J. in seiner National-Ökonomie die Arbeit, welche auf die Erzielung des rohen Products, die Verarbeitung desselben und den Handel mit beiden gewandt wird, eigentlich productive Arbeit. Smith hat nach des Rec. Dafürhalten darin unrecht, dass er die Arbeiter seiner unproductiven Classe also nennt, obschon jener Unterschied besteht, und dass er die, welche

mit nützlichen Arbeiten sonst beschäftigt sind, die mittelbar den Reichthum vermehren helfen, so darstellt, als lebten sie bloss auf Kosten seiner productiven Classe. Eben diess aber hat ihn auch in der Folge seiner Untersuchungen zu manchen Behauptungen verleitet, die eine Berichtigung zu bedürfen scheinen, während sein reiner Ertrag, den er zufolge der physiokratischen Lehre ausschliessend dem Landbaue zugesteht, ihn zu ähnlichen Folgerungen nicht verführt hat.

In der Abhandlung vom Schlagschatze erklärt sich Hr. J. gegen Smith, *Say* und andere, welche aus bekannten Gründen dem Schlagschatze das Wort reden. Auch schon Garnier hat diess, obwohl gestützt auf ein anderes Raisonnement, gethan, und bey den Discussionen vor einigen Jahrzehenden über den lübischen Münzfuss und die Einrichtung des holsteinschleswigschen, sind ähnliche Gegner des Schlagschatzes aufgestanden. Hr. J. sagt also: Durch den Schlagschatz wird die Münze vertheuert, jeder, der die Münze braucht, muss die Abgabe tragen, und demnach wirkt eine Abgabe, von der Münze erhoben, viel anders, als eine Abgabe, die auf einen anderen Consumtions-Artikel fällt; es werden somit durch den Schlagschatz alle Waaren ohne Unterschied vertheuert in dem Masse, als dieser höher oder niedriger ist. Zwar wird zugegeben, dass jeder beym Ausgeben eines so vertheuerten Geldstücks den vollen Werth dagegen wieder empfange, um welchen er es eingetauscht habe: „allein, so heisst es hier weiter (S. 473), wenn auch der Einzelne beym Austausch nichts einbüsst, so gehört doch immer eine grössere Quantität Waaren dazu, um sich das Tauschmittel zu verschaffen, sobald dasselbe durch den Schlagschatz vertheuert ist, und diese grössere Quantität Güter hätte können zu etwas anderem verwandt werden, wenn man sie nicht zur Anschaffung der Münzen und zum Austauschen nöthig gehabt hätte. Da aber die grössere Quantität realer Werthe, welche bey einem vorhandenen Schlagschatze für das Geld bezahlt werden muss, in gar keinem Verhältnisse mit dem Werthe steht, den die Regierung als Abgabe dadurch zieht; so ist klar, dass jeder Schlagschatz mehr oder weniger nachtheilig auf den National-Reichthum wirken muss, und dass der Nachtheil viel grösser ist, als der Vortheil, den die Regierung vom Schlagschatze ziehen kann." Diess wird durch ein fingirtes Beyspiel erläutert, und alsdann (S. 475) hinzugesetzt: Je mehr Werthe eine Nation zur Circulation gebraucht, desto weniger kann sie zur Production anwenden, und desto weniger kann sie geniessen. Daraus wird alsdann weiter gefolgert, dass in Bezug auf den inländischen Verkehr diess nicht nur der Fall sey; sondern dass im auswärtigen Handel, alles übrige gleich angenommen, die Fremden lieber ein Markt vorziehen würden, wo eine Landesmünze cursire, von der kein Schlagschatz erhoben würde, als etwa das unsrige, wo diess der Fall sey, eben weil alle Waaren bey uns um den Belauf dieses Schlagschatzes theurer seyn würden. Eben desshalb wird denn Englands Verfahren, das bekanntlich keinen Schlagschatz nimmt, empfohlen, und seine Münz-Politik, aus dem Wunsche dieses Volks, seine Güter den Fremden so wohlfeil als möglich zu verschaffen, erklärt, um dadurch die Concurrenten zu schlagen. Die Nation aber gewinne, heisst es ferner, gar sehr viel mehr auf andere von selbst nunmehr einleuchtende Weise, als sie durch die Übernahme der Münzkosten und dem Verzichtleisten auf ein kleines Einkommen vom Münzen je gewinnen könne. Es wird endlich hinzugesetzt, dass die bekannten Besorgnisse der Advocaten des Schlagschatzes aus folgenden Ursachen ungegründet wären. Denn gute Münze werde immer auch ohne Schlagschatz etwas theuerer seyn, als rohes Metall von gleicher Feine, weil Gewicht und Feinheit in der Münze genau bestimmt sey, weil sie sogleich als Tauschmittel gebraucht werden könne, da wenigstens selbst dann, wenn kein Schlagschatz genommen würde, einige Zeit erfodert werde, um das Metall in Münze zu verwandeln, und während dieser auch unter anderen die Zinsen verloren gingen; endlich weil die Münze durch den Umlauf einigermassen abgerieben werde, und sie somit in Kurzem etwas weniger enthalte, als da sie aus den Händen des Münzmeisters kam. Hieraus wird gefolgert, dass der Goldschmidt höchst selten von dem ersten Momente einigen Vortheil ziehen könne, die bey den anderen ihm und seinem Einschmelzen entgegen wirkten. Es werde aber nur dann ein Reiz entstehen, die Münze ohne Schlagschatz ins Ausland zu versenden, wenn jener einen unregelmässigen Gang angenommen habe; aber auch in diesem Falle ist der Vf. der Meinung, dass, wenn es nur frey stände, das gemünzte wie das ungemünzte Metall auszusenden, jenes schon wieder zu seiner Zeit zu uns zurückkehren würde. Es hält ferner der Vf. für unmöglich, dass ein Land, das einen Schlagschatz nehme, dadurch im Stande sey, die Münze der übrigen, die keinen nehmen, an sich zu ziehen. Wenn aber das Geld einer Nation, die keinen Schlagschatz nähme, so beliebt bey andern würde, dass diese die Münze jener Nation zur Circulation ihrer Güter vorzögen: so würde zwar jene die Münzkosten dieser vermehrten und vom Auslande gebrauchten Münzen tragen müssen, allein dieser Aufwand würde gar sehr dadurch vergütet werden, dass jenes Volk mit den anderen Völkern in grössere Handelsverbindungen kommen würde, denn diese würden die rohen Metalle nicht jenem der daraus entspringenden Kosten wegen zum Ausmünzen zuführen, sondern sie würden Waaren dafür geben, und dadurch würden die Handelsverbindungen jenes Volks zunehmen, und eben daraus ein weit grösserer Vortheil entstehen, als aus dem Aufwande zu Bestreitung der Münzkosten verloren ging. „Einer Nation (heisst es S. 488) könnte in der That kein glücklicheres Ereigniss begegnen, als wenn fremde Nationen sich ihrer Landesmünze zu bedienen anfingen."

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 JUNIUS, 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Halle, b. dem Verf. und b. Ruff: *Grundsätze der National-Ökonomie oder National-Wirthschaftslehre* von *Ludwig Heinrich Jakob*, u. s. w.

Ebendaselbst: *Abhandlung über die National-Ökonomie* oder *einfache Darstellung der Art und Weise, wie die Reichthümer entstehen, vertheilt und verzehrt werden*, von *Joh. Baptist Say*. Aus dem Französischen von *L. H. Jakob*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stuck abgebrochenen Recension.*)

Rec. hat durch diess alles seine Überzeugung nicht geändert, und ist vor wie nach ein Vertheidiger des Schlagschatzes in gewissem Masse und in gewissen Verhältnissen. Wenn der Verf. zugesteht, dass im inneren Verkehr jeder einen gleichen Werth für die Münze, wovon ein Schlagschatz erhoben worden, erhalte, wenn er sie ausgiebt, als er dafür gab, da er sie empfing; so ist damit schon so gut als alles für den Schlagschatz im inneren Verkehr entschieden. Zwar heisst es ferner, dass die Nation in diesem inneren Verkehr nun einen um so viel grösseren Aufwand machen müsse, um sich diess Circulations-Medium zu verschaffen, und es wird in einem supponirten Beyspiele gezeigt, dass diess einige Millionen betragen könne, welche zur Production oder Consumtion hätten verwandt werden können. Allein dem Rec. scheint hier eine irrige Vorstellung zum Grunde zu liegen. Die Landesmünze wird nicht consumirt, und der, welcher sie consumiren will, d. h. zum Beyspiel der Goldschmid, oder der Geldmäkler, der die guten Stücke einschmilzt, der soll es eben nicht, und darum hat man eben ganz vorzüglich den Prägeschatz, obwohl er diesem Übel zuweilen nicht allein hinlänglich vorbeugt, wenn andere Fehler in der Münzpolitik bestehen. Deshalb aber macht auch die Nation, die bey ihrem Gelde einen Schlagschatz eingeführt hat, keinen grösseren Aufwand, um die Circulation ihrer Güter zu bestreiten. Es scheint, die Sache müsse so vorgestellt werden, dass die Güter durch das Geld nur circulirt werden, und der Ausdruck scheint dem Rec. schielend, dass das Geld in dem inneren Verkehr gebraucht werde. Weit entfernt, dass ein Volk, das eine mit einem Prägeschatz versehene Münze hat, einen grösseren und nutzlosen Aufwand zu machen habe, erhält es eben dadurch ein wohlfeileres Circulations-Medium, das ihm gleiche Dienste im inneren Verkehr, als das theuerere ohne Schlagschatz gewährt. Wenn man das hier erwähnte Beyspiel annimmt, dass von zwey Nationen zur Betreibung ihres inneren Verkehrs jede 50 Millionen Thaler bedürfe, so würde die eine, vorausgesetzt, sie nähme einen Schlagschatz von 5 Procent, ihren Verkehr mit dem inneren Metallwerthe von 45 Millionen betreiben, während die andere, die keinen Schlagschatz nähme, den Werth von 50 Million. in Metallen zu diesem Zweck nöthig haben würde. Wenn aber ferner behauptet wird, dass keine Gefahr aus den angeführten Gründen wegen des Einschmelzens Statt finde, und dabey vorzüglich der Goldschmide gedacht wird: so sprechen tausend Erfahrungen dagegen, und man muss nicht bloss an Goldschmide, sondern an Kipper und Wipper, Geldmäkler und alle die denken, welche bereit sind, auch den kleinsten für sie entspringenden Vortheil aus dem Einschmelzen zu ziehen, welchen sie früher oder später immer ziehen werden, wenn kein hinlänglicher Schlagschatz ihnen das Gewerbe verdirbt. Es ist bekannt, dass, wie vervollkommnet die Münzkunst auch seyn möge, gleichwohl sie nicht so vollkommen ist, dass man genau jedem einzelnen Stücke dasselbe Schrot und Korn geben kann, wesshalb bald ein grösseres, bald ein geringeres Remedium den Münzmeistern, verschieden bey den verschiedenen Münzen und nach den Fortschritten ihrer Kunst, zugestanden wird. Es ist eben desshalb, wenn der Gehalt einer Münze geprüft werden soll, das Verfahren so, dass man nicht ein einzelnes Stück, sondern eine grössere Quantität derselben nimmt, um die Probe damit zu machen. Ferner werden die Münzen durch den Gebrauch nicht gleichmässig abgenutzt, die einen mehr, die anderen weniger, die Kipper und Wipper gesellen sich hinzu. So verschwinden dann die guten, gehaltvollen Münzen nur zu leicht, während die leichteren und schlechteren verbleiben, wenn kein hinlänglicher Schlagschatz genommen wird. Englands Silbergeld liefert Beweise genug, und die unsäglichen Betrügereyen, die damit vorgehen, sind bekannt. Wie es mit den Goldmünzen ehemals gleichfalls geschahe, und warum es jetzt nicht, wenigstens in dem Masse nicht geschehe, davon sind die Gründe gleichfalls bekannt. Dass aber ein Land, das von seinen Münzen keinen Schlagschatz erhebt, sie allerdings an Länder übergehen sehen könne, welche einen Schlagschatz nehmen, ist sehr gewiss und durch mehrere Erfahrungen bewährt, vollends wenn andere kleinere Fehler in der Münzpolitik hinzu kommen, aber auch ohne diese. In dem kleineren Verkehr an den Grenzen nimmt man, wo ein solcher Unterschied in den Münzen besteht, wechselsweise den guten und den schlechten Groschen, und man muss ihn nehmen. Auf diese Un-

kunde des grofsen Haufens aber speculiren die Geldmäkler und Einschmelzer, und selbst Münzstätte, die einen Schlagschatz nehmen, gar wohl, wie unter anderen im nördlichen Deutschland sich oft gezeigt, und worüber *Büsch* mehrere Beyspiele angeführt hat. Aber auch im Grofsen ist und kann diefs der Fall seyn, wie der eben genannte Schriftsteller, z. B. in Bezug auf das englische Silbergeld bemerkt, wozu sich freylich noch andere Münzfehler gesellten. — Aber auch in Bezug auf den auswärtigen Handel kann der Rec. sich nicht überzeugen, dafs die Erhebung eines Schlagschatzes von unserer Landesmünze dem Absatz unserer Producte schaden würde. In dem kleinen Verkehr an den Grenzen wird das bessere und das schlechtere Geld wechselseitig genommen. Eben defshalb hat z. B. Sachsen schlechtere kleine Scheidemünze prägen lassen, um die bessere nicht ganz durch den Verkehr mit dem benachbarten Preussischen verschwinden zu sehen. In dem gröfseren Verkehr aber, wo durch Wechsel-Assignationen der Kauf und Verkauf der Völker betrieben wird, da wird das Pari, abgesehen von allem Schlagschatze, nach der Quantität des in den beiderseitigen Münzen enthaltenen Metalls bestimmt; und in diesem Falle kauft man, alles übrige gleich angenommen, wohlfeiler in einem Lande, wo eine Münze existirt, von welcher ein Schlagschatz erhoben wird, als in demjenigen, wo diefs nicht der Fall ist. Auch giebt es, in dem Falle, dafs mit Wechseln nicht auszukommen wäre, andere Hülfen, deren Angabe hier zu weit führen würde, um die theuere Landesmünze zu umgehen, und ohnehin ist dieser Fall der seltenere. Gewifs aber ist, dafs jedes Land, das keinen, den besonderen Verhältnissen angemessenen, Schlagschatz von seinen Münzen erhebt, früher oder später seine gute Landesmünze verschwinden, und mit schlechten einheimischen oder fremden sich überladen sehen wird, und die gröfsten Verwirrungen es bedrohen.

Es scheint nicht, dafs Herr *Jakob* mit dem trefflichen Aufsatze über diese Materie von *Büsch* bekannt sey, wenigstens hat Rec. keine Spur davon gefunden, gleichwohl enthält er die schätzenswerthesten Erfahrungen. Es ist aber nicht gut, dafs man blofs aus Begriffen bey diesen Objecten räsonnire, sondern dafs man auch die Phänomene beobachte, eben weil diese vor mancher Einseitigkeit bewahren können. Er sagt diefs nicht in Bezug auf Hn. *J.*, der hierüber wohl gewifs mit dem Rec. einverstanden ist, sondern in Bezug auf die Richtung, welche die staatswirthschaftlichen Untersuchungen unter uns überall jetzt zu nehmen scheinen. Es ist recht gut auf die schärfste Bestimmung der Begriffe zu dringen, und es ist recht löblich, die Theorie zu vervollkommnen: allein es darf auch gar nicht vergessen werden, dafs diefs nicht allein bey diesen Kenntnissen zureichend sey. Die Beobachtung der Phänomene, ihre genaue Kenntnifs, verbunden mit der Theorie, wird allein vor der Einseitigkeit bewahren. Freylich weifs der gute Kopf die Erscheinungen anders zu benutzen, als der minder fähige, und es kann gegen den Werth der Erfahrungen nichts beweisen, wenn der letztere sie schlecht erklärt. Gewifs aber wird durch die richtige Beobachtung der Erfahrungen und ihre richtige Beurtheilung die Theorie selbst gar sehr gewinnen, und auf diesem Wege ist auch *Ad. Smith* so vortrefflich gewandelt. *Büsch* ist unter uns noch nicht ersetzt, und der Rec. rühmt gern des Verstorbenen grofses Verdienst, mochten auch seine Erfahrungen zuweilen nicht ganz begründet seyn, mochte er die Ursachen der Phänomene zuweilen nicht richtig treffen, und zuweilen es versäumen, aus dem Einzelnen zu dem Höheren und Allgemeinen sich zu erheben, zu dem Puncte hinaufzugehen, von wo aus die widerstreitenden Erscheinungen erklärt werden konnten: nichts desto weniger sind seine Verdienste ausserordentlich grofs, und das um so mehr, weil Geschäftsmänner, Finanziers und Kaufleute oft weder Zeit noch wissenschaftliche Bildung besitzen, um ihre erworbenen Kenntnisse brauchbar zu verarbeiten. Dem Theoretiker aber fehlt es so sehr oft an diesen Erfahrungen, und das um so mehr, da er von Geschäften entfernt lebt, und die bekannte Geheimnifskrämerey vollends die genaue Auffassung der Erscheinungen ihm erschwert. *Büsch* durch seine Lage und Verbindungen war hier wirklich ein unschätzbarer Vermittler.

Die letzte Abhandlung betrifft den Mafsstab des Werths der Dinge, und hier vertheidigt Hr. J. Smith's Behauptung, dafs die Arbeit der einzige, stets gleiche und brauchbare Mafsstab sey. Rec. verweist auf die Abhandlung, da er schon bereits so weitläuftig geworden, und glaubt es um so eher zu können, da er die Smithische Vorstellung im allgemeinen hier wieder gefunden hat, obwohl sie zum Theil bündiger und fafslicher gegeben wird. Rec. hegt indefs in dieser Rücksicht eine andere Meinung als Ad. Smith, ohne doch die Argumente zu gebrauchen, welche der Graf Lauderdale und *Say* gebraucht haben. Wenn es nur darauf ankommt, einen Mafsstab des Werths zu haben, der weniger veränderlich ist, als viele andere Dinge, die dazu gebraucht werden können, und wenn, wie hier unter anderen gesagt wird, eine volle Genauigkeit eine unbillige Foderung ist; so ist Rec. damit einverstanden, dafs die Arbeit als ein solcher Mafsstab des Werths dienen könne, diefs hat er nie bezweifelt. Wenn aber von einem genauen, stets gleichen Mafsstabe des Werths zu allen Zeiten und unter allen Völkern die Rede ist: so leugnet er, dafs die Arbeit ein solcher sey und seyn könne, denn ein Mafsstab der sich selbst ändert, kann nicht als ein genauer, unter allen Verhältnissen gleich tauglicher Mafsstab zum Messen anderer Dinge gebraucht werden.

Zwar wird zur Grundeinheit die gemeine Arbeit eines Taglöhners angenommen; allein diese ist sich nicht ganz gleich an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten, bey verschiedenen Nationen, bey demselben Volke, bey demselben Individuo, und wenn es hier heifst, dafs diefs sich ja berechnen lasse, so ist das eben die grofse Schwierigkeit, dafs man kein gleiches Quantum von Arbeit damit hat, dafs man erst diese Verschiedenhei-

en wissen und ergrübeln muss, welches unter anderen in von einander entfernten Zeiten und bey von einander entfernten Völkern so schwierig ist. Dass man diese Verschiedenheiten ausgleichen könne, ist keinem Zweifel unterworfen, vorausgesetzt, dass man sie erst genau wisse. Diess aber veranlasst eben die Schwierigkeit, und dieser will man überhoben seyn, wenn man von einem allgemein gleichen, aller Orten anwendbaren, und alsbald aufzufindenden Masse redet. Es lassen sich auch die Verschiedenheiten des Werths des Getreides, des Goldes und Silbers in den verschiedenen Zeiten berechnen, und sie dienen auch zum Massstabe des Werths der Dinge, aber sie sind auch keine völlig guten, unter jeden Umständen anwendbaren Massstäbe.

Fürs andere aber hängt das Ausgleichen dieser gemeinen Arbeit mit der einer edleren Art hinwieder von Willkühr, von Umständen ab.

Fürs dritte ist das Bedürfniss nach menschlicher Arbeit sich nicht gleich unter allen Verhältnissen, und wenn es hier heisst, es sey darnach ein stetes Bedürfniss, ein ungefähr gleiches, so scheint diess Rec. nicht zureichend zu seyn. Es sind die Kosten, welche die Arbeiter zu arbeiten in den Stand setzen, und der Tauschwerth der Arbeit sich nicht gleich. Nun wird zwar hier erwähnt, dass diess den Arbeitslohn mit der Arbeit verwechseln heisse; diess aber kann Rec. nicht zugeben, so wenig als was Smith behauptet, dass diess eine blosse Täuschung sey, die daraus entstehe, dass die Dinge, welche gegen die Arbeit getauscht werden, ihren Werth nur änderten und diesen Trug veranlassten. Rec. ist der Überzeugung, dass die menschliche Arbeit gleichfalls, wenn auch nicht im gleichen Masse mit allen anderen Dingen, dennoch auch jenem angegebenen Wechsel unterliege, wornach der Werth geschätzt werde, nur dass man nicht sagen könne, man habe einen gleichen Werth, wenn man z. B. weiss, dass in verschiedenen Zeiten die gegebene Sache hundert Arbeitstagen gleich gewesen, weil diese, ohne im mindesten auf den Wechsel dessen Rücksicht zu nehmen, was dafür gebothen wird, an sich verschiedenartig geschätzt wird und werden muss. Denn das Bedürfniss darnach und alle übrigen Relationen treten auch hier ein. Er ist der Meinung, nicht dass, wie Ad. Smith will, desswegen die Arbeit nicht als ein gewöhnlicher Massstab des Werths gebraucht werde, weil es ein abstrakter Begriff und nichts Handgreifliches sey, sondern dass die Arbeit desswegen nicht als ein durchaus vollkommener und gleicher Massstab dienen könne, weil das Mass der Arbeit nicht genau zu bestimmen, und die Schätzung ihres Werths an sich verschieden sey und stets seyn werde. Wie aber Smith zu dieser Behauptung gekommen, lässt sich leicht erklären; denn es giebt ähnliche Erscheinungen bey den trefflichsten Köpfen. Der Rec. ist weit entfernt, desshalb anmassend zu sprechen, niemand kann die grossen Verdienste des vortrefflichen Mannes mehr ehren, als er. Er missbilligt durchaus das Verfahren des Grafen Lauderdale, der offenbar hier Smith nicht hat verstehen wollen oder verstehen können. Viele Jahre vor L. und bevor Say geschrieben, hat der Rec. sich gegen diesen Satz von Smith öffentlich erklärt. Will man aber nur das unter dem endlichen, letzten und stets gleichem Massstabe des Werths der Dinge verstehen, dass man dadurch zu einem ungefähren Begriff des Tauschwerths der Dinge in verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten gelange, so hat er nichts dagegen einzuwenden; damit wird aber die Aufgabe nicht gelöst, welche Ad. Smith, so viel Rec. einsieht, sich aufgegeben hatte.

S.

Erlangen, b. Palm: *Versuch einer Beantwortung der von der kursächsischen leipziger ökonomischen Societät aufgegebenen Frage: „Welches sind die besten Ermunterungsmittel zur Aufnahme des Ackerbaues?“* Eine im Jahr 1804 gekrönte, nunmehr mit vorzüglicher Rücksicht auf die ökonomische Literatur ganz neu bearbeitete sehr vermehrte *Preisschrift.* Nebst einer gleichfalls neuen Einleitung, welche den grossen Werth und die Nothwendigkeit der Beförderung der Landwirthschaft zur Abwendung der drückenden Theurung und des daraus entstehenden Elends, wie auch das Verhältniss des Ackerbaues zur Fabrication und zum Handel historisch und politisch darstellt für Staatswirthe, Ökonomen, Kameralisten und Policeybeamte. Von Dr. *Joh. Paul Harl*, Prof. der Philos. und Kameral-Wissenschaften zu Erlangen. 1806. 407 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wir haben in dem ganzen Buche keine einzige, dem Vf. eigenthümlich zugehörige Idee, keine neue Anwendung irgend einer fremden Idee angetroffen. Alles hallet hier wieder von den tausend Stimmen, die schon erschollen sind. Freyheit, die vollkommenste Freyheit des Ackerbaues und der Benutzung der Production unter allen Verhältnissen und Modificationen wird hier wieder als das einzige, unfehlbare Mittel ausgerufen, den Ackerbau bis zu seiner grössten Höhe zu bringen, und Theurung und Mangel auf immer zu entfernen.

Da der Verf. nicht aus sich selbst, sondern aus so vielen anderen Büchern spricht, die Rec. hier nicht zu recensiren hat: so ist hier auch die Stelle nicht, sich auf die Sache selbst einzulassen. Aber enthalten kann sich Rec. bey der Gelegenheit doch der beiden Fragen nicht: ob es bey der Verfassung der Staaten, so wie sie nun einmal, und besonders in Deutschland ist, ob es bey dieser Verfassung auch wohl möglich wäre, dem Ackerbaue und der Benutzung der Producte eine solche Freyheit zu lassen, als diese Schriftsteller im Sinne haben; und dann, ob in unserer wirklichen Welt der Ackerbau durch die Einschränkungen, denen ihn die Regierungen hier und da wohl unterworfen haben, irgendwo im Fortschreiten zurückgehalten worden ist, und ob nicht da, wo sein Fortschreiten weniger lebhaft gewesen, nicht ganz andere Umstände davon die Schuld tragen. Wer auf diese Fragen antworten wollte, müsste die Sache nur aber nicht von oben

herab aus Resultaten, die man bey ganzen grofsen Reichen gefunden haben will, wobey immer so zahllose *fallaciae causae* eintreten, sondern von unten herauf aus dem Detail, aus der Beobachtung einzelner Wirthschaften, beantworten. Aller erduldeten Einschränkungen ungeachtet, ist ja der Ackerbau allenthalben auffallend gestiegen; und ist er wohl da zurückgeblieben, wo er gerade die meisten Einschränkungen erduldet hat — in den preussischen Staaten? Unbegreiflich ist es uns, und es mufs es jedem unbefangenen Beobachter seyn, wenn man von dem Mangel und der Theurung des letzten Jahres die Ursache in einer Vernachlässigung des Ackerbaues finden will. War denn der Mangel, war denn die Theurung etwa das Jahr vorher auch schon da; und wenn beides nicht da war, konnte man dann nach der Ursache weiter noch suchen, als in der schlechten Erndte, die fast ganz Europa nur etwa die Hälfte des ordinären Ertrags gab, und in dem Mangel an Vorräthen, den die mehreren schlechten Erndten und die Zerrüttung fast aller guten Einrichtungen in der Revolutionsperiode durchaus hervorgebracht haben mufsten? Ein Glück für die Staaten, dafs die Regierer sich durch die Schriftsteller — von Profession so leicht nicht mehr irre machen lassen!

Doch wir kommen wieder auf das Buch des Hn. *Harl*. Von der Composition, die ihm zugehört, müssen wir bemerken, dafs sie uns zur Entwickelung der Begriffe, und zur ruhigen Untersuchung überhaupt nicht geeignet scheint. Immer giebt er nur Resultate, Behauptungen; und unterstützt sie entweder mit Facten, die andere in das Licht gestellt haben, worin es ihm zweckmäfsig dünkt, sie hier erscheinen zu lassen, oder mit Zeugnissen von Schriftstellern. Eine solche Schreibart kann wohl hinreifsen, aber nie überzeugen. Von der Literatur des Hn. *Harl* endlich noch ein Wort! Ihm heifst diese, bey jeder Stelle, die mit dem Titel irgend eines Buchs in einiger Verwandtschaft zu stehen scheint, den Titel dieses Buchs anführen — ohne Rücksicht, ob der Inhalt des Buchs diesen Schein auch bestätigt, ohne alle Wahl, und was für den Leser noch schlimmer ist, ohne Bezeichnung der Stelle in dem Buche, worauf sich der Vf. eigentlich beziehen will. Eine solche Literatur ist zwar für den Verfasser selbst sehr bequem, aber für den Leser gänzlich unnütz: alle Recensenten sollten sich vereinigen, sie nicht Mode werden zu lassen — was sonst in diesen Zeiten, worin so viele Schriftsteller gern mit Bequemlichkeit grofse Bücher schreiben, leicht geschehen könnte! B. S.

Wien, b. Camesina: *Grundsätze der Policey, Handlung und Finanz.* Von *Sonnenfels*; zu dem Leitfaden des politischen Studiums. Erster Band. Siebente verb. Ausg. 1804. 514 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Verf. äufsert sich in der neuen Vorrede über die vorhergehenden Ausgaben dieses Werkes, „dafs sie durch *häufige* Fehler verunstaltet seyen. Ein Freund des Vfs., der indessen gestorben, habe die Correcturen übernommen, sich aber dabey sehr sorglos bezeigt; es fänden sich defshalb Lücken und Sprünge in den Paragraphen, — ganze Zeilen aufser ihrer Reihe, und versetzt; bey Hauptabtheilungen gerade entgegenstehende Begriffe, welche auf Non-Sens führten; — auch Ausdrücke und Ideen, durch die Willkühr dieses Freundes eingeschoben, welche dem Verf. selbst fremd seyen. Alles dieses habe derselbe nun zu berichtigen getrachtet, und insbesondere auch für eine bessere Sprache gesorgt." Diese Sorgfalt in erforderlichen Ausbesserungen ist einem Werke dieser Art, das einen classischen Werth in dem Policeyfach hat, recht wohl zu gönnen. Im übrigen müssen die Leser keine *langen* Zusätze oder neue Ausführungen ganzer oder halber Abschnitte hiemit erwarten. Schon die Vergleichung der *Seitenzahlen* giebt dieses zu erkennen. Die Anzahl der Seiten in dieser Ausgabe beläuft sich auf 514; die in der vierten aber auf 552; ohngeachtet die neuere nur etwas kleinere Lettern hat. Weil ihr aber auf jeder Seite doch 2 Zeilen (auch 3 manchmal) zu gut kommen, und mehrere *Bemerkungen* mit kleiner Schrift und enge gesetzt sind, so hat sich dadurch Raum gewinnen lassen.

Man wird jetzt keine umständliche Inhaltsanzeige dieses Werkes erwarten, noch eine Beurtheilung der darin abgehandelten Fragen. Unter die Stellen, wo man neue *Zusätze* antrifft, gehören namentlich die S. 213. S. 336. S. 448. S. 455. S. 458. S. 470. In der *ersten* nimmt der Vf. das Wort: *Innzichten*, in seinen Schutz, und glaubt, der Ausdruck: *Anzeigung*, welchen man dafür einführen wollen, sey zweydeutig, und verdiene auf keinen Fall einen Vorzug; worin ihm wohl alle sprachkundigen Juristen beystimmen werden. In der *zweyten* wird die Nothwendigkeit der Getreide-Magazine mit Bündigkeit behauptet. S. 455 wird die Rechtmäfsigkeit der Todesstrafen aus dem Grund *gemeinschaftlicher* Sicherheit verfochten, und erklärt, die Aussprüche der Gegner, welche die Gesetzgebung hierüber beschränken wollen, seyen *verwegen* zu nennen; und es werde nicht bedacht, dafs auch der einzelne Mensch nicht immer die *äufserste* Gefahr *abzuwarten* habe. S. 470 wird der Anstellung eines Ober-Gesundheitscollegiums erwähnt, und erinnert, eine solche bestimmte Gesundheits-Aufsicht sey ein *wesentlicher* Theil der Policey-Verfassung. — Dieser Zusatz über einen so oft vernachlässigten Gegenstand ist sehr nothwendig gewesen. Die meisten anderen Zusätze bestehen in wenigen schicklich-eingeschobenen, oder mit einer, auch zwey Zeilen beygefügten Worten, und lassen sich nicht wohl einzeln anführen.

Ohne übrigens in kleinlichen Tadel einzugehen, möchte doch erinnert werden können, dafs verschiedene Provinzialausdrücke, (soviel derselben auch weggewischt worden,) auch in dieser 7ten Ausgabe noch zu finden sind. Z. B. S. 327 und 506 und auch an anderen Orten kommt vor: einen *verhalten* anstatt einen *wozu anhalten*. S. 223. Allen Zwang *hindanhalten* — anstatt *entfernen*. Auch dürften die Worte: *entgegen* (statt *dagegen*); *damals*, (für *alsdann*), ferner: *Ansichbringungen*; *unschicksam*; in *Baldem*; in der reineren deutschen Sprache nicht wohl aufgenommen werden. Ar.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 JUNIUS, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Breslau, b. Barth: *Verhandlungen der Gesellschaft zur Beförderung der Naturkunde und Industrie Schlesiens.* 1806. I Band. I Heft. LXXXVI und 218 S. II Heft, auch unter dem besonderen Titel: *Über das Bierbrauen der Engländer,* gröfstentheils nach dem Englischen des Londner Brauers Alexander Morrice. Von *J. Bönisch.* 112 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Dem Freunde der Wissenschaften, und insbesondere der Übertragung derselben in das thätige Leben, kann die Entstehung der gesellschaftlichen Verbindungen, welche die Beförderung von beiden zu ihrem Hauptzwecke machen, nicht gleichgültig seyn. Ganz vorzüglich muss es ihn aber erfreuen, diese Gesellschaft zur Beförderung der Naturkunde und Industrie Schlesiens sich bilden zu sehen, da unter den ersten Mitgliedern so viele Männer von ausgezeichneten Kenntnissen und Talenten, und von der wärmsten Vaterlandsliebe beseelt, erscheinen; da sie nicht versäumen, zu Erreichung ihres Zwecks auch hinlängliche pecuniäre Kräfte zusammenzusetzen, und da selbst der Boden, auf den sie wirken, in manchem Betrachte classisch zu werden beginnt. Möge doch der unglückliche Krieg bald vorübergehen, ohne diesen Keim des vielen Guten, das dieser Boden tragen kann und wird, schon beym Aufgehen wieder zu zertreten!

Der Anfang des ersten Hefts macht uns, wie billig, mit der Gesellschaft selbst näher bekannt, indem es den Organisationsplan, das Verzeichniss der Mitglieder, und eine Nachricht der vom 27 Febr. 1804 bis zum 17 Sept. 1805 vorgelesenen Abhandlungen mittheilt. Der Organisationsplan ergiebt zur Gnüge, wie sehr es den Mitgliedern ein Ernst ist, den Zweck der Vereinigung wirklich zu erfüllen, und verdient in dieser Hinsicht von allen Gesellschaften dieser Art zur Verbesserung ihrer Constitution benutzt zu werden. Die Nachricht von den Vorlesungen enthält für dieses mal nur die Titel derselben; in der Folge soll sie aber auch den Inhalt darstellen. Da unter den aufgeführten Titeln jedoch verschiedene interessante Belehrungen versprechen: so wünschten wir, dass von denjenigen Aufsätzen, die dieses Versprechen wirklich erfüllen, die Inhaltsanzeige demnächst noch nachgeholt werden möchte.

Von den wichtigern Schriften, die bey der Gesellschaft einkommen, und die sie durch den Druck bekannt machen zu müssen glaubt, um dem Publico von ihrer nützlichen Thätigkeit damit Rechenschaft zu geben, sollen die kleineren bey den Verhandlungen der Gesellschaft mitgetheilt, die gröfseren aber immer in einem besonderen Hefte, und auch einzeln als für sich bestehende Werke in das Publicum gebracht werden.

In den gegenwärtigen Heften der Verhandlungen befinden sich folgende Auffätze. 1) *Bericht über den Erfolg der auf der Schneekoppe am 25—28 Jul. 1805 angestellten und anderweitig beobachteten Blickfeuer.* Vom Prof. *Jungnitz.* Die Gesellschaft hat die Absicht, die Landkarten von Schlesien durch trigonometrische Messungen zu berichtigen. Zu dem Ende hat der General-Major von Lindner die Blickfeuer auf seine Kosten veranstaltet, und Sachkundige haben sie auf mehreren zweckmäfsig gewählten Puncten beobachtet: die Resultate sind zur weiteren Bearbeitung und zum künftigen Gebrauche hier niedergelegt. 2) *Über das geognostische Verhalten des Glätzer Gebirges. Vom Hn. Proconf. Hallmann zu Habelschwerdt.* „Der Vf. hat deutliche Spuren gefunden, dass das Bette des Neisflusses sonst mehr als 200 Fuss höher gelegen habe als jetzt." Die heutigen Thäler beschränkt nach ihm ein Urgebirge, welches im Norden des Landes aus dem Fürstenthume Schweidnitz herüberstreicht. Es erhebt sich am Otterstein auf dem Eulengebirge zu einer Höhe von 3180 par. F. über die Ostsee, und erreicht im Schneegebirge eine Höhe von 4489 par. F. „Bey den Glätzer Bergen ist vom Fusse bis auf den Gipfel Gneus und Glimmerschiefer das herrschende Gestein." Spuren ausgebrannter Vulkane zeigten sich in den Glätzer Gebirgen nicht; indessen deuten doch die zertrümmerten Basaltberge, die Verwüstungen an manchen Stellen des Urgebirges, die Ruinen der jüngeren Sandsteingebirge mehr auf vulkanische, als neptunische Kräfte; und da unterirdische Dämpfe nicht allemal feurige Eruptionen bewirken, sondern statt Lava nur in Thon u. s. w. aufgelöste Gebirgsarten und Asche hervorbringen, dennoch aber Erdbeben verursachen: so werden wir mit grofser Wahrscheinlichkeit vermuthen können, dafs ähnliche Wirkungen in den Glätzer Gebirgen Statt gehabt haben, und dadurch unsere Basaltberge entstanden sind." 3) *Über Feldereintheilung zum Ackerbau. Von Hn. Major von Roder.* Mit grofser Bescheidenheit beschreibt der Vf. seine Wirthschaftsverbesserungen und ihre Erfolge; setzt aber diese, wie uns dünkt, mit Unrecht auf Rechnung der neuen Feldeintheilung, da sie mehr von der besseren Wirthschaftsführung überhaupt hergerührt haben. 4) *Über die Wirkungen des Blitzes an dem Uni-*

versitätsgebäude zu Br. den 16 Aug. 1804. Vom Prof. Jungnitz. 5) *Welche Hindernisse haben den bisher geringen Flor der schlesischen Bienenzucht verursacht, und welche Mittel sind anzuwenden, um ihren grösseren Flor zu befördern? Vom Hn. Ökonom Fuhrmann.* Unkunde und Fehler im gewöhnlichen Verfahren sieht der Vf. für solche Hindernisse an; und dabey berechnet er den Bienenstand, den das preuss. Schlesien haben könnte (wohl etwas zu gering) auf 150000 Stöcke, und bringt davon den Anschlag des jährlichen Ertrags auf 290000 Thlr. 6) *Kurze Darstellung der Geschichte von der Seidenkultur im Allgemeinen, insbesondere aber in Beziehung auf Schlesien. Vom Hn. G. K. S. Fischer.* So viel Mühe und Kosten auch Friedrich II angewandt hat, um die Production der Seide in seinen Staaten zu befördern: so hat doch der Erfolg gezeigt, dass die Natur nicht hat gezwungen werden können. In Schlesien stieg bey dem Gebrauche der grossen Mittel die Anpflanzung der Maulbeerbäume von 1763 an, da sie mit 227,277 Stück angefangen wurde, bis zu Friedrichs Tode 1784 auf 1.123,429 Stück; und der Gewinn an Seide von 133 Pfund 1767, bis auf 1738 Pfund, die das Jahr 1784 gab; von diesem Jahre an, da die Unterstützung nach und nach aufhörte, fiel aber die Kultur der Maulbeerbäume und der Gewinn an Seide bald so, dass 1804 nur noch 217,341 Stämme vorhanden waren, und nur 245 Pfund Seide gewonnen wurden. 7) *Über die Butter. Vom Hn. G. K. S. Zimmermann.* Dieser Aufsatz hat nur wegen einiger Anschläge für die Statistik Werth. Der Vf. rechnet auf einen Menschen durch die Bank jährlich 15 Quart Butter, folglich auf die 2,073000 Menschen in Schlesien 31,195000 Quart. Dabey nimmt er an, dass Schlesien 1,000,000 Quart Butter exportire. Zu einem Quart Butter fodert er im Mittel 21 Quart Milch, und setzt ferner noch, dass der vierte Theil aller Milch als Milch verbraucht werde, und dass die Kühe im Mittel nur 10 Monate gemolken werden. 8) *Ob der Roggen bey ungünstiger Witterung oder ungünstigen Localumständen in Trespe ausarten könne? Vom Hn. Prof. Heide.* Man würde sich wundern, diese Frage noch in einer so aufgeklärten Gesellschaft aufgeworfen zu sehn; aber man merkt bald, dass die Gesellschaft dabey ausdrücklich die Absicht gehabt, die Unkundigen im Publico von der Unmöglichkeit der Ausartung zu überzeugen, und damit das hie und da vielleicht noch in der Asche glimmende Vorurtheil gänzlich auszulöschen. 9) *Über die vom Hn. Grafen von Belhasy eingesendete Proben von Kartoffelnbranntwein. Vom Hn. Bönisch.* Der Branntwein ist bey der Prüfung, wie zu erwarten war, gut befunden worden, und Hr. B. benutzt daher die Gelegenheit, einige Ideen über die Bereitung eines solchen Branntweins zu äussern. 10) *Etwas über die Arracacha. Aus den Annals of Botany. Vom Hn. M. R. Friese.* Nach S. LXV hat die Gesellschaft diese so nützliche Pflanze auch schon zum Anbaue verschrieben. 11) *Bemerkungen die Blüthe der Dachwurzel (Sempervivum tectorum Linn.). Vom Hn. Prof. Müller.* Zwey Pflanzen von dieser Dachwurzel trugen monströse Blumen, die besonders an den Befruchtungstheilen verschiedenes ganz eigenes zeigten. 12) *Nachricht von einem Raupenschnee. Vom Hn. Prof. Schramm.* In einem Districte von 1 Meile in die Länge und ½ Meile in die Breite zwischen Leobschütz und Troppau fielen mit einem starken Schnee viele lebendige Raupen. Der Vf. meint, dass es Baumraupen gewesen, die durch milde Witterung aus ihrem Winterschlafe hervorgerufen, nachher aber von eingefallener Kälte wieder geschwächt, und von dem Winde dann um so leichter mit fortgerissen worden.

Was die Abhandlung vom Bierbrauen im zweyten Hefte betrifft, so hat sich Hr. *Bönisch*, wie es scheint, in der Absicht, um sich mit dem Brauwesen der Engländer genauer bekannt zu machen, einige Zeit in England aufgehalten, und diesen Zweck desto vollkommener erreicht, je mehr er mit den Hülfswissenschaften vertraut war. Aber anstatt uns seine Bemerkungen über diesen wichtigen Gegenstand in einem eigenen Werke mitzutheilen, hat er die Bescheidenheit gebraucht, nur das neueste und beste englische Buch über das Brauwesen für Deutschland zu bearbeiten. Es ist diess des wissenschaftlich gebildeten Londner Brauers Alexander *Morrice* erst im J. 1802 herausgekommener *Treatise on brewing.* Hr. B. hat in seiner Bearbeitung den Sinn dieses schätzbaren Buchs richtiger dargestellt, als es vielleicht sonst ein Übersetzer in Deutschland gekonnt hätte; er hat bey den verschiedenen Stellen, wo seine eigene theoretische Kenntniss weiter reichte, sein Original berichtiget, durch Zusätze theils verständlicher, theils auch lehrreicher für uns gemacht, und uns endlich mit den mancherley Ausführungen von Bierpreisen, Accisgefällen u. dergl., die nur den Engländer allein interessiren konnten, gänzlich verschont. Seine Arbeit hat für uns also einen auffallenden Vorzug vor dem Originale.

Die Frage, der man sich bey Erblickung des schlechten Zustands des Brauwesens in Deutschland in Vergleichung mit dem blühenden Zustande desselben in England nicht erwehren kann, zumal wenn man bedenkt, dass das eine so gut ein Bierland ist, als das andere, beantwortet Hr. B. mit der Bemerkung, dass dieses Gewerbe bey uns nicht dem verstattet sey, der es verstehe, und sich ihm widme, sondern dem, den andere ganz zufällige Umstände dazu berechtigen. Völlig richtig finden wir diese Bemerkung doch nicht; und da unsere Verfassung in diesem Stücke wohl auch so bald noch nicht wird geändert werden können: so wird man uns hoffentlich verzeihen, dass wir den Grund davon anführen. Auch bey uns sind es ja nicht die der Kunst unkundige Berechtigten, die das Brauen selbst verrichten, sondern wir halten nicht weniger Braumeister, als es die Engländer thun. Nicht hievon kann also unser Abstand von den Engländern herrühren; sondern es wirken auch hier alle diejenigen Umstände zu unserem Nachtheile, die dem Aufkommen der Gewerbe in Deutschland überhaupt entgegen sind.

Übrigens giebt Hr. B. in der Einleitung eine allgemeine Idee von der Einrichtung der vorzüglichs-

en Brauanstalten in London. Erstaunen muss man labey nicht sowohl über die Grösse und Kostbarkeit ler Anlagen, als vielmehr über den Scharfsinn in der Anwendung der Maschinerie, und über die Überlegung und Umsicht, womit das Ganze organisirt ist. Vir bedauern nur, dass das Frappante hier, so wie — unseres Erinnerns — auch in den meisten übrigen nglischen Braubüchern, mehr angedeutet als beschrieben ist. Denn ob es gleich nicht wahrscheinlich ist, lass bey uns dergleichen ganze grosse Anlagen so eicht zu Stande kommen werden: so würde es uns loch manche Verbesserungsidee und neue Ansicht geben, die Anfangs zwar nur einzeln, mit der Zeit endlich aber doch auch wohl im Ganzen ausgeführt werlen möchten. Wir glauben daher, Hr. *B.* würde sich in zweytes Verdienst erwerben, wenn er uns eine rollständige Beschreibung einiger grossen Brauhäuser nit bildlichen Darstellungen nicht vorenthielte.

Unter der Rubrik von Gährungsmaterialien handelt Hr. *B.* nach Morrice, aber noch kunstgerechter, von dem Brauschutte und den übrigen Zusätzen. Die Engländer brauen in der Regel nur von Gerste, nicht uch von Waitzen; die Gerste wählen sie aber sehr aus, ind verlangen durchaus, dass sie vor dem Dreschen rst geschwitzt haben müsse. Schon durch dieses Schwitzen, meint *Hr. B.*, werde ein Theil des Amyums in Schleimzucker verwandelt; und nach den im Archive der Agriculturchemie enthaltenen Entwickeungen muss man ihm darin Recht geben, wenn nan auch bey der Meinung bleibt, dass das, was lurch das nicht geschehene Schwitzen versäumt seyn nöge, nachher beym Vermalzen noch nachgehohlt werle. Schön erklärt sich Hr. *B.* über den Unterschied wischen dem blassen, Amber- und braunen Malze; ringt auch über das Vermalzen und Darren einige gute Bemerkungen bey, dass wir dabey nur bedauern nüssen, dass er sich darüber nicht ganz ausführlich erlärt hat. Ausser der Frucht machen Rohrzucker, Hoig, Melasse, Süssholz, und der daraus bereitete beannte Saft die Hauptbraumaterialien aus. Als Gevürze dienen Hopfen, wofür auch wohl Bitterklee *menyanthes trifoliata*) substituirt wird; Kokelskörner *menispermum cocculus, Linn.*) die der Engländer ohne icheu zu nennen wagt, und die auch wir hier anzuühren kein Bedenken finden, da wir nun schon von o manchen Giften, wenn sie in kleinen Massen geraucht werden, die heilsame Wirkung kennen; *faba mara.* wovon Hr. *B.* noch ungewiss ist, was sie sey, ind worüber auch wir den Miller, die *Encyclopaedia ritannica*, und manches andere Buch vergebens nacheschlagen haben. Quassienholz, Kalmus, Enzian-Vurzel, Kümmel, Leinsaamen, Ingwer, Salz.

Das Brauen selbst verrichtet und lehrt Morrice anz nach der Theorie; indem er die Würze mittelst es bekannten Richardsonschen Sacharometers beurheilt, abdunstet und zusammensetzt. Wenn nur derenige Extractivstoff des Brauschutts, der zum Biere rforderlich ist, die verschiedene Schwere und Spissiit der Würze nach dem verhältnissmässigen Grade er Wärme modificirte: so wäre diess unstreitig ein Mittel, die Kunst des Brauens unfehlbar zu machen. Aber da zufälliger Weise gar zu oft auch andere unwesentliche Stoffe dabey mit einwirken, so fürchten wir doch, dass Morrice selbst das Sacharometer allein nicht immer entscheidend finden, sondern oft auch noch andere Hülfsmittel dazu nehmen werde. Gleichwohl kann der Gebrauch dieses Instruments nicht genug empfohlen werden; und derjenige, der es bey einer deutschen Brauerey einführte, würde sich gewiss höchst verdient dadurch machen.

Die Biere, wozu die Materialien hier angegeben und die Brauprocesse beschrieben werden, sind das Porter, Brown stout, Reading-beer, Amber, London Ale, Windsor Ale, Welch Ale, Wirtemberg Ale, Hock, Table-beer, Bier für Gefängnisse, Schiffe, Arbeitshäuser, Shipping-beer, Purl, China Ale, Treacle-beer, Mead und Elderbercy-beer.

Den Unterschied der Wasser zum Behuf der Biere scheint *M.* nicht für sehr wichtig zu halten, und hat daher von der Correction derselben nur wenig, vielleicht zu wenig gesagt. Wenn Seite 39 der englische Acre zu 285 $\frac{2}{48}$ Quadratruthen angegeben ist, so scheint uns ein Druckfehler dabey unterzuliegen: jedoch ist auch nicht gesagt, was für Ruthen es seyn sollen. Eben so möchten wir die Bemerkung, dass die Kühlschiffe im oberen Theile eines Brauhauses über 5 Acres Land bedecken, für unrichtig erklären; wenigstens wüssten wir für Gebraue von etwa 90—100 Barrels, wovon im Buche immer nur die Rede ist, wovon die Würze 4 Zoll tief im Kühlschiffe stehen soll, einen solchen Bedarf am Raume nicht herauszurechnen. — Im Anhange wird noch kürzlich von den sogenannten brittischen Weinen (*made wines*) gehandelt, nämlich vom Rosinen-, Hollunderbeeren-, Hollunderblüthen-, Pomeranzen-, Stachelbeeren-, Johannisbeeren-, Kirschen-, Birnen-, Quitten-, Schlüsselblumen-, Himbeer- Brombeer- und Rüben-Weine.

a.

OLDENBURG, b. Schulze: *Neue Paradoxa des Predigers zu Bergefeld.* 1807. 102 S. 8. (10 Gr.) (Auch unter dem Titel: *Paradoxa des Predigers zu Bergefeld.* Drittes Bändchen.)

Die beiden ersten Bändchen dieser Paradoxen, die schon in den Jahren 1792 und 1794 herausgekommen sind, hatten Tanz, sinnliche Liebe, Mode, Bon-Ton, Eifersucht, Coquetterie, Orgien u. drgl. zum Gegenstande; das jetzige Bändchen beschäftiget sich hauptsächlich mit dem Angelobungseyde und der richtigen Ansicht und Glaubwürdigkeit der mosaischen Urgeschichte. Von dem Angelobungseyde behauptet der Vf., dass nach Jesu Moral, also in einem christlichen Staate, keine Angelobungseyde Statt finden müssten, und dass sie unnütz und schädlich wären. Von ihrer Unnützlichkeit zeigt die tägliche Erfahrung; schädlich aber werden sie desswegen, weil der Eyd durch sie überhaupt herabgewürdiget wird, indem man ihn ohne Noth vervielfaltiget, und Eyde schwören lässt, die entweder die Obrigkeit selbst weiter nicht achtet, da sie noch andere Mittel zu ihrer Sicherheit anwendet, (wie z. B. bey Rechnungsführern, Gerichtsver-

waltern u. f.), oder die auch der redlichste Mensch nicht halten kann. Was über den Angelobungseyd aus Matth. 5. 33 ff. gefolgert wird, möchte nicht so überzeugend seyn, als das Vorhergehende; besonders da der Vf. bald nachher selbst zugiebt, dass solche gerichtliche Angelobungseyde, dergleichen jetzt von den Obrigkeiten gefordert werden, bey den Juden nicht Statt gefunden haben. Wie konnte also Christus auf sie hindeuten? Und wer wollte denn auch die Moral Jesu bis auf solche politische Einrichtungen ausdehnen? Das Reich Jesu ist nicht von dieser Welt. An die Stelle der Angelobungseyde möchte der Vf. Verpflichtung auf Ehre setzen. Aber doch wohl nur um des Eydes willen? Denn sollte wohl die Ehre den Menschen fester an die Erfüllung seiner Pflichten binden, als das Gewissen? Und ist der überwiesene Meineydige nicht auch schon an und für sich ehrlos? — Was der Verfasser über die Glaubwürdigkeit der mosaischen Urgeschichte und zur Erklärung derselben beybringt, beurkundet zwar das eigene Nachdenken desselben, und verdient mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden; aber auf ungetheilten Beyfall wird er dabey nicht rechnen dürfen, worauf er auch wohl, nach dem Titel seines Buchs zu urtheilen, keine Ansprüche macht. Manche seiner Behauptungen sind nicht sicher genug unterstützt. So hätte z. B. der Satz, dass die ältesten griechischen Weisen ihre Weisheit aus den Mysterien der ägyptischen Priester geschöpft, als eine unerweisbare Thatsache, zu keinen Folgerungen gebraucht werden sollen. Am liebsten hört man dem Vf. zu, wenn er gegen die Neologen spricht, die selbst als Prediger sich abschrecken lassen, das Wort *Gott* auszusprechen, und das Wort *Vorsehung* als einen Behelf brauchen, um den Mantel auf beiden Schultern zu tragen; die von keiner Offenbarung etwas wissen wollen, die doch, nach des Vfs. Ansicht, die einzig denkbare Art des Entstehens religiöser Begriffe ist; und die ihren Mangel an Studium und gründlicher Gelehrsamkeit mit neumodischen Phrasen und einer wegwerfenden Geringschätzung des Alten verkleistern wollen. Denn es ist, auch nach Rec. Bedünken, eine ziemlich ausgemachte Wahrheit, dass der Mangel des fortgesetzten eigenen Studirens und Nachdenkens, das *jurare in verba magistri*, nicht wenig zur Verachtung des alten Lehrbegriffs beytrage. — Von den Oberconsistorialräthen und Superintendenten, die der Vf. redend einführt, ist um der guten Sache willen zu wünschen, dass sie nur in der Idee des Vfs. existiren mögen. Denn von dieser Quelle aus nimmt die Vernachlässigung des gründlichen theologischen Studiums, und mit ihr das gänzliche Verderben des geistlichen Standes, der zum eigentlichen Inhaber der gelehrten Bildung zur Humanität bestimmt ist, seinen Ursprung. R. S. J.

KURZE ANZEIGEN.

Ökonomie. *Erfurt*, b. Beyer und Maring: *Das Ganze der Federviehzucht* oder *vollständiger Unterricht in der Wartung, Pflege und Behandlung des mannichfaltigen ökonomischen Federviehes, seiner verschiedenen Benutzung, Kenntniss und Heilung seiner Krankheiten*, von Dr. *J. E. Gotthard*, Prof. zu Erfurt u. s. w. Zweyte verbesserte und stark vermehrte Auflage. 1806. XXVI und 446 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.) Dass man auch über solche Gegenstände schreiben könne, mit denen man nicht umgeben ist, oder wie sich Hr. *G.* in der Vorrede ausdrückt, über Pferdezucht, ohne Pferdezüchter, Pferdewärter, Vorreuter, Stallknecht u. dergl. zu seyn; das hat der Vf. dieser Schrift bewiesen, welche demungeachtet so viele Abnehmer gefunden hat, dass sie seit dem J. 1798 zum zweytenmal aufgelegt worden ist. Hr. *G.* ist also nur ein Compilator, der recht darauf raffinirt, alles schon Bekannte zusammenzutragen, und zu einem vollständigen Ganzen zu ordnen. — Die vorliegende zweyte Auflage, welche Rec. mit der ersten Ausgabe verglichen hat, ist um 144 S. vermehrt, und nichts vergessen worden, das Buch zu einem Ganzen zu machen, auch nicht der ganze Titel des Hn. *G.* nebst allen seinen Würden. Ohne Truten- Hühner- Tauben- Gänse- und Enten-Voigt zu seyn, noch seyn zu wollen, hat er nichts mitzutheilen vergessen, was über diese Thiere nur irgend gesagt werden kann; auch die Beschreibung der verschiedenen Taubennester fehlt nicht. Ob nun aber alles Gesagte auch die Prüfung aushält, das mögen, da Rec. so wenig, als Hr. *G.* Stallknecht, Hühner- Tauben-Voigt u. s. w. — aber auch nicht Stubengelehrter — ist, diejenigen näher untersuchen, welche mit jenen Thieren sich am häufigsten und liebsten beschäftigen. An wirkliche Verbesserungen ist in dieser zweyten Auflage nicht zu denken; denn dass es hier nicht mehr, wie in der ersten Ausgabe Hühner, sondern *Hühne* heisst, das ist doch wohl keine Verbesserung? Alles ist vielmehr grösstentheils wörtlich wieder so abgedruckt worden, wie es in der ersten Ausgabe stand; selbst das langweilige Gespräch des Hn. *G.* mit einem Ökonomen in Tiefthal, über die Vorzüge der sogenannten Strupphühner vor anderen S. 117 ist nicht weggeblieben. Es sind blosse Zusätze, wodurch diese Auflage so verstärkt worden ist, indem Hr. *G.* auch noch dem Pfau, dem Fasan, dem Perlhuhn und dem Schwan eine Stelle hier angewiesen hat. Übrigens ist das Buch, dem die Verleger ein gutes Äusseres gegeben haben, allenfalls für ökonomische Hausmütter brauchbar, welche sich bey mancherley Vorfällen an ihrem Federvieh daraus Raths erholen können.

W.

Schöne Künste. *Ronneburg* u. *Leipzig*, b. Schumann: *Die Zauberdose. Ein Mährchen von Fritz Möbe.* 1804. 258 S. 8. (1 Thlr.) Rec. beklagt, dass er dem Publicum sein Urtheil über dieses Mährchen vorenthalten muss. — „Warum?“ — Er hat es nicht gelesen. — „Und warum hat er es nicht gelesen?“ —

Mit bestem Willen nahm er es zur Hand;
Doch als er bald zu Anfang fand:

„In seiner (wohlgemerkt, des Mannes) Nähe lag die grosse Handelsstadt Masulipatan, die ihm *indess* nicht eine Kleinigkeit mehr werth war, als sein *eigener, lebendiger Hauptplatz der freyen Natur*, und hier mit dieser ganz vertraut zu werden, war leichter ihm als in *der Städte künstlichem Verbergen*; denn auch die Menschen (gesperrt gedruckt), die ihn hier besuchten, verloren *mit oder wider ihren Willen* ihre Maske, und standen wenigstens *am nächsten der Natur* vor seinem Seherblicke da.“

Und Seite vierzehn also stand:

„Er rief ihn *wider Erwarten* in einer *ungewöhnlichen* Stunde zu sich, und redete ihn — *denn welcher Lehrer wird sich von seinen Schülern trennen können ohne Anrede, die dann auch eben so selten ohne Pathos bleibt* — er redete ihn *in wenig Worten nur* an auf folgende Weise: Sizan! ich habe viele Gründe, überzeugt zu seyn, dass deine Abreise unter die *Nothwendigkeiten des Menschenlebens* gehört; du musst mich also verlassen! — Tritt nun hin in die Welt, ein *Spielzeug ihrer Einwirkungen* u. s. w.“

Da legt ers wieder aus der Hand,
Weil sein Verstand
Ihm stille stand.

Sp.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 JUNIUS 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

Dortmund, b. Mallinkrodt: *Briefe. Geschrieben auf einer Reise nach Paris im Jahr 1804, von J. F. Benzenberg*, Doct. der Weltw. und Prof. der Naturk. in Düsseldorf. I Theil. Mit 8 Kpft. 1805. X u. 307 S.; II Theil. Mit 5 Kpf. 1806; VIII und 365 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Hr. *B.*, der dem Publico als ein einsichtsvoller Gelehrter aus mehreren Abhandlungen, besonders aus seinen *Beobachtungen über Sternschnuppen*, und den *Versuchen über das Gesetz des Falls, über den Widerstand der Luft, und die Umdrehung der Erde* bekannt ist, liefert in diesen Briefen ein Werk, das manche lehrreiche Beobachtungen enthält, die nicht von jedem nach Frankreich reisenden Gelehrten gemacht werden. Über Kunstwerke, Naturkunde und Staatsökonomie haben wir zwar mehrere Reisebemerkungen aus neueren Zeiten; in mathematischer Hinsicht aber nur wenige Fragmente, die in der Sternkunde und Maschinenlehre nicht viel Aufschluss ertheilen. Desto angenehmer ists, dass gerade in dieser Hinsicht Hn. *B's*. Werk eine ziemlich reiche Ausbeute gewährt.

Die ersten 3 Briefe des *ersten Theils* sind aus Aachen datirt. Welchen Aufenthalt das Douanen-Bureau und die Einzeichnung der Päffe zu Neus (eine Stunde südwärts von Düsseldorf) verursacht, wird, wie der schöne Weg durch die Fluren des ehemaligen Jülicher Landes, beschrieben. Der Vf. kommt in Jülich an, welches Städtchen, wie hier versichert wird, zu einer Festung vom zweyten Range erhoben werden soll. (Schon im Jahre 1798 wurden aus allen Cantonen des Ruhrdepartements Schanz- und Festungsarbeiter ausgehoben, die an diesen Werken arbeiten, oder von den entlegensten Comünen wenigstens ihren Geldbeytrag dafür entrichten mussten. Ob das letztere zu dem bestimmten Zweck verwandt wurde, hat Rec. nie erfahren, ungeachtet auch er dazu contribuirte.) Über das Schlachtfeld bey Hügen, einem Dorfe unfern Aldenhofen, wo am 1 März 1793 die Deutschen die Franzosen schlugen, und Coburg die letzteren innerhalb 4 Wochen bis in das alte Frankreich zurückdrängte, werden S. 6 fg. lesenswürdige Bemerkungen gemacht. Eben so auch über Aachen, die alte Kaiserstadt Carls des Grossen, mit ihrem gothischen Dome, dem Rath- oder Gemeinde-Hause, den städtischen Wasserleitungen, Bädern und anderen Merkwürdigkeiten. Hr. B. macht von Aachen aus eine Seitenreise nach Eschweiler. Hier beschreibt er die Kohlenbergwerke, wovon 44 Flözen in einer Mulde liegen, deren geringste ½ Fuss, die stärkste Bank 6 Fuss mächtig ist. Hr. B. glaubt, dass dieses Kohlenbergwerk das merkwürdigste nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa sey, und selbst die englischen übertreffe. Mit dem Gedanken des Vfs.: „damals, als am Rheine“ (in der Gegend von Cölln) „Elephanten grasten (graseten), und Palmen und türkisch Korn wild wuchsen, war das Klima heisser, die Vegetation üppiger, und die Stürme, so wie jetzt noch zwischen den Wendekreisen, anhaltender und stärker,“ — sind wir nicht einverstanden, so sehr auch aus physiko-geologischen Gründen, selbst mit Hinsicht auf die damalige supponirte Lage unserer Erdachse gegen die Sonne, diese Hypothese anschaulich gemacht wird. So viel ist gewiss, dass die Sonnenwärme, die zu jenen Erzeugnissen Anlass geben musste, an einem Orte sich wie der Sinus, und die ganze Wirkung einer gewissen Menge Sonnenstrahlen, wie das Quadrat vom Sinus der mittägigen Sonnenhöhe, verhalte. — 4 Brief aus Mastricht, der die Mergelflözen bey Falkenburg, und des Petersbergs bey Mastricht, dessen mineralogischen Bestandtheile und inneren Höhlengänge beschreibt. Der 5 u. 6 Brief enthält die Reise des Vfs. auf Lüttich an der Maas hinauf. Hiebey treffende Bemerkungen über den Charakter und die Kleidung der Wallonen; über das zum Abscheu gesunkene Sittenverderben des weiblichen Geschlechts in Lüttich; über den katholischen Cultus, und über die reichen Kohlengruben im Lüttichschen. Bey den gegossenen Dampfmaschinen, die der Vf. hier sah, werden eine Menge Fehler aufgedeckt, die dem Rec. im J. 1802 hieselbst ebenfalls auffielen. Ein Glück für den Vf., dass der äusserst seichte *Geoffroy* so viel *Deutsch* nicht versteht, um den Sinn zu entziffern, der S. 70 zu Ende vorkömmt: sonst dürfte dieses treffliche Buch, um dieser und einiger anderer Stellen wegen in einem bekannten Journal mit dem Bannstrahl der Unwissenheit vernichtet werden. Der 7 Brief enthält die Reise von Lüttich über Tirlemont und Löwen nach Brüssel, nebst einer interessanten Darstellung der vorzüglichern Merkwürdigkeiten. Schade, dass S. 73 fg. nur in 7 Zeilen von Löwen's ehemaligem gelehrten Wohlstande gesprochen wird. Jetzt freylich sind die Spuren alter Gelehrsamkeit verwischt; man versteht dafür die Kunst, gutes Bier zu brauen. In Brüssel scheint es dem Vf. wohl zu behagen; der Telegraph auf dem St. Goudula-Thurme macht durch seine Bewegung einen grossen Eindruck auf unseren Reisenden, so wie der Park und die hier befindlichen Werke der Kunst.

„Die Kunst und das Schöne gedeihen nur (sagt er S. 77) auf dem classischen Boden der Freyheit, und offenbaren sich einem wohlhabenden, lebenslustigen Volke." — Rec. war vor der französischen Revolution mehrmals in Brüssel; der Wohlstand, der damals in Brüssel, in ganz Brabant und überhaupt im vorigen österreichischen Belgien herrschte, übertraf weit den gegenwärtigen Flor. Damals waren die Belgier einige hundert Millionen reicher, als sie es jetzt sind, die edeln Metalle, wovon ihre Kirchen und die Häuser sehr vieler Privatpersonen strotzten, und den seitdem herabgesunkenen Handel ungerechnet. Rec. sah im May 1789 sogar bey mehreren Bierbrauern, und in einigen ansehnlichen Handelshäusern in Brüssel, die trefflichsten Münz- und Naturalien-Cabinette, Bibliotheken und Gemählde-Sammlungen, die schönsten Kunstwerke des Alterthums und mehrere Seltenheiten der frühesten Erfindungen. Interessant ist die Beschreibung der Telegraphen. Von Paris bis Brüssel sind 28 Telegraphen, die in 12 Minuten ein Zeichen von Paris hieher schicken. In jeder Minute können 3 Zeichen gegeben werden. Jeder Telegraph beobachtet den andern durch Fernröhre, welche in der Wand befestiget sind. Die Fernröhren zu diesem Behufe in Brüssel sind achromatisch, halten 1½ Zoll Öffnung, 3 Fuss Brennweite, und etwa 25 Mal irdische Vergrösserung. Brüssel ist die letzte telegraphische Station gegen Norden von Paris. *Chappe*, ein Bruder des Pariser, ist Director des Telegraphen in Brüssel. Ein zweyter Bruder desselben dirigirt den Telegraphen zu Brest, und ein dritter den zu Bordeaux. Alle 4 Brüder sind in die Geheimnisse des Telegraphen und der dadurch zu verbreitenden Depeschen eingeweihet; alle übrigen Telegraphisten, welche nur mechanisch die Zeichen machen, die, um geheim zu bleiben, oft gewechselt werden, wissen nichts von der Bedeutung der Charaktere. Übrigens muss man von der Strasse bis zum Cabinet des Telegraphen zu Brüssel, 268 Stufen steigen, bevor man zu dieser Maschine gelangt, welche die einfachste von allen seyn soll, die sich auf dieser Route nach Paris befinden. — Von Brüssel selbst erfährt man wenig, ausser dass eine gedruckte neue Beschreibung unter dem Titel: *Coup d'oeil sur Bruxelles, ou petit necessaire des étrangers* ihrem wesentlichen Inhalte nach mit einer launigen Kritik abgefertiget wird. Das Schloss *Laken* am Canal (nach Mecheln, eine grosse halbe Stunde von Brüssel,) soll damals, wie es der Vf. sah, sehr viel Spuren der vorigen Revolutions-Anarchie tragen. (In Absicht der Lage von Laken ist Rec. mit Hn. *B.* einverstanden; nur nicht mit der Vegetation, die wir in den 80er Jahren des vorigen Säculi, daselbst vorzüglich fanden, die aber, weil der Boden nachher nicht bearbeitet, noch Kosten darauf verwandt wurden, eben so sehr, wie Laken selbst, zurückgekommen ist.) Der 10 Brief aus Valenciennes, ist wegen der Steinkohlen-Bergwerke vom Departement Jemappe unterrichtend. Nach *Lefebre* soll Frankreich gegenwärtig in 47 Departements Steinkohlengruben in Betrieb haben, welche in einem Jahre für 32 Mill. 280,000 Franken Kohlenertrag liefern, den Miriagramm (oder 10 metrische Decimal- oder circa 21½ cöllnische Pfunde gerechnet,) zu 8 französischen Decimen (einen halben Ggr. Conventionsgeld) im Mittelpreise auf den Gruben am Tage angenommen. Vom 11—25 Briefe sind die Nachrichten aus Paris datirt. Von dem Theile der Picardie, durch den aus den weiten Ebenen des ehemaligen Hennegau's der Postwagen, dessen sich Hr. *B.* bediente, nach Paris führt, wird wenig erzählt; desto mehr wird der Verfasser begeistert, als er sich von Ganesse zu Fusse der grossen Weltstadt nähert, die ihn mit nie gefühlten Empfindungen belebt. Anfänglich scheint ihm das grosse Geräusche der Stadt; der, in dichten Wolken bey heissen und trockenen Sommertagen empor steigende und fallende Kalkflötzstaub, welcher Augen und Brust schädlich ist; der Anblick der falben Ziegeldächer, die mit der Zeit schwarz werden, nebst dem unansehnlichen abgebleichten Grau der Häuser, und viele andere Dinge mehr in Paris zu missfallen, und er versichert, dass in einer der besuchtesten Strassen, wie die von St. Denis und beym Palais royal, es nicht lebhafter, als in der Kalverstraat zu Amsterdam, oder in der Bohnenstrasse in Hamburg sey; auch findet er die Pariser bey weitem so devot nicht, wie in anderen grossen Städten Brabants. In der Hinsicht schildert er S. 115 sq. ein feyerliches *Te Deum*, das in der Kirche *Notre Dame*, wegen Erhebung Napoleons zum Kaiser von Frankreich, gesungen wurde, wobey die Kirche, ungeachtet es Sonntag war, halb leer blieb, und setzt hinzu: „Das Publicum sah zu, kam und ging weg, nahm an der Thüre sein Tröpfchen Weihwasser vom Manne mit der Weihquaste, und parlirte und lachte." — Desto angenehmer und folgenreicher für die Wissenschaften wird ihm Paris, sobald er seine gelehrten Bekanntschaften angeknüpft hat. Er beschreibt den Pariser Pflanzengarten; nennt alle Professoren die dabey angestellt sind, und die Fächer, auch wie sie darin dociren. Dann geht er alle die Säle durch, und zeichnet auf, was hier für das Studium der Naturkunde merkwürdiges zu sehen ist. Er beschreibt das Pantheon, wozu bekanntlich die vormalige Kirche zu St. Genoveva den Grund gegeben hat. Ein treffliches Gebäude, dessen Zweck aber dem Vf. S. 180 in Vergessenheit gerathen zu seyn scheint. Der Vf. besucht das *Collège de France*; macht Bekanntschaft mit *de la Lande*, *Burkhardt*, *de Lambre*, *de la Place*, *de la Grange* u. s. w. *Carnot*, der vormals Director im französischen Directorio, und jetzt Präsident der ersten Classe des National-Instituts ist, zieht unseres Vfs. Aufmerksamkeit vor allen Mitgliedern des National-Instituts auf sich. In der Sitzung, welcher Hr. *B.* beywohnte, wurde *Klaproth*, an *Priestley's* Stelle mit einer Mehrheit von etlichen 30 Stimmen, zum Mitgliede erwählt, wozu die beiden Gelehrten *Piazzi* in Palermo und *Schmidt* in London, nebst einigen Anderen in Vorschlag gebracht waren. Nach der Versicherung des Vfs. soll die Classe, bey dem Ableben eines Mitgliedes, zwey neue Candidaten ernennen

türfen, aus denen der Chef der Regierung einen auswählt. Die Anmerkung S. 194 stimmt nicht mit unseren Ansichten überein: dem Staate muss die Befugniss unbenommen bleiben, dass derjenige, welcher von Staatswegen zu einem Amte und zu dem Genusse des damit verbundenen Gehalts, das für die Mitglieder des National-Instituts 1500 Franken — etwa 386 Thlr. 14 gr. sächsisch — beträgt, erhoben, und aus Staats-Einkünften bezahlt wird, von der obersten Gewalt im Staate ernannt und sanctioniret werde. — Im 18—20 Briefe werden die Pariser Sternwarten, ihre Vorzüge und Mängel u. s. w. beschrieben; auch charakteristische Züge einzelner Astronomen und Mathematiker werden eingewebt. Das Bild, das Hr. *B.* von den Pariser Sternwarten darstellt, ist nicht günstig. Er setzt S. 217 hinzu: „dass man in Paris nicht den grossen und brauchbaren Instrumenten-Vorrath finde, den man hier erwarten solle. Überhaupt — fährt er fort — haben die Franzosen nie ihre Stärke im Beobachten gehabt, und obschon sie glauben, dass sie Alles besser hätten und wüssten, als die Engländer: so gebrauchten sie doch bey ihren Planetentafeln, und bey allen ihren (astronomischen) Rechnungen, immer Grenwicher Beobachtungen und keine Pariser. — Und doch sind alle jetzigen guten Einrichtungen im Beobachten, erst seit der Revolution und seit der Einrichtung des *Büreau für die Meereslänge* entstanden. Vorher sah es noch viel dürftiger bey der Pariser Astronomie aus." — Ja wohl *dürftig!* Das weiss Rec. auch, als er diese Sternwarten lange vor der Revolution sah, und die *Sternkunde Frankreichs* gleichsam unter der vorzüglichsten Leitung der Grafen *von Cassini* stand. *De la Lande*, der damals ungefähr 50 Jahre war, und zwey seitdem gestorbene berühmte Beobachter, waren damals die glänzendsten Sonnen, die am astronomischen Firmamente des französischen Gesichtskreises glänzten.) Hr. *B.* hat recht, dass die Herabwürdigung fremder Verdienste vorzüglich in der grossen Unwissenheit der Franzosen in fremden Sprachen liege; und da sie sich zugleich selber äusserst vielwissend glaubten, so hätten sie — einige wenige Beyspiele, wie *la Place*, *la Lande* dem älteren u. s. w. abgerechnet, die eben darum, weil sie gründlich unterrichtete Männer, auch sehr bescheiden wären, — nicht einmal eine dunkle Empfindung von dieser Unwissenheit. — Diese geht so weit, dass selbst *Mercier* in dem Gespräche mit unserem *B.* über das copernicanische System nicht einmal *Riccioli Almagest* (Bonon. 1651. Fol.) kannte, und daher Hn. B. fragte: *Ist das Buch neu?* Von *la Place* rühmt unser Vf., dass er an allen Fächern des menschlichen Wissens warmen, thätigen Theil nehme, äusserst bescheiden und nicht der stolze Mann sey, für den man ihn im Auslande irriger Weise ausgebe. „Aber nur Köpfe, die, wie der seinige (*la Place*) S. 241, die gesammte Triangulirung des menschlichen Wissens umfassen, können dieses. So wie er dem Gesetze der allgemeinen Schwere dem scheinbar verworrenen Laufe der Planeten nachspürt, und Seculargleichungen für Störungen entdeckt, die erst nach Jahrhunderten wiederkehren: so verfolgt er dieses Gesetz in dem Zusammenhange der Körper, in den Wahlverwandtschaften der Scheidekunst und in den Bewegungen der Säfte der organischen Natur." In der Hinsicht wird *la Place* oft der *Newton* unseres Jahrhunderts genannt, und Hr. *B.* will in ihm nicht nur eben den Scharfsinn Newtons in den höheren Calculationen aller, sondern auch denselben, die ganze Naturkunde umfassenden, Geist bemerkt haben. — In den folgenden *fünf Briefen*, welche diesen Band beschliessen, beschreibt der Vf. die Kirchen; den Gottesdienst in denselben; das *Palais royal*; die mannichfaltigen Gewerbe in dem letzteren und in Paris überhaupt; die Art, wie viele dieser Erwerber ihre Productionen durch öffentliche Affichen dem Publico bekannt machen; die Theater, Opern, Tänzer und Tänzerinnen, Schauspieler, Sänger u. dgl. Die französisch katholische Kanzel-Declamation findet er vorzüglicher, wie die dieser Kirche in Deutschland, weil die Gebehrdensprache lebhafter und mehr dem Gegenstande folge; aber das Zusammenlegen des Schnupftuchs, und das, alle Augenblicke vorkommende Auf- und Absetzen der Barete, will ihm nicht gefallen. Aber — setzt er hinzu — ist dieses psychologisch betrachtet, nicht die Balancierstange des Geistes, mit der sich die verschiedenen Perioden wechselsweise einander im Gleichgewichte erhalten, und den Schwerpunct der Rede unterstützen, damit er nicht auf der einen oder anderen Seite vom dünnen Faden der Disposition abgleite? —

II Theil. Alle 26 Briefe desselben sind noch aus Paris datirt. Der Vf. beschreibt den Pallast der Thuillerien mit allen seinen jetzigen Merkwürdigkeiten, der eine schöne Kupfertafel beygefügt ist. Hr. *B.* sieht den Zug *Bonaparte's*, wie er zum erstenmal als Kaiser von Frankreich auf der grossen Parade erscheint; wobey er die Talente dieses Regenten, so wie das Verhalten der Pariser bey dieser Erscheinung, und die grosse Gleichgültigkeit gegen alle politische Veränderung, schildert. Im 3—7 Briefe wird die Beschreibung des *Hotels der Invaliden* mit seinen Denkwürdigkeiten, wozu auch das ehemalige republikanische Marsfeld gehört; dann des *Museums der Artillerie* — des *Museums der französischen Denkmäler* im kleinen Augustiner Nonnenkloster, in welchem die Säle, worin die Reste der grossen und berühmten Männer dieser Nation ruhen, nach Jahrhunderten abgetheilt sind, mit manchen treffenden Bemerkungen geliefert. Dann verbreitet sich der Vf. über die Menge fremder Kunstwerke, welche die Folgen des Kriegs herbeyführten. Bekanntlich hat *Lenoir* aus den zerstörten Klöstern und Schlössern, welche die Revolution vernichtete, alle die altfranzösischen Denkmäler gesammlet, und davon eine *Description historique et chronologique des monuments françois*, in Octav herausgegeben, welche 558 Numern dieser seltenen Denkmäler enthält. Ungeachtet dieses Buch erst 1793 zum ersten Mal erschien, las Hr. *B.* davon im Sommer 1804 die *siebente Auflage*: — Überall begleitet den gelehrten Reisenden ein eigener Genius der Kunstgeschichte, der in die meisten Fächer des menschlichen Erfindungsgeistes einen kritischen Kunstsinn und verfeinerten Geschmack mitbringt. Aus die-

fem Gefichtspunct betrachtet daher auch Hr. *B. Davids* koftbares Gemälde der Sabinerinnen, welches feinem Urheber, durch die öffentliche Ausftellung deffelben, an die 60,000 Franken eingebracht haben foll. — Im *Louvre*, vorhin der Sitz der Könige von Frankreich, jetzt die Wohnung der Gelehrten und Künftler, wird diefes fchöne Stück von *David*, nebft der gröfsten Gemälde- und Antiken-Sammlung von Europa, felbft die grofse, aus 400,000 Bänden beftehenden Bibliothek aufbewahrt. Überhaupt wird diefe überaus reiche Gemälde-Sammlung im 8—11 Briefe befchrieben. Im 13—15 Briefe wird die Bildfäulen-Sammlung im Mufeo Napoleons; im 16 die Gemäldefammlung im Palafte des Erhaltungsfenats; im 17—20 der Palaft des Gefetzgebungsfenats; das Taubftummen-Inftitut von *Siccard*; das Inftitut der Blinden; und demnächft verfchiedene Induftrie-Gewerbe der Parifer gefchildert. Der Vf. befucht (21—24 Brief) *Montgolfier*; befieht die grofse Modell- und Mafchinen-Sammlung im *Confervatoire des arts et métiers*: die Gotelins-Manufactur, die grofse Spiegelmanufactur, und theilt im 25 Brief eine Menge Gegenftände mit, die jedem Mathematiker angenehm feyn werden. Der 26 und letzte Brief enthält Notizen über den General *Moreau*, über einige, in feinen bekannten Procefs verwebte Perfonen, und über den jetzigen Kaifer.

Die 5 Kupfertafeln, worunter auch ein verjüngter Plan von Paris, und die Nordfeite des Tempels fich befindet, find alle fehr fchön gezeichnet, fauber von *Rautenbach* geftochen. Überhaupt ift das Aeufsere des Werkes gefällig.

Bgs.

Breslau, b. Buchheifter und Gehr: *Poft- und Reifebuch, das ift alphabetifches Örter-Verzeichnifs von Schlefien*, oder Anzeige aller Städte, Marktflecken, Dörfer, Kolonien, Feldklöfter, Vorwerke, Mühlen, Wirthshäufer mit deutfchen und pohlnifchen Namen, und zwar nach der Lage und Entfernung der Dörfer zu den Städten und Kreis-Städten und diefer zur Haupt-Stadt von Schlefien, Glatz, Neu-Schlefien, Croffen, kaiferlich Schlefien u. f. w. Von *Johann Gottlieb Meifsner*. 1803. 21 Bog. 8. (16 Gr.)

Hr. *Senior Meifsner*, Pfarrer zu Bielwiefe, hat fich fchon durch einige geographifche Bücher über Schlefien bekannt gemacht. Das vor uns liegende Werk enthält wenig Nachrichten von den Poften in Schlefien. Auf 6½ Seite ift ein Verzeichnifs der fahrenden Poften befindlich; von den reitenden und Bothenpoften wird nichts erwähnt, und eben fo wenig von der Zeit, in welcher die Poften auf den Stationen ankommen und abgehen. Es mochte wohl nur des Vfs. Abficht feyn, ein Dörfer-Buch zu beforgen, und da fchon eins vorhanden war, diefem ein anderes Gewand zu geben. Das Verzeichnifs felbft ift mit Mühe gemacht, es enthält bey jedem Orte die Entfernung von der Kreis-Stadt, die Lage nach den Gegenden, den Kreis worin er liegt, und ob er ein Dorf oder Stadt, auch ob er dem Landesherrn, der Geiftlichkeit, oder dem Adel gehöre; doch find bey manchen Orten die Rubriken nicht ausgefüllt. Auch vermiffen wir verfchiedene Orte, als im preuffifchen Schlefien: Ablage im briegifchen Kreife, ohnweit Stoberau. Luifenhayn im glazer Kreife. Luifenthal in demfelben. Luifenthal im Brigfchen. Therefienfeld im glazer. Das kaiferliche Schlefien ift nur in zwey Kreife, den tefchen- und jägerndorffchen getheilt. Es giebt weder einen neiffifchen noch einen troppauer Kreis — in diefem kleineren Antheile fehlen viele Dörfer, und felbft einige Städte, als: die Städte Freudenthal, Hozzenglotz, Wiegftädtel und Wirbenthal. Im tefchenfchen Kreife die Dörfer Czefsowiz, Domaslowitz, Dombrau, Tafchnowiz, Roy. Im jägerndorfer: Adelsdorf, Barbfchen, Füllftein, Hillersd, Jactan, Meltfch und mehrere.

Zm. C.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Caffel*, b. Griesbach: *Der alte Paul und feine Enkeltochter Pauline. Eine Gefchichte.* 1804. 170 S. 8. (12 Gr.) Wäre der Ton des Vortrags minder gefucht, und nicht Alles zu fehr auf die unficheren Stelzen einer erhaben feynfollenden Darftellung geftellt, fo würde fich diefe Gefchichte, die manche angenehme Parthie hat, mit mehr Wohlgefallen lefen laffen. So aber ift ihre liebenswürdige Einfalt durch die prunkhaften Anftalten der Sprache vernichtet worden. Mit der Anftrengung, eine gewiffe Feyerlichkeit über feine Helden zu verbreiten, hat der Vf. fie nicht felten unferer Theilnahme entzogen, und indem er felbft das Gemeinfte feyerlich zu machen bemüht gewefen ift, hat er felbft das Feyerliche gemein gemacht. Eine einzige Probe wird hinreichen, unfer Urtheil zu beftätigen, und zugleich das Ganze näher zu charakterifiren. Wir nehmen fie von S. 6. „An diefem heiligen Altare der grofsen feyerlichen Natur, entflohe fein Geift bey dem Rückblick in die Vergangenheit, bey der Ahnung einer befferen Zukunft, dem Staube des Erdenlebens, es fchwebte fein Herz auf der Unfterblichkeit Flügeln in höhere lichtvolle Gefilde, wo der Nebel des Trübfinns fich zertheilte, und *die fchönere Sonne der Hoffnung in dem zerriffenen Gewölke fich brach*; da ftrahlte ihm dann wieder ein dämmerndes Licht der verlornen Ruhe, ihm blickte *der höhere Stern des grenzenlofen Jenfeits*, wo er feine Gattin und feine verlornen Freuden, und feine Ruhe in befferen Welten wieder fand." Das heifst doch wohl auf Stelzen gehen?

Hg.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Gräff: *Mythologifche Unterhaltungen für Deutfchlands gebildete Töchter*, von *Luife Meynier. Erfter Theil.* 1804. 154 S. *Zweyter Theil.* 1805. 172 S. 8. (1 Rthlr.) In der kurzen Vorrede fagt die Verfafferin, dafs fie bey diefen mythologifchen Unterhaltungen keinen anderen Zweck habe, als die Jugend auf eine lehrreiche Art zu beluftigen. Sie habe defshalb aus den vorzüglichften Werken gefchöpft, was ihr das Anziehendfte gefchienen, und es zu einer *zufammenhängenden Gefchichte* (?) verbunden, wodurch fie freylich gezwungen worden, von der *claffifchen Rangordnung* (?) der Götter abzuweichen. Aus dem Buche felbft ergiebt fich nicht, was fie unter einer zufammenhängenden Gefchichte verftehe. Die Mythen find oft lofe genug an einander geknüpft, und die Einfälle und Fragen der Kinder — das Buch ift in Gefprächsform abgefafst — bahnen nicht felten den Übergang von dem einen auf das andere. Eine grofse Kunft in der Anordnung ift alfo nicht da. Lehrreich find übrigens diefe Unterhaltungen, wie etwa ein mythologifches Wörterbuch lehrreich ift. Die Mythen find trocken hin erzählt, wie Mährchen, und können höchftens dazu dienen, fie zu lernen; aber etwas aus ihnen zu lernen, dafür ift gar nichts gethan. Für die hie und da eingefchlichenen Unrichtigkeiten mögen die Quellen verantwortlich feyn, aus denen die Verfafferin fchöpfte. An Papier und Druck werden die gebildeten Töchter keinen Anftofs finden.

Md.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 JUNIUS, 1807.

JUGENDSCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Wilmans: *Theone. Ein Geschenk für gute Töchter.* Zur Weckung und Veredlung ihres sittlichen und religiösen Gefühls von *Jakob Glatz.* Ein Seitenstück zur Iduna einem moralischen Unterhaltungsbuche für die weibliche Jugend. 1806. I Band. 323 S. II Band. 348 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Ebendaselbst: *Minona. Ein unterhaltendes Lesebuch für junge Mädchen von 7—12 Jahren, zur Bildung ihrer Sitten* von *Jakob Glatz.* Ein Seitenstück zur Iduna und Theone. 1807. 301 S. 8. (1 Thlr.)

In der Vorrede zur Theone sagt Hr. G., dass die ihr vorhergegangene *Iduna* (auf welche besonders aufmerksam zu machen, er sogar eine Erzählung, Minona S. 50 ffg. zu Hülfe nimmt) die eben erscheinende *Theone*, und eine noch künftig auszuarbeitende Anzahl leichter Erzählungen — die nun auch erschienene *Minona* — ein Ganzes bilden würden, wo immer, wie er in der Vorrede zur Minona hinzusetzt, eine Schrift der andern die Hand bieten sollte. Wir hätten gewünscht, dass er sich über den eigentlichen Plan und die Bestimmung dieses Ganzen vollständiger und genauer erklärt, von dem Wege, den er zur Erreichung seiner auf den Titeln angegebenen Zwecke eingeschlagen, gültige Rechenschaft gegeben, und mit deutlicheren Worten angezeigt hätte, wo dieser *innere* Zusammenhang zu suchen, und wie dieses Handebieten zu verstehen sey. Da das nicht geschehen ist, so können wir hierüber auch nur muthmasslich Auskunft ertheilen. So viel sich nämlich aus anderen Äusserungen des Vfs. darlegt, so sollen diese drey Schriften eine Art Gallerie oder Cyklus von Bildungsbüchern für die Jugend weiblichen Geschlechts, nicht ohne Rücksicht auf die Abstufung der Jahre und Bildungsfähigkeit derselben seyn. Denn, laut seiner eigenen Andeutung, arbeitete Hr. G. in der *Iduna* vorzüglich auf sittliche Bildung der weiblichen Jugend, durch Erzählungen auf die Phantasie der Leserinnen berechnet; in der *Theone* wollte er für Leserinnen, die er sich schon gesetzter und zu ernsteren Reflexionen aufgelegter dachte, neben dem sittlichen noch besonders auf das religiöse Gefühl wirken, und durch die *Minona*, deren Titel schon auf Liebenswürdigkeit hindeute (?), beytragen, die Sitten der weiblichen Jugend von ganz zartem Alter zu veredeln und liebenswürdig zu machen. Gute Vorsätze, die uns zu desto grösseren Erwartungen berechtigen, da sich Hr. G. selbst für einen Schriftsteller erklärt, der mit *Besonnenheit* und Freudigkeit der Seele sich seinem Ziele zu nähern suche, und mit heiterem Sinne und *planmässig* schreibe. Es wird uns also obliegen, zu zeigen, in wiefern dieser Ausspruch durch das Geleistete selbst gerechtfertiget werde, wie nahe Hr. G. seinem Ziele gekommen, und ob in dem, was er geschrieben, wirklich ein Plan und Besonnenheit zu finden sey.

Da die Iduna ausser dem Gebiet dieser Anzeige liegt, so lassen wir auch die vortheilhaften Recensionen, die von dem Buche in mehreren bedeutenden Journalen erschienen sind, so wie die von vielen Seiten her erhaltenen Versicherungen von der Brauchbarkeit desselben für weibliche Veredlung, auf sich beruhen, und beginnen unsere Beleuchtung mit der Theone. Sie soll, wir wiederholen es, zur Weckung und Veredlung hauptsächlich des religiösen Gefühls der guten Töchter von gesetzteren Jahren — nach unserer Berechnung vom sechzehnten bis zum zwanzigsten — die schon zu ernsteren Reflexionen aufgelegt sind, dienen. Wir haben also Ursach, hier zu erwarten, Hr. G. gebe uns auch für seinen Zweck was er wolle, etwas Wohldurchdachtes, in seiner Form Unanstössiges, selbst in Sprache und Ausdruck Unverwerfliches; nichts Zweydeutiges, und zu nachtheiligen Reflexionen Verführendes. Wir erwarten ferner richtige und sichere moralische Grundsätze, und ein auf wahre Religion gegründetes und von ihr ausgehendes religiöses Gefühl, das sich eben so rein und unverfälscht ausspricht, als es auf Erweckung eines eben so reinen und unverfälschten Mitgefühls Anspruch macht. Und endlich erwarten wir eine beständige Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten des weiblichen Geschlechts in Betreff seiner Anlagen, seiner Bestimmung, seines Zustandes. Mit diesen Erwartungen schlagen wir nun das Buch selbst auf, und finden beym leichten Durchblättern Erzählungen, Reden und Gedichte. Alles recht gut, und in seiner Form dem vorgesetzten Zwecke keineswegs entgegen wirkend. Nun fangen wir aber an zu lesen, und finden uns in unserer Erwartung betrogen.

Von den Gedichten reden wir zuerst. Es sind ihrer nur wenige, aber auch diese wenigen sind so unbedeutenden Inhalts, so flach, so zwecklos, und überhaupt so sehr gemeine Versmacherey, dass sie kaum einen Platz in einem gewöhnlichen Almanache würden gefunden haben, und in einer Schrift zur Veredlung des weiblichen Geschlechts durchaus nicht angetroffen werden sollten. Warum zwingt sich doch Hr. G., der von

seiner Besonnenheit zu sprechen weiss, Gedichte zu machen, die Niemand will, und Gedanken in Reime zu schnüren, die ewig ungereimt bleiben werden? Das Gedicht *am Grabe eines verdienten Lehrers* Th. I. S. 70 ist die alltäglichste Versgeburt, die sich nur erwarten lässt: todte Worte, die nichts wecken mögen. Da das Gedicht nur aus wenigen Zeilen besteht, so setzen wir es ganz hieher, um unser Urtheil darüber, das vielleicht hart klingt, zu rechtfertigen. Es lässt sich folgendermassen vernehmen:

Ruhe sanft, du, den *im Schooss der Erde*
Asche bald und kühles Dunkel deckt; —
Ruhe sanft, bis einst ein neues Werde!
Dich zu einem neuen Leben weckt.
Ruhe sanft, und blicke auf die Deinen,
Denen du hier Lehrer warst, herab!
Manche Gute, manche Edle weinen
Hier, Verklärter, still an deinem Grab.
Einst, *o einst*, wann wir dich wieder finden,
Wann auch uns des Lebens Vorhang fällt,
Werden wir dich, Sel'ger, wieder finden
In den Lichtgefilden jener Welt!
Ruhe sanft, *in Jesu heilgem Namen*
Sprechen wir bey deinem Grab ein stilles Amen.

Wo ist hier nur die geringste Beziehung auf das *Verdienst* des Lehrers? Wo der Gedanke, oder der halbe Gedanke nur, der nicht besser in dem ersten besten Sterbeliede ausgedrückt wäre? Wie postillenartig-rührend ist nicht der Schluss, wie gar nicht geeignet, religiöse Gefühle zu wecken und zu veredlen! — Diesem Gedichte an innerem Unwerthe ganz gleich ist Th. I. S. 263 *Trost. An Lina.* Wer in diesen zwölf Zeilen Trost findet, kann des Trostes wahrlich nicht sehr bedürfen. Es ist wiederum das Gemeinste auf die gemeinste Weise vorgetragen. Der Trostgedanke steht so kahl da, so abgerissen, dass der Vf. vielleicht mit mehr Effect einen Spruch aus der Bibel hätte citiren können; und der Schluss:

Auf dem *reinsten, hellsten* (?) jener Sterne
Werden wir *vielleicht uns wiedersehn,*

hat in seiner Zweydeutigkeit und in seinen leeren Beywörtern etwas sehr Untröstliches. — In welcher Tendenz *die Blume des Herzens* Th. II. S. 125 den guten Töchtern vorgehalten werde, ist uns ein Räthsel. Wir legen den Inhalt des Gedichts unseren Lesern selbst vor. Doris, sagt der Dichter, du preisest das Vergissmeinnicht der Freundschaft, du bist hold dem *blauen* Veilchen, dem Bilde der stillen Tugend, und lässest dich von der *zarten* Lilie Schmuck und Pracht zum Lobe hinreissen; nicht also ich, dein Lehrer und religiösen Gefühls Erwecker: in der Freudigkeit meiner Seele lobe ich mir die Rose,

Die Rose — wen erfreut sie nicht! —
Ist's, die mir sanft ans Herze spricht.

Indessen wird doch gleich daneben S. 127 in Fanny's Stammbuch der treffliche Hexameter geschrieben:

Rein sey immer dein Herz, es gleiche *dem Weisse* der Lilie!

Nina's Poesie *an den Mond* Th. II. S. 222 ist ein wahres Geleier, und erweckt sonst kein Gefühl, als das Gefühl des Unwillens und der Langenweile. Unter andern heisst es hier:

In *bescheidenem* Gewande
Gehst du deine *lange* Bahn;
Sanfter Mond, in *jedem Lande*
Sieht man dich mit Liebe an.

Recht bündig ist das *drum* des Schlusses, in Bezug auf den Anfang des Gedichts: Weil du freundlich niederblickst auf mich, lieber stiller Mond, und noch sonst manche Eigenschaft hast, die mir gefällt, so blicke freundlich nieder auf mich, lieber stiller Mond, und weil du meine Lieder hörst, so höre meine Lieder, welche heiter sind. Wir beneiden den Mond nicht um das Glück, Nina's heitere Lieder zu hören, nur wünschen wir, dass er sie in Zukunft ganz allein für sich behalte. — Das *Glück des Lebens* S. 299 ff., ein längeres Gedicht, macht nur längere Weile. Es scheint der weiblichen Jugend gesungen zu seyn, um der männlichen Jugend folgende gesperrt gedruckte Strophen daraus vorzusingen:

Aber o glücklich der Mann, der still und unbemerkt hauset,
Seine Wünsche begrenzt, ferne nicht suchet sein Glück;
Welcher den Himmel in sich und in der Seinigen Kreise
Findet, wahrlich! nur hier *winkt ihm ein höheres Seyn!*

Artig beschrieben ist die Ankunft des Gärtners Kleanthes aus seinem Garten in seinem Hause:

Freundlich umarmte die Frau den wiederkehrenden Gatten,
Drückt mit der Liebe Gewalt ihn an die *weibliche* Brust.
Drauf umringet ihn laut ein Trupp rothbäckiger Kinder.
„Vater, Vater!" ertönt's; *ha!* sie umhalsen ihn froh;
Und den Schooss des umschlungenen Vaters erkrabbelt das Kleinste,
Und mit freudiger Kraft zaust es sein lockiges Haar. —

Wir kommen zu den *Reden*. Es sind deren nur zwey. Die erste Th. I. S. 104 ff. *Über den Werth der Freundschaft*, wurde im Betsaale der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal gehalten. Sie ist also hier nur eine Lückenbüsserin; es fehlt ihr die nähere Beziehung auf die guten Töchter, die durchaus nicht fehlen dürfte. Neue Ansichten erwarteten wir nicht; aber doch eine glückliche Anwendung des Bekannten für den Theil der Zuhörer, den sie zunächst anging. Wir haben uns getäuscht. Die Ausführung ist ohne Präcision, der Werth der Freundschaft auf Kleinigkeiten und Nebendinge beschränkt, und der Vortrag gefällt sich in Empfindeleyen und Ausrufungen. So heisst es z. B. S. 113: „Schön ist der Anblick der auf- und untergehenden Sonne, schön das Schauspiel, das der emporsteigende Mond gewährt, angenehm und erhebend der Hinblick nach dem gestirnten Himmel und einer schönen Landschaft; auch dem Einsamen können diese reizenden Naturgegenstände in frohes Erstaunen, in süsse Rührung versetzen; aber wie viel schöner erscheint sie uns (das heisst doch wohl mir und euch guten Zöglingen der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal), wenn wir sie an der Seite des Freundes, *der Freundin* betrachten, und *in dieser Betrachtung in ihr heiteres Auge blicken*, und uns vereint dankbar über den freuen können, der diese Welt so schön, und das menschliche Gemüth für Freundschaft empfänglich gemacht hat." Die Stelle S. 111 „Wie süss und angenehm — ausschütten können" gehörte wohl in den zweyten Theil: wo gezeigt werden soll, dass

lie Freundschaft uns auch die Beschwerden und Leiden les Lebens *erleichtere*. Der Ausruf: „Wie süfs und angenehm" giebt dem Gedanken noch kein Recht, hier zu stehen. Hie und da ist auch die Sprache ein wenig affectirt, :. B. S. 128: „Oft ist hinter freundlichen, schmeichelnden Worten ein untheilnehmendes oder schlechtes Herz *versenkt*." Die zweyte Rede ist überschrieben: „*Der Frühling, ein Bild der Jugend*," und ist gehalten vor ler Evangelischen Gemeinde in Wien, bey Gelegenheit der Confirmation der *älteren* (?) Jugend, den 9ten uny 1805. Sie ist eben so, wie die erste, hier nur eine Lückenbüfserin. Die Armuth des Geistes, die hinter vielen Worten den Mangel an Gedanken verbirgt, und in kleinen, unnützen und ganz gewöhnlichen Schildereyen ein Vergnügen findet und einen Nothbehelf, ist auch hier sichtbar. Und damit nichts ohne Beweis dastehe, so geben wir ihn von S. 268. „Die uns umgebende Natur glänzt gerade jetzt in ihrer vollen Pracht; die Rauhheit der Wintermonate ist verschwunden, und mildere Lüfte wehen uns und lie Erde mit ihren Gewächsen (wie deutlich!) an; ein liebliches, erfrischendes Grün bedeckt Wiesen, Felder und Gärten; alles ist zu einem neuen Leben erwacht; die ganze Schöpfung athmet Freude und Anmuth, und ladet den gefühlvollen Naturfreund zu den reinsten, schönsten Genüssen ein." Damit vergleiche man S. 273 f. „Wisset ihr es doch alle, wie im Frühlinge die gleichsam erstarrten Kräfte ler Natur sich wieder zu regen und zu wirken anfangen, *wie der Tod, der auf der Schöpfung zu ruhen schien, im freundlichen Lenze sich in ein leiseres Regen, und dieses Regen sich in Leben, in frohes, volles Leben verwandelt*, wie in der thierischen Schöpfung (eine unschickliche Zusammensetzung, die man gar nicht brauchen sollte.) insbesondere so manches aus seinem Schlummer zu *lebendiger* Thätigkeit erwacht, und diejenigen (aus der thierischen Schöpfung nämlich) die auf dem Siechbette seufzten, sich zu erholen, heiterer und gesunder zu werden anfangen (cf. die Sterbelisten vom Monat März); wie Berg und Thal, Wälder und Auen, bekleidet mit dem *unserem Auge so wohlthätigen* Grün, und geschmückt mit einem bunten Gemische duftender Blumen; wie die Blüthen der Bäume und die stärkenden Wohlgerüche derselben; wie der reine blaue Himmel und die grünen Hayne, belebt durch den Gesang der Vögel, wie diefs alles die sanfteren süfseren Gefühle unseres Herzens weckt, uns zu leiser Ahndung des Göttlichen in der Natur stimmt, zu inniger Freude und Theilnahme auffordert, und zu den seligsten Genüssen einladet." Was bilden soll, muss zuerst in sich selbst gebildet seyn, was etwas bey der in uns zurücklassen soll, darf selbst nicht leer kommen; und was das Herz ansprechen, und das Höchste aller Gefühle wecken oder gar veredeln soll, darf auf keine Weise zu uns gebracht werden, die dem Verstande oder dem Geschmacke anstöfsig ist.

Die *Erzählungen* machen den gröfsten Theil des Buches aus. Vielleicht finden wir hier mehr Besonnenheit des Erzählers, mehr Plan- und Zweckmäfsigkeit in der Erfindung sowohl, als im Tone des Vortrags. Wir wollen sehen! Die erste Erzählung heifst: *die Blattern*. Eine Gräfin von Hohenburg, die, mit einem ausgebildeten Verstande, einen feinen Geschmack, und das edelste Herz verbunden haben soll, liebt ihre Tochter Amalie über alles, zeigt aber augenblicklich so viel Unverstand und Herzlosigkeit, dafs sie die Erziehung dieses ihres Lieblings zeitraubenden Besuchen und Gegenbesuchen, und anderen leeren Höflichkeiten aufopfert, und Amalien der Leitung einer Gouvernante, versteht sich einer gebildeten, überläfst. Amalie kömmt in die Nähe zweyer Fürstentöchter. Mathilde, die eine, hatte von Blattern gelitten, Therese aber, die andere, „hatte ein feines, glattes Gesicht, schöne blaue Augen, einen rosigen Mund, und galt für das reizendste Mädchen im ganzen Lande." Diefs fühlte sie, und bildete sich nicht wenig darauf ein. Ihre Eitelkeit bekam oft Nahrung, und erreichte nach und nach den höchsten Grad. Amalie war auch schön, und hatte ein heiteres, (Lieblingswort des Hrn. *Gl.*) munteres und lebhaftes Temperament; was Wunder, dafs sie sich an die lustige Prinzessin Therese anschloss, und von der ernsteren Mathilde entfernt hielt. Therese wird geschmeichelt, sie verliert ihre Bescheidenheit, sie lernt nichts; Mathilde dagegen nimmt mit jedem Tage an innerer Bildung zu. Wie Therese, so Amalie, Theresens Freundin. Sie spottet über das Trockene der meisten Wissenschaften, und ist überhaupt so verdorben, dafs sie sich bey der Prinzessin über die Gouvernante beklagt, und sich mit ihr über dieselbe lustig macht. Die Mutter erfährt von alle dem nichts, merkt aber Amaliens Leichtsinn, Flatterhaftigkeit und Eitelkeit. Und was *thut* die hochverständige, geschmackvolle und edelherzige Frau Gräfin Mutter? Sie giebt ihrer Tochter Winke, und vergiefst Thränen der Betrübnifs über sie. Beide aber wollen nichts helfen. Nun bringt Hr. *Gl.* ein Mittel, das hilft — die Blattern. — „Wie konnte Amalie gerettet werden, sagt er, aus der Gefahr innerer Werthlosigkeit, der sie im höchsten Grade ausgesetzt war, wenn sie auf dem Pfade fortwandelte, den sie mit so vielem Vergnügen betreten hatte? Wenn Muttersorgen (unthätige nämlich), Mutterthränen bisher wenig oder nichts bewirkt hatten, so hätte man denken sollen, dafs nichts im Stande seyn würde, dem Übel zu steuern. Aber die Vorsehung wufste da Rath, wo Menschen nicht mehr helfen konnten: Ein wohlthätiges Unglück rettete sie." Die vierzehnjährige Amalie bekömmt die Blattern, und das glatte Gesicht bekommt Narben. Und weil Amalie nun nicht mehr zur Hälfte so hübsch aussahe, wie ehemals, so war sie gebessert, sagt der Verf. Aber die verständige Frau Gräfin Mutter „empfand eine grofse Betrübnifs darüber, *dafs Amalie um ihre Schönheit gekommen sey, und beklagte sich defshalb bey dem Hofprediger*, einem einsichtsvollen würdigen Manne. Dieser tröstete sie unter anderen auch mit den Worten: „— — Äufsere Reize führen den, der sie besitzt, leicht irre, machen ihn eitel, flüchtig, stolz u. s. w. Verlust derselben rettet sein Herz, seine Tugend." Am Ende geschieht, was ge-

schehen muſste, Amalie wird glücklich an einen Grafen verheirathet. — Fragen wir nun, in welcher Absicht steht diese Erzählung hier? und wo ist der Punct, den man zur Weckung und Veredlung des religiösen Gefühls ins Auge zu fassen hat? so möchte es schwer seyn, eine befriedigende Antwort darauf zu geben. Und wie die Lehre des einsichtsvollen und würdigen Hofpredigers schielend und halbwahr ist, so ist die ganze Geschichte unglücklich erfunden. Die als verständig gepriesene Mutter erscheint durchweg als eine unverständige, schwache Frau, und Amalie wird nur gebessert, weil ihr die Quellen ihrer Fehlerhaftigkeit durch — Zufall verstopft werden. Welche Besserung ist das? Ein unglücklicheres Mittel der Besserung aber konnte Hr. *Gl.* schwerlich erdenken, als die Blattern. Ist er ein Feind der Vaccination? Warum hatte denn die verständige, und in so aufgeklärten Zeiten lebende Mutter, ihrer schönen Tochter die Blattern nicht einimpfen lassen? Warum — doch wir greifen den zu ernsteren Reflexionen aufgelegten Lesern nicht weiter mit Fragen vor. — Damit man aber nicht glaube, als hätten wir den Stoff zu vorstehender Ausstellung aus einem zwey Bände starken Werke erst ängstlich suchen müssen, so lassen wir hier noch einen Auszug aus der zweyten Erzählung folgen. Gewöhnlich wird doch zuerst und Eingangs das Beste gereicht. Sie hat die Überschrift: *die Freundliche*, und beginnt mit einer vortrefflichen Schilderung. „Ein herziges, liebes Mädchen war Emilie. Gleich einer frischen, freundlichen Blume stand sie da im Garten Gottes, und verbreitete um sich Wohlseyn und Freude. *Wer sie sah*, lieſs gerne seinen Blick auf ihrem heiteren Gesichte ruhen; *wer sie sprach*, vernahm mit Wohlgefallen den reinen einschmeichelnden Klang ihrer Stimme; *wer mit ihr umging*, genoſs der Freuden viele. In Emiliens Umgang wurde es auch dem gedrückten Herzen leicht, fühlte man sich zufrieden und froh, erheiterte sich auch der traurigste Sinn. Nie sah man sie düster,“ u. s. f. O der unaussprechlichen Schalkheit! „Allgemein nannte man sie deſshalb auch die Freundliche.“ Mit Niemanden ging Emilie lieber um, als mit der ernsten, traurigen, miſsmuthigen Henriette, von deren trefflicher Denkungsart, sie *wie von ihrem eigenen Daseyn* überzeugt war. Nie ging aber auch Henriette ohne Trost und Erheiterung von ihrer geliebten Freundin. Einst befand sich Emilie in einer groſsen Gesellschaft von Mädchen. Es entsteht ein (zum Behuf derjenigen, die noch kein Gewitter kennen, genau beschriebenes) Gewitter. Alle zitterten; mehrere liefen zum Bette, und steckten ihren Kopf unter die Bettdecken u. f. Die einzige Emilie nahm sich vernünftig. Sie verlor ihre Fassung nicht, nahm einen Stuhl und setzte sich mitten im Zimmer nieder. Freundlich blickte sie um sich, und ermunterte die Anderen nicht so ängstlich zu thun. Es geschieht ein alle Mädchen betäubender Donnerschlag, Emilie bleibt gefaſst, und — freundlich. Bald hört man in der Gasse einen lauten Lärm. Feuer! Feuer! ertönt es. Die Sturmglocke läutet; und die Trommeln der Garnison, die in der Stadt lag, wirbeln. In ihres Vaters Hause hat es eingeschlagen. Emilie fährt auf einen Augenblick zusammen, faſst sich aber bald wieder, blickt gen Himmel, läſst eine Thräne in ihrem hellen, blauen Auge erglänzen, und ein still heiterer Geist verbreitet sich über ihr Gesicht. Nun, denkt man, würde sie sich um ihren Vater bekümmern, zu ihm eilen, loschen, helfen wollen u. drgl. Das lieſs die freundliche Emilie Anderen thun; sie selbst — sah wieder freundlich um sich, und sagte: Man wird wohl das Feuer löschen; unsere Feueranstalten sind ja gut. Bloſs eine einzige Kammer in dem Hause ihres Vaters brennt aus. Doch gerade in dieser Kammer befand sich ein Schrank, mit Emiliens sämtlichen Habseligkeiten. Nun wird sie doch ein wenig traurig werden? Kaum! Sie denkt bey ihrem Verluste, was einst Hiob dachte: der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sey gelobet, und macht bey diesen Worten ein so frommheiteres, freundliches Gesicht, als wäre ihr eben das Angenehmste begegnet. Mit dieser Freundlichkeit tritt Emilie in den Ehestand, erlebt freundliche Tage, erleuchtet mit ihrer Freundlichkeit den häuslichen Kreis, den sie um sich geschaffen hat, kriegt ein freundliches Kind, und giebt ihm den Namen von einem freundlichen Weibchen; das Kind wird ein freundliches Hannchen, stirbt aber an einem (doch wohl unfreundlichen) Fieber. Nach vier und zwanzig Stunden bekömmt Emilie ihre Heiterkeit und Freundlichkeit wieder u. s. f., und endlich als ihre letzte Stunde schlägt, blickt sie freundlich nach ihrem Manne, nach ihren Kindern, nach dem Himmel, und verscheidet. Wohl uns! daſs sie verschieden ist; sie war gar zu langweilig freundlich, zu freundlich unthätig, zu unthätig freundlich, und überhaupt zu schlaff, empfindsam, als daſs wir etwas zur Veredlung unseres sittlichen und religiösen Gefühls aus ihrem ferneren Leben profitiren könnten. — Und solche Gedichte, Reden und Erzählungen bestimmt man für Leserinnen, die zu ernsteren Reflexionen aufgelegt sind?

Ungleich besser gerathen sind zum Theil die Erzählungen in der *Minona*, obgleich auch sie von leeren Empfindeleyen nicht frey sind. In ihnen spielen besonders die Beynamen eine bedeutende Rolle. M. s. S. 13. 67. 73. 100 ff. Amanda, S. 74. ist eine Geschichte, die entweder einen Anfang und kein Ende, oder ein Ende und keinen Anfang hat. In der achten Erzählung, Luise, gehört der Anhang gar nicht zur Sache, und macht, daſs die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abgeleitet wird. Philine, Nr. 3. ist wohl etwas mehr, als schnippisch. Druck und Papier, von Brede in Offenbach, sind schön, nur sollte mehr Fleiſs auf die Correctur gewendet seyn. Die Kupfer sind von Lips, und durch des Künstlers Namen schon hinlänglich empfohlen.

ΠΑμ.

Druckfehler.

In No. 133. S. 451. Z. 4 *unter holländischem Einfluſs* l. *hellenischem Einfluſs.* — S. 456. Z. 12 [illegible] l. [illegible] S. 456. Z. 18 *Berechtigungen* l. *Berichtigungen.* — In No. 140. S. 506. Z. 3. *von 5 Procent* l. *5 pro 50.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 JUNIUS, 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

Passau, b. Ambrosi: *Nachrichten über das Erzstift Salzburg nach der Saecularisation.* In vertrauten Briefen über seine ehemalige und gegenwärtige Verfassung und Einkünfte, über die Gegenden seines flachen Landes, seine Bergwerke, Producte und Bevölkerung, und über den Zustand der dem Kurfürsten von Salzburg als Entschädigung zugetheilten Länder Eichstädt, Passau und Berchtesgaden. I Band, mit 1 Kupfer. (Auch unter dem Titel: *Reisen durch Oberdeutschland in Briefen an einen vertrauten Freund.*) II Bandes 1 Bändchen. XX u. 242 S. 8. (17 Gr.)

Der erste Band der Reisen durch Oberdeutschland erschien bereits im J. 1800, als die lehrreichen statistischen Nachrichten des Hrn. Hof-Canzlers Freyherrn *von Bleuel* über Salzburg noch nicht bekannt waren. Daher so manche Irrthümer, die nun hier gelegentlich verbessert werden. Voran läfst der Vf. den Aufsatz des Herrn *von Bleul* im politischen Journal über den Flächeninhalt und die Volksmenge abdrucken, ohne jedoch den Vf. zu nennen, den er damals noch nicht gekannt zu haben scheint. Das Ganze ist in 12 Briefe eingetheilt, vom 21 Sept. 1803 bis zum Hornung 1804. Im ersten Briefe wird Hellbrunn mit seinen schönen Anlagen, der Montforter Hof, das Tusculum des letzten Fürst-Erzbischofs, das Schloss des Bischofs von Chiemsee zu Hanif und Josephs Aue beschrieben, Der zweyte Spaziergang geht in die Gegend von Clesheim, zum Leopoldscroner Moos und dem Zuchthaus. Dieses hat die Aufschrift: *abstine aut sustine.* Die Einrichtung ist reinlich und zweckmäfsig. Es hat einen Fonds von mehr als 150000 Gulden Kapital, und damit ist der Lazareth Fond verbunden, welcher über 170000 Gulden betragen soll. Im dritten Briefe wandert der Vf. durch die Vorstädte innerer und äusserer Stein in die Gegend von Aigen und das Schloss Neuhaus. Beide Vorstädte machen den unangenehmsten Theil der Stadt Salzburg aus. Der Weg führt aber durch dieselbe nach den reizendsten Anlagen, mehreren am Abhange und Fufse des Gebirgs angelegten Gärten und Meiereyen, dem eine Stunde von der Stadt entfernten Schlosse Aigen, und dessen gartenartigen Hainen, wo jeder gern verweilen wird, der an pittoresken und romantischen Anlagen, und an der durch Kunst nur sparsam belebten Natur Freude und Geschmack findet. Das beygefügte Kupfer stellt die Ansicht der Eremitage im englischen Garten zu Aigen vor. Der Vf. beschreibt diese Anlagen, das Schloss Neuhaus und verschiedene andere Anlagen umständlich und wahr. In einem Nachtrage vom May 1804 werden die neuen Anlagen beschrieben, durch welche der neue Eigenthümer von Aigen, der Domherr Fürst von Schwarzenberg, diesen herrlichen Aufenthalt verschönert hat. Im vierten Briefe wird das cultivirte izlinger Moos mit den Landhäusern, die Plainer-Kirche und Gegend, Fischbach und das Schloss Rodek beschrieben. Im fünften Briefe voran ein paar Worte über die salzburger Herbstmesse oder den sogenannten Duld, „wo Kaufleute aus allen Gegenden „Deutschlands den nicht verkauften Überrest der leip„ziger und frankfurter Messen zu sehr theuerem Preise „*en detaille*, etwas wohlfeiler jedoch *en gros*, an den „Mann bringen." Kein einziger fremder Buchhändler war da: „Vermuthlich, meint der Verf., lehrte sie die „Erfahrung, dafs auf diesem Platze für ihren Handel „keine ergiebige Speculationen zu machen sind." Darauf folgt eine Beschreibung des Unterbergs, des Jagdschlosses Glaneck, des Eisenhammers, der Vitriolfabrik in Gredig, und der Gegend um diesen Ort, bis zur Vorstadt Nonnthal. Zur Beylage dient eine „Historia vom Unterberg, und was sich darin mit einem „Ritter hat zugetragen, und wie der Ritter ein Mönch „wird, mit Fleifs in hochdeutsche Reimlein gebracht." Interessanter ist die zweyte Beylage, wo die Bereitung der Schwefelsäure in der neu errichteten Fabrik bey St. Leonhard beschrieben wird. Im sechsten Briefe findet man eine Beschreibung verschiedener Merkwürdigkeiten der Stadt, welche im siebenten und achten Briefe fortgesetzt wird. Das Ganze ist gröfstentheils nach *Hübner*, aber recht gut dargestellt. Der neunte Brief ist dem Theater und dem Orchester gewidmet. Das salzburger Publicum ist sehr fürs Theater, aber der Geschmack war durch Schikaneders sinn- und geschmacklose Opern und Farçen, und durch die trivialsten Ritter-Schauspiele verdorben. Das Schauspielhaus ist unter aller Kritik, ganz zweckwidrig, aus baufälligen Mauern eines alten Ballhauses zusammengestoppelt, und sehr klein. Als der jetzige Grofsherzog von Würzburg die Regierung Salzburg's antrat, unterstützte derselbe das Theater nicht nur durch Geldzulage, sondern auch durch unentgeltliche Beygebung des Hof-Orchesters. Nun fing man an bessere Stücke zu geben. Das Orchester war unter der Regierung des letzten Fürst-Erzbischofs sehr zusammengeschmolzen, wurde aber unter der Regierung des Kurfürsten ansehnlich mit Tonkünstlern von Eichstädt und Passau vermehrt. Der Vf. läfst sich über einige der dasigen vorzüglichsten Künstler, besonders über Michel Haydn und Olter heraus, denen er volle Gerechtigkeit wiederfahren läfst. Letzterer, ein Schüler Nardini's von Florenz, war damals die Seele des

Orchesters. Im Nachtrage erwähnt der Vf. noch des Liebhaber-Theaters bey dem damaligen französischen Gesandten, der Conzerte bey dem Fürsten von Schwarzenberg und der vorzüglichen musikalischen Talente von Mozart's Schwester, der Wittwe von Sonnenburg. Im zehnten Briefe führt uns der Vf. auf den Schlossberg, und die darauf gebaute hohe Feste. Nach einer kurzen Geschichte ihrer Entstehung und Erweiterung beschreibt er die dasigen schlechten Gefängnisse, gegen die er, so wie über die Behandlung der Gefangenen, mit Wärme eifert. Unter der Regierung des Kurfürsten ist, soviel wir wissen, der Zustand verbessert worden. Im eilften Briefe macht uns der Vf. mit den Unterrichts-Anstalten in Salzburg bekannt. Man erhält hier vollständigere Nachrichten, als irgendwo, vom Zustande der Universität, von den dasigen Gelehrten, von den Gymnasien und anderen Anstalten, so wie vom Seminar, vom Schulmeister-Seminar, und vom Waisenhause. Man wird diesen Brief mit Vergnügen lesen. Im zwölften Briefe erhält man guten Unterricht von der Verfassung und Geschichte der salzburgischen Landschaft, von ihren Einkünften, der Steuerverfassung, den Ausgaben, dem Schuldenstande und Activ-Capitalien, endlich von der Vertheilung der Steuer. — Die Auseinandersetzung der Steuerregulirung von 1778 und deren Folgen, ist sehr gut gerathen. Der Vf. theilt sehr belehrende Auszüge aus Rechnungen über Einnahme und Ausgabe von 1788 und 1798 mit, giebt auch eine vollständige Übersicht vom landschaftlichen Vermögens-Zustande. Im Jahre 1791 beliefen sich die Activa der Landschaft auf 1,218308 fl. die Passiva auf 2,798984, im Jahre 1792 jene auf 1,112950, und diese auf 2,728010 fl. Im Jahre 1798 hatte die Landschaft für 1,790000 fl. Activ- und 3,253000 fl. Passiv-Kapitalien. Hiebey war aber weder der der Landschaft eigenthümliche Materialien- und Naturalien-Werth von etwa = 340000 fl., noch der vom letzten Fürst-Erzbischoffe der Landschaft geschenkte Fonds von 556916 fl. gerechnet. Zieht man diese beide Summen noch ab, so bleibt der Schuldenstand der Landschaft für 1798 in 566084 fl. Die gewöhnliche Ausgabe bestand in diesem Jahre in 297139 fl. 14 kr. 2 pf. Die gewöhnliche und ausserordentliche Einnahme in 474583 fl. 7 kr. 1 pf. Hierunter waren 151365 fl. 27 kr. 1 pf. Kriegsbeyträge. Der Landschaft blieben also wohl = 177442 fl. 52 kr. 2 pf.; allein diese reichten zu den für 1799 zu zahlenden Römermonaten, und zur Erhaltung des Contingents von 1560 Mann nicht zu. Von 1792 — 1799 betrugen die ausserordentlichen Auslagen wegen des Kriegs = 1,174106 fl. 28½ kr., und die Lieferung an die kaiserlich-östreichische Armee = 253135 fl. 55 kr. Im J. 1801 wies der Landtag aus, dass die Totalsumme aller während des Kriegs geleisteten Lieferungen 2,422000 fl. betragen habe. Sehr interessant ist die detaillirte Übersicht von der Steuer-Vertheilung auf alle Pfleggerichte und Hofmärkte im J. 1784 mit der Bevölkerung und dem Viehstande (letzterem nur zum Theil). Diese Verzeichnisse liefern die Resultate, dass die mit = 96933 Menschen bevölkerten Pfleggerichte des flachen Landes = 117576 fl. 42 kr., jene mit = 102925 Seelen bevölkerten des Gebirgs = 135929 fl., und die Hofmärkte = 3233 fl. 51 kr.; überhaupt aber das ganze Land mit = 199858 Menschen, 256739 fl. 33 kr. Steuer und Rüstgeld an die Landschaft zahlten. Die hier angegebene Volksmenge ist nur etwa = 5800 Seelen grösser, als jene, die der Herr *von Bleul* für 1800 angiebt. Der Vf. behauptet aber nach dem salzburger Intelligenz-Blatte, dass sich seit 1784 die Volksmenge vermindert habe. Übrigens ist der Credit der salzburgischen Landschaft sehr fest gegründet. Sie erhielt auch während des Kriegs Kapitalien zu 3 pro Cent, und nach dem festgesetzten Plane sollen in 10 Jahren alle Schulden getilgt seyn. Hierin wird nun wohl der neue Krieg von 1805 eine Änderung machen. Nach diesem getreuen Auszuge wird man sich von der Güte dieser Briefe überzeugen, und mit uns wünschen, dass der Verf. in einem zweyten Bändchen den jetzigen Zustand von Salzburg schildere, und zeige, was für Veränderungen die Unterwerfung des Landes unter östreichischem Zepter hervorgebracht hat. S. i.

Berlin, b. Littfas: *Handbuch der Geographie und Statistik des preussischen Herzogthums Schlesien.* Entworfen von *Christian Ludwig Bohm.* 1806. VIII und 307 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Dieses historisch-topographisch-statistische Gemälde des preussischen Schlesiens soll dem Einwohner desselben eine Übersicht des Zustandes dieser Provinz gewähren. Die Nachrichten sind aus guten Schriften geschöpft, von welchen der Vf. die Werke von *Klöber's*, *Zimmermann's*, *Weigel's* und *Sinapius* namhaft macht. Es ergiebt sich auch, dass er die Vorarbeiten von *Krug*, *Leonhardi*, *Küster* u. a. m. benutzt habe. Dass aber — wie der Vf. meint — das Handbuch *allenthalben* das Resultat der *neuesten* Untersuchungen über diese Provinz enthalte, lässt sich nicht behaupten. Ist blofs von einer allgemeinen Übersicht des Zustandes der Provinz, nicht aber von einer genauen Angabe der Beschaffenheit derselben die Rede: so kann das Büchlein von Nutzen seyn, indem das Erheblichste ausgehoben, und das, was auch nicht näher beschrieben ist, doch in gedrängter Kürze wenigstens angedeutet wird.

An der Spitze steht ein Auszug aus dem Klöberschen Werke: *Von Schlesien vor und seit dem Jahr 1740.* Diese Schrift ist ein Hauptbuch, und mit Recht berühmt, ob sie gleich auch manche offenbare Unrichtigkeiten enthält, die der Vf. vermuthlich zur Behauptung seiner Anonymität, selbst wider besseres Wissen einfliessen liess. Diese historische Skizze nimmt hier 52 Seiten ein. Darauf folgt die eigentliche statistisch-topographische Beschreibung von Schlesien, die den Hauptgegenstand des Buchs ausmacht. Zu den neuesten Angaben, die der Vf. liefert, rechnen wir unter andern manche Notizen die Producte der Provinz betreffend. „Es wurden nach der Kammertabelle vom Jahre 1803 gewonnen 673,218 Stein Flachs und 115,580 breslauer Scheffel Leinsaamen. Im Jahre 1804 gewann man 17,474 Centner Toback. Die Zahl der Obstbäume war 1805. 5,448,796 Stück. An Vieh hatte Schlesien in demselben Jahre (1805) 171,918 Pferde, 143,970 Ochsen, 450,230 Kühe, 188,522 Stück Jungvieh, 2,074,633 Schaafe und 190,573 Schweine. Da-

gegen ist S. 75 und 76 die Seelenzahl ohne Militär vom J. 1804 angegeben. Die schlesischen Provinzialblätter enthalten sie im Septemberstück 1805 von diesem letzten Jahre. Nach denselben lebten überhaupt in dieser Provinz in den Städten 359,976, auf dem platten Lande 1,661,083; also zusammen 2,021,059 Menschen ohne das Militär, welches 44,376 Mann betrug. Die Totalsumme der Civil- und Militäreinwohner ist also 2,065,435. Bey den einzelnen Städten ist die Seelenzahl mehrentheils vom J. 1803 aufgeführt, und man kennt sie schon vom J. 1805. Desto angenehmer ist es, hier die neuesten Angaben der Fabricationen zu finden, besonders der so wichtigen Leinewand und Schleier, deren Werth im Jahre 1805 nach der Fabrikentabelle auf 10,676,000 Thlr. angegeben wird. Der Werth der Wollenwaaren betrug in demselben Jahre überhaupt 4,982,933 Thlr. Die Lederfabrication wurde zu 1,150,000 Thlr. geschätzt. Eben so sind von den Einfuhr- und Ausfuhrartikeln die Angaben von 1805 zu finden; dagegen von den mehresten anderen Fabriken die Angaben vom J. 1802. (Sollten die Tabellen von diesen Artikeln nicht auch die Data vom J. 1805 geliefert haben?) S. 73 finden wir den Torf als zum Pflanzenreich gehörig aufgeführt, da er doch besser zum Mineralreich gerechnet wird. Das mittelbare Fürstenthum Neisse ist hier zu Nieder-Schlesien gezählt worden; wir würden es zu Ober-Schlesien rechnen. — Bey der Beschreibung der einzelnen Fürstenthümer und Herrschaften sind die Kreise derselben bemerkt und die Städte kurz beschrieben worden. Bey diesen Städten ist auch jedesmal der reine Überschuss der Accise- und Zollgefälle vom J. 1798 angeführt; aber ohne die Administrationskosten zu bemerken. Durch die Auswerfung derselben hätte man die Totalsumme des Ertrags dieser Steuern für jeden Ort bestimmter. Die anderen Arten der Besteurungen sind bey den einzelnen Städten nicht genannt worden. Jedoch sind die merkwürdigsten Gebäude, die Zahl der Häuser und die Nahrungszweige bemerkt, auch die Flecken und Dörfer namhaft gemacht, bey oder in welchen entweder Merkwürdigkeiten anzutreffen sind, oder die sich durch irgend eine Art der Industrie auszeichnen, oder in deren Nähe kriegerische Ereignisse vorgefallen sind. Bey der Grafschaft Glatz ist der zum schlesisch-mährischen Gebirge gehörige Schneeberg ...65 Fuss hoch über dem Meeresspiegel angegeben. Nach den Messungen *Felbiger's* und *Mader's* hingegen ...er im Mittel 4357 Fuss hoch. — Wir fügen noch ...e Seelenzahl einiger Städte vom J. 1805 hinzu. Sie ...ar in Breslau 62,923, in Brieg 8682, in Schweidnitz ...32, in Warmbrunn 1813, in Greifenberg 2382, in Sagan ...15, in Grüneberg 7972, in gross Glogau 9388, in Liegnitz ...78, in Goldberg 6061, in Öls 3814, in Glatz 6681, Ratibor 3681, in Oppeln 3152 und in Neisse 7849. — ...Hinsicht auf die Besitzer der Herrschaften Schlesiens ist noch abzuändern: S. 80, die freye Minderstandesherrschaft Münsterberg Frankenstein gehört ...t der verwittweten Gräfin von Schlabrendorf, geb. ...äfin von Nimptsch; die freye Standesherrschaft ...rtenberg dem Prinzen Gustav Biron von Curland. ...81, die freye Minderherrschaft Freyhan dem Hn. ...n Teichmann. S. 119, im glogauischen Departement sind jetzt 4 *inquisitores publici*, nämlich zu Glogau; Liegnitz, Grünberg und Jauer. —

Ungeachtet dieser Bemerkungen müssen wir dennoch eingestehen, dass das Handbuch im Ganzen mit Sorgfalt zusammengetragen ist, und seinem Zwecke, eine leichte Übersicht zu befördern, entspricht. V. H. B.

Berlin, b. Gädicke: *Lexicon von Berlin und der umliegenden Gegend, enthaltend alles Merkwürdige und Wissenswerthe von dieser Königsstadt und deren Gegend.* Ein Handbuch für Einheimische und Fremde, von *Joh. Christian Gädicke*, herz. sächs. weimar. Commissionsrathe. XX und 622 S. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Der Vf., rühmlich bekannt durch sein Fabriken- und Manufacturen-Addrefs-Lexicon von Deutschland, hat zuerst in diesem Umfange in alphabetischer Ordnung eine topographische Beschreibung Berlins geliefert. Im Kleinen war nach dieser Form Berlin schon im Almanach zur Kenntniss der preuss. Staaten im J. 1795 bearbeitet worden. Da aber dieses Lexicon theils neuere Angaben liefert, theils mehrere Artikel aufnimmt und sie von verschiedenen Seiten darstellt: so verdient der gegenwärtige Versuch im ausgedehnteren Sinn der Erste in seiner Art genannt zu werden.

Die Angaben sind theils nach mündlichen und schriftlichen Nachrichten, die dem Vf. mitgetheilt worden sind, theils nach den bekannten gedruckten Vorarbeiten, die auch bemerkt worden, geliefert. Rec. hat sich überzeugt, dass jene Behauptung gegründet ist. In dem Plan des Vfs. lag es, jede Strasse und Gasse, jeden Platz und Markt, jedes Thor, alle Civil- und Militär-Collegien, Fabriken, Manufacturen, die vorzüglichsten Schriftsteller, Künstler und mehrere Gegenstände zu umfassen, und da, wo es der Natur der Sache nach thunlich war, in gedrängter Kürze das Topographische, Statistische, Historische und Staatswirthschaftliche aufzustellen. Wenn der Vf. meint, dass dieses letztere bey *jedem* Artikel geschehen sey, so irrt er, weil dieses nicht einmal angeht. Was aber die *Gegenstände* selbst betrifft, so sind hier unstreitig mehrere aufgenommen worden, als in ein Lexicon von Berlin und der *umliegenden Gegend* gehören. Wer vermuthet wohl, *alle* Städte der Mittelmark darin anzutreffen, ja sogar unbedeutende Flecken, die zum Theil mehrere Meilen von Berlin entfernt sind? Der Vf. hat dieses Versprechen jedoch nur zum Theil erfüllt; denn es fehlen der landräthliche Luckenwaldische, ingleichen der Bees- und Storkowsche Kreis mit ihren Städten, die doch jetzt allenthalben zur Mittelmark gezählt werden. Zu den unbedeutenden Flecken gehört *Ketzin*, 6 Meilen von Berlin. Einige Artikel, als *Luxus*, *Chronologie des kön. preuss. Hauses* u. dgl. m. sind hier auch nicht an ihrer Stelle. Nach des Rec. Überzeugung hätten auch die fast in allen mit städtischen Privilegien begabten Orten sich befindenden Handwerker, als Schlösser, Stellmacher, Glaser, Kürschner, Tischler, Nagelschmiede, Maurer, Seifensieder u. s. w. wegfallen müssen, besonders da die Summe der vorhandenen Meister, Gesellen und Lehrlinge nach den Zählungen vom J. 1801 oder 1802 angegeben ist, und daher die neuesten Listen nach den Tabellen fehlen. Fremde und Einheimische, die ih-

rer bedürfen, werden deſshalb nicht das Lexicon nachſchlagen, in welchem überhaupt ſich auch weiter nichts von ihnen als ihre Perſonenzahl befindet.

Zu den wichtigern und ſchön bearbeiteten Artikeln, die den *neueſten* Zuſtand angeben, rechnet Rec. anatomiſches Muſeum, Ober-Collegium *medicum et ſanitatis*, *Collegium medico-chirurgicum* (doch wird das Verzeichniſs der Vorleſungen nicht jährlich, ſondern *halbjährlich* gedruckt), Armendirectorium, nach der neuen Einrichtung (jetzt iſt Berlin in 176 Reviere vertheilt, und hat eben ſo viele Armendeputirten), Straſsenerleuchtung ſeit 1803 durch eine Erleuchtungs-Invaliden-Compagnie, Treſorſcheine ſeit 1806 in Umlauf, Garniſon, Münzgebäude, Marſtall, Charité u. a. m. (Rec. bemerkt nur, daſs die jungen Ärzte, welche in den preuſſ. Staaten praktiſiren wollen, auch in Breslau den Curſus machen können. Sonntags Vormittags iſt auf den Krankenſälen der Charité auch Gottesverehrung.) — Die Poſt und das Poſtweſen haben mit Recht eine umſtändliche Beſchreibung von S. 461—492, die ſehr gemeinnützlich iſt. Zu den neueren Einrichtungen in Berlin gehören auch S. 535 die Sargmagazine, S. XVIII und 152 die Eiſengieſserey; zu den weniger bekannten das in der neuen Berliner Monatsſchrift zur nähern Kenntniſs des Publicums gebrachte Miſſions-Seminarium, S. 383, worin 18 Zöglinge ſind, die theils von den Engländern als Miſſionärs für die Neger in Afrika, theils von anderen Miſſionsgeſellſchaften in Europa, Aſien und Afrika angeſtellt werden. S. 17 Alexanderplatz und S. 303 Kaiſerſtraſse, ſeit 1805 zum Andenken an die Ankunft des ruſſ. Kaiſers in Berlin alſo genannt.

Der Verf. beſcheidet ſich übrigens ſelbſt, daſs, ungeachtet alles Fleiſses, den er an dieſes Werk gewendet hat, ſich noch manche Mängel in demſelben finden werden, und bittet um berichtigende Beyträge. Rec. weiſs aus eigner Erfahrung, wie ſchwierig und mühſam eine ſo genaue topographiſche Unternehmung iſt, und kann dem Verf. das Zeugniſs geben, daſs er Vieles geleiſtet hat. Aber eine Schrift dieſer Art iſt täglich Veränderungen unterworfen, und es gehört ein anhaltender geübter Blick und raſtloſes Nachforſchen dazu, um jede Veränderungen an Ort und Stelle einzutragen, und alſo den neueſten topographiſchen Zuſtand erhalten zu können. Spätere Veränderung, als bis zum Anfang Sept. 1806, von welchem die Vorrede datirt iſt, können ohnehin dem Verf. nicht zur Laſt gelegt werden. So iſt u. a. die Fuſsbotenpoſt eingegangen. — S. 207. *Juſtus Eiſenhart* fällt weg. S. 206. *Zayſs und Seeger* haben keine Futteralfabrik mehr. S. 569. Die gröſste Schwarz-Seifenfabrik hat *Keibel* in der Stralauerſtraſse. Sind S. 581 und 583 *Spornmacher* und *Sporer* nicht einerley? Einmal iſt ihre Zahl vom J. 1801, das andere Mal von 1802. In den Tabellen findet man gewöhnlich den Namen *Sporer;* jetzt nennen ſie ſich vielleicht Sporn-Fabrikanten; wenigſtens ſind ſie unter dieſer Benennung im Induſtrie-Addreſsbuch von Berlin 1807 aufgeführt — S. 606. *Strumpfweber* giebt es eigentlich nicht; wohl aber *Strumpfſtricker* und Strumpfwirker. Bey dieſer Rubrik iſt keine gehörige Ordnung. Die gröſsern Fabrikanten der Strumpfmanufacturen hätten allein angeführt, und manche kleinere, die wenig arbeiten laſſen, hätten müſſen übergangen werden. So handelt *Zander* zwar mit Strumpfwaaren, läſst aber wenig, oder gar nicht mehr fabriciren; eben ſo *Devrient und Söhne*, wie auch *Köppen und Schier-Möller und Bocquet* an den Werderſchen Mühlen verkaufen zwar noch, fabriciren aber wenig oder gar nicht. *Eberhardt* iſt auch nicht bedeutend genug, um bey den Baumwollenfabrikanten hier ausgezogen zu werden. — Stempelſchneider *Stierle* iſt todt. — Der Verf. ſchreibt gewöhnlich zünftiges Gewer*be*, z. E. bey den Tiſchlern, Kammmachern, u. ſ. w. Es heiſst richtiger: das Gewer*k*. — S. 315. Die Kaufmannſchaft der Tuch- und Seidenhandlung verſammelt ſich auch auf dem Börſenhauſe. — S. 370 trifft man bey den Mancheſter-Manufakturen *Kühn*. Dieſer iſt als Manufakturiſt nicht bedeutend genug; wohl aber ſein Nachbar unter der Firma: *Gotho und Welper*. — S. 392. Die Thiergartenmühle beſitzt *Vangerow*. — Es hätte müſſen hinzugefügt werden, daſs die Ober-Examinations-Commiſſion zur öffentlichen Prüfung der Ärzte, Wundärzte und Apotheker ihre Sitzungen im Hörſaale des *Collegii med. chirurgici* hält. S. 261. Der Artikel: *Handlungsſchule* fällt jetzt weg. Sie iſt eingegangen, und die hier als wahrſcheinlich angedeutete Einrichtung iſt nicht zu Stande gekommen. S. 255. Das Nicolaiſche und Marien-Singechor iſt ſchon ſeit einigen Jahren unter dem Namen des berliner Singechors vereinigt. (Eben daher iſt S. 112 auch unrichtig, daſs es 5 Singechöre ſind. Es giebt überhaupt nur viere. Die Chorſchüler ſingen auch mehrentheils wöchentlich dreymal vor den Häuſern.) S. 186. Das Dorf *Fredersdorf*, nur drey Meilen von Berlin, gehört zur Zeit noch den gräflich Podewilſchen Erben. — S. 260. Die Mehlhändler gehören nicht zu den *privilegirten* Kaufleuten, ſondern zu den *conceſſionirten*, wie auch S. 377 richtig bemerkt iſt. S. 234. Jetzt ſetzt das General-Directorium nicht mehr Prämien aus für Ausſäung von Holzſaamen, Anpflanzung von Bäumen u. ſ. w. Dieſs war vormals der Fall. Da S. 633 Voigtland mit Recht die roſenthaler Vorſtadt heiſst, ſo hätten auch an Ort und Stelle die dazu gehörigen Straſsen aufgeführt werden müſſen. Sie ſind daſelbſt angeſchlagen. — S. 573. Singakademie des Hn. Organiſten *Hansmann*, nicht Hausmann. Wie konnte S. 631 der Name *Upſtall*, welches eine plattdeutſche Benennung für *Aufſtall* iſt, hier aufgeführt werden? So iſt auch das Wort *Klockenſpiel* für *Glockenſpiel* nur ein Fehler, der in der Eile überſehen iſt, da doch ſonſt richtig Glocke ſteht. — Ungeachtet dieſer Bemerkungen wiederholt Rec., daſs die Mühe des Vfs. unverkennbar iſt, und daſs er im Allgemeinen alle Aufmunterung verdient. Die Schriftſteller Berlins ſind nach den Fächern geordnet, worin ſie eine oder die andere Schrift verfaſst haben. Dieſe Einrichtung iſt auch beyfallswerth, und das Verzeichniſs der Autoren iſt ziemlich vollſtändig. — Der Vf. verſpricht einen Auszug in Taſchenformat, welcher gewiſs willkommen ſeyn wird, da der Preis dieſes Werks Manchen vom Ankauf zurückſchreckt. Des Rec. Wunſch iſt, daſs dieſer Auszug alle Veränderungen und Berichtigungen enthalte, die überflüſſigen Artikel hingegen ganz verliere, und daſs die Erſcheinung deſſelben noch etwas hinausgeſetzt werde, da mehrere Artikel erſt nach hergeſtelltem Frieden berichtigt werden können.

V. H. I.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 JUNIUS 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Berlin, b. Sander: *Die Söhne des Thal's.* Ein dramatisches Gedicht von *Friedrich Ludwig Zacharias Werner.* Erster Theil: die Templer auf Cypern. Zweyte verbesserte Auflage. 1807. 392 S. 8. (1 Thlr. 16 gr).

2) Ebendaselbst: *Das Kreuz an der Ostsee.* Ein Trauerspiel. Vom Vf. der Söhne des Thales. Erster Theil: die Brautnacht. 1806. 291 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

3) Ebendaselbst: *Martin Luther,* oder *die Weihe der Kraft.* Eine Tragödie, vom Verfasser der Söhne des Thales. 1807. 381 S. 8. (2 Thlr. 20 gr.)

Wenn man sich diesen dramatischen Producten, die sämtlich Eines Sinnes und Geistes sind, unbefangen hingiebt, so fühlt man sich zwischen historischer Wahrheit und religiöser Träumerey unendlich hin und her geworfen: das Geschichtliche, wo es in seiner unverfälschten Treue erscheint, lockt uns durch seine Klarheit an, und wir freuen uns seiner unmittelbaren Lebendigkeit, indess das gesetzlose Spiel mystischer Schattenbilder, die wie gestaltlose Nebelwolken vorüberschweben, in eine ohnmächtige Leere versetzt, die uns schwindeln macht. Man ist schon sehr froh, wenn man hie und da einen kleinen Halt gewinnt, und nur einigermassen eine Anschauung von dem sich bilden kann, was der Dichter mit seinen abenteuerlichen Ausgeburten zu wollen scheint; aber wenn man nun ganz und gar inne wird, wie wenig sich die Anstrengung, sie sich klar und anschaulich zu machen, belohnt, so wird man endlich von Unmuth überfallen, und eilt ungeduldig zum Ende, um nur bald von der foppenden Spiegelfechterey befreyt zu seyn. Was aber dem Vf. am meisten zum Nachtheil gereicht, und seine mystischen Dichtungen vollends aller Wirkung beraubt, ist das gänzliche Missverhältniss, in welchem sie als Theile zum Ganzen stehen: sie sind dem Werke nur beygemengt; die Stellen, die sie einnehmen, sind nicht gehörig motivirt, und greifen nicht ein. Durch diese isolirte, nicht in das Ganze verwebende Behandlung haben sie das Ansehen von bloss begleitenden Parthieen und Ausschmückungen erhalten, und so wird der Zweck des Vfs., seinen Dramen durch eine bestimmt und ausdrücklich ausgesprochene religiöse Beziehung eine nach seiner Ansicht höhere Würde und Heiligkeit und ein eigenthümliches Colorit zu geben, nicht erfüllt. Im Allgemeinen scheint es, als ob die religiöse Begeisterung des Dichters, die sich zudem in den Vor- und Nachreden noch besonders zu beurkunden für nöthig erachtet, nicht ganz ächter Art, und er selbst darüber in einer nicht ungewöhnlichen Täuschung befangen sey. Denn wie wäre es sonst wohl denkbar, dass er seinen Werken das Mystische nur beymischen konnte, statt sie in diesem, als in ihrem Elemente, ganz und untheilbar leben zu lassen? Eine durchherrschende Grundstimmung des Mysteriösen würde ihnen doch immer Etwas mitgetheilt haben, das für andere Unvollkommenheiten und Gebrechen einigen Ersatz gegeben hätte: durch die übereinstimmende Einheit, die so das Phantastische und Historische gewonnen, hätte beides wenigstens zur Phantasie einigen Zugang gefunden, da es jetzt, willkührlich neben einander gestellt und in sich zerfallend, ihr fremd und widersprechend bleiben muss. Aus welchem Grunde bezaubern uns einige von Calderons dramatischen Legenden? Nicht darum, weil das Wunderbare, so phantastisch und ausschweifend es ist, dennoch den Stoff ganz durchdringt, und wir dadurch an seine Mirakel zu glauben gleichsam gezwungen werden? — Aber wie stellt sich nun das vereinzelte Mystische bey unserm Dichter dar? Wahrhaft dargestellt wird es gar nicht, sondern bloss verkündigt durch abgeschiedene Geister oder gar durch Personificationen von allgemeinen Begriffen, bald in Prophezeihungen und Gebeten, bald in Warnungen, in lyrischen Extasen und Träumen; überdiess verlieren sich diese Verkündigungen und Ergüsse meistens in leere Klänge, in farb- und gestaltlose Bilderspiele, und zwar im Geschmack und nach dem Costum der römisch-katholischen Kirche, die sogar in der sogenannten Weihe der Kraft verherrlicht und gepriesen wird. Da klingen denn die fünf Wunden mit den sieben Sacramenten, das Lamm und der Seelenbräutigam, die Dornenkron' und Gottessohn auf das wunderlichste durch einander. Von der allerchristlichsten Frömmigkeit ist der Vf. so durch und durch erfüllt, dass ihm die Kunst für nichts weiter, als für ein Mittel gilt, zu einem gottseligen Wandel aufzufodern und anzutreiben. So entlässt z. B. der Geist des heiligen Märtyrers Adelbert am Schlusse des zweyten Stückes die Zuschauer mit folgenden Worten:

> Ein jeder geh' in sich zu Hause
> Und bet' um Kraft und reinen Sinn.

Und an einer anderen Stelle erklärt der Dichter bestimmt, dass „er nicht den Lorbeer, nur das Licht suche." Aber mit besonderem Nachdrucke klagt er bey derselben Gelegenheit (im Epiloge zu den Söhnen des Thal's) über die Unzulänglichkeit der Sprache,

welche die überschwänglich heiligen Gefühle und Ahndungen kaum anzudeuten fähig sey, und es werden nun folgende Stufen der Kunst angegeben:

Der todte Buchstab und das arme Wort
(Ob des lebendgen Hauches Larve schon)
Sie sind doch immer Zeichen nur vom Zeichen.
Das Konterfey lügt treuer die Gestalt,
Und täuschender des Melos Kind das Wesen:
Doch Puncte, wo sich Wesen und Gestalt
Umarmen, sind: der Blick, der Hauch, die Thräne! —

Diese Ansichten geben lehrreichen Aufschluss über die Werke selbst. Einmal hat die Sprache der mystischen Wesen der Sphärenmusik möglichst müssen nahe gebracht werden, und man muss gestehen, hierin ist nicht wenig geleistet, so dass dem Hörer in der That so zu Muthe wird, als wenn Blick und Hauch und Thräne einen Wettgesang anstimmten. Sodann erklärt die Leblosigkeit des Buchstabens und die Armuth des Wortes, wie die Charaktere (einen etwa ausgenommen), statt durch und in der Rede sich zu einem individuellen Leben zu gestalten, durch eigenes und fremdes Beschreiben und Schildern nur eine Masse, eine blosse mehr oder minder bestimmte Fläche darbieten. Da ferner die Kunst nur als Mittel betrachtet wird, so folgt, dass alle Foderungen an äussere und innere Ökonomie, an dramatische zum Ziele führende Handlungen und Reden u. s. w. wenig zu beachten sind, und es ist demnach nicht zu verwundern, dass häufig weder Scene noch Reden in einander greifen, dass ganze Acte fast aus lauter didactischen Erörterungen und rhetorischem Pathos bestehen u. s. w. (Manche Scenen giebt es indess in jedem dieser drey Dramen, die von dem Talente des Vfs. ein gutes Zeugniss geben.) Noch ist zu erwähnen, was sich aus jenen Aussprüchen nicht wohl erklären lässt, dass nämlich nicht selten etwas ganz anderes erscheint, als der Dichter mag im Sinne gehabt haben. So kommt in mehreren Scenen statt kräftiger Naivetät, derbe Plattheit, statt heiliger Einfalt, kindische Albernheit, und erkünstelter Witz statt humoristischer Einfälle zum Vorschein. — Merkwürdig und überraschend ist die arglose Unbefangenheit, womit die in ihrer Art glänzendsten Parthieen zuweilen aufs treffendste parodirt werden, dass es vom ärgsten Schelter sich nicht besser erwarten liesse. So sagt z. B. Luther zu Theobald, als dieser in seiner Sphärensprache recht salbungsvoll geredet hat: „Stets den Karfunkel, weiter kennst auch Nichts."

Hieraus erhellet die unerschütterliche Zuversicht, womit der Dichter seine Visionen und Extasen als göttliche Eingebungen offenbart, ob er gleich es sich nicht verhehlt, dass allgemeine Anerkennung und Verehrung ihnen in dem heidnisch gesinnten Zeitalter nicht zu Theil werden möchte; dafür muss ihn nun der Beyfall einiger auserwählten Frommen trösten, auf welchem er um so zuverlässiger sich stützt. Ihnen widmet er insbesondere jedes seiner Dramen, unter anderen auch neuerdings die zweyte Ausgabe der Söhne des Thales. Diese neue Zueignung an seine lieben Freunde und Freundinnen, da sie den modernen Katholicismus so gut charakterisirt, mag diese allgemeinen Bemerkungen beschliessen. Sie lautet so:

Die Thränen gehn herauf zu Gottes Throne,
Die wir am fünfgeröhrten Quell vergiessen;
Was Gott gesendet, strebt zu Ihm zurücke.
Aus sieben Sternen lässt Er Strahlen fliessen,
Auf dass der Mensch im Dunkel nimmer wohne,
Und, bey der Lampen Glanz, den Torus schmücke. —
Doch, wenn des Menschen Blicke
Gescheuet das, was nur für ihn vorhanden,
So hat er den, der Alles ist, gefunden,
Die Thränen sind, die Sterne sind verschwunden;
Dann ist er Sein und macht den Schein zu Schanden. —
Jetzt mögen Thränen noch und Sterne blinken,
Bis jene trocknen, und bis diese sinken.
Wir wollen beten, und der Herr wird winken! —
Geschrieben am Sonntage Lätare, 1807.

Von dem ersten Drama: *Die Söhne des Thals*, lässt sich, da von der neuen verbesserten Ausgabe der zweyte Theil noch nicht erschienen ist, nicht vollständig urtheilen; doch erhellt so viel, dass dieser erste Theil, wie wohl er aus sechs langen Acten besteht, kein Ganzes für sich ausmacht, sondern lediglich nur als ein vorbereitendes Gemählde oder Vorspiel anzusehen ist, in welchem einige Fäden für die Folge angeknüpft sind, wie z. B. die verrätherischen Plane des Pfaffen. Schilderung des Tempelherrenordens, sowohl in seinen ausgearteten Sitten, nachdem er von Palästina nach Cypern hat flüchten müssen, als auch in dem ächten ursprünglichen Sinn und Geiste, der nur noch in seinen alten Mitgliedern, im Compthur, in Molay u. s. w. lebt — die Aufnahme zweyer jungen Ritter in den Orden mit allen ihren Ceremonien — die vielfältigen Anstalten, die der Ordensmeister zur Abreise nach Frankreich trifft, und die endliche Abfahrt selbst — dieses macht den Hauptinhalt des Stücks aus. Die beiden letzten, fast allein in symbolischen Gebräuchen und ceremoniösen Handlungen dargestellten, Gegenstände füllen die zwey letzten Acte, die mit einer ermüdenden Umständlichkeit behandelt sind, unter welcher das, was sie etwa Verdienstliches haben, erliegen muss. In den übrigen vier Aufzügen herrscht dieselbe Breite und Redseligkeit, die kein Mass und Ziel kennt; die Contraste in der Sittenschilderung sind in den Hauptzügen zu grell; wenn Molay sagt, mein alter Büffel ist mein Feyerkleid, wenn er selbst sich mit dem Pferdeeimer schleppt, und sich im Hofe auf den platten Boden hinwirft, so ist das übertrieben für einen Ordensmeister damaliger Zeit, der mit den Königen gleichen Rang besass, kein Oberhaupt über sich erkannte, und der Obere eines Ordens war, der sich durch Pracht, Reichthum und Ansehen so auszeichnete, dass er die Eifersucht der Fürsten erregte. Und wie stimmet mit dieser übertriebenen Sitteneinfalt im Äusseren Molays endloses Reden und Predigen über den Unfall der Zeit, über das Wohl der Menschheit u. s. w.? Eben so grell und bloss auf einen frappanten Effect berechnet sind der boshaft dumme Capellan, der rachsüchtige Exprior, der exaltirte Robert, der grollende Philipp u. s. w. Das sind lauter Figuren, wie man sie unzähligmal in den gewöhnlichen Ritterschauspielen gesehen hat — alles schwarz und

weiss. Selbst da, wo ein lebhafter rascher Witz ausbrechen sollte, verräth sich die unnatürliche Spannung. So heisst es S. 113:

Du regnest Worte, Karl!
Mein bischen Witz wird, wie die Arche Noah,
In deiner Worte Sündfluth schier ersäuft;
O lass mir deiner Nase Regenbogen
Ein Zeichen seyn, dass du zu regnen aufhörst!

Unter dieser Menge von halbbelebten Personen, ist der Anblick eines wahrhaft lebendigen Charakters doppelt erfreulich. Dieses ist der alte Compthur, in welchem sich die schlichte, unbewusste, eifrige Bravheit trefflich darstellt. Auch einige Scenen, wie im dritten und vierten Acte die zwischen Molay und Adelbert, der seinen Vater wieder findet, und einige andere im vierten und fünften Aufzuge sind, für sich betrachtet, recht wohl gelungen. Aber selbst dieses wenige Licht verdämmert in den mystischen Nebelstreifen, die sich durch das Ganze hinziehen. In diesem Stücke ist das Geister- oder Gespensterwesen unter zwey Personen vertheilt, die bey bedenklichen Auftritten als Propheten oder Gewissensräthe unversehens erscheinen in mancherley Gestalten, und zuweilen bloss ihre Stimmen bald hier, bald da hören lassen, so dass sie wirklich, nach Molays Bemerkung, Versteckens spielen. Doch diese Geistermanier ist weiter nicht originell, und findet ihres Gleichen in den bekannten Koboldden. Erst dann zeigt sich ihre Einzigkeit, wenn sie beide ganz häuslich unter sich sind, denn sie haben am Meere ein eigenes Hüttchen und ihre eigene Wirthschaft. Eine Hauptscene dieser Art fängt so an: Nachdem Eudo, vormals Marschall, jetzt vollendeter Bruder und Abgeordneter des Thal's, die Astralis, eine vierzehnjährige Anachoretin aus der thebanischen Wüste, Pflegetochter und Abgeordnete des Thal's, aus der Hütte gerufen, und von ihr das verlangte Brod erhalten hat, so sagt er zu ihr:

Nimm deine Hälfte
Und liebe, ganz in deinem Nächsten, Gott!

Auf diese Worte folgt nun ein stummer Auftritt, er folgendergestalt beschrieben wird: „Eudo giebt er Astralis ihre Hälfte, die sie mit Freudigkeit geiesst; als er die andere Hälfte an den Mund bringt, ird solche fliessend, und reinigt, indem sie trosenweise zum Theil auf sein Gewand herabträuft, eige Flecken an demselben. Nachdem er das Übri genossen, legt er sich hin und schlummert, so lan als die Oekonomie des Stücks es irgend erlaubt. ahrend dass er schläft, macht Astralis ganz munter h allerley zu thun, pflanzt Blüthenkeime, und als ese aufgegangen, mischt sie sich in deren Gespräch it den sie lockenden Meereswogen, begiesst die umen, pflückt sie, bekränzt mit ihnen das im Hütten befindliche Isis- oder Marienbild u. s. w.; dann wacht Eudo wieder." — Wahrscheinlich sind diese underwerke nach Legenden zusammengesetzt, für elche der Vf. die unbedingteste Verehrung hegt, inm er einmal mit grossem Nachdrucke erklärt: Lende heisst ein zu lesendes Buch!

Von dem Trauerspiele: *Das Kreuz an der Ostsee*, sind bis jetzt nur drey Acte erschienen, die den ersten Theil: die *Brautnacht*, einnehmen. Der Gegenstand dieses Drama's ist auch historisch, und zwar die Eroberung des alten heidnischen Preussens durch die Ritter des deutschen Ordens. Die beiden ersten Aufzüge enthalten mehr Schilderung, als eigentliche Handlung, welche erst im dritten völlig im Gang kommt. Das nach Traditionen und der alten Volksmythologie aufgestellte Gemählde von den heidnischen Preussen, ist nicht ohne Leben, und die eingewebten Züge von den zugleich rohen und zarten Nationalsitten, geben ihm ein durch Neuheit und seltsame Contraste anziehendes Colorit, dessen Zauber noch gehoben wird durch die lyrische, im Opernstyl gehaltene Behandlung In der hierauf folgenden Schilderung vom Hofe des pohlnischen Herzogs zu Plozk, an welchem sich die deutschen Ritter eingefunden haben, um den Pohlen gegen die Preussen beyzustehen, fehlt es auch nicht an ächt charakteristischen Stellen, aber die Mystik verdirbt auch hier, wie in dem dritten Acte, wiederum alles. Der als Spielmann in Gesellschaft der Ritter erscheinende Geist des heiligen Adalberts, des von einem Heidenpriester erschlagenen Bischofs und ersten Apostels der Preussen, verläst die Bühne fast gar nicht, so dass man am Ende vergisst, in ihm einen abgeschiedenen Geist vor sich zu haben; er lässt sich sogar zu körperlichen Hülfsleistungen herab. — Der katholisch-christlichen Visionen und Extasen sind wieder unzählige, und in den überirdischen Gesprächen zwischen der Tochter des Herzogs und des neugetauften preussischen Königsohnes, ihres Bräutigams, während der tumultuarischen Brautnacht, ist die frömmelnde Schwärmerey bis aufs Äusserste getrieben. Wenn der Prinz an seine Braut die Frage thut: „du liebst den holden Götterknaben Jesus doch mehr als mich?", und sie nun erwiedert: „Ich liebe ihn in dir" — so sagen sie beide damit nach ihrer Art etwas ganz Gewöhnliches. — Da eine verfehlte, widersinnige Behandlung des Wunderbaren entweder Langeweile oder Lachen erregt, so muss das Mystische, wenn es gar einem fremdartigen Stoffe aufgedrungen, und bloss einer einmal angenommenen Manier oder einer krankhaften Andächteley zu Liebe angebracht wird, einen widrigen und zurückstossenden Effect hervorbringen, und dieses ist unstreitig der Fall in der Tragödie: *Martin Luther* oder *die Weihe der Kraft*. Für den Unbefangenen knüpfen sich an den Gegenstand dieses Drama's die erhabensten Ideen, so dass alles, was diesen zuwider wirkt, Unwillen erregt. Was aber kann der Erhabenheit greller widersprechen, als solche Missgeschöpfe einer kranken Phantasie, wie Theobald und Therese sind, die doch nach des Dichters Absicht gleichsam den Chor der Tragödie bilden sollen? Es ist schwer zu sagen, ob sich jener oder diese kindischer gebehrden, und man darf zweifeln, ob Frömmeley jemals ärger getändelt hat. — Und — was der Hauptpunct ist — lassen sich diese allegorischen Figuren, an sich betrachtet, nur einigermassen als nothwendig denken? Theobald ist eigentlich eine blosse Metapher, und sagt nichts wei-

ter, als: Luther verehrte die Tonkunst, — Therese stellt den Glauben vor. Spricht dieser etwa noch nicht stark genug aus Luthern, in seinen Thaten, wie in seinen Worten? Aber man bemerkt wohl, dass es mit diesen Figuren vornehmlich darauf abgesehen ist, den Katholicismus wiederum zu verherrlichen, welchem der Reformator, nach des Vfs. Ansicht, nicht volle Gerechtigkeit hat widerfahren lassen. Hierauf deutet Mehreres hin, wie S. 312 und S. 348, und S. 318 wird die neue Auferstehung desselben verkündigt.

Diese prophetischen Verkündigungen sind an sich nicht zu verwerfen, aber rechtfertigen und motiviren sie allein diese Personificirung der Kunst und des Glaubens? — Gegen den Plan und den Gang des Dramas läfst sich nichts Wesentliches erinnern; er verdient vielmehr Lob, da Anfang und Ende wohl übereinstimmen, die Handlung fortschreitet, und am Schlusse sich eine unendliche Aussicht eröffnet. Es wäre nur zu wünschen, dass die Vermählungsscene weniger Raum einnähme, damit die erhabene Schlussscene, wo Luther die deutschen Fürsten und das Volk Freyheit und Glauben schwören läfst, mehr hervorträte. Um desto weniger befriediget die Ausführung; nur in der Scene der Reichsversammlung erscheint der Held nach den Hauptzügen in seiner wahren Würde und in der ganzen Kraft seines begeisterten, unerschütterlichen Muthes, und es sind überhaupt nur die aus der Geschichte entlehnten Thaten und Worte, aus denen sein Geist uns rein und unverfälscht wiederstrahlt. In den übrigen Auftritten zeigt sich Luther bald wie ein Schwätzer, z. B. in dem ganzen zweyten Acte, der unter aller Kritik ist, und wo Theobalds albernes „Lächeln durch die Thränen.“ alle Wirkung der heldenmüthigen Entschlossenheit, womit er auf die Reise nach Worms besteht, zu nichte macht: bald erscheint er wie ein toller Phantast, z. B. in der vierten Scene des letzten Aufzugs bey Theobalds Tode, und in der Unterredung mit der Katharina von Bora, deren Ausruf: *mein Urbild!* als sie ihn zum erstenmal erblickt, ganz ihrem widernatürlichen Wesen entspricht. Da, wo der Held selbst so gänzlich entstellt ist, wäre es eine undankbare Mühe, alle die anderen Verstöse gegen Natur und Wahrheit und die vielen Vergehungen gegen die Kunst einzeln anzuführen, und ausdrücklich zu rügen; es wird hinreichend seyn, Einiges nur zu berühren. Wie gänzlich verfehlt und durchaus in der Manier der Kotzebueschen Sonnenjungfrauen sind z. B. die jungen Nonnen, welche sich ihren Liebhabern in die Arme werfen; wie ungehörig angebracht ist das *Gaudeamus igitur* der Studenten, und der Fechterwitz des Seniors; wie grell und einseitig ist Kaiser Karl V abgeschildert, als wenn ihn weiter nichts als Stolz und Hochmuth belebte u. s. w. — Und ein solches Drama hat eine Zeitlang grosen Beyfall finden können! — Hiernach darf man dreist behaupten, dass wenn Luther in seiner schlichten wahrhaften Gestalt, ganz in dem grosen Sinne seines männlich entschiedenen, ohne Rücksicht durchgreifenden, alle Schwäche und alles Unhaltbare vertilgenden Charakters, treu und kräftig auf der Bühne erschienen wäre: so würde man ihn nicht mit Wohlgefallen gesehen haben. Merkwürdig bleibt indessen für die nächste Gegenwart der falsche Luther fast eben so sehr, als es der wahre einst war, und immer bleiben wird.

FD.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Ratibor*, b. Juhr: *Die Faschingsnacht, oder die Rache im Grabe. Nach Lafontaine* u. *Cramer* von *G. H. V. F-s.* (Facilides). 1804. 302 S. 8. (20 Gr.) Der sonderbare Zusatz des Titels „nach Lafontaine und Cramer,“ kann ohnmöglich ein gutes Vorurtheil für Hrn. *F.* erwecken. Das Buch selbst widerlegt dieses Vorurtheil nicht. Gleich die ersten Zeilen beweisen, dass der Vf. nicht zu schreiben versteht. „*Tiefsinnig*, lauten sie, in *dumpfe Schwermuth* versunken, im getheilten *Kampfe mit Herz und Leidenschaft*, ein Gemälde, das vor ihm auf dem Tische lag, anstarrend, sass der junge Graf R * * * auf der Universität zu L * * im einsamen Zimmer.“ „Sie ist hin!“ etc. — seufzte er — „hin, ohne von ihr den letzten Abschied genommen zu haben:“ „als plötzlich u. s. w.“ Für Leute, die nicht zu lesen verstehen, wird aber das Buch doch gut seyn, weil die Geschichte selbst nicht ohne Interesse ist.

π. ο.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Schödel: *Die Ideale oder Parforce-Ritte ins Leben.* Herausgegeben von *J. G. Petrick. Erstes Bündchen.* 1806. 206 S. 8. (18 Gr.) Ein Buch, in welchem der Jean Paulianismus sein Wesen treibt. — „Das Verhältniss sank wie eine zertrümmerte finstere Schranke vor mir nieder, und meine Seele blickte freyer als je um sich, obgleich von der nahenden Thräne überwältigt. Ich sahe, dass der Mensch am Scheidewege gern stille steht, und das Lebewohl mit einem Seufzer spricht, — macht es, weil die Trennung ein partialer Tod, d. h. ein schöner weinender Jüngling ist, der nur die Blumenkränze verlorner Jahre sammelt; oder hat die Scheidestunde ihr eigenes transparentes Licht, in dem — da sie doch nächtlich dasteht — die entschwundenen Räume, wie ein Abendschimmer glänzen, so wie durch die Todesstunde das Leben verklärt aussieht.“ — Es geschieht aber, wie auch diese Probe lehrt, auf eine noch erträgliche Weise, obschon auf keine anziehende. Das Gemeine der wirklichen Ansicht des Lebens leuchtet gar zu sehr durch diese Ideale, und das Pferd der Sprache, auf dem diese Parforce-Ritte gemacht sind, keicht oft gar zu ängstlich unter seinem Reiter, und die Aussprüche neuerer Philosophen treten oft gar zu grell hervor, als dass man nicht froh seyn sollte, die 206te Seite erreicht zu haben.

St.

Leipzig, b. Lincke: *Der Jugendfreund. Zur Erweckung sittlicher Gefühle und zur belehrenden Unterhaltung.* (Auch unter dem Titel: *Moralische Bonbons. Zur belehrenden Unterhaltung der reiferen Jugend.* Von *Moritz Engel*, M. und Stadt-Diacon in Plauen. (1805.) 158 S. 12. (1 Rthlr. 8 gr.) Was man von einem Buche der Art Gutes sagen kann, das läfst sich gröfstentheils von dem gegenwärtigen sagen. Die Erzählungen, die dasselbe enthält, sind leicht und angenehm erfunden, und mit anziehender Natürlichkeit vorgetragen. Besonders gut gerathen ist die Erzählung: der Nachbar Schmidt S. 56 ff. Ihre Anmuth ist lehrreich, und ihre Lehre anmuthig. Der Eremit S. 135 ff. hat ein wenig zu viel Romanhaftes, um etwas Merkliches zur Erweckung sittlicher Gefühle beyzutragen. Die eingemischten Gedichte sprechen zu sehr reine Gefühle aus, und athmen eine zu schöne Frömmigkeit, als dass man ihre theilweise Prosa nicht dabey vergessen sollte. Die Küpferchen sind artig, hätten aber der reiferen Jugend immer entzogen werden können, da sie den Zweck des Buchs nicht weiter befördern helfen.

AN.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 JUNIUS, 1807.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Leyden, b. Honkoop: *Pauli Ernesti Jablonskii Opuscula, quibus Lingua et Antiquitas Aegyptiorum, difficilia librorum sacrorum loca, et historiae ecclesiasticae capita illustrantur; magnam partem nunc primum in lucem protracta, vel ab ipso Auctore emendata ac locupletata. Tomus primus.* Edidit atque Animadversiones adjecit *Jona Guilielmus Te Water.* 1804. XXVIII. u. 490 S. *Tomus secundus.* 1806. VI u. 494 S. in 8.

Ein Geschenk, dem Sprach- und Alterthums-Forscher, wie dem Bibel-Ausleger und Kirchenhistoriker gleich erfreulich! Das an Umfang bedeutendste Werk des trefflichen *Jablonski*, sein ägyptisches Pantheon, befindet sich zwar in den Händen Aller, welchen die darin enthaltenen Untersuchungen nicht gleichgültig sind; aber die zahlreichen kleineren Schriften dieses vielfach gelehrten Mannes, welche sich über mannichfaltige Gegenstände der Alterthumskunde und Theologie verbreiten, gehören, da sie meistentheils als akademische Gelegenheitsschriften erschienen waren, jetzt unter die literarischen Seltenheiten. Doch war schon *Jablonski* selbst darauf bedacht gewesen, eine Sammlung seiner zerstreuten Schriften mit manchen Vermehrungen zu veranstalten. Exemplare der mehresten derselben, von ihrem Verfasser mit handschriftlichen Anmerkungen und Verbesserungen versehen, wurden nach seinem Tode von dem Sohne, *Daniel Siegfried Jablonski*, dem berühmten *Ruhnken* eingehändigt, mit dem Wunsche, dass dieser die Herausgabe desselben besorgen möge. *Heinrich Albert Schultens*, der dieses Geschäft zu übernehmen, auf Ruhnken's Bitte, sich anheischig gemacht hatte, starb, ohne es ausgeführt zu haben. Nach dessen Tode übertrug Ruhnken die Herausgabe des *Jablonskischen* Nachlasses Hn. *Te Water*, und für die glücklich begonnene Ausführung dieses Auftrags gebührt diesem würdigen Gelehrten unser aufrichtiger Dank. Die beiden bis jetzt erschienenen Bände fassen die Schriften über das ägyptische Alterthum, und noch einige exegetische Schriften in sich. Der erste Band enthält eine der schätzbarsten, bisher noch ungedruckten Arbeiten *Jablonski's*, seine Erklärung der in der Bibel und in den alten griechischen und römischen Schriftstellern vorkommenden ägyptischen Worte (*Collectio et Explicatio vocum Aegyptiacarum, quarum mentio apud Scriptores veteres occurrit*). In den Briefen an seinen Lehrer *La Croze* (im *Thesaur. Epistol. La Croz.*) erwähnt *Jablonski* schon vom Jahre 1715 an mehrmals, dass er mit dieser Arbeit beschäftigt sey, und zu dem Ende die alten Schriftsteller aller Art, und die Reisebeschreibungen sorgfältig durchgehe. Auf einem Zeddel fand sich die Nachricht, dass er sie erst im Jahre 1740 beendiget habe. Die *Expositio vocabulorum Copticorum in Scriptoribus hebraicis et graecis* von *Christian Scholtz*, welche sich im dreyzehenten Bande des *Eichhornschen Repertoriums für bibl. und morgenl. Literatur* befindet, ist, wie nun an den Tag kommt, nichts, als ein höchst magerer Auszug aus diesem *Jablonskischen* Wörterbuche, wovon Scholtz, *Jablonski's* Schwager, sich wahrscheinlich eine Abschrift gemacht hatte. *Usus autem Scholtzius est*, meldet Hr. *Te Water* in der Vorrede S. XXIII, *exemplo operis alio, seu autographo, seu apographo, certe minus accurato perfectoque, ut hic illic a me observatum est. Nonnunquam Iablonskiana ad verbum descripsit; aliquando summas rerum dedit, passim observationes Auctoris probavit, rarius ab eo dissentit, dicam an? dissentire visus est; paucis in locis nomen illius apposuit, non item alibi. Iablonskio igitur, non Scholtzio, debetur arduus labor, in tot vocibus Aegyptiis in unum congerendis illuminandisque praeclarum in modum conspicuus.* Hier erhalten wir *Jablonski's* Werk aus seiner eigenen, für den Abdruck bestimmten, und zum öftern durchgesehenen und verbesserten Handschrift. Mehrere der in der Bibel und in anderen Schriftstellern des Alterthums vorkommenden ägyptischen Worte hatten zwar schon *Kircher, Aug. Pfeiffer, Bochart, Bonjour, Wilkins, La Croze,* u. a. zu erklären versucht; aber alle seine Vorgänger übertrifft *Jablonski* unendlich weit an gründlicher Kenntniss der koptischen Sprache, und an Belesenheit, nicht allein in den wenigen durch den Druck bekannt gemachten Schriften in dieser Sprache, sondern auch in Handschriften, welche er während seines Aufenthalts zu Oxford und Paris zu benutzen, Gelegenheit gehabt hatte. Dadurch war er im Stande, den Versuchen seiner Vorgänger nicht bloss andere mehr oder minder wahrscheinliche Vermuthungen entgegen zu setzen, sondern die Prüfung und Widerlegung derselben wahrhaft lehrreich zu machen, und seine eigenen Erklärungen desto fester zu begründen. Mehrere seiner Untersuchungen über die Bedeutung einzelner Worte sind zu kleinen Abhandlungen angewachsen, die nicht allein für den Sprachforscher, sondern auch für den Archäologen belehrend sind, da sie zugleich auf die durch die zu erklärenden Worte bezeichneten Sachen eingehen. So wird unter dem Worte Ἀβλαβύνιον von den Schnüren (σειραῖς), welche die ägyptischen Priester, wie noch jetzt die Brahmanen,

zu tragen pflegten, unter Μειαί von der Schlange, als einem Symbol des ägyptischen Jahres, unter ἀθάρα von dem ägyptischen Hirsen (*Dora*), unter *Sacal* von dem ägyptischen Bernstein, unter *No-Ammon* von σχοῖνος, einem Wegemafse, gehandelt. Ausserdem sind der Aufmerksamkeit vorzüglich werth die Untersuchungen über *Nomos*, *Nonnus* und *Nonna* (*Ennueneh*, oder *Nueneh'*, *qui, vel quae, seculo renuntiavit*), *Psonthomphanech*, (die schon von Hieronymus angegebene Bedeutung: *Salvator mundi*, wird bestätigt), über *Pyramis* (*Jabl.* erklärt dieses Wort wie im Pantheon, mit La Croze, durch *Pi-ra-mu-e*, ἀπαύγασμα, *radius solis*); ferner über *Sabaei* (d. i. Weise, „*nimirum Sapiens, lingua Aegyptiorum, dicitur Sabe*"), über *Saleb*, (das Kreuz, ursprünglich der Phallus, Symbol des künftigen Lebens), über *Hyksos* (d. i. *cincti s. armati pastores*, worunter die bey ihrem Auszuge aus Ägypten bewaffneten Hebräer zu verstehen seyen —). *Jablonski's* Etymologien empfehlen sich gröfstentheils durch Ungezwungenheit, und seine richtige Beurtheilungskraft schützte ihn vor den gewöhnlichen Abwegen und Träumereyen etymologischer Grübler. Nur sehr selten beruhen sie auf so unwahrscheinlichen Hypothesen, wie die Erklärung von *Labyrinth*, dessen Erbauung S. 124 den Israeliten zugeschrieben wird. Herodot und Diodor erzählen, es sey von zwölf ägyptischen Fürsten gebaut worden, von welchen einer, Psammetichus, nachher allein über ganz Ägypten geherrscht habe. Dafs aber die Erbauung dieses erstaunenswürdigen Werkes weit über Psammetichs Zeitalter hinauszusetzen sey, lasse sich, meint *Jablonski*, schon aus der Ungewifsheit schliessen, in welcher sich die ältesten Schriftsteller über den wahren Erbauer desselben befunden haben. Doch habe sich in jener vom Herodot erwähnten Sage, von den zwölf Fürsten, vielleicht eine Spur der Wahrheit erhalten. *Suntne*, fragt *Jabl.*, *duodecim principes, totidem duodecim tribuum Israelis praefecti, et veluti Patriarchae, aut forte Duces, qui reliquis erant praepositi a rege Aegypti tanquam* ἐργοδιῶκται, *qui opus urgerent, et laborantibus acriter instarent?* Daher sey es *Viri-ntho* oder *Biri-ntho*, d. i. *opus multorum, vel magnae multitudinis* benannt worden. *Constructus enim erat Labyrinthus per Israelitas, quos historia Mosaica refert fuisse numero permultos, ita ut de eorum multitudine Aegyptii conquesti fuerint*, Exod. I, 7. 9. 12. Von der ersten Sylbe, *La*, gesteht er indefs selbst, keine Rechenschaft geben zu können. Dergleichen verunglückte Etymologien gehören, wie gesagt, unter die Ausnahmen. — Der Herausgeber hat sich übrigens um diese *Jablonskische* Arbeit auf mehr als eine Art verdient gemacht. Die aus den alten Classikern angeführten Stellen sind von ihm nach den besten Ausgaben berichtiget worden, mit genauer Angabe der Seitenzahlen und Abschnitte, auch der wichtigern Varianten. In den zahlreichen Anmerkungen ist mit grofser Sorgfalt beygebracht, was sich in den seit *Jablonski's* Tode erschienenen Schriften über die von ihm abgehandelten Gegenstände findet. Angehängt ist von S. 425 an ein *Auctarium vocum paucarum recta aut secus pro Aegyptiacis habitarum*, ganz von des Herausgeb. Hand. Zusätze und Verbesserungen verschiedener Art, und ein fünffaches, den Gebrauch des Buchs sehr erleichterndes, Register, beschliessen den ersten Band.

Der *zweyte* Band enthält folgende Abhandlungen: 1) *Remphah, Aegyptiorum Deus, ab Israelitis in deserto cultus.* Diese im Jahre 1731 erschienene Schrift hatte sich schon längst so selten gemacht, dafs sie selbst dem gelehrten *Nic. Wilh. Schroeder*, der im J. 1745 über denselben Gegenstand schrieb, unbekannt geblieben war. Desto erwünschter ist der wiederholte, mit Zusätzen des Verf. bereicherte, Abdruck derselben. *Jablonski* bestreitet darinn die vor ihm ziemlich allgemein angenommene Meinung, dafs Ρεμφὰ oder Ρεφὰ, welches die LXX. Amos V, 26 für das hebräische כִּיּוּן setzen, den Planeten *Saturn* bedeute. Diese Meinung stützte sich vornehmlich auf das Zeugnifs eines von Kircher bekannt gemachten coptisch arabischen Glossariums. *Jabl.* zeigt, dafs die in demselben angeführten, angeblich ägyptischen Namen der Planeten, bis auf zwey, die in der That coptisch sind, sämtlich aus der griechischen Übersetzung genommen seyen, und dafs *Rempheh* oder *Rompheh*, d. i. *König des Himmels*, vielmehr die *Sonne* bedeute. Durch die, nicht einmal auf Kenntnifs der coptischen Sprache sich gründenden, Einwendungen, welche *J. D. Michaelis* in den *Supplem. ad Lex. Hebrr.* S. 1227 fg. der Behauptung *Jablonski's* entgegen gesetzt hat, sind die wirklich triftigen Gründe, auf welchen dieselbe beruhet, keineswegs umgestofsen. 2) *Dissertationes academicae octo de terra Gosen.* Sie kamen im Jahre 1736 heraus, und erschienen hier verbessert und vermehrt. *Jablonski* sucht in denselben zu zeigen, dafs unter Gosen der herakleotische Nomos zu verstehen sey. Gegen diese Meinung sind gegründete und erhebliche Einwendungen gemacht worden. Aber sey es auch, dafs sie falsch wäre, so sind doch in diesen Abhandlungen mehrere wichtige Puncte der alten Geographie von Aegypten mit so vieler Gründlichkeit erörtert, dafs ihnen dadurch ihr Werth auf immer gesichert bleiben wird. 3) *Dissertationes tres de tabula Bembina, sive Isiaca, et de diebus Aegyptiacis, ab Autore recognitae et emendatae.* Sie erschienen zuerst im sechsten und siebenten Bande der *Miscellann. Berolinenss.* Mit welchem Aufwande von Gelehrsamkeit und Scharfsinn *Jabl.* in diesen Abhandlungen beweise, dafs das Denkmal alter Kunst, welches unter dem Namen der isischen Tafel bekannt ist, eine sinnbildliche Darstellung der ägyptischen Feste enthalte, ist den Archäologen bekannt. Auch der Kirchenhistoriker findet in denselben Aufschlüsse über den Ursprung mancher christlichen Festtage. 4) *Observationes, quas ipse Iablonskius adscripsit Exemplo Panthei Aegyptiorum, nunc primum ex autographo editae.* Den übrigen Theil dieses Bandes nehmen einige biblisch-exegetische Dissertationen ein, die es allerdings verdienten, der Vergessenheit entzogen zu werden. 1) *Dissert. de Redemtore stante super pulverem, ad locum Iobi XIX, 25 illustrandum.* Zur Erläuterung des hebräischen Ausdrucks עַל־עָפָר קוּם wird der griechische νεκρῶν περιβαίνειν oder ἐπιβαίνειν verglichen, von dem gebräuchlich, welcher seines in der Feldschlacht

gebliebenen Freundes Leichnam vor Beraubung und Mifshandlung vertheidiget. Die Stellen aus den Alten, besonders aus Homer, welche sich auf diese Sitte beziehen, werden angeführt und erläutert. 2) *Exercitatio de genuina et propria significatione τῆς Διαθήκης in Scriptis Novi Testamenti.* 3) *Exercitatio theologico-exegetica de verbo otioso, cujus ratio in judicio divino reddenda est, ad Matth. XII. 36.* 4) *Exercit theolog. de falsura ignis aeterni, ad Marci IX. 49.* Wenn man gleich *Jablonski's* Erklärungen selbst, denen eine gewisse Schwerfälligkeit eigen ist, nicht immer beypflichten kann; so verdienen diese Adhandlungen doch wegen der sorgfältigen und gründlichen Prüfung der Erklärungen Anderer, und wegen der mancherley nicht gemeinen philologischen Bemerkungen, jedem angehenden Exegeten zum Studium empfohlen zu werden. Die Anmerkungen des Herausgebers sind in diesem zweyten Bande sparsamer, als im ersten, aber diese wenigen zweckmäfsig. Bey den Dissertationen vermissten wir die Anzeige der Zeit ihrer ersten Erscheinung. Brauchbare Register sind auch diesem Bande beygefügt. Der baldigen Erscheinung des noch rückständigen Theils des *Jablonskischen* Nachlasses, welcher, nach dem S. XXV-XXVII der Vorrede zum ersten Bande befindlichen Verzeichnisse zu urtheilen, wohl noch ein paar Bände füllen dürfte, sehen wir mit Verlangen entgegen.

By.

Offenbach, in der hebr. Buchdruckerey des Zebi Hirsch: ספר זמירות ישראל u. s. w. (Gesänge der Israeliten, oder das Buch der Psalme mit dem Commentar des Raschi, der deutschen Übersetzung und einer Worterklärung, nach der Berliner Ausgabe vom J. 548 oder 1788, aufs neue abgedruckt in Offenbach bey Zebi Hirsch und Sohn, im J. 564 oder 1804) Erster Theil 39 und 90 Blätter. Zweyter Theil 68 Bl. Dritter Theil 49 Bl. Vierter Theil 38 Bl. Fünfter Theil 82 Bl. 8.

Die zweyte Auflage dieser Psalmenausgabe und die grofse Zahl der vorgedruckten Subscribenten ist ein erfreulicher Beweis, dafs eine dem Geist des Zeitalters angemessene Bibel-Übersetzung und Bibel-Erklärung auch bey der jüdischen Nation nach und nach immer mehr Eingang findet. Der Herausgeber, Rabbi *Jöel, ben Juda Leb*, zeigt sich in der Anordnung des ganzen sowohl, als in den Vorreden, als einen Mann von Geschmack und Kenntnissen, der sich über manche Vorurtheile seiner Nation erhebt, und mit der deutschen Literatur eben sowohl, als mit der Rabbinischen bekannt ist. Die 3 dem ersten Theile vorgesetzten Vorreden sind voll interessanter, wenn gleich für den deutschen Gelehrten nicht neuer Bemerkungen. Die erste handelt von der Kunst zu interpretiren überhaupt, und besonders von den Eigenschaften einer guten Bibelübersetzung. Die zweyte verbreitet sich über den Gesang und die Musik bey den alten Hebräern, und bearbeitet nach *Pfeiffer* und *Forkel*, zugleich mit Benutzung der bewährtesten rabbinischen Schriftsteller, in drey Abschnitten die Geschichte der Musik bey den Hebräern nach ihren verschiedenen Epochen, die Beschreibung der musikalischen Instrumente, durch drey Kupferblätter erläutert, und die Erklärung einiger auf Gesang und Musik sich beziehenden hebräischen Wörter. Die dritte handelt von der Poesie der Psalmen, von ihren verschiedenen Verfassern, von ihrer Sammlung. Alle drey sind in hebräischer Sprache mit rabbinischen Lettern abgedruckt. Zur Probe wollen wir aus der zweyten den Anfang der Erklärung des Worts מנצח in einer freyen Übersetzung geben. „Die Bedeutung dieses Worts ergiebt sich aus 2 Chron. 34. 13 wo es von Werkmeistern gebraucht wird, die gewisse durch Handarbeiter zu verrichtende Arbeiten angeben und leiten. Jeder nämlich, der in irgend einer Sache etwas Vorzügliches leistet, es sey in Absicht auf Stärke, oder auf Geschicklichkeit, oder auf Einsicht, wird מנצח genannt. Ist die Rede von schönen Künsten, als von Gesang, Musik, Mahlerey, so kann das Wort am besten *Virtuose* übersetzt werden. Denn darin liegt auch der Begriff des Vorzüglichen. In dem angeführten Verse wird zur Erklärung hinzugesetzt לעבודה ועבודה, welches Wort 1 Chron. 25, 6 von Musik gebraucht wird. Es kann also Musik mit unter die Künste begriffen werden, die nach eben dieser Stelle der Direction der Leviten anvertraut werden sollten. Denn zur Zeit Davids waren die Leviten wirklich, wie wir oben gezeigt haben, die Vorsteher der Tempelmusik; sie waren nicht allein musikalisch, sondern mussten auch die Musiken zu componiren und aufzuführen verstehen. Vielleicht hatte jedes Instrument seinen eigenen Virtuosen, daher die Dichter ihre Arbeiten dem Virtuosen auf einem bestimmten, dem Gesange anpassenden Instrumente zu componiren übergaben. Daher die Ausdrücke: למנצח על הנחית und למנצח על שושנים u. s. w."

Die deutsche Übersetzung ist die schöne Mendelssohnsche, davon die zweyte Auflage in Berlin bey Maurer 1788 herauskam, und die Anordnung diese: auf der einen Columne steht der sauber gedruckte hebräische Text, und am Rande Raschi's Commentar mit rabbinischen Lettern; auf der gegenüberstehenden Columne die deutsche Übersetzung mit hebräischen Buchstaben, und am Rande eine hebräische Erklärung der im Texte vorkommenden hebräischen Wörter mit rabbinischer Schrift. Einem jeden Psalm ist kurz der Inhalt vorgesetzt. Zum Schluss hat der Herausgeber noch durch die hinzugefügte Rechtschreibung der in dem Commentar des Raschi vorkommenden französischen Wörter den Gebrauch dieses Commentars, in welchem die fremden Wörter zum Theil sehr verstellt vorkommen, erleichtert. Er verspricht auf eben die Weise die ganze hebräische Bibel zum Druck zu befördern, und wird sich durch die Erfüllung dieses Versprechens ein wahres Verdienst um seine Nation erwerben.

*

1) Leipzig, b. Crusius: *Grammatik der hebräischen Sprache. Erster Curs*; für den Anfang ihrer Erlernung. Bearbeitet von *Joh. Severin Vater*, Prof. der Theol. und morgenländ. Sprachen zu Halle. Zweyte verbesserte Auflage. 1807. VIII und 118 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Grammatik der hebräischen Sprache. Zweyter Curs;* für obere Schulclassen und Universitäten bearbeitet von *J. S. Vater* u. s. w. Zweyte, verb. Auflage. 1807. VIII und 216 S. 8. (Beide Schriften zusammen 1 Thlr. 6 gr.)

Wenn man die Thatsache aufgreift, dass zu der Zeit, als *J. A. Danz* mit seiner Methode so mächtig wirkte, das Studium der hebräischen Sprache in Deutschland den höchsten Gipfel erreicht hatte, und dass dagegen in der Periode, wo *Vater* mit seinen Lehrbüchern auftrat, dieses Studium seinem tiefen Verfall entgegen ging: so sollte man den Schluss machen, dass *Vater's* Methode in eben dem Grade verwerflich seyn müsse, als die Danzische den Vorzug verdiene. Diess hiesse ungefähr so schliessen: *Storr's* treffliche Dogmatik hat entweder gar keinen, oder einen sehr geringen Werth, weil sie nicht, wie *Hutteri Compendium* als allgemeines Lehrbuch eingeführt war, oder, weil zu Storr's Zeiten das Studium der Dogmatik in eben dem Grade abgenommen hatte, in welchem es in Hutter's Zeitalter blühte. Die Vernachlässigung des hebräischen Sprachstudiums, worüber man jetzt mit Recht klagt, hat in ganz anderen Dingen ihren Grund, als in der besseren oder schlechteren Beschaffenheit einer Grammatik. Man muss erst den asthenischen Geist des Zeitalters, das für das gründliche Studium alter Sprachen überhaupt träger geworden ist, von neuem beleben, die ungeistlichen Consistorien, deren Examinations-Mitglieder sich immer mehr popularisiren, d. h. theologische Gelehrsamkeit von sich entfernt halten, reformiren, und der Ignoranz und Frivolität unberufener Schriftsteller und Pädagogen, die diese Vernachlässigung für ein Glück unserer aufgeklärten Zeiten ausgeben, kräftig Einhalt thun; dann wird das so nothwendige Studium der hebräischen Sprache bald von neuem aufblühen. Erst nach Beseitigung jener Hindernisse wird sich die von Hn. *V.* in seinen Lehrbüchern befolgte Methode in ihrer schönsten Wirksamkeit zeigen können.

Der Einwurf: dass man die hebräische Sprache aus jeder Grammatik erlernen könne, sagt eben nicht mehr als der von Einigen gemachte: dass eine Sprache von so geringem Umfange *ohne* alle Anweisung zu erlernen sey. Beides könnte nur bey einem wirklichen Sprach-Genie zugegeben werden, das, fremde Hülfe verschmähend, auch durch den Dornenpfad der Sprach-Elemente sich den eigenen Weg zu bahnen weiss. Für solche wird aber überall kein Lehrbuch geschrieben, sondern für die Mehrzahl einer guten Methode und fremder Hülfe Bedürftiger. Ein auffallendes Beyspiel, wieviel beym hebräischen Sprachstudium auf einen guten Leitfaden ankomme, liefern die Selbstbekenntnisse *Wakefield's*, der doch ein so vorzüglicher Linguist war, und die Elemente jeder Sprache mit grösster Schnelligkeit sich zu eigen machte. Aus *Lyon's* Grammatik ward es ihm unmöglich, hebräisch zu lernen, und er verzweifelte schon daran, das A. T. jemals im Grundtext lesen zu können, als ihm das Glück *Masclef's Grammar* in die Hände gab, woraus er in Zeit von *zehn* Tagen so viel lernte, dass er mit Beyhülfe eines Wörterbuchs die ersten 10 Kapitel der Genesis ohne Schwierigkeit verstehen konnte. S. *Memoirs of the life of Gilbert Wakefield.* Vol. I. S. 100. Wir kennen diese beiden Grammatiken nicht aus eigener Ansicht, aber nach dem, was Wakefield darüber urtheilt, muss man Lyon mit Danzens *nucifrangibulum, Masclef* dagegen mit *Vater's* zweckmässiger Sprachlehre vergleichen. Wir können zwar den Schülern nicht versprechen, dass sie aus derselben in 10 Tagen so viel, als der autodidactische Britte aus seiner gepriesenen *Grammar*, lernen werden; aber so viel können wir ihnen versichern, dass sie hier in kürzerer Zeit, als aus den meisten anderen Anweisungen, einen gründlichen Unterricht in der hebräischen Sprache empfangen werden.

Rec., der sich durch mehrjährige Erfahrung von der Brauchbarkeit dieser Grammatiken zum Unterricht überzeugt hat, kann hier bloss von der zweyten Ausgabe reden, und versichern, dass er sie, nach sorgfältiger Vergleichung und Prüfung, wirklich sehr *verbessert* gefunden habe. Es ist sowohl in No. 1 als 2 fast kein einziger Paragraph, der nicht deutlicher gefasst, richtiger bestimmt, und durch neue Beyspiele passender erläutert wäre. Besonders hat in No. 2 die Formen-Lehre und Syntaxis, wobey Hr. *V.* vornehmlich die Arbeiten von *Hartmann* und *Weckherlin* prüfend benutzte, bedeutende Zusätze erhalten. Das vollständige Register der Formen von den Masculin- und Feminin-Nennwörtern enthält in No. 1 (wie in der ersten Ausgabe) 224 Masculina und 207 Feminina; in No. 2 sind die Masculin-Formen bis 247 vermehrt, die Feminin-Formen aber bis 205 vermindert worden. Diess letztere rührt aber bloss von einem Zahl-Fehler S. 28 (der 1 Ausg.) her. Doch ist hin und wieder ein anderes Wort substituirt worden, z. B. No. 38 חֵצוֹת fehlt jetzt, dagegen steht No. 50: בַּרְזֶל. Ähnliche Veränderungen finden sich mehr. Der Druck ist, wo möglich, noch correcter, als in der ersten Ausgabe. Vorzüglich verdient gelobt zu werden, dass das Charakteristische der Formen nun durchaus durch grosse, hervorstechende Buchstaben ausgezeichnet ist.

R.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig u. *Elberfeld*, b. Büschler: *J. Weissensteins*, weiland Directors des Handlungs-Instituts zu Elberfeld, *gründliche Unterweisung in der Handlungswissenschaft*, nach der Darstellung des verstorbenen Prof. *Busch* in Hamburg. Zweyte Auflage, durchgesehen, verbessert und vermehrt von *F. G. Cleminius.* 1807. 283 S. 8. (1 Rthlr 4 gr.)

Hannover, b. Hahn: *Lieder für Volksschulen.* Dritte aufs neue durchgesehene Aufl. 1807. XXIV. u. 400 S. 8. (8 Gr.)

Leipzig, b. Barth: *Texte und Materialien zu Religionsvorträgen bey Sterbefällen* in allgemeiner und besonderer Beziehung bearbeitet von *Adolph Georg Kottmeier*, Prediger zu Hartum im Fürstenthum Minden. Erstes Bändchen. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1807. XIV u. 222 S. 8. (16 Gr.)

Ulm, b. Stettin: *Meine Erfahrungen über den Kleebau.* Von *J. V. P. Z. A. R. St. K.* Neue Aufl. 1807. 48 S. 8. (3 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 JUNIUS, 1807.

NATURGESCHICHTE.

Wien, b. Camesina: *Anleitung zum Studium der Mineralogie für Anfänger* von *Christian Carl Andre*, fürstl. waldeck. Erziehungsrathe und Director der protestantischen Schule zu Brünn. Mit 1 Kpf. 1804. XXIX und 349 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Hr. *Andre* versichert, seit 1790 das Bedürfniss eines Lehrbuchs gefühlt zu haben, das in den Stand setze, die ersten Anfänger oder Laien ins Studium der Mineralogie einzuführen. So auffallend diess bey der grossen Zahl mineralogischer Handbücher seyn mag, so ist es doch nicht minder wahr, indem fast alle schon gewisse Vorkenntnisse oder mündlichen Unterricht voraussetzen. Hr. *A.* (selbst Autodidactos) sucht daher auf einem neuen Wege seiner Lieblingswissenschaft nicht nur Reiz zu geben, sondern auch ihr Selbststudium zu erleichtern. Sein Werk ist daher durchaus praktisch, und soll (wie Hr. *v. Moll* in den Ephemeriden der Berg- und Hüttenkunde sehr richtig bemerkt), die Frage lösen, welches die beste oryktognostische Methode in pädagogischer oder vielmehr autodidaktischer Hinsicht sey. — Nicht ohne Grund enthält deshalb der erste Band blos Beschreibungen der gemeinsten Fossilien. Nach und nach soll zwar zu den seltneren übergegangen werden; unterbliebe aber auch diese Fortsetzung: so hätte der Leser doch wenigstens das Gemeinnützigste der Mineralogie beysammen. Zugleich sind die in diesem ersten Cursus beschriebenen Fossilien diejenigen, welche fast alle Gebirgsarten constituiren. Sonach arbeitet dieser Band der für ein zweytes Heft angekündigten Beschreibung der Gebirgsarten vor. Um den Anfänger nicht zu obruiren, sind ihm hier nur etwa von 30 Fossiliengattungen die Beschreibungen, aber diese mit möglichster Vollständigkeit, vorgelegt. Dass der Vf. hiebey von allen bisherigen oryktognostischen Systemen abgehen musste, versteht sich ohnehin. Dafür entwirft er eine eigene Anordnung (und zwar für gegenwärtigen Band blofs der gemeinsten Steinarten), nach ihrem Verhalten gegen Hammer, Stahl, Zange und Säuern, weil er die Prüfungsmittel nach diesen Kennzeichen für ungemein leicht und sicher, also für den Anfänger (dem er kein vollständiges System, sondern nur eine Grundlage der Erkenntnis übergeben wollte), für vorzüglich passend hielt. Nach dieser Ansicht folgen sich A) *die leicht Funken gebenden Fossilien* (Quarz, Hornstein, Hornstein, Kieselschiefer, Olivin, Feldspath, Granat, Schörl; B) *die schwer Funken geben-den*, und zwar a) *die sehr festen* (Hornblende, Hornblendschiefer, Basalt), b) *die mittelfesten* (Glimmer, Brandschiefer, Thonschiefer, Serpentin, Flussspath, Gyps), c) *die mittelfesten* und dabey noch ausgezeichnet schweren (Schwerspath); C) *Fossilien, die keine Funken geben, an der Zunge hängen und brausen*, a) *mittelfeste* (Mergel und bituminöser Mergelschiefer); b) *lose* (Mergelerde); D) *die keine Funken geben, an der Zunge hängen und nicht brausen*, a) *mittelfeste* (Schieferthon, verhärteter Thon) und b) *lose* (Töpferthon); E) *die keine Funken geben, nicht an der Zunge hängen, aber brausen*, a) *mittelfeste* (dichter Kalkstein, Stinkstein, Kalkspath), b) *lose* (Bergmilch). — Der Mangel an Consequenz, Einheit und System in dieser Anordnung fällt zu sehr in die Augen, als dass Rec. dabey verweilen dürfte. — Mit Recht verwirft zwar Hr. *A.* die oryktognostische Anordnung nach chemischen Principien, und äussert auch sonst sehr richtige Ideen über Classification; allein für sein Bestreben, unabhängig von chemischen Analysen ein oryktognostisches System aufzustellen, das in den Stand setzt, einem neuen Fossil sogleich seinen schicklichen Platz anzuweisen, die Methode dabey möglichst zu vereinfachen und für das gemeine Leben praktisch zu machen, möchte der vorliegende Versuch kein gerathener Anfang seyn.

So eigen als jene Anordnung, eben so sonderbar ist in manchen Stücken die Bearbeitung der einzelnen Beschreibungen. Bey jedem der beschriebenen Fossilien stellt der Vf. A) einen *allgemeinen Begriff* auf; B) geht dann die *einzelnen Kennzeichen* nach ihren näheren Bestimmungen, Nüancen und Ausnahmen im grössten Detail durch; C) giebt hierauf die *äusseren Gestalten* (jedoch von allen Krystallisationen abstrahirt) und *Grösse*, sowie die *allgemeinen Geburtsörter* (soll heissen Lagerstätten); D) die *Verwandtschaften*, welche Gelegenheit zu Verwechselungen geben könnten; E) die *Schwere* und *Bestandtheile* (sehr genau); F) die *physikalischen und chemischen Kennzeichen*; G) den *Gebrauch* und *Nutzen*; H) *andere Körper und Fossilien, die mit oder in dem beschriebenen Fossil vorkommen*, so dass es der Hauptbestandtheil ist (soll heissen die geognostischen Verwandtschaften); I) die *Geburtsörter* und endlich K) die *Namen* an. Auch hier herrscht Mangel an wissenschaftlicher Präcision; ganz ungleichartige (oryktognostische und geognostische) Verhältnisse sind da und dort zusammengestellt (z. B. äussere Gestalt und geognostisches Vorkommen) und gleichartige Verhältnisse wieder getrennt. Für die Anwendung fehlt es zugleich an Übersichtlichkeit, und Rec.

fürchtet sehr, dass gerade des Vfs. auf praktische Nutzbarkeit berechneter Zweck, die Darstellung zu vereinfachen, und die Begriffe bestimmt zu machen, ganz verfehlt wird durch die vielfachen Unterabtheilungen, Zerreissungen, Wiederzusammenstellungen, Festsetzungen und Ausnahmen, und überhaupt durch das zu wenig systematische Detail. Deutlichkeit und Zusammenhang, das Licht für den Anfänger, vermisste Rec. gerade in den Eigenthümlichkeiten des Vfs., sowohl bey der Anordnung, als der Beschreibung: letztere insbesondere ist viel weitläuftiger und weniger charakteristisch, als die sonst gewöhnliche. — Desto reichhaltiger ist der Inhalt der Bearbeitungen.

Aus der sehr lesenswerthen Vorrede lernt man den erfahrnen Vf. als einen lebhaften und eifrigen Liebhaber der praktischen Mineralogie kennen. Besonders ist beherzigenswerth, wie er das Studium der Mineralogie wegen seines Einflusses auf Geist und Körper, als eines der wirksamsten Mittel gegen Hypochondrie darstellt, und durch diesen Gesichtspunct geleitet, manche sehr gute Winke zu mineralogischen Beschäftigungen, vornehmlich auf Reisen und beym Fossiliensammeln, giebt. Er verspricht, selbst allen Freunden der Mineralogie durch beliebige Fossilienapparate zu Hülfe zu kommen, und hat daher eine umständliche Ankündigung nicht allein von Mineraliensammlungen, die er theils in Bezug auf gegenwärtiges Lehrbuch, theils ohne Rücksicht auf dasselbe (besonders für Ökonomen, Fabrikanten, Erzieher und Anfänger) gegen sehr billige Bedingungen anbietet, sondern auch von bestimmten einzelnen Fossilien, die bey ihm zu verhandeln oder einzutauschen sind, mit einrücken lassen.

Übrigens enthält der *erste Abschnitt* eine *Anleitung für den Anfänger auf mineralogischen Wanderungen*, die, wenn auch manche kleinliche Bemerkungen mit unterlaufen, doch ziemlich brauchbar ist. Der *zweyte* erläutert die *tabellarische Übersicht* der beschriebenen 31 gemeinen einfachen Fossilien, nach des Vfs. oben bemerkter äusseren Ansicht. — Der *dritte*, als der wesentlichste und reichhaltigste Abschnitt, entwirft die ausführliche praktische *Beschreibung der genannten Fossilien*. Die Bemerkungen über den Gebrauch (vornehmlich beym Töpferthon und gemeinen Kalkstein), sowie über die physikalischen und chemischen (besonders chemisch-technischen) Verhältnisse (z. B. beym Töpferthon), sind besonders interessant. Nur sind die mitgetheilten Notizen, und selbst die unbekannteren und zweifelhaften, nirgends nachgewiesen, so dass es ihnen hie und da an Zuverlässigkeit fehlt. Im Ganzen fielen uns jedoch nur selten Zweifel gegen die Richtigkeit der Angaben auf — wie z. B. in der Beschreibung des verhärteten Thons, wo eine Verwechselung mit Salzthon, Thonstein und Mergelschiefer Statt zu finden scheint; oder wie bey einigen chemischen geognostischen Äusserungen (z. B. S. 136. 144. 288. 291. 307 u. a. a. O.), die, wenn auch nicht ohne Scharfsinn, doch wenigstens zu gewagt sind. Von dem, was uns neu (ob auch durchgehends zuverlässig?) schien, zeichnen wir Einiges aus: Beyspiele von Basaltgängen in Flötzsandstein S. 158 — krummstenglicher Basalt — Basaltbreccie mit asbestartigem Holze (S. 158) — gestrickter Basalt aus Tyrol — Thonschiefer mit Fischabdrücken (S. 180) — Flussspath mit eingeschlossenen Schraubensteinen und Erdpech (S. 199) — Urgyps im Urkalkstein aus Mähren (S. 210) — Körniger Gyps mit Magneteisenstein (S. 214) — Fraueneis mit Eisenglimmer (S. 221) — Granaten und Termolith in Kieselschiefer — Kieselschiefer mit Kalkstein abwechselnd — Schieferspath mit Granaten aus Böhmen — graphischer Schörl u. s. f. —

Als die schwächste Seite erschien uns überhaupt die geognostische. Besonders kann der Abschnitt *H.*, so wie er ausgearbeitet ist, und da es den Angaben ganz an Bestimmtheit fehlt, weder nutzen noch interessiren. In dem Abschnitte *K* sind wirkliche Abänderungen des Fossils, die also auch mit besonderen Namen bezeichnet sind, von blossen Trivialnamen (ohne neue Begriffe), oder gar unrichtigen Benennungen, keineswegs so gesondert, wie es hätte geschehen sollen; daher auch dieser Abschnitt noch wirkliche Beschreibungen von Abänderungen enthält.

Als *Anhang* ist noch das *Wernersche*, sowohl oryktognostische, als geognostische *Mineralsystem vom Jahr* 1804, nebst verschiedenen, grösstentheils sehr richtigen *Anmerkungen des Verf.* mitgetheilt. Diess veranlasst uns, hiermit die Anzeige von

Werners neuestem (oryktognostischem) *Mineralsystem*; Salzburg im Verlage der Mayrschen Buchhandlung 1805. (Eine Tabelle in Real-Folio.) (5 Gr.)

zu verbinden, da sich beide Abdrücke ziemlich ähnlich sind. Die salzburger Tabelle enthält zwar nur das oryktognostische System, und auch in diesem hie und da eine abweichende Anordnung, nächstdem 5 Gattungen der einfachen Fossilien mehr (oder überhaupt 261) als der Andreische Abdruck, doch sind diese Veränderungen nicht wesentlich. Mit Freuden bemerkt man eine neue glückliche Idee des ehrwürdigen *Werner*, deren Benutzung in der mineralogischen Classification Epoche zu machen anfängt. Es ist diess die ungemein natürliche Zusammenstellung verwandter Fossilien in *Sippschaften*, die viel Klarheit über die ganze Kette dieser natürlichen Körper verbreitet, und dem feinen, richtigen Tact ihres Urhebers grosse Ehre bringt. Man sieht freylich, dass die Ausführung dieser Idee erst beginnt, und dass sie bey weitem noch nicht gleichförmig genug im ganzen System durchgeführt ist; allein die Vollendung ist auch kaum so grosser Gewinn für die Wissenschaft, als die Eröffnung dieser Ansicht, von der sich die Entfernung mancher Incongruität und die Darstellung eines bewundernswürdig natürlichen Systems hoffen lässt. Es würde undankbar seyn, jetzt schon volle Harmonie und Consequenz zu fodern, wo die schöne Beleuchtung erst beginnt.

— n.

FREYBERG, b. Craz u. Gerlach: *Versuch einer systematischen Encyklopädie der Bergwerkswissenschaften*, von *Ernst Lehmann*, kursächs. Bergamtsassessor und Berg- Gegen- und Recess-Schreiber zu Voigtsberg. 1804. XX u. 187 S. 8. (18 Gr.)

Eine *Encyklopädie der Bergwerkskunde* ist allerdings sowohl für den wissenschaftlichen Bergmann, als für den Literator ein Bedürfnifs, dem man noch in keinem bergmännischen Lehrbuche abgeholfen findet. Der scharfsinnige *Werner* war der erste, der in seinen Vorlesungen (und zwar schon längst) das Gebiet der Bergwerkskunde wissenschaftlich begrenzte, und zu einer systematischen Vertheilung der einzelnen, für den Bergmann gehörigen Kenntnisse Anleitung gab. Er wählte sehr richtig den Ausdruck *Bergwerkskunde*, statt Bergwerkswissenschaft, weil sie ein (systematischer) Inbegriff der gesamten (wissenschaftlichen, historischen und Kunst-) *Kenntnisse* ist, die zu zweckmäfsiger Eröffnung, Betreibung und Direction des Bergbaues gehören. Nach der Verschiedenartigkeit dieser Kenntnisse, theilt er einen *mineralogischen, technischen, mathematischen, chemischen, ökonomischen, juridischen* und *historischen* Theil der Bergwerkskunde ab, und diese Abtheilung gab ganz ungesucht den zweckmäfsigsten Plan zur Vertheilung aller und jeder bergmännischen Kenntnisse an. Von *Bergwerkskunde* unterscheidet Hr. *Werner* sehr richtig die *Bergbaukunst*, nicht als eine der 7 Abtheilungen der Bergwerkskunde; sondern als ein Aggregat von allen den aus sämtlichen 7 Theilen der Bergwerkskunde entlehnten Kenntnissen, die zum zweckmäfsigen praktischen Betrieb des Bergbaues erforderlich sind. — Hiernach hatte man schon einen dem Gegenstande angemessenen Zuschnitt für die fernere Bearbeitung der Bergwerkskunden-Encyklopädie; und der Vf. des vorliegenden Werks hätte sich ein wirkliches Verdienst machen können, wenn er nur auf dem angedeuteten richtigen Wege fortgewandelt wäre. Wer eine Encyklopädie der Bergwerks-Kenntnisse (nicht Wissenschaften) bearbeiten wollte, musste, nach Rec. Ermessen, alle jene verschiedenartigen Kenntnisse, unter richtige Gesichtspuncte geordnet, in einer systematischen, leicht übersehbaren Folge aufstellen, den Umfang und die Gegenstände jeder Branche, so wie die Verbindung der einzelnen Theile mit dem Ganzen, mit verwandten Wissenschaften, und unter einander selbst, mit Bestimmtheit vorzeichnen; er durfte ferner der bergmännischen Hülfs- und Vorkenntnisse, nur in so weit sie Bezug auf den Hauptzweck hatten, gedenken; musste sich überall mehr an die Form, als an die Materie seines Gegenstandes halten; und konnte noch durch Beybringung ausgesuchter Literar-Notizen, so wie durch eine bergmännische Methodologie, sein Verdienst erhöhen. Diefs alles aber erforderte mehr Vertrautheit mit den zu skizzirenden Kenntnissen, mehr Scharfsinn und mehr Fleifs, als der Vf. des vorliegenden Versuchs durch denselben bewährt hat. Er genofs zwar, und rühmt dankbar, Werners Unterricht; auch wird jeder Sachkundige in dem richtigeren und besseren Theile des Buchs Wernerische Abtheilungen und Bestimmungen wieder finden; allein hätte der Vf. doch das, was er S. 64 in anderem Bezuge sehr richtig rügt, selbst beobachtet, und hätte er nicht durch Beymischung eigener, nicht hinlänglich geläuterter Darstellung, durch Einmengung fremdartiger Dinge, manches Klare wieder trübe gemacht! Folgende Bemerkungen werden schon hinreichend seyn, des Vfs. Arbeit zu charakterisiren, und zu zeigen, wie viel ihr noch an Reife abgeht. 1) Schon dadurch, dafs Hr. L. ganze Wissenschaften statt einzelner Kenntnisse zum Gegenstande der Bergwerkskunde machte, musste er Fehler veranlassen; aber dann ist auch seine Disposition der einzelnen Branchen weder richtig, noch leicht übersehbar. Er theilt die *Bergwerkswissenschaften* in I) *Vorbereitungswissenschaften*, und schaltet hier eine umständliche Encyklopädie der naturhistorischen und mathematischen Wissenschaften ein. II) *In die eigentliche Bergtechnik* (die Lehre von praktischer Aufsuchung der Erzlagerstätte — Häuerarbeitslehre — Grubenausbaungslehre — Förderungs- — Maschinenarbeits- — Aufbereitungslehre — Hüttenkunde,) und in III) *bergmännische Hülfswissenschaften*, (Bergwerksökonomie, Bergrechtskunde, Bergwerkshistoriologie, bergmännische Sprachenkunde, bergmännische Federarbeitslehre, bergmännische Zeichenkunst, Modellirkunst und Literärgeschichte der Bergkunde.) — Die Encyklopädie der naturhistorischen und mathematischen Wissenschaften, die in ihrem ganzen Umfange gar nicht hieher gehörte, nimmt ohngefähr die erste Hälfte (S. 9—109), dagegen die Bergtechnik, die doch der wesentlichste Gegenstand der Bergwerkskunde seyn sollte, mit Inbegriff vieles gar nicht dazu gehörigen, nur ohngefähr den vierten Theil (S. 110—140) und die Darstellung der bergmännischen Hülfskenntnisse das letzte Viertheil ein. — Dadurch, dafs der Vf. die Bergtechnik (die eigentlich nichts anders als der technische Theil der Bergwerkskunde ist) S. 7 als den wesentlichsten Theil der Bergwerkskunde aufstellt, setzt er sie aufser Verhältnifs mit den übrigen Theilen; subsumirt ihr aber auch Gegenstände, die nach seiner Bestimmung §. 110, gar nicht zu ihr gehören, z. E. die Hüttenkunde; und läfst dagegen andere darin fehlen, die man ganz unpassend unter den „Vorbereitungswissenschaften" zerstreut findet, z. E. die Lehre von den Wettern S. 17; die Bergmaschinenlehre S. 92—100, die unterirdische Baukunst S. 105. 2) Schon hieraus ergiebt sich auch die Ungleichartigkeit der Bearbeitung; noch auffallender wird diese bey näherer Ansicht des Details, abgerechnet die Einmengung so vieler verschiedenartiger Gegenstände, z. E. S. 27—31, 33—43, 60—62 sind einige Abschnitte (z. E. von den Grubenbauen auf Gängen S. 118—122) mit unzweckmäfsiger Weitschweifigkeit ausgeführt, und andere nicht weniger wichtige (z. E. S. 97 die Hüttenmaschinen, S. 122 u. f. die Grubenbaue auf Flözen, Stockwerken und Seifen; S. 126 die Lehre von der Zimmerung und Mauerung; — der Bergversatz ist gar nicht erwähnt — S. 12 die Förderungs- und S. 130 die Maschinenarbeitslehre) nur ganz kurz abgefunden. 3) Mangel an leichter Übersicht und Präcision der Abtheilungen musste schon an und für sich, bey den unzähligen und ohne Noth gehäuften Subdivisionen in des Vfs. systematischen Aufstellungen entstehen, noch übler aber verfuhr Hr. L. bey den selten glücklich gewählten Benennungen der Unterabtheilungen. Zur Probe nur einige Sätze: §. 62—64 theilt er die *Atmosphärognosie* folgendergestalt ein: A) *Hydrognosie im weitern Sinne*, a) Hydrognosie im engeren Sinne, b) Krystallognosie im eigentlichen Sinne. B) *Aerognosie*, a) Atmosphärognosie im engeren

Sinne, b) Aetherognosie. C) *Atenidognosie*, a) Lehre von den eigentlichen Dämpfen; b) Lehre von den durch Niederschlag in der Kälte flüssig gewordenen Dämpfen, α) Ambragnosie, β) Nefelognosie, γ) Piseka-dognosie; c) Lehre von den durch Niederschlag in der Kälte fest gewordenen Dämpfen, α) Xinognosie, β) Pächneognosie, γ) Xalazeognosie. — Ein ferneres Beyspiel giebt die tabellarische Darstellung der Bergmaschinen S. 97—100, und dann folgender Wirwarr: §. 169 das Bergrechtssystem (*die Bergrechtskunde, oder die Bergrechtslehre im weiteren Sinne*) hat zwey Theile, der eine erstreckt sich *auf bloss historische Kenntniss und Darstellung der Berggesetze*, und heisst *Bergrechtslehre im engeren Sinn*; der andere — *Kritik und Hermeneutik der Bergrechte*. Beide zusammen nennt man *Bergrechtslehre im weiteren Sinne*. — (§. 170). Die Bergrechtslehre im engeren Sinne zerfällt in zwey Theile, den theoretischen und den praktischen. — — Jener heisst *theoretische Bergrechtslehre im weiteren Sinne*, dieser *praktische Bergrechtslehre im weiteren Sinne* (§. 171). Die theoretische Bergrechtslehre im weiteren Sinne zerfällt wiederum in zwey Theile, in einen *theoretischen* und einen *praktischen*. Jener beschäftiget sich bloss mit demjenigen, was in jedem Falle bergrechtens ist, und heisst: *theoretische Bergrechtslehre im engeren Sinne* (!); dieser giebt die Mittel an, welche zur Behauptung der Bergrechte gegen jede äussere Beeinträchtigung und Verletzung in den Berggesetzen vorgeschrieben sind, und heisst *praktische Bergrechtslehre im engeren Sinne*, auch schlechthin *Bergprozess* — §. 172. Die theoretische Bergrechtslehre im engeren Sinne zerfällt wiederum in zwey Theile: der eine handelt von den bergrechtlichen Verhältnissen im Allgemeinen und von der Bergwerksverfassung; die dabey vorkommenden gesetzlichen Verfügungen nennt man *Bergwerksverfassungsrecht* (!) und das System davon *Bergwerksverfassungsrechtslehre* (!); der andere handelt von den Mitteln, welche der Staat zur Aufrechthaltung dieser Verfassung getroffen hat. Die gesetzlichen Anordnungen hiebey nennt man Bergstaatsverwaltungsrecht (!) und das System derselben *Bergstaatsverwaltungsrechtslehre im weitern Sinne*." — — Unschickliche Zusammensetzungen in einzelnen Wörtern (z. B. Inflammabiliognosie,) wollen wir nicht einmal rügen. — 4) In den Erklärungen, zumal in solchen, die zum wesentlichen Gegenstande des Werks gehören, weil sie auf die eigentlichen Branchen oder Gegenstände der Bergwerkskunde Bezug haben, findet man zwar häufig die Bestimmungen aus Werners Vorlesungen wörtlich wieder; auch gereicht es dem Vf. zur Ehre, dass er diess an mehreren Orten S. 4. 5 u. a. 63 selbst bekennt; allein, wo dieser Vorgänger fehlt, fehlt es auch den Erklärungen und Erläuterungen oft an Richtigkeit, Deutlichkeit und Vollständigkeit, z. E. §. 96—99. §. 151. 157. 174; besonders findet Rec. die ganze wichtige Lehre von den bergmännischen Hülfswissenschaften noch sehr roh. 5) Da es der Vf. bloss mit der wissenschaftlichen Form der Bergwerkskunde zu thun hatte, so hätte er sich aller Ausführung einzelner Materien enthalten sollen; wozu also die, weder überall richtige, noch vollständige Ausführung der Lehre von den Markscheiderinstrumenten, S. 81—90; die Lehre von den Lagerstätten der Fossilien S. 111 u. f.; von der sächs. Bergwerksverfassung S. 152 u. f.? 6) Die Literatur, die bey manchen Abschnitten angebracht worden, ist ohne alle Kritik; es lässt sich durchaus nicht absehen, nach welchen Grundsatzen der Vf. hiebey verfuhr. Theils findet man ganz allgemeine neben ganz speciellen Abhandlungen ohne Auswahl zusammengestellt (wie S. 21 f. 52 f. 59. 169), — theils fehlen gerade die classischen Werke, die zu erwähnen gewesen wären, ganz, z. E. S. 140. 180, — theils ist ihrer ohne Auszeichnung gedacht; — nicht zu erwähnen, dass bey ohnehin fremdartigen Gegenständen die Literarnotizen (z. E. die Notizen vom Theophrast, Herodot u. s. f. S. 171—174; die Aufstellung der Grammatiken S. 174. 175 u. dgl.) ganz unzweckmässig waren. — Noch eine Rüge verdient die ungebührliche Verschwendung des Raums, durch die ohne Noth gehäuften Überschriften über den einzelnen §§. u. s. f.

Es fehlt dem Vf. weder an Lebhaftigkeit des Vortrags, noch an wissenschaftlicher Bildung; auch zeigt er an mehreren Orten richtige Geschäftsprincipien, z. E. §. 160; aber strengere Prüfung seiner Arbeiten wird ihm, da er zumal, wie man aus mehreren Stellen sieht, noch weiter für das grössere Publicum arbeiten will, sehr anzurathen seyn. — n.

KURZE ANZEIGEN.

Naturgeschichte. *Braunschweig*, b. Reichard: *Krystallogische Beyträge*, von *Joh. Friedr. Ludwig Hausmann*. 1803. 74 S. 4. Mit 3 Kpfn. (1 Thlr.) Diese nicht uninteressante Schrift enthält 1) *den Versuch einer kurzen Darstellung der Grundzuge der Hauyschen Theorie von der Structur der Krystalle*, in einer verständlichen Sprache und mit erlauternden Figuren vorgetragen; auch sind die Grundkrystallisationen der Fossilien, in Bezug auf die sie constituirenden Grundtheile, nach Hauy's Bestimmungen, in einer zweckmässigen Übersicht zusammengestellt. Die Anwendung dieser Principien erfolgt dann in *Bemerkungen über die Krystallisation verschiedener Fossilien*, und zwar 2) *des Boracits von Lüneburg*, 3) *des glasigen Feldspaths von Drachenfels* auf dem Siebengebirge am Rhein, 4) *des harzer Schwerspaths*, 5) *des spätigen Galmeys* (Zinkspaths) von *Brilon* im kölnischen und 6) *des strahlichen Graubraunsteinerzes von Ilefeld*.

Hr. *H.* wählte die genannten Fossilien zum Gegenstande seiner krystallogischen Untersuchungen, weil er sie in Hauy's Mineralogie nicht vollständig aufgeführt fand. Er bestimmt bey jedem derselben erst seine Grundkrystallisation und deren physisches oder ideales Vorkommen, und dann die secundären Krystallisationen mit ihren Abänderungen; alles diess umständlich und mit genauer Angabe aller Winkel und Kanten; bey jeder einzelnen Krystallisation wird nicht allein gezeigt, wie sie aus der Grundkrystallisation entstand, sondern diess auch durch trigonometrische Berechnungen erwiesen; Geflissentlich sind die geometrischen Darstellungen vermieden; Rec. kann sich jedoch nicht überzeugen, dass hierdurch die Ansicht an Einfachheit und die Darstellung an Verständlichkeit gewonnen habe; übrigens verfolgt der Vf. bald den Weg der Analyse, bald den der Synthesis. Die Bemerkungen an sich sind keines weitern Auszugs fähig.

Die beiden Aufsätze 110. IV und VI können zugleich als Beyträge zur Mineralographie *des Harzes* dienen. Hin und wieder weicht Hr. *H.* von der sonst gebräuchlichen Terminologie ab; und nennt z. B. bey der Tafelform das, was andere Mineralogen die *Endflächen* heissen, *Seitenflächen*, und so umgekehrt; dergleichen Abweichungen, die immer etwas Unbilliges in sich haben, und die Verständlichkeit erschweren, sollte jeder Schriftsteller sich zur Pflicht machen, möglichst zu vermeiden, zumal wenn sie so wenig nothwendig sind, wie es hier der Fall war.

ang.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 25 JUNIUS, 1807.

MATHEMATIK.

FRANKFURT a. Main, b. Eichenberg: *Versuch einer Theorie des Schwungrades und der Kurbel, zweyer für die Maschinenlehre sehr wichtiger Gegenstände, nebst Prüfung der bisher über selbige bekannt gewordenen Grundsätze.* Entworfen von *Heinrich Christ. Brodreich,* fürstl. solmsischem Regierungsrathe. 1805. XVI u. 112 S. gr. 8. Nebst 1 Kupfert. (14 Gr.)

Die erste Abtheilung dieser interessanten Schrift enthält die Theorie des Schwungrades, die zweyte die Theorie der Kurbel. Gern glauben wir der Versicherung des Vfs., dass nichts, als der Wunsch, nützlich zu seyn, bey der allgemein anerkannten Wichtigkeit der hier behandelten Gegenstände, die Bekanntmachung dieser Schrift veranlasst habe. Auch beklagen wir mit ihm und Hn. *Eitelwein* diejenigen Praktiker, welche lange analytische Formeln so sehr scheuen, dass sie oft lieber eine Anlage aufs Gerathewohl ausführen, und den guten Erfolg riskiren, als sich einer weitläuftigen Rechnung unterziehen. Wir müssen daher diese Abhandlungen dem Maschinenlehrer sehr empfehlen, können aber, um seine Aufmerksamkeit darauf zu erregen, aus denselben nur Weniges, dem Plane dieser Blätter gemäss, ausheben.

Abhandlung I. Da es bey Festsetzung der Theorie des Schwungrades zuvörderst darauf ankömmt, dass man bestimme, wie lange die Maschine noch für sich fortgehen soll, nachdem die Kraft in sie zu wirken gänzlich aufgehört hat: so besteht das Hauptproblem darin, dass man aus den gegebenen Abmessungen des Rades und seiner Welle, wie auch aus dem Gewicht der ganzen Maschine, dem Radius des Zapfens, dem Reibungscoefficienten, der Steifigkeit des Seils, der Last und Kraft, den Schwung des Rades und der Welle in dem Falle finden soll, wenn durch Hülfe dieses Rades, auf welches die Kraft wirkt, eine Last an seiner Welle vermittelst eines Seils aufgewunden wird. Gleichwie nun aus der hieher gehörigen Gleichung folgt, dass bey einer Maschine, die in Bewegung ist, natürlich immer Schwung existiren muss: so leitet der Vf. unter andern folgende Sätze aus ihr ab. 1) Es giebt, so lange man die Masse des Rades und der Welle, oder aller schwingenden Theile überhaupt, bloss an und für sich, ohne Rücksicht auf andere Bestimmungen, von welchen sie Function seyn kann, betrachtet, keinen vortheilhaftesten Werth derselben für den Schwung, weil, je geringer jene, desto grösser dieser ist, und weil es daher für den Schwung am vortheilhaftesten seyn würde, wenn die Maschine ohne alle Masse gebauet werden könnte. 2) Eben so giebt es auch keine vortheilhafteste Ladung der Last für den Schwung, so lange man nämlich dieselbe an und für sich, ohne Rücksicht auf andere Bestimmungen in der Gleichung, betrachtet; sondern der Schwung würde nur dann am grössten seyn, wenn die Maschine mit gar keiner Last beladen wäre. 3) Aber einen vortheilhaftesten Halbmesser des Rades giebt es für den Schwung allerdings. 4) Auch giebt es einen vortheilhaftesten Halbmesser der Welle für denselben. Hierauf werden die Formeln für den Schwung in nachstehenden Fällen entwickelt. Erstlich, wenn zwey mit einem Seile oder einer Kette verbundene Lasten durch Hülfe einer Rolle auf und nieder getrieben werden; zweytens, wenn eine Last an einem Seile, welches um eine Welle sich windet, durch Hülfe des damit verbundenen Rades dergestalt in die Höhe gezogen wird, dass indessen an der anderen Seite ebenfalls eine Last, z. B. ein leerer Kübel, niedergehet; drittens, wenn das eine Ende des Seils an der Welle fest ist, und folglich nur eine Last bald aufwärts, bald abwärts, gehet. Eine ziemliche Menge schöner Versuche, die der Vf. hierüber angestellt hat, bestätigen seinen Kalkül, und wo wir nachrechneten, fanden wir denselben richtig.

Abhandlung II. So wenig Erfindungsgeist es auch erfordert haben kann, die Kurbel mit einer Welle oder einem Rade zu verbinden, so viel Schwierigkeit hat von jeher die ungleichförmige Wirkung ihres Ganges verursacht, ungeachtet man dem abwechselnden Auf- und Niedersteigen oder Hin- und Herschieben der damit verbundenen Last oder Kraft, theils durch Vervielfältigung derselben, theils durch Hinzufügung eines besonderen Schwungrades, die erforderliche Stetigkeit einigermassen verschaffen konnte, und solcher Hülfsmittel pflegt man sich allerdings noch mit grossem Vortheil zu bedienen. Anderen kunstreicheren Einrichtungen, die einige Mechaniker für den wiederkehrenden Gang der Bewegung erfunden haben, und welche diesen Gang der Gleichförmigkeit näher bringen, oder vielmehr die Kurbel ganz entbehrlich machen sollen, wie z. B. dem halben Kumpf mit gezahnten Stangen, und anderen solchen Anlagen, die man in den Schriften eines *Büsch, Karsten* etc. beschrieben findet, ist der Vf. aus triftigen Gründen nicht gewogen. Er stellt dafür eine eigene Theorie der Kurbel auf, indem er zuerst die einfache ausführlich betrachtet, und am Ende aus dieser die Gesetze für die zusammengesetzten, oder mehrfachen, kürzlich herleitet. Man hat über-

haupt drey Fälle zu unterscheiden. Im ersten wird sie mit Menschenhänden umgetrieben, welches durch ein abwechselndes Drücken, Ziehen, Heben und Schieben geschiehet. Im zweyten hingegen hängt die Last an der Kurbelwarze, und wird von dieser auf und nieder bewegt; und im dritten ist ihr die Last so angehängt, dass sie von ihr in einer horizontalen, oder auch geneigten Richtung, hin und her geschoben oder gezogen wird. Die doppelte Kurbel kömmt in ihren Wirkungen mit der einfachen durchaus überein, wenn sie an der Welle so angebracht ist, dass ihre beiden Warzen 180° aus einander stehen. Denn wie sich die Momente an der einen Seite verhalten, so verhalten sie sich auch an der anderen, nur dass die eine Last niedergedrückt wird, während sich die andere hebt. Auf solche Weise wird aber auch der Gang der Last nicht gleichförmiger, als bey der einfachen, welches doch sonst eine Hauptursache für die Vertheilung der Last unter zwey Kurbeln ist. *Schober* schlug daher vor, die beiden Kurbeln so anzusetzen, dass, wenn man sich durch die Warze einer jeden und die Axe des Rades eine Ebene vorstellt, beide Ebenen einander unter einem rechten Winkel schneiden sollten. Hier ist also das statische Moment der einen gleich dem Producte aus der Last in die Höhe des Kurbelknies, oder = Qr, wenn das andere = 0 ist. Von dieser Stelle an wachsen beide zusammen genommen fort, bis jede der beiden Warzen 45° zurückgelegt hat, indem dann das gemeinschaftliche Grösste eintritt. Aber von diesem Grade an nimmt das eine wieder bis 0 ab, indem indessen das andere bis zum 90sten Grade noch wächst. Dass diese statischen Momente in einem Bogen von 45° eingeschlossen sind, findet man jedoch auch durch die Lehre vom Grössten und Kleinsten, indem man das Differenziale von Q (sin. x + cos. x) = 0 setzt, und hieraus sin. x = cos. x findet, wie der Bogen von 45° heischt. An der dreyfachen Kurbel steht gewöhnlich jede Warze 120° von der anderen ab, und ihre statischen Momente sind in einem Bogen von derselben Grösse eingeschlossen, welche man auch findet, wenn man das Differenziale von sin. x + sin. (x + 120) + sin. (x + 240°) = 0 setzt, wo der herauskommende Werth diese Grösse anzeigt, indem für x = 60°, tang. x = 2, cos. 60° kömmt. Vierfache Kurbeln sind zwar nicht gewöhnlich, weil man, wie *Belidor* behauptet, ihnen nicht Stärke genug geben kann, um sie vor dem Zerbrechen hinlänglich zu sichern. Wir pflichten aber dem Vf. bey, wenn er sagt, er sähe nicht ein, warum man nicht an beiden Enden der Welle einen gekröpften Haken solle anbringen dürfen, ohne dass die Festigkeit etwas darunter litte. Dieses würde also doch eine vierfache Kurbel seyn. Wären dann ihre Warzen unter vier rechten Winkeln oder Quadranten aus einander gestellt, so käme ihre Wirkung mit der Wirkung der doppelten, deren Warzen 180° aus einander stehen, gänzlich überein; nur wäre die doppelte wieder verdoppelt. Man könnte aber die Warzen auch auf eine andere Art, z. B. so stellen, dass, wenn die erste auf 0° käme, die zweyte auf 90°, die dritte auf 234°, und die vierte auf 306° stände. Hiernach würde die vierte von der ersten 50°, die dritte von der vierten 72°, und endlich die zweyte von der dritten 154° zu stehen kommen. Das kleinste statische Moment wäre in diesem Falle = 2,1755706 Qr, das grösste hingegen = 2,2028731 Qr, folglich hätte man hier Vortheil gegen die vorige Weise, die Warzen zu stellen, da der Unterschied der Momente hier kleiner, als dort, ausfällt.

V — H.

HALLE, b. Renger: *Korollarien zur praktischen Geometrie,* für diejenigen, deren Beruf es ist, einzelne Feldmarken zu vermessen und zu theilen. Von G. *Grosse,* Prediger zu Wolmirsleben im Herzogthum Magdeburg. 1805. 271 S. gr. 8. Nebst 5 Kupf. (1 Rthlr. 4 gr.)

Dieses Werk ist ein schätzbarer Beytrag zur ausübenden Geometrie. Billig sollte es sich in den Händen aller angehenden Feldmesser befinden, um sie bey ihren Vermessungen zu leiten, und hierdurch den Resultaten ihrer praktischen Arbeiten einen höheren Grad von Genauigkeit zu geben. Der *I Abschnitt* enthält eine gründliche Anleitung, die mit dem Astrolabium aufgenommenen Figuren mit *einmaliger* Anlage des Transporteurs aufzutragen. Allerdings wichtig für solche Geometer, welche mit dem Astrolabium zu messen pflegen. Hier wird zugleich die genaue Einrichtung des dazu gehörigen Transporteurs beschrieben. Wir sind mit der Theorie und Praxis dieses sehr brauchbaren Instruments vollkommen einverstanden, und merken nur an, dass der Mechanikus, Herr *Schatz* in Magdeburg, dergleichen Transporteurs mit Nonius verfertigt. Die Art, eine mit der Boussole aufgenommene Figur gehörig aufzutragen, lehrt der *II Abschnitt.* Der Verf. giebt hierzu fünf verschiedene Methoden an, worunter wir der letzten mit dem Transporteur, Lineal und rechtwinklichem Dreyecke, den Vorzug vor den anderen zugestehen. Der *III Abschnitt* handelt vom Situationsplane, und im *IV Abschnitt* werden interessante, und für die Ausübung sehr wichtige, Betrachtungen über die Differenz der Messketten, und deren Einfluss auf die Messungsresultate angestellt. Einige Bemerkungen über die Reduction der Karten und den verlohrnen Massstab enthält der *V* und *VI Abschnitt.* Im *VII Abschnitt* wird die vollständige Berechnung und Verwandlung des geradlinigen Dreyecks streng und lehrreich vorgetragen. Wir können nicht umhin, unseren Lesern hier die praktische Regel mitzutheilen, die *Columella* in seinem Buche über die Landwirthschaft zur Ausrechnung des gleichseitigen Dreyecks giebt. Er sagt: „*Esto ager triangulus pedum quoque versus tricentorum: Hunc numerum in se multiplicato fiunt pedum nonaginta millia. Hujus summa partem tertiam sumito, id est triginta millia. Item sumito decumam, id est novem millia. Utramque summam componito, fiunt pedes triginta novem millia.*" Columella findet also diesen Inhalt zu gross, da das gegebene Dreyeck eigentlich nur 38970 quadratische Masstheile enthält. Mit dem Trapezoide und dem

Trapezium beschäftigen sich der VIII und IX Abschn., und in dem X, XI und XII Abschn. wird von der Aufnahme und Ausrechnung krummliniger Ackerstücke, und der parallelen Theilung des Trapeziums gehandelt. Die Austheilung der Vermessungskosten nach der Grösse der Besitzung jedes Interessenten lehrt der XIII Abschn. Dem IV Abschn., welcher sich mit der Reduction der verschiedenen Längen- Flächen- und Körpermaasse beschäftigt, ist die nützliche Tabelle zur Vergleichung der merkwürdigsten Fussmaasse aus *Meiners* Anfangsgründen der Feldmesskunst einverleibt. Den Gegenstand des *letzten Abschnitts* machen einige Übungen aus der Grammologistik oder der Anweisung, wie algebraische Gleichungen geometrisch construirt werden können. Zuerst entwickelt der Vf. einige theoretische Lehren, und dann folgt ihre Anwendung auf wirkliche Fälle.

Die beygefügten Kupfertafeln sind sämtlich sauber und correct gestochen. Δ.

1) Leipzig, b. Hinrichs: *Der Neuton für die Jugend, oder belehrende Gespräche eines Vaters mit seiner Familie aus der Physik, Astronomie und Chymie* u. s. w. Aus dem Englischen übersetzt, von *M. Fr. Herrmann*. Mit Kupfern. 1803. $1\frac{1}{2}$ Bog. Vorrede und 261 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

2) Bamberg: *Theorie der Sphäre:* Entworfen von *Michael Jäck*, Dr. 1803. 48 S. 8. (4 gr.)

Der Zweck von No. 1, das aus dem Englischen ins Französische zuerst übersetzt wurde; welche Übersetzung der aus dem Englischen ins Deutsche immer auf beiden Seiten gegenüber steht, ist, nach der Absicht des französischen Übersetzers, „Kinder von *zehn bis zwölf Jahren* in den Stand zu setzen, die Ursachen und Wirkungen alles dessen, was ihre Aufmerksamkeit fesseln kann, aufzusuchen.“ Dass dieser Zweck wird erreicht werden, bezweifelt Rec. sehr; am meisten darin, dass man gerade *Newton's* Werke, die bloss für Männer am Verstande und wissenschaftlicher Bildung geschrieben sind, für Kinder von 10—12 Jahren zu simplificiren bemüht gewesen ist. Wer gerade von *Newton*, im Jünglingsalter schon ein scientifischer Mann, und im Alter Kind war; — wer, wie *G. J. Vossius*, *Hugo Grotius*, *Leibnitz*, die Gebrüder *Bernoulli*, *Wolff* und einige frühere und spätere geborne Genie's, schon seit der ersten Kindheit grosse Entwickelungen vorzüglicher Geisteskräfte verräth: für den mag eine abstracte Materie, wie die der höheren mathematischen Physik, die *Newton* lehrt, im Geiste *Basedow's* und aller neueren Philanthropisten, ein *Spielwerk* seyn; aber Rec. ist aus langer Erfahrung überzeugt, dass unter hundert Kindern von genanntem Alter kaum ein einziges ist, das *Newton's* Werke auch in der Muttersprache gehörig verstehen wird. Die metaphysisch-mathematischen Begriffe dieses Britten durch Simplification versinnlichen wollen, heisst nicht nur *Newton's* Meisterhand verstümmeln, sondern den Geist und die Kraftsprache desselben lähmen. Wozu nun noch die, in der Vorrede des französischen Übersetzers S. VI—XVII eingeführte, und auch von dem deutschen Übersetzer gemissbilligte, *Lobrede auf die Wissenschaften* nützen soll, der S. XVIII—XXI die *Fable l'Avantage de la Science par Mr. La-Fontaine* nebst der deutschen Übersetzung von *Catel* beygefügt ist, kann nicht abgesehen werden. Hr. H. sagt übrigens: „Da diess Werk für die Jugend bestimmt ist, so liess ich mich von dem Grundsatze leiten, mich an das Französische, worin sie sogleich Fortschritte machen soll, genau zu halten, ohne jedoch dem deutschen Sprachgenius etwas zu vergeben.“ — Von dieser Seite hat das Buch sehr viel empfehlendes, indem der deutsche Übersetzer überall, so weit wir das Französische mit dem Deutschen verglichen haben, beiden Sprachen getreu geblieben ist, ohne dem bestimmten wissenschaftlichen Ausdrucke, worin *Newton's* Gedanken deutsch gelesen werden müssen, nur entfernt Etwas zu vergeben.

Das Buch selbst zerfällt in 21 Gespräche, die ein Vater mit seinen Kindern hält, worin allgemeine Grundbegriffe der ebenen Geometrie, der Materie und ihrer Theilbarkeit, die Anziehung durch Cohäsion und die durch Schwerkraft abgehandelt wird. Die Lehre vom Schwerpuncte, von den Gesetzen der Bewegung, den mechanischen Kräften und die vom Hebel, hat viel Gutes. Was aber vom Rade und von der Axe, der Rolle und dem Flaschenzuge, der schiefen Fläche, vom Keil und von der Schraube vorgetragen wird, darin vermisset man *Newton's* Genie, so sehr sich auch im übrigen Hr. *H.* Mühe gegeben hat, den Mängeln des Französischen abzuhelfen. Alles läuft darauf aus, der Jugend alles praktisch anschaulich zu machen; wodurch das Wesentliche für die eigentliche Wissenschaft verloren geht.

Von No. 2 ist der Titel uneigentlich gewählt. Der Vf. handelt vom Ursprunge geometrischer Körper, besonders dem der Kugel. Die Materie dazu hat er, wie er selbst gesteht, aus *Jacob's element. geometr.*, *Dalham's institut. phys.*, *Wolffs elem. mathes. univ.* und *Horvaths instit. mathemat.* entlehnt, und beyläufig S. 37 die Angaben, um die Kugel in jedes regelmässige Polyedron zu verwandeln, aus dem *mathemat. Lexicon* (Leipzig 1742) eingeschaltet. Neuere geometrische Arbeiten scheinen dem Vf. unbekannt zu seyn; und doch würde er vieles in *la Grange*, *van Swinden*, *Simson*, *Kästner* und *Burja*, zu seinem Zwecke sachdienliches gefunden haben, was er jetzt, — wenn wir ihn recht verstehen — für eine *falsche Vorstellungsart* erklärt. Denn wie soll der unverständliche Ausdruck: „An dieser Abhandlung fällt mir die Anordnung des Stoffes und die Kritik der bisher herrschenden, aber falschen Vorstellungsart vom Ursprunge geometrischer Körper als Eigenthum zu,“ — anders verstanden werden? — In der Kugellehre, die der Vf. theoretisch und praktisch darstellt, wird erst die Entstehung der Kugel als Körper, die Bestimmung ihrer Solidität und Oberfläche im Ganzen, sowie nach einzelnen Theilen derselben, und die Angabe ihrer Verhältnisse mit anderen Körpern betrachtet; dann die Methode gezeigt, wie nach gegebenen Bedingungen die Solidität und Oberfläche einer Kugel zu finden, zu

vergröfsern, oder zu verkleinern, und in einen anderen willkührlichen Körper gleicher Solidität zu verwandeln sey. Diefs alles geschieht hier nach einer längst bekannten Art. Was S. 23 vom Verhältnifs des Kreises zu seinem Durchmesser beym *Archimedes* vorkommt, steht in dessen, von *Sturm* herausgegebenen, *Kunstbüchern*, 2tes Buch, 2ter Lehrsatz S. 165. Übrigens von Verwandlung der Kugel in andere gleichseitige Körper s. *Pet. Rami Geometr. Lib. XXVI. p.* 169. *sq. Francof.* 1599, wo schon vor mehr als 200 Jahren gleichartige Methoden, wie hier, gelehret worden. S. 23. b. ist das Verhältnifs des Umkreises zum Durchmesser nach *Melius*, ein Druckfehler, und mufs seyn statt 155 : 113; 355 = 113. — Die Stelle S. 24 vom Verhältnifs des Kreises, die von *Ludolph von Kölln lit. d.* angeführt wird, ist aus *Wolffs element. math. univ. Tom. I. p.* 172. §. 426 übersetzt, wo *Wolff* versichert: er habe es aus *Ludolph* selbst genommen; Man s. *Lud. Ceulen Fundamenta arithm. et geometrica; Lib. IV. p.* 144; vergl. dessen Werk: *Van den Cirkel;* Fol. 14. S. 2 und Fol. 15. Über die näheren Verhältnisse des Umkreises zum Durchmesser, die *Ludolph* gefunden hat, und die nicht in seinen Werken angetroffen werden, siehe einen Brief des gelehrten *Willebr. Snell* an *Philipp Lansberg* zu Leiden vom 11 Oct. 1607 in *Phil. Lansbergii Op. omn.* S. 88 und *Lansberg* selbst l. c. S. 106, ohne zu erwähnen, was über dergleichen Proportionen in älteren und neueren Zeiten geschrieben, und auf die Verwandlung der Flächen und Körper, arithmetisch, geometrisch und mechanisch angewandt worden ist. — Möchte es doch ein Mathematiker in unseren Zeiten unternehmen, die 100 künstlichen Probleme aufzulösen und herauszugeben, die in *Ludolph von Köllns* Werk *Over den Cirkel* Fol. 93—100 vorkommen! Manche darunter würden über Dinge Aufschlüsse geben, die in unserer bürgerlichen und mercantilischen Rechenkunst nicht mehr gebräuchlich sind, und die, zum Nachtheil der calculirenden Geometrie, Gegenstände enthalten, welche einen rein scientifischen Werth liefern, der in Vergessenheit gerathen ist.

M—son.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Paderborn*, b. Wesener: *Das Gesetz des Gleichgewichts am Hebel;* aus der Theorie der Zusammensetzung und Zerlegung der Kräfte direct bewiesen von *J. Joseph Ignatz Hoffmann*, Prof. der Physik zu Aschaffenburg etc. 1806. 64 S. 8. und 3 Kupfer. (12 Gr.) Obgleich das Gesetz des Gleichgewichts am Hebel schon durch *Kästner* gründlich und mit aller mathematischen Eleganz erwiesen war: so hielt doch Hr. *Hoffmann* es nicht für überflüssig, die Sache noch einmal von einer anderen Seite zu betrachten. Da die Lehre von der Zusammensetzung und Zerlegung der Kräfte unabhängig von der Theorie des Hebels vorgetragen werden kann, und wirklich von mehreren anderen Mathematikern so vorgetragen ist: so ist es, sagt Hr. *Hoffmann*, vergönnt, diese Lehren bey der Theorie des Hebels als bewiesen vorauszusetzen, und aus diesen Lehren wird nun der Hauptsatz vom Gleichgewichte am zweyarmigen Hebel etwa folgendermafsen hergeleitet.

Man stelle sich den geradlinigen Hebel in seinen beiden Endpuncten unterstützt vor, und irgendwo in der Mitte sey eine senkrecht auf ihn wirkende Kraft angebracht; — um kürzer zu seyn, wollen wir uns sogleich den Hebel als horizontal, die Kraft als vertical niederwärts drückend, vorstellen. Man errichte in dem Puncte, wo die Kraft wirkt, eine Verticale, deren Gröfse, nach einem gewissen Mafsstabe, die Gröfse der Kraft darstellt. Nun ist gewifs, dafs jener Punct des Hebels gleich stark gedrückt wird, die Kraft mag unmittelbar auf ihn wirken, oder an dem Endpuncte jener Verticallinie, die man sich als eine steife Stange denken mufs, angebracht seyn, man nehme also das letztere an; hier ist es nun wieder einerley, ob eine einzige Kraft von der angenommenen Gröfse vertical wirkt, oder statt derselben zwey andere, die nach dem Gesetze der Composition der Kräfte jener gleichgelten. Man denke sich daher an dem Endpuncte jener Stange zwey gegen die Endpuncte des Hebels gerichtete Kräfte, aus welchen jene erste als mittlere entsteht; so drücken sie zusammen auf den Punct des Hebels gerade so, wie die zuerst angenommene. Endlich verlängert man die durch die unterstützten Endpuncte des Hebels gehenden Richtungen der beiden letzteren Kräfte bis jenseits jener Endpuncte, und denkt sich diese Kräfte an beiden Endpuncten des Hebels angebracht, — nämlich jede an dem Endpuncte, wohin ihre Richtung geht, — zerlegt beide in eine auf den Hebel senkrechte und eine damit parallele; so heben die beiden parallel mit demselben wirkenden einander auf, die darauf senkrechten aber verhalten sich umgekehrt, wie die Entfernungen von dem Puncte, wo eigentlich die ursprüngliche Kraft angebracht ist. Es ist leicht zu übersehen, wie nun alle weiteren Folgerungen für das Gesetz des Gleichgewichts am geraden Hebel, auch wenn er einarmig ist, und wenn die Kräfte schief gegen den Hebel wirken, gefunden werden, und Rec. hält daher eine weitere Inhaltsanzeige für unnöthig; mufs übrigens dieser kleinen Schrift das Zeugnifs geben, dafs sie diese Lehre vom gradlinigen Hebel sehr klar und angenehm vorträgt. Unrichtigkeiten und Dunkelheiten hat Rec. nirgends gefunden, nur die letzten Sätze, von §. 58 an, möchten in Vergleichung gegen das Übrige, wohl etwas ausführlicher dargestellt seyn. So richtig indefs die hier vorgetragene Theorie ist, so würde Rec. doch Anfänger lieber zuerst mit der Kästnerschen bekannt machen, in der Folge aber, wenn der Schüler von der Zerlegung und Zusammensetzung der Kräfte unterrichtet ist, möchte es lehrreich seyn, ihn mit einer Anwendung dieser Lehre zu unterhalten, die ihn zu einem schon bekannten Satze zurückführt.

B.

Berlin, b. Verfasser: *Durch Erfahrung ausgemittelte ökonomische Principien, welche zu Projectirung wirthschaftlicher Gebäude als Mafsstab bey Bestimmung der erforderlichen Quadrat- und Cubik-Räume zum Grunde gelegt werden können*, zum Unterricht in der ökonomischen Baukunst entworfen von *Heinrich Carl Riedel* jun., kön. geh. Ober-Baurath. 1806. 32 S. 8. (8 Gr.) Blofs ökonomische Principien, die die Data zur Bestimmung der Gröfse der Landgebäude enthalten. Insofern der Architekt die Landbaukunst nicht zu seinem besonderen Studium gemacht hat, mag das, was hier in blofs specieller Rücksicht auf die Landwirthschaft einiger weniger deutscher Provinzen gesagt ist, für ihn gut und nützlich seyn. Sonst findet man das Hauptsächlichste über den hier zur Frage stehenden Gegenstand schon im 2 Theil der Meinertschen Landbaukunst recht gut abgehandelt.

K. j. R.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Gädicke: *Vorschriften zu einer verständigen Übung in der deutschen Rechtschreibekunst* für das Haus und die Schule, von Dr. *J. T. L. Danz*, Rector an der Stadtschule zu Jena. Zweyte verbess. Auflage. 1807. 30 S. Vorr. 8. und 120 Vorschr. (12 Gr.)

Leipzig, b. Barth: *Praktische Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen über Gegenstände des gemeinen Lebens, besonders für Bürgerschulen;* von M. *Joh. Christ. Dolz*, Vice-Director d. Raths-Freyschule zu Leipzig. Dritte verbess. Aufl. 1807. XXII und 472 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 JUNIUS, 1807.

PHYSIK.

Paris, b. Dentu: *De l'impossibilité du système astronomique de Copernic et de Newton.* Par *L. S. Mercier*, membre de l'institut national de France. 1806. XXXIX u. 318 S. 8.

Man hat in Deutschland schon seit geraumer Zeit gewusst, dass Hr. *Mercier* damit umgehe, das allgemein für wahr gehaltene Copernicanische Weltsystem und die Lehre Newtons, die uns doch, wie wir meinten, so viel Licht über die Bewegung der Himmelskörper gegeben hatte, zu widerlegen, und die alte Lehre, dass die Erde ruhe, in ihre lange aufgegebenen Rechte wieder einzusetzen. Eifer für die Wahrheit, versichert er, sey der Zweck dieser Untersuchungen; und obgleich es überaus sonderbar ist, aus Eifer für die Wahrheit über Dinge zu schreiben, von denen man selbst gestehen muss, man verstehe sie nicht, (denn er räumt S. 11 ein, dass er Newtons *principia* aus Mangel mathematischer Kenntnisse nicht lesen konnte,) so sollte man doch fast mitleidig werden, wenn man sieht, wie er gegen die Irrgläubigen kämpft, und mit edler Selbstverleugnung selbst seine Ehre und den Ruf seines gesunden Verstandes nicht zu theuer hält, um sie dem Märtyrertode dahin zu geben, um nur die wichtige Lehre, dass die Erde ruhe, unerschütterlich zu begründen. Dass ihm dieses völlig gelungen sey, daran zweifelt er im mindesten nicht, und versichert daher am Ende der Vorrede der Sonne, dem Monde, den Planeten und der Erde sehr pathetisch, dass jeder von ihnen nun wieder in seine Rechte eingesetzt sey, wo er z. B. die Erde so anredet: *Et toi terre! qu'on faisait vagabonder perpétuellement autour du soleil, j'arrête aujourd'hui ta course inutile et folle; je te remets en plein repos, ainsi que Dieu t'a faite; tu tourneras sur ton centre d'une manière insensible etc.*

Die Vorrede enthält noch mehrere Merkwürdigkeiten, von denen Rec. nur eine erwähnen will, die freylich deutlich zeigt, dass Hr. *Mercier* berühmten Namen nicht sklavisch anhängt, nämlich dass Aristoteles und Homer ihm keinen Werth haben, und Horaz und Anacreon nichts sind als *cadavres chargés de fleurs.*

Es ist nicht unsere Absicht, unseren Lesern den Inhalt aller 37 Abschnitte dieses Buchs zu erzählen, und noch weniger, Hn. *Mercier* förmlich zu widerlegen, sondern wir wollen nur suchen, einiges auszuheben, was den Geist des Buchs charakterisirt. Dahin scheint besonders der Gedanke zu gehören, dass man kein guter Christ seyn könne, wenn man Newtons Lehren für wahr hält. *C'est parceque je crois en Dieu, que je ne crois pas à Newton.* — *Dieu seul possède le secret de son ouvrage.* — *Je veux renverser l'édifice impie du matérialisme,* — und ähnliche Ausdrücke kommen überall vor. — Auf die Astronomen schimpft Hr. *M.* sehr. Newton heisst ein *mistificateur*, die Astronomen sind *calculateurs intrépides, dont l'orgueil est sans limites;* und wie vorheilhaft er von ihrem Verstande denkt, zeigt eine Preisfrage, welche er vorschlug, die aber zu seinem tiefsten Leidwesen nicht genehmigt ward. Sie heisst: *si l'on ne pourrait pas parvenir á rendre les mathématiques raisonnables; ou des moyens à employer pour donner de la logique aux mathématiciens?* Ganz besonders aber ist die *mécanique céleste* ihm ein Dorn im Auge: *la mécanique céleste des algebristes, n'est qu'un beau et hardi mensonge.* — — *O myope mortel, que me veux-tu dire avec ta mécanique céleste? te moques-tu du genre humain?*

Von dem, was in diesem Buche wissenschaftlich heisst, und von den Kenntnissen und Raisonnements des Vf. werden wir am besten eine Vorstellung geben, wenn wir den Inhalt des einen oder andern Abschnitts mittheilen. Der dritte z. B. handelt davon, dass die Astronomen über die Entfernungen der Planeten nicht einig sind. Allerdings kann es den Anfänger etwas in Verwunderung setzen, dass die Angaben des Copernicus und Tycho so bedeutend von dem des *fameux* Lalande und anderer neuerer Astronomen abweichen; aber ein aufrichtiger Freund der Wahrheit hätte doch wohl untersuchen mögen, welchen Einfluss auf die scheinbare Stellungen der Himmelskörper diese verschiedene Angaben haben. Das scheint Hr. *Mercier* gar nicht zu wissen, dass es bey dem Laufe und den Stellungen der Planeten hauptsächlich auf das *Verhältniss* der Entfernungen, und nicht so sehr auf die absolute Grösse der Entfernungen ankömmt. Wie aber folgendes in diesen Abschnitt gehört, scheint fast unbegreiflich. Hr. *Mercier* meint nämlich, jetzt da auch der neu entdeckte Planet Juno den Beystand der Sonne erfordere, müsse man die Sonne noch um ein hunderttausend Lieues vergrössern, damit sie auch diesen im directen Verhältniss des Quadrats der Zeit, (von so einer Attraction die nach Verhältniss des Quadrats der Zeit wächst, hört Rec. hier zum erstenmale,) und im umgekehrten Verhältniss des Quadrats der Entfernung anziehen könne. — Man sieht hieraus, wie verkehrte Vorstellungen der Vf. von der Attraction hat. Im 7 Abschnitt äussert er, ein fester Körper, wie unsere Erde, könne in einem Fluido, wie unsre Atmosphäre, sich nicht bewegen, ohne ein starkes Geräusch darin zu erregen; dass aber Erde und Atmosphäre vereint fortgehen sollten, sey bey so ungleichartigen Körpern nicht anzunehmen. Im 12 Abschnitt erklärt er, was es sagen wolle, der von fallenden Körpern durchlaufene Raum verhalte sich wie das Quadrat der Zeit, wobey er merkwürdige neue Hypothesen vorbringt. Diese Ver-

mehrung der Geschwindigkeit fallender Körper nämlich soll von keiner anziehenden Kraft herrühren, sondern daher, weil die Bewegungen sich mit der Zeit anhäufen; indem der Körper während des Falles nichts von dem verliert, was er schon erlangt hat, und noch immer mehr dazu erlangt. (Woher diess Anhäufen und diess immer mehrere Erlangen komme, sagt Hr. *M.* nicht.) Wenn aber diese Erklärung nicht hinreiche, so scheine folgende doch solider als die Attractionstheorie: Der fallende Körper lässt einen leeren Raum hinter sich und verdrängt die Luft unterhalb; diese dringt in den leeren Raum und drängt sich gegen den bewegten Körper (?) mit einer Gewalt, welche derjenigen proportional ist, mit welcher sie aus der Stelle getrieben ward. Dieses verursacht dann sehr begreiflich die Beschleunigung. — Aber Hr. *M.* hat nicht bedacht, dass dieses Verdrängen und folglich doch auch wohl das daraus entspringende Nachdrängen eben so gut Statt findet, wenn der Körper aufwärts geworfen wird, dass also auch aufwärts geworfene Körper sich mit beschleunigter Bewegung von der Erde entfernen müssten. Hr. *M.* behauptet ferner im 16 Abschn., die Newtonianer erklärten die Fluth und Ebbe aus einem Drucke des Mondes auf die Wasser des Oceans, und da findet er es dann allerdings mit Recht unbegreiflich, wie man annehmen könne, dass ein solcher Druck sich bis zu uns fortpflanzen könne, da ein so äusserst dünnes Medium den Raum zwischen uns und dem Monde ausfüllt. Er ist aber über das, was die Newtonianer glauben, nicht recht mit sich eins, denn an einer anderen Stelle spricht er von dem Newtonschen Monde, der das Wasser *anzieht*. Manche Personen, heisst es im 27 Abschn., die auch nicht geradezu zu Newtons Partey gehörten, wunderten sich doch über die ausserordentliche Übereinstimmung, welche zwischen dem Laufe der Planeten, und den Rechnungen nach der Attractionstheorie Statt finden solle; aber man möge doch erwägen, dass eben diese angebliche Übereinstimmung ein Zeugniss *gegen* die Attractionstheorie sey. Denn da die Astronomen selbst gestehen, dass die Entfernungen und Massen der Himmelskörper nicht ganz genau bestimmt sind, wie es dann möglich sey, dass die Endresultate der Rechnung genau wären. — Da Hr. *M.* den Astronomen bösen Willen Schuld giebt, und glaubt, sie betrögen die Welt, so lässt sich dieser Einwurf hören; wenn man aber weniger boshaft ist, und die Astronomen für ehrliche Leute hält, und dann weiss, dass die Berechnungen des Laufs der Planeten alle aus einem einzigen Principe ohne alle Hülfshypothesen hergeleitet werden; so ist doch die Übereinstimmung der Rechnung mit dem Erfolge äusserst überzeugend. Was die Ungewissheit über die Entfernungen, die Grösse und Masse der Planeten betrifft, so kennt man diese doch genau genug, um die wahre Bewegung der Himmelskörper *sehr nahe* richtig anzugeben, und genauere Beobachtungen über die wahren Bewegungen bringen uns auch der Kenntniss jener Gegenstände immer näher. Hr. *M.* hätte nicht verschweigen sollen, dass man die *Verhältnisse* der Entfernungen der verschiedenen Planeten von der Sonne sehr genau kenne, dann würde er nicht so spöttisch sich wundern, wie aus unbestimmten Distanzen der Planeten, aus einer chimärisch angenommenen Grösse der Attraction, auf einer kaum recht bekannten Linie eine bestimmte Bewegung könne berechnet werden. Im 22 Abschn. schreibt er einem Spanier, des Casas, folgendes nach: *L'experience nous apprend, qu'à Cadix par exemple on voit le soleil le 21 de Dec. à une certaine distance du zénith et l'étoile polaire élevée sur l'horizon à une distance determinée. Depuis ce jour-là jusqu'au 21 Juin le soleil se rapproche de ce zénith, et l'étoile polaire s'en éloigne à proportion, en baissant vers les bords de l'horizon; de manière qu'à la fin de ce tems elle est aux yeux des Cadiciens dans son plus grand éloignement et à son point le plus bas de toute l'année.* Wir haben diese Stelle wörtlich abgeschrieben, weil es sonst unglaublich scheinen könnte, wenn wir sagten, Hr. *M.* oder dieser Hr. des Casas behaupte, der Weltpol stehe an demselben Orte zu verschiedenen Jahreszeiten nicht gleich hoch; — *das lehrt uns die Erfahrung!* — in der That hier möchte man an den Vorwurf denken, den wir vorhin erwähnt haben: *celà n'est qu'un hardi mensonge!*

Diess sey genug von einem Werke, das von allen Seiten zu unbedeutend ist, um zu schaden, und das selbst Ungelehrte nicht leicht irre machen wird. Wir wünschen sehr, dass kein Deutscher mit einer Übersetzung desselben Zeit und Papier verderbe.

B.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Helmstädt*, in der akadem. Buchdruckerey, und *Hannover*, bey den Gebr. Hahn: *De divisione fructuum dotis commentatio*, quam — defendet D. *Eduardus Schrader*, P. P. E. 1805. in 4. (8 Gr.) Zu den Gesetzen, bey deren Erklärung und Anwendung Jurisprudenz und Mathematik in schwesterlicher Vereinigung thätig seyn müssen, gehören in unseren Quellen des röm. Rechts auch mehrere von denen, welche *die Theilung der Früchte eines Brautschatzes nach getrennter Ehe* zum Gegenstande haben. Hr. *S.* behandelt hier die Theorie dieses Gegenstandes. In der Einleitung über Veranlassung und Plan, wird als Resultat, das aus der Natur der *dos* selbst und deren Bestimmung sich ergebe, der Satz aufgestellt, dass die in einem bestimmten Zeitraume von der Dotalsache gewonnenen Früchte zwischen Mann und Frau, oder deren Stellvertreter, nach dem Verhältnisse der Dauer der Ehe während dieses Zeitraums zu theilen seyen, dass folglich, wenn z. B. von Früchten die Rede ist, welche jährlich nur Einmal genommen werden, und wenn während desjenigen Jahres, dessen Früchte getheilt werden sollen, die Ehe 7 Monate bestanden hat, $\frac{7}{12}$ der Früchte auf den Mann, die übrigen $\frac{5}{12}$ aber auf die Frau fallen müssen. Ein Satz, in welchem wohl Jeder dem Verf. beystimmen wird.

Der *exegetische Abschnitt* hat hauptsächlich die *LL.* 5. 6 und 7 *pr.* und §§. 1 bis 11. *D. soluto matrimonio* und die *L.* un. §. 7. *C. de rei uxoriae actione* zu Gegenständen. Die Erklärung der beiden ersten Gesetzstellen ist unschwer. Sie bestimmen mit klaren Worten, dass in Ansehung der bey getrennter Ehe zu theilenden Früchte der Dotalsache der Anfang des Jahres, in welchem die Trennung erfolgte, nach dem Zeitpuncte, da die *dos* tradirt wurde, für den Fall aber, dass diese Tradition der Schliessung der Ehe vorangieng, nach dem Zeitpuncte festzusetzen sey, da die Ehe geschlossen wurde. Die dritte dieser Stellen beschäftigt sich mit den auf die Dotalsache verwendeten, vor der Theilung der Früchte in Abzug zu bringenden Unkosten. In den Worten „*si mulier pridie vindemias doti dedit*" ist *pridie vindemias* zusammen gehörig, und wie *pridie Calendas, pridie Nonas* und ähnliche Formen gebildet. Zwischen *vindemias* und *doti* aber ist *vineas* zu schieben, das der unwissende Abschreiber ganz wegfallen liess. Übrigens bestimmt der durch *pridie vindemias* angedeutete Zeitpunct sich dadurch, dass die Weinlese in October fiel, und die Worte „*sublatis a marito vindemiis*" sind, wie sich auch aus dem nachherigen „*undecim mensium*" in dieser Stelle ergiebt, von einem Zeitpuncte zu verstehen, welcher Einen Monat später, als jener, liegt. Noch ist zu bemerken, dass in den

Vorten *„si et maritus aliquid impendit in eundem annum,“* Ulian nicht, wie in der *L.* 5, den *annus dotationis*, sondern den *nnus fructuum* gemeint habe. — Mehr Noth hat von jeer den Auslegern die nächstfolgende Stelle, nämlich §. 1 des 7 ragments gemacht. Es ist hier die Rede von einem Falle, da ein *indus* gegen Anfang Octobers — *„vindemiae tempore,“* was zuleich die Natur des *fundus* bestimmt — *in dotem* gegeben, und leich nach der nächsten, also in diesen October selbst fallenden Veinlese — *„Calendis Novembribus primis“* von dem Manne verachtet worden ist. Der eigentliche Stein des Anstofses liegt in den chlusworten der Stelle, wo es heifst: *„Itaque si fine mensis Ianuaii divortium fiat, et quatuor mensibus matrimonium steterit“* — da ann der Anfang der Ehe in den Zeitpunct der *constitutio dotis* gellen seyn muss — *„vindemiae fructus et quarta portio mercedis instantis anni confundi debebunt, ut ex ea pecunia tertia portio viro renquatur.“* Nach dem hier aufgestellten Falle hat die Ehe ein Dritljahr, d. h. ein Drittel von 12 Monaten gedauert. Sollten nun die Vorte *ex ea pecunia* so viel, wie *ejus pecuniae* heifsen, so würde ofenbar dem Ehemanne ein Drittel von Früchten bleiben, welche auf 5, nicht wie es seyn müsste, welche auf 12 Monate fallen, was gegen allgemeine Grundsätze nicht weniger, als gegen die klärsten Getze streiten würde. So weit sind wir mit dem Vf. einverstanden, flichten ihm auch, was das Wesentliche betrifft, darin vollkommen ey, dass, zu Folge der angeführten Stelle, und nach Papinians waher Meinung, zuvörderst berechnet werden müsse, wie viel von der inem Zeitraume von 15 Monaten entsprechenden Summe der *uarta portio mercedis instantis anni* und des Werths der *fructus vinemiae* auf 12 Monate falle, und dann von diesem *Quanto* der drit Theil, als der dem Ehemann gebührende, zu bestimmen sey. Wir nden auch in dieser Entscheidung Papinians eine Consequenz, wie e uns so oft bey den römischen Rechtsgelehrten auf das angenehme überrascht. Der Gegenstand der Theilung, so wie die Dauer der otirten Ehe, fällt hier in zwey *annos naturales*, nämlich Ein Moat der letztern und die *fructus vindemiae* in den ersten *annus naturalis*, und die übrigen drey Monate der Ehe mit der *quarta portio ercedis* in den nächst folgenden *annus naturalis*. Nach allgemeinen rundsätzen würde nun dem Manne diese *quarta portio* und ein wölftel der *fructus vindemiae* gebühren. Aber dem stand der posive Satz entgegen, nach welchem bey der Theilung des Ertrags der Dotalsache auf den *annus dotationis* Rücksicht genommen werden ll. Nun waren die gesamten *fructus vindemiae* in den *annus dotaonis* gefallen; der rechtliche Antheil des Mannes davon musste aher auch nach der Dauer der Ehe während dieses *annus* bestimmt rerden. Ein Gleiches galt auch von der *quarta portio mercedis*, die benfalls mit Hinsicht darauf, dass die dotirte Ehe ein Dritteljahr edauert hatte, zu theilen war. Dass aber ohne Weiteres die Summe dieser *portio* und der *fructus vindemiae* gedrittelt werden solle, gt theils Papinian nicht, theils konnte er, aus dem oben angeführn Grunde, es unmöglich sagen wollen. Nein, es soll nur aus jener umme, *ex ea pecunia, i. e. ex his vindemiae fructibus et quarta ercedis portione confusis*, der dem Ehemanne gebührende dritte heil hergenommen werden. Das eb. führt uns nun auf einen Genstand, in Ansehung dessen wir dem Vf. nicht beytreten können. Die Worte *ex ea pecunia* können, sagt er nämlich, auch noch zwey ndere Bedeutungen haben, je nachdem man das Wörtchen *ex* für *s*, oder für *secundum, κατὰ*, nimmt. Die erstere dieser beiden edeutungen, welche doch die natürlichste und vollkommen chtige ist, verwirft er geradezu. Denn nähme man sie 1, sagt er, *statim appareret, hoc contra totum loci nostri ntextum fieri, quippe in quo tantum de quantitate definienda, on de summa, unde illa capiatur, sermo est. Quid? quod ratio perici nequit, cur ex fructibus vindemiae et quarta portione mercedis imatur, quum virum praeter vindemias a se perceptas pro mensibus m elapsis mercedem accepisse vix cogitari queat.* (§. 9.) Allein er erstere der beiden hier angeführten Gründe ist der Natur der ache und den klaren Worten unserer Stelle widerstreitend: Es ist on einem gewissen Theile von Früchten der Dotalsache die Rede, elcher dem Ehemann nach getrennter Ehe bleiben solle; natürlich nd also die Früchte selbst, oder deren Werth, die Quelle, aus welner dieser Theil geschöpft werden muss, und Papinian bestimmt un die Sache noch näher, wenn er sagt, der dem Manne gebührende Theil solle demselben *ex vindemiae fructibus et ex quarta meredis instantis anni portione confusis* bleiben. Wir sehen in der That icht, wie man ohne eigentliche Sylbenstecherey gegen diesen Sinn er Worte *ex ea pecunia* etwas einwenden will. Kaum ist man mit r dazu im Stande. Was den zweyten Grund betrifft, so nimmt der f. es wahrlich zu genau. Muss denn gerade der Vorrath, woraus was genommen werden soll, jetzt schon bereit da liegen? Ist gleich, unserem Beyspiele, der Pachtzins für die schon verflossnen drey Monate der Pachtzeit noch nicht *naturaliter* da, so ist er es doch *rechtlich*, d. h. es ist eine Verbindlichkeit des Pächters, dass er ihn, gleichviel, ob auf der Stelle oder erst später, zahle, bereits vorhanden, und es kann hier auf die noch nicht geschehene Zahlung desselben um so weniger etwas ankommen, da das, was dem Manne überhaupt gebührt, den Werth der von ihm percipirten Früchte übersteigen kann, unter einer Bedingung, die wir nachher anführen wollen. Weiter unten (§. 17) beruft sich der Vf. noch darauf, dass aus der ganzen Stelle hervorleuchte, Papinian habe nicht sowohl von der Summe, woher der Theil zu nehmen sey, als vielmehr von der Gröfse dieses Theils selbst sprechen wollen. Als ob nicht Beides mit einander bestehen könnte! Doch diese Kleinigkeit kann das Verdienst des Vfs., diese Gesetzstelle, soviel wir wissen, zuerst richtig erklärt zu haben, nicht schmälern. Noch können wir einen kleinen Rechnungsfehler, der ihm §. 10, p. 21 entwischt ist, nicht unberührt lassen. Anstatt $\frac{(6+\frac{24}{4})3}{15} = \frac{36}{15} = 2\frac{2}{5}$ sollte es hier heifsen: $\frac{(6+\frac{24}{4})4}{15} = \frac{48}{15} = 3\frac{1}{5}$. — Der Vf. führt nun die vornehmsten Erklärungen älterer Rechtsgelehrten an, welche er auf eine befriedigende Art widerlegt. Nur wundert uns sein Bekenntniss (§. 21), den *Cujacius ad Pauli rec. sent. lib.* 2, *tit.* 22 nicht verstanden zu haben, und die Behauptung, man treffe daselbst nur Beyspiele, keine Regel an. Freylich ist hier anfänglich bloss von dem Falle unserer Gesetzstelle die Rede. Aber dieser einzelne Fall selbst läfst, nach Verschiedenheit der *fructus vindemiae* und der *merces*, eine unendliche Menge von Beyspielen zu, deren wir a. a. O. drey verschiedne, nebst der, wie aber nicht geleugnet werden kann, ganz unrichtig aus Papinians Worten hergenommenen Regel aufgestellt finden, dass dem Manne ein Drittel der *fructus vindemiae* und ein Drittel des vierten Theils, also ein Zwölftel der *merces* bleibe. Unter Voraussetzung der Wahrheit dieser irrigen Regel aber ist es ganz richtig und verständlich, dass, wenn die *vindemia* = 12, und die *merces* = 12, oder die erstere = 24 und die letztere = 12, oder endlich die erstere = 12 und die letztere = 24 gesetzt werden, auf den Mann im ersten Falle 4 + 1 = 5, im zweyten 8 + 1 = 9, und im dritten 4 + 2 = 6 fallen. Allein Cujacius bleibt auch nicht bloss bey dem Falle unserer Gesetzstelle stehen, sondern zieht auch noch die Fälle, da die Ehe ein ganzes, und da sie ein halbes Jahr gedauert hat, in Betrachtung, und man sieht seinen Aufserungen hierüber folgendes Allgemeine zum Grunde liegen: Es sey die *vindemia* = a, die *merces* = b, und die Ehe habe überhaupt m Monate, von der Verpachtung an zurückgerechnet aber nur Einen Monat gedauert, so ist der dem Ehemann bleibende Antheil = $\frac{ma}{12} + \frac{(m-1)b}{12} \cdot \frac{m}{12} = \frac{(12a + (m-1)b)m}{12 \cdot 12}$. Wie auf die vorhin angeführten Beyspiele, so passt diese Formel auch auf die Fälle, da der Ehe eine Einjährige, oder eine halbjährige Dauer gegeben wird. Setzt man nämlich: 1) ihre Dauer = 12 Monaten, so erhält der Mann in dem ersten der obigen drey für den Werth der *vindemia* und der *merces* aufgestellten Fälle $\frac{(12 \cdot 12 + 11 \cdot 12)12}{12 \cdot 12} = 23$; in dem zweyten $\frac{(12 \cdot 24 + 11 \cdot 12)12}{12 \cdot 12} = 35$; in dem dritten endlich $\frac{(12 \cdot 12 + 11 \cdot 24)12}{12 \cdot 12} = 34$, welche Resultate auch *Cujacius* gegeben hat. Giebt man ferner 2) der Ehe eine Dauer von 6 Monaten, so bleiben dem Manne in dem ersten Falle $\frac{(12 \cdot 12 + 5 \cdot 12)6}{12 \cdot 12} = 8\frac{1}{2}$; in dem zweyten $\frac{(12 \cdot 24 + 5 \cdot 12)6}{12 \cdot 12} = 14\frac{1}{2}$; endlich in dem dritten $\frac{(12 \cdot 12 + 5 \cdot 24)6}{12 \cdot 12} = 11$. Kommt nicht auch hiemit *Cujacius* überein? Es heifst a. a. O. bey ihm: *„si sex mensibus primo casu VIII sup. secundo XIV sup. tertio XI.“* Gehörige Interpunction, woran es mangelt, würde selbst den geringsten Zweifel über unsere Frage nicht Statt finden lassen. Aber auch so scheint, nicht bloss für den dritten Fall, in welchem unser Rechtsgelehrter durchaus dasselbe Resultat giebt, sondern auch für die beiden ersten Fälle, die Sache völlig klar zu seyn. Nur muss man das *sup.* nicht etwa als ein abgekürztes *supposito* (*scil. casu*) auf *secundo* und *tertio*, sondern als das abgekürzte *super* oder *supra* auf VIII und XIV beziehen, so, dass es den in beiden Fällen weggelassenen Bruch ½ andeutet.

Die folgenden §§. 2. bis 11 unserer L. 7 machen dem Inter-

preten wenig zu schaffen. Mit mehr Schwierigkeiten ist die Auslegung von *L. un.* §. 7. *C. de rei uxor. act.* verknüpft. Die *mobiles*, *se moventes* und *incorporales res dotales* sollen — will Justinian — innerhalb Eines Jahres, die *immobiles* hingegen sogleich nach getrennter Ehe restituirt werden. Ist der Ehemann hierin säumig, so soll er von dem Werthe der erstern Zinsen zu 4 vom Hundert, die mit Beendigung jenes Einjährigen Zeitraums zu laufen anfangen, zu zahlen schuldig seyn, von den letzteren aber, von dem Augenblicke der getrennten Ehe an gerechne, die Früchte heraus geben, „*similique modo*" — fährt nun Justinian fort — „*pensionibus*, *vel vecturis navium sive jumentorum*, *vel operis servorum*, *vel quaestu civilium annonarum*, *et aliis*, *quae sunt eis similia*, *parti mulieris restituendis*, und so scheint allerdings hier eine Ausnahme von der vorher aufgestellten, die *res mobiles*, *se moventes* und *incorporales* betreffenden Regel festgesetzt worden zu seyn, welche mit unserem Vf. (§. 24. S. 41) dahin zu bestimmen wäre, *ut res mobiles*, *se moventes incorporalesque eae*, *quae definitum ab aliis praestandum proventum praebeant*, *hacce in quaestione immobilium ad instar dijudicentur*, *ceterae secus*. Allein dadurch scheint die Sache nicht bis zur Evidenz aufgeklärt. Können die Worte *similique modo* — dürften einige fragen — nicht auch auf etwas Anderes, als die Zeit der Restitution, bezogen werden? Konnte Justinian nicht sagen wollen: was diejenigen nicht unbeweglichen Sachen betrifft, welche *fructus* — *civiles* oder *naturales* — bringen, so sollen, wenn sie nicht innerhalb Eines Jahres nach getrennter Ehe restituirt worden sind, nicht Zinsen von ihrem Werthe, sondern die Früchte derselben eben so (*simili modo*), wie von den unbeweglichen, wenn diese nicht sogleich restituirt worden sind, entrichtet werden? Und warum — fragen vielleicht Andere — nimmt der Vf. (§. 24. S. 39) so ohne Weiteres an, Justinian habe sich in jenen Worten die *naves*, die *jumenta*, die *servos* selbst, als die *res dotales* gedacht? Hat nicht vielmehr der Gesetzgeber den Fall im Sinne gehabt, da die blosse Benutzung dieser Dinge, der *naves* und der *jumenta* zu Transporten auf dem Wasser und auf dem Lande, der *servi* durch die darauf eingeräumte *servitus operarum*, als *dos* constituirt worden ist?

II. Der dogmatische Abschnitt handelt in vier Abtheilungen kurz die Fragen ab: 1) ob auch heut zu Tage noch eine Theilung der Früchte von Dotalsachen Statt finde (§. 26), 2) unter welchen Personen und in welchen Fällen sie vorzunehmen sey (§. 27.) 3) was der Gegenstand der Theilung sey (§. 28), und 4) welche Zeiten dabey wahrzunehmen seyen? (§. 29) Dann wird ausführlicher in der 5 und letzten Abtheilung vorgetragen, wie die Berechnung in den vornehmsten hier möglichen Fällen anzustellen sey. Der Vf. ordnet dieser Abtheilung folgende Fälle unter: A) Der Anfang der dotirten Ehe fällt mit dem Anfange der Fruchtperiode, d. i. desjenigen Zeitraums zusammen, welcher von zwey nächsten Fruchterndten begrenzt, also nicht gerade immer ein jähriger ist, oder auch wohl durch die Wiederkehr einer gleichmässigen Bewirthschaftung bestimmt wird. (§. 31). B) Jenes Zusammenfallen findet nicht Statt. 1) Die Dauer der dotirten Ehe liegt innerhalb Einer Fruchtperiode. Z. B. der Anfang der Ehe fällt in das Ende Januars 1803, ihr Ende in den letzten April desselben Jahres; hingegen die Grenzen Einer Fruchtperiode, etwa der Zinsenziehung von einem Kapitale, sind das Ende des Junius und des Decembers (§. 32). 2) Sie erstreckt sich durch mehrere Fruchtperioden. a) Der Mann hat sämtliche Früchte der ersten dieser Perioden, von welcher ein Theil mit einem Theile der Dauer der Ehe zusammenfällt, percipirt. α) Die Dauer der Ehe ist nicht grösser, als Eine solche Periode. (§§. 33 und 34). β) Sie ist grösser. (§§. 35 bis 38) b) Der Anfang der dotirten Ehe fällt so, dass der Mann die Früchte jener ersten Periode nur zum Theil percipirt hat (§§. 39 und 40).

Allen diesen Fällen legt der Vf. passende Beyspiele unter, und führt die Rechnung theils in allgemeinen Grössenzeichen, theils in bestimmten Zahlen. Wir wollen nur Einiges ausheben. Für den Fall a setzt er die Dauer der Ehe = m Monaten, lässt von diesen in die zweyte Periode n Monate fallen und giebt einer ganzen Periode die Dauer von r Monaten. Die Früchte endlich der ersten Periode setzt er = F', die der zweyten = F''. Unter diesen Voraussetzungen findet er das, was dem Manne von den Früchten bleiben muss $= \frac{(F' + \frac{n}{r} F'')\, m}{r + n}$, wofür wir, der einfachern Form wegen, setzen würden $\frac{(r F' + n F'')\, m}{(r + n)\, r}$. Für mehrere Fälle, so oft sich nämlich F'' auf eine sehr einfache Art aus F' bestimmen lässt, würde es nicht unzweckmässig seyn, der gefundenen Formel noch eine andere Gestalt zu geben. Man setze nämlich die Früchte der ersten Periode = F, und die der zweyten = a F, wo a auch ein Bruch seyn kann, so erhält man den dem Manne gebührenden Antheil $= \frac{m\,(r + na)\,F}{(r + n)\, r}$. Die Bedingung übrigens, unter welcher dieser Antheil mehr beträgt, als die gesamten Früchte der ersten Periode, besteht darin, dass $F'' > \frac{r\,(r + n - m)\,F'}{m\, n}$ ist.

Verwickelter ist die Rechnung für den Fall β. Der Vf. nimmt an, die Ehe habe, von dem Zeitpuncte der Dotation an gerechnet, k Fruchtperioden und l Monate gestanden, so dass der Anfang dieser dotirten Ehe (r—n) Monate vor Vollendung der Erndte gefallen sey, wo (r—n) um p kleiner als l genommen wird. Die dotirte Ehe greift dann in (k + 2) Fruchtperioden, indem ihre (r—n) ersten, und ihre p letzten Monate, jene mit den (r—n) letzten Monaten der ersten, diese mit den p ersten Monaten der (k + 2) ten Fruchtperiode zusammenfallen, der dazwischen liegende Theil der Dauer der Ehe hingegen gerade k Fruchtperioden erschöpft. Die Früchte dieser (k + 2) Perioden bezeichnet der Vf. in ihrer Folge auf einander durch F', F'', F''' ..... F (k + 2), und findet nun das, was dem Manne aus allen (k + 2) Perioden gebührt,

$$= \frac{r F' + n F (k + 1)}{r + n} + \frac{(F (k + 1) + \frac{p}{r} F (k + 2))\, l}{r + p} + F'' + F''' \ldots\ldots + Fk.$$

Auch hier kann es für einzelne Fälle zuträglich seyn, die Früchte der folgenden Perioden nach den Früchten der ersten zu bestimmen. Setzt man diese letzteren = F und die der folgenden = a F, b F ... g F, h F, i F, wo a, b u. s. w. auch Brüche seyn können, so erhält man, an die Stelle der angeführten Formel des Vfs., folgende: $\left(\frac{r + nb}{r + n} + (a + b \ldots\ldots + g) + \frac{(rh + pi)\, l}{(r + p)\, r}\right) F$. Daraus lässt sich nun, wenn der Mann die Früchte der (k + 1) ersten Perioden percipirt hat, leicht bestimmen, wie viel er noch der Frau, oder diese ihm, herauszugeben habe.

Für den Fall b endlich, in welchem, wenn man nicht auf offenbare *absurda* geführt werden will, aus der ersten Periode bey nur der von dem Mann percipirte Theil der Früchte in Betrachtung gezogen werden kann, nimmt der Vf. an, dass, von dem Zeitpunct der Dotation angerechnet, die Dauer der Ehe nicht die Dauer Einer Fruchtperiode überschreite. Auch hier setzt er die Früchte der ersten Periode = F', die der zweyten = F'', die Dauer der Ehe in der zweyten Periode = n Monaten, die Periode selbst = r monatlich, und den in der ersten Periode von dem Ehemanne percipirten Theil der Früchte = Φ'. Unter diesen Voraussetzungen kann der Mann auf $\frac{(\Phi' + \frac{n}{r} F'')\, m}{\frac{\Phi'}{F'} \cdot r + n}$, oder, nach einer einfachen Form auf $\frac{m\,(r\Phi' + n F'')\, F'}{(r\Phi' + n F')\, r}$ Anspruch machen. Bezeichnet man hier die Früchte der ersten Periode mit F, die der zweyten mit a F, und setzt man noch $\Phi' = \frac{p}{q} F$, so erhält man den Antheil, zu welchem der Mann berechtigt ist, in folgendem Ausdruck: $\frac{m\,(rp + nqa)\, F.}{(rp + nq)\, r}$

Möge der Vf. bald mehr, und wo möglich, ein Ganzes in diesem Fache liefern! Wie sehr es uns daran fehlt, ist bekannt. Polack's *mathes. forens.* ist nicht allein höchst dürftig, sondern grossentheils auch schlecht dargestellt. Michelsen hat sich auf die Arithmetik beschränkt, und auch bey ihm sucht man nicht allein noch mehrere Materien vergeblich, sondern vermisst auch nicht selten zweckmässige Darstellung. Das beste besitzen wir in einzelnen Abhandlungen, unter welchen die gegenwärtige Schrift einen ehrenvollen Platz einnimmt. Aber auch sie alle unter einander verbunden, lassen bedeutende Lücken zurück. Wollte demnach der Vf. etwas Vollständigeres über diesen Gegenstand liefern, so möchten wir ihn, veranlasst durch die vorliegende Schrift selbst, noch darum bitten, dem Gedanken an die Schwächern, welche die Rechnung mit allgemeinen Grössenzeichen und die algebraischen Formen nicht fassen möchten, nicht zu grossen Einfluss auf seine Darstellung einzuräumen. Die Schwächern mögen sorgen, dass sie stärker werden, oder ganz auf die Einführung in diesen Tempel Verzicht thun.

X + X.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 JUNIUS 1807.

HOMILETIK.

Halle, b. Renger und b. Vf.: *Predigten über die Kunst das menschliche Leben zu verlängern nach Hufelandischen Grundsätzen* von *M. W. L. Steinbrenner*, Pred. zu Grosbodungen. 1804. 464 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Wenn die Leser bey den meisten dieser Predigten vergessen können, dass das, was sie lesen, *Predigten* sind, so werden sie ohne Zweifel die ganze Sammlung als eine sehr lehrreiche und nützliche Lectüre betrachten, und für ihre Mittheilung dem Vf. Dank wissen. Denn er erläutert ihnen mit vieler Lebendigkeit und Wärme fast die ganze Makrobiotik Hufelands, wendet mit steter Rücksicht auf die Fehler des Zeitalters die diätetischen Grundsätze auf das gemeine Leben an, und zeigt durchgängig, dass es ihm Ernst ist, zur Lebensverlängerung seiner Zeitgenossen und ihrer Nachkommen das Seinige beyzutragen. Allein dass der Vf. diesen Commentar des Hufelandischen Werks in *Predigten* — und zwar vor einer *Landgemeinde* — vorgetragen hat, dafür kann ihm Rec. nicht den Beyfall der Kenner versprechen. Es schien zwar vor einiger Zeit eine Lieblingsmeinung der deutschen Homileten werden zu wollen, dass unter die Materialien der öffentlichen Religionsvorträge auch ganz heterogene Gegenstände, z. B. Diätetik und Medicin, Naturlehre und Naturgeschichte, Haus- und Landwirthschaft, Politik und Industrie u. s. w. aufgenommen werden müssten, wenn die Kirchen fleissiger besucht, und als unentbehrliche Schulen für das erwachsenere Menschengeschlecht angesehen werden sollten. Allein Männer, die den Zweck unserer kirchlichen Versammlungen nicht aus den Augen verloren, haben bereits laut, und zwar mit Recht sehr nachdrücklich, dieser Meinung widersprochen. Denn der Zweck des christlichen Gottesdienstes macht es dem Prediger schlechterdings zum Gesetz, dass er sich auf der Kanzel nur innerhalb des Gebietes des Religiösen halte, und den Ort, der ausschliessend der Religion geweiht ist, durch nichts Fremdartiges entweihe. Er darf auch nicht befürchten, dass er durch die Beobachtung dieses Gesetzes die Theilnahme an seinen Vorträgen vermindern werde, wenn er nur die Geschicklichkeit besitzt, seinen wahrhaft geistlichen Stoff in allen den mannichfaltigen Formen darzustellen, die er anzunehmen fähig ist. Im Gegentheil wird er durch öftere Abschweifungen in ein fremdes Gebiet einen grossen Theil seiner wirklich Erbauung suchenden Zuhörer aus der Kirche verscheuchen, oder wenigstens unbefriedigt lassen, und dem gegen die Religion Gleichgültigen, anstatt ihn zu erheben, nur gar zu leicht zu Witzeleyen, Anspielungen, oder gar zu Spass und Lachen Veranlassung geben. Das letztere hat der Vf. auch sehr wohl gefühlt, und versichert darum gleich in der Vorrede, dass er alle Vorsicht angewendet habe, um nicht an dieser Klippe zu scheitern. Auch ist diese Vorsicht in seiner Behandlung selbst der delicatesten Materien nicht zu verkennen; gleichwohl könnte Rec. sehr viele Stellen anführen, in welchen die Grenzen des für die Kanzel Schicklichen und Anständigen durchaus überschritten sind. Z. B. gleich in der 2 Predigt werden die Anlagen zu einem langen Leben so speciell beschrieben, als wenn der Vf. eine Physiologie vortrüge, S. 29 „vor allen Dingen muss der *Magen* und die *Verdauung* im guten Stande seyn." — Eben so sind *gute* und *feste Zähne* als sichere Kennzeichen gesunder Säfte, und als treue Gehülfen zur Verdauung, Mittel zu einem hohen Alter — ferner eine *gute Brust*, und gesunde starke *Werkzeuge zum Athemholen* u. s. w. In der 3 Predigt werden die Mittel zur Verlängerung des Lebens genau nach Hufeland Vorl. 19 S. 160 angegeben, und der Vf. vergisst nicht „eine fleissige Übung der Muskelkraft und Nerven — durch etwas feste und harte Speisen, — eine mässige Beförderung und Ausdünstung durch Reiben u. s. w. seinen Zuhörern zu empfehlen." In der 5 Predigt (über die frühzeitige Einimpfung des Alters) erzählt er ihnen, dass die Menschen in den heisseren Himmelsgegenden viel früher mannbar würden, als in den kälteren. „Ein Weib bey uns in der vollen Blüthe des Lebens, ist in einem solchen Alter in Indien schon eine abgelebte Matrone. In diesem heissen Lande sind Mädchen von 12 bis 14 Jahren schon Mütter, und wenn unsere Töchter erst die Freuden der ehelichen Liebe *kosten*, sitzen jene schon zitternd an der Wiege ihrer Enkel" (S. 74). Eben so enthält die 10 Predigt (über die schrecklichen Folgen unehelicher Liebe), die zwölfte (der Ehestand als Mittel zur Erhaltung der Gesundheit) manche ähnliche Stelle. Vorzüglich in der letzteren polemisirt der Vf. auf eine gewiss undelicate Weise gegen das Keuschheitsgelübde des katholischen Clerus. 208 f. „Haben denn solche Menschen diesen Naturtrieb nicht mit ihren übrigen Brüdern gemein, und wird er nicht auch von ihnen Befriedigung heischen? — — „Wenn nun solche Lehrer der Religion ihre Menschlichkeit fühlen, welch ein Sturm zwischen Fleisch und Geist muss in ihnen toben, und wie viele von ihnen werden wohl

Geistesstärke genug haben, um dem letzteren den Sieg über das erstere zu erkämpfen? — *Die Klostermauern sind wohl nicht die einzige Ursache, dass rothe Wangen unter ihren Bewohnern und Bewohnerinnen so selten sind*" u. s. w.

Ausserdem aber, dass der Vf. sehr oft das Gesetz der Schicklichkeit verletzt, sündigt er auch nicht selten wider die Regeln der Popularität. So dürfte wohl z. B. gleich von der 1 und 2 Predigt nur Weniges seiner Landgemeinde, wenn sie sich auch vor vielen anderen auszeichnet, verständlich gewesen seyn. Die erste beantwortet die Frage: was ist Leben? die zweyte die: was ist menschliches Leben? Schon die Worte: *magnetische Kraft*, *Elektricität*, *Lichtmaterie*, *organische Körper*, *Grundstoffe*, *Sauerstoff*, *Feuerluft* u. s. w. werden ohne Zweifel die meisten seiner Zuhörer nicht gefasst, noch weniger werden sie seine ganze Erklärung über die Gegenstände, von denen er spricht, begriffen haben. Oder wollte er vielleicht nur einige gelehrte Zuhörer durch diese Vorträge interessiren? Auch bey diesen dürfte er wohl ebenfalls seine Absicht verfehlt haben. Denn wissenschaftliche Vorträge will auch der Gelehrte in der Kirche nicht hören, und würde auch nicht leicht durch den Prediger befriedigt werden können. Vielmehr würde er gar oft seine aufgestellten Behauptungen unstatthaft finden, und ihm in Gedanken das: *manum de tabula!* zurufen. Diess könnte gerade bey den angeführten Vorträgen des Vfs. der Fall gewesen seyn. Denn er erklärt die Lebenskraft ganz nach Hufeland, und es ist bekannt, dass schon mehrere Gelehrte der Hufelandischen Meinung den Fehler des Cirkels vorgeworfen haben. (Z. B. Ith in seiner Anthropologie Ausg. 2. S. 116.) Würde also der Vf. nicht in jeder Rücksicht besser gethan haben, wenn er sich auf diesen streitigen Punct der philosophischen Physiologie nicht eingelassen hätte? Möchten solche Beyspiele angehenden Religionslehrern, statt sie zur Nachahmung zu reizen, zur Warnung dienen, und ihnen das: *dic cur hic!* bey der Wahl ihres Stoffs um so nachdrücklicher empfehlen!

D. K. N.

HAMBURG, b. Perthes: *Predigten von Mathias Heinrich Stuhlmann*, Katecheten am Spinnhause zu Hamburg. 1806. 216 S. gr 8. (1 Thlr.)

Wir danken diesen Predigten die Bekanntschaft mit einem talentvollen Manne, der, wie wir glauben, zum erstenmale, und zwar auf eine sehr empfehlende Art, vor dem Publicum auftritt. Nur eine freundliche Aufnahme bey denen, welche diese Predigten beyfällig hörten, und ihre Bekanntmachung begehrten, wünscht der bescheidene Vf.; aber sie werden jene auch bey denen finden, die ohne freundschaftliches Vorurtheil ihnen ihre Aufmerksamkeit schenken. Sie sind vor einem Kreise gebildeter Zuhörer gehalten, und würdig einer gebildeten Versammlung. Sie gehören, ihrem Charakter nach, mehr zu der Classe der ruhigen Lehrvorträge; ihre Haupttendenz ist, manche wichtige Erscheinungen auf dem Gebiete der praktischen Seelenlehre zu beleuchten, zu würdigen, und sittliche Folgerungen aus ihnen zu ziehen. Der Vf. hält es für gemäss dem Zwecke kirchlicher Versammlungen, dass wir von Zeit zu Zeit die menschliche Natur nach ihrer Beschaffenheit und Einrichtung zu beobachten versuchen. Je genauer wir mit dem Inneren der Seele, mit ihren Wirkungsgesetzen, ihren Kraftäusserungen bekannt sind, je geübter unser Auge wird, um in die versteckten Tiefen derselben einzudringen: desto glücklicher werden wir in der schweren Kunst der Menschenkenntniss seyn, desto richtiger uns selbst, und unser eigenes Verhalten beurtheilen. Gerade durch die Bekanntschaft mit der Seele wird der Religions- und Sittenlehre ein helles Licht angezündet, und diess ist der vornehmste Grund, warum jene Kenntniss allen wichtig, ja selbst unentbehrlich ist." Wer solche Aufgaben zur religiösen Bearbeitung sich wählt, hat offenbar keine leichte Arbeit übernommen. Sie erfordert einen geübten, scharfen Blick, eine nicht gemeine Gabe des lichten, bündigen und überzeugenden Vortrags: je mehr das bedachtsame Nachdenken in Anspruch genommen wird, desto vollkommener wird es befriedigt seyn. Sehr leicht verirrt sich auch der Bearbeiter solcher Gegenstände über die Grenze derjenigen Wahrheiten, die sittlich-religiöses Interesse haben, oder fasst die praktischen Ansichten nicht auf, und giebt trockene psychologische Erörterungen statt lebendiger Religionsvorträge. Der Vf. hat diese Schwierigkeiten glücklich beseitigt. Die von ihm gewählten Gegenstände sind nicht gemein, aber auch nicht abstract; sie interessiren den gebildeten Menschen, und ihr Einfluss auf sittlich religiöse Denkart lässt sich nicht verkennen. Seine Dispositionen sind natürlich, genau und richtig; er besitzt die Gabe eines leichten, ruhig fortschreitenden Vortrags; seine Sprache ist rein und edel. Wenn gleich der Verf. am Schlusse der dritten Predigt: *Über die Pflicht, einig mit uns selbst zu seyn*, am Sonntage Oculi, S. 64 sagt: „Wir haben die Sache heute von verschiedenen Seiten beleuchtet, wir sind den ruhigen Gang der gelassenen Untersuchung gegangen, wir haben unser Gefühl nicht mit ins Spiel gezogen, und nur den Verstand prüfen und entscheiden lassen; wir können um so sicherer seyn, dass der Schluss, zu dem wir auf diesem Wege gelangt sind, Wahrheit habe" —: so darf man desswegen nicht fürchten, weder in diesem noch in den anderen Vorträgen bloss theoretisch trockene Untersuchungen zu finden. So bald, wie hier geschieht, psychologische Erscheinungen in ihrem Einflusse auf Beurtheilung, Fühlen und Handeln dargestellt, die erläuternden Beyspiele also aus dem Leben genommen werden, so erhält ein solcher Vortrag sittliches Interesse, auch wenn nicht unmittelbar das Gefühl in Anspruch genommen wird: die Wärme der Darstellung ist nur dem Grade nach verschieden, und einige spätere Predigten bezeugen, dass der Vf. auch das Gefühl zu ergreifen vermag, wenn gleich keine im hohen Grade rührend ist. Nur *zehn* Predigten enthält diese Sammlung: wir fügen einige Hauptsätze zur Beurtheilung bey: *dass man die Religion ganz verkennt, wenn man sie als eine Sache der Klugheit behandelt.* Am Sonntage Sexagesimä: *Von der gerechten Betrübniss über den frühen Tod vortrefflicher Menschen.* Am Charfreytage nach Pred. Sal.

2, 21—23. *Über den Hang der Vernunft, in allen Dingen die höchste Vollendung zu begehren.* Am Sonntage Miseric. Domini: *Dass die Aufklärung sich ihrem Ziele nur langsam nähern müsse.* Am Sonntage Rogate: *Dass uns die Menschen nach unserem Tode gewöhnlich ganz anders beurtheilen, als während unsers Lebens.* Am ersten Sonntage nach Trinitatis: *Dass man viele treffliche Eigenschaften besitzen, und doch ein nichtswürdiger Mensch seyn könne.* Am eilften Sonntage nach Trinitatis: *Über den Werth einer festen Religions-Überzeugung;* eine Wahlpredigt über Hebr. 13, 9. Der Vf. muss sehr ausgezeichnete Mitbewerber gehabt haben, wenn diese vorzügliche Predigt die Wahl nicht auf ihn leitete.

V. Pf.

Berlin, b. Littfas: *Predigten, Homilien und Anreden* von *Philipp Wilhelm Wolff*, Prediger und Prorector zu Prenzlow. 1807. XII 328 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Nicht leicht hat Rec. homiletische Arbeiten mit grösserem Vergnügen und mehr Erbauung gelesen, als diese, und er kann jedem Freunde des Christenthums, wess Standes und welches Glaubensbekenntnisses er auch sey, wenn er nur etwas gebildet ist, versprechen, dass er fast keinen dieser Aufsätze ohne Rührung und Herzenserhebung lesen wird. Sie sind sämtlich kurz, kaum ist ein überflüssiges Wort darin, ein Vorzug, der bey solchen Abhandlungen so selten ist. Alles ist darin so natürlich, so einfach, und doch die Diction so schön. Die Themata sind zum Theil selbst durch ihre Neuheit interessant, z. B.: *Über den Unglauben der weiblichen Tugend; die Vergleichung eines Kinderconfirmirenden und eines sterbenden Predigers;* und wo sie das auch nicht sind, ist die Ausführung nicht nur fast durchgehends nach homiletischen Regeln untadelhaft, sondern auch so, dass das Alltägliche nicht alltäglich erscheint. Bey aller Kürze vermisst man nie etwas, was noch dahin gehören möchte, und man lernt überall den Vf. als einen wohldenkenden, christlich gesinnten Religionslehrer, der auch theologische Gelehrsamkeit nicht nur achtet, sondern auch selbst besitzt, lieben und ehren. Er folgt keinem Muster unserer Kanzelredner gerade hin, sondern geht seinen eigenen Gang, und es wäre zu wünschen, dass er für viele unserer angehenden Prediger selbst Muster würde.

Ganz vorzüglich haben unter den Predigten die *sechste:* wie wir das Heilige mittheilen sollen, ohne es zu entweihen, und die zwölfte: die Liebe hört nimmer auf, des Rec. Beyfall. Die Homilien unterscheiden sich nur dadurch von den Predigten, dass die Eintheilung nicht angegeben ist, und sie könnten eben so gut mit jenen denselben Namen führen. Die erstere hat nicht einmal einen etwas längeren Abschnitt der Bibel zum Text, sondern den einzigen Vers Matth. 16, 26, nur dass sich der Vf. die nicht zu tadelnde, aber auch nicht ganz ungewöhnliche Freyheit nimmt, damit eine andere Stelle, nämlich Luc. 9, 25, zu vergleichen. Die vier über die Geschichte vom verlohrnen Sohn, Luc. 15, sind vortrefflich.

Auch von den Anreden haben einige fast ganz die Form von Predigten; die Art aber, wie das Specielle in jedem einzelnen Fall, (denn es sind Casualreden,) benutzt ist, würde ganz gelobt zu werden verdienen, insonderheit wegen der Zartheit, womit die besonderen Umstände berührt sind, wenn nicht der Vf. doch noch zu sehr in den leider! zu gewöhnlichen Fehler verfiele, die Umstehenden zu auffallend zu loben, welches vorzüglich bey der Trauungsrede in der Familie L. geschehen ist. Die Rede am Sarge eines hoffnungsvollen Jünglings (die den Beschluss macht,) muss grosse Wirkung beym Anhören gemacht haben, wenn ein guter Vortrag im Äusseren den Redner unterstützt hat.

Über die theoretischen Lehren unserer Religion scheint der Vf. mehr nachgedacht zu haben, als es viele Lehrer der jetzigen Zeit thun; er hat aufgeklärte, und keine oben abgeschöpfte Begriffe derselben, wovon unter anderen die Homilien über den verlohrnen Sohn besonders zeugen. Doch würde er in der dritten über die Sündenvergebung noch richtiger gesprochen haben, wenn er bedacht hätte, dass nach dem gewöhnlichen Kirchensystem die Verschlimmerung unserer sittlichen Natur als die vornehmste Strafe der Sünde angesehen wird, und dass die Erlassung *dieser* Strafe hauptsächlich in der Sündenvergebung in Betrachtung kömmt.

In der guten Schreibart des Vfs. hat Rec. nur einige kleine Flecken bemerkt. S. 136 sagt er z. B. *erfrühe diese Zeit nicht*, für, bringe sie nicht zufrühe hinein, S. 172 nennt er Personen, die einen übeln Ruf haben, *übelberufene*, und S. 126 kömmt eine Apostrophe an den menschlichen Leib vor, die schwerlich Jemand in einer Predigt gut finden kann.

Dfr.

Königsberg, b. Nicolovius: *Amtsvorträge bey gelegentlichen Vorfällen* von *George Collins*, Prediger der evang. reform. Gemeinde zu Riga. Drittes Bändchen. 1807. 382 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.) Viertes Bändchen. 1807. 378 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Auch unter dem Titel: *Erinnerungen an grosse und wichtige Wahrheiten bey frohen und traurigen Vorfällen* von *G. Collins*, I u. II Bändch.

An früher herausgegebenen Vorträgen des Hn. *Collins* hat man eine zu blühende Schreibart getadelt; dieser Fehler findet sich aber in der vorliegenden Sammlung nicht. Nur bemüht sich der Vf. zu sehr, seine Empfindungen auszudrücken, welches so schwer ist, und ihm nicht immer gelingt. Die Perioden sind zu lang, in ihnen sind zu viel und zu abstract gedachte Sachen zusammengedrängt, so, dass man die Popularität vermisst, die in solchen Vorträgen auch dann herrschen muss, wenn sie vor einer noch so gebildeten Versammlung gehalten werden. Dafür aber wird man überall ein Bemühen, das zweckmässigste, das den Umstand angemessenste, zu sagen, und selbst kleine Vorfälle für den grossen, heiligen Zweck des christlichen Lehramts zu benutzen, mit Vergnügen gewahr. Man wird es z. B. gewiss loben, dass der Vf. auch in *seiner* Kirche an dem Tage, da in einer anderen an seinem Orte die Gedächtnissfeyer auf den seel. Dankwarth und die Introduction seines Nachfolgers, des Hn. Gene-

ralsuperintendenten Sontag vorgenommen wurde, seinen Zuhörern den Gedanken an diese Feyerlichkeit nützlich zu machen suchte. Mehrentheils ist auch die Art, wie solche Veranlassungen benutzt werden, vortrefflich, und dass der Verf. nichts von einer grämlichen Seite ansieht, in allem etwas Gutes, in allem Aufmunterung zur Tugend findet, wenig, und immer mit Feinheit tadelt, nimmt sehr für ihn ein. Aber sollte er sich nicht selbst sagen, dass er zuweilen über die Gebühr gelobt habe, mehr als der christliche Prediger es soll, der immer das noch nicht ganz erreichte Ziel der Vollkommenheit seinen Zuhörern vor Augen stellen muss? Sollte es zu billigen seyn, wenn z. B. in dem ersten Vortrage bey der Trauung eines Paars, dessen erste Ehen geschieden waren, weil beide sich schon vor ihrer ersten Verheyrathung geliebt, und sich mit einander zu verehligen gewünscht hatten, dieses Verhalten gutgeheissen, und im Tone des Jubels darüber gesprochen wird, dass alles so gut gelungen, und die Seelen, die für einander gehörten, zusammengekommen seyn? Rec. vermisst hier die Zartheit des Gefühls, denernsten, religiösen, auch bürgerliche Ordnung ehrenden Sinn, und die Zurückhaltung des Urtheils über andere, welche Religionslehrer sich zu eigen zu machen suchen sollten, und woran es dem Vf. sonst gar nicht fehlt.

Übrigens sind in dieser Sammlung sieben Kanzelvorträge, von welcher die Pfingstpredigt ganz des Rec. Beyfall haben würde, wenn nicht der Hauptsatz: *Die Pfingstfeyer eine höhere Feyer der Natur*, erst eine Erläuterung bedurft hätte. Die Bußtagspredigt, *dass sich alle gegenwärtigen Zeitumstände zur Beförderung einer allgemeinen Sittlichkeit vereinigen*; und die Einweihungs-Predigt, welche *Empfindungen und Vorsätze gebildeter Gottesverehrer beym Anblick einer grossen religiösen Versammlung* enthält, sprechen ganz den wohlwollenden, edeln Sinn des Vfs. aus. Die übrigen achtzehn Vorträge bey Trauungen, Taufen, am Krankenbette und bey Beerdigungen gehalten, sind gewiss denen, welche sie zunächst angingen, ein angenehmes Geschenk, und können mehrentheils in der Art, wie an kleine specielle Umstände, allgemeine religiöse Gefühle und Vorsätze anzuknüpfen sind, zum Muster dienen.

Dfr.

KLEINE SCHRIFTEN.

Homiletik. *Dessau*, b. Heybruch: *Kurze Entwürfe gehaltener Predigten* von *C. F. W. Böttger*, Hofprediger zu Dessau. 1806. 8. (8 Gr.). „Zunächst für meine Zuhörer bestimmt, überhaupt zum Besten der Erwerbschule verkauft." So lautet der Schutzbrief, welchen, statt der Vorrede, Hr. *Böttger* seinen auf drey Bogen gedruckten 24 Predigtentwürfen gegen eine strenge und wissenschaftliche Beurtheilung vorangestellt hat. Und diese Entwürfe können auch einer solchen Entschuldigung nicht wohl entrathen. Denn einem grossen Theile derselben fehlt die logische Richtigkeit, andern die Deutlichkeit im Ausdrucke, mehrere haben keine richtige Bestimmung des Hauptbegriffs, bey verschiedenen ist die Erklärung des Textes in die Theile gekommen, bey vielen sind allgemeine Predigerformeln z. B. die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes u. s. w., oder Liederverse mit abgedruckt. Wir wollen zum Beweis für unser Urtheil die erste Disposition des Hn. *Böttg.* anführen. „Text 4 B. Mose 11, 29. Darnach die Betrachtung: dass eine allgemeine Begeisterung für Religion und Tugend allezeit wünschenswerth sey. Hierbey erwägen wir 1) den Inhalt. 2) Die Wichtigkeit. 3) Die mögliche Erfüllung dieses Wunsches." Hr. *Böttger* hätte aber richtiger, nach seinem Thema, auf folgende Art disponiren sollen. 1) Worin besteht eine allgemeine Begeisterung für Religion und Tugend?. 2) Was macht diese Begeisterung wünschenswerth? Hr. *Böttger* verspricht zwar nach seiner Abtheilung im ersten Theil den Inhalt des Wunsches anzugeben, aber er sagt nur davon folgendes: „Begeisterung ist der Zustand einer grösseren Lebhaftigkeit und regern Wirksamkeit der geistigen Kräfte im Menschen — ohne welche nichts Grosses und Vorzügliches zu Stande kömmt — und eine religöse Begeisterung ist ein heiliger und wünschenswerther Zustand. 1) Schon Moses wünscht sie seinem Volke. 2) Grössere Allgemeinheit erhält der Wunsch auf Christen angewendet. 1 Timoth. 2, 4." — Der Begriff einer allgemeinen Begeisterung für Religion hätte durchaus entwickelt, es hätte gezeigt werden sollen, wie sie sich von Religiosität überhaupt, und wie sie sich von Schwärmerey unterscheide. No. 3 gehört nicht als ein Theil zum Thema, sondern in die Anwendung. — Bey allen Mängeln dieser Predigtentwürfe, wünschen wir ihnen doch um des guten Zwecks willen, den sie befördern sollen, vielen Absatz. Vorsteher von theologischen Seminarien, können sie ihren Seminaristen zur Beurtheilung in die Hände geben, und Prediger werden doch auch mehrere gute Dispositionen darin finden, welche sie bey ihren Vorträgen benutzen können.

Oe. m. r.

Kinderschriften. 1) *Altona*, b. Hammerich: *Neue Fibel für Anfänger im Lesen, besonders für die Jugend in der Altonaer Waisen- und Armenschule*, von *I. C. Möller*, Katechet und Ökonom in gedachter Erziehungs- und Lehranstalt. 1805. 80 S. 8. (2 gr.)

2) *Leipzig*, b. Fleischer d. J.: *Kleine Geschichten und Erzählungen für Kinder zur Bildung des sittlichen Gefühls und Urtheils* (Auch unter dem Titel: *Erste Vorbereitung für Kinder* 2tes Bändchen) sowohl zum Gebrauch beym öffentlichen als häuslichen Unterricht, von *J. A. E. Löhr*. Zweyte verbesserte Auflage. 1806. XVI und 312 S. 8. (16 gr.)

3) Ebendas.: *Materialien zur Erweckung und Übung des Verstandes und der Urtheilskraft der Kinder* (Auch unter dem Titel: *Erste Vorbereitung für Kinder* (3tes Bändchen), sowohl zum Gebrauch beym öffentlichen als häuslichen Unterricht, von *J. A. E. Löhr*. Zweyte verm. Aufl. 1806. XVI und 256 S. 8. (16 gr.)

4) *Magdeburg*, b. Keil: *Vermischte Aufsätze für Kinder zum Declamiren und zur Beförderung guter Gesinnungen*, von *J. H. Grevenhorst*, Cantor und Lehrer an der altstädtischen Bürgerschule zu Brandenburg an der Havel. 1806. IV und 152 S. 8 (10 gr.)

Für nichts wird so häufig gesorgt, als für die intellectuellen und moralischen Bedürfnisse der Kleinen. Da fast jeder Kinderautor versichert, dass solche neue Lehr- und Hülfsbücher noch nicht in zu grosser Menge vorhanden wären, und da er dabey auf seine Erfahrungen und Bedürfnisse provocirt, so darf es der Kritiker nicht wagen, als Zweifler aufzutreten. Diess soll auch in Ansehung des prätendirten Nutzens der gegenwärtigen Kinderschriften um so weniger geschehen, da sie sämtlich durch einige Originalität ausgezeichnet sind. In der Fibel No. 1 sind die nach dem Alphabet gewählten und erklärten Wörter als ein zweckmässiges goldenes A. B. C. zu betrachten, und die beygefügten Erzählungen und Belehrungen der Fassungskraft der Kleinen angemessen. Den Verstandesübungen, welche die *Materialien* des für die liebe Jugend gar zu reichlich sorgenden Hn. *L.* No. 3 enthalten, geben wir den Vorzug vor den *kleinen Geschichten* No. 2, welche uns gar zu ermüdend einförmig und mitunter sehr schleppend vorkommen. Sollten die *Aufsätze zum Declamiren* No. 4 recht brauchbar werden, so musste durch Zeichen oder ausgezeichneten Druck für die Erleichterung der Declamation gesorgt werden, wovon aber hier keine Spur zu finden ist. In dem Vers S. 16:

„Ha, ein allerliebster Knabe!
„Wie gefühllos war sein Herz!"

sollte der *allerliebste* Knabe Hans mit einem Denkzeichen versehen seyn, damit das Kind sogleich die bittere Ironie erkenne, und das *allerliebster* gehörig zu betonen wisse. Wenigstens sollten solche Erleichterungsmittel im Anfang nicht fehlen. Fast scheint es, Hr. G. habe mehr auf die „Beförderung guter Gesinnungen" woran es in Büchern keineswegs mangelt, gesehen. Dass die aufgenommenen Stücke grösstentheils ungedruckte sind, ist zu loben.

—R—

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 JUNIUS, 1807.

LITERATURGESCHICHTE.

GOTHA, in d. Keil'schen Buchhandlung: *Abälard und Dulcin. Leben und Meinungen eines Schwärmers und eines Philosophen* (umgekehrt sollten sie stehen; Abälard ist der Philosoph, Dulcin der Schwärmer). Von *Friedrich Christoph Schlosser.* 1807. VI u. 217 S. 8.

Es giebt Personen in der Geschichte, die, interessant lurch die Schicksale ihres Lebens, durch eine seltsane Verkettung von Leiden und Streben, von Wollen ind Thun, früh und stets den Blick auf sich zogen, und on Freunden und Feinden, von Bewunderern und Jeidern, von Historikern und Dichtern dargestellt vurden, so dass endlich ein jeder ein Bild von ihnen ait sich herumträgt, das keinem andern und am weigsten dem Originale gleicht: zu diesen Personen gehört Abälard. Jeder kennt ihn, jeder hat wenigstens on ihm gehört; aber sein unglücklicher Liebeshandel t bekannter, als das, welches ihn gross macht. Gross flegt er Allen zu seyn; Einigen wegen seiner Lehre, er Tiefe seines Geistes, des Umfangs seiner Kenntnisse (für ein solches Zeitalter); Anderen sogar wegen einer Liebe; Manchem mag er ein schlauer Verführer scheinen, während Viele ihn als ein Ideal männliher Tugend anzusehen geneigt sind. — Es giebt Anere, die, wiewohl sie werth wären fort zu leben im ndenken der Menschen, den langen Schlaf schlafen, nbekannt und unbedauert, weil sich Keiner fand, der ihig gewesen wäre, ihre Grösse, die Stärke ihrer See: zu schätzen, zu würdigen, und ein Bild von ihnen u entwerfen für spätere Geschlechter: Zu ihnen gehört, gewissermassen, Dulcino. Wer kennt ihn? Wer ennt ihn weiter, als dem Namen nach, oder etwa, egen seiner Lehre, aus dem Verzeichnisse der Ketzer? Venige möchten unterrichtet seyn von der Festigkeit, iit welcher er an seinem Glauben hielt, von dem hoen Muthe, mit welchem er ihn vertheidigte, von der nerschütterlichen Standhaftigkeit, mit welcher er dair duldete, von der Begeisterung, wodurch er seine chüler zu jener Mannhaftigkeit zu entflammen wusste, ie mit ihm Alles zu dulden, Alles zu wagen, bereit war, m zu erhalten, was ihnen das Heiligste schien. Herr *chlosser* verdient daher gewiss unsern Dank, dass er unternommen hat, diese beiden Männer so zu zeichen, wie sie waren, ohne nach eigener Phantasie und Villkühr zu ergänzen, wo es fehlte, oder zu ändern, o sie ihm nicht gefielen. „Ich stand lange an, sagt er bescheidene Vf., meine Ansicht Abälards und seier Philosophie dem Publicum mitzutheilen, bis ich ihe, dass falsche, oder eigenmächtig Abälarden angedichtete Sätze selbst von denen, die ihn besser hätten kennen sollen, als seine Meinungen angenommen wurden. Da bedachte ich mich nicht länger, und erwartete, dass auch ein unbedeutender Beytrag, einen so grossen Mann und seine Zeit zu kennen, willkommen seyn werde. — Dulcin wollte ich nur darstellen, wie er, während der kurzen Zeit seines Lebens handelte; auf eine genauere Untersuchung seiner Lehren liess ich mich nicht ein; denn ich glaubte nicht im Stande zu seyn, aus dem Wenigen, was wir von ihm wissen, heraus zu finden, welche einzelne Sätze des Christenthums er glaubte, oder verwarf, und wie er sie widerlegte. Was Abälard angeht, so glaubte ich mich ganz an seine Schriften halten zu müssen, weil die nach ihm Lebenden, welche über ihn geschrieben haben, ihn selten richtig verstanden." (Gut! *so* spricht Abälard von sich, so zeigt er sich: nun mag ein jeder aus ihm machen, was er will, und, nach seinem eigenen Gewissen, darf!) Hr. *Schlosser* scheint noch ein junger Mann; wenigstens tritt er, so viel Rec. bekannt ist, zum erstenmal auf die Schriftstellerbühne. Man muss sich freuen, bey ihm diesen reinen historischen Sinn zu finden, um so mehr, je seltener es wird, lieber wenig zu geben, was gewiss, als Vieles, was nur erräsonirt und erschlossen oder erdichtet ist. Sein Buch ist im Ganzen wohl gerathen, und erregt, weil es „die Frucht weniger Nebenstunden ist," noch grössere Hoffnungen von dem Vf. Darum mag hier Einiges bemerkt werden, das man sonst leicht übersähe; nur das Bessere wird streng beurtheilt.

Der Styl ist noch nicht überall, wie er seyn könnte, und seyn sollte; er hat Wendungen und Flickwörter; die Partikelconstruction benimmt hin und wieder dem Fortgange die Raschheit, besonders im Anfange. So heisst es in der Einleitung: „*Zwar* will ich nicht läugnen, dass die innere Grösse der Seele kein Gegenstand der Darstellung werden kann, *weil* sie eine Idee des Lesers ist, und *also* vielmehr voraussetzt, dass er im Stande sey gross zu denken, als dass der Schriftsteller gross zu zeichnen vermöge. *Gleichwohl* kann auch der schärfste Geist nicht leicht die wahrhaft grossen Thaten von denen, die es nur scheinen, unterscheiden, wenn ihm nicht Jemand vorarbeitet, der die Thatsachen selbst in ein richtiges Licht stellt. (Den ersten Satz versteht Rec. nicht recht; der zweyte dürfte schwerlich richtig seyn. Wie unterscheidet denn der Erste, dem noch Keiner vorgearbeitet hat, die wahrhaft grossen Thaten von den scheinbaren? Schärfer als der schärfste ist doch kein Geist. Auf jeden Fall ist der Sinn etwas unbestimmt ausgedrückt.) Diess ist der Grund, warum ich das Andenken der Männer,

deren Leben diese Bogen enthalten, zu erneuern gedenke: *Zwar* haben sie wenig Ähnlichkeit; sie lebten zu ganz verschiedenen Zeiten; *allein* mir schienen beide von der Seite, von welcher sie Bewunderung verdienen, am wenigsten bekannt zu seyn. Abälard ist *freylich* als Dialektiker am bekanntesten; *allein*.... Dulcin war ein Schwärmer, *allein* u. s. w." Dem Historischen fehlt es noch etwas an Objectivität, oder, (wie will man es nennen?) an Abgeschlossenheit, an Gerundetheit in sich selbst: es ist noch zu abhängig vom Vf., auch, wenn er sich nicht hineinschiebt, wie mit „man verstehe mich recht" S. 16. Auch ist die Sprache für das Historische nicht gewichtig genug, grossartig und nachdrucksvoll, kräftig auftretend und gediegen, wie die Historie sie will. Aber lebendig ist sie, und nicht ohne Kraft, rein, klar, einfach, ungekünstelt, gleichmäfsig und nur selten sinkt sie ein wenig. Sie wird besser, wie der Verf. in seinen Gegenstand hineinkommt.

Zur Geschichte *Dulcino's* ist besonders Muratori benutzt, aber nicht allein. Wenn Er weniger bekannt ist als Abälard: so ist möglich, dass Einige unsrer Leser zum erstenmal von seiner *Margareta* hören, die nicht unwürdig der *Heloise* zur Seite steht, wenn es ankommt auf die Grösse der Seele, auf den Adel der Gesinnung. Dulcino wurde im Mailändischen geboren; wegen eines Knabenstreichs entfloh er aus Italien; in Trident eröffneten ihm Mönche aus der Bulgarey (wo bekanntlich der Manichäismus festen Sitz genommen, als Alexius, der erste Komnene, seine Bekenner, die vom Basilius in das thracische Gebirge verpflanzt waren, dort durch Güte und Gewalt zur Einheit des Glaubenszwang) den Sinn der heil. Schrift und der Manichäischen Lehren. Von Unwillen ergriffen über den Zustand der Kirche, fing Dulcino bald darauf an, mit dem Feuer alter Propheten, die er liebte und studirt hatte, zu lehren und zu predigen. Er gewann Aller Herzen. Ausser vielen anderen Menschen nahm „das schönste Mädchen in und um Trident, *Margareta*, seine Lehre mit Freuden an, und verharrte dabey im herben Leiden, selbst im Tode. Beide liebten sich mit brüderlicher Liebe, vorsichtig und keusch." Gezwungen Trident zu verlassen, wurde Dulcino von seiner schönen Schülerin begleitet, nach Tirol, nach der Lombardey. Da hatte *Gerhard Sagarelli* vorgearbeitet: Dulcino wurde Oberhaupt seiner zahlreichen Gemeinde. Hohe Begeisterung war seine Lehre, aber seine Weissagungen sind nicht in Erfüllung gegangen; sie waren gegen den Geist ächter Prophezeyhung zu speciell. „Das Schweben des Geistes (sagt Hr. *Schl.* in der Sprache der Begeisterten, und es mag zeigen, wie gut er sich auszudrücken weiss), welches entsteht, wenn auf der einen Seite der göttliche Geist uns hinauf, auf der anderen der Körper zur Erde herabzieht, will auch nur schwebend ausgedrückt seyn, und der Prophet, der bestimmter spricht, wird sein eigener Ausleger, und kann also auf alle Abwege gerathen, auf welche Ausleger zu gerathen pflegen." Dulcino und seine Margareta wurden zweymal von ihren Verfolgern ergriffen; sie entkamen dadurch, dass sie Allem entsagten, was in ihrer Lehre dem christlichen Glauben widerstritte. Das that, nach ihrer Meinung, nichts. Dalmatiens Gebirge gaben ihnen einen Schutzort; Briefe und Apostel verbreiteten die Lehre des Friedens und der Barmherzigkeit. Die Einladung eines Freundes führte sie nach Italien zurück, nach Kampertolio, in einem Thale an den Ufern des Sessia. Die Alpenbewohner, (immer geneigt zu geheimer Lehre und verborgenen Gesellschaften,) zogen zu Tausenden zu Dulcino. Er fand keine Ruhe vor Nachstellungen und Hinterlist. „Überzeugt, dass der Mensch, dem man eine einsame Wohnung, wo er Keinen betrübt, versagt, gegen die Gesellschaft, die ihn ausstöfst, keine Pflichten mehr habe, änderte auch er, und mit ihm seine Anhänger ihr Betragen," um für ihre gute Sache nicht geringeren Eifer zu beweisen, als ihre Feinde für die schlimme. Bewaffnet begab sich Dulcino, wiewohl seine Lehre Blutvergiessen verbot, mit 3000 der Seinigen auf einen hohen, steilen, mit Abgründen umgebenen Berg. Es ist interessant zu lesen: wie sich hier die Zahl seiner Anhänger täglich mehrt, anbauet, sich Unterhalt verschafft, während die Frauen unter Margaretens weiser Leitung standen; wie Bischoff Raynerius von Vercelli Tausende unter die Fahnen des Glaubens versammelte, und „den verworfenen Feinden desselben" Krieg schwören liess bis zur Ausrottung; wie Dulcino die Gefahr mit weiser Vorsicht vermied, auf hohe, öde Berge zog, von Menschen angegriffen ward, sie besiegte, dann von Schnee und Eis eingeschlossen, viele der Seinigen den Hungertod sterben sah, und niemals mit seiner Margareta wankte, aufrecht erhalten durch den Gedanken, zu überleben und Gottes Sache zu verfechten; wie die unermüdliche Arbeit jener Menschen durch Schnee und Eis, und über jähe Felsen hinweg, sich einen Ausweg bahnte; wie sie den Berg Zebello erreichen, Tivelli angreifen, und wie die edle Aufopferung von 38 muthvoll fechtenden Männern aus ihrer Schaar den übrigen Leben und Beute rettet! Endlich, nach ungeheuerer Anstrengung, nach unsäglichen Mühseligkeiten, nach mehreren Siegen, durch kühnen Muth, von weiser Klugheit geleitet, errungen, (auch die Frauen in Männerkleidung, angeführt von Margareta, nahmen Antheil an dem Streit,) nachdem Viele der Ihrigen gefallen waren, und die Anderen ringsher abgeschnitten von der Welt, ihr Leben nur fristen konnten durch Kräuter und Wurzeln, oder durch die Leichname ihrer Erschlagenen — endlich, nachdem das kleine, verlassene, abgezehrte Häuflein mehrere Monate hindurch allen Schrecklichkeiten des Lebens getrotzt, und der Welt gezeigt hatte, was der Mensch vermag, wenn sein ganzes Wesen Eins ergriffen hat — endlich unterlag es nach einem verzweifelten Kampf am Charfreytag 1307. Dulcino und Margareta hatten das Unglück lebendig in die Hände ihrer Feinde zu fallen. Aber weder Lockungen und Versprechungen, noch die gräulichsten Martern, mit welchen Menschen gequält werden können, vermochten über sie, treulos gegen eine Lehre zu werden, die sie gepredigt hatten, und für welche so viele standhaft gefallen waren. Dulcino tröstete die geliebte Schwester im Tode, und wiess sie dahin, wo kein Schmerz ist; dann gab er selbst den Geist auf, ruhig und gleichmüthig.

Das ist eine kurze Skizze dieser Darstellung: sie

mag reizen, das Ganze zu lesen. — Der letzte Satz sollte fehlen, oder früher hinein verwebt seyn: die Reflexion thut, nach des Rec. Gefühl, nicht wohl. Wer in dem Tode der beiden Begeisterten nicht die Herrlichkeit ihrer Lehren, wie sie in ihnen lebte, fühlt: über den sieht man besser hinweg.

Der bey weitem gröfsere Theil dieser Schrift ist *Abälarden* gewidmet. Der erste Abschnitt enthält *Abälard's* persönliche Verhältnisse. Sie sind ganz nach der *Historia calamitatum suarum* erzählt; aber die Erzählung ist nicht blofs Übersetzung. Was rhetorische Ausschmückung, überhaupt, was unwichtig zu seyn schien, ist weggestrichen; dahingegen ist hin und wieder etwas eingeschoben, was Zusammenhang und Deutlichkeit nothwendig machte. Das Ganze ist gleich geblieben. Nur ein Paarmal vermifst man etwas. So heifst es (S. 82, wo zugleich eine Note in den Text gekommen ist): „ich kehrte in das Paraklet zurück, und lud Heloise mit einigen Nonnen, welche noch bey ihr waren, in das Bethaus ein." Wer nun aber nicht weifs, dafs er nur auf eine kurze Zeit da war, und dann wieder nach St. Gildas ging, der möchte meinen, er sey im Paraklet geblieben, und dann das Folgende nicht begreifen. Zur Ergänzung sind ein paar Briefe angehängt von Berengar, Abälards Schüler, und von Petrus Venerabilis.

Die zweyte Abtheilung ist überschrieben *Abälards Philosophie;* in verschiedenen Abschnitten wird über Abälard's Meinungen von Gott und Welt, vom Christenthum und Glauben, von einzelnen wichtigen Lehren desselben, von der Dreyeinigkeit, der Erbsünde, der Erlösung — lehrreich geredet. Hr. *Schlosser* zeigt sich hier als einen gebildeten, wissenschaftlichen Denker; er giebt nicht etwa kahle, wörtliche Auszüge aus Abälard's Schriften, sondern den Geist seiner Lehre, d. h. (denn was könnte es anders heifsen?) er giebt *seine* Ansicht von Abälard's Philosophie. Wenn man auch zuweilen anderer Meinung seyn möchte, so wird doch ein jedergern gestehen, dafs sich diese Ansicht auf Kenntnifs von Abälard's Schriften gründet; und die gute Ordnung, in welcher sie dargelegt wird, zeigt, dafs Ab's System klar vor Hn. *Schl.* Seele steht. — Ein Auszug läfst sich nicht geben, und wozu sollte er dienen? Aufs Disputiren aber, wenn wir uns auch dazu gereizt fühlten, dürfen wir uns hier nicht einlassen.

Die dritte Abtheilung endlich giebt eine Probe von Ab's Art, zu exegesiren, um ihn als philosophischen Erklärer der Bibel zu zeigen: es ist ein Auszug aus der *expositio in hexaemeron*, dem Hr. *Schl.* eine Einleitung vorausgeschickt hat. — „Sollte diese Schrift, sagt Hr. S. in der Vorrede, Aufmunterung und Beyfall finden, so würde ich bey mehr Musse den Scholastikern einmal einen gröfseren Fleifs widmen, und die vorzüglichsten unter ihnen, in kurzen Abhandlungen, aus ihren Werken bekannter zu machen suchen." Wer wird nicht mit dem Rec. wünschen, dafs Hn. *Schl.* bald diese Musse vergönnt werden möge, damit er dieses Versprechen erfüllen könne! n. w. f.

SCHÖNE KÜNSTE.

HAMBURG u. MAINZ, b. Vollmer: *Parthenäis* oder *die Alpenreise*, ein idyllisches Epos in neun Gesängen von *Jens Baggesen*. Mit 6 Kpfrn. Ohne Angabe der Jahrzahl. Taschenformat. 364 S. Zweyte unveränderte Aufl.; ebenfalls ohne Angabe der Jahrzahl und in dem nämlichen Format. 364 S. (2 Thlr. 8 gr.)

Die Parthenäis erschien nach den berühmten Dichterwerken *Voss's* und *Goethe's*, die, ihr ähnlich am Umfange, in dem nämlichen Sylbenmasse, uns ebenfalls Personen und Begebenheiten aus dem Kreise des Privatlebens vorführen, und zufolge der Aufschrift: idyllisches Epos, könnte man wenigstens ein der Vossischen Luise sehr analoges Kunstwerk in ihr erwarten: allein der Beurtheiler darf nicht beide aus dem nämlichen Gesichtspuncte fassen. Wiewohl sie einzelnes enthält, dem das Beywort *idyllisch* zukommen dürfte, anderes, worin sich wenigstens der Anspruch darauf verräth: so ist doch die Benennung *Epos* die wesentlichere Bezeichnung. Nicht in die Umgebung häuslicher Ruhe und Behaglichkeit stellt der Dichter seinen Helden, und interessirt uns nicht blofs für dessen Persönlichkeit und für das Ziel seines Wunsches, die Verbindung mit einem geliebten Gegenstande. Eine Wallfahrt zu der Jungfrau, der Alpe dieses Namens, ist das Thema des Gedichts; und wiewohl die Reise nur Begeisterung für die grofsen Naturscenen zum Beweggrunde hat, und der Personen wenige sind: so wird sie doch unter mancherley Schwierigkeiten und Gefahren, mit bedeutender Anstrengung ausgeführt: daher der Held des Gedichts als Führer und Held einer wirklichen Unternehmung erscheint und vornehmlich durch diese interessirt. Die Aufgabe nähert sich also schon ihrer Natur nach, der des heroischen Epos; aber sogar das mythologische Wunderbare, das bisher der höhern epischen Poesie, oder wenigstens solchen Dichtungen, vorbehalten schien, die ihren Stoff aus der Vorwelt entlehnen, hat der Dichter, ohne es dabey eigentlich auf eine komische Parodie abzusehen, einer ganz unseren Zeiten und Sitten angehörenden Erzählung anzueignen gesucht. Ein nationales Interesse konnte die auf wenige Individuen beschränkte Begebenheit an sich nicht haben; allein nicht zu gedenken mancher Hindeutungen auf den Geist, die Sitten und die Lage der Bewohner des Landes, mufs es hier dem Schauplatze der Handlung selbst entspriefsen, dessen Verherrlichung aber auch dem Dichter, wo nicht der vorherrschende, wenigstens der zugeordnete Zweck ist; so, dafs sein Gedicht eben sowohl der beschreibenden Gattung angehört, als der erzählenden. Alle diese Intentionen, ohne gegenseitigen Abbruch, in durchgängige Einstimmung zu bringen, ist, wie man gestehen mufs, dem Vf. nicht gelungen: aber ein hohes dichterisches Verdienst glänzt dennoch von mehreren Seiten in seinem Werke. Nicht mit glücklichen Vorbedeutungen eröffnet sich das Gedicht; dem Vf. hat ein Humor misgeleitet, vor dem die naive Grazie flieht, indem er ihr zu sichtbar nachgeht. Die ängstliche Zurückhaltung der Frauen über ein ganz unschuldiges Anliegen, und das Gepräng mit ihrer Decenz, bey der, wie sie doch irrig wahnen, unbelauschten Ausführung ihres Vorhabens, die casuistische Beleuchtung des Gewissens- und Ehrenpuncts, und die doch etwas geräuschvolle Munterkeit in der Nähe des schlafenden Begleiters — alles dieses ist mehr gemein, als idyllisch.

Auf einen Anstoſs anderer Art treffen wir bald darauf, da uns der Dichter über die vorkommenden griechischen Götter orientirt, über die wir freylich einige Rechenschaft verlangen. Verbannt kann man sie kaum wünschen, da er sich ihrer mehrmals zur Belebung seiner Darstellungen so trefflich zu bedienen weiſs. Und was kann uns ein Dichter durch eine glückliche Erfindung nicht glaublich machen? Die Götter Griechenlands haben statt ihrer verlassenen Sitze die Schweizeralpen zur Wohnung erwählt; diese Angabe liegt zum Grunde. Ihr, gemeinen Augen unbemerkter, aber doch fortdauernder Antheil an den menschlichen Angelegenheiten, war nun auszumitteln und zu bestimmen. Da sich aber unser Vf. darin gefällt, zugleich Lucian und Homer seyn zu wollen, und zwischen Ironie und poetischem Ernste der Fiction schwankt, so leidet darunter die Haltung. Das Gedicht hebt sich mit der Beschreibung der Fahrt auf dem Thuner See zu seiner eigentlichen Höhe. Den Schiffenden kündet sich bald ein Sturm an, er naht, er erheischt die ganze Geistesgegenwart und Kühnheit des Helden; in der Erzählung ist alles Leben und fortschreitende Bewegung, mit einer heiteren Ruhe und Würde der Darstellung gepaart, ganz im Style der alten epischen Poesie; und gleiches Lob verdient bey mannichfaltig wechselnden, zum Theil anmuthigen Scenen, der darauf folgende Gesang. Im siebenten bringt der Dichter die Reisenden an einen Felsschlund. Nordfrank trägt — diese einzige Auskunft war übrig — die Schwestern auf einem schmalen Klippenrande hinüber; mit der älteren gelang das Wagstück; aber für die jüngste, die Geliebte, in seinen Armen fängt er an zu zagen; er kömmt

Bis zum entsetzlichen Ort, wo mit einmal gähnte der Abgrund
Tiefer als je, so schiens dem Erbebenden, wo nur ein Fuſssteig
Lockres Gesteins ihn trug, und den Schatz des getragenen Himmels.

Aber auf dem Schreckhorn haust, wie uns der Dichter erzählt, ein schrecklicher Dämon, Schwindel genannt.

Zum erstenmal nun erblickt' er,
Bleich, die Riesengestalt des entsetzlichen, welche hinabsank.
Gleichwie des Donnerers Aar — —
So, und noch schrecklicher schwebt' ihm heran das dunkele Scheusal
Haltend in grimmigen Klauen ein Schild unendliches Umfangs,
Blickanziehendes Drohns, hohlrund, voll Greuelgestalten.
Sieh! denn es kehrte sich drin dem gezogenen Blicke die Felswelt
Unten zu oben, verworrenes Grauns, und gigantischer Dehnung
Spiegelte graſser zurück das gräſsliche jedes Entsetzen.
Himmel gehoben erschien ihm die Höll' und zur Hölle gesunken
Unter der Erd' entgleitendem Rund der erhabene Himmel;
Und auf die Spitzen des Haars stand starr, sich selber ein Greuel,
Schon beym Fuſs vom Tode gefaſst, der taumelnde Seher.

Diese abgerissene Stelle aus dem erhabenen Gemälde, worin der Dichter das Kühnste wagt, was er darf, wird dem Leser die Versicherung schon hinlänglich bekräftigen, daſs in den ernsteren Partien des Gedichts, auch bey gemäſsigterem Schwunge, durchgehends Würde und Kraft herrscht. Der Vf. ist in Hinsicht der poetischen Malerey über andere im Vortheil, als Sänger einer Reise; aber er versteht auch ganz, wie er ihn behaupten soll. Er webt nicht selbst als Wortführer die Schilderung vorliegender Naturscenen episodisch ein; er stellt nicht die müſsigen Personen des Gedichts empfindsam betrachtend hin. Ihre wirklichen Schicksale lesen wir in der lächelnden oder drohenden Miene der Natur; ja sie selbst wird zum mithandelnden Wesen; der Held, jugendlich feurig, unternehmend, männlich stark und edel, ein Liebender und ein Dichter, ist ganz geschaffen, mit ihr im Verkehr zu treten; und sie kömmt ihm in mythischer Belebung entgegen. Wo die Götter unsers Dichters in der Natur walten, da befreunden wir uns leicht mit ihnen, indessen uns sein Hermes mit der lustigen Intriguenrolle mitten unter den modernen Menschen etwas bizarr vorkömmt. Der Sänger verschmilzt also, wie wir bemerkt haben, Handlung und Beschreibung. Er hat genug der Anläſse in die wechselnden Umstände der Reise und in das Verhältniſs der Gefährten zu einander gelegt, um manche feinere Züge des Gemüths zu enthüllen. Bestimmt und vollständig ist der Charakter des Helden gezeichnet; die Rollen der Begleiterinnen sind nur untergeordnet; was bey der Darstellung der Weiblichkeit misslungen, ist schon berührt. In den letzten Gesängen, nach überstandner Gefahr, geht die Handlung in betrachtendes Weilen auf dem erreichten Standpuncte über, und die folgende kühne Abschweifung des Helden ohne die Begleiterinnen hält die Erwartung des Lesers hin, die nun noch auf den Rest der Entwickelung gerichtet ist. Reich und glänzend sind die Schilderungen, die uns der Dichter giebt, und Rec. möchte sie nicht missen; aber die Personen des historischen Gemähldes sind jetzt fast nur noch Staffirung der Landschaft, bis Nordfrank die Rückkehr antritt, alle sich wieder sammeln, und selbst die Anzahl sich mehrt. Doch auch der Schluſs, der endlich den Wunsch der Liebenden krönt, ist nach Rec. Gefühl, zu sehr als Skizze, mit zu wenig Wärme behandelt. Preis dem Ausländer, der unsere Sprache sich so ganz angeeignet, und es zu seiner und unserer Befriedigung erprobt hat, daſs sie, dankbar für den ihr gewidmeten Eifer, auch von ihm, wie von einem einheimischen Meister, ein gewisses Maaſs eigenthümlicher Bildung, und manche nicht verwerfliche Bereicherung annehmen konnte. Preis dem nicht geringeren Meister in der Mechanik und dem Wohllaute der Verse! Beides weiter aus einander zu setzen, fehlt hier der Raum. Manche Hexameter sind nur unrichtig aus der Hand des Setzers hervorgegangen; kleine Verstöſse wider die Grammatik aber hat, wie es scheint, der sprachgewandte Ausländer doch nicht vermeiden können. Eine Stelle merkt Rec. an, bey der man nicht sogleich während des Lesens nachhelfen kann. S. 78:

Hier saſs — der Herrscher im Donnergewölk, Zeus.
Heiterer Stirne, mit lächelndem Blick, in der Rechten den Zepter
Haltend, die Linke gelehnt auf das Knie der hohen Gemahlin,
Ruht ihm zu Füſsen der Adeler still, in den Klauen der Blitzstrahl.

Construirt der Leser nach der Grammatik, so findet er den Adler mit den Attributen des Zeus begabt, welchem zu Füſsen eben dieser Adler, und in dessen Klauen (des Zeus) der Blitzstrahl ruht. So heiſst es S. 238:

Der Blick voll zärtlicher Wehmuth, sprach er,

statt: den Blick.

hkr.

JENA,
gedruckt bey Johann Christian Gottlob Etzdorf
1807.

Monatsregister

vom

Junius 1807.

Verzeichniss der im Monat Junius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des Junius.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

